


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Vierter Jahrgang.

Monat Julius bis December.

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1831.





Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß.

Monat Julius bis December 1831.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 182. 1 Julius 1831.

Erinnerungen aus Korsika.

Das Banditenfrühstück.

(Fortsetzung.)

Wir traten in die Hütte, deren Thüre uns eine alte Anverwandte Galluchio's öffnete, eine Art Hausthier, die unruhig und erfreut zugleich schien, ihren Herrn wieder zu sehen. Galluchio schien eine Anwandlung von Rührung zu empfinden. „Drei Jahre sind es, daß ich diese Schwelle nicht wieder betreten habe," sagte er, indem er sich zu einem Lächeln zwang, das seine Empfindung verbergen sollte. Galluchio machte mit seiner alten Anverwandten einige Scherze und scheuchte mit einem Stampfen des Fußes und einem Iura di Dio einen alten Hund hinweg, der unter dem Kamin hervorgekrochen war und sich schmeichelnd ihm nähern wollte. Die Flinte seines Vaters hing an der Wand, wie eine alte Familienüberlieferung. Er nahm sie herab und ließ das Schloß einigemal losschnappen, gleichsam als eine Liebkosung, die man einem alten Hausthier zu erweisen pflegt. Ich sah deutlich einen dicken Thränentropfen aus Galluchio's Augen auf die alte Flinte fallen; aber ich that, als ob ich es nicht bemerkte. „Bah," sagte er, indem er das Gewehr mit einem Anschein von Gleichgültigkeit wieder aufhing, „es taugt nichts mehr; das lange Podagra meines Vaters ließ es verrosten. Es ärgert mich daß ich es nicht mit ihm begraben ließ. Da lobe ich mir doch meine Doppelbüchse; das ist immer ein doppelter Freund, der uns begleitet und für uns wacht, wenn wir schlafen. Und dann ist sie für mich eine Art Siegeszeichen; ich habe sie einem Gendarmerie Offizier abgenommen, der den korsischen Gebirgsmann spielen und auf den Muffolo Jagd machen wollte. Es war seine letzte Jagdpartie die er machte ..." Indem Galluchio so wie es schien seine Heldenthaten vor mir herauszustreichen anfangen wollte, warf er einen Seitenblick auf mich, und da er an mir nicht den besten Willen bemerken mochte, ihm dabei Gehör zu geben, so wurde auch er verdrießlich, seine Stirne umwölkte sich und es schien, als brauchte er Jemand an dem er seine üble Laune auslassen könnte. Gerade recht kam das Frühstück um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Es wurde in einer kleinen Kammer aufgesetzt, die ein schlecht genug angestrichener Verschlag von einer größern Stube schied, in der ich eine lange Tafel aber nichts weiter erblickte. Eine Schüssel mit Forellen aus dem nächsten Bach, ein Stück Wildpret, dessen sich der Tisch eines Königs nicht zu schämen brauchte, und ein Pfannkuchen mit broccio (Ziegenkäse) und gebratene Kastanien machten das Mahl aus, dem nichts fehlte als der Appetit der Gäste. Mein Wirth legte mit vieler Höflichkeit vor, während seine Verwandte nach der alten Haussitte des Landes hinter ihm stand, um uns zu bedienen. Als ich darauf bestand, sie zu uns setzen zu lassen, sagte Galluchio mit einer Miene von beleidigter Würde: „Siamo maschi, und kein Weib kann sich mit uns zu Tische setzen."

Unsere Mahlzeit ging ziemlich fröhlich von statten. Galluchio wurde bei der Aussicht auf den Streich, den er „seinen guten Freunden den Pfarrern" zu spielen Willens war, voll guter Laune, auch schien er in vollen Zügen das Vergnügen zu schmecken, sich unter eigenem Dach an einem wohlbesetzten Tisch zu finden. „Können Sie wohl glauben," sagte er, „daß ich fast zwei Jahre schon auf keinem Stuhle vor einem Tischtuch gesessen bin? Höchstens stand ich draußen am Fenster, auf meine Flinte gelehnt, ohne zu wissen, ob es nicht mein letzter Bissen sey, den ich in den Mund schob."

In diesem Augenblicke wurde unser Gespräch durch ein Geräusch in der anstoßenden Stube unterbrochen. Eine rohe Freude funkelte aus den Augen Galluchios. Ich sah durch eine Spalte des Verschlages: es waren die geistlichen Herren, die von dem Gottesdienste kamen von Galluchio's Bruder eingeladen, hier, was man in Korsika und Irland die Abendmahlzeit heißt, eine Art Leichentrunk einzunehmen. Für jeden Gast leere Teller, einige Krüge, die nicht das Aussehen hatten, als ob sie mit dem edlen Naß gefüllt seyen, das Horaz mit seinem interiore nota falerni bezeichnet, und ein paar große Brodlaibe schienen die einzigen Vorläufer des Schmauses zu seyn und bildeten für die geistlichen Zähne keine günstige Vorbedeutung. Ich betrachtete die Pfarrer; Staunen und Befremden malte sich auf ihren Gesichtern, ihre fragenden Blicke fielen auf den Tisch, bald begegneten sie einander und sprachen den Wunsch aus, so bald wie möglich wieder außer dem Hause zu seyn, sollten sie auch nüchtern in ihre Pfarrei heimkehren müssen. Der gastliche Wirth des Hauses ließ nicht lange auf sich warten, ungestüm sprang er von unserm Tische auf, und trat in die Stube. Ein dumpfes Gemurmel lief durch die schwarze Versammlung, die dicht auf einander geschlossen vor ihm zurückwich. „Meine Herren und lieben Gäste," hob nun Galluchio mit einer frostigen und spöttischen Höflichkeit an, „indem Sie unter das Dach eines armen Banditen eintraten, rechneten sie gewiß auf kein glänzendes Gastmahl; und so

werden sie auch ein ganz apostolisches Essen finden, das größtentheils auch das meinige ist — Wasser und Brod. Mein Bruder hier wird Ihnen vorlegen. Da ich für meinen Theil einen Signor francese zu bewirthen habe, der vielleicht sich mit ihrem evangelischen Schmause nicht ganz begnügen würde, so werden Sie erlauben, daß ich mit ihm mich zu Tische setze. Empfangen Sie übrigens meinen Dank für Ihre christliche Liebe im Namen der armen Seele meines Vaters, und vergessen Sie auch meiner nicht in ihren Gebeten."

Ohne eine Antwort abzuwarten verbeugte sich Galluchio halb ehrerbietig halb spöttisch und verließ die Stube. Bald saß er wieder an meiner Seite, und indem er beide Fäuste in die Seiten stemmte und sich auf die Stuhllehne zurückbeugte, stieß er ohne Rücksicht auf die geistlichen Ohren die es hören mußten, ein Gelächter aus, das er während seiner Anrede nur mit Mühe unterdrückt hatte. Dieses teuflische Gelächter mußte außen gar wohl verstanden worden seyn; denn ein dumpfes Geflüster des Verdrusses oder der Furcht ließ sich in der anstoßenden Stube hören. Ich blickte noch einmal hinaus, und sah wie die niedergeschlagenen Gäste zum Sitzen genöthigt, ihre alten oder jungen Zähne an dem trockenen Brode versuchten, das wenigstens vier Tage alt war und wozu sie Nichts als klares Brunnenwasser hatten, um es für ihren Gaumen gangbar zu machen. Von Zeit zu Zeit warfen sie Blicke voll Unruhe und Zorn auf den Ort, wo sich, wie sie wußten, Galluchio, ihren Augen unsichtbar, befand. Endlich machte sich einer um den andern auf und schlich so schnell als möglich davon. In einer Viertelstunde war die Stube geräumt und ich befand mich mit Galluchio wieder allein in dem einsamen öden Hause, das kurz zuvor erst der Tod heimgesucht hatte und wo jetzt ein Bandit und ein Fremder mit einander wohlgemuthet zu Tische saßen.

Der Bandit war ohnehin schon guter Laune; einige Gläser de vino particolare entwölkten vollends seine Stirne; die Geister des Weines weckten Erinnerungen auf und ich sah in den Augen meines Wirthes den Schimmer, der als Vorbote einer lustigen Geschichte voraus zu gehen pflegt. Galluchios Bruder, der an unserm Tisch Platz genommen hatte, um sich für seine geistliche Mahlzeit zu entschädigen, schien mir gerne die Geschichte seines Bruders ersparen zu wollen. Aber einem von Wein erhitzten Mann wie Galluchio Schweigen auferlegen zu wollen, war eben so viel als einen alten Soldaten beim Nachtisch bitten, Einen mit der Erzählung seiner Feldzüge zu verschonen. Man hätte eben so gut den rauschenden Bach aufhalten können, der unsern der Hütte sein Gemurmel hören ließ.

„Ich muß Ihnen doch Einiges aus meinem Leben erzählen," so begann endlich Galluchio die Schleußen aufzuziehen, „übrigens könnte Ihnen auch das kleinste Kind des Dorfes davon Bericht geben. Mein Vater, der nicht wußte, was er aus mir machen sollte, ließ mich Das werden, was man in Korsika gewöhnlich den Thunichtgut der Familie werden läßt — einen Abbé. Der kleine Kragen und die Tonsur hatten mich, um mit unserm Bergvolk zu reden, gar bald in einen Abbatino garbato verwandelt, d. h. in einen Mann, der täglich seine Hände wäscht und wöchentlich zwei Mal sein Hemd wechselt. Ich brauche nicht zu sagen, daß ein solches Wohlverhalten bald die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen aller Weiber der Gegend auf den Abbatino von Ampriani lenken mußte. Meine Landsleute in ihrem Kittel von Ziegenfell, das Sie mich jetzt tragen sehen, konnten in ihren Augen mit mir natürlich keinen Vergleich aushalten. So kam bald die Liebe — Sie müssen nicht vergessen, Signor forestiere, unterbrach hier sein Bruder den Banditen —

„So brachte die Liebe," fuhr Galluchio fort, „alle Träume des Ehrgeizes in Verwirrung, denen sich unsere Bonapartes im schwarzen Rocke eben so gut als der andere überlassen."

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsetzung.)

Kiria Minjan lebte indeß unbekümmert in Gesellschaft der Pangerans die sich bei Wei Ratna versammelt hatten, als seine Leute ihn von der Ankunft der Schiffe benachrichtigten. Erschreckt durch diese Nachricht und um unangenehmen Folgen auszuweichen bestieg er eilig seine Boote, eilte zu Ratu Bagus zurück, welcher gleichgültig und ohne ein Wort zu erwidern den Bericht seiner fehlgeschlagenen Unternehmung anhörte und fortfuhr die Belagerung von Bantam eifrigst zu betreiben.

Nakhoda Muda hatte kaum die angekommenen Schiffe erblickt, als er alle Malayen versammelte, und sich mit ihnen nach dem Landungsplatze begab. Auf Verlangen des holländischen Befehlshabers des Geschwaders ließ Nakhoda Muda alle Häuptlinge des Landes in die malayische Stadt zusammenberufen, die sich in solcher Anzahl mit ihrem Gefolge einfanden, daß sie nicht alle in der Stadt untergebracht werden konnten. Der Holländer ließ sie dem Sultan und der Kompagnie noch ein Mal feierlich ihre Treue versichern und zog hiebei den Pangeran Wei Ratna darüber zur Verantwortung, daß er den Agenten Ratu Bagus bei sich aufgenommen, der doch der offene Feind des Sultans und der Kompagnie sey. Hierauf erwiederte der Pangeran: „Wenn ich euch von dem Aufenthalt eures Feindes bei mir keinen Boten sendete, so geschah es bloß, weil ich Niemand um mich hatte, der dazu geschickt war; auch fürchtete ich Kiria, dem ich zu widerstehen nicht stark genug war. Ihr kennet wohl, Herr, die Lage dieses Landes, und daß wir keine Waffen haben, um uns gegen unsre Feinde zu vertheidigen. Wir alle sind hier, was Widerstand betrifft, wie Weiber und die einzige Beschäftigung, die uns der Sultan und die Kompagnie erlauben, ist der Anbau unserer Pfefferplantagen." Der Holländer schien mit dieser Antwort zufriedengestellt, und ließ nun durch Muda die Anwesenden fragen, ob die Pratins nicht ihre Pfeffervorräthe in die Stadt schaffen möchten, um sie für Rechnung der Kompagnie zu laden. Dieß geschah und in drei Monaten waren die Schiffe befrachtet, warteten aber, ehe sie nach Bantam segelten, den Ausgang des Kriegs mit Ratu Bagus ab. Als dieser endlich in die Flucht geschlagen, sich mit seinen Anhängern in die Gebirge zurückzog, ward der Handel wieder eröffnet und ungestört wie früher betrieben.

Ein halbes Jahr nach Abfahrt der Holländer, segelte Muda mit allen Handelsfahrzeugen von Samangka, mit Pfefferladungen befrachtet, nach Bantam. Alle Schiffe kamen glücklich an, nur

hatte er das Unglück um Mitternacht an der Küste zwischen dem Hafen von Bantam und Charingin zu scheitern. Die ganze beträchtliche Ladung ging verloren, und nichts wurde gerettet als die Waffen, welche das Schiffsvolk mit ans Ufer nahm als es den Wrak verließ. Muda fuhr nun auf einem kleinen Sampan (Kanoe) mit zweien seiner Leute nach Bantam, wo er von dem Fiskal dem holländischen Gouverneur vorgestellt wurde, der jedoch erklärte ihm nicht helfen zu können. Von diesem ging er zu dem ersten Minister des Sultans, Kasuma Ningrat, dem er sein Unglück erzählte; „da ist nicht zu helfen, Unglück kommt von Gott, sagte dieser, setze Dein Vertrauen auf den Himmel, und laß mich wissen worin ich Dir dienen kann.“ Muda erbat sich ein Fahrzeug um sein Schiffsvolk in Sicherheit bringen zu können, was ihm sogleich bewilligt wurde; er segelte hierauf nach dem Wrak, und nachdem er seine Leute abgeholt, begab er sich nach Bantam zurück, wo er aber so angegriffen an Geist und Körper ankam, daß er gezwungen war das Zimmer zu hüten.

Eines Tages nahm der Minister bei einer Audienz Gelegenheit, den Sultan von dem Unglück Nakhoda Muda's zu sprechen. Der Sultan erbot sich bereitwilligst, ihm, falls es nöthig sey, eine Summe zu Fortsetzung seiner Geschäfte vorzustrecken. Muda jedoch eingedenk der Lehren seines Vaters, lehnte mit dem Ausdruck des innigsten Dankes diese Gnade ab, indem er vorschützte, sein Sohn sey noch zu wenig im Handel erfahren, eine solche Schuld könnte daher leicht im Fall seines Todes seine Angelegenheiten in Verwirrung bringen; er zöge es also vor, seine Geschäfte einzuschränken und sich mit einem geringen Ertrag zu begnügen. „Wenn Dieß Euer Entschluß ist, Nakhoda, sagte der Pangeran, so müßt ihr weder dem Sultan noch mir die Schuld geben, wenn es Euch hinderlich geht. Ich bin nicht gewillt, Euch das königliche Anleihen aufzunöthigen, das Ihr nicht anzunehmen geneigt seyd.“ Hierauf kehrte Nakhoda in sein Haus am Hafen zurück, wo er fortfuhr sich einzuschränken, wie vorher; aber einen Monat später sandte ihm sein Weib eine Summe, die ihn in den Stand setzte das geliehene Schiff zu kaufen und zu befrachten, und nach kurzer Fahrt kam er glücklich wieder in Samangka an.

Entschlossen das Seefahrerleben aufzugeben und künftige Ladungen mittelst Frachtbrief an einen Kommissionär nach Bantam zu senden, unternahm er nun den Bau eines geräumigen Hauses, zehn Faden lang und acht in der Breite, das Gebälk und Täfelwerk von Tekumholz, um im Fall seines Todes, dem Sohn wenigstens während eines Zeitraums von zwanzig Jahren die Beschwerden eines solchen Unternehmens zu ersparen. Nach zwei Jahren war dieser Bau, der ungefähr 1000 spanische Thaler gekostet hatte, vollendet; seine Reiselust erwachte jetzt aufs Neue und er setzte die gewöhnlichen Fahrten nach Bantam noch 3 Jahre lang fort. Auf einer derselben kaufte er zwei Schiffe die er nach Samangka führte, und eines davon vollständig ausgerüstet samt einem Kapital zu Handelsunternehmungen seinem ältesten Sohn, der bei dieser Gelegenheit den Namen Nakhoda Bujang erhielt, übergab; das andere mit gleichem Zubehör bekam der zweite Sohn Wasal, künftig Nakhoda Lella genannt. Beide junge Leute hatten eine gute kaufmännische Bildung erhalten, und den beiden jüngeren Söhnen hielt er eigene Lehrer, die sie in der Religion und im Schreiben unterrichteten.

Nachdem diese Familienangelegenheiten geordnet waren, fuhr er in Begleitung seiner Söhne und mehrerer Schiffseigenthümer abermals nach Bantam, wo der Sultan von seiner Ankunft unterrichtet, den ersten Minister berief, und diesem eröffnete, wie er gesonnen sey, dem Nakhoda Muda, zu Belohnung der ausgezeichneten Dienste, welche er der holländischen Kompagnie und ihm geleistet habe, einen Titel zu verleihen, und befahl ihn am nächsten Morgen zur Audienz zu führen. *)

*) Die Förmlichkeiten welche dieser Befehl des Sultans zwischen dem Minister und Muda veranlaßte, und die im Original weitläufig beschrieben sind, hat der engl. Uebersetzer als unwesentlich weggelassen; die Ceremonien der Einführung selbst, so umständlich sie auch sind, verdienen als charakteristisch bemerkt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Abendgesellschaft bei Lafayette.

(Schluß.)

Wenn man seinen Blick auf das dichte Gedränge dieser Abendgesellschaft richtete, so mußte man wohl wünschen, daß Lafayette's prächtiger Landsitz (La Grange) der in dieser Jahrszeit leer steht, näher bei der Stadt gelegen seyn möchte, da der Besuch in diesem beengten Raume wahrhaft ein Ungemach zu nennen war. Am Meisten aber fiel mir der Unterschied auf, den ich bei einem Vergleiche zwischen den Abendzirkeln der heutigen Welt und den Soirées von vormals in dem Benehmen der Gesellschaft fand. Unverkennbar ist der feine Anstand, mit dem zu meiner Zeit die Höfe vorleuchteten, so gut als verschwunden; die zierliche und weitläufige Höflichkeit ist von einem barschen und fast ungeschliffenen Ton verdrängt; ich sah junge Leute in einem Anzuge, bei dessen Anblick Damen in der guten Zeit von Vapeurs befallen oder somnambul geworden seyn würden, wie man es heut zu Tage heißt. Man stand, saß, lehnte, trabte und lief umher, wie es einem Jeden gutdünkte; man saß, schwebte, plauderte, hüpfte; man redete ernst und laut, focht mit den Händen und fuhr mit den Fingern durch die Haare, während man sonst lächelte, sprach und wieder lächelte, nie heftig wurde, nie ungestüm. Auch die Damen haben sich nicht mehr der alten Aufmerksamkeit zu erfreuen, obgleich man ihnen noch immer mehr Huldigungen darbringt, als die englischen Frauen erwarten oder erhalten. Kurz, der schöne Schmetterlingsglanz der Gesellschaft ist verwischt, und ich habe noch nicht finden können, was man statt seiner Besseres gewonnen hätte. Meiner Meinung nach darf selbst ein Schlachtroß nicht immer gesattelt bleiben, und es ist eben so wenig nöthig, daß die jungen Kriegshelden in Paris immer in Harnisch und gestiefelt und gespornt gehen. Dem französischen Soldaten sieht man nicht immer die körperliche Kraft an. Was für ansehnliche Figuren würden Hunderte der englischen Leibwachen unter ihnen spielen. Schlimm ist es nur, daß die Franzosen bei allem Ungestüm und aller Geschwätzigkeit in einer Woche mehr denken, als der bedachtsame John Bull in einem Monate. Indem ich meinen Kopf über die Schultern eines stämmigen Nationalgardisten zu strecken mich bemühte, der sich, wahrscheinlich ohne etwas Uebles dabei zu denken, vor mir hingepflanzt hatte, fragte ich meinen Freund: „Wer ist dieser starke, schöne Mann, auf dessen Arm sich dieses Mädchen mit einem so patrizischen Blicke lehnt?“

„Ach, Sie meinen Sir Edward Codrington. Patrizische Blicke, sagen Sie? Die sind hier außer Mode; aber schön ist das Fräulein, Das ist richtig.“

„Und Wer ist der Herr, dessen Gestalt ein wenig vorwärts eingebeugt ist — hier — er spricht mit einem düstergezeichneten Gesicht, dessen Brust mit Orden bedeckt ist?“

„Das ist Casimir Perrier,“ erwiederte mein Freund; „er spricht mit dem General Devereux, einem düster gezeichneten Gesichte, aber nur auf

den ersten Blick; wenn Sie näher mit ihm bekannt sind, werden Sie nichts Grimmiges und Grausames an ihm wahrnehmen, wie seine Feinde vielleicht Sie glauben machen könnten." Ein Schwarm Nationalgardisten und zwei oder drei Jünglinge aus der polytechnischen Schule (oder vielmehr junge Männer, die seit jenem Julius zu Helden aufgeschossen sind) zogen einen Kreis um verschiedene Gruppen. Perrier war erst einige Tage zuvor zu der hohen Staatswürde berufen worden, die er jetzt bekleidet; ich sah noch nie einen Mann, von dessen Augen jeder Blick so viel Anspruch machte und so deutlich eine starkmüthige Seele verriethe. Wollte ich nicht durch das nouveau régime der Gesellschaft in Gefahr kommen, erdrückt zu werden, so mußte ich meinen Posten an der Thüre verlassen; denn Soldaten von jeder Gattung und Uniform brachen in dichtem Gedränge herein; wir zogen uns demnach in ein inneres Gemach zurück, wo wir in einer Ecke dem viereckigen Piedestal gegenüber, das Lafayette's Brustbild trug, wieder festen Fuß faßten.

Man darf es glauben, die Anbetung, deren ein ausgezeichneter Mann genießt, ist im Stande, auch den festesten Kopf zu verrücken. Ich sah die Herzogin von . . . ., die Tochter des größten Weibes des vorigen Jahrhunderts, hereintreten, die ihre zwei lieblichen Kinder dem General vorstellte und mit Thränen der Liebe und Bewunderung in ihren schönen Augen ihn bat, sie zu segnen. Dieß schöne und rührende Gemälde wechselte bald mit einem anziehendern. Drei schöne Jünglinge von edler Haltung nahmen jetzt die Stelle der Herzogin ein, die sich eben entfernte. Es ist buchstäblich zu nehmen, wenn ich sage: sie stürzten in Lafayette's Arme, der sie umarmte und jeden mit einer wahrhaft väterlichen Zärtlichkeit auf beide Wangen küßte. Nur einige Minuten verweilten sie, indem sie von einem zum andern der Anwesenden im Zimmer umhergingen, und schweigend, aber mit zärtlicher Offenheit Jedem die Hand reichten. Man sah es ihrem Gesichte an, daß sie den hervorbrechenden Schmerz nur mit Mühe unterdrückten. Lafayette stand an der Thüre, ihnen sein letztes Lebewohl zu sagen — einen Augenblick überwältigte das Gefühl des alten weichherzigen Greises den Soldaten — einen Augenblick barg er sein Gesicht an der Brust eines der Jünglinge, und sein Schluchzen ward im ganzen Zimmer gehört. Noch einen Augenblick und sie waren fort — vielleicht ihrem Untergange entgegen — sie eilten nach Warschau zur Grabstätte der Tapfern und Freien! — Die Damen (Gott segne sie für ihr theilnehmendes Herz) waren nicht wenig von dieser rührenden Szene angegriffen; aber bis ich dem Bildhauer David, dem ich jetzt vorgestellt wurde, die gewöhnlichen Artigkeiten gesagt hatte, waren schon alle Spuren des Schmerzes wieder verlöscht. Die vorhin erwähnte Büste Lafayette's ist von Davids Meißel, und als ich später sein Atelier besuchte, erfreute ich mich eben so sehr an seinen freisinnigen Ansichten als seinen trefflichen Werken. Er hatte eine kolossale Büste Goethe's beinahe vollendet; sie ist als ein Geschenk für den alten Dichter bestimmt, der ihren Empfang kaum erwarten kann. Auch ein Brustbild des amerikanischen Novellendichters Cooper ist von Davids Meisterhand. Doch sein gelungenstes Werk ist die Büste Berangers, die den ganzen heitern Humor des französischen Thomas Moore athmet, dem man jedoch nicht zum Vorwurfe machen kann, „einen Lord geliebt zu haben." Man zeigte mir Mirami, Lebrun, Barrot und andere ausgezeichnete Männer; aber die Damenköpfe, die um diese Zeit in ihrer Giraffenfrisur mit den Thürmen von Notre Dame um die Höhe buhlten, beschränkten meine Aussicht unbarmherzig.

„Hier," sagte mein Freund, indem er meine Aufmerksamkeit auf zwei junge Männer richtete, die gerade hereintraten, und von denen mir der eine als ein großer Fant vorkam — „Hier sind die Söhne Ney's und Junots!" — Natürlich fragte ich, ob diese jungen Leute schon Proben von Talent und Muth abgelegt hätten, die ihre Abkunft verriethen? Leider fiel die Antwort nicht sehr zu ihren Gunsten aus. Der junge Ney ist der Vorsteher des pariser Cravatklubbs und der größte Stutzer seiner Zeit. Es sind bereits mehrere Monate verflossen, seit die Bourbons Holyrood aufsuchten, um mit der Nymphe des Gebirgs, „der süßen Freiheit," Bekanntschaft zu machen, und mit eigener Hand ihren Kohl zu bauen — und noch immer steht seines Vaters Grabmal im Kirchhofe Père-la-Chaise, ohne andere Inschrift als die von einigen alten Soldaten darauf eingekritzelt wurde:

„Ney Assassiné."

Dieß spricht eben nicht sehr für seine kindliche Liebe. Außerdem hat er auch Lafitte's Tochter, ein armes, obgleich artiges Dummköpfchen, einzig um des lieben Goldes willen geheirathet. Der Gestalt nach hat er viele Aehnlichkeit mit seinem Vater; nur ist er nicht so groß.

„Da geht eben Marschall Soult weg." — „Wo?" — „Hier." — Man machte Verbeugungen — ich konnte ihn nicht mehr sehen.

„Sollte man nicht glauben," hob jetzt mein Cicerone wieder an, „daß diese Dame dort mit diesem enganschließenden Häubchen und dem grauen Schleppkleide, einem religiösen Orden, etwa den barmherzigen Schwestern der Charité angehört? Sieht sie nicht aus wie eine Guineahenne, die aus dem Jardin des Plantes entflogen ist? Es ist eine englische Lady. Kennen Sie sie?" —

„Ach," erwiederte ich, „das ist eine Quäckerin von hohem literarischen Rufe. Allerdings sticht sie sonderbar genug zwischen Ihren Damen ab. Aber Wer ist der duftumhüllte, knebelbärtige junge Mann mit so sorgfältig gepflegtem Schnurrbart, der mit ihr spricht?"

„Das ist ein junger Pole von hoher Geburt und ausgezeichnetem Talent ungeachtet seiner abgeschmackten Geziertheit," erwiederte mein Freund. „Doch, da es gerade Zeit zum Aufbruche ist, so will ich Ihnen unterwegs von ihm ein Histörchen erzählen. Der junge Mann verliebte sich sterblich in eine junge Irländerin, die sich hier aufhält und unendliche Bewunderung erregt. Durch einen Freund von ihr ließ er sie demüthig um eine Locke ihres schönen Haares bitten, das ihre Marmorstirn beschattet. Das neckische Mädchen lachte und erwiederte, daß sie seine Bitte mit Vergnügen erfüllen wolle; wenn er ihr gleichfalls erlauben würde, mit eigener Hand und eigener Scheere eine Locke von seinem wohlgesalbten Haupte zu trennen. Der Graf war außer sich vor Freude. Die Lady erschien; aber wie erschrak der unglückliche Jüngling, als die Schöne erklärte, nur für einen Schnurrbart würde sie eine Locke austauschen. Bestürzt wich er dem Vorschlage der Parze aus, und hatte seitdem, wie Sie wohl denken können, in der Gesellschaft manchen Stich zu leiden."

Nach meiner Rückkehr nach England erfuhr ich den Tod des schönen Polen, den ungeachtet seiner stutzerischen Eitelkeit Alles liebte und bewunderte. Er hatte die glänzenden Zirkel von Paris verlassen, um in den Schlachten seines Vaterlandes mitzufechten, und war gerade am Tage des ewig denkwürdigen Kampfes vor Praga's Wällen in Warschau angekommen. Sogleich trat er in die Reihen der Heldenschaaren, die auf Grochows Feldern den Ruhm der schönsten Tage Griechenlands erneuerten. Eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm den Arm; er starb am folgenden Tage.

Opiumproduktion in China.

Die Pekinger Zeitung vom 25 August 1830 enthält eine Vorstellung des Sittenrichters Schaou-tsching-wu an den Kaiser in Betreff des Opiumbaues in China. Er sagt darin, Opium sey vordem nur jenseits des Meeres erzeugt und als Arzneimittel gebraucht worden. Allein schlechte Menschen hätten die Leute zum Genuß desselben verlockt; die schändliche Gewohnheit sey nun von Einem auf den Andern übergegangen und habe sich so über das ganze Land verbreitet. „Verrätherische Eingeborne," setzt er noch hinzu, „haben sich sogar jüngst erkühnt, Mohn zu pflanzen und Opium für den Verkauf zu erzielen. In fünf Distrikten hat sich der Anbau dieses schädlichen Giftes so ausgebreitet, daß Mann und Weib, jung und alt, Einer und Alle mit der Erzeugung des Opiums beschäftigt sind, zumal da von einem Morgen Landes mit Mohn bepflanzt zehnmal mehr gewonnen wird, als von einem Morgen mit Reiß angebauten Feldes. „Auch habe er gehört, daß der Mohnbau bereits in den Bezirken von Fu-kin, Kanton und Yuann eingeführt worden sey. Endlich stellt der Bericht dem Kaiser vor, daß, wenn dieser Verbreitung nicht Einhalt gethan werde, so sey vorauszusehen, daß sich der Anbau des Mohnes und der Verkauf des Opiums über das ganze Land ausdehnen werde," wo denn die Wirkung des blühenden Giftes zehnmal verderblicher werden dürfte, als des zur See eingeführten. — Auf diese Vorstellung hat der Kaiser den Statthaltern und Fu-kins aller Provinzen befohlen, daß sogleich in ihren Bezirken Nachforschungen angestellt und die Lokalbehörden dafür verantwortlich gemacht werden, wenn Unterthanen die Pflanze anbauen oder Opium verkaufen; auch soll über die Mittel nachgedacht und dem Kaiser wieder Bericht erstattet werden, wie der Anbau der Mohnpflanze am sichersten zu hintertreiben seyn dürfte. „Zittert und verehrt dieß," so schließt der kaiserliche Befehl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 183. 2 Julius 1831.

Erinnerungen aus Korsika.

Das Banditenfrühstük.

(Fortsezung.)

„Ein schönes Landmädchen, das schönste Geschöpf, von dem je ein korsischer Mezzaro schwarze Augen gesehn, würdigte mich ihrer Huld. Sie war versprochen, und wie ich später erfuhr, an einen ihrer Verwandten, den besten und dichtbärtigsten Schüzen in der ganzen Gegend. Die beiden Familien waren diese Heirath eingegangen, um eine alte Vendetta zu beendigen. Man fing an im Dorfe allerlei Geschwäz zu führen, und boshafte Anspielungen und schlechte Späße machten mehr als Einmal mir die Galle heiß. Der „Promesso" hatte während ich bei der Messe diente mich mit scheelen Augen angesehn, und ich dem alten Pfarrer aus Zorn verkehrte Antworten gegeben. Mein böser Stern fügte es, daß ich am folgenden Tage einige Meilen vom Dorf ihm begegnete, auf einem Fußsteig so schmal, daß zwei Ziegen nicht aneinander vorüber konnten. Da er einige Jahre mehr zählte, zwei oder drei Zoll höher war und einen Karabiner mehr hatte als ich; so nahm er gegen mich einen barschen Ton an; er murmelte etwas von einem prete di rogna, von der kleinen Schlange Abbatino, die ihm immer über den Weg liefe. Meiner Seele, ich hatte immer heißes Blut und durch die Glaze und den Priesterkragen war es nicht abgekühlt worden; ich erwiderte ihm noch trotziger. Er wollte mir den Weg sperren, indem er mir die Mündung seiner Flinte entgegen hielt; nun stieg mir das Blut zu Kopf, es dunkelte mir vor den Augen — es fiel wie man bei uns zu sagen pflegt un colpo di sangue.... Aber noch konnten wir unsern französischen Richtern nicht begreiflich machen, daß es Augenblike gibt, wo der Mensch für sein Thun nicht mehr verantwortlich seyn kann; ohne eigentlich zu wissen was ich that, griff ich in meine linke Tasche . . . und meiner Treue, seitdem begegnete mir auf meinem Wege nicht mehr der Promesso."

Eine Bewegung oder vielmehr ein tiefer Schauder, den ich unwillkürlich verrieth, ließ Gallucchio einen Augenblik einhalten. Dann fuhr er nicht ohne einige Verlegenheit fort: „Noch denselben Abend mußte ich, wie man hier zu Lande sagt: prendre le maquis, ich würde sagen aus Furcht vor den Gendarmen, wenn Sie nicht wüßten, daß ich mich vor ihnen nicht fürchte; ich vertauschte den schwarzen Rok mit der Weste von Ziegenfell und den Weihwedel mit der Flinte. Meine Schöne, die übrigens nicht sonderlich an ihrem Promesso hing, fand die Art und Weise, wie ich sie von ihm befreite, doch ein wenig zu schnell; ein Vetter des Verstorbenen, der seine Rechte geerbt hatte, erhielt von den Verwandten den Auftrag vorläufig bis französische Geseze und Gendarmen ihnen Gerechtigkeit verschaffen würden, an mir nach korsischer Sitte Recht zu üben — ich sendete ihn seinem Vetter nach. Seitdem führte ich das Leben, das Sie kennen. Wie ein Eber umstellt in seinem Lager wies ich ihnen die Zähne und die Listen der Gendarmerie können Ihnen zeigen, wie viele dieser Leithunde ich auf dieser Jagd, die bereits schon zehn Jahre dauert und noch nicht zu Ende ist, niedergelegt habe."

Der Bandit hielt einen Augenblik inne, er hatte den leztern Theil seiner Erzählung schneller und mit etwas gedämpfter Stimme vorgetragen, wie ein Mensch, der sich einer allzu großen Vertraulichkeit schämt; er konnte ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht verbergen. Er merkte es und suchte nun kek den alten Ton wieder zu treffen. „Ich mag vor Freunden keine gleißende Maske tragen," sagte er mit einem etwas erzwungenen Lachen, „ich habe mich Ihnen gezeigt wie ich bin. Doch Sie haben nur die schlimmste Seite meines Lebens gesehen, ich muß Ihnen auch die bessere zeigen." Ich saß nicht wenig auf Kohlen und warf einen Blik auf den Bruder; dieser seufzte, hob die Augen gen Himmel und schwemmte seinen Seufzer mit einem großen Glase Wein hinunter, um sich mit Geduld zu waffnen, und Gallucchio, der aus derselben Quelle neuen Muth schöpfte, fuhr in seiner Erzählung weiter fort, ohne sich erst darum bitten zu lassen.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsezung.)

Mit Anbruch des Tages sendete der Minister einen seiner Offiziere um Nakhoda Muda zu ihm zu führen, und nachdem der Pangeran diesen mit dem gnädigen Willen des Sultans bekannt gemacht hatte, verfügten sich beide nach dem Fort, wo seine Hoheit residirte. Am ersten eisernen Gatter, wo die Wache aufgestellt ist, machten sie Halt, und ließen sich nieder. Diese Wache besteht aus neun Offizieren (Pangulu), von denen jeder neun ausgezeichnete Krieger (Ulubalang) unter seinem Befehl hat, und diese beziehen

nach der Reihe jeden Tag die Wache am eisernen Gatter; nebst ihnen hat hier noch ein holländischer Kapitän mit vierzig Mann den Dienst zu versehen.

Der Offizier des Sultans und der holländische Kapitän fragten nun den Minister, warum er Nakhoda Muda hierher geführt habe. „Auf Befehl des Sultans selbst, war die Antwort, führe ich diesen Mann zur Audienz." Hierüber höchlich erstaunt, sprachen diese Offiziere unter sich: „Warum läßt wohl der Sultan diesen Mann vor sich kommen? Wohl viele reiche und angesehene Nackhodas kommen aus allen Gegenden Java's nach Bantam, doch keinen noch ließ der Sultan auf solche Art an seinen Hof berufen." So sprachen die Wachen zu einander, einheimische und Europäer. (Man wird hier nicht die kleine Eitelkeit des Selbstbiographen verkennen.) Der Minister sagte jetzt zu einem der Wachthabenden: „Gehe zum Fakir Adam *) und benachrichtige ihn, daß ich am eisernen Thore harre, begleitet von Nakhoda Muda, um zur Audienz geführt zu werden." Der Soldat gehorchte dem Befehl, und begab sich zum Fakir. „Ersuche Se. Excellenz, erwiederte dieser, sich hierher in mein Gemach zu verfügen." Der Soldat kehrte zurück, und nun gingen der Minister und Nakhoda Muda nach dem Gemach oder Saal, wo der Fakir sich aufhielt. Hier fanden sie bei vierzig Personen versammelt, von denen mehrere in Leibesübungen nach arabischer Weise, **) und andere in der Musik und in Javanischen Tänzen unterrichtet wurden. Diese Uebungen, welche der Fakir Adam leitete, waren der Unterhaltung des Sultans gewidmet, der hieher kam, wenn er Lust hatte sich zu zerstreuen. Der Fakir empfing die Eintretenden und fragte den Minister weßhalb er Nakhoda Muda mit sich führe; nach erhaltenem Bericht schien er auf's höchste zu erstaunen und erschöpfte sich in Vermuthungen über die Absichten des Sultans. „Geht, nahm endlich der Minister das Wort, und meldet Sr. Hoheit daß ich und mein Begleiter in Eurem Gemach auf die Erlaubniß harren, vor ihm erscheinen zu dürfen." Fakir Adam entfernte sich um dem Sultan Bericht zu erstatten. In dem Gemach angelangt wo die weibliche Wache ***) versammelt war, trat ihm eine bejahrte Frau, welche hier die Aufsicht führte, entgegen und fragte: „Was ist die Ursache von Fakir Adams Erscheinen?" „Gute Mutter, entgegnete dieser, mein Auftrag ist, zu berichten, daß der Pangeran Kasuma Ningrat und Nakhoda Muda Sr. Hoheit ihre Ehrfurcht zu beweisen wünschen, und daß beide in meinem Gemach die Befehle des Sultans erwarten." Auf diese Worte begab sich die Frau zu dem Herrscher, und nachdem dieser sie um die Veranlassung ihres Erscheinens befragt, antwortete sie: „ich nähere mich dem Throne, um zu berichten, daß der Pangeran Kasuma Ningrat, und Nakhoda Muda sich in dem Gemach des Fakir Adam befinden, die Erlaubniß erwartend Ew. Majestät die Beweise ihrer Ehrfurcht zu Füßen legen zu dürfen." „Befehl ihnen sich zu nähern," war die Antwort des Sultans. Die Frau verbeugte sich, und überbrachte dem Fakir den erhaltenen Befehl, der sich nun sogleich zu den Wartenden begab und ihnen die Erlaubniß des Sultans, in den Audienzsaal treten zu dürfen, ankündigte. *) Beide begaben sich nun unmittelbar dahin und setzten sich nach den gewöhnlichen Verbeugungen nieder. **) Der Sultan wendete sich hierauf zu dem Pangeran und sprach: „Es macht mir Vergnügen dem Nakhoda Muda heut den Titel eines Kei Damang Perwasidana ***) zu verleihen; Deine Sorge sey es nun dieß sowohl den neun Offizieren der Wache und dem holländischen Kapitän, welche den Dienst am äußersten Thor meiner Residenz haben, als auch den sämmtlichen Bewohnern der Stadt Bantam bekannt zu machen. Nach dieser gnädigen Rede beugte sich Muda vor dem Herrscher und sagte: „Verzeihung, hoher Herr, Deinem Knecht der den Wunsch auszusprechen wagt, keinen andern Namen zu führen, als den er so lange schon getragen hat, der sich jedoch bescheidet, daß es Pflicht ist, sein Haupt den Befehlen des Herrschers zu beugen, und da das königliche Wort unwiderruflich ist; so geschehe der Wille meines Herrn." Der Sultan befahl nun der weiblichen Wache dem Muda das Staatskleid zu überreichen, dieses bestand aus einer Mütze, Robe und Beinkleider von Scharlach, nebst einer Lanze, Säbel, Kris und einem großen Sonnenschirm, worauf sich, nach vollendeter Umkleidung beide zurückzogen. Am folgenden Morgen machte der neue Kei Damang dem holländischen Gouverneur seinen Besuch, der ihm die schmeichelhafte Versicherung gab, daß, wenn der Sultan nicht zuvorgekommen wäre, er ihm von Seite der Kompagnie eine ähnliche Auszeichnung verliehen haben würde, und beschenkte ihn mit einer Doppelflinte und einem Paar Doppelpistolen. Kei Damang ging nun nach seinem Schiff zurück, wo er ein Faß mit Pulver und eines mit Kugeln, ein Geschenk des Kapitäns von der Wache, vorfand. Hierauf rief er alle Schiffsherren die ihn begleitet hatten zusammen und theilte ihnen seine Ernennung mit. „Doch suchte ich nicht darum nach, setzte er hinzu noch stimmt es mit meinen Wünschen überein. Diese Ehre kann für mich mit guten, vielleicht auch mit bösen Folgen verknüpft seyn." Die Nakhodas waren hierüber in ihren Ansichten getheilt. „Sey ihm wie ihm wolle," sagte endlich Kei Damang, „es läßt sich nicht mehr ändern. Da ich unter ihrer Regierung stehe, so ist es ihr Befehl, nicht mein Wille, dem ich gehorchen muß. Ich vertraue der Fürsorge des Allmächtigen, von dem Glück und Unglück kommt." Die Nakhodas kehrten darauf in ihre Schiffe zurück, und schickten sich zur Rückreise an.

Drei Jahre nach dieser Begebenheit sandte Herr Norris, Befehlshaber in Croee (einer englischen Niederlassung im südwestlichen Theile von Sumatra) zwei Soldaten mit einem Brief an Kei Damang, der die Bitte enthielt, beide Männer mit ihrer Depesche sicher nach Batavia an Herrn Garden einen Engländer zu befördern

*) Dieser war wahrscheinlich so viel als Ceremonienmeister.

**) Im Original heißt es spielend oder sich übend im Dabus — was im Arabischen Keule bedeutet.

***) An einigen asiatischen Höfen wird die innere Wache des Palastes von Weibern versehen, welche zu Zeiten regelmäßig in den Waffen geübt werden. Man hält sie wahrscheinlich für weniger gefährlich als Eunuchen, durch welche manche Dynastie gestürzt wurde.

*) Es läßt sich erwarten, daß der Minister bei seinen gewöhnlichen Besuchen, dieser Förmlichkeiten enthoben war, und daß nur die feierliche Gelegenheit, strenge Beobachtung der Etikette vorschrieb.

**) Sich in Gegenwart eines Höhern niedersetzen, ist im Orient Beweis der Ehrfurcht, wie in Europa das Stehen.

***) Nakhoda wurde durch denselben in den Stand des eingebornen Adels von Java erhoben.

der damals Agent der Pflanzer in Bengalen war. *) Kei Damang gab ihnen eine Bedeckung bis an den Ort ihrer Bestimmung, und noch denselben Monat traf die Nachricht von dem Angriff der Franzosen auf Bengalen ein. **) Viele der Bewohner von Croee flüchteten nach Samangla, wo sie sich an Kei Dmang wandten, der sie freundlich aufnahm und ihnen bis zu wieder hergestellter Ruhe sichern Aufenthalt versprach. Nach fünf Monaten als Bengalen von den Franzosen geräumt war, fertigte der Sultan und der holländische Gouverneur zu Bantam ein Schiff an Kei Damang ab, mit der Weisung, die Führung desselben einem in Croee bekannten Manne zu übergeben, der es daselbst mit Pfeffer befrachten und nach Bantam zurückführen solle. Der Auftrag wurde vollzogen; da aber bald nachher die englische Kompagnie zu Bengalen wieder hergestellt wurde, so war dieß die erste und letzte Unternehmung dieser Art.

Ein Jahr später segelten zwei Nakhodas von Samangla, Namens Satia und Dugam nach Bantam, und nachdem sie ihre Ladungen gelöscht hatten, nahmen sie solche Waaren ein, die auf dem Markt von Bengalen gesucht waren, kehrten nach Samangla zurück, kalfaterten ihre Schiffe, und rüsteten sich zur Abreise. Kei Damang, der auf Befragen ihre Absicht nach Bengalen zu gehen erfuhr, widerrieth ihnen die Reise, als den Befehlen des Sultans und der Kompagnie zuwider, und warnte sie vor Schaden. Die Nakhodas verachteten jedoch seine Warnung und gingen bei Nacht unter Segel. Feinde des Kei Damang benützten diesen Vorfall später, ihn bei der holländischen Regierung zu Bantam anzuklagen, als begünstige er heimlich den verbotenen Handel mit Bengalen. Etwa ein halbes Jahr darnach segelte Kei Damang mit einer Flotte von zwölf Schiffen, alle mit Pfeffer geladen, nach Bantam. Vier seiner Söhne begleiteten ihn auf dieser Fahrt als Schiffskapitäne. Als er sich wie gewöhnlich bei dem Fiskal meldete, führte ihn dieser zu dem holländischen Gouverneur und sagte: „Dieß ist der Mann, der den Namen Kei Damang Verwasidana, und im Namen der Kompagnie und des Sultans die Oberaufsicht zu Samangla führt und alle Streitigkeiten der Einwohner zu schlichten hat.“ — „Ich bin gekommen,“ fügte Kei Damang hinzu „mit zwölf Schiffen mit voller Pfefferladung; aber ich muß auch melden, daß zwei Praws ohne mein Wissen nach Bengalen gesegelt sind, die seitdem zurückgekehrt sich zu Samangla befinden.“ — „Glaube nicht,“ erwiderte der Gouverneur, „daß Du der erste bist, der mir davon die Anzeige macht.“ — Hierauf beabschiedete man ihn, und Kei Damang machte dem Pangeran, dem Minister des Sultans seine Aufwartung, der hoch erfreut war, von einer so reichen Pfefferladung zu hören. (Wahrscheinlich weil er den Gewinn mit seinem Herrn theilte.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Zweck, zu Dem diese Depesche über Batavia geschickt wurde, war wahrscheinlich um in England eine Versicherung des Eigenthums im Fort Marlborough zu unterhandeln, was später einen merkwürdigen Prozeß vor dem Gerichtshof der Kings Bench unter Vorsitz des Lord Mansfield herbeiführte. Die Zahlung wurde nämlich unter dem Vorwand verweigert, daß nach Abschluß der Versicherung, die Vertheidigung des Forts nachlässig betrieben worden sey: eine Behauptung welche allerdings viel für sich hatte. Die Entscheidung fiel jedoch gegen die Unterzeichner aus.

**) Bengalen (Fort Marlborough) wurde bekanntlich im April 1760 von den Franzosen unter Anführung des Grafen d'Estaing erobert, und im nämlichen Jahr wieder geräumt, was, wie bereits erwähnt, manchen Aufschluß rücksichtlich der im Manuskript fehlenden Daten gibt.

Der Mechanismus und seine Wunder.

Eisenbahnen. Schallröhren. Atmosphärische Briefpost.

Auch wir leben in einer Zeit der Wunder — nicht des Glaubens, aber des Verstandes. Wenn es wahr ist, daß in der alten Zeit die Kraft des Gemüthes in einer Art von gläubigem Instinkt die Kräfte der Natur beherrschte, so sind wir auf dem Wege, dasselbe zu thun, und zwar mit Bewußtseyn. Berge versetzen, den Meereswellen gebieten, zu gleicher Zeit da und dort seyn, ist allerdings etwas Erstaunliches; aber ein Kinderspiel für unsere Mechanik. Wir werden bald keine Zeit und keinen Raum mehr haben — Das will etwas Mehr heißen. Wer kann bei den Riesenschritten der Erfindungen seit wenigen Jahren sagen, wo der Mensch am Ende dieses Jahrhunderts mit seinem rastlos fortstrebenden Geiste stehen wird? Schwachköpfe mögen schwindeln bei der reißenden Bewegung, und nervenschwache Mystiker seekrank werden bei den heftigen Stößen — aber der unendliche Geist spannt seine stolzen Segel auf und fährt gebieterisch durch die feiggebeugten Elemente hin. Das „New Monthly Magazin“ stellt über die Fortschritte der Mechanik folgende Betrachtungen an:

Das System der Eisenbahnen gehört zu den größten Triumphen der Mechanik; die Unfälle, welche von Zeit zu Zeit bei denselben eintreten, können keineswegs entmuthigen; denn meistens wurden sie herbeigeführt durch die Schuld der Thorheit und Unbesonnenheit Derer, welche darunter litten. Zwei oder drei solche Fälle haben sich neulich auf der Eisenbahn von Liverpool ereignet. Ein thörichter Mensch will einem Wagen vorlaufen, der dreißig Meilen in einer Stunde fliegt, muß also natürlich zermalmt werden. Ein Trunkener will durchaus an keinem andern Orte seinen Rausch ausschlafen, als in der Mitte der Eisenbahn; der Wagen kommt mit Blitzesschnelle, und im Fluge ist der Körper entzwei geschnitten. Ein Anderer hängt sich an die Maschine, während sie in vollem Laufe begriffen ist, wie er sich etwa an das Gestelle seines Karren hängen würde; eine Warnung fruchtet nicht, er fällt herab und ist in einem Augenblicke zu Staube zermalmt. Doch Dieß spricht gegen das System eben so wenig, als die Möglichkeit, durch einen Sturz aus dem Fenster des ersten Stockwerkes das Genick zu brechen für ein Leben auf ebener Erde spricht. Die Frage, ob Eisenbahnen das wohlfeilere Mittel der Kommunikationen seyen, wie sie das schnellere und kräftigere Mittel sind, hebt sich bei unbefangener, genauer Erwägung von selbst auf. Die Kosten der Liverpooleisenbahn waren sehr bedeutend; wie bei jeder beginnenden Unternehmung kamen natürlich auch hier Fehler und überflüssige Ausgaben vor. Ueberdieß muß eine Eisenbahn, auf der vorzüglich die schweren Erzeugnisse der Manufakturen und das noch schwerere rohe Material geführt werden, solche Dimensionen haben, wie sie bei gewöhnlichen Straßen im Lande nicht verlangt werden können. Vielleicht mag man bei dem Plane zu viel Aufmerksamkeit auf äußere Pracht verwendet haben, was zwar bei einem großen Nationaldenkmal lobenswerth und passend erscheint, bei einem bloßen Verbindungsmittel zwischen zwei Handelsstädten in einem entfernten Theile des Königreichs jedoch durchaus nicht erforderlich ist. — Doch Dieß ist gewiß von allen Fehlern der verzeihlichste; wir hoffen auch, daß man von London aus keine Eisenbahn bauen wird, ohne die Ehre der Nation zu berücksichtigen. Ein solches Denkmal ist erhabener als alle Triumphbogen Roms. — Man darf behaupten: die liverpooler Eisenbahn ist nicht mehr Versuch, sie ist bereits in vollkommenem Stande. Der Nutzen mag immerhin geringer seyn als der sanguinische Spekulant erwartete; so viel ist gewiß, daß der Dampfwagen ein Gewicht, welchem die Kraft des Thieres nicht gewachsen ist, mit einer Schnelligkeit fortzubringen vermag, welche jeden Pferdelauf weit hinter sich läßt; daß er ohne Unterbrechung, ohne Rücksicht auf Tag oder Nacht, Frost oder Sonnenschein, hohen Sommer oder ungünstige Jahreszeit, arbeiten kann. Würde die Liverpool-Eisenbahn die Kosten nicht tragen, so könnte man nur sagen, im Einzelnen muß Uebereilung oder Ungeschicklichkeit Statt gefunden haben;

aber Das hat man erzielt, was ein erfinderisches Volk erwarten konnte — eine neue, mächtige Naturkraft ist in die Hand des Menschen gegeben, und mit allem Verluste ist ein solches Wunder der Mechanik noch wohlfeil erkauft. Es bleibt die Aufgabe: die Beobachtungen mit dem Scharfsinne des Geistes fortzusetzen, mit welchem wir für solche Zwecke ausgerüstet sind, und die schönen Prinzipien, die neue treffliche Entdeckung in thätige, von Schwierigkeiten befreite Anwendung zu bringen. Eines der seltsamen und nützlichen Resultate der Eisenbahnen wird eine Erfahrung in der Kommunikation des Schalles seyn. Jedermann kennt den bei den Handwerkern und Arbeitsleuten nun sehr allgemein gewordenen Gebrauch eines Blechrohres, durch das man eine Nachricht durch alle Theile des Hauses zugleich verkündet, und sich so die Mühe erspart, einen Diener schicken zu müssen. Diese Rohre sind eines allgemeinen Gebrauches fähig und möchten wohl mit Vortheil in allen Häusern angewendet werden können. Die Sache soll nun auf einer höhern Stufe der Ausbildung versucht werden. Durch das Mittel eines dünnen Rohres will man auf der ganzen Länge der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester Nachrichten so schnell als im Gespräche verbreiten. Die Länge des längsten Tunnels beträgt auf der genannten Eisenbahn 6,600 Fuß; aber man hofft, artikulirte Töne nicht nur durch die Tunnels, sondern auf dem ganzen Wege hin verbreiten zu können; der Nutzen liegt für die Eisenbahnen klar am Tage, wenige Männer in geregelter Entfernung von einander aufgestellt, würden im Stande seyn, bei irgend einem Hindernisse oder Zufalle durch das Sprachrohr Warnungen zu ertheilen; wahrscheinlich wird man entdecken, daß die Worte des Sprechers in Liverpool nicht nur nach Manchester gebracht werden können, sondern daß man dieselben auch nach jeder andern, wenn gleich großen Entfernung beinahe mit der Schnelligkeit des Augenblicks bringen kann. Bekanntlich legt der Schall in der Luft 1,142 Fuß in der Sekunde zurück; auch ist es faktisch, daß sich der schwächste Schall eben so schnell vorwärts arbeitet als der stärkste; das Geflüster geht so rasch als der Donnerschlag. Doch aus allen Versuchen mit dem Rohre geht hervor, daß der Schall unendlich rascher sich verbreiten läßt als in der freien Luft; daß er gleichsam gar keine Zeit braucht.

Eine Reihe von Versuchen, welche Biot und andere französische Mathematiker anstellten, als man eiserne Röhren zu Wasserleitungen legte, versprechen eine unbegränzte Kraft zur Fortschaffung des Schalls; sie verbanden so viele solcher Pfeifen, daß sich ein fortgesetztes Rohr von mehreren Meilen bildete. Man fand, daß man das leiseste Geflüster an einem Ende des Rohres mit der größten Genauigkeit und zwar augenblicklich am andern vernehmen konnte. In dem nämlichen Momente, wo man den Sprecher die Lippen an das eine Ende des Rohrs bringen sah, hörte man seine Worte bereits am andern. Bestätigt sich diese Entdeckung bei der Eisenbahnröhre, so besitzt der Mensch eine neue seltsame, sehr nützliche Gewalt über die Natur. Der Telegraph, so schön seine Erfindung ist, müßte vor einem Instrumente die Segel streichen, durch welches man einen Befehl oder eine Nachricht ihrem ganzen umständlichen Inhalte nach vom Sitze der Regierung zu einem Seehafen oder irgend einem andern wichtigen Orte des Königreichs, gleichviel ob bei Nebel oder schönem Wetter, bei Nacht oder bei Tag, und mit oder ohne die Verzögerungen des Telegraphen fortbringen kann. Der Werth dieser Erfindung würde sich ins Unendliche steigern, könnte man sie mit der Zeit zu allgemeinen Zwecken verwenden. Könnte man nämlich ein System herstellen, wodurch Jedermann in den Stand gesetzt würde, zu seinen Mittheilungen in die Ferne sich dieses Weges zu bedienen; anfänglich war die Post auch bloß für den Gebrauch der Staaten und Monarchen eingerichtet, nun dient sie Jedem, der einen Brief zu schreiben Lust hat.

An dieses Projekt mögen wir die „atmosphärische Briefbeförderung" nicht anreihen. Ein Herr Read zeigt in Glasgow das sonderbare Modell eines Tunnels, durch welchen Brieftaschen befördert werden sollen. Nach einer Berechnung des Professors Stevelley in Belfast würden zwölf Minuten hinreichen, um Brieftaschen von London nach Portsmouth, eine Entfernung von siebenzig Meilen, zu befördern. Kann der gelehrte Professor keinen andern Beweis für seine Rechenkunst aufbringen, so möchte man an dem Nutzen zweifeln, den er aus der Erlernung der Algebra gezogen hat. Die Brieftaschen müßten durch den Tunnel *geschossen* werden; von Tragen kann nicht mehr die Rede seyn bei einem Wege von sechs Meilen, den sie in einer Minute, von dreihundert und sechzig Meilen, den sie in einer Stunde zurücklegen würde. Aus welchem Stoffe müßten die Posttaschen seyn, um eine solche Reise auszuhalten? Wozu überhaupt dieses Wesen mit Tunnels und Luftpumpen? Warum ladet man die Tasche nicht in Kanonen und schießt sie nach bestimmten Stationen?

Der Reisende Rienzi.

Oeffentliche Blätter haben jüngst die Ankunft des reisenden *Rienzi* (eines Abkömmlings des berühmten und unglücklichen Rienzi, der in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts aus dem Schattenreiche Roms noch einmal dessen alte republikanische Größe herauf zu beschwören versuchte) zu Bordeaux gemeldet. Wir beeilen uns, über diesen merkwürdigen Mann folgende nähere Mittheilungen zu geben.

Rienzi diente, soviel man weiß, früher im französischen Heere, verließ aber diesen Dienst, um sich ganz seiner Neigung zum Wanderleben hinzugeben. Er besuchte zuerst den Kaukasus, Kleinasien, Syrien, Palästina, Karthago und Konstantinopel; später schiffte er sich nach Amerika ein, durchwanderte die Vereinigten Staaten, besuchte Hayti, dann Columbien, von wo aus er sich nach Panama begab. Im Jahre 1821 spielte er eine Rolle unter den römischen Liberalen, und focht dann für Griechenlands Sache unter der Kreuzfahne, wo er sich bis zum Befehlshaber eines Regimentes aufschwang. Da er eine gefährliche Wunde erhalten hatte, verließ er, zu einem höhern Rang befördert, Griechenland, um seine Reisen fortzusetzen. Nun besuchte er Aegypten, durchwanderte Arabien, Nubien und Persien, ging nach Indien und China, von da nach den philippinischen Inseln, Sumatra, Neu-Guinea und mehrern Inseln der Südsee. Nach seiner Rückkehr nach China errichtete er zu Macao ein Denkmal zum Andenken Camoens in der nach diesem Dichter benannten Grotte.

Nachdem er auf diesen ausgebreiteten Reisen reiche Sammlungen in jedem Fache der Wissenschaft, der Kunst und des Alterthums veranstaltet, traf er endlich Vorbereitungen zu seiner Rückkehr in die Heimath und ging zu diesem Zwecke nach Singapur, wo er sich an Bord des „Dourado" nach Europa einschiffte. Hier traf ihn fast an demselben Orte und unter denselben Verhältnisse das Mißgeschick, das auch Sir Stamford Raffles seiner werthvollen Sammlungen beraubte; er verlor durch Schiffbruch alle seine köstlichen Sammlungen und Handschriften mit Ausnahme einiger kleinen Statuen und einer Kiste, die im Meere aufgefangen wurde. Der Verlust wird auf 100,000 Dollars geschätzt. Am meisten ist jedoch der seines Tagebuches zu beklagen, das die ganze Geschichte seiner Reisen, authentische Nachrichten von seinem Ahnherrn, dem obenerwähnten römischen Tribun, und ein Trauerspiel dieses Namens, so wie andere literarische Merkwürdigkeiten, unter andern eine Uebersetzung der Lusiade des Camoens in Versen enthielt. — Rienzi hat sich, soviel bekannt, während seines Aufenthaltes in Aegypten besonders viel mit dem Studium der Hieroglyphen beschäftigt und wird somit wahrscheinlich großes Licht über diesen Zweig der Archäologie zu verbreiten im Stande seyn. Ohne Zweifel wird er in Kurzem die Welt mit seinen gewiß höchst merkwürdigen Reiseresultaten bekannt machen. — Nach Frankreich soll ihn noch besonders eine Sendung von der Insel Bourbon an die dortige Regierung geführt haben.

Witzstacheln des Figaro.

Die Kanarienvögel des Herrn Sala feuern Kanonen ab: der gallische Hahn hätte nicht das Herz dazu.

*

Wenn zwei französische Pairs sich begegnen, sagen sie demüthig wie Trappisten: Bruder, memento mori.

*

Cherbourg ist, wie es scheint, der Seehafen der entthronten Könige.

*

Don Pedro II ertheilt seine Audienzen im Kinderröckchen. Das ist der eigentliche Sanskülottenkönig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 184. 3 Julius 1831.

Rückblicke auf Brasilien.

(Monthly Magazine Februarheft.)

Während der lezt verflossenen fünfzehn Friedensjahre hat kein Land die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr beschäftigt als Südamerika. Zwar war es nicht sowohl die Bevölkerung jenes Kontinentes an sich oder ihr Fortschritt auf der Bahn der Civilisation, der dorthin alle Blicke zog, als die zufälligen Verhältnisse, unter deren Einfluß sie stand. Das große Experiment von Staatseinrichtung und gesellschaftlicher Wiedergeburt, die gewaltig vorwärtsschreitende und noch öfters rückgängige Bewegung jener Nationen, die gleich den Wassern des alten Chaos anzusehen waren, über denen der schaffende Geist schwebte, mußten mehr als alles andere die Neugier und das Nachdenken der Politiker und Philosophen anregen.

Bis zu den Tagen des alten Montaigne und Montesquieu's zurück, war die Unabhängigkeit der spanisch-amerikanischen Kolonien ein politisches Problem, dessen Lösung sich bis auf unsere Zeit hinausschob, in welcher die veränderten Ansichten über Koloniewesen, wie sie allmählich herrschend geworden sind, den praktischen Staatsmann in den Stand sezten, den Erfolg fast mit mathematischer Gewißheit vorauszusagen. Das unermeßliche Ländergebiet dieser prachtvollen Kolonien — die kolossalen Verhältnisse ihrer Natur — ihre wirklichen oder fabelhaften Reichthümer — der romantische Saturnusring, der sich durch die Geschichte ihrer ersten Eroberung um sie herzog — Alles Dieß trug nicht wenig bei, seit ihrer Entdeckung die Einbildungskraft der Menschen zu entflammen, und in Bezug auf sie einen wilden abenteuerlichen Geist zu erzeugen. Kein Wunder daher, wenn bei dem ersten Dämmerlichte der Unabhängigkeit, das auf der westlichen Halbkugel hervorbrach, Menschen jeglicher Sinnesart, jeglichen Gelichters und Berufes dorthin als auf ein Feld unbegränzten Spielraums für jeden kühnen Traum des Ehrgeizes oder allverschlingender Habsucht ihren Blick richteten.

Der kriegerische Geist Europa's, der mit dem Untergang der Glückssonne Napoleons in ruhmloser Unthätigkeit sich gefesselt sah, trieb Schaaren kühner Abenteurer zu den Fahnen der Freiheit nach der andern Hemisphäre. Der spekulative Politiker erhob stolz sein Haupt an seinem Schreibtische und begrüßte freudig den Augenblick, der endlich die Geburt seines lang geträumten Utopiens zu verheißen schien. Vorzüglich aber in der Handelswelt war es, wo die angeschlagene Saite am heftigsten in Schwingungen gerieth. Endlich schien das spanische Eldorado, das durch die mißgünstige Politik des Mutterlandes so lange verschlossen gewesen war, seine Diamantthore zu öffnen; in wildes Feuer loderte die Einbildungskraft auf, und sah bereits das goldene Zeitalter mit breiten Edelstein gepflasterten Straßen dem neunzehnten Jahrhundert aufgethan. Die Geschichte dieser Tage eines allgemeinen Schwindels, die in den Annalen der menschlichen Tollheit nicht ihres gleichen hat, wird der Nachwelt ein Leuchtthurm in dem Meer der Zeiten — künftigen Jahrhunderten eine lehrreiche Warnung seyn. Die Bildung einer Kompagnie in England mit gigantischen Entwürfen, die den Kotapaxi auf dem Chimborasso zu wälzen, und so mit einem Mal den Himmel zu stürmen gedachte, schloß den allgemeinen Fiebertraum — mit dem Schicksal der Titanen.

Der Zauberbann löste sich endlich, die Fata Morgana mit ihren fantastischen Vorspiegelungen zerrannen — man erwachte aus dem Opiumrausche zu einer schrecklichen Nüchternheit. Eine furchtbare Reaktion durchschütterte alle Verhältnißstufen des Lebens. Der Soldat hatte in dem spanischen Amerika sein Grab gefunden — der Kaufmann sein Verderben, und die politischen Nachtwandler hörten den Todesknall ihrer Träume in den Klageworten des sterbenden Bolivar: „Nach zwanzigjährigen Kämpfen haben wir unsre Unabhängigkeit errungen, aber mit Aufopferung fast alles Andern!“

Während der Strom der öffentlichen Aufmerksamkeit in wilder Heftigkeit auf das spanische Amerika sich ergoß, blieb Brasilien — in jedem Betracht der werthvollste und wichtigste Theil jenes ungeheuren Kontinents — fast vergessen. Kein Kapital, keine Unternehmung, die so übermäßig an seine Schwesterkolonien vergeudet wurden, richtete sich nach den portugiesischen Besitzungen. Dieß muß zum Theil der Unfruchtbarkeit ihrer frühern Geschichte zugeschrieben werden; zum Theil fehlte hier auch Alles, was dem hochfärtigen und romantischen Geschmack dieses Zeitalters zusagen konnte. Endlich hatte der Schrecken, der vor Napoleons Waffen herging, in Erfüllung gebracht, was des großen Pombals schlauer Geist nicht ins Werk zu setzen vermochte. Mit dem Schicksale des spanischen Monarchen bedroht, verlegte das Haus Braganza den Sitz seines Reiches von Portugal in das unermeßliche Gebiet seiner transatlantischen Besitzungen.

Bei der noch so jungen Geschichte des neuen Staates von Brasilien wäre es wohl vergebene Mühe, seine Zukunft voraussagen zu

wollen. Ich weiß sehr wohl, daß man sagen kann, alle Fortschritte die dieses Land bisher gemacht, seyen einzig nur in einem Menschen bedingt und das ganze sociale System hänge an dem so schwachen Faden eines Menschenlebens. „Wenn der gegenwärtige Kaiser aus dem Leben abgefordert wird, bevor es ihm noch gelungen ist, die zerstückelten Theile seines unermeßlichen Reiches in ein Ganzes zu verschmelzen, wo wird sich dann ein Gegengewicht finden, kann man fragen, um einer Reaktion ähnlich der in den spanischen Kolonien vorzubeugen? Wird nicht auch hier Alles in die Gährung eines wilden Chaos zurücksinken?“ *) Auf einen flüchtigen Blick ist es vielleicht schwer diese Frage genügend zu beantworten. Nur muß man sich erinnern, daß die Bevölkerung von Brasilien aus Gewohnheit und Vorurtheil noch ungemein monarchische Gesinnungen hegt — daß sie fast seit zwanzig Jahren an einen Hof gewohnt ist — daß das Beispiel der spanischen Kolonien, weit entfernt durch ihr Beispiel aufzumuntern, ihr vielmehr als abschreckende Warnung dienen muß — des Unterschiedes der Kasten und Farben zu geschweigen, die jedweder republikanischen Verfassung als unüberwindliche Hindernisse in den Weg treten.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Korsika.

Das Banditenfrühstück.

(Schluß.)

„Ein Mädchen aus Ghisoni war in's Holz gegangen; einer der Elenden, die das Kleid eines Bergbewohners, das Kleid des freien Mannes entehren, das ich trage, fand das Mädchen allein; sie war schön und . . . . meiner Treu er that, was Gallucchio niemals gethan hat; denn man kann ein Bandit seyn und doch gute Sitten haben. Meinen Sie nicht Signor Forestiere? Schlecht gehandelt war es einmal, aber er that noch schlechter. Können Sie wohl glauben, daß er die Kühnheit hatte, seine häßliche That hinter meinen Namen, dal mio riverito nome, zu verstecken und dem unglücklichen Mädchen zu sagen, daß er Gallucchio heiße, daß sie reinen Mund halten solle, oder er werde mit Mord und Brand die ganze pieve heimsuchen? Gallucchio tödtet Gendarmen aber im guten und redlichen Kriege, aber er greift nicht junge Mädchen an, er führt nicht Krieg mit seinen Landsleuten, er mordet und brennt nicht um zweier schwarzen Augen willen. Gallucchio ist ein Christ Iura di Dio und geht alle Jahre zu seiner österlichen Beichte, fragt nur unsern Pfarrer, er gibt mir jährlich die Absolution. Einen solchen Frevel konnte ich nicht ertragen; das Mädchen hatte geplaudert; Gallucchio hätte es nicht mehr wagen dürfen sich zu zeigen, er hätte nirgends Schutz oder Brod mehr gefunden. Ich ging und suchte das Mädchen auf. „„Kennst Du mich?““ fragte ich sie — „„Nein,““ war die Antwort, „„ich habe Dich nie gesehen.““ — „„Wohlan, ich bin Gallucchio; Du hast mich beschuldigt, Dir Gewalt angethan zu haben; ich will dafür an Dir nicht Rache nehmen; ein Ungläubiger (male crianzato) hat meinen Namen mißbraucht; aber schildern sollst Du mir Zug für Zug den frechen Wicht, der meinen Namen anzunehmen wagte.““ Sie war noch nicht zur Hälfte mit ihrer Schilderung fertig, als ich schon meinen Mann erkannte; es war ein elender Kerl, ein Wilddieb, der nicht Muth genug hätte, ein Bandit zu werden. Ich suchte ihn auf und befahl ihm mit mir nach Ghisoni zu gehn; bei diesem Wort und bei dem Anblick meiner Büchse erblaßte er. Zu Ghisoni angelangt, gingen wir geraden Weges zu dem Mädchen; ich hatte nicht Zeit es zu fragen, ob es ihn wieder erkenne. „„Er ist es!““ — rief sie uns entgegen. — „„Gut““ sagte ich, „„halte Dich bereit, in zehn Minuten sind wir wieder da, um Dich an den Altar zu führen; nach dem was vorgefallen ist, kann er nicht weniger thun, als Dich heirathen, ich werde dabei als Zeuge dienen.““ Das Mädchen wußte nicht, sollte sie ja oder nein sagen; allein das kümmerte mich wenig, ich ging zum Schultheißen des Dorfes; ich erzählte ihm den Hergang und sagte ihm, daß beide Leute unverzüglich verheirathet werden müßten; er sprach von öffentlicher Ausrufung und gesetzlichen Formalitäten; ich machte ihm bemerkbar, daß mein Wille und meine Flinte das beste und schnellste Gesetz von der Welt seyen; daß es sich hier um die Ausgleichung einer Unbill handle und daß die Regierung ihm hierin leicht verzeihen werde, von den gesetzlichen Formen Umgang genommen zu haben. Dann ging's zum Pfarrer; die Kirche machte nicht weniger Schwierigkeiten, als die Gerechtigkeit, aber ich hob alle durch meine Gründe und meine Büchse, indem ich von Gott sagte, was ich von der Regierung gesagt hatte und daß man nicht um die Mittel verlegen seyn dürfe, wo es sich um einen guten Zweck handle. Der Pfarrer gab nach wie der Schultheiß, die Trauung wurde in schönster Ordnung auf der Stelle vollzogen. Ich muß noch lachen, wenn ich an die traurige Gestalt des Bräutigams denke und an die unruhigen Blicke, die er auf mich warf. Die Eltern des Mädchens konnten nicht Worte genug finden mir zu danken . . ich entzog mich so schnell als möglich dem Dank der guten Leute, nahm den jungen Gatten beiseite und gebot ihm, mir zu folgen. Wäre er ein Bandit gewesen, so mochte ich es ihm noch verziehen haben, aber daß ein Dieb mir so den Namen stehlen sollte — er mußte das Gewicht dieses Namens fühlen lernen; übrigens wäre ein Mann wie dieser ein zu trauriges Hochzeitgeschenk für meinen Schutzbefohlene gewesen . . . Kurz das Mädchen war an dem nämlichen Tage Braut, Frau und Wittwe; sie erbte Alles, was die Gerechtigkeit von dem Nachlaß ihres Mannes ihr übrig ließ, und seitdem hat Niemand mehr Lust bekommen, sich den Namen Gallucchio anzumaßen.“

Wahrscheinlich hätte der Bandit noch manche Stückchen der Art aus seinem Leben zu erzählen gehabt; aber ein leiser Schlag an's Fenster unterbrach ihn. Es zeigte sich draußen ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, ohne sonst eine Kleidung als ein Schaffell mit zwei Löchern, um die Arme hindurch zu stecken, übrigens wie alle korsischen Kinder von bleifarbigem Gesicht, das Auge hohl aber blitzend von Bosheit und Verstand. „O Gendarme l' aggio veduto,“ flüsterte er schnell, indem er mit dem Auge nach dem

*) An eine Resignation des Kaisers und eine Entfernung desselben vom brasilischen Throne noch bei dessen Lebzeiten, hatte der Verfasser oben stehenden Artikels, wie man sieht, nicht gedacht. Alles was er in der Voraussetzung von dem Tode Don Pedro's fürchtet, läßt sich also wohl auch auf die gegenwärtige Lage von Brasilien anwenden. A. d. R.

Fußpfade hinwies, auf dem wir gekommen waren. Ich blickte hinaus und sah nirgendwo einen Menschen; aber das Falkenauge des Banditen hätte einen Gendarmen auf eine Meile erspäht. Galluchio ohne sonderlich außer Fassung zu kommen, blickte über meine Schultern hinaus. „Ich kenne ihn," sagte er, „es ist der Brigadier von Corte, der wahrscheinlich seine Stationen besucht, wir haben ein Wort mit einander zu reden. Indeß möchte ich nicht, daß er mich hier träfe; es könnte meinem Bruder Ungelegenheiten machen. Wir wollen nicht Abschied nehmen, Signor francese, vielleicht sehen wir uns eines Tages wieder und wenn Sie einmal in's Gebirg hinaufkommen wollen, so soll es wohl, denke ich, noch einige Muffoli geben, um davon eine Mahlzeit zu halten unter dem Schatten unsrer schönen grünen Eichen, denn Galluchio hat kein anderes Dach."

Bei diesen Worten drückte mir der Bandit die Hand, eben so seinem Bruder, der seine Entfernung nicht ungern zu sehen schien, und nachdem er sich noch die Zeit genommen hatte, an seine alte Verwandte einige Abschiedsworte zu richten, war er in einem Augenblicke aus unserm Gesicht entschwunden.

Am andern Morgen kam ich frühzeitig nach Corte; man brachte fast gleichzeitig den armen Brigadier mit zerschmettertem Arme in die Stadt. Der Spion Galluchio's, den ich auf dem Markte traf, und der sich so dumm stellte als möglich, flüsterte mir in's Ohr, sein Padrone habe mir eine Finezza erweisen wollen und nur mir zu Liebe habe er sich begnügt, dem Brigadier einen Arm entzwei zu schießen.

Einige Tage nachher erging im Kanton ein allgemeines Aufgebot. Galluchio war nicht mehr zu finden. Bei Zeiten davon in Kenntniß gesetzt, und da er gegen diesen Sturm sich nicht Manns genug wußte, hatte er bei einigen seiner Freunde Geld aufgenommen um seine Reise zu bestreiten und war wie Lord Byron nach Griechenland gegangen. Wahrscheinlich ist er wie dieser dort gefallen, um die Aehnlichkeit zwischen beiden outlaws zu vollenden.

Der Lauf des Niger.

Die neulich gemachte Anzeige der durch die Gebrüder Lander entdeckten Nilmündung (s. Ausland Nr. 164. S. 656) veranlaßt uns zu folgenden nachträglichen Bemerkungen:

Die so häufig sich widersprechenden Berichte über das Innere von Afrika und den Lauf dieses, nächst dem Nil merkwürdigsten, nach manchen Angaben auch größten Flusses jenes Landes, haben in der neuern Zeit den Eifer für die Lösung, besonders des letztern dieser geographischen Probleme, geweckt. Die Alten scheinen mit der Geographie des innern Afrika vertrauter gewesen zu seyn als wir; denn sie geben Manches mit Bestimmtheit an, was bei uns noch unentschieden geblieben ist. Wir erinnern hier nur an den großen See oder Sumpf; denn beides wird er zu gewissen Zeiten, dessen Daseyn bis zu Denhams und Clappertons Reisen von unsern Geographen als ungewiß angegeben wurde; deßgleichen an den großen Fluß in Westen, der in den Ocean mündet, während Viele der Meinung waren, er verliere sich in einem großen Sumpf oder im Sand der Wüste; Andere hingegen ihn für einen und denselben mit dem Nil der Egypter hielten. Schon die Untersuchungen des Ptolemäus und der arabischen Geographen über den Nil der Neger, und später die Reisen des Leo Africanus, eines Mannes aus Granada, bewiesen die Unhaltbarkeit dieser Theorien, und dennoch behaupteten sie sich, unserer gerühmten Fortschritte in der Geographie zum Trotz, bis endlich viele Jahrhunderte später Bruce's barometrische Nivellirungen zur bessern Ueberzeugung nöthigten. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß der Karthaginenser Hanno wie Macqueen (in einer vor 12 Jahren bereits an die englische Regierung übergebenen Denkschrift) zu erweisen suchte, die Bucht von Benin oder Biafra erreichte und ohne Zweifel sind die Nachrichten, die Herodot und Edrisi über diese Gegenden einzogen, zuverlässiger, als die von neueren Geographen ersonnenen Hirngespinnste.

Erfahrung hatte den neuern gezeigt, daß an der nordwestlichen Küste kein großer Fluß sich in den Ocean ergießt; doch bedurfte es allerdings erst einer genauern Untersuchung des Senegal und Gambia, um sich zu überzeugen, daß sie keine Arme dieses großen Flusses sind. Die erweiterte Schifffahrt an den südöstlichen Küsten von Afrika, gab die Gewißheit, daß auch hier kein großer Strom in die See mündet, während die portugiesischen Niederlassungen an der südlichen Küste des Cap Lopez, zu der später auch von Mungo Park und Barrow unterstützten Meinung Anlaß gaben, einer oder mehrere Flüsse in der Nachbarschaft jener Kolonie wären Arme des großen Stroms im Innern von Afrika. Zwei berühmte Geographen D'Anville und Major Rennell schlossen sich der Theorie vom Abfluß des Nigers in den Wangara oder großen Sumpf an, eine Meinung, die von andern Geographen wieder auf die verschiedenste Weise gedeutet wurde, und obgleich der Erguß in den Golf von Guinea immer wahrscheinlicher ward, so fand man doch nöthig, eine Expedition zur Untersuchung des Congo oder Zaire auszurüsten, die, obgleich sie für die Theilnehmer unglücklich ausfiel, doch in geographischer Hinsicht befriedigte und die Gewißheit gab, daß die Flüsse im Süden von Cap Lopez keine Arme des Niger sind.

Die Geschichte der Geographie bietet kaum Beispiele größerer Ausdauer und muthvollerer Entschlossenheit in Ueberwindung von Gefahren, als die sind, welche die Lösung dieser wichtigen Frage veranlaßten. Seit 1815 verging kein Jahr, wo nicht neue Unternehmungen gemacht wurden, denen sich 25 Engländer, 14 Franzosen, 2 Amerikaner und ein Deutscher widmeten, von denen die Meisten das Opfer ihrer heldenmüthigen Hingebung wurden.

Mungo Park war der Erste, welcher die Richtung dieses Flusses, dessen Ausmündung der Gegenstand so mancher Zweifel war, und für manche Stelle seines Laufes noch ist, untersuchte. Der unglückliche Reisende erhielt, ehe er seine Reise den Fluß hinab antrat, von Mauren und Negern einige Nachweisungen über dessen Lauf bei Tunbuctu. Das Dschinnie Mungo Park's ist synonym mit Schenne, Giné und Dhschenné anderer Schriftsteller, da Dschenne, oft mit Kano oder Kanno verwechselt wurde. Es ist vielleicht ein figürlicher Ausdruck; denn das Dschinnie Park's und das Dschenne der Mauren liegt auf einer Insel, während das Dschenne anderer Reisenden nahe am Fluß liegt. Eine ähnliche Verwechselung kann mit Timbuctu, welches zweimal im Jahr von maroccanischen Karavanen besucht wird, nicht statt haben, da dieser Name mit keinem andern Aehnlichkeit hat, außer in seinen beiden ersten Sylben mit der Stadt Timbo, die aber nicht mit Tunbuctu verwechselt werden kann.

Major Laing hatte die Quellen des Niger in den Gebirgen von Loma unter 9°15' westlicher Breite entdeckt und seinen Lauf eine kurze Strecke weit von da beschrieben. Wir haben also Gewißheit von der Existenz eines oder zweier Ströme, die den großen Fluß bilden, oder als Arme von ihm bei Tunbuctu sich ausbreiten. De Lisle bemerkte auf den Charten, die er für Ludwig XV nach guten Quellen bearbeitete, einen Fluß Gambarra. Dieß ist der Fluß, der von Hussa herströmt; und der Scholiba neuerer Reisenden kömmt nach mehreren übereinstimmenden Nachrichten von Nordwest und vereinigt sich in der Nähe von Tunbuctu mit dem Niger, der hier noch Komarra, Quorra bei den Mauren heißt, oder Guolla bei den Negern, die r immer in l verändern, ein Name, den er nach Laing schon an der Quelle hat, nach Clapperton noch jenseits Tunbuctu führt und wahrscheinlich der nämliche Fluß ist, der in der Bucht von Biafra ausmündet. Der Quarrama, ein anderer zufließender Strom, geht bei Saccatu vorbei und fällt oberhalb Yuri, nicht weit von da, wo Mungo Park Schiffbruch litt, in den Quorra. Der Landstrich zwischen diesem Fluß und dem Schaschum, der die Hügel Dutschi, Naru und Dell in sich begreift, bildet die Wasserscheide der Flüsse, die sich auf der einen Seite mit dem Quorra vereinigen, auf der andern sich in den Wangara ergießen. Der vom Sultan Bello angegebene Lauf und die Berichte des Major Denham bezeichnen einen Fluß, der nach Osten strömt, welches

wahrscheinlich der von den Brüdern Lander verfolgte Arm ist; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich in den See Tschad ergießen sollte, obgleich es Clappertons und Laings Berichten zufolge nicht unmöglich ist, daß andere Arme durch die Flüsse Formosa oder Volta in der Bucht von Benin ausmünden.

Noch ist zu bemerken, daß die Angabe von dem entdeckten Ausfluß des Quorra oder Niger, in den unter Caillie's Namen herausgegebenen Reisen, Zweifel an der Wahrheit der übrigen in denselben enthaltenen Berichte erregt. Gewiß ist, daß der Herausgeber bei Angabe des Breitegrades von Timbuctu sich geirrt hat; denn die von Jomard angegebene Lage dieser Stadt ist mit der, die sie zufolge der Untersuchungen über die Quellen, Richtung und Ausmündung des Flusses haben muß, ganz unvereinbar. Ohne Zweifel ist ein Theil des Werkes, das man dem Publikum unter Caillie's Namen übergeben hat, aus werthvollen Quellen geschöpft und die irrigen Angaben fallen wohl zum größten Theil dem Herausgeber zur Last. Indeß, wenn sich auch Autoritäten finden ließen, um die Meinung zu unterstützen, daß der Quorra sich in zwei Arme theile, von denen der eine unter dem Namen Scholiba nordwärts fließen und der andere in gerade entgegengesetzter Richtung — was übrigens weder in der Geographie noch in der Natur selbst eine Begründung findet — so läßt sich doch kein gültiger Beweis dafür finden, daß Tunbuktu an einem Flusse gelegen sey, der nördlich vom Niger sich ergieße.

Die Armenseelensteuer in Neapel.

In andern Königreichen der Christenheit hat der Klerus einen Tarif für Messen, Leichenbesingung und Wachskerzen, um den Seelen der Abgeschiedenen auf der Himmelfahrt an die Hand zu gehen; aber die Familie Janot bezahlt der Kirche nicht, um die Familie Jobart aus dem Fegefeuer zu erlösen. Ziehet heim, französische, spanische und römische Priester! Euer Fiskalgenie findet seinen Meister bei Euern neapolitanischen Brüdern!

In Frankreich giebt es die Tabaksregie, in Neapel hat der Klerus eine Fegfeuer-Regie; er verpachtet sie an einen Generalpächter; dieser hat Unterpächter, die wieder ein Heer von Unterbeamten in Bewegung setzen, das einen Schwarm von Mönchen, Nonnen und Lazzaroni unter seinem Befehle hat, welche zu allen Stunden durch die Straßen Neapels per le anime del purgatorio Almosen sammeln. Jeder Sammler ist mit einer langen Stange bewaffnet, an deren Ende eine Tasche von gebranntem Leder hängt. Er belangt damit aus großer Entfernung die vorbeigehenden oder zum Fenster hinausschauenden Leute. Niemand entwischt ihm. Im Augenblicke, wo man es sich am Wenigsten gewahrt, spazirt Euch die lederne Tasche, auf der lichterloh brennende Seelen gemalt sind, unter die Nase, und eine klägliche Stimme schreit Euch sein per le anime del purgatorio zu. Ich meines Theil bin in einem Tage dreißig Mal durch diese Rentensammler des Fegfeuers aus meinen Träumen aufgestört worden. Wenn ich mein Scherflein hinlänglich beigesteuert zu haben glaubte, setzte ich mein Opfer aus. Dann hörte ich um mich die Worte: man muß ihn entschuldigen, es ist ein Fremder. Da bemerkte ich denn, daß unter den Eingebornen Niemand für einen so köstlichen Zweck eine Gabe verweigert, wäre es auch nur einen Grain (Heller); noch minder aber mit Andacht die Seelen wie die Flammen zu küssen. Der Wahn, daß Nichts so großes Leid bringt, als eine Weigerung, den Seelen im Fegefeuer beizustehen, ist tief eingewurzelt. Der Klerus hat diesen Glauben ausgestreut und pflegt ihn mit Gewandtheit. Eine zu frühe Entbindung, ein verlorner Prozeß, ein Beinbruch oder die Untreue eines Geliebten, Alles ist dem Vergessen der Seelen im Fegefeuer zuzuschreiben. Zwar tragen alle Geldspendungen an die Kirche zum Seelenheile ungemein bei; aber die Seelen des Fegefeuers abzuweisen, ist eben so viel, als muthwillig alle Nadelstiche eines widrigen Geschickes während seines Lebens herauszufordern, abgesehen von Dem, was nach dem Tode noch zu erwarten steht. So räsonnirt die gute neapolitanische Bevölkerung und nicht etwa nur die der Kneipen und Kreuzwege, auch die der Paläste. Ich ließ mir einst beikommen, in einer Gesellschaft des Marquis Gar.... über die Seelen des Fegfeuers, die mich unablässig in Neapels Straßen verfolgten, meinen Witz zu machen; ich fragte nach einem Mittel gegen diese frommen Weglagerer. Statt der Antwort sah ich die ganze Gesellschaft erblassen. Nun brachte ich den Gewinn dieser priesterlichen Auflage in Anschlag, der sich jährlich auf mehr als eine Million belaufen mag. Mit einer solchen Summe, äußerte ich, könnte man mehrere Hospitäler und wohlthätige Anstalten einrichten, die der Stadt so fühlbar mangeln. „Die Siechen und Schwachen," erwiederte trocken eine alte Baronin, „sind bei Weitem weniger zu beklagen als die Seelen im Fegefeuer! Doch auf solche Betrachtungen pflegt das Unglück nicht auszubleiben." Wirklich legte ich mich mit einem Fieber nieder, das mehrere Tage dauerte. Welchen Triumph mußte da der Glaube unserer alten Baronin gefeiert haben, wenn sie erfuhr, wie die Strafe mir auf dem Fuße folgte. Die neapolitanischen Prediger nehmen oft die Pein der Seelen im Fegefeuer zum Gegenstande, um daran ihre Zuhörer zu erbauen. Ich hörte einen dieser Kanzeldemosthenes über diesen Gegenstand vor einem zahlreichen Auditorium Lärm schlagen. Zuerst wählte er rhetorische Figuren, welche die Einbildungskraft am Heftigsten erregen, besonders die Prosopopöi. Er forderte die Seelen im Fegefeuer auf, und sie thaten selbst von ihren Qualen Bericht. Darauf wandte er sich an die Zuhörer. „Es ist Euer Bruder," sagte er, „Eure Mutter, Euer Kind, dessen Stimme Ihr gehört." Ich bemerkte, daß er niemals sagte, „Das ist Euer Gatte, Eure Gattin." Er hatte wohl seine Gründe dazu, auch bearbeitete er die Gewissen mit großer Geschicklichkeit. Der Erfolg entsprach seinem Rednertalent. Er machte eine große Ernte und erhielt das Lösegeld für viele Seelen, die ohne Zweifel denselben Tag ihrer qualvollen Haft entlassen wurden; denn der würdige Pater sah ganz vergnügt darein. Bisweilen rufen die Mönche noch dramatischere Mittel zu Hülfe. So lassen sie hinter dem Altare Raketen aufsteigen, um die Seelen vorzustellen, die sich aus dem Fegfeuer ins Paradies schwingen. Aber um dieß Feuerwerk spielen zu lassen, bedarf es eines ausgewählten Zuschauerkreises.

Vermischte Nachrichten.

An beiden Ufern des Bosporus fand man häufig Münzen mit der Aufschrift „Agrippia", andere mit dem Prägeort „Cäsarea." Alterthumsforscher schrieben erstere gewöhnlich Agrippia oder Anthedon, einer Stadt in Judäa zu, letztere Cäsarea in Bithynien oder Tralles in Lydien, das gleich vielen andern Städten von Kleinasien den Beinamen Cäsarea führte. Das Journal von Odessa kündigt indeß an, daß im Februar v. J. nahe bei Taman eine griechische Inschrift gefunden wurde, des Inhaltes: „Denkmal, dem Andenken Andronicus geweiht, dem Sohne Pappus, von den Archonten von Agrippia Cäsarea"; woraus hervorgeht, daß die Namen Agrippia und Cäsarea einer und derselben Stadt angehörten, wahrscheinlich einer alten Stadt der Halbinsel Taman und noch wahrscheinlicher Phanagoria, das in der Nähe des heutigen Taman liegt.

•

Paganini hat in seinem ersten Konzerte zu London 2000 Pfd. Sterl. eingenommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 185. 4 Julius 1831.

Rückblicke auf Brasilien.

(Fortsetzung.)

Was dem Fremden in Brasilien am schärfsten in's Auge fällt, ist die ungewöhnliche Mischung von schroffen Gegensätzen im Charakter des Volkes. Auf den ersten Blick geblendet von einer höchst kunstlosen Einfalt stößt er bald auf die vollkommenste Heuchelei, er findet den gemeinsten Aberglauben neben der grenzenlosesten Frivolität des Unglaubens, den niederträchtigsten Knechtsinn, und einen unbändigen Widerwillen gegen jeden Zügel, der bis zur Unabhängigkeitsliebe des Wilden geht. Gerade im Gegensatz mit Europa steht die Sittlichkeit in Brasilien auf dem Lande und im Innern auf einer tiefern Stufe, als in den Städten und an der Meeresküste. Hier hat der Verkehr die Einwohner zu einer Art Civilisation herangebildet, wiewohl nicht zu läugnen ist, nur im kleinsten Maßstabe.

Im Innern des Landes, wohin nicht einmal die Religion, der einzige Zaum roher Gemüther, die Hand ausstrecken kann, sind die Nachkommen der ersten Ansiedler in einen Zustand herabgesunken, der weit unter dem der Eingebornen steht, die sie verdrängt haben. Fast von Kindesbeinen auf, gewohnt nach Willkühr auf den weiten Ebenen umherzuschweifen, saugen sie mit der Muttermilch Begriffe einer Unabhängigkeit ein, die jedes gesellschaftliche Band verachtet und sie nicht selten von ihren Leidenschaften zu gesetzlosen Handlungen hinreißen läßt, die von den traurigsten Folgen begleitet sind. Von dieser zügellosen Sinnesart erlebte ich während meines Aufenthaltes im Innern der Provinz von Bahia ein schreckliches Beispiel. Ein Senhor d'Eugenho (ein Pflanzer) von großem Reichthum und Ansehn, kehrte auf dem Heimwege von der Jagd in der Wohnung eines Lavradors (Pächters) ein, um Erholung und Schutz zu finden gegen die glühende Hitze einer lothrechten Sonne. Der Pächter war nicht zu Hause; was jedoch sein Weib nicht hinderte, den vornehmen Gast freundlich aufzunehmen und mit Allem zu bewirthen, was Küch' und Keller bei ihren schmalen Vorräthen vermochten. Die Senhora war ein ziemlich hübsches Weib und ihre Reize ließen dem Gaste vergessen, was er der Heiligkeit des Hausrechtes schuldig war. Indeß wurden seine ehrlosen Anträge mit Unwillen zurückgewiesen; und da er sich in seinen verbrecherischen Absichten getäuscht sah, verließ er racheschnaubend das Haus und kehrte noch am Abend desselben Tages mit einer Bande gedungener Leute zurück, zündete die gastliche Wohnung an, ermordete den Pächter und führte das unglückliche Weib mit sich hinweg. Sein hoher Rang und Einfluß sperrten die Räder der Gerechtigkeit und ließen ihn die Frucht einer so abscheulichen Unthat ungestraft genießen.

Niemand, der nicht von Bigotterie verblendet ist, wird die Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Europa bedauern; aber ich weiß nicht ob man mit gleichem Gefühl die Abschaffung dieses berühmten Ordens in Brasilien betrachten darf. Die vielen Verbrechen der Schüler Loyola's können uns nicht hindern, die zahllosen Verdienste anzuerkennen, die sie um Literatur und Wissenschaft sich erworben haben. Ein Institut, das in Europa den Fortschritten des Jahrhunderts nicht mehr angemessen und durch Alter und innern Wurmstich baufällig geworden war, mußte bei Seite geschafft werden, aber hier in Südamerika kann der Menschenfreund dessen Fall nur bedauern. Die trefflichen Missionsanstalten der Jesuiten, über die man so getheilter Meinung ist, können am besten nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden, wenn man den gegenwärtigen Zustand der Moral in diesem Lande mit dem zu jener Zeit vergleicht, wo es der Herrschaft der Jesuiten unterworfen war. Hauptsächlich dem Mangel an aller religiösen Erziehung muß die Verwilderung beigemessen werden, die an dem Marke der innern Provinzen von Brasilien nagt. Die Geistlichkeit ist an sich von nur geringer Anzahl, während ihre Heerden in Kirchsprengeln zerstreut leben, von denen mancher an Umfang mit einer europäischen Provinz verglichen werden kann. Obgleich mir unter dem Klerus Muster von Frömmigkeit und Bildung vorgekommen sind, so muß ich doch gestehn, daß der größere Theil desselben sich wenig um das Heil der anvertrauten Heerde bekümmert. So geschieht es nicht selten, daß die wichtigsten Momente des Lebens — Geburt, Ehe und Tod — ohne die Weihe des kirchlichen Segens vorübergehn, wodurch die Erweckung zarterer Gefühle des Herzens versäumt wird, die unser gesellschaftliches Leben verschönern.

Wenn das Innere des Reiches so kümmerlich mit Seelenhirten versehen ist; so kann man dieß keineswegs von der Seeküste sagen, wo es in den Städten von Schwärmen der Kirchenmiliz wimmelt, vom stolzen Dominikaner an bis zu dem schmutzigen Jünger des h. Franziskus. Oft wurde ich mächtig überrascht von der geschmackvollen Wahl, mit der diese frommen Väter die Wände ihrer Klöster durch Gemälde ausschmücken ließen. In der That, die römische Kirche entwickelt eine riesenhafte Pracht, die ganz geeignet ist, auf

die Phantasie eines ungebildeten Volkes zu wirken. Eines Tags schweifte ich mit einigen brittischen Offizieren in Bahia umher, um die Merkwürdigkeiten des Ortes zu besehn. Unter Anderm besuchten wir das Kloster des h. Franziskus, das durch seinen prachtvollen Bau und den glänzenden Prunk in seinem Innern selbst den verstorbenen König, als er das erstemal nach Brasilien kam, in Erstaunen setzte — und gewiß verstand dieser sich auf Klosterpracht wie kein Anderer. Nachdem wir eine geraume Zeit mit Betrachtung der vielerlei Kapellen und kostbar verzierten Heiligenschreine zugebracht hatten, fiel uns ein Christusbild auf, seltsamer als alles Andere anzuschauen. Es war ein Jesukind von Wachs unter einer Glasglocke, aber so wunderlich ausstaffirt, daß selbst ein Wüstenheiliger sich des Lachens nicht enthalten haben würde. Man denke sich den kleinen Heiland in einer Wiege à l' aile de pigeon — in einem Staatskleid des alten Hofes, mit Sternen und Orden bedeckt — mit einem dreieckigen Hütchen auf dem Kopf und einem Degen an der Seite! Wer konnte es uns verargen, wenn wir kaum das Lachen bergen konnten? Aber unser geistlicher Cicerone, der wohl sah, wie sehr wir Lust hatten auf seine Kosten unsern Scherz zu machen, beugte diesem vor indem er sagte:

„Senores, die Mode übt ihre gewaltige Herrschaft über die Kirche wie über alles Andere. Vor Zeiten genügte es, den Heiland in seiner einfachen Tunica des Morgenlandes darzustellen, um die Andacht des Volkes zu erwecken. Gegenwärtig, setzte er lächelnd hinzu, thut es sich nicht anders mehr, als in einem vollen Hofkleide.“

(Schluß folgt.)

Ausflüge am schwarzen Meer.

3. Jekaterinodar und die tschernomorzischen Kosaken.

(Schluß.)

Obgleich man mit Strenge darüber wacht, daß Niemand ohne Paß das Gebiet der Tschernomorzen betrete, und obgleich die russischen Bauern dort nicht geduldet werden, so hört man doch in den umliegenden Regierungsbezirken häufig über entflohene Leibeigene klagen, die sich zu den Kosaken des schwarzen Meeres flüchten, woraus sich die beträchtliche Zunahme der Bevölkerung erklären läßt, die innerhalb zehn Jahren von 25,000 bis zu 60,000 Seelen angewachsen ist.

Unter den mit Erlaubniß eingewanderten Ansiedlern befinden sich auch verabschiedete russische Offiziere, die ihre Leibeigenen mitgebracht haben; auch die Kosaken besitzen deren einige, man muß aber für dieselben die der Krone schuldigen Abgaben entrichten und Rekruten stellen. Zu den oben erwähnten Staatsausgaben muß noch gezählt werden der Bau der öffentlichen Gebäude, die armselig genug sind, die Unterhaltung eines Schiffes zu Taman, das alle Wochen die Briefe nach Jenikale, und die in Geschäften der Krone reisenden Personen bringt, endlich die Ausgaben für das Postwesen selbst. Wenn der Fremde von einem Orte abreist, so zahlt er im Voraus für die ganze Strecke des Weges, die er zurücklegen will, so daß er ohne verzögernden Aufenthalt überall schnell weiter gefördert wird.

Obgleich die Bevölkerung dieses Landstriches im Verhältniß zu dessen Raumgebiet (es begreift dasselbe 1017 Q. M.) nur schwach genannt werden kann; so sollte man doch bei der Fruchtbarkeit des Bodens, bei der günstigen Lage zu Handel und Fischfang, und bei den Freiheiten und Vorrechten, deren die Kosaken sich erfreuen, die Meinung hegen, daß die Kultur größere Fortschritte gemacht habe, als sich bei näherer Ansicht ergiebt. Da sich ferner die Tschernomorzen nur längs dem Ufer der Flüsse und See niedergelassen haben, so sollte man wenigstens hier Spuren eines tüchtigen Fleißes finden, zumal das andere Land wüst und öde liegt. Aber selbst in dem Umkreis der Städte und großen Staniţa's bemerkt man, wie schon oben gesagt, wenig Kultur, was um so mehr auffällt, als der Handel und die Fischerei im Großen fast gänzlich in den Händen der Russen, Armenier und anderer Fremder ist. Noch läßt sich beifügen, daß nur unter letztern sich Handwerker und Künstler befinden, die außerdem den Tschernomorzen fast gänzlich fehlen würden.

Mit Unrecht würde man den Mangel an Arbeitsliebe ihrer Militärverfassung zuschreiben; denn der donische Kosake verdankt seinen allmählich mehr zunehmenden Wohlstand nur seinem betriebsamen Sinne, während schon mehrere Jahre her alle seine Regimenter im Felde stehen, und er in allen Kriegen verwendet wurde, die mittäglichen und westlichen Grenzen des Reiches zu decken, nicht minder auch, in den verschiedenen Städten die Polizei zu handhaben, wodurch der größte Theil der arbeitsfähigen Bevölkerung vom heimischen Heerde fern gehalten wird. Der Grund des Mangels an Kultur liegt bei den Tschernomorzen ganz anderswo. Zwar leben sie bis auf diese Stunde fast unaufhörlich im Kriege mit den Tscherkessen, ihren südlichen Nachbarn, aber dieser beschränkt sich auf einzelne kurze Streifzüge jenseits des Kubans und gewöhnlich kehren nach Verlauf von wenigen Wochen die Regimenter, die außer dem gewöhnlichen Dienste aufgeboten wurden, in ihre Wohnungen zurück. Zu auswärtigen Kriegen werden sie nur selten und in geringer Anzahl verwendet.

Wenn die Tschernomorzen großentheils die Vortheile ungenützt lassen, die sie aus ihrem Lande ziehen könnten, so muß Dieß hauptsächlich ihrer Faulheit und Trunkliebe zugeschrieben werden, die unter ihnen größer ist, als selbst bei den Russen aus der untersten Volksklasse. Ueberhaupt unterscheiden sich die Tschernomorzen sehr von letztern. Ihre verdorbene russische Sprache nähert sich mehr dem polnischen; wie bei den Polen schmückt auch hier ein aufwärts gebogener Schnurrbart die Lippen der Männer von allen Ständen; auch ihre Kleidung so wie ihr Haarschnitt erinnern an das Volk, dem sie ihre Abkunft verdanken, nur durch ihre Buchstabenschrift, bei der sie sich der russischen Zeichen bedienen, und durch die griechische Religion, zu der sie sich bekennen, sind sie von den Polen verschieden.

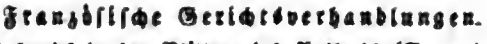
Die Tschernomorzen sind meist von kräftigem Körperbau; ihre unbeweglichen Gesichtszüge tragen das Gepräge eines düstern Ernstes, der bei den Menschen aus der untern Volksklasse, die ohnehin mehr flucht als spricht, gewöhnlich den Ausdruck einer mürrischen Laune gewinnt, die, wenn ihr angebornes Phlegma gereizt

wird, in tückische Bosheit übergeht. Zu diesem unfreundlichen Aeußern gesellt sich noch eine Unreinlichkeit, die wir nur bei den Zigeunerinnen der Steppe übertroffen fanden.

Zwar unterscheiden sich hierin Offiziere vortheilhaft von den gemeinen Kosaken, dennoch können auch sie größtentheils ihre Abkunft nicht verläugnen; so bedienen sie sich z. B. bei ihren Mahlzeiten lieber der Finger als der Gabel, jeder nimmt aus der Schüssel ein Stück Fleisch oder Fisch und zerschneidet es auf dem Tische. Oft haben sie auch mit ihren Untergebenen die Neigung zum Trunke gemein, in der ihre heftigste Leidenschaft besteht. Noch nie sahen wir so viele und so völlig betrunkene Leute, insbesondere von Branntwein, als bei den Tschernomorzen. Als wir im Monat Julius von Jekaterinodar nach Georgievsk gingen, fanden wir den Oberchirurgen der Quarantäne krank, d. h. betrunken; bei unserer Rückkehr im November war er von seinem Uebel noch nicht genesen und wahrscheinlich war er in der ganzen Zwischenzeit nicht viel besser; denn während der vier Tage, die wir in der Quarantäne zubrachten, litt der arme Mann erbärmlich. Man sagte uns, er sey sehr geschickt, nur ein wenig zu leidenschaftlich in den Branntwein verliebt. An den ersten Weihnachtstagen begegneten wir auf unsrem ganzen Wege von Jekaterinodar nach Azow nicht einer einzigen nüchternen Seele, weder auf den Posthäusern, noch in den Dörfern; die Trunkenheit schien in dieser Jahreszeit so nothwendig, daß selbst Leute die noch nicht über den Durst getrunken hatten, das Glück Derer priesen, die sich bereits in dieser Seeligkeit befanden. Ein noch ganz junger Mensch, den wir fragten, ob er die Feiertage über auch betrunken gewesen, gab uns sehr vergnügt zur Antwort: „Das versteht sich von selbst. Ich habe mir 'mal recht was zu Gute gethan."

Die Offiziere bereiten sich eine Art Punsch von gewöhnlichem Branntwein, Honig, Kwas, ein wenig Mehl und Pfeffer; diese Mischung machen sie warm, und trinken sie bei rauher Witterung. In Gesellschaften, wo man ein wenig mäßiger lebt, wird nach dem Kaffee Thee mit französischen Liqueurs gereicht, dann eine Art Punsch und zu guter Letzt donischer Wein; auf diese Art sucht man seine Lebensgeister anzufrischen.

Wenn es gelänge, unter den Tschernomorzen einige Kultur und bessere Erziehung zu verbreiten, ohne daß man sie deßhalb in ihrem Dienst gegen die Tscherkessen, den sie vortrefflich verstehen, saumseliger zu machen brauchte, so würde in Kurzem in diesem fruchtbaren Lande ein allgemeiner Wohlstand sichtbar werden; nicht allein die Vieh- und Pferdezucht würde sich mit geringer Nachhülfe höher schwingen, und größeren Gewinn abwerfen; sondern auch der Anbau des Weinstocks und der Fruchtbäume, der ganz vernachlässigt ist und hier gedeihlich fortkommen würde. Zu Kaffa, Taganrog und Odessa würden sie dann für Getreide, Butter, Ochsenhäute und Schaffelle einen vortheilhaften Markt finden, von wo aus diese und andere Produkte mit großem Gewinn nach Konstantinopel verführt werden könnten.



Französische Gerichtsverhandlungen.

Es ist bereits in den Blättern des Auslands (S. 561) des Gastmahles Erwähnung geschehen, das zu Ehren Cavaignacs und der wegen der Pariser Dezemberverschwörung angeklagten jungen Männer in den Vandanges de Bourgogne gegeben wurde. Die bei dieser Gelegenheit ausgebrachten Toaste gaben zu einer kriminalgerichtlichen Untersuchung „wegen nicht in Erfüllung gegangener Provokation zu einem Attentat gegen die Person des Königs" Anlaß. Die Verhandlungen dieses Prozesses kamen in verflossener Woche vor den Assisenhof der Seine. Die Anklagakte bestand kurz in Folgendem:

Am 9 Mai 1831 versammelten sich zweihundert Individuen in der Restauration der Vandanges de Bourgogne, in der Absicht, die Freisprechung einiger wegen politischer Verbrechen Angeklagten durch ein Gastmahl zu feiern. Die Versammlung fand in einem Saale zu ebener Erde auf den Garten hinaus Statt. Im Verlaufe des Gastmahles wurden mehrere Toaste ausgebracht, welche feindselige Absichten gegen die bestehende Regierung an den Tag legten. Unter andern wurden folgende Trinksprüche gehört: „Auf die Revolution von 1793! Auf den Berg! Auf Robespierre!" Toaste auf die „Revolution von 1789 und 1830" wurden ausgeschlagen. Ein Individuum in der Uniform der Artillerie der pariser Nationalgarde rief aus: „Auf die Julinssonne des Jahres 1831! Möge sie so heiß seyn wie die von 1830, und uns nicht blenden!" Das Individuum, das diesen Ausruf gemacht hatte, blieb unentdeckt. Jeder Toast wurde von dem Geschrei begleitet: „Es lebe die Republik! Es lebe der Berg! Es lebe der Konvent!" Das nämliche Geschrei ließ sich nachher auch im Garten vernehmen, wohin die Gäste sich begeben hatten. Man rief auch: „Nieder mit Ludwig Philipp!"

In dieser Versammlung erhob sich auch Evarist Gallois und rief, nach seinem eigenen Geständnisse, einen Dolch in der Hand schwingend: „Auf Ludwig Philipp!" Er wiederholte diesen Ruf zwei Mal; mehrere Personen ahmten ihm hierin nach, indem sie die Arme erhoben und ausriefen: „Auf Ludwig Philipp!" Es ließ sich hiebei ein Gezische hören, entweder weil die Gesellschaft diesen drohenden Ausruf mißbilligte, oder weil man, nach Gallois Erklärung, Anfangs glaubte, er wolle die Gesundheit des Königs der Franzosen ausbringen.

In Folge dieser Auftritte wurde Gallois als des Eingangs angeführten Verbrechens angeklagt vor die Assisen gestellt.

Gallois ist kaum zwanzig Jahre alt; indeß ist sein Name unter den Gelehrten Frankreichs bereits rühmlich bekannt. Er entdeckte zu gleicher Zeit mit dem Gelehrten Abel, dessen Verdienste das Institut erst zu würdigen wußte, als er schon in Armuth umgekommen war, „die Eigenthümlichkeit der elliptischen Funktionen," und trat im verflossenen März als Bewerber um den großen mathematischen Preis mit einer Abhandlung „über die Lösung der numerischen Gleichungen" auf, worin er Schwierigkeiten hob, die Lagrange selbst nicht zu lösen vermochte. Das Manuscript war dem Akademiker Fourrier zur Beurtheilung übergeben worden, der aber darüber starb, wobei es abhanden gekommen ist.

Nach Eröffnung der Verhandlungen begann der Präsident des Gerichtshofes, Naudin, das Verhör des Angeklagten. Dieser bekennt, den in Frage stehenden Toast ausgebracht zu haben, aber mit dem Beisatze: „Auf Ludwig Philipp, wenn er ein Verräther ist!"

In der hierauf begonnenen Zeugenvernehmung wird die Aussage des Angeklagten von sechs Zeugen bestätigt. Unter den vernommenen Zeugen traten die Huissiers des Gerichtshofes auf, die ein besonderes Gastmahl gleichfalls in den Vandanges de Bourgogne gehalten hatten. Einige derselben waren im Garten spazieren gegangen, und wollten die oben angeführten Trinksprüche gehört haben. Die Aufwärter geben an, daß man die Marseillaise, das Auszugslied (chant du départ) gesungen und „es lebe die Republik! es lebe der Konvent! es lebe drei und neunzig" gerufen habe.

Ein Gelehrter, Herr Drouineau, ist als Zeuge vorgefordert und verweigert den Zeugeneid, den ihm seine Ehre abzulegen verbiete. „Ich kann keine Aussagen machen über Das, was bei einem Privatgastmahle gesprochen worden ist. Wenn es die Sicherheit des Staates beträfe, so würde ich nicht zögern, es zu thun; da Dieß jedoch hier nicht im Mindesten der Fall ist, so werde ich nie den Angeber machen. Meine Ehre und mein Gewissen

verschließen mir den Mund." Vergebens bedroht ihn der Generaladvokat mit der von den Gesetzen gegen eine solche Weigerung verhängten Strafe. „Wenn mich die Gesetze verurtheilen," entgegnet Drouineau, „so spricht mich das Gesetz der Gesetze, die Ehre, frei."

Der Gerichtshof erkennt hierauf Herrn Drouineau wegen seiner Widerspenstigkeit einer Geldbuße von hundert Franken schuldig.

Herr Hubert, der bei dem fraglichen Gastmahle den Vorsitz führte, wird vernommen: „Das Banket," sagt er, „war durchaus nicht öffentlich; man wurde dabei nur auf Vorweis einer Karte zugelassen. Alle Toaste waren mir als damaligem Präsidenten angezeigt worden, und ich kann versichern, daß unter denselben sich keiner auf die Republik, auf den Berg oder auf Robespierre bezog. Man brachte einen Toast auf den Konvent aus, um den Muth dieser Versammlung bei der gefährlichsten Lage des Staates zu feiern. Man hat nicht gerufen: „Es lebe drei und neunzig;" Ich selbst habe einen Toast in folgenden Worten ausgebracht: „Die Vereinigung der Revolution von 1789 und 1830, repräsentirt in der Person des Herrn Decombis, Soldat von 1789 und Soldat der Barrikaden!" Man brachte auch einen Trinkspruch aus auf die Sonne des Julius in den angeführten Worten. Schon dem Instruktionsrichter machte ich bemerklich, daß dieser Toast nur aussprechen wollte, wenn eine neue Revolution sich ereigne, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Unmöglichkeit ist, so sey zu wünschen, daß sie nicht abermals durch einige Intriganten eskamotirt werden möge."

Der Generaladvokat sucht in seiner Anklage darzuthun, daß der Ort der Zusammenkunft ein öffentlicher gewesen sey, und eine Versammlung von zweihundert Personen in einem Saal zu ebener Erde, bei offenen Fenstern, so gut sey als eine öffentliche.

Herr Dupont, der Anwalt Gallois, sucht dagegen zu erweisen, daß weder der Ort noch die Versammlung, wo Gallois jene angeschuldigten Worte gesprochen, öffentlich gewesen seyen.

Nach geschlossenen Verhandlungen und einviertelstündiger Berathung sprachen die Geschwornen ihr nicht schuldig aus.

Einige Kuriositäten aus der großen Kunst- und Gewerbausstellung in Brüssel im Sommer 1830.

(Fortsetzung. M. s. No. 94. S. 376.)

Auf dem grünen Rasen des Vorhofes vor dem Palast der Ausstellung stand ein sonderbares bewegliches Zelt von ganz neuer Art, von roth und weiß gestreiftem Zeug, ganz ohne alle Stützen, bloß durch Stricke angespannt, die an der Erde befestigt und oben durch ein Gewicht unter der Decke des Zelts in beständiger Spannung zusammengehalten wurden, sehr sinnreich erfunden von Eduard Denoyer in Brüssel. Nro. 973. — Bekannt ist der Revolutionär Juan van Halen, aber nicht dieser, sondern die beiden Fabrikanten C. und L. van Haelen in Brüssel hatten schöne Kaschemir-Shawls und Roben von Kaschemir ausgestellt nebst vielen andern herrlichen, seidenen und baumwollenen Stoffen, Merinos, Kravatten und dgl. in allem 51 Stücke. (Nro. 912.) — Von Hrn. Hennessy dem Aelteren in La Hulpe in Südbrabant sah man drei Sorten von Papier ohne Ende, durch Maschinen verfertigt, nebst Kartonpapier zum Zeichnen nach Art des sogenannten Bristolpapiers, und viele Arten Briefpapier, kolorirte Papiere und Papier für Steindrücke. — Von seltnen Schlosserarbeiten nenne ich Folgendes: ein Schloß mit Besatzung oder Gewirre (Eingerichte) ohne Zusammenlöthungen (sans brasures), herrliche Arbeit, mit einem besondern Schlüssel, von Peter Joseph Masoer in Brüssel Nr. 684. — Ein mechanisches geheimes Schloß für eine hölzerne oder eiserne Geldkiste, gehalten durch fünf Springfedern und ohne Schraube angelegt (placée sans vis); der Schlüssel hat die Gestalt eines Sterns. Sehr schön gearbeitet. Auch ein gothischer Kaminofen von bronzirtem Kupfer, mit Wärme leitenden Röhren und Ofenschirmen an den Seiten. Von Joseph Desagher d. Sohn in Brüssel, patentirt vom König. — Merkwürdig war ein geheimes Schloß mit zwei Schlüsseln, deren einer bei Tage und bei Nacht aufschließt, und der andere bloß bei Tage. Ein Meisterstück der Kunst von Josse Buys in Brüssel. Nr. 218. — Ein merkwürdiges Schloß mit zehn Springfedern (à dix ressorts) und mit Schlüssel. Auch ein kleiner Ofen zum Küchengebrauch (étuve). Von Jean Antoine Reuflet zu Nivelle in Südbrabant. Nr. 11. — Ein Tricycle oder ein Fuhrwerk mit drei Rädern, und eine Probe Stahl, aus welchem die Springfedern dieses sonderbaren Wagens geschmiedet sind; nebst acht anderen schönen Stangen von Stahl von 1½ Fuß Länge. Von Heinrich Maas zu Zwyndrecht in Südholland. Nr. 24 im Souterrain. — Gewebe von Messingdrath, geflochten für Siebe und für Papiermühlen, könnten auch sehr gut als Gardinen oder Jalousien vor Fenstern gebraucht werden. Von Peter van Gorkum in Rotterdam. — Eisenwaaren von John Cockerill und Comp. in Seraing bei Lüttich, wo die vielen bekannten Fabriken und Maschinen sind, und andere von Charles James Cockerill in Lüttich selbst waren gegen zwanzig da, z. B. Dampfmaschinen von vier Pferdekraft, sehr starke Ankerketten, ein Eisenblech von ⅓ Zoll Dicke, 18 Fuß Länge und 3½ Breite, hatte ein Gewicht von 392 Pfund holl. Eine runde eiserne Stange von 41 Linien im Diameter war nicht im Glühen, sondern kalt gebogen vermittelst einer Maschine für Ankerketten. Zwei eiserne Büsten des Königs, in irdenen Formen gegossen, davon eine polirt. Eine Maschine zum Haarschneiden für Hutmacher und dergleichen mehr. — Von Mosaikarbeit sah ich Folgendes: Ein Tisch von Marmor, der Grund schwarz, in der Mitte ein hübsches Blumenkörbchen mit Camellia, von Schmetterlingen umgeben; ein achteckiger Tisch, Grund schwarzer Marmor, Einfassung grün, in der Mitte ein Papagai auf der Stange sitzend, sehr kunstvoll eingelegt, der erstere war ein guter Kartenspieltisch; ein dritter kleiner Tisch mit grüner Einfassung, mit verschiedenen Sorten von Marmor sauber eingelegt, in der Mitte eine Landschaft. Auch ein Kamin von schwarzem Marmor. Von Pierre Rousselle und François Pouillon zu Barbancon im Hennegau. Nr. 527 im Saal Nr. IV und VI unten und oben, wo auch ein Kamin von weißem Marmor von derselben Fabrik. — Noch ist der französische General Van Damme nicht vergessen, ja er wird unvergeßlich seyn! kann man sogar von ihm sagen. Hier auf dieser Ausstellung hatten drei Herren Van Damme etwas eingeliefert, die leicht mit jenem verwandt seyn mögen; denn jener General war auch aus Belgien gebürtig. Hr. Jean Van Damme zu Brügge in Westflandern hatte Blumentöpfe, Kohlenbecken und andere lakirte Blechwaaren geliefert. Hr. P. J. Van Damme zu Lokeren in Ostflandern lieferte Zeuge und Stoffe, z. B. einen genannt Stoelmat, Zwillich und dgl. — Herr Charles-Louis Van Damme de Rouck zu Sottegheim in Ostflandern, ein trefflicher Schlossermeister, lieferte ein Vorlegeschloß für Hausthüren mit doppelten Riegeln und Schlüsseln, mit geheimer Vorrichtung, um es ohne Nägel und ohne Schrauben zu befestigen, nebst drei Instrumenten, um dieses Geheimniß zu finden. Nr. 585 im Saal IV Parterre links. Hätten wir solche Schlösser nur eher gehabt, um sie vor unseren Hausthüren und Geldkisten gegen General Van Damme seinen Herrn Vetter gebrauchen zu können: Nun ist es zu spät, da dieser Raubvogel todt ist: denn er starb bekanntlich diesen letzten Sommer, im Julius 1830 bei Cassel in Belgien. — Herr Constant van de Putte d. Sohn zu Eecloo in Ostflandern lieferte einen zierlichen Flaschenkessel von Kupfer mit Deckel, Alles aus Einem Stück geschlagen und mit Silber hübsch verziert. Herr Anton van de Putte daselbst hatte einen messingenen Eimer ausgestellt. — Mehrere künstliche Schuhe und Stiefel ohne Nath waren ausgestellt: von Sabot in Brügge, de Greef in Brüssel, z. B. Stiefeln à la Suwarow aus Einem Stück.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus der Regierungszeitung von Calcutta ist zu ersehen, daß daselbst Omnibus nach dem Muster der französischen eingeführt worden sind. Am 22 November Abends ging der erste Wagen dieser Art von Durrumtollah nach Barakpur. Man erstaunte über die neue Art, drei Pferde neben einander anzuspannen, glaubt aber, daß bei der Hitze des Klimas das mittlere Pferd zwischen seinen dampfenden Genossen der Gefahr zu ersticken ausgesetzt seyn dürfte.

*

Im Cirque-Olympique zu Paris lassen sich jetzt drei Beduinen, aus dem Stamme der Kabylen, in ihren heimischen Reiterkünsten sehen. Diese drei Nomaden, Had-Belguessem, Had-el-Begul und Omara-Belguessem genannt, sind die ersten Beduinen, die man zu Paris gesehen hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 186. 5 Julius 1831.

Scenen aus Sibirien.

Es gab eine Zeit, wo wir uns über die Gefahren und Entbehrungen wunderten, denen sich der Kaufmann Preis giebt, der auf dem Schiff der Wüste — dem Kamele — Afrika's oder Arabiens glühenden Sandozean durchzieht, der stets bereit ist, den kühnen Wanderer unter seinen Wogen zu begraben. Räuber drohen dort mit Plünderung und Sklaverei, heiße Winde wälzen sich erstickend über die unabsehbare Fläche daher — dagegen ist aber auch die Reise ziemlich schnell gewesen, und reicher Gewinn entschädigt den kühnen Abenteurer zur Genüge. Man betrachte nun aber den Russen, der um zehn Prozent zu verdienen, jährlich zwei Mal 3000 Werste von Jakutsk bis zur Kolüma und zurück, bei einer Kälte von 40° durch dichte Wälder und über unermeßliche gefrorne Sümpfe macht, ohne Monate lang einen Menschen zu sehen, und für sein Haupt ein Obdach zu finden, in steter Gefahr unterwegs durch Schneegestöber verschüttet oder beim Nachtlager die Beute wilder Thiere zu werden, oder endlich was noch schlimmer ist, nach dem Verlust seiner Pferde, die oft aus Mangel an Futter zu Grunde gehn, sich lebendig in der Wüste begraben zu müssen!

Langsam, eines hinter dem andern, Schritt für Schritt, schleppen sich die ermüdeten Pferde unter ihrer Last von 7 Pud. Schwer schreiten sie durch die Schneehaufen, auf denen man nur die Fußtapfen wilder Thiere nur die Schichtenstreifen des gestrigen Schneegestöbers erblickt. Die Reisenden, in Dachi *) und Pelze gehüllt, in ungeheuren Mützen, Tschabak genannt, mit dem Haare nach Außen, und in Rennthier-Unta's **) die fast bis an den Gürtel reichen, mit Larven und Halskragen vermummt sitzen unbeweglich auf hohen Jakutkischen Sätteln. Alle schweigen. Die Luft ist schwer und düster; die Karawane zieht durch fühlbar dichte Nebel, die schläfrig die durch die Luft gebrochenen Furchen wieder ausfüllen; endlich bricht das Licht des Tages herauf, am Rande des Horizonts erglüht der blutrothe Streif des ersten Morgenstrahles, die dichten Dünste beginnen ihre Hülle zu heben, aber noch lagern sie wogend über dem Haupte der Reisenden. Die Sonne geht auf, wie eine Feuerkugel erscheint sie, die auf der Erdfläche daher rollen will — nun spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee, auf den von Eis starrenden Sumpfgräsern, und auf den Zweigen der Gesträuche. Diamantene Troddel, Fäden, Spitzen und Gehänge schwanken, flimmern und werfen Strahlen — Flitter schweben glitzernd in der Luft — Strahlen schießen auf und wogen gleich Aehrenfeldern auf dem Boden — die durch den Nebel zurückgeworfenen und vergrößerten Schatten der Bäume steigen gleich Riesen aus der Erde hervor in mannichfaltigen phantastischen Gebilden als Thürme, Säulen, Schlösser — eine prachtvolle Erscheinung, die aber schon mit den nächsten Augenblicken wieder verschwunden ist. — *) Die Sonne sinkt und mit ihr zerrinnt der ganze bunte Zauber; aufs Neue dehnt sich in unabsehbare Ferne die weiße Decke des Schnees aus, auf's Neue stehen ringsum die Gerippe der mit Reif belasteten Gesträuche. Kein Laut weckt die tiefe Stille dieser Wüste — furchtbarer Gedanke! — man ist lebendig in dem ewigen Reiche des Todes, wo nie ein Leben athmete!

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Pelz aus wilden Ziegen- oder Pferdefellen mit den Haaren nach Außen.

**) Stiefel aus Rennthierhaut bis über die Knie hinauf, mit dem Haare nach Außen.

*) Aehnliche Luftgebilde (mirage) sahen zur Winterzeit der Obrist Tode in Mittelasien und der Kapitän Wrangel während seiner gefährlichen Fahrt mit Hunden auf den Eisschollen der Behringsstraße. Dem erstern erschien die Luftspiegelung als majestätische Stadt mit gezackter Mauer, mit Minarets und Thürmen; dann wieder als wundervolle Schlösser beschattet von riesigen Bäumen. Dem letztern erschienen Felsen, Ufer, entfernte Wälder u. dgl. Man muß bemerken, daß dieses nicht die Wasserspieglungen Fata Morgana (mirement) sind, welche wirkliche Gegenstände verkehrt oder hoch in der Luft darstellen; auch ist es nicht das sogenannte Wasser der Wüste (Surab) wie die Araber und Perser die optische Täuschung eines Meeres nennen, das vor dem Reisenden flieht, und dessen Jesaias und Quintus Curtius erwähnen, sondern ein besonderes von den Physiologen noch nicht erklärtes Phänomen. Die Indier nennen es Sir-Kote, Winterhäuser. Es ist nicht bekannt, daß die Völker Sibiriens einen besondern Namen dafür haben.

Rückblicke auf Brasilien.

(Schluß.)

Als wir das Kloster verließen, erlaubte sich einer meiner jüngern Gefährten einen Scherz über einige lächerliche Begebenheiten in dem

Leben des h. Franziskus, dessen Wandel und Wunder in rohen Bildern auf den holländischen Ziegelmauern des Klosterganges zu sehen waren. Zu unsrer größten Ueberraschung hörten wir ihn von einem Layenbruder in unsrer Muttersprache derb zurechtweisen, wiewohl im Scherze mehr wie es schien, als im Ernste. Auf unsre Frage, wie er zu einer so genauen Kenntniß der englischen Sprache komme, erfuhren wir, daß er zehn Jahre als Besan-Topman auf der englischen Flotte gedient und nach beendigtem Kriege in Portugal die blaue Jacke mit dem faltenreichen Gewande des h. Franziskus vertauscht habe. Nach seinem runden Gesichte zu schließen, hatte er nicht Ursache den Wechsel seiner Lebensart zu bereuen. Als die Klosterpforte hinter uns in ihren knarrenden Angeln sich schloß, wurde mir der Uebergang vom Erhabenen zum Lächerlichen völlig klar.

Das gesellschaftliche Leben in Brasilien muß Einem, der an die Vergnügungen und Unterhaltungen der europäischen Städte gewöhnt ist, als das abgeschmackteste und langweiligste von der Welt vorkommen. Das Daseyn des Brasilianers schleicht wie ein träges Sumpfwasser dahin; Nichts belebt dessen eintönige Schläfrigkeit oder erhöht es durch irgend einen Reiz. In den meisten größern Städten befinden sich zwar Schauspielhäuser, manche von wirklich schöner Bauart; aber die sogenannten Künstler sind abscheulich; während ihre Aufführungen größtentheils aus erbärmlichen Uebersetzungen französischer und spanischer Dichterwerke bestehen. Während der Fastenzeit werden geistliche Komödien dargestellt, von der Art, wie die sogenannten Mysterien des Mittelalters, und diese sind unbestritten noch das Beste, was man sehen kann. Gesellschaftliche Zusammenkünfte unter Familien sind so gut als unbekannt, da die Trägheit der Einwohner und die Hitze des Klima's Besuche zu einer unerträglichen Qual machen. Die eigentlichen Schauspielhäuser des Landes aber sind die Kirchen, die man an hohen Festtagen immer gefüllt antreffen wird. In der Kühle der Mondschein-Abende, die in den Tropenländern von so zaubervoller Schönheit sind, wagt zuweilen eine brasilianische Familie einen Ausflug. Bei diesen Spaziergängen beobachtet der Zug eine wahrhaft militärische Ordnung. Als Vorhut zieht an der Spitze eine zobelfärbige Duenna mit ihrem Gefolge; einige Schritte hinter ihr folgen die jungen Senhoras, paarweise, den Rücken derselben decken die älteren Familienglieder mit großer Vorsicht. Allein ihrer schärfsten Aufmerksamkeit ungeachtet bemerkte ich doch nicht selten eine Gruppe verliebter Ritter, die gleich Guerilla's den Zug umschwärmten und durch irgend ein rasches Manöver dahin gelangten, einer holden Brunette ein Liebesbriefchen in die Hand zu spielen. Der freudige Blitz aus dem dunklen Gaszelen-Auge lohnte dann den gelungenen Streich. Zu andern Zeiten sieht man sie die Abendkühle auf ihren geräumigen Veranda's einathmen; dann ist die Mutter gewöhnlich in ein Gespräch mit einem ehrwürdigen Bruder vertieft, der Vater in einer politischen Kannegießerei des Tages begriffen; während das junge Volk der Familie einen anmuthigen Vordergrund zu diesem Gemälde bildet, indem es mit der Guittare eine seiner süßen Modenhas begleitet, die mit aller heißen Gluth dieses sonnigen Himmels gesungen werden.

Die politische Unabhängigkeit, welche den spanischen Kolonien von Südamerika einen blutigen Kampf von zwanzig Jahren kostete, wurde in Brasilien in kaum so vielen Monaten errungen — was mehr auf den Schleichwegen der Intrike, als durch Gewalt der Waffen erreicht wurde. Die Konstitution von Portugal, die in Brasilien im Jahre 1821 ausgerufen wurde *), bildete das Vorspiel zu seiner eigentlichen Unabhängigkeit. Brasilien war nicht wie die spanischen Provinzen durch ein konsequent angelegtes und durchgeführtes System von Kolonialtyrannei zu Boden gedrückt, im Gegentheil erfreute es sich, seitdem der Sitz der Regierung von Portugal nach Brasilien verlegt worden war, aller Vorrechte und Vortheile eines unabhängigen Königreiches. Unter dem milden und väterlichen Herrscherstabe des Hauses Braganza machte es Riesenfortschritte auf der Bahn der Civilisation. Der politische Horizont, bisher heiter und ungetrübt, begann fortan sich zu umwölken, die Schleußen des Ehrgeizes waren geöffnet und ein Strom neuer Ansichten überschwemmte das Land. Freiheit, Unabhängigkeit, Menschenrechte und die angeborene Würde des Menschen mit andern metaphysischen Fragen — die man vordem kaum dem Namen nach kannte, beschäftigten jetzt ausschließlich den Geist und das Nachdenken der Bevölkerung von Brasilien. Von dem augenblicklichen Siege berauscht, sah man mit begeisterten Augen das goldene Zeitalter schon vor der Thüre, ohne einer weitern Mühe nöthig zu haben, als vom frühen Tage bis in die späte Nacht „Viva a constitucio!" zu schreien. — „Nun Brasilien eine Konstitution besitzt," sagte mir ein junger Offizier, „ist England nichts mehr." — Die Erfahrung von wenigen Monaten reichte hin, sie über ihre Täuschungen aufzuklären. Getäuscht in ihren glänzenden Erwartungen von einem konstitutionellen System, erhoben sie jetzt ihren Blick mit neuer Spannung zu dem aufgehenden Gestirn der Unabhängigkeit. Von heißem Blut, einer lebendigen Einbildungskraft und gegen Eindrücke empfindlicher als Quecksilber wurde der Brasilianer von den Steuerführern der Revolution leicht bearbeitet. Wie ein Steppenfeuer flog der neue Rausch von einem Ende des Landes bis zum

---

*) Bekanntlich wurde die Konstitution von Portugal, die noch liberaler als die der spanischen Cortes abgefaßt war, am 1 Januar 1821 zu Peru, zu Fernambuc am 3 März und in Bahia am 10 Februar u. s. w. ausgerufen, und der König Don Juan VI, der einige Modifikationen durch Einberufung der Procuradores oder Bevollmächtigten der brasilianischen Provinzen herbeizuführen gedachte, von den Truppen am 26 Februar gezwungen, die Kostitution der Cortes unbedingt anzunehmen, und im Voraus zu beschwören. Am 26 April gedachten Jahres schiffte sich der König mit einem Gefolge von 3000 Personen wieder nach Europa ein, von wo er seit dem 29 November 1807 entfernt gewesen war, und hinterließ den Kronprinzen Don Pedro als Regenten in Brasilien zurück. Am 5 Junius schon brach eine Verschwörung aus, die den Kronprinzen nöthigte, einer mit gesetzgebender Gewalt bekleideten Junta sich zu unterwerfen. Die Junta von Bahia hatte ihn ohnehin nicht als Regenten anerkannt. Die unweisen Beschlüsse der Cortes in Portugal brachten endlich die Bevölkerung von Brasilien so sehr auf, daß sie sich gegen Ende des Jahres 1822 völlig von Portugal unabhängig erklärte und Don Pedro zum Kaiser ausrief, dessen Krönung am 1 Dezember vollzogen wurde. Die seitdem zu offenem Haß ausgebrochene Erbitterung der Brasilianer gegen die Portugiesen erhielt nicht wenig Nahrung durch eine heftige Proklamation gegen die Cortes von Portugal, die Don Pedro selbst dazumal erließ.

andern. Wie wenig der große Hansen Sinn und Absicht der politischen Veränderungen begriff, ließ sich wahrnehmen, wenn man zuweilen Soldaten in Einem Athem rufen hörte: „Ewige Vereinigung von Brasilien und Portugal!“ — und gleich darauf: „Unabhängigkeit für immer, Tod den Royalisten!“

Ich ergötzte mich eines Tags höchlich an einem Zwiegespräch, das ich einen Sertanejo, der gerade aus dem Innern des Landes kam, mit einem seiner Geschäftsführer in der Hauptstadt halten hörte. „Amigo,“ sagte jener „was hat es denn mit dieser Independencia zu bedeuten, die jetzt in Jedermanns Munde ist?“ — „Was das zu bedeuten hat,“ erwiederte der Andere mit einem wichtigen Blicke tiefer politischer Einsicht — was das zu bedeuten hat? — „Ei nun, was Anderes, als daß die englischen Kaufleute, die hier ansässig sind, uns ihre Waaren fast umsonst geben müssen.“ — „Hoho,“ rief der ehrliche Sertanejo mit einer Art von Unmuth, „wie soll ich dann meine Häute an Mann bringen?“ — „Kümmert euch nicht darum, tröstete der Andere, Unabhängigkeit wird schon Alles in's Reine bringen.“ Leider ging die Prophezeyung des wackeren Politikers nicht in Erfüllung. Die heißersehnte politische Veränderung war erreicht; allein die englischen Kaufleute wechselten deßhalb nicht um einen Pfennig in ihren Waarenpreisen, während der Sertanejo mit großem Verdrusse sah, daß manche Kanäle, auf denen er bis jetzt seine Häute abgesetzt hatte, versiegt waren. Endlich glaubte man die Quelle des Unheils gefunden zu haben: es sey ein großer Mißgriff geschehn, meinte man, daß man eine monarchische Verfassung gewählt. Nun wurde eine Republik als die einzige Panacee erkannt. Kaum auf seinen neu errichteten Thron erhoben, sah Don Pedro fast vor den Pforten seines Palastes eine Revolution ausbrechen. Mit kräftiger Hand gelang es ihm dazumal noch in die Speichen des rollenden Rades zu greifen, das in verwichenen Tagen von Neuem seinen Lauf begonnen hat. Don Pedro stürzte an der Spitze seiner Leibwachen die erste Konstitution um, und gab eine andere, die, wie man glaubte den vormaligen Sitten und der noch zu wenig fortgeschrittenen Erziehung des Volkes angemessener war. Indeß haben die Ideen der Freiheit in der brasilianischen Bevölkerung schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie bei günstiger Gelegenheit üppigen und kraftvollen Wuchses aufschießen werden, und die gegenwärtige monarchische Verfassung kann als der Uebergang zu einer der nordamerikanischen ähnlicheren betrachtet werden. Vorläufig wird wenigstens die Menschenwürde nicht mehr von einem so schmachvollen Despotismus mit Füßen getreten, wie von dem alten Hofe und Don Pedro steht über allen Vergleich erhaben mit seinem Bruder Don Miguel oder seiner verliebten Mutter. *)

*) Es war vor der fatalen Juliusrevolution für viele Monarchen ein Leichtes, in den Augen der Welt den Ruhm liberaler Fürsten zu gewinnen. Wie wohlfeil waren damals diese Lorbeern! Einige Konzessionen und Gnadenblicke wurden von den Völkern (so hoffnungslos hielten sie sich in Knechtschaft versunken) mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen und gefeiert. Seitdem hat sich Vieles geändert. Don Pedro und mancher andere weiland liberale gepriesene Fürst kam in eine durchaus veränderte Stellung, als die Völker sich nicht mehr damit begnügten, die Freiheit als ein gnädiges Darleihen auf Vorschuß anzunehmen, sondern sie als Eigenthum voll und ungeschmälert zurückforderten. Dieser Troy schreckte jene scheinliberalen Fürsten, als man Miene machte, sie beim Wort zu nehmen, dergestalt, daß man gegenwärtig manchen zu den Feinden der Freiheit übertreten sieht.

Da vorhin erst von Don Miguel die Rede war, so mögen hier einige vielleicht noch unbekannte Anekdoten aus seinem frühern Leben eine Stelle finden. In der frühesten Jugend schon gab Don Miguel bedenkliche Anzeichen seines grimmigen Gemüthes, das in der neuesten Zeit in so furchtbaren Missethaten sich kund gegeben hat. Als Kind noch fand er sein höchstes Vergnügen darin, Thiere zu quälen, indem er Baratos (platta americ.) mit Stecknadeln durchstach, und über ihren Martern seine wilde Freude ausdrückte. Ich bin überzeugt, daß kein Volk in der Welt so geschickt ist, auf andere Leute üble Nachrede zu häufen, als die Brasilianer, allein folgende Erzählung habe ich aus dem Munde eines Mannes, der alle Glaubwürdigkeit verdient; sie wird die kaltblütige Verworfenheit einer Seele zeigen, deren blutigen Freveln Europa zu ewiger Schmach nur allzu lange schon zugesehen hat. „Miguel hatte in einem Alter von vierzehn Jahren ein Lilliputten-Regiment aus den Söhnen der Hidalgos des Hofes errichtet, die alle Auszeichnungen wirklicher Soldaten trugen. Einige dieser jungen Edelleute hatten mehrere Tage hintereinander versäumt, auf der Morgenparade zu erscheinen, und wurden sobald sie sich wieder sehen ließen, auf Don Miguels Befehl verhaftet, und als der Desertion schuldig vor ein Kriegsgericht gestellt. Don Miguel führte bei diesem seltsamen Tribunale selbst den Vorsitz, und zum größten Schrecken der beiden kleinen Verbrecher wurde einstimmig gegen sie der Tod erkannt. Miguel beeilte sich, dieses Urtheil in Vollzug setzen zu lassen. Sogleich wurden die Unglücklichen zum Richtplatz geführt, und schon war ein Peloton mit gespanntem Hahn hervorgetreten, als einer von des Königs Kammerherren zur guten Stunde das ungewöhnliche Getümmel im Schloßhof bemerkte, hinabstürzte, und glücklicherweise noch eben recht kam, um die armen Knaben vom Rande des Verderbens zu retten.“

Seebilder.

Der Tod des Matrosen am Bord eines englischen Schiffes.

(Captain Hall's sketches of naval life.)

Wird ein Matrose gefährlich krank, so verdoppelt der Schiffsarzt seine Sorgfalt. Der Sterbende wird zuvörderst nach Sick-bay, wie man das Schiffskrankenhaus nennt, gebracht; hier vertauscht er seine gewöhnliche Hängematte mit den Cotts, einer Art bequemerer Hängematte, welche sich hinter einem Vorhange oder einer spanischen Wand befindet. Die Kranken werden hier jeden Morgen von dem Kapitän besucht, und diejenigen, deren Zustand eine kräftigere als die gewöhnliche Krankenkost erheischt, erhalten Wein, Fleisch und alle von dem Arzte verordneten Gerichte von der Offizierstafel. Es ist Sitte, daß derjenige, welcher vorschneidet, sich, nachdem die Tischgenossen bedient sind, zum Arzte wendet, mit der Frage: „Doktor, was soll ich Euern Kranken senden?“ Wird diese Frage vergessen, so würde der Proviantmeister (steward), wenn er gleichfalls darauf vergäße, einen Verweis erhalten. Eine solche Theilnahme kann nicht anders als wohlthätig auf das Gemüth der Kranken wirken; und Schiffskapitäne werden sehr wohl daran thun, diese wenigstens ein Mal des Tages zu

besuchen und ihnen die Theilnahme zu beweisen, welche Der, der sein Leben dem Vaterlande weiht, so sehr verdient; ein tröstendes Wort, im ernsten Augenblicke des Todes gesprochen, überzeugt nicht nur den Sterbenden, sondern auch die ganze Mannschaft an Bord, daß man ihre Dienste zu würdigen weiß. Ich hörte einst den Kapitän eines Kriegsschiffes einen armen Teufel, der am Verscheiden war, fragen, ob er keinen Wunsch mehr habe. „Ich hoffe," sagte der Sterbende, „Ihr wart zufrieden mit mir." — „Gewiß, mein Junge," erwiederte der Kapitän, „ich bin es, und auch England ist es." — „Das war es nur, was ich hören wollte," sagte der sterbende Mann. Diese wenigen Worte gingen von Mund zu Mund und machten den lebhaftesten Eindruck auf seine Untergebenen.

Wenn ein Matrose sich sterbend fühlt, so läßt er gewöhnlich den Kapitän, wenn dieser bei seinen Leuten beliebt ist, durch den Arzt zu sich bitten; selten geschieht Dieß, um ihn mit einem Auftrage zu belästigen, sondern meist nur, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Kein Offizier würde diese Bitte abschlagen; doch giebt es viele Matrosen, die selbst in dem ernsten Augenblicke, wo alle Scheidewände des Lebens fallen, aus gewohnter Ehrfurcht ein solches Verlangen nicht blicken zu lassen wagen.

Gleich nach dem Tode des Kranken begiebt sich der Arzt nach dem Oberlof auf die Hinterschanze, um dem wachthabenden Offizier zu melden, daß ein Mann der Equipage verschieden ist, wovon der Kapitän, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es auch sey, sogleich benachrichtigt werden muß. Nach einigen Stunden wird der Verstorbene, in Gegenwart des Segelmeisters und des Konstabels, von seinen Kameraden in seine Hängematte eingenäht, und dann der Körper, an dessen Füßen zwei Kanonenkugeln befestigt werden, in einen durchbrochen geflochtenen, an frischgetheerten Seilen hängenden Korb gelegt. Der Leichnam, dem man einen Theil seiner Wäsche und Kleider läßt, gleicht so hergerichtet ziemlich einer ägyptischen Mumie. Oft wird nun der Todte auf dem zweiten Verdecke, zwischen dem Haupt- und Besanmast, ausgesetzt; gewöhnlicher aber bringt man ihn nach dem Hintertheile in die Luke und breitet dieß Admiralsflagge mit den Georgen- und Andreaskreuzen darüber.

Den folgenden Morgen, gewöhnlich um eilf Uhr, läutet die Halbstundenglocke zum Begräbniß; Alle, die der Feierlichkeit beiwohnen wollen, versammeln sich auf der Galerie des falschen Verdeckes um den Hauptmast, während die Offiziere das Vordertheil der Hinterschanze einnehmen. Auf einigen Schiffen sind die Offiziere sowohl als die sämmtliche Mannschaft verbunden, der Feierlichkeit beizuwohnen. Nur außerordentliche Fälle, ansteckende Krankheiten z. B., wo die Bestattung ohnehin unmittelbar nach dem Tode bloß von einigen Männern vollzogen wird, entbinden von diesem Beweise der Achtung gegen einen verstorbenen Kameraden.

Während auf den Ruf der Todtenglocke die Mannschaft sich versammelt, wird der Korb mit der Leiche von Matrosen aufgehoben und in die Mitte der Galerie des Schiffsraums gestellt; die gewöhnlichen Stützen der Sorgleinen des Bogspriets werden weggenommen und in die Schanzverkleidung eine Oeffnung gemacht, groß genug, um den Korb durchzulassen. Der Körper bleibt mit der Flagge bedeckt, und die Füße ragen über den Plattbord hinaus; ein Kabeltau wird noch an den Korb befestigt, woran die Träger sich zu beiden Seiten aufstellen. Wenn Alles bereitet ist, tritt der Schiffsprediger oder in Ermanglung desselben der Kapitän, oder ein von diesem hiezu bestimmter Offizier, auf die Galerie der Hinterschanze, um die schönen Gebräuche der anglikanischen Kirche zu verrichten, die auch auf den rohesten Seemann Eindruck machen. Jetzt schweigt die Todtenglocke, und Alle hören in feierlicher Stille mit entblößtem Haupte das Gebet verlesen, welches so anfängt:

„Da es Gott dem Allmächtigen in seiner unendlichen Barmherzigkeit gefallen hat, unsern hingeschiedenen, vielgeliebten Bruder zu sich zu rufen, so übergeben wir seine Hülle dem Meere, auf daß sie dort verweise, wie es das Schicksal des Sterblichen ist, mit der Hoffnung seines Wiedererwachens zum ewigen Leben, wenn einst das Meer seine Todten zurückgiebt." Beim Anfange dieses Gebets hebt einer der Träger die Flagge von dem Leichnam, während die Andern bei den Worten: „wir übergeben seine Hülle dem Meere," den Korb aus der Luke in die Fluthen hinabstürzen. Der Körper, dessen unterer Theil mit Kanonenkugeln beschwert ist, trennt sich jetzt schnell von dem Korbe, und — „in einem Augenblicke sinkt er, dem Regentropfen gleich, vom dumpfen Wogenklange überrascht, in die Tiefe hinab, ohne Grab, Grabgeläute, uneingesargt, spurlos." *)

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man liest in amerikanischen Blättern: „Der Verkehr des Hafens von New-York gewinnt täglich größeres Gedeihen. Die im Laufe des Monats Februar d. J. erhobenen Eingangszölle ertrugen eine Million 400,000 Fr.; somit 600,000 Fr. mehr als im Januar des verflossenen Jahres. Vom 1 Januar bis 1 Mai d. J. ertrugen die Mautheinnahmen gegen acht Millionen. Niemals, setzen die obenerwähnten Blätter hinzu, befand sich unser Land in einem blühenderen Wohlstande; Manufakturisten, Kaufleute, Ackerbauer, Alle finden einen vortheilhaften Markt für den Absatz ihrer Produkte; überdieß eröffnen sich neue Häfen unseren Schiffen und somit auch neue Märkte. Nichts kann diese glänzende Zukunft trüben, wenn wir nur im Innern einig bleiben." Die guten Nordamerikaner haben gut jubeln; sie wissen Zeit und Geld besser zu benützen als wir, die alle Hände voll zu thun haben mit Legitimität, Civillisten, Preßgesetzen, Intervention und Nichtintervention, mit jusque à la mer und jusque dans la mer, hoher und niederer Aristokratie, Konferenzprotokollen und andern kindischen Thorheiten, denen jene männlich kraftvollen Nationen längst über den Kopf gewachsen sind.

Die längst anerkannte Wahrheit, daß Zorn die Verdauung befördert und Rekonvaleszenten den größten Appetit haben, läßt sich, wie es scheint, auch auf die Völker anwenden. Die Engländer wenigstens, die bei ihrem Reformkampf viel Aerger auszustehen haben, und als von einem alten Erbübel wieder genesend zu betrachten sind, haben es bei den letzten Wahlen hinlänglich bewiesen. Zu Leicester hat man die glücklich beendigte Parlamentswahl mit einem Bankett gefeiert, das bloß aus Roastbeaf, Plumpudding und Käse bestand. Es nahmen daran nicht weniger als 2800 Wahlmänner Theil: 2000 Damen fanden sich dabei als Zuschauerinnen ein und ein Orchester von 500 Musikanten half der Fröhlichkeit nach. Man verzehrte dabei 4000 Pfund Rindfleisch, 5800 Plumpuddings, 5000 Brode, 2500 Gallons Ale, 100 Pfund Tabak, wozu 5000 Pfeifen verbraucht wurden. Die Stadtchronik von Leicester hat hiebei aufgezeichnet, daß man 9000 Teller, 5200 Messer und Gabeln, 600 Platten und 4000 Trinkgefäße nothwendig hatte.

*

Auf die Anzeige, daß man sich im Kreise von Jekaterinoslaw der Kermek-Wurzel zum Gerben bediene, ließ das Manufakturkonseil mehrere Pude davon nach St. Petersburg bringen, um damit die nöthigen Versuche anzustellen. Zu diesem Zweck vertheilte man die angekommenen Wurzeln an mehrere Lederfabrikanten in St. Petersburg. Der Chemiker Massy hat Versuche mit dieser Wurzel angestellt, aus denen hervorgeht, daß dieselbe, auf gewöhnliche Weise benutzt, indem man sie als trockenes Pulver auf die Häute streut, weit schneller gerbt als Eichenrinde. Als Gerbe- und Färbestoff gleicht der Kermek dem Siebenfingerkraut der Alpen (la tormentille des Alpes) welches in der Schweiz, in Savoyen, Auvergne und andern Gegenden ebenfalls mit Nutzen zur Gerberei verwendet wird; aber die Wurzel von letzterem ist weit dünner und kleiner als der Kermek. Letzterer ist auch ein trefflicher Färbestoff und zwar besonders für dunkle Farben wie schwarz, olivengrün u. s. w. auch zum Drucken der Zitze kann er verwendet werden und viele ausländische Färbestoffe ersetzen. Auch zur Bereitung von Dinte und zum Färben von Schreibpapier eignet sich der Kermek vortrefflich. Schlüßlich bemerkt der genannte Chemiker, daß der Kermek bei dem gewöhnlich Gerben dreimal mehr produzirt als Eichenrinde. (Russ. Jour. für Manuf. u. Handel.)

---

*) In a moment, like a drop of rain,
He sinks into its depths with bubbling groan
Without a grave, unknelled, uncoffined and, unknown.

Byron.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 187. 6 Julius 1831.

Scenen aus Ssibirien.

(Fortsetzung.)

Endlich ist nach den Kennzeichen die Stelle des Nachtlagers in der Nähe. Die Treiber ermuntern ihre Pferde durch den Ruf bar! bar! (vorwärts). Man ist an Ort und Stelle. Hier soll übernachtet werden. Schwarzgebrannte Baumstämme starren aus dem Schnee — hier ist die Feuerstätte. Die Reiter steigen ab. Die Jakuten entlassen ihre Pferde, Andere von ihnen suchen Weideplätze, wo ihre Thiere mit leichterer Mühe das dürftige Moos auf dem gefrornen Sumpfe mit dem Hufe hervorscharren können. Noch Andere schleppen Reiser herbei. Allmählich flammt knisternd ein kleines Feuer auf, die Kaufleute lagern sich auf Decken um dasselbe her, und erwarten Thee und Abendessen. Die Kleidung, Alles ist von Froststaub weiß, die Larven sind mit Eis überzogen, man nimmt sie ab, um sie zu trocknen. Die Reisenden athmen frei, aber ihr Athem fliegt zischend als Reif; sie sprechen und die Bewegungen der Töne sind in der Luft sichtbar. Es dauert lange bis man den Schnee schmilzt, bis das gefrorne Brod aufthaut und das Essen gekocht ist, das man aber genießen muß ohne den Kessel von den Kohlen zu nehmen, und ohne die Fausthandschuhe auszuziehen. Legt man sich aber schlafen, so muß man sich durchaus bis aufs Hemd entkleiden, damit die von Ausdünstungen durchdrungenen Pelze trocknen, man kann sich denken, wie angenehm ein solches Nachtlager bei Wind und Kälte ist. Oft erhebt sich in der Nacht ein Sturmwind mit Schneegestöber und überdeckt Pferde und Reisende mit Schneehaufen.

Dann geschieht es zuweilen, daß man in dieser Lage zwei Tage bleiben muß, um den erschöpften Pferden Erholung zu gönnen. Mit dem Morgen beginnt man die Reise wieder bei dem Glanz des Nordlichtes, das entweder als Raketengarbe über den Himmel ausgebreitet liegt, oder als Regenbogen aufgeht, oder in leuchtenden Strahlen aufschießt. Von so ermüdender Eintönigkeit ist die ganze lange Reise. Nur ein unbehaglich krankhaftes Gefühl erinnert den Menschen, daß er noch lebt; Verstand und Herz sind erstarrt und bilderlos wie die öde Natur umher.

Sind auf diese Weise die Waaren nach den Polargegenden gebracht, so werden sie von den Kaufleuten in Saschimersk, in Mittel- und Nieder-Kolümsk an Beamten, an die aus Kosaken bestehenden Einwohner, an Jakutenabkömmlinge, die ihre Muttersprache vergessen haben, an Koriaken, Jukajiren und endlich an Tschuktschen auf dem im März oder Anfang Aprils gehaltenen Jahrmarkte verkauft. Gegen Kessel, grobe Tücher, Nankin und allerlei Kleinigkeiten handelt man die schönsten rothen und schwarzen Füchse, schwarze Zobel und Polarfüchse ein — Pelzwerke, die manch schönen Hals zu Paris als Palatin schmücken, oder den Fashionables zu Petersburg als Winterkragen dienen, oder den Moskowischen Kaufmannsfrauen als Saloppen und selbst der Sonne des Weltalls — dem Schach von Persien — als Prachtpelz. Die Tschuktschen, ein kriegerisches und bösartiges Volk, nehmen zwar von der russischen Regierung Geschenke für ihre Aeltesten an, erkennen aber keine Oberherrschaft an. In den letzten Jahren kamen nicht mehr so viele von ihnen als sonst zum Jahrmarkt und bei mehreren sah man Flinten, die keine russischen Fabrikate waren, *) woraus man schließt, daß die amerikanischen Wallfischjäger sie damit versehen. Die Tschuktschen sind wie alle wilden Stämme leidenschaftliche Freunde des feurigen Giftes — des Branntweines. Zwar ist der Tauschhandel mit dieser heillosen Waare streng verboten; allein wer weiß nicht, daß verbotene Frucht nur um so süßer schmeckt. Für das erste Glas Branntwein erhandelt man leicht einen schwarzen Fuchs; für das zweite ist der Tschuktsche bereit, das Dreifache zu geben; doch zähmt gewöhnlich die Furcht, durch die Veranschung des lüsternen Wilden verrathen zu werden, die Gewinnsucht. Nachdem man die Felle in Zimmer **) getheilt, in Felleisen eingenäht, und Mammuthknochen ***) eingehandelt, beladen die Kaufleute ihre Pferde und eilen über die gefrornen Moräste zurück, bevor die Rinde unter dem Moose aufthaut, um bei dem Schlusse des Jahrmarktes

---

*) Den Russen ist es verboten, Waffen an die Tschuktschen zu verkaufen.

**) Ein Zimmer bekanntlich 40 Felle.

***) Es werden jährlich nicht weniger als 2000 Pud Mammuthknochen ausgeführt, und das Pud in Jakutsk mit 25 Rubel ungefähr verkauft. Es ist zu bemerken, daß die Hauzähne dieser ungeheuren Säugethiere größtentheils in vertikaler Lage gefunden werden, und oft aus der Erde hervorstarren, daher sich vermuthen läßt, daß dort ganze Mammuthgerippe in natürlicher Stellung begraben liegen. — Unweit der Kolüma findet man außer dieser Elephantenart, auch die Knochen anderer ähnlicher Thiere. Unter andern haben die dortigen Einwohner die Hörner des Rhinoceros zu Klauen eines großen Vogels erhoben, welcher vormals ihr Land verwüstet haben soll.

zu Jakutsk einzutreffen, wo sie im Julius bei ihren Frauen und Verwandten anlangen.

Doch kehren wir zu den Ufern der Kolüma zurück, wohin wir die kühnen Wanderer auf ihrer Handelsfahrt begleitet haben. Das Aeußere der an diesem Flusse liegenden Städtchen — wenn sie anders diesen Namen verdienen — läßt nicht viel erwarten. Längs dem flachen Ufer liegen einige zehn Häuser ohne Höfe, ohne Nebengebäude, weil man dort weder Viehzucht noch Landwirthschaft treibt; eine kleine hölzerne Kirche, ein Magazingebäude für Korn und Salz, hie und da Jurten — Dieß ist Alles was man Kolümsk nennt. Hiezu füge man noch ausgespannte Netze zum Trocknen, dünne Stäbe mit daran aufgespießten Fischen, hin und wieder ein Mensch, überall eine Menge umherlaufender Hunde — so ist das ganze Gemälde fertig. Aber auch in dieser traurigen Einöde des gleichsam aus der Welt verstoßenen Kymerierlandes wohnen Menschen mit Wünschen und Leidenschaften, mit Freude und Lust im Herzen. Je seltener dort Reisende sind, ein desto größeres Fest ist ihre Ankunft. Die Anwohner der Kolüma sind sehr gastfrei, und die Schönheit und Gefälligkeit der dortigen Mädchen wird hoch gepriesen. Der Schlaf, oder richtiger die Schlafsucht, muß in einer Gegend, wo der ganze Winter in einer ununterbrochenen Nacht besteht, nothwendig den größten Theil der Zeit einnehmen. Aus Sparsamkeit schläft man gewöhnlich bei Tage, da in der Nacht das Nordlicht leuchtet und die Oellampe ersetzt. Nachdem man die weichen Federbetten oder die mit Daunen gefüllten Decken verlassen hat, sammelt man sich um den Ssamowar (Theekessel) den man den Abgott der Ssibirier nennen kann; trinkt Thee, wozu man den Zucker abbeißt, und fängt aus langer Weile an, Verwandte und Bekannte durch die Hechel zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsetzung.)

Einen Monat später ungefähr wurde er vor den Gouverneur geladen, der ihn von jener Anklage unterrichtete und hinzusetzte: „Auf diese Anklage hin, Kei Damang, verurtheile ich Dich zu einer Strafe von zweihundert spanischen Thalern.“ Kei Damang betheuerte seine Unschuld, bat um genaue Untersuchung, und erklärte sich bereit jede Strafe zu leiden, wenn seine Behauptung unwahr befunden würde. „Mein Spruch,“ entgegnete der Gouverneur, „ist unwiderruflich, schicke das Geld Morgen früh zu mir.“ Kei Damang begab sich nach seinem Schiff, versammelte daselbst alle Nakhodas, die mit ihm gekommen waren, und trug ihnen den Fall vor. Diese riethen ihm sich bei dem Minister zu beschweren, und auf ihr Zeugniß zu berufen, da sie wohl wüßten, daß er den Nakhodas, Satia und Dugam die Fahrt nach Bengalen untersagt habe; sollte der Gouverneur dennoch auf der Strafe bestehen, so wären sie bereit sie ihm tragen zu helfen. „Die Beschwerde beim Minister,“ sagte Kei Damang, „scheint mir nicht gerathen, denn die Kompagnie würde sie als Widersetzlichkeit gegen ihre Autorität ansehen. Nur um euch, meinen Freunden, zu zeigen, wie ungerecht die Gewalt gegen mich verfährt, machte ich euch mit der Anklage bekannt; mein Gewissen spricht mich von jedem Vergehen gegen die Kompagnie, den Sultan und die Obrigkeit von Samangka frei, und stünde selbst mein Leben auf dem Spiele, so würde ich nur dem Allmächtigen meine Sache anheimstellen und seinem Schutz vertrauen; am besten ist es also ich bezahle die Strafe sogleich.“ Die Nakhodas schossen hierauf 150 Thaler unter sich zusammen und übergaben sie Kei Damang, der die fehlenden 50 hinzulegte und dem Gouverneur die Summe einhändigte, der ihm nun befehlen ließ sogleich abzureisen. Vier holländische Soldaten nebst einem Korporal und dessen Weib, die der Gouverneur zu Bewachung der Flagge der Kompagnie nach Samangka schickte, mußten ihn auf der Rückfahrt begleiten. Nach seiner Ankunft baute Kei Damang diesen Soldaten, mit Hülfe der übrigen Malayen eine befestigte Wohnung, wozu sie nicht nur die Kosten ganz allein tragen mußten, sondern auch noch Vieles von dem herrischen Benehmen des Korporals zu dulden hatten, dessen Uebermuth so weit ging, daß er einst vier Malayen peitschen ließ, weil sie ein Hühnerhaus, das er zu fertigen befahl, nicht schnell genug vollendeten. Drei Monat später trafen überdieß noch acht holländische Soldaten nebst einem verheiratheten Sergeanten ein.

Anderhalb Jahre nach Ankunft dieser Soldaten erschien ein englischer Zweimaster in der Bai von Samangka; der Sergeant berief sogleich den Kei Damang, und auf dessen Frage was seine Vorschrift für einen solchen Fall sey, erwiderte der Sergeant daß er keine andere habe, als die holländische Flagge aufzuziehen. Die Instruktion, sagte Kei Damang, die ich von dem vorigen Gouverneur erhielt, lautete: Jedem Schiff unter welcher Flagge es auch segle ein Boot entgegen zu senden, um es nach einem Ankerplatz zu lootsen, und wenn es salutiren sollte, dieß vom Ufer aus zu erwiedern. Der Sergeant war hiemit einverstanden und man schickte Nakhoda Bujang und den Korporal in einem Canoe mit vier Ruderern nach dem Schiff, die es nach dem Landungsplatz geleiteten, wo der Führer desselben, Kapitän Forrest *) ans Land stieg und sich nach dem holländischen Quartier begab, in dem er von Kei Damang bewillkommt wurde. Am andern Morgen kam Kapitän Forrest wieder nach dem Quartier der Holländer und eröffnete dem Korporal, daß er sich mit Ziegen, Geflügel und andern ihm nöthigen Dingen zu versehen wünsche. Der Holländer verwies den Kapitän

---

*) Dieß war der nämliche Kapitän Thomas Forrest, der später in der Geschichte der orientalischen Schifffahrt, durch seine Reise nach Neu-Guinea im Jahr 1774 und andere nautische Unternehmungen, so bekannt wurde. Er war ein unternehmender und tüchtiger Seemann, doch nicht immer zuverlässig in seinen Angaben, weil er (wie der große Hydrograph Alexander Dalrymple zu sagen pflegte) das was er wirklich sah, nicht von dem zu unterscheiden wußte, was er sich einbildete zu sehen. Sein Benehmen war oft im hohen Grade excentrisch, wovon viele unterhaltende Anekdoten in Indien erzählt wurden, von denen wir nur folgende ausheben: Auf einer Insel, die er bei Gelegenheit einer seiner Reisen besuchte, hatte er sich zu weit vom Ufer entfernt, und als er die Eingebornen die ihm aufstießen, feindlich gesinnt und geneigt fand sich seiner Person zu bemächtigen, zog er gelassen seine Flöte aus der Tasche und blies eine Melodie von Corelli, welche die Wilden so überraschte und unterhielt, daß sie ihr Vorhaben vergaßen. Immer fort blasend und seine Umgebung im Auge behaltend, ging er langsam rücklings fortschreitend bis zu seinem Boot, wo ihn seine Leute erwarteten.

mit diesem Begehren an Kei Damang als den einflußreichsten Mann des Platzes, worauf Forrest ihn sogleich zu sich entbieten ließ. Nachdem Kei Damang von dem Wunsch des Kapitäns unterrichtet war, wendete er sich an den Korporal und Sergeanten und fragte sie um ihre Meinung. „Die Sache," erwiederten diese „geht uns nichts an, doch könnt Ihr dem Kapitän einen Dienst erweisen, so steht ihm bei, so weit Eure Kräfte es erlauben." Kei Damang versprach das Mögliche zu thun, mit dieser Zusicherung entfernte sich der Kapitän, und um ganz sicher zu gehen, fragte Kei Damang den Sergeanten noch einmal besonders um seine Meinung, der ihm die Versicherung wiederholte daß die Sache von keinen Folgen seyn könnte, und er den Kapitän immerhin unterstützen möge. Kei Damang traf nun die nöthigen Anstalten, und binnen zehn Tagen verließ Kapitän Forrest vollkommen befriedigt, die Bai von Samangka.

Vier Tage nach dessen Abreise kam Si-Talib *) von Bantam an; er war nach Bengalen bestimmt, was er wegen widriger Winde nicht erreichen konnte, weßhalb er zu Samangka landete. Er ließ Kei Damang zu sich rufen und eröffnete ihm, daß er von dem Gouverneur Poer (dieser war dem von Kei Damang sogenannten Sambirik an seine Stelle zu Bantam gefolgt) mit einer Ladung Reiß nach Bengalen abgeschickt sey; „ich bin angewiesen" sagte er, „wenn ich Bengalen nicht erreichen sollte, in Croee zu landen und meine Ladung dort abzusetzen, und sollte auch das nicht gelingen in Samangka vor Anker zu gehen. Ich werde nun, wie mein Befehl lautet, Dir die Ladung übergeben, da ich Befehl habe, sie auf keinen Fall nach Bantam zurückzubringen." Kei Damang berief auf der Stelle alle Nakhodas zusammen, und befragte sie um ihre Meinung. Sie waren sämmtlich in Verlegenheit, da die 10 Koyans (8000 Gallonen) Reiß von schlechter Beschaffenheit und durch den Kornwurm beschädigt waren **), man kam endlich dahin überein, einen Theil der Waare nach mehrern Plätzen an der Samangkabai zu verführen um den Preis des Restes bestimmen zu können, und so wurde endlich nach 3 Monaten, welche Si-Talib in Samangka zubrachte, die ganze Ladung verkauft.

---

*) Der alte Feind Kei Damangs, der ihn auch bei dem holländischen Gouverneur wegen der nach Bengalen ausgelaufenen Schiffe verschwärzt hatte.

**) Der Reiß von Java und Balli ist durchgängig von geringer Güte, schlecht von den Hülsen gereinigt und hat viel Bruch unter seinen Körnern; er kann folglich bei einem Volke das diesen Artikel selbst baut, außer in Mißjahren, nicht gesucht seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par M. R. Faure, Médecin des hôpitaux militaires.

2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

Zwei Werke liegen uns in den obenangezeigten Schriften vor, die unter den vielen Ausflügen, Wanderungen, Skizzen und Reisebeschreibungen in und über Spanien, einer vorzüglichen Erwähnung verdienen, und eben so viel zur Bereicherung der Völkerkunde als zur Kenntniß des Staatshaushaltes einer Nation beitragen werden, die einst unter den Völkern Europa's den ersten Rang einnahm, und nun zu einer wahren politischen Nichtigkeit herabgesunken ist. Während der Wahn und Aberglaube finsterer Jahrhunderte durch erleuchtetere Ansichten verscheucht wurde, scheint er unter jenem paradiesischen Himmelsstriche Schutz und Aufenthalt gefunden zu haben; während die Nationen dieses Welttheils, mehr oder minder gewaltsam, von den Ereignissen der Zeit fortgestoßen, ihre Schritte vorwärts richteten, zogen über Spanien alle Erschütterungen fruchtlos hin, und eine der herrlichsten Nationen blieb in einem beklagenswerthen Stillstande weit hinter allen übrigen zurück. Mit geheimem Grauen sieht man, wie die bösen Mächte des Fanatismus und der absoluten Gewalt die größten Anlagen der menschlichen Natur herabzuwürdigen und zu verderben vermögen.

Nachdem der Verfasser des zuerst angeführten Werkes die physischen Verhältnisse Spaniens, dessen Lage, Klima, Städte, Monumente, die Lebensart der Einwohner und ihre Krankheiten abgehandelt hat, beschäftigt er sich in der größern Hälfte seiner Schrift mit jenem moralischen Leiden, das weit gewaltiger, ansteckender und unheilbarer ist als alle andern — mit den Uebeln des Aberglaubens und des Despotismus, die durch zahllose Legionen von Mönchen in dem gesegneten Spanien so sorgfältig gepflegt und unterhalten werden. Die spanische Geistlichkeit in ihrem Verhältnisse zur pyrenäischen Halbinsel nimmt den größten Theil des Buches ein, wie sie in der Wirklichkeit auch des größten Theils des spanischen Bodens sich bemächtigt hat. Es ist ein schmerzvolles, aber anziehendes Gemälde, ein Volk zu sehen, das so groß, so mächtig, so voll moralischer und physischer Kraft seyn könnte, und von dem Gewürme des Mönchthums zu einem Gerippe abgezehrt wird, während die rohe Gewalt des Despotismus jeden Funken von geistigem Leben erstickt.

Unter den vielen merkwürdigen Zügen, die der Verfasser gesammelt hat, um den Einfluß nachzuweisen, den kirchliche und königliche Tyrannei auf den Charakter des spanischen Volkes ausüben, müssen wir nur folgende hervorzuheben uns beschränken:

„Drei Viertheile des Grundeigenthums in Spanien (die Güter der Geistlichkeit miteinbegriffen) bestehen in unveräußerlichen Majoraten, so daß eine ungeheure Bodenfläche in todter Hand und der allgemeinen Betriebsamkeit entzogen bleibt. Daher die erstaunliche Ungleichheit des Vermögens, die großen Massen der Bevölkerung, die zur ewigen Armuth verurtheilt sind; daher die unermeßlichen Grundbesitzungen, die auf das Schlechteste angebaut sind, daher allerorten das tiefste Elend. Dieser Gesetzgebung verdanken es die Töchter der reichsten Häuser, daß sie äußerst arm bleiben, aber auch, daß man es ihnen so leicht als möglich macht, um unter die Haube zu kommen. Jedes zwölfjährige Mädchen kann einen jungen Menschen, sobald er nur das vierzehnte Jahr erreicht hat, zwingen, es zu heirathen, wenn es beweisen kann, daß er bereits die Rechte des Gatten von ihr genossen, oder ihr ausdrücklich seine Hand versprochen, oder auch nur auf irgend eine Art zu verstehen gegeben hat, sich mit ihr zu verbinden. Den Beweis hat die Heirathslustige vor dem Generalvikar der Diözese zu führen. Dieser läßt den Angeklagten fest nehmen und bestimmt, ob die Klage gegründet ist oder nicht."

„Kaum hat das Kind zu reden angefangen, so bemächtigt sich seiner der Geistliche, um es sein ganzes Leben hindurch nicht mehr aus seiner Hand zu lassen; von der frühesten Jugend an wird es nach dem Sinne des Klerus bearbeitet und zugeschnitten. Erst wenn er davon allen möglichen Vortheil gezogen, gönnt er ihm das Glück, in einer Franziskanerkutte begraben zu werden. Gleich bei der Geburt des Kindes wird ihm zu seinem Schutze ein Skapulir angehängt. Wird es gefährlich krank oder haben seine Eltern schon mehrere Kinder durch den Tod verloren, so steckt man es bis zum Alter der Todsünde (im siebenten Jahre) in eine Mönchskutte, so daß man in den Straßen von Madrid und in mehrern andern Städten drei- oder vierjährige Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner spielen sieht."

Interessante Anekdoten giebt der Verfasser von den Ablässen und Kreuzbullen (la cruzada), durch die für alle Arten von Sünden Vergebung ertheilt, die Lebendigen geradenwegs ins Paradies gewiesen und die Verstorbenen aus dem Fegfeuer erlöst werden.

„Im Anfange des Jahres 1826," so erzählt der Verfasser, „nahm Ferdinand VII Bullen für sich, für seinen Vater, seine Mutter und seine zwei ersten Frauen, und außerdem noch zwei andere, die er Einem aus seiner Umgebung zeigte, mit der Frage: „Für Wen glauben Sie wohl, daß diese sind?" — „Ich kann es nicht errathen." — „Diese da," sagte der König, „ist für Vinuessa (den Beichtvater des Königs, der am

5 Mai 1821 im Gefängnisse ermordet worden war) und diese hier ist für den armen Teufel Riego, der sich wie ein Dummkopf (un tonto) erhenkt hat."

Man findet in dieser Schrift, wie die Sammlungen der Bettelmönche, der Rosenkranz, die Prozessionen, die Heiligenbilder und Reliquien, die man auf öffentlichem Markte ausstellt oder in die Häuser trägt, um sie küssen zu lassen, hunderterlei Anlässe geben, von dem Volke Geld zu erpressen und seine Fähigkeiten zu unterdrücken. Selbst die Hinrichtungen werden von den Geistlichen zu einer Auflage benutzt. Am Morgen einer solchen Exekution durchlaufen die Mitglieder der Bruderschaften mit einem Gläckchen in der Hand die Straßen der Stadt, und sammeln Almosen, um für die Seele des armen Sünders Messe lesen zu lassen. Zu gewissen Tagen sieht man vor den Kirchthüren Leute mit Opferkästen, auf denen eine Seele im Fegfeuer, nämlich das Bild eines Weibes, das bis an den Gürtel in Flammen sitzt, abgemalt zu sehen ist, mit der Umschrift: „Hoy se sacca animas" (heute erlöst man Seelen aus dem Fegfeuer).

Nachdem der Verfasser sich über die knechtische Unterwürfigkeit des Volkes gegen Mönche und Geistliche, über deren Anzahl und Reichthum geäußert hat, verbreitet er sich auch über die Verwaltung, wobei er mit folgender Bemerkung schließt: „Das Volk überläßt das irdische Gut Denen, die für sein ewiges Heil sorgen. Das Volk wird stets als ein Haufe von Sündern behandelt, als sündig gegen den König und besonders als sündig gegen Gott; alle Beziehungen, in die man mit ihm tritt, alle Lasten, die man ihm auflegt, haben nur den Zweck, ihm für die wohlverdiente Strafe Gnade widerfahren zu lassen."

Im Verfolge seines Werkes theilt der Verfasser seine über Spaniens Gesetzgebung, Finanzen, Unterrichtsanstalten, Volkssitten u. s. w. angestellten Beobachtungen mit, die einer umständlicheren Erwähnung vorbehalten werden müssen, als es in dieser literarischen Anzeige möglich ist.

Das zweite Gemälde, das uns von Spaniens gegenwärtigem Zustande vorgelegt wird, rührt von einem Engländer her, der den größten Theil Spaniens, wie die meisten seiner Landsleute auf ihren Reisen zu thun pflegen, mehr durchflogen als durchwandert hat. Sein Werk ist das Resultat eines Aufenthaltes von wenigen Monaten, aber dessen ungeachtet nicht ohne mannichfaltiges Interesse. Inglis betrat den spanischen Boden von Frankreich her. Gleich auf den ersten Blättern seines Buches finden wir die Schwäche der Regierung mit scharfen Zügen bezeichnet.

„Aus zuverlässiger Quelle hörte ich zu Madrid, daß jeder der größern Postwagen in Spanien, mit Ausnahme dessen, der von Barcelona nach Perpignan geht, den Straßenräubern ein gewisses Schutzgeld entrichten muß. Diese Uebereinkunft war Anfangs mit einigen Schwierigkeiten verbunden; ich erhielt darüber Mittheilungen von Jemand, der bei der Unterhandlung zwischen der hiezu von dem Postwesen beauftragten Person und dem Repräsentanten der Banditen zugegen war. Der Abschluß des Vertrages betraf insbesondere die Postwagen zwischen Madrid und Sevilla; man hatte von Seite der Räuber Nichts gegen die angebotene Summe einzuwenden; aber eine andere Schwierigkeit erhob sich. „Ich habe Nichts gegen die vorgeschlagenen Bedingungen zu sagen," meinte der Unterhändler der Banditen, „und ich kann gegen ordentliche Räuber volle Sicherheit versprechen, doch mich nicht verantwortlich machen, wegen der kleinen Heckenritter (Ladrones de ninguna consideracion). Was uns betrifft, wir halten gewissenhaft jede eingegangene Verbindlichkeit; doch diese gemeinen Spitzbuben haben keine Ehre im Leibe." Indeß begnügten sich die Eigenthümer der Postwagen mit der Zusicherung, daß sie von den großen Straßenräubern unbehelligt bleiben sollten, und der Vertrag wurde geschlossen. Doch bald darauf wurden die Wagen von den kleinen Räubern angegriffen und geplündert; Dieß führte zu einer neuen Uebereinkunft, die sich seitdem von gutem Erfolge gezeigt hat. Einer der Räuberanführer begleitet nämlich den Wagen auf seiner Fahrt, und scheucht die Räuber von geringerem Range durch seinen Namen und sein Ansehen zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Während der letzten Unruhen zu Paris hörte man unter den Volkshaufen folgende Strophe eines Liedes singen:

Ciel! que vois-je? une race impie
Des prêtres nourris de forfaits.
Prêchant le meurtre et l'infamie
Au nom de Dieu qui veut la paix;
Ah! c'en est trop; point de clémence.
La pitié nous rendrait cruels;
Écrasons-les sous leurs autels,
Et nous aurons sauvé la France.

*

Die Dampfwagenfahrt in England gewinnt täglich mehr Fortgang. Auf der Lancaster Eisenbahn wurde in vergangener Woche ein neuer Dampfwagen, der Phönix, in Gang gebracht, der zwölf andere Wägen mit ungefähr dreihundert Personen mit sich führte und achtzehn englische Meilen in einer Stunde zurücklegte. Einen Tag darauf lief ein zweiter Dampfwagen, die Union, nach Newton, und durchflog an manchen Stellen der Eisenbahn in einer Stunde fünf und dreißig bis vierzig englische Meilen. Beide Maschinen sind von einer sehr verbesserten und äußerst einfachen Konstruktion, und zu Bolton verfertigt.

*

Ueber den Erfolg von Burney's Gesandtschaft an den Hof von Awa (s. Ausland, Nr. 48, S. 372) sind günstige Berichte eingegangen. Major Burney steht mit den Ministern des Burmesenkönigs, die öfters bei dem englischen Gesandten speisen, im besten Vernehmen. Der König giebt ihm drei bis vier Mal monatlich Audienz und beschäftigt sich sammt seinem ganzen Hofe jetzt angelegentlich, aus einem zwanzig Fuß breiten und vierzehn Fuß hohen Marmorblock ein Denkmal der freundschaftlichen Verbindung beider Reiche errichten zu lassen. Die Gnade des Monarchen ging sogar so weit, daß er dem Major den Titel Maha Zaya Radscha Naauratha verlieh, was so viel ist, als: „mein großer, siegreicher und edler Sohn." Hiemit ist das Recht verbunden, eines Wundaurs Schultergehenk von neun goldenen Ketten zu tragen. Es giebt nur zwei höhere Stufen des Ranges noch in diesem Königreiche als der erwähnte. Bei einem unlängst von einem der birmanischen Minister veranstalteten Balle erschien dieser mit einem Schultergehenke von eilf Ketten. — Major Burney hegt große Hoffnung, daß die Abgaben, welche bis jetzt auf den Handelsleuten und Schiffen, die Awa verließen, lasteten, wenigstens durch bestimmtes Regulativ festgesetzt werden, da die untern burmesischen Beamten gegen fremde Kaufleute sich jede Bedrückung zu erlauben pflegten.

*

Zu Paris hat man endlich — was im Grunde genommen schon längst der Fall war, ohne daß man es sich gestehen will — aus der Julusrevolution (ein Chartenspiel war sie schon längst) — ein Kartenspiel gemacht. Man spielt jetzt das „Jeu des Barricades" nicht mehr um Blut, sondern um Geld. Man weiß nicht, soll man es für bittern Spott oder für komischen Ernst nehmen, wenn man ein Blatt, wie den National, bei Erwähnung dieser abgeschmackten Profanation, hinzufügen hört: „Es ist in dieser Erfindung eben so viel Abwechslung als Vergnügen, vorzüglich aber viel Patriotismus und Interesse."

Witzstacheln des Figaro.

Herr Persil will zu Guazacoalco eine Kolonie von Generalprokuratoren gründen, die den Namen Persipolis führen soll.

*

Die Konferenz zu London ist ein Pandämonium unter dem Vorsitze des hinkenden Teufels (Anspielung auf Lesage's Diable boiteux und Talleyrand.)

*

Es ist allen Völkern verboten, frei seyn zu wollen, bei Strafe der Diplomatie.

*

Zur Vergeltung der von Don Miguel erlittenen Schmach, für die geplünderten, gepeitschten und gehenkten Franzosen hat Herr Sebastiani — ein Schiff mit Pomeranzen wegnehmen lassen. Gewiß die Rache muß süß seyn für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

*

Der Friede um jeden Preis kostet uns freilich 1500 Millionen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 188. 7 Julius 1831.

Scenen aus Ssibirien.

(Fortsetzung.)

Wenn die Kaufleute zu Kolümsk angelangt sind, so beginnt daselbst ein wahres Karnaval. So theuer auch dort berauschende Getränke sind, so folgen doch nach dem Schmause Trinkgelage, daher auch nur wenige sich bereichern, obgleich der Tauschhandel ungemein vortheilhaft betrieben wird. Gesänge und Spazierfahrten füllen die übrige Zeit, und bei diesen Fahrten mit Hunden geschieht es nicht selten, daß eine ganze muntre Gesellschaft mit ihren Frauen und Töchtern unwillkürlich in die Hetze eines weißen Bären verwickelt wird.

Oft nämlich gewahren die Hunde einen Bären, der von Hunger getrieben, gesäuerte Fische in den Gräben nahe bei dem Städtchen zu erbeuten sucht. Durch ihre Menge ermuthigt stürzt sich alsbald die ganze Schlittenvorspann auf das Wild; kein Zuruf wird mehr gehört, kein Zügel mehr gefühlt. Im Windesflug geht es dem zottigen Räuber nach; er wird erreicht, umringt, gezauset; den Schrecken, das Geschrei, die Verwirrung kann man sich vorstellen. Fast immer endigt sich jedoch diese Jagd glücklich, weil die Hunde den Bären in dem Schlittengeschirr wie in einem Netze verwickeln und auf den Schnee niederwerfen, so daß die Männer nichts weiter zu thun haben, als das Thier mit den kleinen Lanzen zu erstechen, welche bei den schwankenden in Riemen eingehängten Schlitten als Stützen gebraucht werden. Wenn nun die aus dem Schlitten geworfenen und gequetschten Personen sich wieder zusammen gelesen haben, geht die Fahrt nach Hause zurück zum Ssamowar, zum Tabak und Branntwein — drei Dinge, in die man dort mit unglaublicher Leidenschaft verliebt ist. Der Kalümaer, der bei Tisch kein Brod hat, und sogar beim Thee getrocknete Fische oder Jukola statt des Zwiebacks genießt, giebt Alles hin, um Branntwein zu trinken, obgleich derselbe theurer ist als Mehl. *) Die dortigen Frauen sind bereit, ihre letzte Parka, **) für etwas Thee und ein Stück Zucker hinzugeben. Tabaksdose und Pfeife kommen nicht aus den Händen der nördlichen Ssibirier; erstere ist leider unter den Russen sowohl bei Männern als Frauen im Gebrauch, letztere mehr unter den wilden Volksstämmen.

Aber nicht ewig liegt der Winter auf den gefrornen Morästen des Nordpols. Der Sommer erscheint gleich einem Zugvogel; zwar ist er kurz, aber um desto schöner. Die Natur, welche dieser Gegend Getreide, Küchengewächse und jede Art von arbeitenden und Hausthieren entzogen hat, entschädigt sie dafür im Sommer durch große Schaaren von Zugvögeln, welche man zur Zeit des Mauserns zu Tausenden in Netzen fängt, wobei zugleich eine zahllose Menge von Eyern gesammelt wird. Die Flüsse füllen sich mit schmackhaften Fischen in unglaublicher Menge und die wilden Rennthiere liefern Fleisch für das ganze Jahr. Bei der Jagd dieses nützlichen Thieres, das die wahre Vorrathskammer der Lebensbedürfnisse für die Bewohner des dürftigen Nordens bildet, geht man auf folgende Weise zu Werke.

Ssibirien ist reich an verschiedenen Arten von Hirschen. Es giebt dort wirkliche Hirsche und Elennthiere, die von den Engländern Elk von den Amerikanern Moose-deer genannt werden, und deren Geweihe bei den Chinesen in hohem Preise stehen, und endlich die eigentlichen Ssibirischen Hirsche oder Rennthiere. Diejenigen der letztern, die in bergigen Gegenden leben, weiden im Winter in den Thälern und fliehen bei der Sommerhitze vor Mücken und Bremsen auf die Schneegipfel der Berge; diejenigen aber, welche in Wäldern leben, ziehen im Sommer weiter nach Norden auf die gefrornen Moräste, theils der Ruhe halber, theils wegen des weichen Mooses, ihres Lieblingsfutters. Da die Zeit, wo die Rennthiere wandern, allen Bewohnern an der Kolüma und in den umliegendenden Hordenlagern bekannt ist; so versammeln sie sich in kleinen Booten aus Baumrinden, Wietka genannt, an der Stelle der Kolüma, wo die Rennthiere gewöhnlich durchzuschwimmen pflegen, weil diese Thiere immer auf einer und derselben Fährte ziehen. Im Grase versteckt oder in den Booten liegend erwarten die Jäger ihre Beute. Mit Tagesanbruch hört man die Tritte der zahllosen Heerden. Das voranziehende Rennthier oder der Führer

*) Ein Pud Roggenmehl kostet dort 15 Rubel, ein Stof Branntwein 25 Rubel.

**) Die Parka ist ein Pelz aus Rennthierfellen wie ein Hemd genäht. Die Ostiaken machen die Parka auf zweierlei Art, mit dem Haar nach oben und nach unten, mit einer Kappe und Fausthandschuhen. Die Jakuten und Kamtschadalen machen sie immer mit den Haaren nach unten. Die fleischige Seite des Felles wird mit Erlenrinde geräuchert, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen; unten wird der Pelz mit Zobel besetzt oder mit einem seidenen Streifen eingefaßt.

der Heerde läuft allein zum Flusse, schüchtern blickt es umher, horcht, schnaubt, zieht den Wind ein — alles ist still und unbeweglich. Ohne eine Gefahr zu ahnen, kehrt es zur Heerde zurück, die sich nun anschickt, über den Fluß zu gehen. Munter setzen die Rennthiere in's Wasser und schwimmen stolz mit zurückgeworfenem Geweih dem jenseitigen Ufer zu. Wenn ein Paar Tausende bereits im Flusse sind, stürzen sich die Jäger von allen Seiten mit furchtbarem Geschrei in die Mitte der Heerde, während die im Hinterhalte liegende Schaar den übrigen Rennthieren in den Rücken fällt und sie in den Fluß treibt. Nun beginnt das Schlachten. Die Boote umzingeln rasch die Heerde, schneiden sie von den Ufern ab, und zwingen sie stromaufwärts zu schwimmen. Die kühnsten Jäger stürzen sich in das dichteste Gedräng der Thiere und tödten sie rechts und links mit kleinen Lanzen, die sie ihnen nahe bei dem hintern Schenkel in die Leber oder in die Lunge stoßen. Die getödteten Rennthiere werden von der Strömung fortgetrieben, aber von den unterhalb aufgestellten Booten an's Ufer gestößt. Die verwundeten Rennthiere flüchten auf die Sandbänke, wo sie erschöpft vom Blutverluste und Schwimmen niederfallen. Es muß hier bemerkt werden, daß die getödteten Rennthiere unter allen Jägern zu gleichen Theilen vertheilt werden, die auf den Sandbänken verendeten aber gehören nur dem, der sie verwundet hat; diesem Herkommen zufolge wissen einige Jäger den Stoß so zu berechnen, daß das verwundete Thier nur bis zum Ufer und nicht weiter kommt. Indeß hat die Strömung die ganze Gruppe von Jägern und Thieren weiter abwärts getrieben; doch der Kampf dauert fort unter wildem Freudenjubel, aber nicht immer gefahrlos. Manches Rennthier, die Gefahr erkennend, wirft sich auf die Seite und stürzt durch einen heftigen Stoß seiner Hinterläufe das Boot um. Manche Jäger stürzen in der Jagdhitze selbst aus den Booten. Endlich macht die Ermüdung dem Kampf ein Ende, der erst im Herbst bei der Rückkehr der Rennthierheerden wieder auf gleiche Weise erneuert wird. Das Gehirn und die Zunge der Rennthiere gelten in Kolümsk für die größten Leckerbissen und werden als das köstlichste Gericht nur sehr geehrten Gästen vorgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsetzung.)

Diese Zeit benützte Si-Talib zu einem Komplot gegen Kei Damang, er wendete sich deßhalb an den Sergeanten Raus *) dem er eröffnete, wie er gern seinen Wohnsitz in Samangka aufschlagen würde, wenn er nicht alle Gewalt in den Händen des Kei sehen müßte; er machte deßhalb dem Sergeanten den Antrag, sich mit ihm zum Sturz dieses Mannes zu verbinden; sie beide vereint könnten dann die Verwaltung des Landes übernehmen, wobei sie gewiß gute Rechnung finden würden. „Um dieß zu bewerkstelligen,“ fuhr Si-Talib fort, darfst du dann nur einen Brief an den Gouverneur von Bantam schreiben, worin du berichtest daß Kei Damang trotz aller deiner Vorstellungen, Pfeffer an die englischen Schiffe verkauft, welche von Zeit zu Zeit hier landen und sie überhaupt auf jede Weise unterstützt. Berufe dich dreist auf mich, schicke jedoch den Brief erst nach meiner Abreise fort, doch so, daß er einige Tage später als ich in Bantam eintrifft.“ Der Sergeant willigte ein, und zehn Tage nach Si-Talibs Abreise schickte er sein Weib der er den Brief übergab, mit einem gerade segelfertigen Praw das eine Ladung Pfeffer führte, nach Bantam an den Gouverneur. Nach Empfang des Briefes sandte dieser sogleich nach Si-Talib, der den Bericht des Sergeanten bestätigte und auf die Frage des Gouverneurs, warum er nicht selbst bei seiner Rückkehr von Samangka die Anzeige gemacht habe, sich damit entschuldigte, daß er gefürchtet habe man möchte ihn für einen Verläumder halten.

Mit den zurückgehenden Schiffen schickte der Gouverneur das Weib des Sergeanten, und noch drei holländische Soldaten nach Samangka. Einen Monat nach ihrer Ankunft bemerkte Kei Damang einen Zweimaster, der sich der Bai näherte; er begab sich zu dem Sergeanten und fragte ihn, für was für ein Schiff er das ankommende halte und ob seine Vorschrift erlaube, im Fall es Anker werfen und durch einen Kanonenschuß salutiren sollte, diese Höflichkeit zu erwiedern. Der Sergeant sagte er wisse von nichts, und der Gruß möge unterbleiben. „Wer weiß,“ setzte er hinzu, „woher das Schiff kommt, man muß sich gegen solches Volk nichts vergeben.“ Sobald das Schiff so nahe kam, daß man die holländischen Farben unterscheiden konnte, bestieg der Sergeant sogleich ein Boot und fuhr ihm entgegen, um den Kapitän willkommen zu heißen. Als das Schiff vor Anker lag, grüßte es durch einen Kanonenschuß und der Kapitän stieg ans Land. Hier fuhr er Kei Damang, der ihm entgegen kam, zornig an und fragte warum sein Gruß nicht erwiedert worden sey; „dünkst du dich,“ setzte er hinzu, „einen Mann von mehr Ansehen als ich, daß du meine Höflichkeit nicht zurückgibst?“ Kei Damang entschuldigte sich mit dem Verbot des Sergeanten, was jedoch dem Kapitän der sich sehr aufgebracht nach seinem Schiff begab, nicht genügte. Am folgenden Morgen kam er wieder ans Land, und ließ alle Malayen zusammen rufen, in deren Gegenwart er dem Kei Damang befahl, diese Leute sogleich zu Errichtung eines verpallisadirten Forts anzustellen, welches in der von ihnen bewohnten Gegend errichtet werden solle, und wozu er selbst den Platz absteckte und den Plan entwarf. Den folgenden Tag schlug der Kapitän dem Kei Damang vor, in seiner Gesellschaft die Gränzmarken zu untersuchen, welche das englische Gebiet von dem der holländischen Kompagnie scheiden. Sie fuhren in zwei Booten ab, in einem der Kapitän, im andern Kei Damang mit zweien seiner Söhne, Bujang und Bantan; bei ihrer Ankunft gab der Kapitän Befehl den englischen Gränzstein auszuheben, von dem er die Inschrift (wahrscheinlich auf einer Metallplatte eingegraben) zu sich nahm. Bei der Rückfahrt stieg der Kapitän in Kei Damang's Boot, dem er, als sie in die Nähe seines Schiffes kamen, vorschlug sich dort einige Stunden zu unterhalten. Kei Damang nahm den Vorschlag an und ging mit seinen Söhnen an Bord. Sergeant Raus, der vom Ufer aus beobachtete was vorging, lief sogleich zu den beiden zurückgebliebenen Söhnen Kei Damangs, Nakhoda Lella

*) Dieser Raus oder wahrscheinlicher Roose, wird früher im Manuskript durchgängig als Korporal aufgeführt. Man muß daher annehmen, daß hier entweder ein Schreibfehler eingeschlichen ist, oder daß Raus später zum Sergeanten befördert wurde.

und La-nddin, und sagte zu ihnen: „Kommt, laßt uns euern Vater und eure Brüder, die auf dem Schiffe sind, abholen." Beide bestiegen ohne Widerrede ein Kanoe, auf dem er sie nach dem Schiff führte. Als Nakhoda Lella an Bord stieg verlangten der Kapitän und der Sergeant, er solle seinen Kris ablegen; Lella weigerte sich und sagte, daß er ihn sogar im Fort zu Bantam tragen dürfe, und es ihm also wohl auch hier erlaubt seyn würde. Kei Damang den der Wortwechsel herbeigelockt hatte, bat seine Söhne zu gehorchen, worauf Beide ihre Kris abgaben. Sie folgten hierauf ihrem Vater nach der Kajüte, wo der Kapitän zu Kei Damang sagte: „Du und deine Söhne seyd meine Gefangenen, es ist der Befehl des Gouverneurs euch von hier wegzuführen, und nur aus dieser Ursache kam ich nach Samangka." Kei Damang erwiederte hierauf nur: „Es war unnöthige Mühe deßhalb ein Schiff zu senden, wo ein schriftlicher Befehl, auf den ich mich sogleich gestellt haben würde, hingereicht hätte." Der Kapitän ging nun an's Land, ließ Kei Damangs Haus von den Soldaten besetzen und alle Effekten nach dem Schiff bringen, wozu vier Tage nöthig waren, dann nahm dort der Kapitän mit seiner ganzen Mannschaft sein Quartier. Täglich wurde ein Büffel geschlachtet und sie lebten in Freude und waren guter Dinge.

Kei Damang nebst seinen vier Söhnen wurde indeß am Bord bewacht; ihre Verwandten Nakhoda Darman und Nakhoda Semporna brachten ihnen jeden Tag die nöthigen Lebensmittel, welche jedesmal von der Wache genau untersucht wurden, ehe sie den Gefangenen übergeben werden durften. Eines Tages begab sich Nakhoda Semporna zum Kapitän, dem er ein Geschenk von den eßbaren Nestern des Vogels Lavang-lavang überbrachte und ihn fragte, ob Kei Damang Hoffnung habe mit seinen Söhnen nach Samangka zurückzukehren zu dürfen. Als der Kapitän dieß verneinte, da Kei Damang schwerer Vergehen gegen die Kompagnie und des Einverständnisses mit den Engländern sich schuldig gemacht habe, fuhr Semporna mit Lebensmitteln an Bord, wo er dem Kei die Aeußerung des Kapitäns hinterbrachte. Nach Abfahrt Semporna's traten Bujang und Lella zu ihrem Vater und sagten: „Laß uns keine Zeit mehr mit nutzlosen Träumen über unser Unglück verlieren, theurer Vater, unterstütze uns lieber bei unserm Vorhaben. Wir vier Brüder können nicht länger diese Behandlung ertragen, das Herz bricht uns bei deinen Leiden; unter solchen Umständen ist der Tod dem Leben vorzuziehen, wir sind daher fest entschlossen unsre Wache anzugreifen und bitten dich, unsrer Absicht nicht entgegen zu seyn." „Meine Söhne," erwiderte Kei Damang, „unsre Lage ist noch nicht so hoffnungslos als ihr glaubt; bringt man uns nach Bantam, so wird uns der Sultan schützen, wenn nach Batavia, so können wir den Beistand der Malayen *) ansprechen, und wäre Samarang der Ort unsrer Bestimmung, so würde gewiß der vormalige Gouverneur Sambirik uns nicht Unrecht geschehen lassen." „Alles wahr, mein Vater," sagten die Söhne, „wenn man uns aber statt nach einem dieser Orte, nach Pulo Damar **) führt, wer würde dort uns schützen? Dort müßten wir Brüder Schiffstaue für die Holländer verfertigen, und Gott weiß, welche Mißhandlungen dich erwarten; bald vielleicht hätten wir deinen Tod zu beweinen. Versage uns also deine Einwilligung nicht; denn es ist besser, diese Holländer schleppen unsere Leichname fort, als daß wir unser elendes Daseyn für die Sklaverei erhalten. Du sollst keinen Theil am Kampfe nehmen, theurer Vater, wir werden Dein Leben mit dem unsrigen beschützen und sollten wir umkommen, so hast Du noch Freunde die Dich und unsre Schwestern nach einem sichern Ort bringen, und Euch beschützen werden." Diese Worte preßten dem alten Manne Thränen aus, er konnte nicht widerstehen, und empfahl seine Söhne dem Schutz Gottes und des Propheten; denn die starke gut bewaffnete Wache machte den glücklichen Ausgang des Unternehmens zweifelhaft und ließ ihn Alles für seine Söhne fürchten. Acht Mann befanden sich auf dem Mitteldeck des Schiffes, zwei auf dem Vorderdeck, auf jeder Seite des Hinterdecks am Steuerruder wieder zwei und zwei am Hintertheil, alle mit Musketen bewaffnet.

---

*) Auf den europäischen Niederlassungen werden die verschiedenen Nationen, die daselbst ansässig sind, durch einen aus ihrer Mitte aufgestellten Chef, der den Titel Kapitän führt, vertreten.

**) Eine Insel an der Straße nach Batavia, von den Holländern Edam genannt. Sie war zum Exil für Verbrecher bestimmt, welche daselbst Schiffstaue verfertigen mußten, und unter der Aufsicht eines Schiffskapitäns standen.

(Fortsetzung folgt.)

Seebilder.

Der Tod eines Matrosen am Bord eines englischen Schiffes.

(Schluß.)

Unter allen Leichenbegängnissen, die ich zur See erlebte, machte keines einen schmerzlichern Eindruck auf mich als jenes, dem ich am Bord des Leander an den Küsten von Nordamerika beiwohnte. Wir hatten auf diesem Schiffe einen jungen Seekadetten von so zarter schwächlicher Leibesbeschaffenheit, daß man ihm auf den ersten Blick ansah, das Seeleben sey nicht sein Beruf. Seine Eltern jedoch, oder vielleicht auch er selbst, waren anderer Meinung, und da er seinen Dienst mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit versah, die über seine Kräfte gingen, so fing er bald an zu kränkeln. Dieser junge Mensch war der Liebling der ganzen Schiffsmannschaft, und die Matrosen sahen ihm nur lächelnd zu wie einem Kinde. Die Offiziere begünstigten ihn auf jede Weise, steckten ihm manchen leckern Bissen zu, und seine Kameraden hatten ihm aus lauter Freundschaft den Zunamen Dolly (Püppchen) gegeben. Ich weiß nicht mehr, von welcher Krankheit er befallen wurde, aber er nahm zusehends ab und erlosch endlich wie ein Licht, dem Sturmwinde ausgesetzt. Er starb am Morgen, und des Abends schon wurde sein Seesarg zubereitet. Ich erinnere mich noch, daß ich während des Tages zu Dolly trat und ihm die Hand auf das Herz legte; ich war erstaunt, ihn noch ganz warm zu finden, so daß ich fest glaubte, den Schlag seines Herzens zu fühlen. Dieß war, wie man leicht denken kann, nur Täuschung; aber ich hatte meinen kleinen Kameraden, der mit mir fast von gleichem Alter war, so lieb, daß es mir eine kindische Freude machte, zu sehen, daß mein Freund, obgleich schon seit mehreren Stunden todt, doch nicht die eisige Kälte und das Zurückschreckende einer Leiche hatte. Die Erinnerung an diesen Vorfall hat mich lange begleitet, und wurde lebhaft erneuert, als ich einst hörte, wie die Spanier den Glauben hegen, daß die Kinder nach ihrem Tode als Engel geradezu in den Himmel fahren, während andere Seelen noch im Fegfeuer schmachten müssen. Die besondern Umstände beim Leichenbegängnisse meines armen Dolly und der Aberglaube, den die Matrosen bei dieser Gelegenheit laut werden ließen, trugen viel dazu bei, mir jene Szene unvergeßlich zu machen. Irgend ein Vorfall verhinderte, daß die Bestattung noch vor Sonnenuntergang vorgenommen werden konnte; der Abend war

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 189. 8 Julius 1831.

Neu-Schottland.

3. Temperaturwechsel. Der Barbier. Atmosphärische Erscheinungen. Klimatische Veränderungen. Frühlingszeit. Schneestürme im Winter.

Auch nur ein kurzer Aufenthalt in Neu-Schottland zeigt dem Europäer manche bemerkenswerthe Abweichungen von dem Klima, das er vor unlängst verlassen hat, Abweichungen, welche beim ersten Anblicke alle Theorie über den Haufen zu werfen scheinen. Man denke sich den Offizier, der eines Tages im Monat August in Halifax ankommt; er kämpft mit drückender Hitze, sinkt auf ein Ruhebett und liegt erschöpft, bis ihn die freundliche Einladung eines seiner Kriegskameraden unter zwanzig wohl geknöpfte und gegürtete Menschen bringt, wo ihm der Chirurg mittheilt, daß Fahrenheit heute 95° im Schatten angezeigt habe. Des andern Tages sieht er sich in eine Art von Dampfbad versetzt, das aus einer Mischung von See-Nebel und gestriger Hitze gebildet wird; am dritten Morgen erwacht er, und erblickt einen freundlichen italienischen Himmel — eine Sonne im reinsten Glanze, aber zugleich fühlt er auch einen frischen Wind, der ihn den Ueberrock zuknöpfen heißt, bevor noch die Sonne den halben Weg vom Zenith hinabgestiegen ist. — Oder man denke sich als Ankömmling so eine Art Landläufer oder Dummkopf, der mit dem Dezember-Paketboote von England abfährt. An einem Jännermorgen läuft er in den Hafen von Halifax ein; der Koch hängt Kessel für Kessel an den Haken, um die gefrornen Stücke und Blöcke schmelzen zu lassen; der Schiffsherr, ergraut von Reif, steht auf dem Verdeck, ärgerlich über den Steuermann, der das Gleichgewicht des Schiffes nicht herstellen kann, weil sich an den Seitenwänden Wälle von Eis angehäuft haben. Wehe des Reisenden frisch rasirtem Gesichte, wenn es aus der Kajüte sich hervorwagt. Gefrorne Theile der Atmosphäre, von den Eingebornen „der Barbier" genannt, treiben auf der Oberfläche des Wassers und sind bereit die Operation jeden Augenblick von Neuem vorzunehmen, ohne die freundliche Beihülfe von warmem Seifenwasser; Fahrenheits Merkur erhebt sich im geschlossenen Raume auf der negativen Skale zu sechs oder acht Graden. Ist er ein Mal gelandet, so bleibt er unbeweglich in seinem wohl geheitzten Zimmer; und begräbt des Nachts sich unter einem Berg von Betten, um bei einem Thermometerstand von 50° auf der positiven Skale aufzuwachen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß diese Erscheinungen bei einem dreitägigen Aufenthalt in Halifax nothwendig vorkommen müssen, aber soviel ist gewiß, daß solche Extreme häufig bemerkt werden können, und zwar so häufig daß sie stets ein Gegenstand der Verwunderung für den Fremden bleiben.

Es giebt vielleicht keine Gegend in Nordamerika, wo die Oertlichkeit einen solchen unmittelbaren Einfluß auf atmosphärische Temperatur ausübt, wie in Neu-Schottland. Wer die Richtung der Wetterfahne kennt, weiß immer auch die hygrometrische und thermometrische Beschaffenheit des Tages; so sind im Sommer die Winde von Norden nach Westen von schönem, klaren, anhaltenden Wetter begleitet, während, was von Süden nach Osten weht, Nebel und Regen mit sich führt. Der Wind von Westen nach Süden bringt angenehmes, doch etwas veränderliches und von Schauern nicht ganz freies Wetter; von Norden nach Osten dagegen erwarten wir nur rauhes und unfreundliches. Im Winter wird der Nord-West Quadrant gleichbedeutend mit klarer, trockener Atmosphäre und schneidender Kälte; der Süd-Ost mit schnellem Thauwetter und Regenfluthen. Der Süd-West ist durch mäßigen Frost und leichten Thau bezeichnet; die Nord-Ost Winde kommen beladen mit kaltem rauhem Nebel, oder heftigem Schneegestöber.

Die größte Hitze, die ich selbst erfahren habe, war in Halifax 95° Fahrenheit, die größte Kälte — 10°; doch in andern Theilen der Provinz sah ich den Thermometer an Wintermorgen zwischen — 25° bis — 32° während einer Zeit von vierzehn Tagen schwanken. Die äußerste Differenz des Wärmegrades, wie ich selbst beobachten konnte, war 50° Fahrenh. innerhalb vier und zwanzig Stunden. Man weiß aber auch daß in derselben Zeit eine Verschiedenheit von 62° stattgefunden hat. Man muß sich erinnern, daß dieß Alles auf der 45 Parallele nördlicher Breite vorgeht. Selten kommt dieser Wechsel so häufig und in solchen Extremen im Innern des Landes oder in denjenigen Provinzen vor, welche weniger nahe am Meere liegen; im Sommer erfreut man sich dort mehr eines klaren, trockenen Wetters; im Winter ist man mehr von schneidender Kälte und heftigen Schneestürmen mit viel weniger Unterbrechung durch Thauwetter und Nebel heimgesucht.

In Neu-Schottland lassen sich verschiedene atmosphärische Phänomene, die sowohl in mehr südlichen Himmelsstrichen als in höheren Breiten vorkommen, in gewissen Jahreszeiten bemerken. Dem Südwinde geht immer eine Luftspiegelung (mirage, a looming)

schlossenen Hof) glücklich und unbemerkt eingedrungen waren, gingen Nakhoda Semporna, Dormar und Serif-uddin in das Innere des Hauses, wo sich der Kapitän, der Sergeant und ein Soldat befanden, die augenblicklich umgebracht wurden. Die Wache im Erdgeschoß, welche den Lärm hörte, feuerte ihr Gewehr ab, worauf Kei Damang und Lella mit den Uebrigen eindrangen; einer von den Malayen wurde getödtet und zwei verwundet, alle holländischen Soldaten aber umgebracht. Kei Damang befahl nun das Wachthaus der Holländer anzugreifen, doch als die Malayen dahin kamen, hatten die Soldaten sich bereits geflüchtet, so daß nun durch den Beistand und die Gnade Gottes alle Europäer umgebracht waren.

Mittlerweile war der Tag angebrochen. Kei Damang ließ nun sein Eigenthum aus dem Schiff nach dem Ufer bringen, und das Beste davon, nebst den Waffen in ein kleines Fahrzeug laden. Ernstlich widerrieth er den Malayen ihr Vorhaben, ihn auf seiner Flucht zu begleiten; „besser ist es," sagte er, „ihr bleibt wo ihr seyd, es ist ungewiß ob die Engländer uns aufnehmen werden, und Gott weiß wo ich mit meinen Kindern eine bleibende Stätte finde; warum solltet ihr also diese Ungewißheit mit mir theilen?" Die Malayen blieben jedoch fest dabei, ihn nicht allein ziehen zu lassen und sein Geschick zu theilen, worauf Kei Damang folgenden Brief an den Gouverneur Mynheer Poer und den Sultan nach Bantam schrieb:

„Kei Damang Perwasidana, im Land Lampong-Samangka an Se. Hochmögenden den Gouverneur, und Se. Hoheit den Sultan.

„Den Umständen mich fügend, verlasse ich Samangka mit allen Malayen die hier ansässig sind, weil wir die Behandlung der Holländer nicht länger ertragen können. Ob es auf Befehl der Obern geschah oder nicht, ich weiß es nicht, aber man hat mich wie einen Hund behandelt, mein Eigenthum geplündert, sich meines Hauses bemächtigt und mich gefangen gehalten. Ich bin mir auch nicht des kleinsten Vergehens gegen den Sultan oder die Kompagnie bewußt, die ich beide, so lange ich mich hier aufhielt, auf keine Weise hintergangen oder beeinträchtigt habe. Beiden zeige ich hiermit in Ergebenheit an, daß ich dem Sultan künftig keine Abgabe mehr bezahlen, noch vor der holländischen Kompagnie erscheinen werde. Von dem Gouverneur Simdirk wurde ich mit Achtung behandelt; er beschenkte mich einst mit einer Doppelflinte und einem paar Doppelpistolen, die ich, so wie das Schiff der Kompagnie, den Händen Agas Jamali übergebe; alle unsre Schiffe, nebst dem größten Theil unsrer Habe lassen wir zurück und nehmen nur das mit uns, was Fußreisende fortbringen können. Noch wissen wir nicht, welchen Weg wir einschlagen sollen, aber wir vertrauen auf Gott, der die Schicksale seiner Knechte leitet.

(Schluß folgt.)

Die Petition der ostindischen Bevölkerung an das englische Parlament.

Von höchster politischer Wichtigkeit muß eine dem gegenwärtig versammelten englischen Parlamente eingesendete Petition erscheinen, in welcher sich die Eingebornen der brittischen Besitzungen in Indien: Christen, Hindu's, Perser, Mahommedaner und Juden zu gemeinschaftlichen Klagen gegen die Regierung vereinigten, unter deren Druck sie bisher gelitten haben, indem sie zugleich die Rechte und Vortheile in Anspruch nehmen, deren Zugeständniß sie von der humanen und weisen Legislatur Großbritanniens erwarten zu dürfen glauben. Man muß hinzufügen, daß diese Petition die Wünsche und Gesinnungen einer Bevölkerung von sechzig Millionen Seelen ausspricht, die der englischen Herrschaft unterworfen sind. Im Eingang dieser Petition wird die dankbare Anerkennung der indisch-großbritannischen Bevölkerung für die Wohlthaten ausgesprochen, die für sie aus der Errichtung eines obersten Gerichtshofes zu Calcutta und den davon ausgegangenen hohen Tribunalen zu Madras und Bombay erwachsen sind. Zugleich bestreiten die Bittsteller das Vorurtheil, als seyen diese Gerichtshöfe mit ihren Gebräuchen und ihrer Denkweise unverträglich, oder als seyen die Eingebornen selbst unfähig, bei denselben als Geschworne oder Zeugen aufzutreten. Als Beweis für ihre Behauptung berufen sie sich auf die Erfahrung der letztvergangenen fünf Jahre in allen drei Präsidentschaften. Indeß beklagen sie, daß die Justizpflege, die übrigens ganz ihrer Denkweise angepaßt sey, nur auf eben diese drei Präsidentschaften beschränkt geblieben und außer denselben im Innern des Landes gröblich vernachlässigt oder verunstaltet werde; ferner sey die Rechtspflege ihrer Gerichtshöfe von der Art, daß dadurch ihrem Volke das Gepräge einer besonderen eroberten und herabgewürdigten Nation aufgedrückt werde. Vorzüglich tadeln sie das für sie entworfene Kriminalgesetzbuch, als zu schwankend in seinen Bestimmungen und zu strenge in seinen Strafen, wobei es zugleich der Willkür derjenigen, die mit seinem Vollzug beauftragt seyen, zu wei en Spielraum lasse. Diese willkürlichen Entscheidungen seyen überdieß Leuten heimgestellt, die eine geringe Kenntniß von den Eingebornen besäßen und durch keine Sympathie mit ihnen verbunden seyen. Deßwegen fielen ihre Aussprüche durchgängig willkürlich und ungerecht aus. Viele von denen, die mit richterlichen Funktionen bekleidet würden, gingen plötzlich aus der Administration zur Justizpflege über, und behielten überdieß ihre Stellen nur kurze Zeit, so daß sie, wenn auch sonst einsichtsvoll und fähig, nicht Gelegenheit hätten, sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Zwar würden ihre eingebornen Fürsten, fügen die Bittsteller hinzu, einer Reform der indischen Provinzialgerichtshöfe durchaus abgeneigt sich erweisen, da sie die bisherigen Mißbräuche als Werkzeuge der Unterdrückung und Gewaltthätigkeit benützt hätten. Allein weit entfernt zu glauben, daß eine solche Rücksicht Einfluß auf die britische Legislatur gewinnen werde, seyen sie vielmehr überzeugt, daß dieß nur ein um so mächtigerer Antrieb werden müsse, die verlangte Reform zu bewilligen. Die Petition fordert ferner in einer höchst kräftigen und eindringlichen Sprache die Zulassung der Eingebornen zu allen Ehrenämtern und Stellen, von denen sie bis jetzt durch feindselige und eigennützige Verlästerungen ausgeschlossen geblieben seyen: ihr Anspruch auf Civilisation gründe sich nicht auf jüngst vergangene Zeiten, sondern lasse sich bis zu fernen Jahrhunderten nachweisen, wo die europäischen Nationen, die jetzt den Völkern auf der Bahn der Civilisation als Anführer voranschreiten, noch in Wäldern lebten und mit Bogen, Pfeilen und Keulen fochten. Lange schon habe Indien den entwürdigenden Despotismus gefühlt, durch den es von seinen einheimischen Fürsten zu Boden getreten werde; lange schon habe es die Vortrefflichkeit der britischen Staatsverfassung erkannt; aber alle Schritte zu einer näheren Vereinigung seyen auf eine hochmüthige und schmachvolle Art zurückgestoßen worden. Nichts sey leichter, als die unermeßliche Bevölkerung Indiens unauflöslich an das britische Reich zu fesseln; hiezu brauche es nichts weiter, als daß man ihr eine weise und unparteilsche Rechtspflege schenke und geistige und moralische Befähigung durch ehrenvolle und einträgliche Stellen lohne. Um eine innigere Verschmelzung beider Staaten herbeizuführen, sey es nöthig, daß die Erlernung der englischen Sprache soviel als möglich gefördert werde; eine genaue Bekanntschaft mit derselben solle nach zwölf Jahren eine der Bedingungen seyn, unter welchen Eingeborne zum Staatsdienste zugelassen werden. Hiezu sey indeß schon der Grund gelegt, da durch die Einführung von Schulen und einer allgemeiner gewordenen besseren Erziehung bereits eine große Anzahl der Eingebornen dieser Sprache kundig sey. — Diese Petition, von der Abschriften in der Guzeratta und Maharatta-Sprache, die in Bombay am gebräuchlichsten sind, verfertigt wurden, ist von tausend der angesehensten Bewohner der Präsidentschaft unterzeichnet, und wird dem Hause der Gemeinen vorgelegt werden.

Richard und John Lander.

Der kühne Reisende Richard Lander und sein Bruder trafen am 8 Junius bereits zu Portsmouth ein. Der leßte war fast auf der ganzen gefährlichen Reise kränklich und blieb zur Besorgung ihres Gepäckes in Portsmouth zurück, während Richard am folgenden Tage nach London ging, wo er von Lord Goderich sehr freundlich empfangen wurde. Die früher schon nach Europa gelangte Nachricht von ihrer Fahrt auf dem Niger oder wenigstens auf einem Arme desselben bis zu seiner Ausmündung (s. Ausland S. 656 und 680) erhält nun aus dem Munde der Brüder volle Bestätigung. Nach Aussage der Eingebornen war noch kein weißer Mann den Niger hinabgefahren, wenigstens können sie sich dessen nicht erinnern; auch ist keine Sage der Art unter ihnen bekannt. Richard Lander befindet sich vollkommen wohl; nur ist er gebräunt wie ein Maure. Obgleich von den Hibus geplündert, ging doch ihr Tagebuch nicht verloren, sondern findet sich vollständig erhalten. Es wird ohne Verzug dem Drucke übergeben werden.

Der „Hampshire Telegraph" giebt über die Reise beider Brüder noch folgende nähere Andeutungen: „Am 22 März 1830 betraten sie bei Badagry das Land und nahmen nun zu Pferde ihren Weg unverzüglich nach Bussa, einer Stadt, die am Niger liegt, und einen großen Umfang (derselbe wird auf zwanzig Meilen englisch angegeben), aber kaum viertausend Häuser haben soll. Diese sind jedoch wenig besser als Hütten, und eben so wenig als zu Tunbuktu trifft man hier große Gebäude. Sie liegt unter 10° nördl. Br. Hier verweilten die Reisenden gegen drei Monate, und überzeugten sich, daß es keine Insel war, wie sie vermuthet hatten. Der König dieser Stadt behandelte sie mit vieler Güte; überhaupt sprechen die Reisenden sehr günstig von der Güte und Gefälligkeit der Neger im Innern, die, weit entfernt ihnen Leides zu thun, vielmehr mit aller Auskunft und Hülfe nach ihren besten Kräften zu Diensten standen. Nur als sie sich der Küste näherten, stießen sie auf Beleidigungen und Hindernisse. Während ihres Aufenthaltes zu Bussa machten sie Ausflüge rings um die Stadt und fuhren den Niger drei Tagreisen weit stromaufwärts, wo sie zu einer andern Stadt gelangten, die auf Clappertons Charte Youri genannt wird, in gerader Richtung nördlich von Bussa. Gegen das Ende der drei Monate, als das Wasser des Flusses durch die Regenzeit angeschwollen war, was, wie man ihnen sagte, ihrer Fahrt über die Felsen und Wasserfälle hin größere Sicherheit gewähren würde, fuhren sie flußabwärts und fanden bald, daß der Fluß seine Richtung gegen Osten nehme, bis sie die Nachbarschaft von Funda erreichten, welche Stadt auf den Charten wenigstens zwei Grade östlicher als bis jezt gesezt werden muß. Nahe bei Funda vereinigt sich der Niger mit einem großen Flusse, welcher nach der Beschreibung wahrscheinlich der Scheri ist, und nach Aussage der Eingebornen in gerader Richtung aus dem See Tschad — fünfzehn Tagreisen nordöstlich davon entfernt — herkommen soll, so daß es also einleuchtend wäre, daß der Niger aus diesem See Zufluß erhält, statt, wie man früher glaubte, sich in denselben ergießt. Was den See Tschad betrifft, so leiht er auch noch andern Strömen, die weiter östlich als Funda gegen Süden strömen, Wasser, womit er höchst wahrscheinlich die Flüsse Zaire und Congo versieht. Unterhalb Funda, bei einer Ortschaft, Thiry genannt, wurden die Reisenden von einer Flotte von dreißig bis vierzig Kriegskanoes verfolgt und gefangen genommen. Auf der Verfolgung wurden ihre Kanoes umgestürzt, und alle ihre Handschriften, Sammlungen und Instrumente gingen verloren. Dieß ereignete sich ungefähr zehn Tagreisen von der Küste. Die Einwohner von Thiry behandelten ihre Gefangenen gütig und beförderten sie nach der Küste zu. Unterhalb Funda hatten die Reisenden einen Fluß einmünden gesehen, der sich westwärts hin erstreckt, und wie sie sich überzeugten, der Benin war. Sie erreichten (wie schon Ausl. S. 680 gemeldet) das Meer auf dem Nun, einige Meilen östlich von Kap Formosa und einige Grade von Badagry, wo sie ausgegangen waren. Nach ihrem Ueberschlage hatten sie eine Strecke von neunhundert Meilen auf dem Niger zurückgelegt; doch da sie ihre Instrumente und Papiere eingebüßt hatten, so konnten sie sich keine genauen Bestimmungen über die Lage und Entfernung der vielen Städte verschaffen, denen sie zu beiden Seiten des Flusses vorüber fuhren. Nach ihrer Ankunft an der Mündung des Nunflusses entließen sie einen Diener Antonio, der den Fluß aufwärts ging, um in seine Heimath zu gelangen; allein bei ihrer Ankunft zu Fernando Po erfuhren die Lander, daß ihr Diener, der den Nun, welcher sich gegen Osten verzweigt, aufwärts gegangen war, auf dem neuen Calebar abermals die Küste erreichte, woraus hervorgeht, daß der Benin, Nun und Calebar alle Zweige des großen Niger sind, und mit dem See Tschad im unmittelbaren Zusammenhange stehen. — Nach ihrer Gefangennehmung wurden die Brüder von einem Sklavenhändler gekauft, der sich von seiner Beute ohne Zweifel ein gutes Lösegeld versprach. Sie erreichten das Meer am 30 Nov. 1830. Während ihres Aufenthaltes im Innern fiel ihnen ein Band von Watts Hymnen in die Hände, die früher Dr. Anderson, dem Reisegefährten Mungo Parks, gehört hatten."

Die „Cornwall Gazette" theilt hiezu bezüglich ihrer Heimreise Auszüge aus einem Briefe mit, den John Lander von Portsmouth aus an einen seiner Brüder nach Truro schrieb, des Inhaltes: „Nach einer langen und beschwerlichen Reise von fünf Monaten, seit wir Fernando Po verließen, sind wir mit Gottes Beistande wieder auf heimathlichem Boden angelangt. Am 20 Januar schifften wir uns auf dem „Carnavon" nach Rio Janeiro ein. Am folgenden Tage brach am Bord ein bösartiges Fieber aus, an welchem der Schiffskapitän, die Matrosen und die ganze Schiffsmannschaft, bis auf die Neger, mehr oder weniger litten. Wir hatten die traurige Pflicht zu erfüllen, vier von acht Individuen in das Wogengrab hinabzusenken; die noch mit dem Leben davon kamen, sahen, als wir das Schiff verließen, mehr Schatten als Menschen ähnlich; einer von ihnen war völlig stumpfsinnig geworden. Um das Maß unsers Unglückes zu füllen, stürzte einer der Neger aus dem Takelwerk herab und ertrank; über eine Stunde lang mußten wir sein Jammergeschrei hören. Außerdem waren wir nahe daran, an der Küste von Brasilien Schiffbruch zu leiden, so daß wir schon Einiges von unsern Habseligkeiten zusammengerafft hatten, um das Schiff zu verlassen und durch die Brandung zu landen; zum guten Glück erhob sich ein Landwind, der uns bald aus dem Bereiche der Gefahr brachte, und am 16 März landeten wir zu Rio. Sonntags den 20 März schifften wir uns am Bord des „William Harrys" mit Lieutenant Stockwell, einem Marineoffizier, unserm Reisegefährten von Fernando Po her, ein. Wir hatten eine äußerst langwierige Fahrt wegen der anhaltenden Ostwinde, und gelangten hier am 8 Junius an. Kürzlich will ich nur bemerken, daß wir in Erreichung des Zweckes unserer Reise vollkommen glücklich waren. Wir beschifften den Niger auf Kanoes bis zu seinem Ausflusse in die Bai von Biafra, und die Flüsse Bonin, Calebar, Nun u. s. w. sind nur verschiedene Mündungen eines und desselben Stromes in das atlantische Meer. Wir wurden gefangen und geplündert, und unsere Kanoes von den Wilden in den Grund gebohrt; endlich an den Schiffsherrn einer Liverpooler Brigg verkauft. Richard genoß fortwährend der besten Gesundheit; ich hingegen litt sehr von Krankheit, und stand mehr als ein Mal am Rande des Grabes."

Perrault's neue Windkanone.

Vor einigen Tagen wurden zu Paris in Gegenwart des Generallieutenants Pelet, Direktors des Kriegsdepots, und mehrerer Stabsoffiziere der Artillerie mit einer neuerfundenen Windbüchse des Herrn Perrault von Rouen Proben angestellt. Es ergab sich, daß diese Waffe zwar nur auf eine nähere Entfernung als eine Kanone wirksam, aber bei Weitem mörderischer in ihren Wirkungen ist als das gewöhnliche Geschütz. Das Rohr liegt auf Rollwagen oder kleinen Laffetten; auf jeder derselben können mehrere Läufe nach verschiedenen Richtungen hin angebracht werden. Die Schüsse entladen sich mittelst eines Rades, das ein Kind in Bewegung setzen kann. Jeder Lauf schleudert in einer Minute fünfhundert Kugeln, und kann fünftausend abfeuern, ohne daß die eingepreßte Luft erneuert zu werden braucht. Der ganze Zubehör von drei solchen Kanonen kann von einem einzigen Pferde getragen werden. Man könnte von dieser furchtbaren Waffe Batterien in unendlicher Zahl anlegen. Ihre Wirkung auf eine dichte Masse würde die einer Säge seyn, und jeder Körper, der getroffen wird, wie ein Stück Holz von einer Säge in zwei Theile zerschnitten werden. Viele Artillerieoffiziere, die schon seit vierzig Jahren sich mit Erfindungen abmühen, die man nicht brauchen kann, widersezten sich Anfangs einem Versuche mit dieser neuen Waffe. Endlich aber sezte es Herr Perault doch durch, und wie man glaubt, wird die Regierung ihm seine Erfindung ablaufen. Sollte er jedoch nicht erhalten, was er verlangt, so ist der Erfinder entschlossen, den Polen die Hülfe seiner Windkanone anzubieten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 190. 9 Julius 1831.

Die Meuterkolonie auf Pitcairn-Eiland. *)

Das königliche Schiff, „die Bounty,“ unter Kapitän Bligh verließ im Dezember 1787 England, um in den Südsee-Inseln die Brodfrucht abzuholen, deren Verpflanzung nach Westindien beabsichtigt wurde. Ungünstige Witterung und andere Ursachen ließen die Bounty erst im Oktober 1788 ihren Bestimmungsort Taïti erreichen. Zu jener Zeit war der Dienst sehr verschieden von dem in unsern Tagen, sonst würde Kapitän Bligh nicht ein volles halbes Jahr vor einer Insel geblieben seyn, mit nichts Anderm beschäftigt, als Früchte zu laden, während die Offiziere und die Schiffsmannschaft unbeschränkte Erlaubniß hatten, an's Land zu gehen. Unter gleichen Umständen würde ein Schiff heutigen Tages seiner Mannschaft höchstens eine Erholung von einigen Wochen gönnen, und dann entweder nach andern Inseln steuern um Korallenriffe aufzusuchen, oder astronomische Beobachtungen anstellen, kurz irgend etwas unternehmen, um das Schiffsvolk zu beschäftigen und es fern zu halten von Müßiggang, der von jeher der Vater alles Unheils war. Statt dessen blieb die Bounty ein ganzes halbes Jahr bei diesem wollüstigen Paphos vor Anker, während ihre Mannschaft in diesem wahren Paradies des Sinnengenusses unter einem zaubervollen Himmelsstriche der müßigsten Ueppigkeit fröhnend in einem Ueberflusse von Früchten und Lebensmitteln jeder Art schwelgte, und in den buhlerischen Armen der am mindesten gürtelfesten Weiber der Welt verweichlichte. Bei all dieser unbesonnenen Nachsicht gegen seine Untergebenen, war Kapitän Bligh innerhalb seiner Schiffswände unerbittlich streng bis zur Ungerechtigkeit, rauh und ingrimmig. Kein Wunder daher, wenn seine in wollüstiger Unthätigkeit verwöhnte Mannschaft der strengen Zucht ihres Herrn überdrüssig, lieber für immer an diesem üppigen Gestade seine Tage hinzubringen, als zu den Entbehrungen und dem harten Dienste des Seelebens zurückzukehren wünschte. Die Gährung der Gemüther stieg, als der Kapitän das Sirenen-Eiland verließ und wieder in die See stach. Unter den Offizieren des Schiffes, die übrigens von dem Kapitän mit eben so wenig Rücksicht behandelt wurden, als das gemeine Schiffsvolk, befand sich einer Namens Christiern, an dem sich bald die Mißvergnügten anschlossen. Christiern war stets gutmüthig und ging seinen Schiffsgefährten durch gutes Beispiel thätig voran, wenn es irgend galt, Hand anzulegen, so daß er sich hiedurch wie durch seine heitere und geistvolle Sinnesart die Achtung und Liebe aller seiner Untergebenen erwarb. Dieses Ansehen wußte er unter seinen rohen Genossen auch nach vollbrachter That und bis zu seinem später erfolgten unglücklichen Ende zu behaupten, und der alte Adams, von dem weiter unten die Rede seyn wird, sprach noch bis auf den Augenblick, wo Kapitän Beechey den Bericht über die Vorfälle auf der Bounty aus seinem Munde erhielt, nicht anders von ihm als von „Herrn Christiern.“

Am Tage vor Ausbruch der Meuterei auf der Bounty, hatte Kapitän Bligh nach seiner Art einen heftigen Zank mit seinen Offizieren, und besonders hatte sich auf Christiern sein ganzer Unwille gelenkt. An diesem Abende schien der lange schon in Christierns Seele gährende Entwurf durch den Wink eines andern jungen Offiziers eine bestimmte Richtung erhalten zu haben. Christiern hatte nämlich einen Floß bereitet, auf welchem er nach Taiti zu entfliehen gesonnen war. Als er dieses tollkühne Vorhaben dem erwähnten Offiziere mittheilte, gab ihm dieser zu verstehen, wie weit sicherer es sey, sich des ganzen Schiffes zu bemächtigen, auf welchem dann Jeder, dem es gefiele nach dem glücklichen Eiland zurückkehren könne, zu welchem so viele angenehme Erinnerungen sie zurückriefen. Gesagt, gethan. Das ohnehin schwierige Schiffsvolk war schnell gewonnen, und der folgende Tag schon sah eine That vollbracht, die nach den Gesetzen der Kriegszucht unter die verdammungswürdigsten Verbrechen gezählt wird. Der Kapitän und die übrigen Offiziere wurden gefangen genommen, das Schiffsboot ausgesetzt und in denselben der Kapitän, der Segelmeister, der Schiffsarzt, der Unterschiffer, zwei Seekadetten, der Botaniker, drei Offiziere, der Geistliche und acht Matrosen, im Ganzen neunzehn Personen, ihrem Schicksale überlassen. Dieß ereignete sich ungefähr zehn Meilen von Tofoa. Am Bord der Bounty blieben außer Christiern, der nun die Leitung des Schiffes übernahm, die Seekadetten Heywood, Young und Stewart, der Waffenmeister, sechzehn Matrosen un ein Gärtner, im Ganzen fünfundzwanzig Personen zurück.

*) Aus P. W. Beechey's Reise im stillen Ozean und durch die Behrings-Straße. Auszüge aus diesem höchst interessanten Reisebericht hat das Ausland bereits in seinen Nummern 94. 95. 96. 102. 103. 104. 105. gegeben, und daselbst S. 578 in Kürze der englischen Kolonie auf der Insel Pitcairn, so wie des alten Adams Erwähnung gemacht, über dessen abenteuerliche Schicksale wir aus dem angeführten Reisejournale die vorliegende Erzählung entnehmen. A. d. R.

„Hussa nach Taïti!" rief es jetzt einstimmig an Bord der Bounty. Indeß richteten sie zuerst ihren Lauf nach Tubuaï, wo sie jedoch von den Eingebornen, die jede freundschaftliche Berührung mit ihnen ausschlugen, feindselig behandelt wurden. Demnach verließen sie diese Insel wieder und wendeten sich nach Taïti, wo sie acht Tage darnach eintrafen, Vorräthe von Lebensmitteln, Arbeiter und Weiber an Bord nahmen, und abermals nach Tubuaï zurückkehrten, um sich hier anzusiedeln. Schon hatte man Hand angelegt zur Erbauung eines Forts, als man noch zur rechten Zeit von dem Anschlage der Eingebornen, alle Engländer zu ermorden, Kenntniß erhielt. Diese kamen den Insulanern zuvor, überfielen sie, tödteten und verwundeten Viele und nöthigten die übrigen in's Innere des Eilandes zu flüchten. Gegen den Willen Christierns, der der feindlichen Gesinnung der Eingebornen ungeachtet hier sich niederzulassen rieth, kehrten seine Gefährten noch einmal nach Taïti zurück. Die meisten derselben wählten jetzt diese Insel zu ihrem Aufenthalt, und wurden später von der Fregatte Pandora, die nach Bligh's Rückkehr nach England eigens abgeschickt worden war, die Meuterer der Bounty aufzusuchen, gefangen genommen, und kamen theils in dem Schiffbruche um, den die Pandora erlitt, theils wurden Diejenigen, die sich daraus gerettet hatten, hingerichtet.

Christiern ahnte dieß schon damals: er sah mit Gewißheit voraus, daß man Nachforschungen nach der Bounty anstellen und natürlich zuerst Taïti heimsuchen würde, wo dann eine Entdeckung unvermeidlich blieb. Nur acht seiner Gefährten theilten seine Ansicht und verließen mit sechs Taïtern und einigen Weibern das Eiland, um irgendwo einen Winkel aufzusuchen, wo sie vor der Rache der Gesetze verborgen bleiben könnten. Wo sie diesen finden sollten, darüber war man noch zu keinem Beschluß gekommen. Anfangs dachte man an die Marquesas-Inseln; allein Christiern erinnerte sich der Nachrichten, die Kapitän Carteret von dem Pitcairn-Eiland gegeben hatte, und beschloß dorthin seinen Lauf zu richten. Die Bounty erreichte es wenige Tage darauf und Christiern stieg mit einem Matrosen an's Gestade, um das Innere der Insel in Augenschein zu nehmen. Sie fanden es zu ihrer Absicht unvergleichlich gut gelegen. Es besaß Wasser, Holz, einen guten Boden und einige Früchte. Was aber ihrem künftigen Aufenthaltsorte doppelten Werth geben mußte, war der schlechte Ankerplatz, der selbst für Boote das Landen gefährlich machte. Die Berge waren schroff und unzugänglich, so daß nur wenige Männer ein ganzes Heer aufzuhalten im Stande gewesen wären, auch fand man dort mehrere Höhlen, wohin man sich im Nothfall flüchten, und solang die Lebensmittel reichten, jeder Verfolgung spotten konnte. Nachdem sie diese Erkundigungen eingezogen, kehrten sie an Bord zurück, und brachten das Schiff auf der Nordseite der Insel in einer kleinen Bucht vor Anker, die Kapitän Beechey deßhalb jetzt die Bounty-Bai benannte. Hier brachten sie Alles, was für sie von Nutzen seyn konnte, an's Land, und kamen überein, das Schiff entweder indem sie es auf den Strand laufen ließen oder durch Feuer zu zerstören. Christiern, Adams u. A. waren für das Erstere, aber während sie nach dem Vordertheile gingen, um ihr Vorhaben ins Werk zu richten, legte Matthias Quintal in des Zimmermanns Werkstätte Feuer ein, und das Schiff brannte bis zur Wasserfläche nieder. Seine Trümmer trieben an die Felsen und wurden gleichfalls verbrannt, um jeder Entdeckung vorzubeugen. Dieß ereignete sich am 23 Januar 1790.

(Fortsetzung folgt.)

Neu-Schottland.

5. Temperaturwechsel. Der Barbier. Atmosphärische Erscheinungen. Klimatische Veränderungen. Frühlingszeit. Schneestürme im Winter.

(Schluß.)

Die ungeheuren Eisfelder, welche im Monat April im Golf von St. Lawrence aufbrechen, und an Neu-Schottland hinabschwimmen, veranlassen kalte, rauhe Winde, welche in merkwürdig coincidenter Weise mit der Lage der gefrornen Massen zwischen den Nord Ost- und SüdOst-Quadranten während eines Zeitraums von einem Monat bis sechs Wochen wechseln. Dieser Umstand verhindert hauptsächlich die stufenweise Entwicklung der gewöhnlichen Erscheinungen des Frühlings; er nöthigt, bis nahe an den Junius Feuer zu halten, und macht uns vor Kälte zusammenschaudern, wenn sich der SüdOst erhebt, während wir uns kurz vorher jeder Kleidung bis auf die leichteste entledigen mußten. Vom Frühlings-Aequinoctium bis zu Ende Aprils ist in diesem Lande die schlimmste Jahreszeit; denn wenn das Wetter auch gut ist, so ist doch der Zustand des Bodens so schlecht, daß man sich außerhalb einer gepflasterten Straße durchaus nicht bewegen kann. Der Frost hat den Boden in eine mehr oder minder gefrorne Masse verwandelt — von einigen Zollen bis zu einigen Fuß Tiefe — und nun „kommt er heraus," wie man es nennt, und verwandelt mit Hülfe von geschmolzenem Schnee oder Regen alle Straßen in vollkommene Sümpfe. Ich gerieth einst sehr in Erstaunen, als ich an einem der schönsten Frühlingsmorgen in Neu-Schottland meiner Thüre gegenüber die Spur von gigantischen Schneeschuhen bemerkte. Bald darauf erblickte ich einen meiner Kameraden, der wohl geübt in ihrem Gebrauche auf ein Paar Schneeschuhen einherstieg, welche einen Fuß vom Boden erhaben und am untersten Theile mit einem Ringe in Tellergröße versehen sind. In den Monaten Mai und Junius tritt das meiste nebliche Wetter ein. Im Julius und August sind die vorherrschenden Windstillen bemerkenswerth. Während der Sommermonate ist die Luft in den Morgenstunden fast regungslos, nur auf dem halben Wege der Sonne nach dem Scheitelpunkte erhebt sich ein leises Lüftchen, das gegen Abend wieder erstirbt.

In den andern Monaten ist eine solche Stille in der Atmosphäre selten. Der Herbst ist die Jahreszeit, in welcher Neu-Schottland mit jedem andern Himmelsstrich wetteifern kann. September und Oktober gleichen denen in Europa, aber der November bis gegen Mitte Dezember hin, wo die scheidende Jahreszeit gleichsam wie eine erlöschende Lampe noch ein Mal kräftig und glanzvoll auflodert, beschenkt mit Tagen, wie man sie nicht in England trifft. Dieses Wetter nennt man den indianischen Sommer; es wechselt in verschiedenen Jahren von einigen Tagen bis zu ganzen Wochen. Der indianische Sommer ist also das, was wir unsern Alter-Weiber-Sommer heißen. Der eigentliche indianische Sommertag kann jener genannt werden, wo die ganze Atmosphäre so weit der Ge-

sichtskreis reicht, mit einem leichten Dufte erfüllt ist, wie wenn Wälder in Brand gerathen wären. Der Glanz der Sonnenscheibe ist gedämpft, und ihre Strahlen brechen sich so gleichmäßig, daß nur schwache Schatten geworfen werden. Die Luft ist dabei ruhig und so warm und mild als bei uns der lieblichste Maimorgen seyn kann.

Man kann sich kaum einen Begriff von der Heftigkeit der Schneestürme in diesem Klima während des Winters machen. Indeß ist die Quantität des fallenden Schnees nicht nur von Jahr zu Jahr ungemein verschieden, sondern dieselbe ist auch ganz ungleich über die einzelnen Theile der Provinz vertheilt; die nordöstlichen Gegenden sind bei weitem am meisten damit belästigt. Während drei Jahren sah ich im ersten in Halifax so wenig Schnee fallen, daß sich die Schlittenbahn während der Winterzeit kaum drei oder vier Tage ordentlich erhielt; im zweiten konnte man die Bahn beinahe eben so viele Monate benützen; das dritte Jahr bildete ein Mittelding zwischen den beiden andern. Die längste Periode, durch welche ich ohne Unterbrechung Schnee fallen sah, war siebenzig Stunden; doch Dieß fand im Osten der Provinz Statt. In früheren Zeiten hörte man nicht selten, daß Personen, welche sich unvorsichtiger Weise auf Reisen begeben hatten, oder während der Schneestürme in Wäldern verirrten, das Leben verloren; später kamen solche Fälle seltener vor. Ich gestehe, bei meiner Abreise war ich von der Furcht nicht frei, bei meiner Rückkehr werde ich meinen Freunden die Hände nach Freimaurerweise — mit einem oder zwei Fingern weniger schütteln müssen, oder wenigstens um ein Ohr oder ein Stück Nase verkürzt nach Hause kommen, und meinen Verlust als Ehrenmünze für den Dienst in Nord-Amerika tragen; doch wie bald verschwinden dergleichen Gedanken, wird man ein Mal mit dem wahren Zustande des Klima's bekannt. Im Ganzen sah ich nur zwei Personen vom Froste erstarrt; selten geschieht ein solches Unglück, und jeden Falls geht die Wiederbelebung durch tüchtiges Reiben mit Schnee leicht von Statten. Einst ritt ich am Morgen bei Schneewetter aus, unter Umständen, die mich die Folgen einer solchen Witterung leichter empfinden ließen. Der Morgen brach mit heftigem NordOst an, welcher den Sturm mit sich führte. Der Schnee fiel Anfangs schwach, doch immer stärker und gewaltiger. Ich war besorgt, in mein Quartier zurückzukehren, wußte, daß sich an der Straße Häuser befanden, und hatte mir den Weg wohl gemerkt, kümmerte mich also auch nicht darum. Die Straße war jedoch von einer Eisdecke glatt wie Glas, überzogen, und bei jedem Schritte ballte sich der Schnee in den Hufen meines Pferdes so daß es sich auf der Eisfläche ungeachtet der geschärftesten Hufeisen durchaus nicht anhalten konnte. Nach einer Anstrengung von zwei Stunden erreichte ich erst eine Hütte nahe am Ende der dritten Meile; mein armes Thier war sieben Mal niedergestürzt, und sein Leiter (von Reiten war keine Rede mehr) dergestalt abgemüdet, daß es ihm ganz gleichgültig wurde, ob er im nächsten Augenblicke leben oder sterben würde. Dieß Gefühl, glaube ich, stellt sich jeder großen Anstrengung im Schnee während kalten Wetters ein — es ist eine Mischung von Abspannung, Müdigkeit, Verdrossenheit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was da kommen mag.

Die epidemische Cholera nach Beobachtungen in China.

(Aus dem „Nouveau Journal Asiatique.“ Maiheft.)

Schon im Jahre 1818 hat der Doktor Livingstone in Canton der medizinischen Gesellschaft von Calcutta Bemerkungen mitgetheilt, welche durch die bedauerlichen Fortschritte der epidemischen Cholera gegen die westlichen und nördlichen Theile von Europa gegenwärtig wieder an Interesse gewinnen. Weder der gethürmte Schnee des Himalaya, noch die lange Kette der **sieben Elsmähnen** konnten die reißenden Fortschritte der furchtbaren Krankheit aufhalten, welche, nachdem sie sich in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts *) in epidemischer Form in Bengalen gezeigt hatte, in ununterbrochener Wanderung auf den asiatischen Handelsstraßen fortrückte, und sowohl die Städte der Bukarei in Mittelasien, als die Märkte und Lagerorte des ganzen Orients heimsuchte. Sehr wahrscheinlich hat die Temperatur der Thäler von Tübet, deren Ausdünstungen beinahe durchgängig Kopfschmerzen erregen, Einfluß auf die bösartige Entwicklung der Cholera in Nepal und Bengalen und auf die wachsende Thätigkeit geäußert, mit welcher sie, ihre Spuren in traurigen Entvölkerungen zurücklassend, Asien durchzog. Am Sichersten ließe sich dieser Einfluß an den Fortschritten nachweisen, welche diese schreckliche Epidemie, allein durch ihre Intensität unterstützt, und gegen den Norden hin gleichsam nur durch atmosphärische Modifikationen sich mittheilend, gemacht hat. Es ist bekannt, daß die Cholera von ihrem Kulminationspunkte aus in ihrer neuen Form in zwei epidemischen Säulen herabstieg, welche stets in entgegengesetzter Richtung fortzulaufen scheinen, die eine aufwärts gegen die Gränze der Tartarei nach dem Norden hin, und dann wieder abwärts gegen Mittag bis Canton; die andere sich gegen Bengalen über den Dekhan, zuletzt gegen den Norden über den Leisten Europa's nach Podolien bis Nikolaiew hinziehend.

Die Cholera, **Ho luân**, ist in China von **Wang chu hô** und seinen Zeitgenossen seit und vor der Zeit des Hippokrates beschrieben worden; wo man an ihr schon die heftigsten Krisen bei ihrer Entwickelung beobachtete, ehe sie noch in den indischen Besitzungen der Engländer den epidemischen Charakter annahm. Nach den ersten Stürmen der Epidemie in Bengalen wandte sich Livingstone an einen seiner Freunde, einen alten sehr erfahrnen chinesischen Arzt, der ihm versicherte, er habe nie einen so furchtbaren Charakter an der Cholera bemerkt; vollkommen mit derselben vertraut, habe er unter hundert Kranken nie mehr als drei verloren. Andere Praktiker in China bestätigten diese nosologische Thatsache. Der englische Arzt glaubt daraus schließen zu dürfen, daß sich die epidemische Cholera in diesem Theile von China erst einige Zeit nach ihrer Erscheinung in Bengalen gezeigt habe. Die Epidemie scheint sich hierauf nach der Tartarei, von da aus nach dem Nordwesten von China verbreitet zu haben, und sofort in ihren ungeregelten Sprüngen nach dem Süden gedrungen zu seyn — überall die Hälfte der Massen zerstörend, welche sie angriff. Fürchterlich wüthete sie in Canton **) im Jahre 1821 und 1822; nicht geringer war die Sterblichkeit im Jahre 1824 im Distrikte von Pen i Hiân, der nur zwanzig Meilen von Canton entfernt ist; obgleich sich die Krankheit in letzterer Stadt seit mehr als zwölf Monaten nicht mehr gezeigt hatte. ***)

---

*) Man ist verschiedener Meinung über die Epoche, zu der die Cholera zuerst in Indien epidemisch geworden ist. Einige wollen behaupten, die ersten Symptome der kontagiösen Form haben sich im Jahre 1757 gezeigt.

**) Im Jahre 1820 drang die Cholera in Tonquin und Cochinchina ein.

***) Im November 1819 suchte die Cholera auch Malacca heim. Zuerst ergriff sie die Stämme der Malaien, dann die Chinesen und endlich die Europäer. Sie zeigte dieselben Symptome, zerstörte mit gleicher Schnelligkeit und tödtete nur Personen, welche durch Gesundheitsumstände, Alters-, Nahrungs- und Lokalitätsverhältnisse sich besonders zu dieser Krankheit hinneigten. Man hatte in diesem Jahre eine doppelte Ernte der Mangostane (garcinia mangostana) gemacht, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Der Ueberfluß dieser herrlichen Frucht, welche nun die Hauptnahrung des Volkes bildete, scheint die Krankheit unterstützt zu haben. Die abergläubischen Malaien betrachteten den übermäßigen Reichthum der Früchte als ein Wunder. Sie formten lächerliche Konjekturen über die Ursache der Krankheit, welche sie dem übeln Einflusse böser Geister zuschrieben; die albernsten Mittel wurden in Anwendung gebracht, um diese zu besänftigen oder unmächtig zu machen.

Man hält in China keine Todtenverzeichnisse; der englische Arzt konnte deßhalb keine genaue und offizielle Berechnung über die in Folge der Cholera eingetretene Sterblichkeit anstellen. Die Zahl der Opfer schien ihm immerhin sehr beträchtlich. Man erzählte ihm: in der Gegend von Macao *) seyen nicht selten mehrere Bewohner einer Hütte, ja wohl alle Mitglieder einer Familie in vollkommener Gesundheit eingeschlafen, gegen Morgen aber von dem fürchterlichen Uebel befallen und vor der Mittagsstunde getödtet worden. — Livingstone giebt die Resultate seiner eigenen Erfahrung, ohne sich an die ärztlichen Berichte der Sanitätsräthe in Bengalen und Bombay anschließen zu wollen. Den Mangel an gehöriger Luftreinigung bei den engen Stuben hält er eben so sehr für ein Beförderungsmittel der Cholera als die Wohnungen ohne Deckung und die Kühle der Nacht. **) Nach seinen Beobachtungen waren Menschen, welche in Betten schliefen, mehr von der Krankheit verschont als solche, welche sich auf dem Boden, auf Matratzen oder Kissen in demselben Zimmer lagerten, und nun schloß er aus seinen Beobachtungen, der Krankheitsstoff erhebe sich häufig nicht mehr als einige Zolle über die Erde. Der englische Arzt wandte gegen die Cholera nicht selten ätherische Substanzen an; ein Mal bediente er sich des Galvanismus mit glücklichem Erfolge bei einer Frau, welche im ersten Grade von der gefährlichen Krankheit befallen zu seyn schien.

Bei der sporadischen Form bedienen sich die chinesischen Aerzte bei dieser Krankheit meistens des Putschuk (costus arabicus) pulverisirt und mit verdünntem Spiritus gemischt. Während die Epidemie in Canton wüthete, theilte man auf den Straßen eine bedeutende Anzahl von Recepten aus, wobei Zinnober, Bisam und Kampher die Hauptbestandtheile ausmachten. Diese Medikamente, nach chinesischem Gebrauche mit sieben andern Bestandtheilen vermischt, waren meistens in der Form von kleinen Pillen verschrieben, von denen man täglich sechs oder neun einnehmen mußte. Alle flüssigen Substanzen, besonders aber die Brühe und Reißgrütze waren so lange strenge verboten, als Gefahr aus dem Genusse entstehen konnte. Man verordnete auch Aderlässe am Arme und unter den Nägeln. Es wäre interessant zu wissen, ob die Chinesen, denen die Mittel zu solchem Luxus zu Gebote stehen, bei diesen Verhältnissen von jenen gallertartigen Nestern Gebrauch machen, denen sie ungemeine belebende Kraft zuschreiben; Livingstone spricht nicht davon.

Der Doktor schließt seine Notiz mit nachstehendem Auszuge aus dem im Jahre 1790 gedruckten medizinischen Werke eines Chinesen:

„Der Ho Luân ist ein jäher heftiger Schmerz im Magen und Unterleibe, begleitet von Erbrechen und Abweichen, von fieberhaftem Frost und Hitze. Kopfweh und Schwindel erscheinen in seinem Gefolge. Greift die Krankheit zuerst den Magen an, so ist Erbrechen das erste Symptom; beginnt sie im Unterleibe, so zeigt sich häufiges Abweichen; ist Magen und Unterleib zugleich affizirt, so treten Erbrechen und Abweichen auch gleichzeitig ein. Bei einer Intensität des Angriffes wird der Kranke von Krämpfen erfaßt; gelangen die Krämpfe zum Unterleibe, so folgt der Tod.

„Uebermäßiger Genuß von Branntwein, Fischfleisch, und Alles, was das System sehr verkältet, Ausschweifungen in der Liebe, die Gewohnheit, ohne Kleidung auf feuchtem Boden zu schlafen oder sich dem Winde auszusetzen, um frische Luft zu genießen, tragen zur Cholera nicht wenig bei. Tritt die frische Luft in den Leib, so wird die Verdauung dadurch gestört und die Cholera herbeigeführt. Zwischen Sommer und Herbst entwickelt die Krankheit mehr Intensität; sie zeigt sich indeß auch in den Wintermonaten, jedoch gewöhnlich nur in Folge ungewöhnlicher Hitze. Ist die Cholera durch übermäßige Hitze im Sommer entstanden, so giebt sie sich durch Erbrechen und Abweichen, durch Zucken im Magen und Unterleibe, durch unlöschbaren Durst, brennende Trockenheit, Konvulsionen in den Extremitäten, kalten Schweiß und Krämpfe in den Gliedern kund. Die Tartar-Mongolen, welche Branntwein, Fleisch und Milch genießen, verdanken die Cholera diesen Lebensmitteln. In den Sommermonaten ißt das Volk Melonen und andere Früchte, trinkt frisch gebrannte Wasser, setzt sich kühlenden Winden aus, und macht seine Natur auf diese Art zu Unverdaulichkeit, Obstruktion und Cholera geneigt. Ist die Cholera von Krämpfen, Erbrechen, Abweichen, Schwindel begleitet, wird der Blick unsicher, so bleibt keine Hoffnung zum Leben mehr übrig. Häufig kommt es vor, daß der Kranke Durst fühlt und Kälte verlangt, eben so häufig, daß er die Kälte fürchtet, und einen Frost fühlt, daß ihm Hände und Füße erstarren. In allen diesen Fällen muß man sich hüten, ihm Reißwasser oder andere Flüssigkeiten dieser Art zu geben; der Tod wäre die unmittelbare Folge. Nur wenn man das Erbrechen und häufige Abweichen stillen will, darf man dem Kranken mit Behutsamkeit und in Abstufungen Dosen von leichtem Reißwasser geben. — Die Cholera bei schwangern Frauen kommt von Hitze und ungesunder Luft her. Sie hebt sich in der Regel durch unzeitige Geburt."

*) Die Cholera zeigte sich im Jahre 1821 zu Macao. Die Chinesen nahmen zu ihrem gewöhnlichen Mittel Zuflucht und ließen Götzenbilder unter großem Lärmen umhertragen, um die bösen Geister zu vertreiben.

**) Er betrachtet die Cholera als eine Art von Malaria.

Vermischte Nachrichten.

Da die ehemalige Königin von Holland, Hortensia, in der neuesten Zeit ihren Aufenthalt nach London verlegte, so glaubten darin einige Journale politische Absichten zu erkennen. Ihr Sohn Louis Napoleon Bonaparte ließ, um allen irrigen Meinungen vorzubeugen, bei diesem Anlasse folgendes Schreiben in den französischen Blättern einrücken: „Es scheint, daß man dem gegenwärtigen Aufenthalte meiner Mutter in England politische Zwecke unterlegen will; meine Mutter befindet sich dort, weil sie sich nicht von dem einzigen Sohne trennen will, der ihr noch geblieben ist. Da ich den heiligen Reihen der italienischen Unabhängigkeit mich angeschlossen hatte, so sah ich mich gezwungen, in England eine Zuflucht zu suchen, da Frankreich leider noch immer mir verschlossen ist! Meine Mutter sucht Nichts als Ruhe und Frieden; ich selbst, weit entfernt von allen ehrgeizigen Absichten, habe nur den einzigen Wunsch, meinem Vaterlande zu dienen oder der Freiheit fremder Länder. Lange schon hätte man mich als Freiwilligen in den ruhmvollen Reihen der Belgier oder der unsterblichen Polen erblickt, wenn ich nicht hätte fürchten müssen, daß man meinen Schritten persönliche Interessen unterschieben und daß mein Name die furchtsame Politik in Schrecken versetzen würde, die an keine uneigennützige Ergebenheit und Sympathie für unglückliche Völker glauben kann."

•

Die Nordamerikaner haben bekanntlich vor einigen Jahren einen Versuch gemacht, in Afrika eine Kolonie von ihren in Freiheit gesetzten Negern anzulegen. Der Versuch hat alle Erwartungen übertroffen, und die Kolonie, die den Namen „Liberia" trägt, zählt gegenwärtig über 2000 Seelen. Handel und Ackerbau sind daselbst in schönster Blüthe, und allerwärts erheben sich ansehnliche Gebäude, von denen mehrere aus Stein gebaut sind. Auch ein Journal kommt dort unter dem Titel „Monrovian Herald" heraus. Die Nachrichten, welche dasselbe über Aus- und Einfuhr giebt, beweisen, daß der Handel zu Liberia bedeutender ist, als in irgend einem Hafen der Goldküste. Die eingebornen Volksstämme fangen an, sich mit den Kolonisten zu vermischen, die eine unabhängige Fahne, aus ihrer Mitte gewählte Behörden, Kirchen und Feiertagsschulen haben. Der Gouverneur der Kolonie sagt in einem Berichte: „Die Sitten der Kolonisten sind besser als die des Volkes in den Vereinigten Staaten; wenn man nämlich eine gleiche Zahl von Einwohnern aus was immer für einem nordamerikanischen Staate nimmt, so wird man unter denselben mehr Trunkenbolde, Sabbathschänder und dem Fluchen ergebene Menschen finden, als unter eben so viel Einwohnern von Liberia. In der That kenne ich kein Land, wo Alles ruhiger und mit größerer Ordnung abgemacht wird, als diese Kolonie. Selten hört man einen Schwur; Zank und Streit sind noch seltener. Unsere Sonntagsschulen werden fleißig besucht nicht nur von den Kindern der Kolonisten, sondern auch von denen der unter uns ansässig gewordenen Eingebornen."

•

In welcher gewaltigen Zunahme die Zahl der Journale in Nordamerika begriffen ist, mag schon daraus abgenommen werden, daß in dem Staate Neu-York allein gegenwärtig 254 Zeitungen herauskommen, von denen 70 für die gegenwärtige Verwaltung und 80 gegen dieselbe sind. In der Stadt Neu-York allein erscheinen 51 Blätter jeder Art, 11 alle Tage, 10 zwei Mal in der Woche, 24 ein Mal in der Woche, 1 alle vierzehn Tage u. s. w.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 191. 10 Julius 1831.

Die Meuter-Kolonie auf Pitkairn-Eiland.

(Fortsetzung.)

Ein gelegener Ort wurde nun zur Gründung eines Dorfes ausgesucht, und das ganze Eiland zu gleichen Theilen vertheilt, nur die armen Taïter, die sie bei sich hatten, und die noch ihre einzigen Freunde waren, wurden gleicher Vortheile nicht würdig geachtet. Dagegen mußten sie zum Anbau behülflich seyn, und wurden allmählich aus Freunden zu Sklaven. Indeß verriethen sie kein Mißvergnügen und halfen willfährig zur Bearbeitung des Landes. Indem man den Boden ausrodete, wo die Wohnungen angelegt werden sollten, ließ man eine Schirmwand von Bäumen gegen die See hin stehen, um die Häuser vorbeisegelnden Schiffen zu verdecken. Bis die Gebäude fertig waren, verwandelte man die Segeltücher der Bounty in Zelte und später als man derselben nicht mehr bedurfte, in Kleider. So mit allen Lebensbedürfnissen und sogar mit einigen Luxusartikeln versehen, fanden sie ihre Lage über alle Hoffnung angenehm, und zwei Jahre verflossen in Glück und Frieden. Um diese Zeit begann die Eintracht der Inselbewohner durch ein betrübtes Ereigniß gestört zu werden. Einer derselben, Namens Williams, hatte sein Weib verloren, das bei dem Sammeln von Vogeleiern von einem hohen Felsen herabgestürzt war; er wurde mißvergnügt, und drohte auf einem der von der Bounty übrigen Boote die Insel zu verlassen, wenn man ihm nicht ein anderes Weib gebe. Dieses Verlangen war um so unbilliger, als es nur auf Kosten des Glückes von einem seiner Gefährten erfüllt werden konnte. Doch Williams bestand auf seiner Drohung, und die Europäer, die ihn wegen seiner Geschicklichkeit als Waffenschmid nicht gern verlieren wollten, zwangen einen der Eingebornen, ihm sein Weib abzutreten. Die Taïter aufgebracht über diese zweite schreiende Ungerechtigkeit, verabredeten nun einen Plan sich an ihren Unterdrückern zu rächen. Der Anschlag der Taïter wurde den Weibern der Europäer verrathen, und diese Frauen schätzten in einer so trostlosen Einöde natürlich ihre Männer zu hoch, als daß sie ihnen nicht warnende Winke hätten geben sollen. Die Art wie sie ihren Männern die drohende Gefahr andeuteten, verdient erwähnt zu werden. Die Weiber ließen in ihren Gesängen die Worte einfließen: „Warum schärft der farbige Mann die Axt? Um den weißen Mann zu tödten.“ Da so die Verschwörung entdeckt wurde; so tödteten die Eingebornen die zwei Anstifter und erkauften sich mit deren Blut die Verzeihung der Europäer.

Zwei Jahre später empörten sich die Taïter durch die Unbilden ihrer Herrn aufs Aeußerste gereizt, zum zweiten Mal, und erschlugen fünf Europäer, unter ihnen auch Christiern, und wurden so Herren des Eilandes. Drei Engländer blieben bei ihnen, zwei andere flohen in die Wälder. Allein die Sieger selbst wurden bei der Theilung der Weiber uneins; zwei Eingeborne wurden getödtet, und ihr Mörder floh zu den Engländern in den Wald, die nicht zögerten, an ihm für die Ermordung ihrer Genossen Rache zu nehmen, indem sie ihn gleichfalls erschlugen. Während so die kleine Einwohnerzahl der Insel in blutiger Zwietracht sich aufrieb, machten auch noch die Wittwen der gemordeten Engländer den Anschlag ihre Gatten zu rächen und tödteten die zwei letzten Taïter am 3 Oktober 1793. Es waren nun nur noch vier Engländer, Adams, Young, M'Coy und Quintal, zwei Weiber und einige Kinder übrig. Nachdem so der greuelvolle Streit ausgetobt, stellte sich endlich wieder die Eintracht her, und die Gesellschaft lebte in ungestörter Zufriedenheit, die nur zuweilen durch die Weiber getrübt wurde, welche eine unbezwingliche Sehnsucht fühlten, ihre Heimath wiederzusehen. Nicht minder beunruhigt wurden die Inselbewohner auf einige Tage, als sie am 27 Dezember 1795 ein Schiff nahe an der Insel vorübersegeln sahen.

In den folgenden Jahren erfreuten sich die Ansiedler eines vollkommenen Friedens, und lebten heiter und vergnügt. Im Monate April des Jahres 1798 gelang es M'Coy, der früher in einer Branntweinbrennerei in Schottland gedient hatte, nach mehreren mißlungenen Versuchen aus der Wurzel Ti (dracæna terminalis) ein gebranntes Wasser zu ziehen. Dieß gab unter den Insulanern zu neuen Unordnungen Anlaß. M'Coy selbst erfuhr an sich die bösartige Wirkung seiner Erfindung; er ging durch sie wie jener Alchymist durch das erfundene Schießpulver zu Grunde, da er bis zum Wahnsinn von seinem höllischen Getränke berauscht, sich von einer Klippe hinabstürzte. Da schwuren alle Einwohner, nie mehr ihre Lippen mit diesem unheilvollen Tranke zu benetzen, und bis auf diese Stunde blieben sie ihrem Gelübde treu. Doch ein Weib wurde abermals, wie schon von jeher in der Welt, der Zankapfel in der kleinen Niederlassung. Quintal hatte seine Frau verloren und forderte, daß einer von seinen beiden Landsleuten ihm die seinige abtreten sollte. Diese beide mit Verlust bedroht, vereinigten sich, ihren gemeinschaftlichen Feind aus dem Wege zu schaffen. Adams und Young zerschmetterten ihm mit einer Axt den Kopf.

So waren also von den fünfzehn Männern, die einst auf der Insel gelandet, nur noch Young und Adams am Leben geblieben. Beide und insbesondere Young, hatten von Natur aus schon eine ernstere Richtung des Gemüthes, und die gräuelvollen Ereignisse, von denen sie seit so vielen Jahren Zeugen gewesen, so wie die tiefe Einsamkeit, in der sie jetzt lebten, erweckten in ihnen Nachdenken, Schmerz und Reue. So lange Christiern lebte, hatten sie nur ein Mal eine gottesdienstliche Versammlung gehalten; seit seinem Tode aber war dieses regelmäßig jeden Sonntag geschehen. Fortan beschlossen sie auch jeden Tag in der Familie Morgen- und Abend-Andacht, und am Sonntage auch nachmittäglichen Gottesdienst zu halten, und ihre und ihrer umgekommenen Genossen Kinder in Frömmigkeit und Tugend zu erziehen. In diesem löblichen Vorhaben leistete Young, der eine bessere Erziehung genossen hatte, nützliche Dienste; leider aber nur kurze Zeit, denn ein Jahr später hatte ihn bereits der Tod hinweggerafft.

John Adams war nun der einzige Engländer auf Pitcairn Eiland. Tief erschüttert durch die Scenen von Meuterey, Blutvergießen und Gottlosigkeit, von denen die Insel befleckt worden war, glaubte er das Andenken so vieler Missethaten nicht besser verlöschen zu können, als wenn er das junge Inselvolk, das jetzt seiner Sorge anheimfiel, nach besten Kräften zu tugendhaftem Wandel erzöge. Seine Aufgabe war nicht leicht. Außer der Erziehung der Kinder hatte er vor Allem erst für die Bekehrung der Weiber von Taïti zu sorgen. Da er einsah, wie große Macht das Beispiel der Eltern auf die Kinder ausübe; fing er zuerst bei den Müttern den Unterricht an. Seine Bemühung hatte einen gesegneten Fortgang; die Taïterinnen waren von Natur lenksam und gutmüthig, und machten ihm weniger zu schaffen, als er befürchtet hatte. Die Kinder gewannen solche Lust und Liebe zu Gottes Wort, daß er in kurzer Zeit fast nicht wußte, wie er ihren wißbegierigen Fragen genügen sollte. So wuchsen sie heran in Gottesfurcht und Frömmigkeit; Jünglinge und Mädchen schlossen Heirathen und die Ansiedelung mehrte sich und gedieh in Eintracht und Frieden. Als Kapitän Beechey am 4 Dezember 1825 vor dieser Insel erschien, fand er John Adams, den man den Patriarchen dieser Kolonie nennen kann, und erfuhr von ihm die hier mitgetheilten Schicksale der unglücklichen Mannschaft der Bounty. Die Ansiedlung von deren heitern und unschuldigen Leben der Kapitän eine reizende Schilderung entwirft, bestand bei seiner Ankunft bereits aus sechs und sechzig Köpfen, 36 männlichen, und 30 weiblichen Geschlechts. Nur sechs von den ursprünglichen Stiftern der Kolonie waren noch am Leben, John Adams und fünf Frauen; ihrer Kinder waren 20 und ihrer Enkel 37. Die Zahl der Insulaner war in der neuesten Zeit noch durch zwei neue Ankömmlinge, einen Geistlichen, Namens John Buffet und seine Frau, vermehrt worden. Dieser würdige Mann, der auf einem Schiff angestellt war, das dieß Eiland besuchte, wurde so gerührt von dem patriarchalischen Leben der kleinen Bevölkerung, daß er sich entschloß, bei ihr zurückzubleiben, und ihre Seelsorge zu übernehmen. Seitdem hatte ihm seine Frau einen Sohn geboren. In der Kolonie waren seit ihrer Gründung nur zwei Einwohner eines natürlichen Todes gestorben.

Die Liebe dieser einfachen Naturmenschen für den ehrwürdigen Stammvater der Kolonie giebt den besten Beweis von dem glücklichen Erfolge, der seine Bemühungen segnete, und Kapitän Beechey war nicht wenig erstaunt zu sehen, wie viel von einem so ungebildeten Seemann geleistet worden war, dem allein das Verdienst zugeschrieben werden muß, daß diese Menschen nicht in einen Zustand völliger Verwilderung versanken. Ohne andere Mittel und Anleitung, als die seines gesunden Sinnes, und seiner natürlichen Anlage zum Guten, die wie eine verschüttete Quelle klar und wohlthätig hervorsprangen, sobald die Verirrungen und Leidenschaften weggeräumt waren, die sie verdüstert hatten, war es ihm gelungen, ein glückliches und frommes Völkchen zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Schluß.)

Kei Damang übergab dieses Schreiben dem Agenten des Sultans, Aga Jamali, und drei Tage nach jenem Ueberfall schlugen alle Malayen, Männer, Weiber und Kinder, vierhundert an der Zahl den Weg nach der englischen Niederlassung Croee ein. Nach dreitägigem Marsch erreichten sie Benkunat *); von hier aus schrieb Kei Damang folgenden Brief an Dr. Blankin, der damals provisorischer Statthalter von Croee war.

„Kei Damang von Samangka versichert den Statthalter von Croee seiner Ehrfurcht, und bittet, da er durch diesen Ort zu reisen wünscht, dringend um seinen Schutz. Die Ursache seiner Reise ist eine Differenz mit der holländischen Kompagnie. Er wünscht künftig unter englischer Flagge zu leben, sollte ihm dieß nicht gestattet werden können, so bittet er, auf seinem Weg nach einem andern Zufluchtsort, ihm wenigstens den Durchgang durch das englische Gebiet zu erlauben.“ Nach drei Tagen erhielt er die Erlaubniß nach Croee zu kommen, und dort die Entscheidung des Gouverneurs und großen Raths zu Bengalen, dem sein Gesuch vorgelegt werden mußte, zu erwarten. Kei Damang fühlte sich gestärkt durch diese Nachricht wie die durstige Pflanze nach dem Regen; er machte sich mit seinen Gefährten auf den Weg, und nach sieben Tagen kamen sie glücklich in Croee an. Nach ihrer Ankunft begab sich Kei Damang in Begleitung des Nakhoda Semborno sogleich zum Statthalter, der ihn gütig empfing und ihm rieth an den Gouverneur von Bengalen zu schreiben; er versprach ihm den Brief mit einer Empfehlung seiner Bitte zu begleiten. Der damalige Gouverneur von Bengalen war Herr Carter. Acht Tage nach Abgang dieser Briefe erhielt der Sohn Kei Damangs Nakhoda Lella, den Auftrag sich nach Bengalen zu begeben; er bestieg das Fahrzeug das ihnen mit den Effekten und Waffen seines Vaters von Samangka aus gefolgt war, und vollendete seine Reise in zwei Tagen. Er brachte sein Fahrzeug in den Fluß Sillebar und wendete sich an die Bewohner des Dorfes Kandang, die er um eine Begleitung nach Bengalen **) ansprach. Seiner Bitte gemäß, erhielt er hier

*) Eine kleine, zur Statthalterschaft von Croee gehörige Faktorei, am südwestlichen Ende der Insel.

**) Unter Bengalen ist hier, so wie auch früher, Fort Marlborough zu verstehen. Von Kandang am Fluß Sillebar, bis dorthin sind sieben bis acht Meilen.

eine Bedeckung von sieben Mann, welche ihn nach Bengalen, und dort zuerst nach der Wohnung des Radin Si Naka *) der Sergeant des Gouverneurs war, führten. Nakhoda Lella wurde durch diesen gemeldet und erhielt den Bescheid um vier Uhr Nachmittags zum Gouverneur zu kommen, worauf er sodann ein Haus am Bazar bezog. Als die Stunde der Audienz erschien, wurde Lella zum Gouverneur geführt, der nach den gewöhnlichen Komplimenten genauen Bericht über die Veranlassung dieser Auswanderung der Malayen forderte. Nakhoda ermangelte nicht, denselben mit allen Umständen zu geben, und als er bei dieser Gelegenheit auch des Kapitäns Forrest und seiner Landung zu Samangka erwähnte, welche vorzüglich Gelegenheit zu den Ungerechtigkeiten gegen die Malayen gegeben hatte, ließ der Gouverneur diesen sogleich rufen. Forrest war kaum eingetreten als er Nakhoda Lella sogleich erkannte, seine Erzählung bestätigte und ihn dringend dem Schutz des Gouverneurs empfahl. — Lella wurde jetzt entlassen und sieben Tage später vor den großen Rath geladen, wo der Gouverneur ihn folgendermaßen anredete: „Kehre zurück nach Croee, und bringe Kei Damang den Brief den ich dir hier übergebe. Was euern künftigen Aufenthalt betrifft, so laßt Euch nieder wo es Euch gefällt, der Ort ist mir ganz gleichgültig, und wollt Ihr Bengalen wählen, so sollt Ihr mir willkommen seyn. Sollte die holländische Kompagnie nach Euch forschen, so wird sie keine Nachweisung erhalten und selbst wenn sie Euern Aufenthalt erführe, so seyd unbesorgt, ihr werdet nicht ausgeliefert. Die englische Kompagnie ist nicht gewöhnt so zu handeln, und Ihr könnt auf deren Schutz zählen."

Mit diesem Bescheid kehrte Nakhoda Lella nach Croee zurück, wo er den Tod seines Vaters erfuhr; Kei Damang lebte nicht mehr, um die günstigen Nachrichten zu vernehmen, die der Brief des Gouverneurs enthielt, Lella übergab ihn also dem ältesten Bruder Nakhoda Bujang.

Von dem traurigen Augenblick an, wo sie ihren theuern Vater verloren, erfuhren die Kinder Kei Damangs manche traurige Schickung, sie zerstreuten sich um ihr Glück zu suchen in verschiedene Gegenden. Einige blieben auf der Insel Percha (Sumatra), andere wendeten sich nach der Insel Balli und wieder andere nach den Theilen von Java, die den Holländern gehörten. Gleich Vögeln richteten sie ihren Flug nach allen Weltgegenden, und wo die Bäume des Waldes eßbare Früchte trugen, ließen sie sich nieder. Sie waren gleich jungen Küchlein, die die zärtliche Mutter verloren haben, welche sie nährt, und wenn der Zufall sie zu Leuten führte, die ihnen Mitgefühl bewiesen, so weihten sie diesen ihre Dienste. Dieß war das Schicksal der Kinder Kei Damangs nach ihres Vaters Tode.

Den geehrten Personen zur Nachricht, die ihre Geschichte zu wissen wünschen, ist diese Erzählung so schmucklos und einfach niedergeschrieben worden, daß die, welche sie lesen, glauben mögen, Augenzeuge der Begebenheiten der Familie von Samangka gewesen zu seyn. Gott der allmächtige allein weiß, was gut oder übel ist für seine Knechte in dieser Welt.

Abgeschrieben am achten des zwölften Monats im Mohammedanischen Jahr *) — zur Zeit als Jurotulis (Schreiber) Juchi Lauddin eine Abschrift seiner eigenen, und der Begebenheiten seiner Familie fertigte, in der Niederlassung Palli **)

(Diese Familiennachrichten schließen mit den Worten eines Dichters. Die Poesie selbst ist zu rhapsodisch und schwülstig, um auf eine verständliche Weise übersetzt werden zu können. Sie enthält fromme Betrachtungen und Ermahnungen, nebst Anspielungen auf gewöhnliche Gegenstände und hat keinen Bezug auf das Ganze.)

*) Dieser Mann war der Sohn eines Königs von Madura. Seine tragische Geschichte (die einen Flecken auf den englischen Charakter wirft) ist in der Voyage to the east Indies in 1747 and 1748 sehr gut erzählt. Der alte König, heißt es da, liebte die Engländer, und ließ seinen jüngsten Sohn in Bengalen erziehen; und da er in gutem Vernehmen mit ihnen zu bleiben wünschte, so nöthigten sie ihm englische Kleidung und Sitten auf.

*) Das Jahr ist ausgelassen; da aber damals Herr Hunnings Gouverneur war, so ist es wahrscheinlich d. J. 1788 oder 1202 der Hedschra.

**) Ein kleiner Ort, nordwestlich von der Statthalterschaft Lave, und ungefähr zwanzig Meilen von derselben entfernt.

Die Galleriebereitung in Frankreich.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 13 Junius trug Herr Darcet folgende allgemeine Betrachtungen über die Benützung der Knochengallerte als Nahrungsmittel vor.

In Kenntniß gesetzt von der Denkschrift, welche Herr Donné in der letzten Sitzung vorlegte, glaubte ich eine Zusammenstellung der Gründe geben zu müssen, welche mich bestimmten die Hindernisse zu bekämpfen, die noch immer der Anwendung der Knochengallerte als Nahrungsmittel in Hospitälern und Armenstiftungen entgegentreten. Es schien mir überdieß nützlich, der zu Entscheidung dieser Frage niedergesetzten Kommission den Hauptgegenstand der ihr übertragenen Arbeit und das an dieselbe geknüpfte hohe Interesse kennen zu lehren.

Der Centner Schlachtfleisch enthält im Durchschnitt:

trockenes Fleisch	24
Wasser . . .	61
Knochen . . .	15
	100

Die Knochen enthalten in hundert Theilen:

erdige Substanz	60
Gallerte . . .	30
Fett . . .	10
	100.

Vergleicht man diese beiden Resultate, so ergiebt sich, daß die in hundert Theilen Schlachtfleisch enthaltenen 15 Theile Knochen sechs Theile reine animalische Substanz geben können, und daß folglich hundert Theile Fleisch, welche gewöhnlich nur 24 Theile Nahrungsstoff geben, 30 liefern würden, wenn man die Gallerte und das Mark benützte. Vier Ochsen würden dann dieselbe Menge Nahrungsstoff geben, welche man jetzt von fünf erhält. Die in Frage gestellte Aufgabe ist also mit kurzen Worten: der Menschheit schnell und ohne Kosten eine so reichhaltige Nahrungsquelle zu eröffnen, wie Frankreich seit 1789, ungeachtet aller Anstrengungen, welche gelehrte Gesellschaften, die Regierung und die Zeitumstände dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmet haben, noch nicht erzielt hat. Wir wollen sehen, wie weit die Erfahrung die über diesen Gegenstand gefaßten Hoffnungen verwirklicht hat.

Eine von der medizinischen Fakultät ernannte Kommission ließ drei Monate hindurch 40 Kranken und Leuten vom Dienstpersonale der klinischen Anstalt für innere Krankheiten, Suppen von Knochengallerte reichen und erklärte in dem Bericht über diesen Versuch, daß

1) die Einführung dieser Suppe sowohl in diätetischer als ökonomischer Hinsicht zu empfehlen sey;

2) daß sie wenigstens eben so gut als die bisher in den Spitälern vertheilte sey;
3) daß sie nicht nur nahrhaft und leicht verdaulich, sondern auch der Gesundheit zuträglich sey, und daß ihr Genuß keine nachtheilige Wirkung auf die Lebensverrichtungen äußere.

An diese Erfahrungen reihen sich folgende: Das Hospital St. Louis besitzt einen Apparat, durch welchen täglich so viel Gallerte als zu 900 Portionen Suppe nöthig ist, bereitet wird. Dieser Apparat, welcher seit zwanzig Monaten in Thätigkeit ist, hat bereits 650,800 Rationen aufgelöste Gallerte geliefert und alle Berichte, welche der Verwaltung über diesen Gegenstand erstattet wurden, bestätigen die gute Wirkung dieses Nahrungsmittels. Wir geben hier eine Stelle aus einem jener Berichte:

„Nach der einstimmigen Aussage der Aerzte, der Kranken und der barmherzigen Schwestern hat die diätetische Ordnung bedeutend gewonnen; besser genährt als bisher verlassen die Rekonvalescenten das Hospital weit früher. Nicht nur Ersparung wird durch diese Einrichtung erzielt, sondern auch mancher armen Familie, der ihr Ernährer jetzt früher zurückgegeben wird, eine Wohlthat mehr erwiesen. Ein Theil des Fleisches, welches vor Einführung der Gallerte zu Suppe verwendet wurde, wird jetzt den Kranken als Braten oder auf andere Weise zubereitet gereicht, eine Abwechslung, die Allen eben so angenehm als heilsam ist.“ —

Der Apparat, welcher für das Hotel-Dieu eingerichtet wurde, ist seit 15½ Monaten in Thätigkeit und lieferte der Küche dieses Hospitals bereits 445,560 Rationen. Aus dem der Generalverwaltung der Spitäler hierüber erstatteten günstigen Bericht entheben wir folgende Stelle:

„Die Morgensuppe ist jetzt weit kräftiger als früher, obgleich fast ein Drittheil Fleisch weniger gesotten wird. Diese Ersparniß setzt uns in den Stand, den Kranken 50 Kilogramme gebratenes Kalb- und Schöpsenfleisch geben zu können, ohne Nachtheil für die Qualität der Suppe, da solches Fleich ohnehin nicht für dieselbe verwendet werden kann. Von diesem Braten erhalten wir nun täglich noch 9 Kilogramme guter Sulze, die den Geschmack des gedämpften Rindfleisches erhöht und den Kranken so eine angenehme Kost mehr gewährt.“

In einem früheren Berichte erklärt die Verwaltung des Hotel-Dieu, daß die gegenwärtig vertheilte Suppe weit besser und kräftiger als die frühere sey und einen eben so angenehmen Geschmack habe als die beste ohne Gallerte bereitete Fleischbrühe; auch daß durch Einführung der Gallerte nicht nur die Beköstigung ungemein verbessert, sondern auch eine bedeutende Ersparniß erzielt worden sey. Diese Thatsachen sind das Resultat anderthalbjähriger, von den beiden größten Hospitälern in Paris gemachten Erfahrungen, in denen während dieser Zeit 994,450 Rationen aufgelöster Gallerte vertheilt wurden.

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter theilen für diejenigen, die sich in Algier niederlassen wollen, folgende Nachrichten mit: „Es befinden sich zu Algier 2581 Häuser, Buden und Magazine, die Staatsgut oder Eigenthum der Moscheen und des heiligen Grabes von Mecca sind. Außerdem zählt man noch Gebäude, die den Mauren zugehören, 4551. Fast alle diese Besitzungen sind zu verkaufen oder zu vermiethen. Deßgleichen stehen in der Umgegend von Algier, und in einem Umkreise von drei bis vier Meilen, nämlich zwischen Aratsch, Massafrau, der Ebene von Metidscha und dem Meere mehrere tausend Landhäuser, fast alle unbewohnt, zu verkaufen. Die zu diesen Wohnungen gehörigen Grundstücke betragen im Durchschnitte zehn bis fünfzig Morgen; nur wenige haben weniger. Diese sind mit Weinstöcken, Oel-, Orangen-, Citronen-, Granatäpfel-, Brustbeer- und Feigenbäumen, und andern europäischen Gewächsen bepflanzt. Bis jetzt stieg der Werth dieser Güter nicht über zehn oder zwölf Franken der Morgen. Die Grundstücke in der Ebene von Metidscha sind noch wohlfeiler, obgleich von besserer Beschaffenheit, weil man dort nicht, wie an den Abhängen von Algier, Wohnhäuser antrifft. Der Preis des Bodens war hier noch nicht höher als drei Franken der Morgen. Zum Feldbaue bedient man sich hier der Maulthiere und Ochsen, vorzugsweise der letztern. Ein Maulthier wird mit 120 bis 150 Fr., ein Ochse mit 60 bis 70 Fr. bezahlt. Wer in Algier sich niederlassen will, muß hiezu als Jahreszeit vorzugsweise den Herbst wählen, und daselbst im Laufe des Oktobers eintreffen, da in diesem Monate die Feldarbeiten beginnen. Man säet Getreide und andere Feldfrüchte bis Ende Januars, und fängt gegen Ende Mai's an zu ernten. Man muß sich in Europa mit allem nöthigen Handwerkszeuge zu dem Geschäfte, das man treiben will, versehen, weil dort völliger Mangel daran ist. Der Preis des Taglohns ist 75 bis 90 Centimen. Das Hektoliter Getreide kostet in gewöhnlichen Jahren 6 bis 7 Fr. Das Pfund Ochsenfleisch wird zu 10 bis 12 Cent. verkauft. Obgleich man sich in den Wohnungen, die innerhalb der französischen Wachtlinie liegen, vollkommen sicher befindet, so ist es doch nöthig, daß Jedermann mit einer Flinte bewaffnet sey, um im Nothfalle zur Aufrechthaltung der Ordnung und allgemeinen Sicherheit beitragen zu können. Diejenigen Leute, welche am leichtesten Arbeit finden, sind die Tagwerker, Schmiede, Wagner, Zimmerleute, Maurer u. s. w. Zu Algier selbst befindet sich eine ziemlich große Anzahl von Wirthshäusern, wo die Ankömmlinge Unterkunft und Nahrung um billigen Preis erhalten. Anbauer, die sich durch gute Zeugnisse ausweisen können, werden auf Schiffen des Staates unentgeldlich übergesetzt.

*

Die Medaille des Juliusdenkzeichens erhielten auch zwölf Frauen und sieben Mädchen, wie aus den in französischen Blättern bekannt gemachten Verzeichnissen zu ersehen ist.

Witzstacheln des Figaro.

Diebitsch's letzte sieben Worte waren: „Die Polen sind keine Türken.“

*

Der tarpejische Fels ist zunächst dem Balkan.

*

In Carolina hat man unermeßliche Goldminen gefunden. Da sie republikanische sind, so hätte Herr Persil nicht übel Lust, sie in Beschlag zu nehmen.

*

Man schreibt Herrn Metternich folgenden Witz zu: „Wenn Sebastiani nicht existirte, so müßte man ihn erfinden.“

*

Nachdem die Stockdegen verboten sind, werden für die Helden des Juste-Milieu Stockspritzen verfertigt.

*

Die Krankheit à la Mode, das Schnupfenfieber (la grippe, auch Narrheit) hat in Paris ungefähr 45,000 Menschen befallen. Man berechnet, daß diese Kopfseuche den Aerzten und Apothekern dieses Jahr 500,000 Fr. abwerfen wird.

*

„Das Ehrenkreuz.“ Duo für Pfanne und Feuerzange, ist bei allen Musikhändlern zu haben.

*

In Caen hat man bei Verleihung eines Ehrenkreuzes, wofür man keinen andern Grund hatte, als um dem Ministerium, das zu diesem letzten Mittel greifen muß, einen Anhänger zu verschaffen, ein herrliches Scharivari aufgeführt. Die Musikliebhaber bemerkten dabei mit Vergnügen die Einführung der Bratpfanne als Baß und des Bratspießes als Begleitung. Ein Solo auf einem Kessel wurde auf Verlangen wiederholt.

*

Die Deputirtenkammer ist auf den 25 Julius, also vierzehn Tage früher als bestimmt war, zusammenberufen. Das ist das erste Mal, daß die Regierung einen Schritt vorwärts thut.

*

„Die Furcht,“ sagen deutsche Zeitungen, „ist ein Hauptförderungsmittel der Cholera.“ Wenn Dieß wahr ist, so ist das Juste-Milieu ernstlich in Gefahr.

*

Die Cholera greift in Danzig um sich; auf dem baltischen Meere weht ihre scheußliche grüne Fahne. Die Könige wollten ihr den Krieg erklären, aber noch fürchten sie, das europäische Gleichgewicht möchte darunter leiden, und das System der Nichtintervention zu scheitern gehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 192. 11 Julius 1831.

Ueber Kunst in Rom und Paris.

(Bei Gelegenheit der jetzigen pariser Kunstausstellung.)

Die Hauptstädte der alten und neuen Welt sind gegenwärtig die Hauptpunkte der Kunstübung und des Geschmakes in Europa. Liebe zur Kunst, Streben nach Wahrheit beseelt beide, obschon die Weise wie sie sich äußern ganz verschieden ist. In Paris druckt man Alles, was man denkt; in Rom denkt man mehr als man spricht. Eine pariser Kunstausstellung füllt alle Jouenale; die römischen Urtheile muß man mündlich einholen. Langsam, aber klar und einfach bildet sich in Rom die öffentliche Meinung, die einmal fest gestellt nicht mehr wankt. Sie geht aus der Beschaffenheit und unparteiischen Erwägung einer großen Anzahl kunsterfahrener Menschen hervor, und die Person wird nie mit der Sache, der Künstler nie mit seinem Werke vermengt. In Paris dagegen übereilt die Presse gewöhnlich das Urtheil des Publikums, und gibt ihm die Richtung, anstatt sie davon zu empfangen. Der Römer weiß sehr wohl die Riesenmaßstäbe zu benützen, welche die vor ihm liegenden Epochen der Kunstschönheit aus der Zeit der Griechen und dem sechszehnten Jahrhundert anzulegen gestatten; der Franzose dagegen ist zu flüchtig, um in diese Tiefe des Enterlums einzudringen, und der Geschmack seines Publikums ist hiezu nicht geläutert und reif. Die Oeffentlichkeit, mit der in Rom Alles betrieben wird, und die sich auch auf die Ateliers der Künstler erstreckt, welche jederzeit zum Besuche offen stehen, schärft die Urtheilskraft und bildet den Geschmack. Die unselige Tyrannei der Schule, welche Paris gegenwärtig in das Schisma der alten und neuen Schule stürzt, wie seine Dichter sich in Klassiker und Romantiker spalten, dieser Mißstand der Einseitigkeit löst sich in Rom unter dem fast unfühlbaren Einflusse gerechter, billiger und einsichtsvoller Männer, unter der mächtigen Aegide der erhabensten Vorbilder antiker Kunstvollendung, in ein mäßiges, nie das Individuum angreifendes Urtheil auf. Da jeder der Richtenden sich jeden Augenblick demselben Tribunale unterwerfen muß, und überdieß der Geschmack hier im Allgemeinen bereits so fein gebildet, die Basis des Kunsturtheils durch die hier in Ueberfülle vor Augen stehenden Modelle der größten Meister so sicher gestellt ist, so dürfte eine Ungerechtigkeit gegen die Person durchaus nicht Stich halten; während die pariser Journale, wenn sie sich zufällig gegen einen Künstler verbünden, leicht den Sieg über das gerechte Publikum davon trügen. Der Furcht vor andauernden Mißgriffen der Kritik darf daher in Rom nicht Raum gegeben werden, da man von Anmaßung einer entscheidenden Autorität, von Handhabung einer Kunstschulpolizei dort durchaus nichts weiß. Dagegen wird der Stolz so manches, in seinem Vaterlande zwar vielleicht mit Recht hochgeschätzten, durch eitles Weihrauchspenden aber übermüthig gemachten Künstlers, in Rom sehr bald in die Schranken der jedem Kunstübenden gleich ziemlichen Demuth und Bescheidenheit zurückgewiesen. Nicht mit Unrecht nennt man deßhalb Rom eine Kunstrepublik, in welcher keiner, selbst nicht der von ganz Europa angestaunte Meister sich eine Diktatur im Urtheile erlauben darf. Hieraus gehen zwei unberechenbare Vortheile hervor, welche keine Stadt der Welt mit Rom theilt, und welche durch die meist verunglückte Kunstschreiberei anderer Länder so muthwillig zerstört werden. Der junge Künstler wird nämlich weder durch absprechenden Tadel entmuthigt, noch durch übertriebenes Lob verblendet. Er weiß daß er auf die öffentliche Meinung, wenn sie einmal festgestellt wie auf den Ausspruch eines unsichtbaren unparteiischen Gerichtes vertrauen darf, und findet in dieser Kritik Muth, Kraft und Belehrung, während die Rezensionen so vieler unberufener, meist kenntnißloser oder leidenschaftlicher Kunstrichter nur dazu dienen, das jugendliche Talent einzuschüchtern und an seinem Weiterkommen verzweifeln zu machen, oder der Kritik frech die Stirne zu bieten und sie zu verachten, oder was das Schlimmste ist, sie durch übertriebene Lobhudelei verleitet über jedes Urtheil erhaben zu achten, und auf irriger Bahn fortzuwandeln. Hierin liegt nun auch der Grund, weßhalb ausländische Kunstkritiker in Rom so wenig beachtet werden, und daß selbst besserem Ziele zustrebende Beurtheilungen, wenn sie sich je in diese Weltstadt verirren, in ihrem anmaßend absprechenden Tone keinen Beifall verlangen können.

Das pariser Publikum bewegt sich in der Politik; das römische in der Kunst. In Paris frägt man nach dem politischen Glaubensbekenntniß, in Rom nach der Kunstansicht. Dem Pariser ist die Kunst Bedürfniß; dem Römer Leben. Man spricht im pariser Salon gern über Kunst; in der römischen Gesellschaft ist sie das Hauptthema. Die Kunst ist in Rom mit dem ganzen Volksleben dergestalt verflochten, daß man über die Urtheile des niedern Volkes oft mehr erstaunt, als über die der Männer von Fache. Der Pariser urtheilt nach Autoritäten; der Römer nach seinem Gefühle. Die Mehrzahl der nach Rom pilgernden Fremden hat den schönen

Zweck im Auge, sich mit den Werken alter und neuer Kunstschöpfungen, von denen Rom überfüllt ist, bekannt zu machen. Wer auch diesen bestimmten Zweck nicht mitbringt, wird bald durch das allgemeine auf diesen Punkt hinstrebende Leben gleichsam unwillkürlich fortgerissen. Um aber mit den Werken der Meister vertraut zu werden, um im Stande zu seyn, sie wenigstens auf eine Weise zu beurtheilen, und um bei der in jeder gebildeten Gesellschaft Rom's vorherrschenden Besprechung über Kunstgegenstände ein Wort mitsprechen zu können, bietet sich für den Fremden, in die Kunst selbst nicht tiefer Eingeweihten kein natürlicheres Mittel dar, als die Werkstätten der ausgezeichnetsten Künstler zu besuchen, und bei ihnen Aufklärung und Belehrung zu erholen. Wollte man diesen Weg in Paris einschlagen, so würde er eine Quelle vieler Mißverständnisse werden, da aus Mangel eigener Urtheilsfähigkeit gewisse stereotyp gewordene Irrthümer des unglückseligen Schulpedantismus, durch gläubig nachbetende Proselyten sich fortpflanzen, während in Rom die Meinung wie ein höherer Richter die Wahrheit allein anerkennt, und über alle Täuschungen stets siegreich emporhebt. Freilich sieht die große Masse selten klar, und wird stets in diesen, wie in allen Dingen der Reflexion von logisch geordneten Köpfen beherrscht oder bestimmt werden. Allein unverkennbar ist in Rom der Strahl der Kunstaufklärung tiefer auch in die Masse des Volkes gedrungen, als in Paris, und die mächtige Fessel der Schule, der Autorität, welcher in Frankreich so wenige sich zu entwinden vermögen, ist in Rom längst durch eine große Zahl genialer Künstler zersprengt worden. Die meisten Menschen folgen mehr den Eindrücken ihrer Erziehung, als der eigenen Ueberzeugung, und daß dieses besonders auf die französischen Künstler anzuwenden, geht aus der kühnen Richtung, welcher die in Rom gebildeten Franzosen folgen, bestimmt hervor. Was den Riesengeist Bernini's in Fesseln schlug, war die Perückenzeit, in der er lebte; und was den großen Genie's Raphaels und Michelangelos Entwicklung gestattete, war die Ungebundenheit ihres Wirkens, die Liebe der damaligen Fürsten und Völker für ihre Künstler, und ihre ganz unabhängige Stellung. Jeder Genius trägt mehr oder minder das Gepräge seiner Zeitansicht. In dem Moses des Michelangelo spricht sich der ungeheure Gesetzgeber, der zürnende Gewaltige aus, wie er vom Sinai herabsteigt, und dem götzenverehrenden Volke ergrimmt die Tafeln entgegenschleudert, während Thorwaldsens Christus, weich und kraftlos Segen spendet. Die Franzosen sind anerkannt die besten Zeichner in der Welt, und haben auch in der Ausführung große Fortschritte gemacht. Allein die geistige Konzeption fehlt ihnen beinahe durchgehends. Sie halten sich zu streng an die Form, die Alten hielten sich mehr an die Idee. Man würde die entschiedenen Zeichnungsfehler in Paris Niemanden verzeihen, die man an den größten alten Meistern nicht selten findet. Buonarottis Moses hat keinen Hinterkopf, weil dieser Heros der Bildhauer, seinem Genie vertrauend, die von den ältesten und neuesten Skulptoren geübte Vorsicht verschmähend, nur kleine Modelle bildete, nach ihnen kühn auf seine Marmorblöcke einhieb und dennoch so Erstaunliches hervorzauberte. Wer denkt aber an Moses's Hinterkopf, wenn man vor dem Geist des Ganzen angefesselt steht! Jene großen Männer richteten ihre ganze Kraft auf geistige Darstellung, auf den Effekt des ewig Schönen, welchen sie selbst öfters durch kleine Fehler zu erhöhen suchten. Die Statue Apollino's hat einen Fuß länger als den andern; sie wäre aber gewiß nicht so schön gestellt, wenn sie diesen Fehler nicht hätte. Was würde man in der Gemäldeausstellung in Paris sagen, wenn ein Bild vorkäme, worin eine Figur mit zwei rechten Händen sich befände, wie Dieß in Rubens berühmter Exorzismuspredigt im Belvedere der Fall ist. Wie ist aber dieß Alles gemalt, und wie gerne verzeiht man die kleine Nachlässigkeit, wenn man sie nach langer Bewunderung des Ganzen entdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meuter-Kolonie auf Pitkairn-Eiland.

(Fortsetzung.)

„Als sich die Blossom," so erzählt Beechey sein Zusammentreffen mit dem Inselpatriarchen, „dem Eilande näherte, stieß ein Boot mit Segel und Rudern so gut versehen vom Lande, daß man Anfangs glaubte, es gehöre einem Wallfischfänger, denn es war bekannt, daß die Insulaner der Südsee nur der Kanoe sich bedienen. In diesem Boote kam der alte Adams an Bord, der vor fünfundvierzig Jahren an diesem Eilande mit den Meuterern der Bounty gelandet war. Die jungen Männer, die ihn begleiteten, lauter Abkömmlinge Christierns und seiner Gefährten, trugen die Gesichtszüge ihrer Väter und die Hautfarbe ihrer taitischen Mütter. Diese jungen Leute, zehn an der Zahl, waren groß, stark und von blühender Gesundheit; ihr Gesicht sprach eine so unverkennbare Gutmüthigkeit aus, daß sie auch anderwärts freundliche Aufnahme gefunden haben würden. Mit der harmlosen Einfalt ihrer Sitten verbanden sie eine wahre Furcht etwas Unrechtes zu thun; so daß sie nicht den geringsten Anstoß gaben. Unbekannt mit der Welt stellten sie eine Menge Fragen, über Personen und Schiffe, die zu Zeiten dieses Eiland besucht haben mochten, die wir aber auch nicht ein Mal den Namen nach kannten. Ihr Aufzug, aus verschiedenen Kleidungsstücken zusammengesetzt, die sie von den Schiffsherren und Matrosen der Kauffahrteischiffe zum Geschenk erhalten hatten, machte die lächerlichste Wirkung. Einige trugen lange schwarze Röcke ohne irgend sonst ein Gewand, Matrosenbeinkleider etwa ausgenommen; andere waren mit Hemden angethan, ohne Röcke, andere sogar nur mit Westen, ohne alle andere Bekleidung; keiner hatte Schuhe oder Strümpfe und nur zwei besaßen Hüte, die aber allem Anschein nach nicht lange mehr zusammen halten wollten. Sie kletterten an den Schiffswänden hinauf, und schüttelten jedem Offizier mit der offenherzigsten Vertraulichkeit die Hand. Auch der alte Adam stieg endlich an Bord; er befand sich damals eben in seinem 65 Jahre und schien für dieses Alter ungewöhnlich stark und rüstig, ungeachtet er ziemlich wohl beleibt war. Er trug Seemanns Hemd und Hosen und einen niedern Hut, den er instinktmäßig in der Hand hielt, bis man ihn aufzusetzen ersuchte." *)

Kapitän Beechey giebt in seinem Reisebericht eine eben so an-

*) S. Ausl. S. 378, wo bereits des alten Adams Erwähnung geschehen ist.

nuthige als umständliche Schilderung von der Kleidung, den Beschäftigungen und Gewohnheiten dieses glücklichen Völkchens. Adams einfache Politik, die er zur festern Begründung des gesellschaftlichen Zustandes auf seiner Insel einschlug, bestand, wie es schien, hauptsächlich darin, daß er tägliche Andachtsübungen und Gottesfurcht zur Grundlage seines kleinen Staates machte, und allem Anschein nach war Dieß für die kindliche Einfachheit der Bevölkerung die beste und zuverlässigste Konstitution. Kapitän Beechey beschreibt ein Mittagsmahl auf Pitkairn-Eiland, dem er beiwohnte, in Folgendem:

„Das dampfende Ferkel war geschickt zerlegt, und jedem Gaste sein Theil vorgeschnitten worden, doch keiner wagte es, das einladende Gericht zu kosten, bevor von dem Geistlichen ein andächtiges Gebet gesprochen und aus Aller Mund ein langes Amen erfolgt war. „Langt zu" — war nun das Zeichen, dem Appetit zu folgen. Da nach der Mahlzeit jedes Mal ein gemeinschaftliches Dankgebet verrichtet wird, so säumte keiner mit dem Essen zurückzubleiben, und benützte die gegebene Zeit so gut als möglich. Es wird auf Pitkairn-Eiland für unstatthaft gehalten, auch nur einen Bissen Brod zu genießen, ohne zuvor und darnach ein Dankgebet zu verrichten. So streng wird diese Sitte beobachtet, daß wir nicht ein einziges Beispiel sahen, wo sie vergessen wurde. Ich hatte mich eines Tags mit Adams in ein Gespräch eingelassen, und in der Zerstreuung nahm er einen mundvoll Speise ohne ein Gebet gesagt zu haben; aber bevor er sie noch hinabgeschlungen hatte, fiel ihm sein Fehler ein; er nahm sofort die Speise wieder aus dem Munde und verrichtete zuerst seine Andacht."

Die artigen Offiziere der Blossom wunderten sich zu sehen, daß die Frauen der Insulaner nicht mit zu Tische sitzen durften. Hierin scheint man auf Pitkairn die Gewohnheit der übrigen Südseeinseln, wiewohl nicht in ihrer ganzen Strenge beibehalten zu haben. Auf einigen Eilanden dieses Archipels wird ein Weib, das in Gegenwart seines Mannes ißt, mit dem Tode bestraft. Der einzige Grund, mit welchem die Insulaner von Pitkairn dieses seltsame Vorurtheil zu entschuldigen wußten, war die biblische Hypothese, daß der Mann zuerst geschaffen worden und also auch zuerst bedient werden müsse, gleichsam nach dem alten Sprüchwort: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Die gutmüthigen Weiber von Pitkairn sahen indeß in dieser Sitte keine Zurücksetzung, sondern standen hinter den Sitzen der Männer, indem sie ihnen die Fliegen abwehrten und mit den Gästen plauderten.

Die Betten, die für die Fremden bereitet waren, bestanden aus Palmblättern, worüber Bettdecken von einheimischen Stoffen gewebt ausgebreitet waren.

„Dieses Lager," sagt der Kapitän, „war ungemein angenehm und zur Ruhe einladend. Die anmuthige Kühle des Schlafgemachs das von allen Seiten dem Luftzuge offen stand, machte den Schlummer, der weder durch Hitze noch Insekten beunruhigt wurde, sehr erquicklich. Unser erster Schlaf wurde nur durch die einfache Melodie des Abendgesanges unterbrochen, der, sobald das Licht ausgelöscht war, von der ganzen Familie in der Mitte der Stube gesungen wurde. So wurden wir auch des Morgens durch die Hausandacht und den Gesang aufgeweckt."

Indem Kapitän Beechey ein Landschaftsgemälde der Insel entwirft, beschreibt er einen entlegenen Ort, den der Anführer der Meuterer für sich als Zufluchtsort ausgesucht hatte.

„Auf der Nordseite des Eilandes befindet sich in einem Felsen eine Höhle, wohin sich Christiern zu flüchten gedachte, wenn ein zu seiner Verfolgung ausgesandtes Schiff auf der Insel landen würde. Hier, wo er entschlossen war sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, hielt er stets einen Vorrath von Lebensmitteln in Bereitschaft; zunächst war sorgfältig hinter Bäumen versteckt eine kleine Hütte erbaut, die als Wachthaus diente. Der Zugang zu dieser Höhle war so beschwerlich, daß ihr Inwohner, selbst wenn der Feind schon die Spitze des Felsens erreicht hatte, so lang seine Munition langte, jeder Macht trotzen konnte. Ein unbetretener und gefährlicher Pfad führt von da auf einen Felsgipfel, der die Aussicht nach der südlichen und westlichen Küste beherrscht."

Adams beschrieb dem Kapitän den unglücklichen Christiern als einen stets gutmüthigen und fröhlichen Mann. Indeß wenn man erwägt, daß er eine gute Erziehung genossen hatte und durchaus nicht ohne ein gefühlvolles Herz war, so kann man sich nicht des Gedankens erwehren, daß diese Heiterkeit nur eine erzwungene war. Welch bitteres Gefühl mußte sich des Unglücklichen bemächtigen, wenn er wie ein gehetztes Wild in die Einöde dieser Höhle entwich, in deren Einsamkeit Scham und Gewissensbisse doppelt seine Seele foltern mußten!

(Schluß folgt.)

Kosten der französischen Kriminalrechtspflege.

Es ist eine so schöne Sache um die Gerechtigkeit, pflegt man zu sagen, daß man sie nicht theuer genug bezahlen kann. Das Nämliche sagen die Advokaten ihren Klienten, wenn ihnen der Muth sinken will, und wir nehmen keinen Anstand, es allen Vertheidigern der öffentlichen Rechtspflege zu wiederholen, denen etwa bei dem Anblicke der 154sten Tabelle des von Herrn Dupont de l'Eure herausgegebenen sehr lehrreichen Rechenschaftsberichtes über die Verwaltung der französischen Kriminalrechtspflege vom Jahre 1829 der Muth entfallen möchte.

Aus diesem Berichte ersehen wir, daß im Jahre 1829 die Sitzungen der Gerichtshöfe der 89 Departemente in Frankreich 3,948 Tage in Anspruch genommen haben; da nun die Sitzung eines Gerichtshofes die Gegenwart von 38 Geschwornen in der Hauptstadt des Departements nöthig macht, so hat das Geschwornengericht im Jahre 1829 diesen Männern 237,724 Tage geraubt, ein Verlust, dessen Werth sich zu sehr verschiedenen Preisen berechnen läßt. Wenn man nun noch bedenkt, daß viele der Geschwornen die Reise nach dem Orte ihrer Bestimmung hin und zurück machen müssen, daß die Zeit, die dadurch verloren geht, nicht in obiger Rechnung begriffen ist, und daß die Geschwornen der sogenannten Aristokratie des Eigenthums und der Fähigkeiten angehören, daß folglich eine Menge richterlicher, landwirthschaftlicher, ärztlicher und Gewerbsinteressen unter dieser Versäumniß, zu welcher sie durch das Gesetz vom Jahre 1828 genöthigt werden, leiden, so wird man finden, daß es keineswegs zu viel ist, wenn man den entstehenden Schaden im Durchschnitte zu 12 Fr. des Tages berechnet, was eine Summe von 2,852,688 Fr. ausmacht, die, ohne im Budget aufgeführt zu seyn, dennoch dem Publikum zur Last fällt.

Im Jahre 1829 hielten die Gerichtshöfe 355 Sitzungen, folglich wurden 12,780 Familienhäupter ihren Berufsarbeiten entzogen. Während der hiezu verwendeten 3,948 Tage wurden 5,506 Rechtsfälle entschieden und 7,373 Angeklagte abgeurtheilt; also kommt nach Karl Dupins politischer Rechnungsmethode auf jeden Tag 1[illegible] Angeklagte und 1[illegible] Prozeß. Haben die Angeklagten Familien, welche Reisen nach dem oft entfernten Gerichtshofe machen müssen, und berechnet man die dadurch verursachte Ausgabe nur zu 30 Fr. für jeden derselben, so giebt dieß eine Summe von

221,190 Fr. Endlich haben die Gerichtshöfe 48,700 Zeugen abgehört, welche zwei Mal zur Instruktion des Prozesses und zu den mündlichen Debatten vorgeladen wurden; von diesen hat jeder wenigstens 25 Fr., folglich alle zusammen nicht weniger als 1,277,500 Fr. verzehrt.

Man muß jedoch bemerken, daß die Dauer der Amtsgeschäfte der Geschwornen nicht in allen Departementen gleich ist, wovon man sich durch eine Vergleichung der Sitzung nachstehender Departemente überzeugen kann.

Seine, 546; Ober-Alpen, 12; Nieder-Seine, 154; Eher, 14; Ober-Garonne, 84; Creuse, 15; Ober-Rhein, 75; Ain, 16; Calvados, 75; Jura, 17; Gironde, 75; Vogesen, 18.

Zusammenstellung der indirekten Ausgaben: Die Geschwornen 2,852,688 Fr. — Die Verwandten der Angeklagten 221,190 Fr. — Die Zeugen 1,217,500 Fr. — Summe 4,291,378 Fr.

In dem Rechenschaftsberichte über die Ausgaben des Justizministeriums finden sich die Druckkosten für Kriminalgegenstände angegeben zu 40,414 Fr.; Siegelung, 610 Fr.; Aktentransport, 10,890 Fr.; Transport der Angeklagten, 71,182 Fr.; Aerzte, Besichtigungen, Dolmetscher, 122,590 Fr.; Gebühren der Greffiers, 122,453 Fr.; Gerichtsdiener und Gendarmen, 889,096 Fr.; Reisen der Magistratspersonen zu Instruktion der Prozesse, 116,129 Fr.. Von diesen 1,332,545 Franken, welche für Verwaltung der Kriminaljustiz und der Zuchtpolizei ausgegeben wurden, kommen auf die erstere wenigstens 800,000 Fr.; hiezu kann man noch die besondern Ausgaben für die Sitzungen der Gerichtshöfe mit 220,200 Fr. rechnen; dann ein Sechstheil von den allgemeinen Ausgaben der Gerichtshöfe und Tribunale, welche den Budgets der Justiz und des Innern zufolge sich auf 15,747,372 Fr. belaufen, mit 2,624,562 Fr. u. s. w., so daß sich die Gesammtsumme der Ausgaben auf 5,775,176 Fr. beläuft.

Noch haben wir des traurigsten Theils der Rechtspflege, der Vollstreckung des Urtheils, nicht gedacht; diejenigen, welche auf öffentlichen Plätzen vollzogen wurden, kosteten an Besoldungen und andern Nebenausgaben 454,427 Fr.; eine Summe, von welcher auf das Departement der Seine allein 42,600 Fr. kommen. Die Centralgefängnisse enthalten ungefähr 18,000 Verbrecher; das Budget berechnet die Ausgabe für ihren Unterhalt mit 5,600,000 Fr.; für Ergänzung der Geräthschaften in den Gefängnissen 60,000 Fr.; Besoldung und Diäten zweier Generalinspektoren, 28,379 Fr.; Transport der zu den Galeeren Verurtheilten, 138,000 Fr. Man nimmt an, daß sich gewöhnlich 8,200 Verbrecher in den Bagnos befinden; die Ausgabe für den Unterhalt eines jeden beträgt jährlich 187 Fr. 40 Cent., und 94 Fr. 10 Cent. für seine Bewachung; zusammen 281 Fr. 50 Cent.; im Ganzen also 2,318,300 Fr. Diese traurige Uebersicht des menschlichen Elendes schließt sich also ab mit 5,599,106 Fr. Die oben angeführten eigentlichen Kosten der Verurtheilung belaufen sich auf 5,775,176 Franken; die indirekten Ausgaben auf 4,291,578 Fr., was also die ungeheure Hauptsumme von 14,665,660 Fr. ergiebt, welche sich nur auf jene Verbrechen bezieht, die dem Gesetze zufolge dem kriminellen Verfahren und harten, infamirenden und Leibesstrafen unterworfen sind; alle andern Vergehen, so schwer sie auch seyn mögen, die nur durch Geld oder Gefängnißstrafe abgebüßt werden, sind hier nicht einbegriffen. Die Zahl der Verurtheilten war im Jahre 1829: 4,475; zieht man von der Hauptsumme der Ausgaben für die Urtheilsvollstreckung die allgemeinen Kosten ab, so wird man finden, daß die besondern Ausgaben, welche eine Verurtheilung nach sich zieht, mehr als 1000 Fr. beitragen.

Vermischte Nachrichten.

Für die Alterthümler und Bücherfreunde fand jüngst zu Dublin ein Ereigniß von hoher Bedeutung Statt: Das kostbare und in seiner Art einzige Manuscript, das unter dem Namen „the Book of Armagh“ bekannt ist, wurde öffentlich versteigert. Diese Handschrift, die aus dem siebenten Jahrhundert herstammt, ist auf Pergament in rein irischen Charakteren, mit griechischen Kapitalbuchstaben untermischt, geschrieben. Die Blätter sind auf beiden Seiten beschrieben. Es ist in Kleinquartformat, acht Zoll lang und drei Zoll dick, und enthält 442 Seiten. Mit Ausnahme des ersten Blattes, das einen Theil des Evangeliums des Matthäus enthält, und einigen Seiten, die durch Reibung gelitten haben, ist das Ganze vollkommen gut erhalten. Die Decke besteht aus dickem schwarzem Leder, worauf Sinnsprüche, hieroglyphische Bilder und Figuren von Thieren als Verzierungen zu sehen sind. Es hatte ursprünglich Haken und Schloß von Messing, wovon noch Ueberreste zu sehen sind. Diese kostbare Antiquität wurde um 390 Pf. St. losgeschlagen, und von Cochran und Comp. in London erstanden, wodurch es also seiner Heimath entführt werden wird.

*

Die Einwohner von Neuseeland geben vortreffliche Matrosen ab und werden gewöhnlich von den Wallfischfängern von Sidney in Dienst genommen. Gegenwärtig ist eine große Anzahl Schiffe von 120 bis 450 Tonnen mit dieser Jagd beschäftigt, die sehr gewinnvoll ausfallen soll. Die Neuseeländer sind überhaupt ein kräftiger und scharfsinniger Menschenschlag; der Flachs, den sie bauen, wird von Sidney's Kaufleuten gegen Flinten und Schießpulver eingehandelt. (Ueber die Agrikultur dieser wilden Insulaner wird das Ausland in seinen nächsten Blättern, als Fortsetzung der schon früher von Neuseeland gegebenen Nachrichten, Mittheilungen enthalten.)

*

In dem Gefängnisse zu Toulon ist Wilhelm Granié den 17 Junius Morgens fünf Uhr unter heftigen Konvulsionen gestorben; nachdem er drei und sechzig Tage lang jede Nahrung zurückgewiesen. Die Leichenöffnung, die man sechs und dreißig Stunden nach seinem Tode vornahm, ließ nicht Alles so finden, wie man es erwartet hatte. Der Magen war ungeachtet eines drei und sechzigtägigen Fastens nicht eingeschrumpft, wie man hätte glauben sollen, sondern hatte seine natürliche Weite, so daß man aus seiner Besichtigung allein schwerlich geschlossen haben würde, daß der Tod des Individuums durch Verhungerung herbeigeführt worden sey. Dieses Organ enthielt ungefähr ein Glas voll grünlicher Flüssigkeit, wahrscheinlich Magensaft. Die übrigen Eingeweide zeigten nichts Ungewöhnliches. Obgleich durch einen völligen Marasmus bis auf Haut und Knochen abgezehrt, behielten die Muskeln doch noch ihre Röthe, und was noch merkwürdiger ist, die Fibern derselben ihre Elastizität. Der Körper, von kräftigem Baue und fünf Fuß einem Zoll Höhe, wog nicht mehr als zwei und fünfzig Pfund. An dem Schädel des Entseelten fanden Galls Schüler Gelegenheit, abermals einen Triumph ihres Lehrers zu feiern. Man fand bei genauer Untersuchung desselben unmittelbar ober und hinter der Gehöröffnung die Erhöhung, die Gall als Sitz des Hanges zum Fleischfressen bezeichnet. (Granié lag wegen Mord gefangen.) Auf der Spitze des Kopfes giebt der Schädellehrer eine vorragende Knochenbildung als das Kennzeichen der Güte, der Frömmigkeit und Gottesfurcht an. An Granié's Schädel zeigte sich eine auffallende Abplattung und Vertiefung an diesem Theile des Kopfes. (Während seines langsamen Selbstmordes wies er jede kirchliche Tröstung zurück.) Endlich hat man hinter diesem Organ in derselben Linie zwei Erhöhungen gefunden, die Festigkeit des Charakters und Beharrlichkeit bezeichnen sollen.

*

In England zählt man gegenwärtig fünfzehntausend Dampfmaschinen, von denen einige unglaubliche Kraft besitzen. In der Grafschaft Cornwall befindet sich eine mit tausend Pferdekraft. Angenommen, daß jede dieser Maschinen nur die Kraft von fünf und zwanzig Pferden besäße, so würden sie dreihundert fünf und siebenzigtausend Pferde ersetzen. Nach Watts Berechnung verhält sich die Kraft eines Menschen zu der eines Pferdes, wie 5½ zu 1. England besitzt sonach in seinen Maschinen die Kraft von zwei Millionen Menschen. Jedes Pferd bedarf zu seinem jährlichen Unterhalte zwei Morgen Landes; es bleiben also der Bevölkerung von Großbritannien siebenhundert und fünfzigtausend Morgen Landes zur Benutzung übrig, die außerdem für Pferdefutter zu unterhalten seyn würden.

*

Der sechzehnjährige Petitpère, der das Juliusdenkzeichen erhalten hat, da er bei der Einnahme des Louvre einen Arm und ein Auge verlor und noch außerdem an einer Hand verwundet wurde, hat auf Kosten der Königin an der von Ludwig Philipp gegründeten Schule zu Dourdan einen Freiplatz erhalten, so daß die ihm als Verwundeten ausgesetzte jährliche Rente als Kapital für ihn zurückgelegt werden kann.

*

Die Prüfungskommission für die Modelle zu Napoleons Statue auf der Vendomesäule hat sich für die Arbeit Seurre's entschieden. (s. Ausland S. 712.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 193. 12 Julius 1831.

Neu-Schottland.

4. Das Ardoise-Gebirge. Die Fundy-Bai. Windsor. Die Hortonberge. Mangel an Wegweisern. Annapolisthal. Bridgetown. Wasserfall von Nicton. Annapolis.

Von Halifax gelangt man nach dreißig ermüdenden Meilen, zwischen Felsen, verbutteten ärmlichen Wäldern und kleineren angebauten Strichen zu der Ardoise-Bergkette, ihrer schieferhaltigen Natur nach von den acadischen Franzosen so genannt; wendet man sich auf einer trefflichen Straße den nördlichen Abhang hinab, so öffnet sich dem Auge eine weite Aussicht über die Gegend um Windsor her. In geologischer Hinsicht ist dieser Gebirgsstrich äußerst überraschend; nicht minder der schnelle Wechsel des Bodens und Landschaftgemäldes. Schmale ungeregelte Flächen, bedeckt mit losem Gestein und niedrigem Gehölze, wechseln mit langen Bergströmen und Bächen, welche sich in breiten angebauten Thälern verlieren. An den höheren Punkten gewahrt man Buchen-, Birken und Ahorn-Wälder in so dichten Gruppen, als wollten sie des Holzhauers Art Troz bieten, die stets in ihrem Bereiche geschäftig ist, um ihnen Boden für Urbarmachung abzugewinnen. Das gelichtete Land breitet sich, nach jeder Richtung mit Pachthäusern besät, auf eine weitere Strecke aus als in irgend einem andern Theil der Provinz, und hat schon oft Vergleichungen mit der Scenerie im Süden von England veranlaßt, obgleich die Massen von Waldungen für den Mangel an Gesträuch und üppig grünendem Buschwerk keinen Ersatz bieten können. — Die Ardoise Berge sind ein Theil einer langen Gebirgskette und bilden mit dieser gleichsam den Rückgrat des Landes. Die Kette beginnt im östlichen Theile des Distriktes von Picton und zieht sich in unregelmäßiger Richtung west-süd-westlich zu der St. Marienbai, wo sie im Gestade ausläuft. Zwischen Picton und Truro tritt sie in Verbindung mit einer andern Kette, welche in beinahe parallelem Laufe von Tatmagouche an der Golfküste bis zur Chignecto Spize an der Fundybai hinstreichend den gemeinschaftlichen Namen Copequidgebirge annimmt, und als der erhabenste Punkt in Neu-Schottland betrachtet wird. Ist die Ardoisekette bei Horton vorüber, so nimmt sie den Namen Südgebirge an. Das Gestein bildet hier Uebergangsthon-Schiefer, bei dem größeren Theile des Gebirges mehr oder weniger mit eingesprengtem Eisenerz von guter Beschaffenheit. In der Gegend von Rawdon hat man den Schiefer zum Decken der Häuser gebrochen; das Unternehmen mußte jedoch, nicht wegen Mangel von Quantität oder Qualität des vorhandenen Schiefers, sondern wegen unlänglichen Kapitals und der Schwierigkeit im Transporte wieder unterbrochen werden.

Das Amphitheater niederer Gründe einige Meilen im Umkreise von Windsor, wird von kleinen Flüssen bewässert, die sich unterhalb der Stadt vereinen, und bald hernach in das Bassin von Mines auslaufen. Der besondere Charakter der Küsten an der Fundybai, in welche das Bassin einen Einschnitt bildet, enthüllt sich hier in allen seinen verschiedenen Theilen. Läßt man bei Fluthwasser den Blick in der Nähe von Windsor umherstreifen; so wird man einen weiten Strich schlecht angebauten Landes erblicken von Gebirgsarmen eingefaßt, ausgenommen auf der Seite des Bassins von Mines, das einen weiten Wasserstrom daher treibt, als wollte es die schwachen Dämme, die man zu seiner Begränzung aufgebaut, überfluthen. In wenigen Stunden sieht man nichts mehr von dem breiten Strome; ein schmaler Kanal zieht sich mitten durch die gedämmten Ufer; das Uebrige ist nichts, als eine ungeheure Fläche von rothem Schlamm der aus einer Mischung von Sand und Thon besteht, und daher weder üblen Geruch verbreitet, noch der Gesundheit nachtheilig ist. Die Küsten der Fundybai bestehen beinahe durchgängig aus ähnlichen Stoffen, und geben dem Wasser bei der Hochfluth eine eigenthümliche dick-rothe Farbe. Bei Windsor steigt die Fluth in der Regel dreißig Fuß, an der Spize von Chignecto oder im Cumberland-Bassin konnte ich einen Unterschied von sechzig Fuß zwischen dem Wasserstand der Ebbe und Fluth beobachten; an einzelnen Punkten soll dieß noch bedeutender seyn. In Folge davon erscheinen Flüsse Mittags wie Meeresarme, Abends wie bloße Bäche, und ein Pferd würde seine Knie nicht benetzen, wenn es durch ein Flußbett geht, auf welchem noch wenige Stunden zuvor eine Fregatte ruhig dahin geschwommen seyn mochte. Wer der Schifffahrt kundig ist, mag aus diesen Extremen der Fluth manchen Nutzen ziehen, der Schifflauf kann mit Sicherheit berechnet werden, wie auch immer die Richtung des Windes seyn mag. Wer hingegen nicht genug Erfahrung hierin besitzt, hat mit großen Gefahren zu kämpfen. Einige Kriegsschiffe wollten den obern Theil der Bai untersuchen und geriethen in große Nöthen; man kennt auch Fälle wo Schiffer, die mit der Küste unbekannt waren bei sechs Faden Anker warfen, um wie sie glaubten in vollkommener Sicherheit die nächste Fluth abzuwarten; noch vor der Ebbe aber sahen sie ihr Schiff an der Ecke ei-

ner abschüssigen Bank aufsitzen, und bald hernach in den tiefen reißenden Kanal überschlagen.

Wenn gewisse Winde gemeinschaftlich mit der Attraktion arbeiten, so bricht die Fluth die Bassins auf und stürzt mit dem „Bore" herein, wie man dieß technisch bezeichnet. Ein Mal habe ich diese Erscheinung beobachtet, welche sich ungefähr eine Stunde vor dem Hochwasser zeigte. Ein langer Streif schäumender Wellen zog sich ungefähr zwei Fuß hoch quer durch das Bassin von Mines, ähnlich der Spur, welche ein Dampfboot in einem engen Kanale hinter sich läßt; in einer Stunde mochte er etwa vier Meilen fortgeschritten seyn; ein dumpfes Geräusch kündigte seine Ankunft an, ehe man ihn gewahr werden konnte, doch, wie er näher kam, glich das Getöse der Wogenbrandung an der Seeküste. Wolken von Seevögeln gierig die kleinen Fische zu haschen, welche sie mit sich führt, begleiteten die Strömung auf ihrem Vorrücken. Uebrigens war dieß noch eine Erscheinung geringerer Art, da der Bore oft mit einer Schwellung von fünf bis sechs Fuß Höhe hereinbricht. Die niedern Gründe bei Windsor und alle Ufer in der Umgebung scheinen früher unter Wasser gelegen zu haben; die abgesonderten Erdkegel, die wie Oasen auf der Ebene stehen, waren vermuthlich Lehmbänke oder Inseln.

Durch die Vereinigung von drei Hauptstraßen und den Handelsweg von Halifax durch die Fundybai sah man sich veranlaßt nach Windsor einen Militärposten zu legen. — Windsor macht Anspruch auf den Namen einer Stadt, nämlich einer neu-schottländischen — und besteht aus etwa hundertundzwanzig unregelmäßig gebauten Häusern mit einer Bevölkerung von etwa siebenhundert Einwohnern. Die zahlreichen, rings umher zerstreuten Pachthöfe geben ungefähr die vierfache Zahl für das ganze Weichbild der Stadt. Wenn man den Ort als ein freundliches englisches Dorf betrachtet, so muß man ihn allerdings hübsch heißen. Landwirthschaft bildet den Hauptnahrungszweig; die schönen Rinderheerden, welche die niederen Gründe bedecken und sich in weiter Ferne, wie kleine Punkte auf der Landschaft verlieren, möchten selbst einem schottischen Viehhändler ein beifälliges Lächeln abnöthigen.

Wenn man gerade auf der westlichen Hauptstraße gegen Annapolis fortwandert, so gelangt man bald durch die Hortonberge; hier entschädigt für den beschwerlichen Weg die steilen mit jungfräulichen Wäldern bedeckten Anhöhen hinauf, die schönste Fernsicht von Neu-Schottland, an dem westlichen Gebirgsabhange hinab. Das Auge beherrscht mit einem Blicke das reiche mit Pachthöfen geschmückte Thal am Gaspereaufluſſe, die bebauten Hügel von Cornwallis, in der Ferne durch das Nordgebirge, und Kap Blomidon, die nordöstliche Spitze dieser Gebirgskette, begränzt, welche ihre Klippen kühn den heftig fluthenden Wellen des Bassins von Mines entgegendämmt, das selbst bis auf diese Entfernung seine an dem Ufer gewonnene rothe Wasserfärbung noch erkennen läßt. Die weitausgedehnten Anhöhen von Horton und Cornwallis sind nur die Folioausgaben der Gegend von Windsor, obschon diese durch den anmuthigen Wechsel von Baumgruppen einen freundlicheren Anblick gewährt.

Man muß hier zu Lande nicht geradezu nach der Entfernung von Horton oder irgend einer andern Stadt fragen; denn diese kann die Straße entlang, fünf, zehn, fünfzehn Meilen zerstreut seyn, was am Ende eine so bedeutende Skale von Entfernungen bildet, daß selbst der vernünftigste Reisende dadurch in Verlegenheit gesetzt werden möchte. Die Kirche, das Gerichtshaus oder sonst ein weit sichtbares Gebäude bildet den Hauptstandpunkt für die Bemessung und ist dieser ein Mal ausgemittelt, so wird man die Angaben der Landleute in Beziehung auf die Distanzen ziemlich genau finden. Meilensteine kennt man nicht, und hie und da trägt ein Pfoste mit halb verwittertem Buchstaben noch dazu bei, den Wanderer irre zu leiten; zuweilen trifft man ein Paar Figuren an einem Felsen nächst der Straße hingesudelt, die in der Regel nicht viel bessere Dienste leisten. Selbst der gefällige Wegweiser mit der ausgestreckten Hand, ist in Neu-Schottland noch nirgends errichtet worden; so bleibt es also dem Reisenden nicht selten überlassen, an einem Kreuzwege zu errathen, welche Straße in die unwirthlichen Waldungen, und welche zur ersehnten Wohnung führt. Striche von sumpfigtem Waldboden, andere von unfruchtbarem Sande, bedeckt mit Gebüschen und ungewöhnlich hohen Föhren, trifft man zwischen den Enden der Thäler von Cornwallis und Annapolis. Ist man an diesen vorüber, so läuft die Straße beinahe vierzig Meilen weit an dem Annapolisflusse hin; hier dürfte die Landschaft nach ihrem Charakter, ihrer Fruchtbarkeit und Anmuth, unter jeder Gegend ihres Gleichen suchen.

Das Nordgebirge, das am Kap Blomidon (oder „Blow-medown," blas mich um, wie es der Schifferwitz heißt) beginnt, verbirgt Allen, die auf der Hauptstraße fortwandern, den Anblick der Fundybai. — Den eigentlichen Charakter der Bridgetownbai erkennt man wieder fünfzehn Meilen oberhalb Annapolis, wo das zwanzig Fuß hohe Steigen der Fluth, und die Gelegenheit auf dem Strome Bauholz zu flößen, eine kleine Stadt in kürzester Zeit aufblühen ließ. Fünfzehn Meilen oberhalb Bridgetown vereinigen sich die Flüsse Nictau und Annapolis. Der Nictaufluß bildet den schönsten bis jetzt in Neu-Schottland entdeckten Wasserfall; im Ganzen ist er übrigens bloß eine Kufe voll Wasser, in einer Höhe von zwanzig Fuß über Felsen hinabstürzend. — Annapolis Royal war früher unter dem Namen Port Royal die Hauptstadt des acadischen Gouvernements; bei den früheren Kriegen in der Provinz unterlag es manchem Wechsel, und nur sehr wenige französische Ansiedler sind noch unmittelbar in der Nachbarschaft übrig. Es ist die Hauptstadt der County, hat aber außerdem keine weitere Bedeutung mehr. Die Anzahl der Häuser mag die Hälfte von Windsor, die der Einwohner kaum dreihundert betragen. Mit seiner Lage beherrscht es die Verbindungslinie von St. Johns in New-Braunschweig bis Halifax, man beabsichtigt deßwegen dasselbe in das alte mit Bollwerken versehene Feldfort umzuwandeln, das einst Schlüssel und Citadelle der Provinz war. —

Ueber Kunst in Rom und Paris.

(Fortsetzung.)

Rom und Paris haben ihre Kunstausstellungen. Erst im verflossenen Winter bildete sich in Rom ein Kunstverein, unterstützt von den angesehensten Kunstfreunden, und ähnlich den früher ins Leben gerufenen Vereinen in Berlin und München. Um die Oster-

zeit, zugleich mit der sehr interessanten in der französischen Akademie, war die erste Ausstellung, welche die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade auf sich zog. Sie diente als erfreulicher Beleg zu der glänzenden Kunstvirtuosität, in welcher Rom durch den Zusammenfluß vorzüglicher Künstler vieler Nationen alle andern Städte überragt. Die Ausstellung befindet sich auf dem Kapitol. Obgleich das Lokale, welches noch nicht eigens gewählt werden konnte, manches zu wünschen übrig ließe, so läßt sich doch hierüber weniger, als über die sonderbare Zusammenstellung, nämlich die Mischung der Skulptur mit Malerei, klagen; wobei die sonst meistens vortrefflichen Arbeiten der erstern, wie begreiflich, durch das Uebergewicht der Farbe gegen weißen Stein, zu sehr im Nachtheile stehen. Es ist fruchtlos, die große Galerie zu Florenz als Rechtfertigung dieser Vermengung anzuführen, denn auch dieser wirft man längst mit Recht denselben Fehler vor, ob er gleich bei der Aufstellung im Kapitol durch den beengten Raum noch lästiger auffällt. Auch ist die Tribune in den Studien, welche die größten Meisterwerke der Malerei und Skulptur enthält, leider durch üble Beleuchtung und Aufstellung zu berüchtigt, um sie als Vorbild anführen zu dürfen. Alles, was oben über die Bildung der öffentlichen Meinung in Rom angeführt wurde, bestätigte sich bei dieser ersten Erscheinung in vollem Maße. Es liegt ein unendlicher Reiz in dem überall mit Liebe und Sachkenntniß gefällten Urtheile, welches man in diesen Sälen laut und unumwunden aussprechen hört, und woraus der denkende Künstler abnehmen kann, daß es nichts leichtes ist, seine Arbeiten einem so einsichtsvollen Publikum vorzuführen. Den Werth dieser reichen Kunstausstellung erhöhte noch, daß die anerkannt ersten in Rom lebenden Meister, obgleich sie die lebhafteste Theilnahme für die Unternehmung selbst aussprachen, keine ihrer Arbeiten dahin gaben. Ihre Beweggründe waren dabei die edelsten; denn da derlei Ausstellungen den besondern Zweck haben, junge Talente der Welt bekannt zu machen, so konnten anerkannte Meister dabei nichts gewinnen, sondern ihren Jüngern nur schaden. Wer die Meisterwerke des Cammuccini, die unerreichten, der schönsten Vorzeit würdigen Skulpturen Easlake's und Thorwaldsen's, die herrlichen Bilder der Veteranen Koch und Reinhard, die eines Massaccio würdige Madonna von Veith und endlich die, eine verloren geglaubte Kunst ins Leben zurückrufenden Freßken zu Assisi von dem unübertroffenen Overbeck gesehen, wird den Ruhm dieser großen Männer ohnehin hinlänglich begründet erachten.

In den herrlichen Sälen des Louvre war im vergangenen Monat Mai seit vier Jahren die erste Ausstellung. Welche Verschiedenheit auch hier zwischen Rom und Paris! In Rom fand man nur 117 Werke der Aufstellung würdig; in Paris sah man 2600. Die Beweglichkeit und Liebe zur Abwechslung trieb die Pariser aus den kaum geschlossenen Kammern in diese Kunstsäle, und bereits in den ersten Tagen waren die Journale mit Beurtheilungen derselben überschwemmt. Die Einen beklagten den Verfall der guten alten Schule, welcher David seit dreißig Jahren diktatorisch vorgestanden; die Andern frohlockten über das endliche Herandrechen der Morgenröthe einer neuen Kunst-Aera. Das Wahre an der Sache ist, daß die Franzosen nicht recht wissen was sie wollen, und ihre Exposition von 1831 sieht ihrer Revolution von 1830 in so ferne ziemlich ähnlich, daß sie keine besonders hervorstechenden Werke enthält, keine Schulen oder Parteichefs voranstellt, und somit bloß von der Masse ausgegangen zu betrachten ist. Damit ist aber den Parisern nicht gedient. Sie wollen Systeme, Schulen; und da sie diese nicht finden, wissen sie nun gar nicht, wie sie daran sind. Sie vergessen, daß selbst die Kunst stets der äußern Richtung einer Nation folgt, und daß man in Frankreich abwechselnd Kanonen und Glocken gießt, Kasernen und Klöster baut, und Kirchen und Schlachtenstücke malt. Wenn daher in der Ausstellung von 1831 die Mehrzahl der großen Bilder Gegenstände des Märtyrthums, der Anbetung und Devotion behandelte, so ist dieß offenbar ein trauriges Erbtheil der cidevant Legitimität von Karl dem Zehnten. Frankreich ändert seine Dogmen in Politik, Philosophie, Religion; warum soll seine Kunst nicht einer Regeneration entgegen gehen.

(Schluß folgt.)

Literärische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par M. R. Faune. Médecin des hôpitaux militaires.

2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

(Fortsetzung.)

In Folgendem finden wir ein Gemälde von einem Pueblo de Señorio oder einem Dorfe, das einem Granden zugehört, und das ein anschauliches Bild von den Folgen jener Feudaltyrannei giebt, gegen welche die Liberalen unglücklicherweise vergebens gekämpft haben.

„Gleich nachdem ich diese Sierra betreten hatte, kamen wir durch ein Dorf, das elendeste, das mir in irgend einem Theile von Spanien vorgekommen ist. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von dem Zustande der Einwohner dieses Dorfes zu machen, wenn man nicht mit eigenen Augen das Elend der spanischen Armen gesehen hat. Ich sah an zwei- bis dreihundert Personen, und unter diesen nicht eine einzige, die ihre Blöße nur zur Hälfte mit Lumpen bedecken konnte. Männer und Weiber sahen aus wie Bündel zufällig durch einander geworrener Fetzen von jeder Farbe, während die Kinder meist fadennackt umherliefen oder mit so zerrissenen Lappen bedeckt waren, daß sie in ihrer natürlichen Blöße noch weit erträglicher ausgesehen hätten. Ich vertheilte einigen Zwieback unter die Kinder, die sich darum mit einer Wuth rauften und ihn mit einem Heißhunger verschlangen, daß sie mehr jungen Wölfen als menschlichen Wesen zu vergleichen waren. Die schlechte und jähe Straße machte es nothwendig, den Wagen langsam fahren zu lassen, und ich benutzte diese Verzögerung, einen Blick in die Wohnungen dieser armseligen Geschöpfe zu werfen. Ich fand sie völlig im Einklang mit den Bewohnern; nirgends konnte ich ein Hausgeräth entdecken, keinen Tisch, keinen Stuhl; statt des letztern lagen einige große Steine umher; Etwas, das einer Matratze ähnlich seyn sollte, lag auf dem schmutzigen Boden und diente als Lagerstelle für die ganze Familie. Als ich dieses Dorf des Elendes verließ, bemerkte ich zwei steinerne Säulen mit einer bretternen Tafel, worauf zu lesen war, daß dem Eigenthümer dieses Ortes die Gewalt zustehe, über Leben und Tod der Bewohner seiner Besitzungen zu Gerichte zu sitzen. Ich habe den Namen des Granden vergessen, vor dessen Thüre so viel Jammer und Noth liegt; wenn ihm aber die Gewalt über Leben und Tod zusteht und er seinen Unterthanen das erstere nicht erträglicher machen kann, so wäre es menschlicher von ihm, ihnen den letztern anzuthun.“

Wir übergehen hier des Verfassers ausführliche Beschreibung von Madrid, und theilen aus derselben unsern Lesern nur eine Nachricht über die Art und Weise mit, wie Se. katholische Majestät Ferdinand VII und seine königliche Gemahlin sich zu unterhalten geruhen.

„Als ich zu Madrid war,“ sagt Inglis, „war der Lieblingszeitvertreib des Königs und der Königin von wirklich einziger Art; zumal da die Königin ihrer Niederkunft entgegensah. Die tägliche Unterhaltung des Herrscherpaars bestand darin, die wilden Thiere zu besuchen, die im Retiro

eingesperrt sind. Fast jeden Abend um fünf Uhr konnte man den königlichen Wagen auf seinem Wege nach der Menagerie durch den Prado fahren sehen, und da ich gleichfalls fast jeden meiner Abende im Retiro verfaullenzte, so genoß ich hier wiederholt das Glück, Zeuge der königlichen Unterhaltung zu seyn. Der Retiro besteht in einem großen Hofe von zweihundert Morgen im Gevierte, der mit eisernen Gittern eingeschlossen ist; im Innern desselben sind die Käfige der wilden Thiere aufgestellt. In diesem Hofe nun setzten sich die königlichen Herrschaften auf eine Bank, und die Thiere wurden zu allerhöchst ihrer Ergötzung aus ihren Käfigen hervorgetrieben — wenigstens solche, die friedlicher Natur sind, wie der Elephant, das Kamel, Zebra u. s. w. Dann setzten sich die Wärter den Thieren auf den Rücken und trabten auf dem Platze umher. Hatten sich die Majestäten daran satt gesehen, so wurden die Bestien vor ihren königlichen Freunden aufgestellt und fielen vor denselben auf die Knie — manchmal weigerten sich jedoch die ungeschlachten Unterthanen dieser loyalen Ehrenbezeigung. Eines Tages setzte sich der Mann, welcher ein Kamel ritt, dergestalt auf dasselbe, daß er auf den Hals des Höckerthieres zu sitzen kam, und sein Gesicht nach dem Hintertheile desselben richtete; über diesen Witz geriethen die Majestäten außer sich, und der König erstickte fast vor Lachen."

Doch wir können nicht von Madrid scheiden, ohne einige Worte des Verfassers über die Bevölkerung der Hauptstadt Spaniens zu entlehnen:

„Es läßt sich von den untern Volksklassen in Madrid nicht sagen, daß sie besonders moralisch verdorben seyen; sie sind weder so trunkergeben und brutal als der „Mob" von London, noch so unbändig und unverschämt als die „Canaille" von Paris. Man sieht in den Straßen von Madrid selten Leute, welche zanken oder spielen; ich glaube, man könnte durch jeden Theil der Stadt wandern, und sein Taschentuch eine halbe Elle lang aus der Tasche hängen lassen, ohne daß es einem gestohlen würde. Kleine Diebereien hält der Castilianer unter seiner Würde. Unter den höhern und mittlern Ständen steht, wenn ich nicht irre, Religion und Moral auf gleich schwachen Füßen; pfäffische Ränke und Schwänke haben wenig Einfluß auf sie, und Spott und Verachtung aller geistlichen Orden bildet einen gewöhnlichen Gegenstand der Unterhaltung. Ohne Zweifel trug die Okkupation der Halbinsel durch die französischen Heere nicht wenig dazu bei, die Ehrfurcht zu schwächen, von der vormals fast alle Stände der Bevölkerung gegen die Geistlichkeit durchdrungen waren. In Madrid hörte ich nie Jemand, der nur über der Klasse des gewöhnlichen Handwerkers war, mit Achtung von der Religion sprechen, oder mit Wohlwollen von der Priesterschaft. Die Geistlichkeit und die Mönche fühlen offenbar, wenigstens in der Hauptstadt, die Abnahme ihrer alten Macht, und haben deßhalb ihren Ton bedeutend herabgestimmt. Der reguläre Klerus neigt sogar Etwas zu dem Zeitgeiste hin, der seine Strömung gegen veraltete hierarchische Institutionen hereinwälzt. Es überraschte mich, Geistliche mit so großer Freimüthigkeit über den Zustand von Spanien sprechen zu hören. Ich hörte sie insbesondere über die Schwierigkeiten klagen, die man dem Bücherdrucke entgegenstellt, und sie gestanden, daß die Verfügungen in Betreff des öffentlichen Unterrichtes sehr geisttödtender Natur seyen. Der Klerus hat mit den Mönchen nicht gleiches Interesse, die gegenwärtige Lage der Dinge aufrecht erhalten zu wollen, weil er mit ihnen nicht gleiche Befürchtungen theilt. Eine Revolution, die alle Mönche aus dem Lande vertriebe, ihre Güter einzöge und ihrer Herrschaft ein Ende machte, würde wahrscheinlich die Weltgeistlichen nur wenig berühren; und namentlich hat sich ihre Furcht seit der letzten französischen Revolution merklich gelegt. Die Achtung, welche in Frankreich gegen die Rechte der Kirche beobachtet wurde, gilt ihnen als Bürge für ihre eigene Sicherheit, und vielleicht nicht mit Unrecht. Die Regierung sucht noch immer den Einfluß der Geistlichkeit so viel als möglich zu unterstützen und auf jede Art aufrecht zu erhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten, die man aus New-York vom 1 Junius zu Havre erhalten hat, melden, daß endlich Herr Bonpland von Dr. Francia in Freiheit gesetzt worden ist. Er hatte hierauf seinen Weg nach dem Flusse Parana genommen und war am 15 Februar zu San Borija angekommen. Es ist die Absicht dieses berühmten Naturforschers, das Land der Missionen zu besuchen; das linke Ufer des Uraguay, der in seinem reißenden Laufe eine Strecke von dritthalbhundert Meilen des fruchtbarsten und schönsten Landes durchströmt, zu durchwandern, und sich dann von Corrientes nach Buenos Ayres zu begeben. Er scheint sehr zufrieden mit der Behandlung, die er bei den Einwohnern von Paraguay gefunden hat.

•

Nach der medizinischen Zeitung von London hat man daselbst angefangen, den Dampf, der während des Backens von den Broden aufsteigt, zu benutzen. An dem Gewölbe des Backofens sind nämlich Röhren angebracht, die unmittelbar oder dem Brode oder Kuchen zu stehen kommen, die den Dampf auffangen, aus welchem sich Alkohol bereiten läßt. Ein Brod von vier Pfunden giebt auf diese Weise drei Viertelsunzen solches rektifizirten Weingeistes. Diese neue Erfindung setzt die Bäcker in Stand, im Preise des Brodes herabzugehen.

•

Am 22 Junius starb zu Valenciennes ein Bettler, Namens Holland, vier und achtzig Jahre und sechs Monate alt, der wegen seiner Alles verschlingenden Gefräßigkeit bekannt war; wenn er bettelte, so pflegte er das Mitleid dadurch anzuflehen, daß er den Mund aufriß und schrie: „er hat Hunger! er hat Hunger!" Eine über diesen seltsamen Menschen im Jahre 1821 im Drucke erschienene Nachricht erzählt, er habe in seiner Hochzeitnacht allen Brodvorrath, den seine Frau für die ganze folgende Woche hergerichtet hatte, verschlungen. Mehrere Aerzte von Valenciennes werden eine Zergliederung dieses Vielfraßes vornehmen.

Witzstacheln des Figaro.

Hr. Dupin empfiehlt den Polizeipräfekten, während der großen Hitze die Pflastersteine zu hüten.

•

Das Fest des h. Ildephons ist im Kalender auf den 29 Julius verlegt; dieß ist das Schutzpatronfest der Pariser Pflastersteine.

•

Herr Cousin macht viel Glück in Berlin. Es scheint, daß man in Preußen ihn versteht: in Paris ist Dieß nicht der Fall.

•

Die drei Beduinen wurden gestern nach der Messe dem Grafen von Lobau vorgestellt, der sie mit größter Auszeichnung aufnahm.

•

Europa ist von zwei Geißeln Gottes heimgesucht: von der Cholera und der Diplomatie.

•

Wer sollte es glauben? Herr Persil erklärt sich gegen die Erblichkeit der Pairie? Herr Persil hat lichte Zwischenräume.

•

Die Pairie ist sehr krank. Sie hat den letzten Tritt von Herrn Persil erhalten.

•

Der Apostel der heiligen Allianz, Se. Exzellenz der Herr Bischof von Autun, hat am 18 Junius zur Feier des glücklichen Tages von Waterloo in der katholischen Kirche zu London das Hochamt gehalten.

•

Durch Erlaß der Konferenz von London ist Prinz Leopold verurtheilt zum lebenslänglichen — Tragen der Krone.

•

Man versichert, das Haus Coutts und Komp. zu London unterhandle in diesem Augenblicke den Ankauf der Perrücken des Herrn Baron Pasquier, und habe bereits 6000 Pf. St. geboten. Dieses kostbare Denkmal der französischen Pairie wird von dem Hause Coutts, wie man sagt, dem Museum in London zum Geschenke gemacht werden.

•

Wenn der Herzog von Modena allen seinen Unterthanen die Amnestie angedeihen läßt, so wird bald keiner mehr übrig seyn.

•

Die Gabarre, „die Seine," die Karl X und Don Pedro nach ihrem Thronsturze aufnahm, kreuzt gegenwärtig an der Mündung der Newa. Dieses Schiff erwartet eine kaiserliche Ladung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 194. 13 Julius 1831.

Zur Geschichte der Reformfrage in England.

(Von einem alten Reformer, aus dem New Monthly Magazine, Maiheft.)

Die französische Revolution im Jahre 1789, die wie ein politisches Erdbeben die Königreiche des ganzen europäischen Festlandes erschütterte, ließ auch die meerumschlossenen Inseln des großbritannischen Reiches nicht unberührt. Indeß hatte ihren Wirkungen bereits eine Reihe von Begebenheiten vorgearbeitet. Seit dem Beginn des amerikanischen Krieges (1775) waren die Prärogative der Krone und die Rechte des Volkes unausgesetzt ein Gegenstand kühner Erörterungen geworden. Gegen Ende dieses unseligen und kostspieligen Krieges, der gegen die Regierung die ihn führte, eine sehr kräftige Opposition erweckte, dachten und träumten die Vertheidiger der Volkssache von nichts lieber, als von einer Beschränkung des Einflusses der Krone, dem man den Anfang wie die Fortdauer jenes Kampfes zuschrieb. Diese Beschränkung glaubte man durch eine Verminderung in den Besoldungen der Hofleute und durch eine Reform des Unterhauses herbeiführen zu können. Von dieser Ansicht geleitet schlug man verschiedene Wege zur Erreichung des vorgesteckten Zieles ein; unter andern wurden von den Häuptern der Volkspartei Gesellschaften errichtet, an deren Spitze damals der Herzog von Richmond, Sir Georg Saville und andere durch lange Erfahrung gereifte politische Charaktere standen; ihnen schlossen sich später William Pitt und andere jüngere Politiker an.

Nach Beendigung des Krieges im Jahre 1783 verloren die englischen Reformer ihr früheres Ziel über den nun wegen des Ministerwechsels ausgebrochenen Kampfe der Parteihäupter aus dem Auge. Einige Motionen Pitts ausgenommen, die er in Vorschlag brachte, um sein gegebenes Wort, daß er die Sache als Mann und als Minister unterstützen wolle, einzulösen, verlor die Reformangelegenheit ihr öffentliches Interesse bis zur Zeit der französischen Revolution. Indeß darf hier doch die Versammlung einer Jahresfeier nicht unerwähnt gelassen werden, die wenn auch an sich von keiner besondern Wichtigkeit doch durch die Folgen Bedeutung erhielt, die sich an sie knüpften, indem zwar durch dieselben die Ideen bürgerlicher und religiöser Freiheit nicht unter die großen Massen verbreitet, aber in einem engeren und achtungswerthen Kreise angeregt und lebendig erhalten wurden. Diese Versammlung wurde am Geburtstage Wilhelms III zur Feier der englischen Revolution des Jahres 1688 gehalten und zwar in einem nonkonformistischen Bethause, weil der größte Theil der Versammlung aus Dissenters bestand, die durch das gefeierte Ereigniß ihre Privilegien errungen hatten. Es folgte darauf, wie es zu London gewöhnlich ist, ein öffentliches Gastmahl, bei welchem patriotische und liberale Gefühle an der Tagsordnung waren. Bei diesen Jahrestagen wurde gewöhnlich die Schilderung Wilhelms, wie sie von dem Bischof Burnet entworfen worden ist, vorgelesen; bei dem Gastmahle selbst aber blieb man nicht bloß bei der historischen Erinnerung oder dem eigentlichen Anlasse der Zusammenkunft stehen. Als Beleg hiezu möge hier das Gebet eines Geistlichen stehen, das am Schlusse eines dieser Gastmahle gesprochen wurde: „Wir danken,“ so hieß dieses Stoßgebet, „dem Geber alles Guten für die große politische Wohlthat, deren Andenken wir an diesem Tage feierlich begangen haben. Mögen die Segnungen, die wir von diesem Ereignisse genießen, allen unsren Brüdern des menschlichen Geschlechtes zu Theil werden und mögen alle Völker Amen sagen.“

Von früher Jugend auf zum politischen Leben hingezogen und für Volksrechte begeistert wohnte ich im November 1788 der Versammlung bei, die wie gesagt die Säkularfeier der Revolution beging. Es war die erste politische Versammlung, die ich besuchte, und sie verfehlte nicht auf eine Seele wie die meinige den gehörigen Eindruck zu machen. Das Gastmahl wurde nach der gewöhnlichen Predigt in der London-Tavern unter Vorsitz des Earls Stanhope gehalten. Die Gesellschaft war zahlreicher und glänzender, die Truchsesse (Stewards) von höherem Range als gewöhnlich; und um der Feierlichkeit einen noch höhern Schwung zu geben, zogen die Häupter der Gesellschaft unter vorausschreitender Musik mit den nämlichen Fahnen, die Wilhelm bei seiner Landung zu Torbay geführt, und die man zu diesem Zweck entliehen hatte, in den Versammlungssaal. Unter den Truchsessen befanden sich Lord Hood, Herr Beaufoy und andere Mitglieder des Unterhauses, und Pitt's und Fox's Anhänger saßen bei diesem Mahle in friedlicher Vereinigung neben einander.

Im Jahre 1790 hielt Dr. Price dem Jahrestage die Gedächtnißrede. Bei dieser Gelegenheit folgte der Redner, der schon durch seine Schriften für die Sache bürgerlicher Freiheit während des amerikanischen Krieges einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, dem Zuge seiner Sympathie für die französische Revolution, wobei er mehrere aus den Prinzipien der englischen Revolution des Jahres 1688 hergeleitete Folgen hervorhob.

Bald darauf, nachdem diese Rede durch den Druck öffentlich

bekannt gemacht worden war, gab Burke seine „Bedenken" (reflections) heraus, in denen er Dr. Price und seine Grundsätze mit unbarmherziger Strenge geißelte. Es soll hier von dieser wohlbekannten Schrift nur erwähnt werden, welche Wirkung dieselbe auf die öffentliche Meinung jener Tage hervorbrachte. Bis dahin war die französische Revolution, die damals noch nicht zu den Ausschweifungen sich verirrt hatte, von denen sie später entstellt wurde, von dem Volke überhaupt mit Wohlgefallen und von manchem erleuchteten Menschenfreunde mit Hoffnung betrachtet worden. Nur die höhern Klassen der Gesellschaft hatten auf sie während ihrer Entwicklung mit Haß und Bestürzung hingeblickt, Burkes Reflexionen bestärkten sie in ihren Besorgnissen und gaben ihnen Waffen zur Vertheidigung in die Hand. Allein außer den Argumenten, die diese Schrift darbot, trug sie insbesondere auch dazu bei, zu Maßregeln zu ermuthigen, die noch kräftiger waren als die Argumente. Die französische Revolution verlor die Gunst des Volkes, und Diejenigen, welche aus ihren Folgen Gutes zu hoffen gewagt hatten, verwarfen sie jetzt mit Abscheu.

Die Jahresversammlung von 1791 war in mancherlei Beziehungen ganz verschieden von den vorausgegangenen. Die Gesellschaft hatte sich einen größeren Gesichtskreis gezogen, und nahm in demselben Gegenstände von allgemeinerem Interesse auf. Die Schilderung Wilhelms III, die bisher Jahre für Jahre vorgelesen worden war, wurde ganz weggelassen. Unter den Gästen befanden sich Petion, Maire von Paris, und Thomas Paine, der damals kurz vorher den ersten Theil seiner „Rechte des Menschen" (Rights of Man) herausgegeben hatte. Paine zum Toaste aufgefordert, brachte aus: „Die Revolution der Welt." Unter den Truchsessen dieses Tages befand sich einer meiner Tischnachbarn und Bekannten, der Kapitän Broome, der Verfasser von den „Briefen eines Pinsels" (Simkins letters) und später einer Erwiederung auf „Paines Verfall des britischen Finanzsystems." Broome, war ein Freund Warren Hasting's und haßte deßhalb Burke, den Hauptfeind seines Freundes, bitterlich. Er hatte ein Spottlied auf Burke verfertigt, das an diesem Tage gesungen wurde. Da Broome ein Mitglied der „Revolutionsgesellschaft" war, so veranlaßte er mich, gleichfalls in dieselbe einzutreten. Es war die einzige politische Gesellschaft, zu der ich damals gehörte, auch besuchte ich nur ein Mal ihre vierteljährigen Zusammenkünfte, deren Zweck mir zu seyn schien, kleine Flugschriften über die französische Revolution ins Englische zu übersetzen. Die Versammlung, der ich damals beiwohnte, zählte nicht über zwölf Personen, und wahrscheinlich ist die Gesellschaft nicht lange darauf völlig eingegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meuter-Kolonie auf Pitkairn-Eiland.

(Schluß.)

Was unter Anderm dem Kapitän Beechey vorzüglich an den Insulanern auffiel, war ihr geringer Sinn für Musik, ungeachtet ihre Andachtsübungen von Gesang begleitet werden. Alle ihre Lieder singen sie nach derselben Weise und obgleich sich ein Offizier der Blossom bedeutende Mühe gab, sie den hundertsten Psalm singen zu lehren, so verriethen sie bei ihrer sonstigen Lernbegierde doch weder Geschick noch Verlangen, die neue Melodie zu behalten. Auch dem Spiel auf einer Violine schenkten sie keine besondere Aufmerksamkeit, obgleich der Offizier sein Bestes that, als neuer Orpheus die Bewunderung des Völkchens zu gewinnen. Man schloß daraus, daß die Bewohner von Pitkairn durchaus kein Ohr für Musik besitzen.

Nicht minder bewunderte der Kapitän der Blossom die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit der diese Insulaner an ihrem gegebenen Worte hangen, was zu folgender seltsamer Geschichte Anlaß gab.

„Um Weiber ist es auf Pitkairn-Eiland, wo um ihren Besitz so viele trojanische Kriege geführt wurden, wie überhaupt in der Welt, ein köstlich Ding, aber um so mehr dort, wo hinsichtlich der Verwandtschaftsgrade dieselben Vorschriften wie bei den andern christlichen Völkern streng in Obacht genommen werden. Georg Adams, der Sohn des Inselpatriarchen, hatte sich schon in früher Jugend in Polly Young, die nur um wenig älter war als er, verliebt. Polly aber hatte vielleicht damals auf einen Andern ein Auge geworfen, oder sie befand sich gerade in den Jahren, wo Mädchen mit ihren Ansprüchen nicht auf Gottes Erdboden wandeln, kurz sie war so unvorsichtig gewesen, zu sagen, Georg Adams werde nie ihre Hand erhalten. Indeß gab dieser doch nicht die Hoffnung auf, mit der Zeit ihr Herz zu erweichen, und setzte zu diesem Ende seine Bewerbungen unablässig mit gleicher Zärtlichkeit fort. Seine Erwartung täuschte ihn nicht, seine Beharrlichkeit und eben so sehr seine hübsche Gestalt, die er bei keiner Gelegenheit in ein günstiges Licht zu stellen versäumte, fanden endlich Gnade vor Polly's Augen, ihr Herz schmolz und sie würde ihm gern ihre Hand gereicht haben — wäre nicht ihr früher abgelegtes Versprechen dazwischen getreten. Nun schmachtete das liebende Paar zum Erbarmen dahin, das Opfer eines unüberlegt geäußerten Entschlusses. Der wichtige Fall wurde uns, obgleich wir keinen Minnegerichtshof bildeten, zur Entscheidung vorgelegt und der Kummer der Partei erhielt nicht wenig Linderung, als unser Ausspruch nach reiflicher Erwägung dahin ausfiel, es sey gescheiter zu heirathen, als wegen eines voreiligen Gelübdes in Gram und Liebesnoth unglücklich zu werden. Unser einstimmiger Rath fiel somit dahin aus, daß der traurigen Geschichte durch eine Hochzeit so schnell als möglich ein fröhliches Ende gemacht werden möge. Allein unsre Weisheit vermochte Nichts über das standhafte Gewissen der schönen Polly und wir segelten ab ohne sie unter die Haube gebracht zu sehen."

Empfindsamen Gemüthern, die einen Roman solcher Art unmöglich so traurig ausgehen zu sehen im Stande sind, zu Trost und Frommen können wir die erfreuliche Nachricht geben, daß Kapitän Beechey aus Pitkairn-Eiland unterm 19 März 1830 einen Brief erhielt, worin es wörtlich heißt: „Georg Adams ist mit Polly Young verheirathet und hat bereits zwei Söhne." Diesem tröstlichen Bericht müssen wir leider aber auch noch beisetzen: daß John Adams am 5 März 1829 in einem Alter von 65 Jahren nach kurzer Krankheit das Zeitliche gesegnet hat. Seine Frau überlebte ihn nur wenige Monate. Ohne Zweifel wird sein Andenken in der dankbaren Nachkommenschaft des kleinen Inselvolkes länger leben. Unter den reuigen Verbrechern, die zur Besserung zurückkehrten, und die Verirrungen eines frühern Lebens durch wohlthä-

tige Handlungen wieder zu sühnen suchten, verdient Adams unstreitig eine höhere Stelle, als alle jene bekehrten Sünder und Sünderinnen, die durch Kasteiung oder fromme Stiftungen die alten Flecken abzuwaschen suchten. John Buffet, dessen Schreiben vorbemerkte Mittheilungen entnommen sind, verwaltet noch immer das geistliche Hirtenamt der kleinen Gemeinde auf Pitkairn-Eiland.

Kapitän Beechey verweilte achtzehn Tage unter diesen guten Leuten, und schließt seine Nachrichten über sie mit folgenden Worten:

„So lange wir auf Pitkairn-Eiland verweilten, hörte ich nie einen ungeziemlichen Scherz oder leichtfertige Reden oder Sticheleien mit denen man sich anderswo zu unterhalten pflegt. Sie sind so gewohnt, Alles buchstäblich zu nehmen, wie es gesagt wird, daß sie Ironie als Falschheit auslegten, man mochte es ihnen begreiflich zu machen suchen, wie man wollte. Der Sonntag ist ganz dem Gebete, dem Lesen und ernsten Betrachtungen geweiht. An diesem Tage darf kein Boot auslaufen, keine Arbeit verrichtet werden, ausgenommen die Küchengeschäfte, wozu inzwischen am Vorabende schon die Vorbereitungen getroffen sind. Ich wohnte an diesem Tag ihrem Gottesdienste bei. Die Gebete wurden von Adams vorgelesen, das Evangelium von Buffet, Gesänge eröffneten und schlossen den Gottesdienst. Auf jedem Gesichte sprach sich der Ausdruck innigster Andacht aus, und an den Kindern war ein Ernst zu bemerken, wie er bei den jüngern Leuten unsrer Gemeinden nicht zu finden ist. In ihrer Litaney beteten sie für den König und das königliche Haus mit großer Innigkeit. Buffet trug hierauf eine Predigt vor, die, damit man nichts überhörte oder vergaß, drei Mal vorgelesen wurde. Hierauf folgten wieder Gesänge, die zuerst von den ältern Gliedern der Versammlung und dann von den Kindern gesungen wurden. Auf diese Weise dauerte die ganze Feierlichkeit ziemlich lang; allein der saubere und niedliche Anzug der Gemeinde, die Andacht auf jedem Gesichte, die Unschuld und Einfalt der kleinen Kinder gewährten ein höchst lebendiges und anziehendes Bild. Eine halbe Stunde darnach versammelte man sich abermals zum Gebete und bei Sonnenuntergang zum dritten Male so daß mit den Morgen- und Abendandachten am Sonntage fünf Mal Kirche gehalten wird.

„Man kann über dieses Völkchen nichts weiter hinzufügen, als daß es in vollkommener Eintracht und Zufriedenheit lebt; tugendhaft, gottesfürchtig, heiter und gastfreundschaftlich ist mehr als es eigentlich die Klugheit erlaubt, daß es als ein Muster von Gatten- und Elternliebe aufgestellt werden kann. Nur äußerst wenige Fehler ließen sich an ihm bemerken, und unser Aufenthalt bei diesen gutmüthigen Menschen dauerte lange genug, und ihr Betragen war allzu offenherzig, als daß wir nicht jeden Flecken an ihrem Wandel hätten bemerken können."

Ueber Pitkairn-Eiland ist noch nachträglich zu bemerken, daß die Meuterer der Bounty bei ihrer Landung Spuren von Wohnungen und drei oder vier roh geschnitzte Bilder fanden, woraus man schloß, daß hier bereits Menschen von dem Taïtischen Volksstamm sich angesiedelt, aber kurz vor Ankunft Christierns und seiner Gefährten die Insel wieder verlassen haben mußten.

Die Einkünfte der französischen Geistlichkeit.

Es ist neulich in diesen Blättern aus der Revue Britannique ein Artikel über die Einkünfte der englischen Geistlichkeit mitgetheilt worden, deren ungeheure Einkünfte sich auf 238.000.000 Fr. belaufen, während bei einer reichlichen Besoldung jedes einzelnen Gliedes derselben 49.000.000 Fr. hinreichend wären. Es folgt hier aus demselben Journale eine Uebersicht der Einkünfte der **französischen Geistlichkeit**, welche bisher irriger Weise nur auf 25.000.000 Fr. veranschlagt wurde.

Man darf sich nicht wundern, heißt es dort, wenn ein Fremder sich irrt, da selbst der Moniteur, der doch an der Quelle der amtlichen Dokumente ist, in einer unterm 7 Mai 1827 gegebenen vergleichenden Uebersicht der Einkünfte der französischen Geistlichkeit, mit denen andrer Länder, die Hauptsumme auf 24.635.000 Fr. und für jeden Einzelnen im Durchschnitt auf 757 Fr. angab. Wir würden weit entfernt seyn, die Richtigkeit dieser Angabe zu bestreiten, wenn die Einkünfte der französischen Geistlichkeit sich nur auf die durch das Budget bewilligte Summe beschränkten; allein neben den von der Kammer votirten Summen hat sie noch den Genuß beträchtlicher zufälliger Einkünfte. Sie bezieht einen größern oder geringern Theil der freiwilligen Centimen der Departements- und der Kommunalbeisteuern: auch die Nutznießung der geistlichen Wohnungen, Häuser und Palläste trägt dazu bei, ihr Einkommen zu vergrößern, und die seit 1809 in jeder Nummer des Gesetzbulletins protokollirten Legate oder Dotationen vermehren sich täglich. Da die Schätzung, welche wir zu widerlegen haben, sich auf die Jahre 1829 und 1830 bezieht, so wollen wir dem Leser das ursprüngliche Budget der französischen Kirche vorlegen und dann eine ungefähre Schätzung der übrigen verschiedenen Einkünfte folgen lassen:

Würdeträger.	Bewilligte Summen.
5 Kardinäle erhielten 1829	150.000 Fr.
14 Erzbischöfe	325.000 —
66 Bischöfe	990.000 —
den Erzbischöfen und Bischöfen bewilligte Entschädigungen für Visitation ihrer Sprengel	19.500 —
Ein Generalvikar zu Paris	4.000 —
15 erzbischöfliche Generalvikare	45.000 —
16 Domheeren zu Paris	38.400 —
8 Domherren des Bisthums St. Denys	80.000 —
14 Domherren des Bisthums St. Denys zweiten Ranges	12.000 —
41 Dekane, Würdeträger rc.	58.100 —
680 Domherren zu 1500 Fr.	1.020.000 —
3181 Pfarrer erster, zweiter und dritter Klasse . .	8.717.300 —
23.623 Pfarreiverweser der Filiale . . .	16.789.133 —
4790 Vikare	1.455.700 —
Seelsorgen in Kirchspielen ohne Geistliche . . .	585.500 —
Hülfspriester	89.800 —
Hochamt und Chordienst der Hauptkirchen . .	650.522 —
Zuschußgehalte für 26 Bischöfe und Erzbischöfe, 919 Pfarrer und 7976 Pfarreiverweser	2.356.166 —
2976 Seminaristen für deren Unterhalt . . .	1.171.800 —
Pensionsgehalte	2.204.000 —
Summe .	31.752.121 Fr.

Zu dieser Summe, die Niemand bestreiten wird, rechnen wir noch 1) den Miethwerth der erzbischöflichen und bischöflichen Paläste und übrigen geistlichen Wohnungen, den wir für einen Erzbischof zu 12.000 Fr. *), für einen Bischof zu 6000, und für jeden Pfarrer oder Verweser zu 250 Fr. anschlagen . . . . 7,865.000 Fr.

2) den Betrag der Kommunalbeisteuern. Durch das Dekret vom 30 Oktober 1809 legt die Regierung den Kirchenvorstehern oder Gemeinden auf, die Zuschußgehalte der Vikare zu bezahlen, für die sie als Minimum 300 Fr. und als Maximum 500 Fr. festsetzte; da nun 4790 Vikare sind,

*) Diese Schätzung ist nicht übertrieben, wenn man bedenkt, daß viele Bischöfe und Erzbischöfe in verschiedenen Bezirken ihrer Sprengel reich möblirte Wohnhäuser hatten.

so ergiebt sich, wenn wir 400 Fr. als Durchschnitt annehmen, die Summe von . . . . . . 1,916,000 Fr.

8) den Betrag der dem Klerus durch die Generalkonseils der 86 Departemente von den freiwilligen Centimen bewilligten Summe mit . . . . 1,141,400 Fr.

Schäzung der zufälligen Einkünfte.

Die Geburten in Frankreich belaufen sich im gewöhnlichen Jahr auf 1,000,000; nehmen wir indeß nur 950,000 an. Nun weiß man, daß die Kirche von jedem Neophyten, den sie von der Erbsünde rein wäscht, einen Tribut erhebt, den wir gewiß nicht zu hoch ansezen mit . . . 1,900,000 Fr.

Die Sterblichkeit steigt in Frankreich im gewöhnlichen Jahr auf 900,000; nehmen wir 850,000 an, die der Kirche eine Taxe, die wir sehr gering auf 4 Fr. ansezen, bezahlen, so trägt dieser Theil der zufälligen Einkünfte . 3,400,000 Fr.

Gewöhnlich werden in Frankreich des Jahres 500,000 Ehen geschlossen; rechnen wir 250.000, und sezen, da dieß keine der unbedeutendsten Revenuen der Kirche ist, die Trauungstaxe auf 10 Fr., so giebt dieß . . . 2,500,000 Fr.

In Frankreich nehmen jedes Jahr 500.000 Kinder beiderlei Geschlechts zum Erstenmal an der Kommunion Theil. Der Gebrauch will, daß an solchen Tagen der Kirche und ihren Dienern Geschenke gemacht werden; diese richten sich freilich nach dem Vermögen der Eltern, aber wir bleiben gewiß weit unter der Wirklichkeit, wenn wir 2 Fr. für den Kopf rechnen, dieß giebt . . . . 1,000,000 Fr.

Die Schäzung der zufälligen Einkünfte wäre unvollkommen, wenn wir hier nicht noch den Ertrag der Messen, Seelenämter, Aussegnungen u. s. w. in Anschlag bringen würden. Mehr als eine Kirche war schon in dem Fall, nicht allen Begehren der Art entsprechen zu können; sezen wir demnach, obiger Liste des Kirchenpersonals zufolge, die Zahl derjenigen, die den frommen Wünschen der Gläubigen zu genügen vermögen, auf 50.000 herab, nehmen dann an, daß Jeder 150 Messen im Jahr liest, so giebt dieß die Summe von 4,500.000 Messen, und berechnen wir eine nur zu 1 Fr. 50 C., so haben wir wieder . . . 6,750,000 Fr.

Summe . 57,624,521 Fr.

Man wird bemerken, daß wir in dieser Uebersicht weder die Gehalte, welche manche Glieder des Klerus als Beichtväter von Kollegien, Civil- und Militärspitälern und andern öffentlichen Stiftungen beziehen, noch den Ertrag der Legate und Schenkungen und eine Menge anderer zufälliger Einkünfte nicht angegeben haben; und ein einziges Beispiel wird hinreichen, zu beweisen, wie weit die vorstehenden Schäzungen unter der Wirklichkeit sind. Wir legen dem Leser den Ertrag der Begräbnisse in Paris während eines Zeitraums von 3 Jahren vor:

153	Begräbnisse	der ersten Klasse dem Geistlichen bezahlt	mit 600 Fr.	91,800 Fr.
975	—	der zweiten — — —	300 —	292,500 —
3375	—	der dritten — — —	130 —	438,750 —
3142	—	der vierten — — —	150 —	471,300 —
6069	—	der fünften — — —	20 —	121,380 —
348	—	der sechsten — — —	12 —	4,176 —
			Summe .	1,419,906 Fr.

Im Durchschnitt also für jedes der drei Jahre . . . 473,302 Fr.

Rechnen wir hiezu noch die Abgabe von 60 pCt., welche die Kirche von der Administration der Leichenbegängnisse erhält, deren Einnahme sich jährlich auf ungefähr eine Million beläuft, so giebt dieß wieder . . . . 600,000 Fr.

Also tragen die Leichenbegängnisse der Stadt Paris allein jährlich die Summe von . . . . . 1,073,302 Fr. während sie auf dieser Uebersicht für ganz Frankreich nur zu 3,400,000 Fr. angesezt sind.

Man kann uns gewiß nicht zur Last legen, unsere Schäzungen übertrieben zu haben, da wir weder die den Erzbischöfen von Paris, Lyon, Toulouse, Strasburg und Rouen bewilligten ungeheuren Einkünfte, die sich auf 150.000 bis 200,000 Fr. jährlich belaufen sollen, noch die zufälligen Einkünfte einiger Pfarreien in Paris und der 7 oder 8 übrigen großen Städte, die man zu 10.000 bis 40,000 Fr. schäzt, in Rechnung brachten. Diese Schäzungen, die wir aus Mangel an Belegen nicht aufführten, mit eingerechnet, glauben wir die Einkünfte der französischen Geistlichkeit auf 60,000,000 Fr. jährlich, und die jedes Einzelnen im Durchschnitt zu 1800 Fr. anschlagen zu können. Jedermann wird einsehen, daß es ungereimt war, diese Durchschnittssumme nur auf 767 Fr. zu berechnen; wie wäre es möglich, daß ein Geistlicher, der doch immer eine Person zu seiner Bedienung bei sich hat, mit einer so geringen Summe bestehen könnte.

Die jezige Lage der französischen Geistlichkeit ist unstreitig minder glänzend, als sie es im 17ten Jahrhundert war; damals hatte sie 9000 Ortschaften, Schlösser und Häuser, mit hoher, mittlerer und niederer Gerichtsbarkeit im Besiz; außerdem gehörten ihr noch 159,000 Meiereien, 7000 Morgen Weinberge, nebst andern 5000, von denen sie ein Drittel und ein Viertel des Ertrags bezog, und ihre Einkünfte beliefen sich im gewöhnlichen Jahr auf 104 Millionen Thaler. Damals hatten

14 Erzbischöfe	1,140,000 Fr.
121 Bischöfe	4,071,000 —
und 1000 gepfründete Aebte	5,500,000 —
	10,711,000 Fr.

jährliche Einkünfte.

Obgleich die jezige Lage der französischen Geistlichkeit minder glänzend und weit unter der der englischen ist, so genießt sie doch ein stattliches Einkommen, welches, verbunden mit persönlichen Tugenden, überflüssig hinreichend wäre, ihr Achtung zu verschaffen.

Vermischte Nachrichten.

Der Kaiser von Rußland hat der mineralogischen Gesellschaft einen Smaragd zum Geschenke verliehen, der 85 Werste von Katharinenburg von dem Oberhüttenverwalter Kokowin entdeckt worden ist. Dieser Smaragd bildet ein regelmäßiges sechseckiges Prisma von reiner grüner Farbe, das insbesondere durch eine Fläche an einem Ende merkwürdig ist, die in ihrem natürlichen Zustande gelassen wurde. Diese Fläche ist mit Marienglasschiefer bedeckt, der in seinem Bestand und nach seiner schwarzen Farbe demjenigen gleicht, in welchem man die Smaragden im Heibachthale nahe dem Pinzgau findet, jedoch mit dem Unterschiede, daß man dort noch auf keine Krystalle von so bedeutender Größe gestoßen ist, als jezt das reiche Sibirien liefert.

*

Die Neu-Yorker Handelszeitung giebt folgende Berichte über die Seemacht der Vereinigten Staaten: „Gegenwärtig zählt man in Ausrüstung begriffen, aufgelegt (nur mit weniger Mannschaft versehen) und auf dem Stapel noch befindlich, zwölf Linienschiffe und siebenzehn Fregatten (außer verschiedenen kleinern Kriegsschiffen); die meisten derselben können in kürzester Frist segelfertig seyn. Die Linienschiffe werden zwar noch unter der Rubrik von 74 Kanonen aufgeführt, haben aber 90 bis 120 Feuerschlünde, und die meisten neuen Fregatten sind darnach auch in gleichem Verhältnisse von Größe und Metallgewicht gebaut, so daß unsere Seemacht in dieser Beziehung furchtbarer ist als rücksichtlich ihrer Anzahl. Die Politik der Vereinigten Staaten, ihre Kriegsschiffe größer zu bauen, als es die Benennung derselben scheinbar angibt, hat die Seemächte der alten Welt bedeutend in Verlegenheit gesezt, da sie auf ein Mal bemerkten, daß im Falle eines Krieges mit den Vereinigten Staaten ihre 74 Kanonen führenden Schiffe durchaus nicht mit sogenannten Vierundsiebzigern der Vereinigten Staaten einen Kampf bestehen können, ohne Gefahr zu laufen, genommen zu werden. Dieß voraussehend, haben die Franzosen bereits begonnen, ihre Schiffe beträchtlich zu vergrößern, und die Engländer sind gleichfalls im Begriffe es zu thun.“

*

Zu London hat man die Kunde von dem Tode des Kapitäns Woodfall erhalten, der von der afrikanischen Gesellschaft abgesendet worden war, über Abyssinien in das Innere von Afrika einzudringen. Der Reisende erreichte nur Kurdofan, wo er in eine Krankheit verfiel, die seinem Leben ein Ende machte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 195. 14 Julius 1831.

Die bevorstehende Anerkennung Polens.

Die heldenmüthige Begeisterung und noch mehr die unbeugsame Ausdauer, mit welcher „das tapfere Volk ohne Vaterland" den blutigsten Kampf der neuesten Zeit antrat, um seine so schmachvoll entrissene Nationalität wieder zu erringen, hat ihm die innigste Theilnahme aller Völker gewonnen, selbst Derer die am wenigsten edelmüthigeren Gefühlen zugänglich sind und ferne stehen den Interessen der großen europäischen Staatengemeinschaft. Wiederholt sehen wir, nur mit noch größerer Einmüthigkeit, die schöne Aufwallung, in der die Völker sich hinreißen ließen, laut ihre Wünsche für eine Nation auszusprechen, die im Namen der Religion Freiheit von dem türkischen Szimetar zurückforderte. Die Liebe zum Vaterlande ist auch eine Religion und alle Herzen fühlten eine noch tiefere Rührung bei der todesmuthigen Freudigkeit der Polen, als bei den Leiden der Abkömmlinge der Hellenen. Wenn unter der glänzenden Schneelinie des Lebens, auf der die Großen der Erde kalt und einsam stehen, die edleren Gefühle der Menschenbrust erkalten und absterben; so lodert in dem Gemüthe der Völker eine nie erlöschende Flamme, die bei dem Anblicke großer Tugenden unaufhaltsam hervorbricht. So nahmen auch alle Nationen Europa's ein persönliches Interesse an der Sache Polens, während die Könige theilnahmlos ihr Auge von dem entsetzlichen Schauspiele eines untergehenden Volkes hinwegwendeten.

Und doch blickten sie seit vielen Jahren schon mit stummen Schrecken auf den Anwachs des völlig asiatischen Czarenreiches. Unter Alexander erweiterte es sein Gebiet durch ungeheure Länderstrecken und wenige Jahre vor seinem Tode folgte diesen Gebietsvergrößerungen der tyrannische Einfluß seiner Diplomaten auf die innere Verwaltung des Landes. Unter der Regierung seines Nachfolgers hatten die Siege über Persien und die Türkei, diese kaum noch der Kinderschule einer frühreifen Civilisation entwachsenen Söhne des Nordens mit einem neuen Ehrgeitze erfüllt, und Europa mußte einen Augenblick fürchten, daß inmitten einer völligen Zerrüttung, in welche es durch den Wiener Kongreß gestürzt worden war — inmitten einer Zerrüttung, welche noch durch die von dem Troppauer Kongresse zwischen die Völker und Fürsten geworfenen Drachenzähnen der Zwietracht vermehrt wurde, ein neuer Attila aus den Schneewüsten Szythiens hervorstürzen könne, um noch ein Mal die Denkmäler unserer Kunst und die politischen Konstitutionen der Völker — die höchsten Kleinode einer vorgeschrittenen Civilisation — zu zertrümmern. Aber ein Kiesel aus der Schleuder des polnischen Davids flog an die Stirne dieses furchtbaren Goliaths, der nun seiner gefeyeten Waffen beraubt in seiner Blöße daliegt zum Gespötte aller Schwachen, die er zuvor mit Füßen trat. In der Nähe sieht man nun alle Fehler an dem Baue dieses unförmlichen Riesenleibes und athmet wieder freier auf. Polens heldenmüthiges Selbstvertrauen erscheint nicht mehr als ein tollkühnes Wagestück, sondern als die gerechtfertigte Erfüllung einer wohlbedachten Unternehmung.

Die Türken, bisher so fremd allen unsern Sympathien, begriffen zuerst die unermeßlichen Vortheile, die sich ihnen darboten, wenn sie einem Volke die Hand reichten, das im Begriffe stand, ihren stolzen Siegern die am Balkan errungenen Lorbeern zu entreißen. Wohl gedachten sie, daß Sobiesky's Schwert es war, das einst Europa gegen ihre Angriffe schirmte, und sie erblickten in den Häuptern der polnischen Revolution eben so viel Sobiesky, die abermals bereit waren, Europa vor den Invasionen neuer Horden zu bewahren, die vielleicht wilder und barbarischer waren, als die ihrigen. Frankreichs Gesandter zu Konstantinopel glaubte den Einfluß, den die frischen Lorbeern seines Vaterlandes errungen hatten, benützen zu müssen und munterte aus allen Kräften die kriegerische Gesinnung der Pforte auf. Man behauptet, daß er zwar mit keiner bestimmten Instruktion zu diesem Zwecke versehen gewesen, aber durch die Winke eines Waffengefährten der großen Armee, der den Geheimnissen des französischen Kabinets näher stand oder zu stehen glaubte, zu jenen Schritten ermuthigt worden sey. Wie dem auch seyn möge, diese Winke waren durchaus derselben Art, wie jene Insinuation, die den Admiral Codrington bewegen, die Schlacht von Navarin zu liefern, die glorreicher war durch den Triumph, den sie der Sache der Menschheit bereitete, als durch den Sieg über eine barbarische und schlechtgeleitete Flotte. Allerdings wurde Codrington von der Ungnade des Herzogs von Wellington getroffen und zurückberufen, aber seine Mitbürger begrüßten mit lautem Beifall das edelmüthige Vertrauen, das er einigen nicht offiziellen Zeilen des braven Seemanns geschenkt hatte, der jetzt als König von England dem tapfern Admiral den wohlverdienten Preis verleihen konnte. Auch der General Guilleminot wurde wie Codrington zurückberufen; aber es ist zu erwarten, daß die Frucht seiner der Pforte ertheilten Rathschläge nicht völlig ausbleiben wird; der Divan, durch seine hastige Zurückberufung überrascht

und genöthigt, Rußland wegen des Mangels an ehrerbietiger Unterwürfigkeit um Vergebung zu bitten, wird sich bald wieder eines andern besinnen.

Man hätte denken sollen, Preußen, das mehr als irgend ein anderer Staat den Anmaßungen und Angriffen Rußlands' bloßgestellt ist, würde weniger ängstlich um dessen Gunst buhlen und offenherziger Polen den Tribut seiner Bewunderung zollen. Der König, stets zur Anerkennung kriegerischen Ruhmes hinneigend, konnte sich auch, wie man sagt, nicht erwehren, seine Achtung gegen das tapferste und unglücklichste Volk Europa's auszusprechen: nur noch einen Schritt und vielleicht hätte er sich der Rathschläge des Obristen Massenbach erinnert, und den Vertheidigungsplan wieder hervorgesucht, den der preußische Lloyd im Jahre 1802 für Preußen entworfen, und dessen Zurückweisung man seitdem nur allzuoft zu bereuen hatte. Massenbach wollte, daß Preußen sich offen mit Frankreich verbinden sollte, um ein Bollwerk zu bilden das die Einbrüche der nordischen Horden über das mittägliche Europa zurückdämmen konnte. Hiezu schlug er eine militärische Komunikation zwischen der Weichsel und Oder, sowie zwischen der Oder und Elbe vor; er wollte einen Platz im östlichen und einen im westlichen Preußen befestigt wissen, die beide mit Breslau in Schlesien und mit Magdeburg an der Elbe vier befestigte Mittelpunkte bilden sollten, deren jeder einem stehenden befestigten Lager zur Anlehnung dienen konnte. Ist es nicht denkbar, daß der König von Preußen auf diesen Entwurf Massenbachs zurückkäme und mit Frankreich gegen die Eingriffe Rußlands sich verbände?

(Schluß folgt.)

Ueber Kunst in Rom und Paris.

(Schluß.)

Bereits in der letzten Ausstellung bemerkte man ein sichtbares Verdrängen der alten Schule, und in der dießjährigen suchen ihre Anhänger vergebens nach Ingres, Guerin, Gerard; außer einigen Köpfen von Gros und Hersent ist sie verschwunden. Mit beklommenen Herzen wandeln die Pariser unter diesen ganz neuen Erscheinungen umher; sie sehen mit Schmerz die klassische Schule ihres Girodet in häßliche Nachahmung der Natur verwandelt, und ihre Stoßseufzer, wenn sie so gar nicht wissen, was aus dieser Anarchie entstehen soll, klingen ganz possierlich. Und doch ist die Erklärung so einfach. Nach einem vierzigjährigen bewegten Leben wendeten eine große Anzahl fähiger Menschen sich zur Kunst. Die neuen gesellschaftlichen Ansichten, welche die letzte Revolution erzeugte, durchdringen eben so gut die menschliche Fähigkeit in den schönen Künsten, wie in Gesetz und Verfassung; in einem Gemälde Vernets, wie in einem Pamphlet Paul Courier's. Eine Rede Benjamin Constants, ein Gedicht Berengers, ein Roman Viktor Hugos athmen den Geist, der das Jahrhundert beseelt. Nur wer diesen erfaßt, wird die innerste Tiefe der Natur aufdecken, in der allein die unermeßlichen Veränderungen der Verfassung der Welt gegründet sind. Wenn Theater und Malerei keine Barrikaden brauchten, so lag der Grund darin, weil die klassische Legitimität keine Armeen hatte. Der Widerstand war weniger heftig, der Triumph der Neuerer um so leichter. Der Tod Talma's und David's war der Schlußstein der alten Bühne und der alten Schule. Wenn aber nun auch hergestellt ist, daß die alte Schule verdrängt worden, so weiß doch Niemand anzugeben, was an ihre Stelle getreten ist. Die Franzosen sind erstaunt über die Ausschweifung, in welcher sie die Kunst allen Richtungen folgen sehen, ohne eine bestimmte festzuhalten; und in der That möchte eine solche Verschiedenartigkeit von Styl, Manier und Gegenstand kaum in einer zweiten Kunstsammlung angetroffen werden. Bei allem dem sucht das Auge lange vergebens nach hervorstechenden Werken, während in den glücklichen Epochen der Kunstblüthe stets einige große Männer, kraft ihres Genie's, an der Spitze standen, und selbst in der letzten Zeit einige große Namen hinlänglich waren, den Geschmack der Massen zu leiten. Ob die jetzt herrschende Verwirrung zum Guten führen wird, kann wohl Niemand entscheiden. Man möchte bei dieser Abwesenheit einer bestimmten Richtung am liebsten auf einen versöhnenden weisen Eklektizismus rechnen, wenn ein solcher überhaupt in der Kunst denkbar ist. Am meisten macht den Parisern Horace Vernet zu schaffen, und die Ansichten über die Schule, welcher er folgt, beschäftigen alle Blätter, während man übersieht, daß er nur seinem fessellosen Genie sich hingibt. Wie ein glänzender Stern strahlt er aus dem Chaos dieses Gemäldewustes hervor. Dieser Künstler, bereits ganz Europa durch seine glückliche Behandlung der Genremalerei bekannt, hat sich nun auch im Historischen versucht, oder vielmehr beide Gattungen zu vereinen gesucht. Ueber diese Begriffsbestimmung ist man aber in Paris nicht im Reinen, legt aber auch eine viel zu große Wichtigkeit darauf. Wenn man die reinhistorischen vatikanischen Stanzen Raphaels und die ächten Genrebilder der alten Niederländer studirt, so kann man meines Erachtens über die Definition beider Gattungen nicht im Zweifel seyn. Vernets Bild des vorigen Papstes, wie er auf dem Thronsessel in die Tribune der Peterskirche zur österlichen Benediktion getragen wird, machte in Rom einen noch viel größern Eindruck, als in Paris, da der heilige Vater dem Maler selbst gesessen, und von ihm täuschend ähnlich aufgefaßt war. Das geistreiche Antlitz des ehrwürdigen Greises, die Pracht des Gewandes, die würdevolle Haltung des von Alter und Krankheit gebeugten Kirchenoberhauptes, erhält einen überraschend glänzenden Relief durch die Ausstattung des Ganzen, besonders durch den charakteristischen Ausdruck der Personen. Das größte Werk, das bis jetzt aus Vernets Hand hervorgegangen, ist in Rom und Paris anerkannt seine Judith. Sie verläßt eben das Bett des Holofernes, und ist im Begriff ihn zu tödten. Hätte Vernet noch keine Anwartschaft auf klassischen Ruhm sich erworben, dieses Bild wäre hinlänglich, ihm einen Rang unter den ersten Malern aller Zeiten einzuräumen, und ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Ohne spitzfindig untersuchen zu wollen, ob es ein Genre- oder historisches Gemälde seyn soll, ohne zu fragen, warum der Beschreibung des Testamentes so wenig Genüge geleistet, warum aus der sanften, dem Himmel vertrauenden Judith eine furchtbar aufgeregte Frau geworden, deren Vorhaben in ihrem rollenden Auge, in ihrem krampfhaft bewegten Leibe zu lesen, und warum der grimmige Feldherr des Nebukadnezar hier als ein von Wollust und Wein übersättigter, seinem Verhängniß mit Satyrsmiene und Faunslächeln entgegenschlummernder Wüstling

dargestellt wird; ohne in alle diese und vielleicht noch mehrere gegründete Vorwürfe, welche man diesem Bilde machen könnte, einzugehen, überlassen wir uns dem Genusse, welchen der Eindruck des Ganzen auf uns hervorbringt, und bewundern die schöpferische Kraft des Genie's. Vernets Judith gehört zu den Figuren, die einmal gesehen nie aus dem Gedächtnisse schwinden, und Jeder, der Italiens unzählige Galerien gesehen, frage sich aufs Gewissen, wie viele solcher Eindrücke ihm in die Heimath folgten. Eine That, wie Judith gethan, läßt sich mit dem weichen christlichen Sinne, welcher so viele Märtyrinnen und Fantastinnen zur Unnatur gesteigert, nicht vergleichen, und wenn wir auch annehmen, daß Glaube und Vertrauen auf göttlichen Beistand ihre Seele durchglüht, so läßt sich ein zur gräßlichsten That entflammtes menschliches Wesen in solchem Beginnen nicht mit Heiligenscheine, und dem betend zum Himmel gerichteten Auge vereinen. Ein Weib, das so Ungeheures vollbringt, muß auf sich vertrauen, muß von großer geistiger Kraft beseelt seyn; und so hat Vernet seine Judith genommen, die glänzend schwarzen Haare wild herabrollend, ein schönes seidenes Gewand nachlässig umgürtet, kniet sie mit einem Fuße auf dem Bette, auf dem der Verhaßte in süßen Träumen schwelgt. Ihr rechter Fuß ist krampfhaft gegen die Erde gestemmt, die rechte Hand umfaßt kräftig das breite Damaskerschwert, die linke streift das weite Kleid vom straff zur That gespannten rechten Arme hinauf. Der Kopf ist unbeschreiblich schön. Das dunkelsprühende Auge wirft in einer erschütternden Mischung von Abscheu, Verachtung, Haß und Rachsucht auf das sorglose Schlachtopfer Todesblicke herab. Die Handlung ist so vorbereitet, Wille und Vollbringung so verschmolzen, daß man die Ausführung vor Augen sieht, ohne daß die That noch begangen ist, daß man apodiktisch überzeugt ist, daß sie nicht mehr mißlingen kann, und daß es so gut ist, als hätte sie den Kopf des Holofernes bereits in der Hand, wie dieser Stoff von den Meistern der frühern Zeit größtentheils behandelt wurde. Die Färbung der beiden erwähnten Meisterwerke ist unübertrefflich, die Zeichnung beinahe durchgehends korrekt. Außer diesen großen Werken schickte Vernet einen Kampf zwischen Räubern und päpstlichen Dragonern und die Beichte eines Räubers; beide in seiner bekannten schönen Genremanier. Ihm zunächst steht der in Rom lebende französische Maler, Herr Schnetz, dessen aus einer Wasserfluth gerettete Familie bereits die Anerkennung Roms gefunden. Der Ausdruck der Verzweiflung, die Anstrengung der Rettenden ist mit einer Wahrheit geschildert, welche den Meister beurkunden. Gleich meisterhaft ist die Pest unter Nikolaus V in Rom, welcher der Papst durch Gebete zu steuern sucht. Der Künstler Larivière entwickelt in ihr ein erstaunliches Talent der Zeichnung, Färbung und der sonst den Franzosen nicht eigenthümlichen gelungenen Anlage. Eine Landschaft von Giroux bei Casa-porta im Sabinergebirge, ist um so verdienstvoller, als die Gegend an sich nichts Charakteristisches hat, und wohl kein anderer Maler auf die Idee gekommen wäre, sie zum Stoff zu wählen. Ohne sich zu irgend einem Vorbilde hinzuneigen, folgt Giroux der Natur und seinem Genius, und wird, wenn er auf diesem Wege fortschreitet, den ersten Landschaftsmalern Europas sich anreihen. Beide Künstler leben in Rom, und von französischen Künstlern die in Paris leben, dürften wohl nur Champmartin mit seiner Rückkehr von St. Cloud, und Cogniet in seiner wunderlieblichen Rebecca mit den genannten zu vergleichen seyn. Gemälde von großem Format sind nicht sehr zahlreich, meistentheils religiöse Gegenstände von der alten Regierung bestellt, die auf die Ausschmückung der Kirchen viel Geld wendete, und so der Kunst auf ihre Weise nützlich wurde. Man hätte glauben sollen, daß die Ausstellung dieses Jahres, welche einer großen politischen Revolution folgte, aus dieser Vieles schöpfen würde. Allein außer Delacroix hat sich kein Maler von Bedeutung damit befaßt. In allen diesen Werken ist die alte Schule verdrängt, und die Delaroche, Robert, Steffen, Scheuben, haben eine neue Bahn eingeschlagen. Frägt man aber, worin diese neue romantische Schule besteht, so ist der stereotype Ausdruck: die Nachahmung des Schönen durch die des Wahren zu ersetzen. Da aber das Wahre in der Natur nicht so bestimmten Regeln unterworfen ist wie das Ideal, so sieht es Jeder nach seiner Weise an, welches wohl am besten zum Ziele führt.

Literarische Chronik.

Dissertation critique et apologétique sur la langue Basque, par un ecclésiastique du diocese de Bayonne. Bayonne chez Duhart-Fauvet in 8. Ohne Angabe des Jahres, wahrscheinlich aber von 1830.

Frankreich besitzt ein historisches Denkmal von fast nicht zu bezweifelnder Wichtigkeit, das man aber bis jetzt auf eine unverzeihliche Weise vernachlässigt hat. Dieses Denkmal ist die baskische Sprache; diese Mundart gehört unstreitig einer frühern Epoche an und existirte schon vor Ankunft der hochasiatischen Stämme in Europa, von denen die meisten Völker, welche jetzt diesen Erdtheil bewohnen, abstammen. Denn bei genauerer Untersuchung der europäischen Mundarten findet sich, daß alle, mit Ausnahme der baskischen, türkischen und der finnischen Dialekte, einem einzigen großen Geschlecht angehören, dem man den Namen des indogermanischen gegeben hat, weil es sich von den Ufern des Ganges bis an den westlichen Rand von Europa ausbreitet. Der später erfolgte Uebergang der Türken nach Europa ist bekannt; die finnischen Völker, welche mehrere östliche Landstriche desselben bewohnen, waren dort vor der Völkerwanderung wahrscheinlich zahlreicher, und finden noch jetzt verwandte Stämme unter denen, welche das an Europa gränzende nördliche Asien bewohnen. Nur die Basken und ihre Sprache, welche mit fast keiner der übrigen eine Aehnlichkeit hat, bleiben der Geschichte ein Räthsel.

Wir wissen nicht genau, ob die ganze spanische Halbinsel vormals von einer und derselben Nation bewohnt wurde. Strabo versichert, daß die Völker dieses weiten Landstrichs sich in Sitten, Lebensart und Waffen glichen, und nur durch Sprache und einen höhern und niedern Grad von Civilisation unterschieden. Nach demselben Geschichtschreiber war die mittägige Hälfte Spaniens von den Iberiern und die nördliche von den Cantabern bewohnt. Gegenwärtig ist der größte Theil der frühern Bewohner Spaniens ausgestorben und nur noch eine kleine Nachkommenschaft der Cantabern übrig, die unter dem Namen der Basken die Gegenden von Biscaya und Navarra und im Norden der Pyrenäen das französische Nieder-Navarra und die Landstriche Labour und Soule in Frankreich bewohnen, wo Nieder-Navarra und Soule dem Bezirk Mauléon im Departement der Niederpyrenäen und Labour dem Bezirk Bayonne in demselben Departement angehören.

Die baskische Sprache, welche von dem Volk, das sie spricht, Escuara genannt wird, hat durch die Verbindung, in welcher die Basken mit den Römern standen, eine Menge lateinischer Wörter erhalten, die jedoch so wie die von ihr aufgenommenen spanischen und französischen Ausdrücke dem Geist der Sprache angepaßt sind. Eben so stößt man auf mehrere Wörter, welche unbezweifelt deutscher Abstammung sind, und welche wahrscheinlich unter der Herrschaft der Westgothen in die baskische Sprache übergingen; doch alle diese fremden Elemente sind nur entlehnt, denn diese Sprache hat im Wesentlichen mit keiner der bekannten Mundarten einige Aehnlichkeit.

Mehrere gelehrte Philologen haben sich die Mühe gegeben, baskische Wurzelwörter, mit denen der vorderasiatischen Sprachen, welche man gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen der semitischen begreift, zu vergleichen; doch diese Arbeit blieb ohne gewünschten Erfolg, und man fand nur eine geringe Zahl von Wörtern, welche einige Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, Arabischen und Syrischen haben. Andere baskische Wurzelwörter trifft man in der finnischen und in den Sprachen des nördlichen und mittlern Asiens, und unter andern im Türkischen an; allein ihre Zahl ist sehr beschränkt, und die entdeckte Aehnlichkeit liegt mehr in dem ursprünglichen Verhältniß, in welchem die Wurzelwörter aller Sprachen zu einander stehen als in einer besondern Familienverwandtschaft, und kann durchaus nicht als Beweisgrund für die asiatische Abstammung der Basken dienen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bei einem Gastmahle, das man zu Warschau dem Obergeneral des polnischen Heeres gab, wurden Abgeordnete aus Volhynien eingeführt, die ein Asyl in Polen gesucht haben. Die Schilderung der Leiden, denen ihre Landsleute von Seite der barbarischen Grausamkeit der Russen preisgegeben sind, empörten jedes Herz und preßten jedem Auge Thränen aus. Nach Aussage dieser Männer hat der russische Kaiser einen neuen Ukas erlassen, der noch furchtbarer lauten soll als der erste; er droht darin, daß er weder Bewohner noch Wohnungen in den empörten Provinzen übrig lassen wolle; denn es sey endlich Zeit, den Bewegungen ein Ende zu machen, die seit zehn Monaten die Ruhe von Europa gestört. Bei diesen Worten wendete sich der Obergeneral zu einigen anwesenden Franzosen und sagte: „Das geht Sie an, meine Herren."

*

Der junge Poniatowski, Sohn des berühmten Generals unter Napoleon, und Adoptivsohn der Gräfin Tuszkiewicz, Schwester des verstorbenen Fürsten Poniatowski, ist zu Warschau angekommen, um sich unter die Fahnen der Vaterlandsvertheidiger zu stellen. Er hatte im vergangenen Jahre an der Expedition gegen Algier Theil genommen.

*

Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo (18 Junius) gab der Herzog von Wellington dem Könige ein großes Gastmahl, wozu die vornehmsten Offiziere, die in dieser Schlacht befehligten, eingeladen waren. Der König sendete am Morgen durch den Earl von Münster dem Herzoge einen prächtigen Ehrendegen, dessen Griff in erhabener Arbeit eine Krone mit Eichenlaub umgeben schmückt. Die Zweige lassen in ihrer geöffneten Rinde die Worte lesen: „Indien — Kopenhagen — Halbinsel — Waterloo." Die obere Zwinge der Scheide trägt des Königs Wappen, Namenszug und Krone; auf der Mitte der Scheide erblickt man des Herzogs Wappen und Orden auf der einen und seinen Kommandostab auf der andern Seite. Auf der untern Zwinge sind Flügel und Donnerkeile angebracht und das Ganze reich mit Eichenlaub, Lorbeern und Laubwerk, unter dem sich die Lotusblume kenntlich macht, verziert. Auf der Stärke der Klinge finden sich gleichfalls des Königs Wappen, Namenszug und Krone, so wie das Wappen, die Orden und Kommandostäbe des Herzogs eingegraben; ferner Herkules, der einen Tiger bezwingt; der Donnerkeil, die britischen Fahnen mit dem Merkurstabe und den Fasces von Lorbeern umschlungen, und darüber die Worte: „Indien, Kopenhagen, Halbinsel, Waterloo;" endlich ein in der Scheide befindliches Schwert mit Lorbeern und Palmen umschlungen.

*

Der „Spectateur" giebt die jährlichen Erträgnisse des Eigenthums in Großbritannien in runder Summe mit folgenden Zahlen an: In England: Erträgnisse von Häusern, Grundstücken u. s. w., mit Einschluß der Zehnten 41,000,000 Pf. — von Kanälen, Schleußen, Eisenbahnen u. s. w. 6,000,000 Pf. Leibrenten, Dividenden von Versicherungs- und andern öffentlichen Anstalten, 8,000,000 Pf. — (hievon sind jedoch 5,500,000 Pf. abzuziehen, die sich von Kapitalien und Hypotheken herschreiben) — endlich von Dividenden aus öffentlichen Banken, 28,500,000 Pf. — In Irland: aus Erträgnissen des Grundeigenthums, 14,000,000 Pf. — (hievon gehören Absentisten 6,000,000) — von Zehnten 2,000,000. — In Schottland: 6,000,000. Im Ganzen also 100,000,000 Pf. St.

*

Mit welcher reißenden Schnelligkeit Mittheilungen durch Dampfschifffahrt gemacht werden können, dazu giebt folgende Thatsache einen Beleg: Das Dampfschiff, „die Sphinx," verließ die Rhede von Toulon am 10 Junius Nachmittags zwei Uhr mit Depeschen, die aus Paris durch den Telegraphen mitgetheilt worden waren. Am 12 Morgens zwei Uhr kam die Sphinx zu Civita Vecchia an. Nachdem der Befehlshaber derselben und ein Offizier einige Stunden im Hafen zugebracht hatten, fuhren sie in einer Postchaise nach Rom. Hier überreichten sie dem Gesandten ihre Depeschen, der sich nicht wenig wunderte, aus Paris in fünfzig Stunden Mittheilungen zu erhalten. Der Gesandte fertigte hierauf seine Antwort aus, was gegen vier Stunden Zeit wegnahm. Während dessen besahen die zwei Reisenden einige der Merkwürdigkeiten von Rom; dann aßen sie um acht Uhr zu Abend und reisten nach Civita Vecchia zurück, wo sie am 15 Morgens sechs Uhr ankamen. Das Schiff fuhr um eilf Uhr ab, und langte am 14 um Mitternacht wieder in Toulon an. Am 15, Morgens vier Uhr, waren die Depeschen in den Händen des Seepräfekten, der den Inhalt durch den Telegraphen nach Paris berichtete; so daß also Nachrichten von Paris nach Rom und wieder zurück nicht mehr als fünf Tage Zeit erforderten.

*

In der Provinz Cumberland (den Vereinigten Staaten) hat man unlängst eine Quelle von Bergöl entdeckt. Man durchbohrte einen Felsen, um einen Brunnen zu graben, und sah plötzlich aus einer Tiefe von hundert und dreißig Fuß einen Strahl dieses Oeles zwölf bis vierzehn Fuß über die Oberfläche emporspringen, woraus sich alsbald ein Bach dieses Bergharzes bildete, der sich in den Fluß Cumberland ergoß. Dieses Erdharz brennt vollkommen und verbreitet ein glänzendes Licht. — Nordamerikanische Zeitungen sprechen auch von großen Goldmassen, die in Carolina gefunden worden seyn sollen.

*

Die Mönche von Catalonien nehmen alle jungen Leute, die bei ihnen als Novizen eintreten wollen, ohne Prüfung ihrer Fähigkeit auf, wenn sie nur stark genug sind, die Waffen zu tragen. Zu Olot allein erhielten zwei und zwanzig junge Leute die Weihe auf ein Mal. Alle diese neuen Mönche werden im Innern der Klöster nicht allein in den Handgriffen der Waffenführung geübt, sondern erhalten auch Unterricht in allen Zweigen der Kriegskunst. Die streitende Kirche rekrutirt.

Witzstacheln des Figaro.

Man spricht viel von einem Bündnisse zwischen der Cholera und Herrn Persil zur Vertilgung der Republikaner und Bonapartisten. Der Kaiser Nikolaus hat das Instrument als Pestbevollmächtigter unterzeichnet.

*

Die preußische Staatszeitung giebt zu verstehen; der Marschall Diebitsch habe sich vergiftet: dann hat der Unglückliche wahrscheinlich seinen Siegesbericht von Ostrolenka verschlungen.

*

Die Sonne des Julius leuchtet für Jedermann, nur für das arme Juste-Milieu nicht, das blind ist.

*

Herr Dupin stellt sich in Schatten; er fürchtet den Sonnenstich.

*

Die Polizei hat bei dem Obristen Lenor ein Stück des Leichentuches von dem Sarge Napoleons und einige Blätter der Trauerweide, die dessen Grab auf St. Helena beschatten, in Beschlag genommen, als verdächtige vom Pestgifte des Ruhmes angesteckte Waare.

*

Die Herzogin von Berry hat England verlassen und reist unter dem Namen einer Gräfin von Sagana nach Deutschland. Man hält dafür, sie wolle bei Sr. Maj. dem Könige von Preußen um eine Benefizvorstellung auf dem Kriegstheater zum Besten einer unschuldigen, armen, verfolgten Familie nachsuchen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 196. 15 Julius 1831.

Zur Geschichte der Reformfrage in England.

(Fortsetzung.)

Der 14 Julius, der Jahrestag der Einnahme der Bastille wurde in der Kron= und Ankertaverne zu London durch eine Folge von Gastmahlen feierlich begangen. Das erste dieser Feste fand im Jahr 1790 Statt, wobei die Truchsesse und einige Gäste das dreifarbige Band auf der Brust trugen, und ein Stein von der Bastille auf der Tafel ausgestellt war. Die Gedächtnißfeier ging in diesem wie im folgenden Jahre ruhig und ungestört vor sich. Nicht so war es im dritten Jahre der Fall. Man hatte um diese Zeit großen Haß gegen die Vertheidiger der französischen Revolution und die Freunde der bürgerlichen und kirchlichen Freiheiten zu entzünden gewußt. Die Regierung bot Alles auf, dem Einflusse derselben entgegen zu arbeiten. In ihrem Eifer übersprang sie hierin selbst die gesetzlichen Schranken. Man organisirte ein System von Aufpassern und Spionen, um unvorsichtige Liberale in ihren Aeußerungen zu belauern; Klopffechter und andere Schelme wurden gedungen, um unter dem Pöbel zu loyalen Gesinnungen anzufeuern; Dieß thaten sie indem sie die Straßen durchzogen und die Worte: „König und Konstitution" mit Kreide auf ihre Hüte geschrieben hatten. Weiber von der verworfensten Klasse waren Dutzendweise in Seld genommen, um in den Straßen der königlichen Bank zu heulen und zu schreien. Kein Mittel wurde versäumt um Alle, die nur einen Wunsch nach politischer Reform blicken ließen, einzuschüchtern oder dem Hasse des Pöbels bloßzustellen. Kaum wagte man daher irgendwo anders als im vertrautesten Kreise seinen Mund zu öffnen; die Herrschaft des Schreckens übte ihre ganze brutale Gewalt, und es läßt sich nicht sagen, wie viel damals die weisesten, edelsten und wohlmeinendsten Männer zu leiden hatten. Unter so bedrohlichen Verhältnissen faßte man dennoch den Entschluß, die dritte und letzte Jahresfeier der französischen Revolution zu begehen. Die Versammlung war zahlreicher, als man hätte erwarten sollen; aber da man man bei hereinbrechenderNacht Gefahr befürchten mußte, so ging die Gesellschaft bald nach dem Mahle auseinander. Diese Vorsicht war nicht unnöthig. Gleich nach Sonnenuntergang bildeten sich am Strande furchtbare Banden, die mit Gezisch und drohendem Geschrei vor das Gasthaus zogen, wozdie Versammlung statt gefunden hatte; allein da Thore und Fenster geschlossenwaren, so folgte keine weitere Gewaltthätigkeit. Nicht so war es in Birmingham; an demselben Abend wurden dort die Häuser des Dr. Priestley und anderer Freunde der Freiheit geplündert und zerstört. *)

Diese gesetzlosen Gewaltstreiche waren die Folgen einer kurz vorher erlassenen Verfügung gegen die Verbreitung aufwieglerischer Schriften. Da hiedurch alle freie Diskussion als aufrührerisch verdächtigt und unterdrückt zu werden Gefahr lief, so bildeten sich unter den Auspizien einiger Männer von politischer Bedeutung eine oder zwei Gesellschaften, um der Verfolgung der Schriftsteller einen Damm entgegenzusetzen. Die eine unter dem Namen „Freunde der Preßfreiheit" gebildet, stand unter der Leitung Erskine's; dieselbe hielt einige öffentliche Versammlungen, von deren einer bemerkt werden muß, daß Thomas Maitland gegen die Strenge, mit welcher die Regierung in Verfolgung der öffentlichen Schriften zu Werke ging, mit großer Heftigkeit zu Felde zog. Eine andere Gesellschaft, die um diese Zeit gegründet wurde, war unter dem Namen „der Volksfreunde" bekannt. Der Zweck dieser Gesellschaft war, das öffentliche Interesse für Parlamentsreform wieder zu beleben; in dieser Absicht wurde von ihr über die Art und Weise der Volksvertretung im Unterhause ein werthvoller Bericht bekannt gemacht, den man der an's Parlament gerichteten Petition zum Grund legte. Karl (jetzt Lord) Grey stand an der Spitze dieser Gesellschaft und wurde von Tierney und andern ausgezeichneten Männern kräftig unterstützt.

Um diese Zeit bildete sich noch eine politische Gesellschaft, die einen sehr unansehnlichen Anfang hatte und größtentheits aus Handwerksleuten gebildet war, aber bald eine hohe Wichtigkeit erlangte, und der Regierung nicht geringe Besorgniß einflößte. Diese Association nannte sich „die korrespondirende Gesellschaft" und war nach dem Muster der verbrüderten Gesellschaften in Frankreich gebildet; verschiedene Nebenversammlungen standen mit ihr in Verbindung und unter der Leitung eines Komite's, das aus den Abgeordneten der einzelnen Körperschaften zusammengesetzt war. Der Stifter dieses Gesellschaftenbundes war Thomas Hardy, ein in Picadilly an=

---

*) Man sieht, daß die Monarchie jener Zeit eben so gut den Pöbel benützte, um zu schrecken, und sonach desselben Kunststückes sich nicht schämte, das man den Jakobinern und Terroristen so sehr zum Vorwurf gemacht hat.

Anm. d. R.

säßiger Schuhmacher. In seinem Hause wohnte ein Neger, Namens Ignaz Sancho, ein Mann von Bildung und Talent, der beauftragt war in verschiedenen Theilen des Königreiches die Bildung von Gesellschaften zum Zwecke der Abschaffung des Sklavenhandels zu betreiben. Hardy war ein warmer Anhänger der Parlamentsreform, und da er glaubte, daß Sancho in den Provinzialstädten unter den Liberalen, die für die Abschaffung des Sklavenhandels thätig waren, auch manche Freunde politischer Reform finden würde; so ließ er durch diesen den Vorschlag machen, sich in Gesellschaften zu vereinigen und gelegenheitlich mit der Association, deren Gründung er zu London versuchen wolle, zu korrespondiren. Den Kern dieser Gesellschaft zu London bildeten Hardy und sein Schwager; beide waren überein gekommen, daß jeder von ihnen zur ersten Versammlung einen gleichgesinnten Mann mitbringen sollte, um ihr Vorhaben gemeinschaftlich in Berathung zu ziehen. Diese vier traten demnach zusammen und nachdem sie sich über ihren Plan verständigt hatten, beschlossen sie, daß bei der nächsten Zusammenkunft noch vier andere mitgebracht werden sollten, die zu einer solchen Vereinigung geneigt wären. Da auch diese Versammlung stattgefunden und beschlossen hatte, die Vermehrung der Gesellschaft auf dem eingeschlagenen Wege zu verfolgen; so war bald die Mutterloge so angewachsen, daß der Versammlungsort zu enge wurde und an anderen Orten der Hauptstadt Nebenversammlungen gehalten werden mußten. Aus so unbedeutender Quelle entsprang auf diese Weise eine Association, die in kurzer Zeit so furchtbar wurde, daß sie der Regierung die größten Besorgnisse einflößte. Die Versammlungen derselben wurden nun auf freiem Felde zu Chalk-Farm, Copenhagen-House und Bethnal Green Road gehalten, unter dem Zulaufe von Tausenden aus dem Volke. Bei dieser Gelegenheit sprachen Männer von Talent und Beredsamkeit über Parlamentsreform und andere Gegenstände der Politik zu den Zuhörern. Als die ausgezeichnetsten Sprecher machten sich Margarot, der gewöhnlich den Vorsitz führte, Thelwall und Fergusson, damals ein junger Advokat, bemerkbar. Hardy war Sekretär der Gesellschaft.

Eine andere Assoziation, obgleich höhern Ursprungs und aus gebildeteren Männern zusammengesetzt, verschmähte es nicht, mit der korrespondirenden Gesellschaft in Verbindung zu treten, um politischen Verbesserungen und der Verbreitung liberaler Ideen Bahn zu brechen. Diese Gesellschaft bestand noch von früheren Zeiten her und gehörte noch den Jahren 1778 und 1779 an, wo die angesehensten Männer der politischen Welt schon mit so glühendem Eifer für Reform thätig gewesen waren. Der Herzog von Richmond, Horne Tooke und andere Männer von gleichem Range und gleicher Denkart gehörten zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft, die unter dem Name „Gesellschaft für konstitutionelle Bildung" bekannt war und zum Zwecke hatte, gelegenheitlich Schriften bekannt zu machen, die geeignet schienen, richtigere Ansichten über politische Gegenstände unter dem Volke zu verbreiten. Obgleich viele der ursprünglichen Mitglieder nicht mehr dem Vereine angehörten, so wohnten doch Horne Tooke und andere noch seinen Versammlungen bei, in denen man Jeremias Joyce, den Erzieher der Söhne des Earls Stanhope, den berühmten Kupferstecher Scharpe u. a. m. bemerken konnte. Im Jahre 1793 wurde eine Art Verbrüderung zwischen dieser und der korrespondirenden Gesellschaft hergestellt, und dem zu Folge ein Konferenzkommité ernannt. Die Feier dieser Vereinigung wurde durch ein großes Gastmahl begangen, von welchem die zahlreich von der Regierung hingesendeten Spione außer der Marseillaise und andern französischen Volksgesängen, die dabei gesungen wurden, wenig zu berichten hatten, was Argwohn hätte erregen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die bevorstehende Anerkennung Polens.

(Schluß.)

Noch leichter wäre vielleicht Oesterreich für die Sache Polens zu gewinnen, wenn anders Metternich, der übrigens allein durch die eisernen Reife seiner stationären Politik das unnatürliche und auseinanderbröckelnde Gebäude des österreichischen Kaiserreiches bis jetzt zusammenhalten konnte, dem Kaiser Franz die nationalen Interessen seines Landes nicht aus den Augen zu rücken weiß. Dieser gute, und durch so manch hartes Schicksal geprüfte Greis, der die Erinnerungen seiner erlauchten Familie so heilig verehrt, muß wohl der bittern Reue gedenken, deren Stachel die große Marie Theresia bis zu ihren letzten Augenblicken über Polens Theilung mit sich trug. „Sie allein," sagt ein tief in Oesterreichs Geschichte eingeweihter Schriftsteller unsrer Zeit, *) „schien von einer cassandrischen Ahnung, nicht nur der empörenden Gewaltthat, sondern auch der bösen Folgen ergriffen ... Nicht in ihrem gewohnten Infinitiv und in kurzen abgerissenen Sätzen, sondern mit einer wahrhaft demosthenischen Erhebung schrieb Theresia an Kaunitz: „Als alle meine Länder angefochten wurden und ich gar nicht mehr wußte, wo ich ruhig niederkommen sollte, steifte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiet wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die **gesunde Vernunft** wider Uns ist, muß ich bekennen, daß ich Zeitlebens nicht so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme." .... „Bedenke der Fürst," schreibt sie endlich, „was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Walachei unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen ... Ich merke wohl, daß ich **allein** bin und **nicht mehr** en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nicht ohne meinen größten Gram ihren Weg gehen." Sie weinte mit der heroischen Gräfin Wielopolska, die sich hernach selbst tödtete, während die patriotischen Polen in alle Welt flohen." Hiemit stimmen die Worte überein, die Maria Theresia im Vertrauen gegen den französischen Botschafter, den Baron von Breteuil äußerte: „Ich weiß es," sagte sie, „ich habe durch Alles, was in Polen geschieht, meiner Regierung einen großen Flecken aufgeheftet; aber ich versichere Sie, man würde mir verzeihen, wenn man wüßte, wie sehr ich mich widersetzte und wie alle Umstände sich vereinigten, um meinen Grundsätzen wie meinen Entschlüssen gegen die mordbrennerischen Absichten (vues incendiaires) des ungerechten Ehrgeizes von Preußen und Ruß-

---

*) Hormayr im Leben des Fürsten Kaunitz. historischer Almanach 1831 S. 60.

land Gewalt anzuthun." Bekannter ist was die hochherzige Fürstin zu dem schwedischen Gesandten sagte: „Die Zertrümmerung Polens wird ewig ein Flecken in meiner Regierung seyn, und Nichts kann mich trösten." — „Gott allein," erwiederte der geschmeidige Höfling, „kann über die Handlungen der Fürsten richten." — „Das ist es eben was ich fürchte," war die Antwort der Kaiserin, indem sie ihre Hände zum Himmel erhob. Die Gelegenheit ist da, wo der Enkel den schwarzen Flecken von der ruhmreichen Regierung seiner Großmutter verlöschen kann. Zögert er, sie zu ergreifen, so hat er sehr zu fürchten, jene hochherzige Treue sich zu entfremden, welche die ungerische Nation einst auf ihrem Säbel seiner Großmutter schwur. Ungarn hängt ohne Zweifel mit inniger Liebe an dem regierenden Hause Oesterreich, von dem es nicht durch Eroberung gewonnen wurde, sondern dem es durch heilige Verträge, die ihm seine Rechte und Freiheiten verbürgten, sich anschloß. Aber die tapfere Nation der Ungern weiß auch, was sie ihrer Würde schuldig ist. „Sie will" — wie ein Deputirter auf dem Reichstage 1825 es aussprach — „sie will und hat das Recht, es zu wollen, daß die Regierung sie nicht unter einer ewigen Vormundschaft halte; sie will, daß nicht der geistige Aufschwung unterdrückt, der Enthusiasmus als bemitleidenswerthe Thorheit, die Kraft als gefährlich betrachtet werde; sie will, daß man das Talent nicht verfolge, wenn es sich weigert, der Polizei oder den Apostolischen sich zu verkaufen; sie will endlich, daß man nicht aus Furcht vor eingebildeten Gefahren die strengsten Maßregeln ergreife, wie es einst in manchen Klöstern der Fall war, wo die ganze fromme Brüderschaft Arzeney nehmen mußte, wenn einer der Mönche erkrankt war, was nothwendig, wenn nicht dasselbe Uebel, doch ein noch gefährlicheres hervorbringen mußte." Es ist bekannt, welchen großen Enthusiasmus die heldenmüthige Tapferkeit ihrer polnischen Brüder unter den Magnaten der edlen Magyaren entzündete und trotz Schloß und Riegel ist das kühne Wort, das ihre Petitionen zu Gunsten Polens an den Stufen des kaiserlichen Thrones aussprachen, durch Europa wieder geklungen und mit um so größerer Bewunderung vernommen worden, als die kindische Feigheit und Unbehülflichkeit des neugebornen Königthumes in Frankreich sich nicht scheute, die ältesten und treuesten Waffenbrüder des französischen Volkes als dem Untergange geweiht zu bezeichnen. Das Gastmahl, das dem unglücklichen Dwernizki von ungerischen Magnaten gegeben wurde; die Begeisterung der hochgesinnten magyarischen Frauen, die die Knöpfe von der Uniform des polnischen Generals schnitten und sie an goldene Ketten hingen; die Toaste, die man dort hörte auf eine schnelle Befreiung Polens! auf die Wiedererstehung der ungerischen Nation! auf einen Bund zwischen beiden Nationen! — dürften als allzulaute Mahnungen nicht unbeachtet an dem Ohre des Kaisers vorübergehen und gewaltsame Gegenschritte wenn nicht dasselbe, doch ein gefährlicheres Uebel hervorrufen.

England und Frankreich endlich waren zuvörderst berufen, für die heilige Sache Polens wenigstens das Wort zu nehmen. Hiezu sind sie aufgefordert durch alte Verbindlichkeiten, besonders durch die nie erlöschende Schuld, ein vor ihren Augen vollzogenes Verbrechen wieder gut zu machen — hiezu sind sie aufgefordert durch die Ideen der Freiheit und Völkerrechte, zu deren Vertretern sie sich vor der ganzen civilisirten Welt feierlich erklärt haben — hiezu sind sie aufgefordert durch die wichtigsten politischen Beweggründe, die ihnen gebieten, dem russischen Riesenadler die Flügel zu binden, dessen Schuld es nicht ist, wenn er seine Klauen noch nicht bis zu den Grenzen Indiens oder an den Rhein hin ausgestreckt hat.

Ein glänzendes Vorbild liegt beiden Mächten auf der Bahn vor, die sie zu betreten haben. Der Schlachtendonner von Navarin hat des griechischen Volkes Aufnahme in den europäischen Staatenverband verkündigt; braucht es eine neue Schlacht von Navarin, so sind die Admirale Codrington und Rigny inniger verbunden, als damals. Doch glücklicherweise bedarf es keiner so theueren Trophäen.

Eine bestimmte und entschiedene Anerkennung Polens, die Erklärung daß dieß tapfere Volk wieder ein Vaterland haben, und unter den europäischen Staatenbund selbstständiger Nationen aufgenommen seyn soll, und im Nothfall eine Tripelallianz wird hinreichen, den nordischen Schaaren Halt zu gebieten, deren Fußtapfen mit den schauderhaften Spuren einer doppelten Verwüstung durch Schwert und Pest bezeichnet sind, und durch letztere die ganze civilisirte Welt mit entsetzlichem Unheil bedrohen. Bereits sind auch, wie durch öffentliche Blätter gemeldet wird, von beiden Mächten mit gegenseitigem Einverständnisse Schritte für die Sache der leidenden Menschheit (denn nicht von Polen allein ist mehr die Rede) gethan worden, und vielleicht noch vor Ablauf dieses Monats wird Frankreich die Schmach getilgt haben, daß es drei Mal Polen zerreißen ließ. An Polen wird es seyn, sich den Vertrag über Griechenlands Grenzmarken vom 6 Januar zurückzurufen, um nicht in die Fallstricke der Protokolle zu gerathen.

Die Höhen des Uralgebirges. *)

Die Richtung und die Höhe der vornehmsten Gipfel des Uralgebirges beurkundet sich deutlich durch den Anfang und den Lauf der wichtigsten Flüsse, welche in entgegengesetzten Abdachungen das europäische und asiatische Rußland in folgender Ordnung durchströmen:

a) Der südliche oder baschkirsche Ural befindet sich zwischen den Quellen der Flüsse Ui, Ai, Ufa, Juresen, Bielaja, Ural, Mijaß u. s. w.

b) Der nördliche oder noch wenig bekannte Ural beurkundet sich durch die Quellen der Flüsse Petschora, Wischera, Ußlui, Jaiswa, Loswa, Esoßwa, Lobwa, und anderer Arme des Ob.

c) Der mittlere oder minenreiche Ural befindet sich innerhalb der Gränzen der obenangegebenen Flüsse von Süden und Norden, und sein Gebirgsrücken dehnt sich aus zwischen den Quellen der Flüsse Jßet, Putschma, Tschußowa, Tagil, Neiwa, Tura, Sßülwa, u. s. w.

Mitten in diesem gebirgigen Gebiete befindet sich die Hauptbergstadt, Katharinenburg, welche nach genauer astronomischer Bestimmung unter 56° 50′ 20″,2 nördl. Br. und 50° 44′ 49″ östl. Länge von dem St. petersburgischen Meridian liegt. Dieser Punkt ist noch dadurch wichtig, daß er in der Hauptverbindung Europa's mit Esibirien und beinahe mit ganz Asien liegt.

Die Messungen der höchsten Berge der Uralkette haben folgende perpendikuläre Höhen, zu 45° geogr. Br. vom Seehorizonte angenommen;

*) Mitgetheilt aus dem russischen Bergwerksjournal.

Namen der gemessenen Uralhöhen. Südliche Uralberge.	Perpendikuläre Höhe nach englischem Fußmaße. Fuß.
Spitze des Iremel'	4450
Mittlerer Kamm des großen Taganai . .	4085,5
Vulkan auf der zwölften Werst vom slatoustischen Hüttenwerke des Berges Ural-Tau . .	2941
Gipfel des Berges Jurma	3761
Spitze des Kossotur und der Urenga in Slatoust	2021
Oberfläche des Sees Ufa, wo der Fluß Ufa aus demselben strömt	2266
Horizont des Flusses Ai in Slatoust . . .	1517
Horizont des Flusses Mijaß, im mijaßischen Hüttenwerke bei der Schleuße	861,5
Quelle des Flüßchens Taschku-Targanka bei den reichsten Goldgeröllen	889,5
Der baschkirische heilige Berg A-usch, an dessen Fuße sich der See A-uschkul' befindet . .	2221
Horizont der annipschen Goldgerölle	1510
Gipfel des Berges Urenga	3999
Gipfel der naralinschen Berge	3675
Gipfel der ssärostantschen Berge	2450
Rücken der il'menschen Berge, wo farbige Steine gewonnen werden	1662
Nördliche Uralberge.	
Der Bergrücken Kwarkusch oder der weiße Gürtelfelsen	5280
Hier beginnt die Schneelinie.	
Deneshkin Felsen	4300
Der konshekowsche Felsen, dem bogoßlowschen Hüttenwerke gegenüber	5999
Der Magnetberg Katschkanar, von der Seite des turaschen Hüttenwerkes	5559
Der pawdinsche Berg	3690
Centrum der Uralberge.	
Die Stadt Katharinenburg, an der Oberfläche des Flusses Iset'	887
Die beresowschen und pulschmaschen Goldgerölle, an den Quellen dieser Flüsse	957
Die Goldgerölle an den Quellen der beiden Flüsse, des südlichen Schischim und der Neiwa . .	1265
Höhe der obern Straßenkommunikation Europa's mit Asien, durch die Mitte des Gebirges, auf der vierten Werst vom bilimbaischen Hüttenwerke	1356,5
Der Magnetberg Blagodat' im kuschwinschen Hüttenwerke	1607
Der Berg Asow nahe bei den sbeliesinschen Goldwerken	1998
Der Berg Woltschja (Wolfsberg) bei dem Flusse Tschußowaja	2457
Gipfel des Berges Bielaja (der weiße Berg) bei den reichsten Platinawerken	2899
Mittlere Höhe des Uralrückens und der über selbigen führenden Straßen	1999,5

Hiezu noch folgende allgemeine Bemerkungen:

Das ganze Uralgebirge, nebst seinen Nebenarmen, beginnt in der höchsten Gegend Asiens, zieht sich in nördlicher Richtung fort, vom 51 bis zum 70° nördl. Br., ist über 2500 Werste lang und 40 bis 50, auch wohl bis 70 Werste breit. — Die Steinarten des Uralgebirges gehören zu den Ur-Formationen Granit, Porphyr, Gneiß, Quarz, Jaspis, Serpentinstein, Trapp und Marienglasschiefer. — Die Gesammtoberfläche der Uralberge mit ihren Seitenzweigen ist mit gemischten dichten Wäldern bewachsen, mit Ausnahme der kammartigen Felsen, der Vulkane und deren Gipfel. — Zwischen den Wäldern und Gebirgflächen finden sich viele Seen, Sümpfe und Quellen von Flüssen. — In diesen waldigen und sumpfigen Schluchten halten sich die gewöhnlichen wilden Thiere auf, und in der nördlichen Gegend der Mogulen fängt man Zobel, wilde Ziegen und Rennthiere. — Die uralsche Flora für Arzneikräuter ist sehr bemerkenswerth, insbesondere gegen den Norden. — In Betreff des Mineralreichthums im Innern des Uralgebirges läßt sich bemerken, daß selbiger in den südlichen und mittleren Bergen weit genauer geognostisch untersucht ist, als in den nördlichen, wo nicht einmal Wege sich befinden. — Die Ausbeute an farbigen und halbedeln Steinen, an gediegenem und Quarzgolde, an Platina, Kupfer und Eisen, setzt durch ihren Reichthum ganz Europa in Erstaunen. Die Sorgfalt und die Maßregeln der Regierung zur Vermehrung dieser wichtigen Staatsindustrie schreiten rasch vorwärts zum gewünschten Ziele.

Vermischte Nachrichten.

Die Insel Samos wurde von einer schrecklichen Verwüstung betroffen. Ein Erdbeben riß auf der mittägigen Seite der Insel einen Theil des höchsten Berges herab, und zu gleicher Zeit stürzte sich aus der hiedurch entstandenen Oeffnung eine ungeheure Wassermasse, von der die umliegenden Gefilde unter furchtbarem Getöse überschwemmt wurden. Diese Strömung brach sich bis zum Meere Bahn, und riß Häuser und Bäume mit sich fort. Erst allmählich verlief sich die Ueberschwemmung, und es blieb nur noch ein Fluß zurück, der aus dem vom Erdbeben aufgerissenen Berge herabstürzt. Wenn die Strömung desselben in solcher Wasserfülle wie bisher fortdauert, so kann dieses von so vielen Verwüstungen begleitete Ereigniß noch eine Wohlthat für das Land werden. Man wird davon zur Bewässerung des umliegenden Landes Wasserleitungen machen können, und statt der von dem Gewässer zerstörten Windmühlen Wassermühlen und andere Werke längs dem Flusse anlegen.

Das Aufleben der Liebe für historische Studien in Frankreich, namentlich der Eifer, den man in neuester Zeit auf Erforschung des Mittelalters und seiner in den Zeitstürmen verschont gebliebenen Denkmäler wendet, ist unlängst in diesen Blättern als eine erfreuliche Erscheinung bezeichnet worden. Gegenwärtig beschäftigt man sich eifrig mit Nachgrabungen in den Ruinen der Abtey von St. Bertin zu St. Omer, und man war vor kurzen Tagen so glücklich, eine alte Mosaik zu finden, die einige Zeichen des Thierkreises darstellt. Man hält dieselbe mit vielem Grund für ein Stück des Fußbodens der Kirche, die im Jahre 1152 verbrannte und mit ihrem Schutte das Grabmal Wilhelms, eines Sohnes des Grafen Robert von Flandern, der im Jahre 1108 in seinem achtzehnten Jahre zu Aire starb, bedeckte. — Eine andere für Alterthumsforschung und historische Geographie wichtige Entdeckung ist kurz vorher zu Autun gemacht worden. Man weiß, daß bei Erbauung der dortigen Abtei des heil. Johannes durch die heillose Brunehilde im sechsten Jahrhundert viele Ruinen antiker Gebäude verwendet wurden. Der Rhetor Eumenius, der im vierten Jahrhundert blühte, hatte in seiner berühmten Schule zu Autun eine Marmortafel aufgestellt, auf der die römischen Heerwege von Hedua (der alte Name von Augustodunum, Noste, Autun, der angebliche Geburtsort des Rhetors Eumenius) nach Italien aufgezeichnet waren. Auch dieses wichtige Dokument wurde zerbrochen und zur Grundsteinlegung der Kirche verwendet. Man hat den Verlust desselben um so mehr zu bedauern, als dadurch vielleicht die Peutingerischen Tafeln ergänzt werden könnten. Herr v. Martigny hat darnach Nachgrabungen angestellt und fand wirklich ein Fragment des Itinerars, eine marmorne Vase, ein Säulenkapital und andere Ueberreste aus der Römerzeit.

Das zu Toulon zum Transport eines ägyptischen Obelisken eigens erbaute Schiff „Luxor" ist zu Alexandria am 4 Juni angekommen, nachdem es zu seiner Ueberfahrt nicht mehr als achtzehn Tage gebraucht hatte. Es wird das Anschwellen des Nils abwarten müssen, bis es den Fluß hinauf segeln kann. Wahrscheinlich wird es nur unter großen Schwierigkeiten möglich werden, den Obelisk bis an das Ufer des Nils zu schaffen. Bereits wurden Einige der Schiffsmannschaft abgeschickt, um das Terrain zu besichtigen und die Vorbereitungen zu beginnen; doch erst im September oder Oktober wird man mit der Arbeit zu Ende kommen und der „Luxor" dann erst wieder nach Frankreich zurückkehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 197. 16 Julius 1831.

Die hohen und niedern Schulen in Spanien.

Wenn es in Spanien Leute gibt, welche nicht lesen können, so trägt daran am wenigsten die Regierung die Schuld, da von ihrer Seite nichts versäumt worden ist, um Primärschulen auf der Halbinsel zu errichten. Seit Karl III, also seit sechzig Jahren, verging kein Jahr, wo nicht wenigstens eine Verordnung über diesen Gegenstand erlassen wurde. Die Systeme eines Pestalozzi, Bell, Lancaster, wurden nach und nach in Ausübung gebracht, und gegenwärtig hat man fast in allen Städten den gegenseitigen Unterricht eingeführt. Wahr ist es, daß bei diesem, so wie bei vielen andern Gegenständen, das Bestreben der Regierung verlorene Mühe war. Glücklicherweise gründeten unter Karl III einige spanische Patrioten mit Genehmigung der Regierung, doch gänzlich unabhängig von ihr, in zwei oder drei Provinzen Vereine, Economicas o de los amigos del pais genannt, welche zum Zweck hatten, auf die Verbesserung der Erziehung und des Ackerbaues hinzuwirken. Diese sehr nützlichen Vereine haben sich seitdem bedeutend vermehrt; die von Madrid, Saragossa, Valladolid, Vascongada, Cantabrica, Valencia und andere gründeten, ohne alle Unterstützung der Regierung, nicht nur Primärschulen, sondern auch Vorlesungen über politische Oekonomie, Chemie, Agrikultur u. s. w. Anfangs dieses Jahrhunderts zählte man gegen fünfzig solcher Vereine, die jedoch durch das politische Mißgeschick Spaniens bis auf zweiundzwanzig geschmolzen sind.

Diesen Sociedades oeconomicas und den Verordnungen Karls III, die sein Enkel 1815 wiederholte, vielleicht aber mehr noch der 1580 den Municipalitäten ertheilten Bewilligung, die Schullehrer aus dem öffentlichen Schatz besolden zu dürfen, hat man es zu danken, daß die Primärschulen sich so schnell vermehrten. Es ist Thatsache, daß im vergangenen Jahrhundert die Hälfte der spanischen Bevölkerung nicht lesen konnte, seit 1800 hat sich dieß sehr geändert. Indessen gibt es jetzt noch einige Provinzen, Altcastilien z. B., ein Theil von Andalusien, Galizien und besonders Catalonien, wo der Primärunterricht noch eben so selten ist als zu den Zeiten Karls III, dagegen wurzelt aber auch dort der Aberglaube noch am stärksten.

Fast in allen spanischen Dörfern sind Schullehrer bezahlt, welche die Kinder der Armen unterrichten müssen; auch in vielen Klöstern bestehen Schulen zu demselben Zweck. Man kann sich leicht denken, daß der dort ertheilte Unterricht nicht eben vielumfassend ist, da er sich nur auf Lesen, Schreiben, die ersten Regeln der Rechenkunst und den Katechismus beschränkt. In den Schulen der Vereine wird Unterricht in den allgemeinen Anfangsgründen der Sprache und in der Religion nach einem ausgedehnteren Systeme ertheilt.

Die Bücher, welche bei den meisten dieser Schulen im Gebrauch stehen, sind sehr schlecht, voll lächerlicher Erzählungen, abergläubischer Legenden und antiliberaler Lehrsätze, zum großen Nachtheile der wahren Religion und der öffentlichen Moral. Die patriotischen Vereine haben in ihren Anstalten diesem Uebel abgeholfen; allein der größte Theil der übrigen Schulen steht unglücklicher Weise unter der Leitung von Mönchen, für welche jene Bücher so gut als das Evangelium sind.

Es besteht kein allgemeiner Schulplan für den Elementarunterricht in den Schulen oder Collegien Spaniens; vor 1808 bestand zu Madrid ein sehr berühmtes Kollegium für Söhne adeliger Eltern, aber es ist seit dem Frieden nicht wieder errichtet worden. Das Vergara, welches vor siebzig Jahren von dem Verein von Biscaya oder Vascongada gestiftet wurde, war immer, und ist noch jetzt das beste in Spanien; viele Kollegien sind nach dem Plan desselben eingerichtet worden. In einigen Benediktinerklöstern bestehen ebenfalls solche Anstalten, allein der dort ertheilte Unterricht ist, wenn auch sonst gut, doch sehr beschränkt.

Die weibliche Erziehung hat in Spanien seit fünfzig Jahren bedeutendere Fortschritte gemacht als die männliche. Vor Karl III hielt man es für sehr unzweckmäßig, ein Mädchen im Schreiben zu unterrichten, weil dieß, wie man sagte, ihm die Mittel an die Hand geben hieße, geheime Liebesbotschaften an Mann zu bringen. Heutzutage ist man so sehr von diesem Vorurtheil zurückgekommen, daß ich bejahrte Damen aus der alten Zeit nur mit Erröthen gestehen hörte, daß sie nicht schreiben könnten. Fast alle jungen Mädchen erhalten eine sorgfältige Erziehung, entweder durch Privatlehrer oder in Klöstern und öffentlichen Schulen.

Noch sind andere Schulen sehr gewöhnlich, wo man nichts als Latein lehrt und noch dazu ein sehr schlechtes. Diese Schulen sind vielleicht mehr schädlich als nützlich, und zwar aus folgendem Grund: fast in allen Kirchspielen gibt es kleine Pfarreipfründen, welche vorzugsweise nur an Eingeborne der Gegend verliehen werden müssen, wenn sich Einer findet, der fähig ist den Dienst zu versehen. Da hiezu etwas Latein ausreicht, so geben jene Schulen den Bauern

Gelegenheit, wenigstens einen ihrer Söhne auf eine sehr leichte Art in den geistlichen Stand zu bringen, was denn auch von keinem unbenutzt bleibt. Daher kommt es aber auch, daß fast der zehnte Theil der Bevölkerung jedes Dorfs sich im Kloster befindet, daß Spanien so viele unwissende Geistliche, so viel faule Mönche hat, die nicht Pfarrer werden konnten, und so großen Mangel an Leuten zum Landbau.

Was den höhern Unterricht betrifft, so hatte Spanien vor 1806 22 Universitäten, in jenem Jahre wurden diese auf 11 reducirt, und jetzt gibt es deren 16. Von diesen sechszehn sind drei mayores oder von der erstern Klasse, nämlich: Salamanca, Valladolid und Alcala, die andern sind menores oder von der zweiten Klasse; sie sind zu Valencia, Cervera, Saragossa, Grenada, Sevilla, Oviedo Santiago, Huesca, Majora, Orihuela, Ossena und Onate. Wenn die Spanier nicht die gelehrtesten Leute Europa's sind, so ist der Mangel an Universitäten nicht schuld daran, denn auf je siebenmalhunderttausend Einwohner kommt eine Universität; indeß würden drei oder vier gut dotirte Hochschulen von größerem Nutzen seyn als sechszehn arme. Nur in Salamanca sind die Professoren im Ganzen gut bezahlt, die Besoldung der übrigen ist höchst spärlich zugemessen; viele, besonders die Professoren der Mathematik und der Philosophie haben, nicht über hundert Franken des Jahrs; andere müssen sich mit hundert Thalern begnügen, und diejenigen, welche 1000 bis 1200 Fr. beziehen, gehören schon unter die am höchsten besoldeten. Die Folge davon ist, daß die Professoren, welche genöthigt sind sich noch um andere Stellen zu bemühen, die Pflichten ihres Berufs sich nicht besonders angelegen seyn lassen, oder daß sie, selbst die zu Salamanca nicht ausgenommen, das Professorat nur als Uebergang zu einem bedeutenderen und einträglicheren Posten betrachten, wenn sie vom Katheder aus sich einigen Ruf erworben haben.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Reformfrage in England.

(Fortsetzung.)

Inzwischen waren einige Zeit her die Kronanwälte nicht müßig gewesen, Verfolgungen gegen Alles, was man als aufrührerisch bezeichnete, einzuleiten. Doch versuchte man es mit der Strenge erst nur fern von der Hauptstadt, und als eines der ersten Opfer in England wurde ein baptistischer Prediger zu Plymouth, Namens Winterbottom, auserſehen. Man klagte ihn hauptsächlich auf das Zeugniß eines Offiziers auf einem Kriegsschiffe an, der gegen ihn aussagte, er habe in einer Rede über die Befreiung der Nation von Papstthum und willkürlicher Herrschaft zwei aufrührerische Sätze einfließen lassen. Obgleich nun der Offizier eines Kriegsschiffes weder als ein unverdächtiger Zeuge über die Rede eines Dissenters gelten konnte, noch Winterbottom der ihm beigemessenen Schuld geständig war, so wurde er doch zu zwei Jahren Gefängniß und einer Geldbuße verurtheilt. Er wurde nach Newgate gebracht, wo ich mit einigen andern Freunden ihn besuchte und als einen jungen Mann von freimüthiger und offenherziger Denkart, aber von weniger Bildung und durchaus mit keinem für die Gesellschaft gefährlichen Talente begabt kennen lernte.

In eigentliche Strenge arteten aber die Verfolgungen in Schottland aus. Hier hatte sich das Volk während des amerikanischen Krieges durch eine blinde Folgsamkeit gegen alle Schritte der Regierung ausgezeichnet, aber um diese Zeit öffnete man auch hier die Augen, und durch Versammlungen die zur Abstellung von örtlichen Mißbräuchen angestellt wurden, verbreiteten sich allmählich lichtere Ansichten über politische Verhältnisse. Bald nach Ausbruch der französischen Revolution erschien zu Edinburg ein neues Journal, das von einem aus dem Kriegsdienste getretenen Offizier, Namens Johnson, herausgegeben wurde. Da diese Zeitung einen Artikel enthielt, den man als Libell betrachten konnte, so ersahn die Kronanwälte den Herausgeber als das erste Opfer: er wurde zur Einsperrung in einem der scheußlichen Stadtgefängnisse verurtheilt. Der Nächste, den nun die Verfolgung traf, war Fish Palmer, ein junger Mann, der, überwiesen eine politische Flugschrift aufwieglerischen Inhaltes herausgegeben zu haben, zu siebenjähriger Verbannung nach Botany Bai verurtheilt wurde.

Wenn Fish Palmers Schicksal hart war, so muß die Strafe, die über Thomas Muir verhängt wurde, grausam genannt werden. Muir war ein junger Advokat in Glasgow von ausgezeichnetem Talent, der bei seinen Mitbürgern in hoher Achtung stand. Gleich vielen jungen Leuten jener Zeit, die mit einem warmen Gefühle begabt waren, betrachtete er die französische Revolution als eine neue Aera für das Geschick aller Völker. In einer der ersten Epochen jenes großen Weltereignisses war er nach Paris gegangen und dort mit mehreren Parteihäuptern bekannt geworden. Nach seiner Rückkehr in die Heimath blieb er kein müßiger Zuschauer des gewaltigen Ganges der Ereignisse und betrieb die Gründung politischer Gesellschaften, die gleich denen, deren Vorsteher Grey und Tierney waren, den Namen „der Volksfreunde" annahmen. Diese Gesellschaften wurden zahlreich und ihre Versammlungen sehr besucht; um so schneller streckte die Gewalt gegen sie ihre Hand aus, da man entschlossen war, auch durch grausame und willkürliche Maßregeln das Aufleben des demokratischen Geistes in Schottland zu ersticken. Muir wurde aufrührerischer Umtriebe angeklagt und vor Gericht gestellt. Alles was man ihm Schuld gab, lief darauf hinaus, daß er öffentlichen Versammlungen beigewohnt, wo, was jedoch nicht erwiesen wurde, aufrührerische Reden gehalten worden seyn sollten, daß er einem Bekannten Paine's Rechte des Menschen geliehen und einen wandernden Orgelspieler in Glasgow aufgemuntert hatte, das ça ira zu spielen. Als Zeuge diente bei der gerichtlichen Verfolgung eine Küchenmagd im Dienste des Vaters des Angeklagten, und Muir wurde ungeachtet seiner tüchtigen und beredten Vertheidigung zu fünfzehnjähriger Transportation nach Botany Bai verurtheilt.

Diese Verfolgungen in Schottland wiederholten sich bald darauf mit gleich schwerer Strenge. Die Reformer, die bis jetzt in abgesonderten Vereinen thätig gewesen waren, beschlossen eine Zusammenkunft ihrer Abgeordneten in Edinburg zu veranstalten. Diese fand auch wirklich unter dem Namen des Konventes statt, den man in Allem und Jedem auf eine kindische Art nachzuahmen bemüht war. Zu diesem Konvente schickte die korrespondirende Gesellschaft in London zwei ihrer angesehensten Mitglieder, Margarot

der in ihren Versammlungen oft den Vorsitz führte, und Gerald ihren besten Redner. Kaum hatte aber der Konvent seine Sitzungen begonnen, als er von den Behörden aufgelöst und Margarot, der dabei als Präsident funktionirt hatte, sammt Skirving, dem Sekretär des Konvents, unverzüglich wegen Aufruhres in Anklagestand gesetzt wurden. Es ward ihnen vergönnt, unter Bürgschaft bis zum Beginn ihres Prozesses auf freiem Fuß zu bleiben, und so sehr war die Aufregung des Volkes zu ihren Gunsten, daß Margarot an dem Gerichtstage von einer zahllosen Menschenmenge in seiner Wohnung abgeholt, und in einem Triumphsessel auf den Schultern nach dem Gerichtshofe getragen wurde. Weder Margarot noch Skirving bedienten sich in ihrer Vertheidigung des Beistandes von Advokaten. Margarot's Verantwortung war kühn und in keiner Weise geeignet, den Gerichtshof für sich zu gewinnen, Skirving vertheidigte sich schwach und demüthig. Allein weder Talent noch Schmiegsamkeit konnten retten. Gegen beide wurde vierzehnjährige Verbannung nach Botany Bai ausgesprochen. Gerald wurde später vor Gericht gezogen, vertheidigte sich meisterhaft, entging aber eben so wenig dem Schicksal seiner Gefährten.

Um diese Verfolgungen thätiger betreiben zu können, war ein Spionirsystem in möglichster Ausdehnung eingeführt worden. Wie man hiebei zu Werke ging, davon möge folgender Vorfall als Beispiel dienen. Unter den Aufpassern befand sich ein gewisser Watt, der die verlorene Gunst seiner Oberen dadurch wieder zu gewinnen suchte, daß er selbst ein Komplot anzettelte, um in dieser Schlinge einige unvorsichtige Tröpfe zu fangen. Die Behörden hatten indeß über seine Schliche Winke erhalten, und da sie ihn als einen bösartigen Schurken kannten, der mehr darauf ausging, sich an ihnen zu rächen, als ihnen in die Hände zu arbeiten; so bemächtigten sie sich ihres verrätherischen Agenten und waren so glücklich bei ihm Beweise seines Verrathes zu finden. Indeß geschah dieß erst, nachdem er schon drei andere Männer in seine Falle gelockt hatte. Zwei derselben waren ein Paar alte schwachsinnige Kaufleute von Edinburg, der dritte ein junger Engländer, der kurz zuvor auf der Universität seinen Grad genommen hatte. Dieser von nicht gewöhnlichen Talenten, aber leichtsinnig und unbesonnen, beschäftigte sich zu Edinburg, von dem Beifalle des Volkes geschmeichelt, außer seiner Praxis mit der Verfertigung von Liedern und Reden, die von der kühnsten Unbedachtsamkeit überflossen. Da er dem zufolge angeklagt worden war und das Schicksal, das ihm drohte, voraussah, so ergriff er, obgleich er Bürgschaft geleistet hatte, die Flucht. Die beiden andern Mitschuldigen wurden sammt Watt zum Tode verurtheilt; allein da man sich höhern Ortes von ihrem unschädlichen Charakter überzeugte und einsah, daß sie nur betrogene Dummköpfe waren, so erlaubte man ihnen nach einer kurzen Haft sich selbst nach den Vereinigten Staaten zu verbannen. Hier traf sie der oben erwähnte junge Arzt zu seiner größten Ueberraschung. Watt allein blieb in der selbst gedrehten Schlinge hangen und erhielt den Lohn seiner zweifachen Treulosigkeit. Es soll hier, um zu zeigen, wie großen Werth man damals auf Habhaftwerdung politischer Verbrecher legte, nebenbei erwähnt werden, mit wie großen Schwierigkeiten die Flucht des jungen Arztes verknüpft war. Anfangs hielt er sich in Wales unter angenommenem Namen verborgen; aber sein Aufenthalt wurde bald ausgekundschaftet; Polizeibeamte verfolgten schon seine Spur; und nur mit genauer Noth entkam er ihren Händen. Nun flüchtete er zu einigen Freunden, um sich so lange verborgen zu halten, bis es ihm gelang ein Schiff zu erreichen, das ihn nach Amerika bringen konnte. Einer derselben, der Vorsteher einer Irrenanstalt in der Nähe eines Hafens, wollte ihn anfangs als Geisteskranken aufnehmen; indeß zog der Flüchtling es doch vor, bei einem in der Nähe wohnenden Arzte seinen Aufenthalt zu wählen. Dorthin wurde der junge Engländer in der Nacht als ein Fremder gebracht, der durch einen Sturz vom Pferde Schaden genommen. Er wurde ins Bette gelegt und eine Krankenwärterin für ihn bestellt; er mußte Arznei nehmen, wurde mit Pflastern bedeckt und durfte nur Haferschleim und dünne Süppchen genießen. Erst wenn die Wärterin entfernt war, versah der Doktor seinen Patienten mit einer nahrhafteren Kost. Endlich nach Verlauf von vierzehn Tagen wurde der Kranke als auf dem Wege der Genesung begriffen zu einem Spazierritte abgeholt. Seine Freunde nahmen ihn in ihre Mitte und brachten ihn glücklich an das Ufer, wo ein Boot bereit lag, um ihn an Bord eines amerikanischen Schiffes zu bringen. Später gelang es ihm, sich einen königlichen Gnadenbrief auszuwirken, worauf er nach England zurückkehrte und an dem Orte, wo er so geheimnißvoll behandelt worden war, als Arzt lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Julius-Programm.

(Aus dem Figaro.)

Man hat sich im Ministerrathe lange den Kopf zerbrochen, ob es heuer einen Julius geben soll oder nicht. Einige Stimmen waren dafür, ihn zu konfisziren; andere wollten seinen Namen geändert wissen. Aber wie ihn nennen? „Julius kommt von Julius," sagte ein Weiser des hohen Rathes. „Der König hieß damals Julius, aber jetzt heißt er Philipp." Man brachte aus Philipp keinen Monatsnamen zu Stande. Herr Persil bat um Gnade für den Julius. Man kam endlich überein, daß es für dieß Mal noch einen Julius geben solle, doch mit dem Vorbehalte, ihn aus dem Kalender zu streichen, wenn man davon einen übeln Gebrauch machen würde. Man beschloß sogar, daß er ein Nationalfest werden solle. Das Programm zeigt abermals, daß das Ministerium sich Nichts von seiner Größe vergeben hat.

Programm.

1. Das Nationalfest wird am 27 Julius Statt finden.

2. Die Schulferien werden am 15 beginnen und die Studenten sich sofort in die Arme ihrer Mütter begeben, um gute Grundsätze und gemäßigte Ansichten einzusaugen. Eben so werden sich aus Paris Alle entfernen, die überwiesen werden können, im Julluskampfe mitgefochten zu haben, und die noch nicht in St. Pelagie, in Bicêtre und Laforce gefangen sitzen.

3. Das Nationalfest wird bei Lointier an einer Tafel von vier und zwanzig Gedecken Statt finden.

4. Das Fest beginnt präzis sechs Uhr. Jedermann wird sich vor Mitternacht nach Hause begeben, damit die öffentliche Ruhe nicht gestört wird.

5. Man erscheint dabei in strengster Gala.

6. Der Anzug für die Herren ist schwarzer Frak, Klakhut und seidene Strümpfe; für die Damen große Balltoilette.

7. Man wird beim Eintritte Stock und Paraplüie ablegen.

8. Es wird nicht nöthig seyn, sie beim Austritte wieder zu verlangen. *)

9. Der höchste Anstand wird zu beobachten seyn. Jedermann, der

*) Man erinnert sich, daß die Polizei unlängst die Stöcke wegnehmen ließ.

sich ungeziemliche Reden oder patriotische Lieder erlaubt, wird sogleich hinaus gewiesen werden.

10. Niemand wird in den Nationalfarben zugelassen.

11. Es ist ausdrücklich verboten, sich irgend eines Wortes zu bedienen, das unsere Freunde, die Russen oder Engländer, beleidigen könnte.

12. Eben so ist es verboten, irgend eine Theilnahme für die Polen oder die italienischen Rebellen an den Tag zu legen.

13. Vor und nach der Tafel wird ein Geistlicher das Benedicite und Gratias beten.

14. Alle aufrührerischen Toaste sind streng untersagt, wie z. B. auf den Ruhm Frankreichs! Auf das Wohl Polens!

15. Ein Redner wird die Lobrede der Minister halten, die Leib und Seele daran seyen, Frankreich zu regieren und zu maulkorben.

16. Es wird eine Geige bei der Hand seyn. *)

Einkünfte der spanischen Geistlichkeit.

Da die spanische Regierung die Genehmigung des Papstes erhalten hat, den Geistlichen und geistlichen Stiftungen Pensionen auf die Einkünfte der Bisthümer nach gewissen Prozenten anzuweisen, so wurden die Prälaten aufgefordert, den Etat ihrer Einkünfte einzureichen. Man kann sich leicht denken, daß die ehrwürdigen Herren bei Angabe ihres Vermögens nicht allzu gewissenhaft zu Werke gingen, und man hat alle Ursache zu glauben, daß sie ein Drittel ihrer wahren Einkünfte verschwiegen. Nach ihren eigenen Angaben, deren Wahrheit schwer zu erweisen seyn dürfte, belaufen sich die jährlichen Einkünfte der spanischen Bischöfe und Erzbischöfe auf . . . . 13,000,000 Fr.
die der hohen und niedern Domherren . . . 9,646,125 Fr.

22,646,125 Fr.

Die besondern Einkünfte der sechs ersten Erzbisthümer und Bisthümer sind: Erzbisthümer: Toledo 2,750,000 Fr., Sevilla 1,000,000 Fr., Santiago 790,000 Fr., Valencia 650,000 Fr., Saragossa 325,000 Fr., Grenada 275,000 Fr. Bisthümer: Osma 275,000 Fr., Tortosa 150,000 Fr., Piacentia 200,000 Fr., Astorga 100,000 Fr., Leuda 95,000 Fr., Coria 125,000 Fr.

Die Besoldung eines spanischen Ministers beträgt nur 25,000 Fr., und die eines Mitglieds des Staatsrathes 20,000 Fr.

Vermischte Nachrichten.

Folgendes sind die offiziellen Aktenstücke, die auf Don Pedro's Abdankung Bezug haben:

I.

Da ich nach reiflicher Erwägung der politischen Lage dieses Reiches, und in der Einsicht, daß meine Abdankung nothwendig ist, keinen andern Wunsch auf der Welt hege, als meine Ehre und das Glück meines Landes zu bewahren, so wollte ich mich des mir nach der Konstitution zustehenden Rechtes bedienen, und ernenne somit durch dieses kaiserliche Dekret für meine vielgeliebten und theuern Kinder einen Vormund; dieser Vormund wird der sehr ehrenwerthe und patriotische Bürger José Bonifacio de Andrada e Silva, mein treuer Freund, seyn.

Der konstitutionelle Kaiser und jeder Zeit Vertheidiger von Brasilien.
Boa Vista am 6 April 1831, im zehnten der Unabhängigkeit Brasiliens.

II.

Erhabene und würdige Senors, Repräsentanten der Nation!

Ich setze Sie hiemit in Kenntniß, daß ich von dem mir durch die Konstitution zustehenden Rechte Gebrauch gemacht und den ehrenwerthen José Bonifacio de Andrada Silva, meinen treuen Freund, zum Vormunde meiner geliebten Kinder ernannt habe.

Meine Herren, wenn ich Dieß Ihnen nicht unmittelbar nach Eröffnung Ihrer Sitzungen mitgetheilt habe, so lag der Grund hievon darin, daß ich mich vorher erst mit meinem Freunde darüber besprechen und seine Antwort abwarten mußte. Es bleibt jetzt nur noch Ihre Beistimmung zu dieser meiner Ernennung übrig; und ich hoffe, dieselbe zu erhalten, da ich die Ueberzeugung hege, Brasilien Dienste geleistet zu haben, und zugleich mir zu schmeicheln wage, daß die erhabene Versammlung sich beeilen wird, mir den Schmerz zu erleichtern, den ich bei der Trennung von meinen Kindern und meinem Vaterlande empfinde, das ich so innig liebe.

Am Bord des Warspite, 8 April. Pedro.

III.

Da es mir unmöglich wird, alle meine Freunde einzeln zu sehen, um ihnen Lebewohl zu sagen, ihnen zu danken für Das, was sie für mich gethan haben, und sie um Vergebung zu bitten für das Unrecht, das ihnen gegen meinen Willen von meiner Seite widerfahren seyn kann, so schreibe ich diesen Brief, der durch den Druck bekannt gemacht, der Verkündiger meiner Gefühle werden möge.

Ich ziehe mich nach Europa zurück, indem ich die rührendsten Erinnerungen an dieses Land, an meine Kinder und an meine wahren Freunde mit mir nehme. Die Trennung von so theuern Gegenständen müßte selbst das härteste Herz ergreifen; aber ich thue es, um meine Ehre zu bewahren, über die es keinen höhern Ruhm giebt.

Lebe wohl, mein Vaterland! Lebt wohl, meine Freunde! Lebt wohl auf ewig!

Am Bord des Warspite, 12 April. Don Pedro.

IV.

Mitbürger!

Die letzte und gefährlichste Periode unserer Revolution, gleich nothwendig und ruhmvoll, ist vollendet. Der Exkaiser hat diese Hauptstadt verlassen, um sich nach Europa zurückzuziehen. Ein National-Kriegsschiff wird ihn bis ins offene Meer, bis ferne von den Küsten Brasiliens, begleiten.

Unsere Feinde sind so unbedeutend und schwach, daß es nicht der Mühe lohnt, sich mit ihnen zu beschäftigen. Dessen ungeachtet wird die Regierung auf sie nicht weniger ihr Augenmerk gerichtet halten, als wenn sie eine starke und zahlreiche Faktion ausmachten. Während uns aber von unsern Feinden Nichts zu befürchten steht, haben wir um so mehr von uns selbst zu fürchten, von unserm patriotischen Enthusiasmus, von unserer glühenden Liebe für die Freiheit und die Nationalehre, die uns die Waffen in die Hände gaben. Euer edles Benehmen und Eure Mäßigung nach dem Siege wird allen Nationen der Welt als Vorbild dienen. Trübt nicht diesen Ruhm, und lasset auch ferner die Weisheit und den Edelmuth Eure Rathgeber seyn.

Brasilien, jetzt wirklich frei, soll ganz verschieden von Dem erscheinen, was es bisher war. Das Gesetz beginnt unter uns in Kraft zu treten; ehrt seine Macht und die Behörden, die mit seiner Handhabung beauftragt sind. Wir sind frei, laßt uns auch gerecht seyn! Es lebe die brasilianische Nation! Es lebe die Konstitution! Es lebe der konstitutionelle Kaiser Don Pedro II!

Unterzeichnet: Marquis v. Caravellos, Nicolao Pereira de Campos Vergueiro, Francisco de Lima e Silva, Viscomde de Gonimi.

Im Regierungspalaste, 15 April 1831.

V.

Die provisorische Regierung beschließt im Namen des Kaisers, wie folgt:

1) Alle brasilianischen Bürger, die wegen politischer Verbrechen verurtheilt oder verfolgt wurden, erhalten vollkommene Amnestie.

2) Deßgleichen alle Soldaten, die sich der Desertion schuldig gemacht, werden innerhalb drei Monaten wieder in ihre Korps eintreten.

Am 9 April 1831.

Mehrere unternehmende Negozianten haben bereits der englischen Regierung Vorschläge zum Behufe der Nigerbeschiffung eingereicht; die jüngst gemeldete Entdeckung einer Nigermündung durch die Brüder Lander hat das Projekt, mit dem Innern von Afrika Verbindungen herzustellen, mehr als je wieder aufgeregt. Man beabsichtigt, zu diesem Zwecke Dampfschiffe abzusenden, um mit dem bisher verschlossen gewesenen Centralafrika einen Verkehr anzuknüpfen.

*) Wahrscheinlich pour se donner le violon — um sich gehörig herauszustreichen, wie wir zu sagen pflegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 198. 17 Julius 1831.

Die englische Reformfrage in ihren Folgen betrachtet.

Am Ende der Rede, in welcher Lord John Russel in dem neuversammelten Parlamente die Reform vorschlug, sagte er ausdrücklich, er sey nicht der Mann, dem Volke mit großen, augenblicklich aus dieser Maßregel hervorgehenden Vortheilen zu schmeicheln. Das regenerirte Parlament, von dem man nun in Wahrheit werde sagen können, daß es das englische Volk repräsentire, werde nach und nach die erwarteten und verlangten Aenderungen und Verbesserungen im innern Zustand des Landes treffen. Die Reform ist also, wie die Emancipation, nur eine vorläufige Maßregel, die unabweislich nothwendig ist, um die Bahn der Verbesserungen überhaupt zu betreten. Das nothwendige Ergebniß der Reform ist die völlige Umgestaltung des Verhältnisses der hohen Land- und Geldaristokratie zur Regierung und zum Volke. Der bessere und klügere Theil der Aristokratie sah schon vor der ersten französischen Revolution die Nothwendigkeit einer Aenderung ein; aber der zerstörende Charakter dieser letztern hielt sie ab, die ersten Schritte zu thun, und wenn diese nicht von anderer Seite her geschehen sollten, so mußte die aristokratische Partei verstärkt werden. Der jüngere Pitt erkannte dieß, und lenkte während seines langen Ministeriums das Ruder des Staats diesem seinem Zweck gemäß mit einer so durchdringenden Kenntniß der Verhältnisse, und mit einer Stärke der Seele, welche die höchste Bewunderung uns auch dann noch abzwingen, wenn wir überzeugt sind, daß sein Werk bei dem Geiste, der die neuere Zeit belebt, unmöglich einen dauernden Bestand gewinnen konnte. Sollte sein Zweck erreicht werden, so mußte der Reichthum an Boden oder an Kapitalien in verhältnißmäßig sehr wenigen Händen vereint werden; und dieß gelang ihm eines Theils durch die Art, wie er die unermeßlichen Anlehen während des Revolutionskriegs zu Stande brachte, andererseits durch einige äußerst weit greifende Aenderungen in den Erbfolgegesetzen hinsichtlich des Grundeigenthums. Dieß System ist es, welches Hume in späterer Zeit zu der Aeußerung veranlaßte: „von Englands Einwohnern haben 9 Millionen nichts, 2 Millionen ihr ordentliches Auskommen, und eine halbe Million hat Alles.“

Mit dem Ausruf: „mein Vaterland! o mein armes Vaterland!“ starb Pitt, und mit ihm entfloh der große Geist, der das unnatürliche System erhalten, und ihm ein trügerisches Leben eingehaucht hatte. Seine Nachfolger zehrten nur an dem großen Erbe und nur zu bald trat an die Stelle großartiger Triebfedern der gemeine Eigennutz. Die stolze Aristokratie im Besitze aller Macht, eignete sich von den öffentlichen Einkünften zu, so viel sie vermochte und rechtfertigte bald den Namen von Drohnen im Staate, den ihre Gegner ihr beizulegen nicht ermangelten. Die Zeit ist nun gekommen, wo das seit Castlereaghs Tode schon mehr und mehr morsche Gebäude den Einsturz droht.

Eine intolerante und überreiche Hierarchie ist in England, wie ehemals in Frankreich, die getreue Helfershelferin der Aristokratie, und auf sie ward der erste Streich geführt, der indeß mittelbar die Aristokratie nicht minder traf. Die Emancipation legte die Art an die Wurzel des Baumes, und die Reform haut die Wurzel durch, daß der Baum abstirbt, wenn auch Englands guter Genius das alsbaldige Umhauen verhindert. Sobald die große Maßregel der Parlamentsreform durchgegangen ist, so wird dieß Parlament aufgelöst und ein neues nach den neuen Gesetzen zusammen berufen werden. Die ersten Vorschläge werden die Korngesetze und den rathlosen Zustand Irelands betreffen.

Um ihren Pächtern ungeheure Pachtsummen abzupressen, hat die Aristokratie Korngesetze durch das Parlament votiren lassen, wornach auswärtiges Korn nur zu äußerst bedeutenden Zöllen eingeführt werden darf, darunter leidet der Arme und — eine Klasse, welche bei dem neuen Wahlgesetze ungemein gewinnen muß — die großen Fabrikherren. Sobald das Korn im Preise fällt, können sie wohlfeilere Arbeit liefern. Die reichen Grundbesitzer aber verlieren an ihren Pachtgeldern ein Viertheil, wo nicht ein Drittheil. Der erste, nothwendigste und vielleicht doch nur der kleinste Verlust.

In dem unterjochten Ireland wurden einst unermeßliche Güter den ursprünglichen Besitzern entrissen und an englische Große vertheilt, welche das Volk in Ireland noch die „Saxon barons“ nennt. Zugleich ward dem Lande, das jetzt 7 Millionen Einwohner zählt, wovon 6 katholisch sind, die Form der hohen Episkopalkirche aufgedrungen, und 5 Millionen Irländer, die im höchsten Elend leben, müssen an müßige Pfaffen den sauern Schweiß ihrer Arbeit abgeben. Nach allen Nachrichten wird der Zehnte häufig mit einer unmenschlichen Strenge eingetrieben, und Mord und Todtschlag sind nicht selten die Folgen. Ein ganz eigenes Uebel, dem man einen neuen Namen geschaffen hat, „Absenteeism,“ drückt das Land vollends zu Boden, denn Handel, Gewerbe und mit ihnen der Ackerbau würden emporblühen, wenn die beträchtlichen Summen, die

von den hohen Adeligen, wie von den Priestern der Episkopalkirche im Auslande verprasst werden, im Lande verzehrt würden. Das Uebel ist so schreiend, daß Hülfe geschafft werden muß, wenn ganz Ireland nicht in Gährung gerathen soll. Die Herrschaft der Episkopalkirche in England hat vermuthlich am längsten gedauert, wer aber trägt die Folgen, wenn sie vernichtet wird? Die hohe Aristokratie, welche ihre nachgebornen Söhne mit den reichen Pfründen versorgte.

In England selbst wankt das Gebäude der Episkopalkirche; von allen Seiten angegriffen kann sie sich nur durch den Einwurf des unvordenklichen Besitzes noch sichern, aber wie lange wird dieser Einwurf gelten, gegen — die Noth: die Last der Schulden drückt England nieder, und hemmt es in allen seinen Bewegungen, die Geistlichkeit ist in England mit ungefähr 110 Millionen Gulden dotirt, und der fünfte Theil ist hinreichend, allen ihren Mitgliedern ein ehrenvolles Auskommen zu verschaffen. Wird bei dem Anblick der allgemeinen Noth und des öffentlichen Elends, das in so vielen Theilen Englands herrscht, ein durch Popularität starkes Parlament lange anstehn, diesen entscheidenden Schritt gegen die Aristokratie zu thun? Das ist in keiner Hinsicht zu erwarten. Wenn aber die Aristokratie die reichen geistlichen Pfründen für ihre nachgebornen Söhne verliert; wenn sie bei der Besetzung öffentlicher Stellen zwar begünstigt wird, aber auf keinen Fall so unbeschränkt mehr darüber verfügen kann; wenn Hunderte von unverdienten Pensionen und Sinekuren weggeschnitten werden, welche Quelle von Reichthum, Macht und Einfluß entgeht dann nicht dem Adel. Werden dann die jüngern Söhne lange das ausschließliche Vorrecht der ältern ertragen? wird im Laufe einer nicht gar zu langen Zeit nicht auch in England das Erstgeburtsrecht, und hiemit die Erblichkeit der Pairs angetastet werden?

Das ist eine Reihe von nothwendigen und natürlichen Folgen, die aus der Reform entspringen müssen; leicht ließen sich noch manche andere, weniger in die Augen springende anführen; aber diese mögen hinreichend seyn, uns einen Begriff von der Stärke der öffentlichen Meinung zu geben, welche den Widerstand der übermächtigen Aristokratie zu brechen vermag, einer Aristokratie die gewandt und erfahren in allen Geschäften des öffentlichen Lebens, aus keiner der Folgen dieser ungeheuren Maßregel sich ein Geheimniß macht. Wie stark muß die Ueberzeugung von der unausweichlichen Nothwendigkeit derselben in den Männern seyn, die an der Spitze der Regierung stehen, und es wagen in diesem Kampfe der gesammten Aristokratie unerschrocken gegenüber zu treten. Und doch ist Graf Grey selbst ein Aristokrat, freilich im edlern Sinne des Worts, und hat deßhalb im Oberhause öffentlich erklärt, er trete jetzt gegen die unrechtmäßige Gewalt der Aristokratie in die Schranken, um ihre rechtmäßige desto fester zu gründen.

Wenn England diese Krisis ohne bedeutende Störung seiner innern Ruhe übersteht, so darf man sich in der That über die erhaltende Kraft wundern, die in der Freiheit liegt, aber leider hat England noch manches große und schwere Stück Arbeit vor sich, und darunter ist das schwierigste der Zustand des niedern Landvolks, der vielleicht in England zur Revolution und zu einer Art agrarischem Gesetze führt. Mit sehr geringen Ausnahmen gehört alles Ackerland den großen Grundeigenthümern, und die kleinen Gutsbesitzer sind mit den Cotagers, welche nur wenige Jaucherte besaßen fast völlig verschwunden. Der größte Theil des Landvolks besteht aus besitzlosen Taglöhnern, die oft bei der schwersten Arbeit fast Hungers sterben. Die Staatsgewalt kann sich nicht so weit ins Privatleben mischen, daß sie den Taglohn bestimmt, und wenn die Konkurrenz groß ist, so sinkt der Taglohn unaufhaltsam, wie er denn auch an einigen Orten auf 2 Schilling in der Woche sank. Was aus diesem Zustande der Dinge hervorgehen soll, ist noch ein Räthsel; die wohlthätige Gesinnung der Einzelnen schafft hier keine Hülfe, aber Schritte zur Hebung dieses unglückseligen und gefahrvollen Zustandes der Dinge müssen und werden von einem erneuerten Parlamente geschehen. An Ueberbevölkerung leiden manche europäische Staaten fast eben so wie England, und um so größeres Interesse werden deßhalb in den nächsten Jahren die wichtigen Debatten haben, welche über die höchsten Fragen im Staatsleben von Männern werden geführet werden, die durch lange Uebung in politischen Geschäften sich eine reiche Erfahrung gesammelt haben.

Die geheimen Gesellschaften in Frankreich seit der Restauration.

Die Gazette litteraire, giebt einen Auszug aus einer noch ungedruckten Brochüre des H. F. de Corcelles, bekanntlich eines Mitglieds der äußersten Linken. Der Titel derselben ist: Documens pour servir à l'histoire des conspirations, des partis et des sectes depuis et pendant la restauration. Diesem Titel nach sollte man mehr eine historische als eine philosophische Ausführung erwarten, dem ist aber nicht also, Herr v. Corcelles ist bei weitem nicht so offenherzig, als es andere seit der Juliusrevolution gewesen sind. Er scheint von dem, wohl in der Geschichte einzelner Menschen, aber nicht in der Geschichte der Völker wahren Grundsatze auszugehen, daß die Thatsachen, welche auf den Schauplatz der Welt treten, von weit geringerer Wichtigkeit sind, als die den Thatsachen zu Grunde liegenden Gesinnungen und Gefühle. Wenn wir von den letztern ausgehen, so gab es freilich in Frankreich Eines, was alles Andere überwältigte, und dieß ist der Haß der Nation gegen ein Geschlecht, das durch die Macht der Fremden wieder auf den Thron gesetzt wurde, und von dessen Restauration sich die politische Erniedrigung Frankreichs datirt, nachdem dieß fünfundzwanzig Jahre die erste oder wenigstens mit die erste Rolle in Europa gespielt hatte. Dieser Haß war das politische Agens bei allen Verschwörungen und Aufständen gegen die Herrschaft der Bourbone; dieser Haß reizte ohne Aufhören das Herrschergeschlecht zum Mißtrauen, und aus diesem Haß und diesem Mißtrauen erhob sich, gleich einer Hydra, der unversöhnlichste Zwiespalt, der bei dem ersten falschen Schritte der Bourbonen ihren Sturz herbeiführen mußte. Wäre Frankreich durch die Stürme der Revolution und die Kriege des Kaiserreichs nicht ermattet gewesen, so wären wahrscheinlich die Bourbonen früher erlegen, aber Ruhe schien Vielen das erste Bedürfniß, und an redefertigen Leuten auf der Tribüne fehlte es nicht, welche oft genug schonungslos gegen die gehaßte Regierung auftraten. Da nahm man die Form der Freiheit für das Wesen derselben, in der Hoffnung, daß wenn nur die Form nicht untergehe, in glück=

lichern Zeiten die Sache selbst auch wieder kommen werde. Was aus diesem Stand der Dinge hervorging, das zeigen uns die folgenden Auszüge.

„Von der zweiten Restauration der gestürzten Dynastie datirt sich auch die Restauration unseres öffentlichen Geistes. Damals begann jene ernste Erziehung, jene vage Bewegung der sogenannten liberalen Ideen, eine vage, aber eben darum dem Zustand der Gemüther sehr entsprechende Bezeichnung. Von seinem Auftritt an zeigte der Liberalismus einen unruhigen aber gesetzlichen Charakter. So lange man noch auf eine konstitutionelle Majorität in der Kammer rechnete, fanden keine Befürchtung erregenden Versuche gegen die Regierung statt. Eine große Anzahl Unzufriedener mochte sich in schlecht angelegten Komploten kompromittiren, die liberale Nation nahm aber wenig Antheil daran. Die ersten Prozesse wegen Attentate gegen die Dynastie zeigten nur unbedeutende Vorfälle, wobei die Polizei oft die Hauptrolle spielte; so wahr ist es, daß in der Repräsentativregierung ein fast unüberwindliches Hinderniß für Verschwörungen liegt. Man fühlte allerdings schmerzlich die Uebel einer zweiten Restauration, die neue Regierung verbarg ihre verderblichen Absichten nur schlecht, sie hatte eine Menge Interessen verletzt, welche zum Widerstande bereit waren, und die Aufhebung der Preßfreiheit vermehrte noch den bewegten Zustand des Landes. Dennoch genügten so viele Beweggründe zu einer heftigen Reaktion noch immer nicht. Die Grundlage der Charte mußte durch das Gesetz des doppelten Votums geändert werden, um eine offenbar revolutionäre Partei bilden zu können. Darum konnte man erst um die Mitte des Jahres 1820 unter der liberalen Partei die Verschwörer von denjenigen unterscheiden, welche auch in der verstümmelten Charte noch Hoffnung auf Rettung sahen.“

Hier ist offenbar eine absichtliche oder unabsichtliche Lücke. Die heilige Allianz drückte mit ihrem ganzen Gewichte auf Europa, und alle Regierungen des Festlandes hatten sich solidarisch gegen den Geist der Freiheit verbunden. Die Verbindung der Fürsten rief die der revolutionären Partei als ihren natürlichen Gegensatz empor. Spanien war im Anfang des Jahres 1820 aufgestanden, Neapel folgte, und Piemont stand auf dem Punkte sich gleichfalls zu erheben, die heilige Allianz zauderte, so unumwunden ihr System ins Leben einzuführen, und die revolutionäre Partei im ganzen Südwesten Europa's machte Miene von diesem Zaudern Vortheil zu ziehen. Alles wurde in Bewegung gesetzt, und hätten die Neapolitaner nur wenige Monate Stand gehalten, so erhob sich der ganze romanische Süden gegen den Norden und Osten Europa's unter den Waffen. Die Idee des napoleonischen Reichs war damals noch viel mächtiger als jetzt. Auffallend ist die auch weiter unten sich zeigende Bemühung, die französische Charbonerie von der italienischen gänzlich zu trennen, da doch hundert Gründe für einen dafür sprechen, daß die Häupter von beiden sehr in Uebereinstimmung mit einander handelten. In welcher genauen Beziehung Spaniens Schicksal mit dem Frankreichs stand, und wie sehr die napoleonischen Ideen vorherrschten, zeigt das Folgende:

„Die Wahrheit zu sagen, bestand die revolutionäre Partei aus einem Wirrwarr von Mißvergnügten und Patrioten aller Meinungen. Auch glauben wir, daß die Komplote ohne die Unterstützung einer mächtigen Klasse von Mißvergnügten nicht die mindeste Konsistenz gehabt hätten; wir meinen die Armee, die, noch voll von glänzenden Erinnerungen, ihre Unthätigkeit schmerzlich empfand. Dieß ist so wahr, daß von dem spanischen Kriege an, der aufgereizte Zustand der Truppen den Gefühlen, die aus der neuen Aussicht auf Thätigkeit entsprangen, Platz gemacht hatte, und die geheimen Gesellschaften an Schwäche und langer Weile hinstarben. Die Komplote hörten in dem Augenblick auf, wo mehr Grund als jemals dazu vorhanden schien.“

Allerdings war mehr Grund als je vorhanden, aber auch weniger Hoffnung als je nach dem Fall der spanischen Certes. Auch die Bourbonen wußten, daß die Armee an ihren alten Erinnerungen hing, darum schufen sie dieselbe um. Tausende von napoleonischen Offizieren waren entlassen, die Zahl der jungen Soldaten überwog bei weitem die der alten, und wie weit man in der Wahl der Regimenter die Vorsicht trieb, geht aus folgender merkwürdigen Thatsache hervor. Zwei Regimenter, aus lauter Niederbretagnern bestehend, die nur celtisch verstanden, wurden gleichfalls nach Spanien gesandt, kamen bis nach Cadix, blieben dort bis zum J. 1825, und wurden zu Schiffe nach Brest geschafft, von wo sie wieder in die Niederbretagne zurückkehrten, ohne auf ihrem Wege französisch oder spanisch gelernt zu haben. Solche Vorsicht war aber auch nöthig, denn es herrschte theilweise bei der Armee an der spanischen Gränze ein schlimmer Geist, und wären die Elemente der alten Armee noch beisammen gewesen, so wäre vermuthlich ein allgemeiner Aufstand erfolgt. Dieß geschah aber nicht, und so erfuhren die Liberalen zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß die Bourbonen die Armee nach Gefallen verwenden könnten, was sie vorher nie recht geglaubt hatten. Neben dieser praktischen Seite der Revolutionsgeschichte kommt nun die theoretische, die für uns im Munde eines Franzosen ziemlich seltsam klingt.

(Schluß folgt.)

Seebilder.

Der Mittag auf dem Schiffe.

(Capitain Hall's sketches of naval life.)

Gegen sieben Uhr Morgens (nach der Schiffsglocke, halb zwölf Uhr gewöhnlichen Styls) sind Offiziere und Schiffskadetten mit hölzernen Quadranten und messingenen Sextanten in der Hand auf dem Verdecke beschäftigt, die Breite aufzunehmen. Der heiterste Humor geht sonnenhell in jeder Seele an Bord auf, je näher die Stunde heranrückt, die Dr. Johnson „das große Geschäft von eines jeden Engländers Tag“ (the great business of every Englishman's day) nennt, und manch scharfes Auge bewacht jede Bewegung des Schiffskoches, der mit der größten Gemüthsruhe bald an langen Gabeln das Rind- oder Schweinefleisch aus den Kesseln heraussticht, bald die Erbsensuppe durch einen Hahn in einen tiefen Zuber laufen läßt. Endlich sieht man die Küchenjungen aus den Vor- und Hauptluken heraufkommen, die Portionennäpfe in der Hand, an denen die Reifen so glänzend wie Silber gehalten sind, und das Holz so sauber und weiß als die Milcheimer der niedlichsten Milchmagd. Zu gleicher Zeit wird auf dem Halbdeck in einem beträchtlichen Zuber der Grog durch die Schiemänner der untern Wache gemischt, unter Beihülfe anderer verantwortlicher Obmänner des Schiffsvolkes, und unter strenger Aufsicht des Maat des Kielraumes, damit Nichts von dem gebrannten Wasser bei Seite geht, während der Proviantmeister das Maß angiebt, in welchem die Mischung des Wassers und Branntweins vorzunehmen ist. Lange vor zwölf Uhr ist dieß Alles, so wie eine oder die andere kleinere Vorbereitung geschehen, so zwar, daß bevor noch der wichtige Augenblick des Mittages erscheint, im

ganzen Schiffe eine merkwürdige Stille herrscht. Der Hochbootsmann steht an der Bank mit seiner glänzenden silbernen Pfeife in der Hand, die er jeden Augenblick an die gespitzte Lippe setzt, entweder um die Brodsamen auszublasen, die seinem Pfiffe hinderlich seyn könnten, oder um durch ein leises zu schnell! zu schnell! die Bootsmannsgehülfen aufmerksam zu machen, die gleichfalls wie ihr Herr und Meister mit Pfeifen versehen auf dem Hauptverdecke in gleichen Zwischenräumen von einander entfernt stehen, um das Echo der Hochbootsmannspfeife zu seyn.

Der Hochbootsmann hält seinen Blick unverwendet auf die Gruppe der Beobachter gerichtet, und wenn die Sonne im Zenith steht (the sun is up), so bemerkt er es auf der Stelle, theils an der Bewegung unter den Astronomen, theils daran, daß der Schiffsmeister an dem ebenholzenen Rande seines Quadranten oder auf der Leiste des Hängemattengeländers mit einem Stifte die Breite anstreicht; doch wenn er einer der neun niedlichen Schiffer ist, so führt er zu diesem Zwecke ein eigenes kleines Buch. Sobald er nun gefunden, daß die Sonne den Scheitelpunkt erreicht hat, begiebt er sich auf das Schiffshintertheil zu dem Offizier der Wache und rapportirt zwölf Uhr, und die Grade und Minute der gefundenen Breite. Der Lieutenant geht sofort zu dem Kapitän, derselbe mag sich befinden, wo immer er will, und wiederholt, daß es zwölf Uhr und so und so viel Breite ist. Dieselbe Formalität wird beobachtet, selbst wenn der Kapitän auf dem Verdecke ist und Wort für Wort gehört hat, was der Schiffsmeister sagt, oder wenn er sogar bei der Beobachtung selbst mitgeholfen hat. Der Kapitän sagt hierauf zu dem Offiziere der Wache: „Laßt zwölf schlagen!“ Der Offizier ruft nun dem Maaten auf der Wache: „Laßt zwölf schlagen!“ Der schon darauf gefaßte Maate singt nun dem Schiemann zu: „Schlagt acht Glockenstreiche!“ Der alte Schiemann steigt die Treppe hinab und brummt der Schildwache an der Kajütenthüre zu: „Stürz das Glas um und rühr die Glocke!“ Während dessen hat der Hochbootsmann bereits die Pfeife an den Mund gesetzt, den Ellbogen in der Luft und den Finger auf der Klappe, bereit das ersehnte Zeichen zur Mahlzeit zu geben. Nicht minder schnell haben sich die Gruppen des horchenden Volkes unten an ihren schneeweißen Tisch von Fichtenholz gesetzt, während die andern um die Kessel gereiht vor Ungeduld auf den hölzernen Speisenäpfen mit den Fingerknöcheln trommeln. Bei dem ersten Glockenschlage, der allezeit mit größerer Lebhaftigkeit als sonst geführt wird, ruft der Offizier auf der Wache dem Hochbootsmanne zu: „Pfeif zum Essen!“ Diesen Worten folgt ein langgedehnter schrillender Pfiff, den ein vergnügtes Gemurmel von mancher hungrigen und lustigen Theerjacke begrüßt. Das fröhliche Zeichen wird im nächsten Augenblicke übertäubt von dem Gerassel der Kessel und Näpfe, und von der Stimme des Schiffskoches und seiner Gehülfen, welche die Portionen ausrufen, so wie durch das Getrappel der Fußtritte am Verdecke hin und die Treppe hinab, während der reiche Speisevorrath aufdampft, wie er nöthig ist, um dem Seemanne zu seiner anstrengenden Lebensweise Kraft und Saft zu geben. Dann kommt der fröhliche Grog! — Dieser Nektar des Seefahrers, der jeder ehrlichen Schifferseele so herzlieb ist, mit dem er Sr. Majestät altes Tauwerk hinabschwemmt (Junk, Schlatting), wie er mit grobem, aber gutmüthigem Witze seine Rindfleischportion heißt; und während er sein Diebstheil verschluckt (wack, so nennt die Matrosentechnologie ihre Portion Grog), beneidet er keinen Menschen auf Gottes Erdboden, und würde den weinerlichen Philanthropen unter die Nase lachen, die sein Leben als eine unglückliche Sklaverei beklagen. So viel ist gewiß, daß es keine Menschenklasse auf der Welt giebt, für die besser gesorgt ist als das Schiffsvolk; man muß aber auch sagen, daß es keine giebt, die im Ganzen glücklicher wäre, als dieses.

Vermischte Nachrichten.

Englische Blätter verwundern sich mit Recht darüber, daß die Nachricht von den zu Gunsten der Polen bei Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich eingereichten Petitionen der Ungern von französischen Blättern früher als von deutschen mitgetheilt wurde. Man könne daraus sehen, meinen sie, welch unedler Einfluß von den Regierungen auf die Presse ausgeübt werde, da offenbar diese Adressen so lang unterdrückt worden seyen, bis sie endlich in auswärtigen Zeitungen erschienen, und folglich nicht länger mehr hätten verheimlicht werden können. Die „Times“ selbst stellen über die erwähnten Adressen des hochherzigen Magyarenvolkes folgende Betrachtungen an: „Nichts kann ehrenvoller seyn für die Polen wie für die Ungarn, als solch eine kräftige Fürsprache. Diese edle Verwendung giebt nicht nur den schönsten Beweis von Sympathie eines tapfern Volkes für das Schicksal eines andern, sondern zeigt auch, daß es gleichfalls den politischen Grundsätzen und dem loyalen Charakter der leidenden und kämpfenden Partei huldigt. Gewiß kann man nicht sagen, daß Preßburg oder Buda (Ofen) von Jakobinismus angesteckt sey — die Ungarn sind keine Revolutionäre — ihre Magnaten neigen sicherlich nicht zu den Helden der Barrikaden hin — sie sind nicht mit ihrem Kaiser unzufrieden; sie geben daher durch den Beifall, den sie dem Widerstande ihrer Nachbarn schenken, nicht ihre eigene Widerspänstigkeit zu erkennen; sie huldigen keiner neuen Regierungstheorie, die sie bei den Polen ausgeführt zu sehen wünschten. Nein, keiner dieser Beweggründe trieb sie zu der edeln und uneigennützigen Rolle, die sie übernahmen; sie erblicken in dem polnischen Aufstande nur den gerechten Widerstand gegen eine unerträgliche Tyrannei, und während sie Zeugen der Opfer sind, welche von den Polen gebracht werden und ihren Muth anstaunen, erinnern sie sich mit Dankbarkeit des Beistandes, den sie einst der Christenheit und Civilisation gegen orientalischen Barbarismus leisteten. Kein kräftigeres Wort konnte dem Kaiser von Oesterreich zugerufen werden, als daß seine eigene Hauptstadt von Plünderung und Zerstörung gerettet worden sey von einem polnischen Könige. Diese Ungern, obgleich sie nicht so liberal sind als die Propagandapartei zu Paris; obgleich sie noch zahlreiche Ueberreste des Feudalismus besitzen, und der alten Gewohnheit folgen, ihren König lateinisch anzureden — diese Ungarn wußten dennoch muthig und kraftvoll die Saite der Sympathie zu treffen und ihrem Souverän die reine politische Wahrheit vor das Auge zu halten. Die Polen leiden jetzt von den Moskowiten eben so barbarische Drangsale, als einst die Christenheit von den Osmanen erlitt; und es ist eben so nöthig, den Schritten des nordischen Kolosses Halt zu gebieten, als es damals nöthig war, den Großherrn von den Wällen Wiens zurückzuschlagen. Die Könige Europa's — selbst die, welche zur heiligen Allianz gehören, könnten, — wenn sie nicht anders den Schandflecken der Theilung auf sich tragen — unbedenklich zu Gunsten der Polen einschreiten, ohne sich der Schuld theilhaft zu machen, dadurch die Empörung unterstützt oder revolutionäre Grundsätze begünstigt zu haben. Wäre Filicaja noch am Leben, er würde ungeachtet aller seiner Verehrung vor gekrönten Häuptern und ungeachtet all seiner Briefwechsel mit Päpsten und Königen, heute die Triumphe der Polen gegen den Czar mit gleich großer Begeisterung als ihren Sieg über die Türken gefeiert haben — da der Haß gegen Despotismus, Barbarei und Unterdrückung, und nicht eine wetterwendische Laune und Liebe zum Wechsel, ihnen in beiden Fällen die Waffen in die Hand gegeben hat.

„E so tremendo, e fier più che mai, foste
Scende il fulmin Polono, ei fu, che' l mosse.“

Wie höchst dringend eine Reform in der englischen Legislatur geboten ist, davon zeugt von Neuem folgender Vorfall unter tausend andern: „Vor einigen Tagen,“ so erzählt der Courier, „wurde eine gewisse Sophie Chapman zu London vor Gericht gestellt, unter der Anklage, einem türkischen Handelsmanne, Ben Heiam, einen halben Louisd'or gestohlen zu haben. Es ergaben sich so dringende Indizien, daß der Richter auf Untersuchung erkannte, und zugleich dem Kläger auferlegte, an bestimmtem Tage den Beweis anzutreten. Ben Heiam sagte, es sey ihm unmöglich, zur angesetzten Tagsfahrt vor Gericht zu erscheinen, da er sich seinen Lebensunterhalt durch Handel außer London verdiene, und um die bestimmte Zeit nicht daselbst anwesend seyn würde; lieber wolle er seinen Verlust verschmerzen und von der Klage abstehen. Allein der Richter legte ihm auf, zwei Bürgen zu stellen, daß er an bestimmtem Tage erscheinen werde, um seinen Beweis zu führen. Da der Kläger fremd war und Niemand kannte, der für ihn die Bürgschaft übernehmen sollte, so gab der Richter Befehl, den armen Türken nach dem Kingston Gefängnisse in Gewahrsam zu bringen. Man kann sich die Ueberraschung des guten Mannes denken, der, weil er bestohlen worden war, ins Gefängniß wandern mußte, und außer dem Arreste auch noch den Verlust in seinem Geschäfte als Strafe zu erleiden hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 199. 18 Julius 1831.

Die geheimen Gesellschaften in Frankreich seit der Restauration.

(Schluß.)

„Während die Partei, welche durch Verschwörungen ihren Zweck zu erreichen suchte, sich den Interessen der Orleanisten, der Napoleonisten u. s. w. hingab, entwickelten sich in ihr auch die Keime der politischen Schulen und jener hochherzigen Ideen, die allmählich in den Journalen, in den konstitutionellen Gesellschaften, in den Sekten, in den Klubs und bis zur Regierung sich Bahn gemacht haben. Die erhabensten Doktrinen hatten bereits ihre Repräsentanten in den Vereinigungen, wo man nur mit der Rekrutirung muthiger Soldaten beschäftigt schien.

„Die ersten Jahre der zweiten Restauration waren für die politischen Wissenschaften eine Epoche der Wiedergeburt, und folglich auch der Kompilationen und Plagiate. Wenn man nicht erfinden kann, so ahmt man nach. Den Augenblick, wo neue Douanenverhältnisse uns mit der Vervollkommnung mehrerer nützlicher Künste bekannt machten, erleichterten ausgedehnte Verbindungen mit unsern Nachbarn unsere Rückkehr zu den Studien, welche durch 25jährige Uneinigkeit und Kriege unterbrochen worden waren. Der Austausch der Reichthümer war gegenseitig, und so erhob sich ein versöhnender Genius, der die Völker nach ihren blutigen Kämpfen beruhigte.

„Die Einen suchten in dem deutschen Spiritualismus jene Begeisterung der Freiheit, welche die edle Landwehr gegen uns in Waffen gebracht hatte, Andere treuer den Sternbildern unsrer nationalen Intelligenz wollten aus der Philosophie des 18 Jahrhunderts den Enthusiasmus von 89 schöpfen. Die Bentham'sche Philosophie, die Alles nur vom Standpunkte des Nutzens betrachtet, war im Kampf mit den Kantischen Ideen von der Pflicht. Die Grundsätze des Contrat social wie die verschiedensten Erklärungen über das natürliche Recht trennten die Köpfe."

Dieß konnte doch bei den Franzosen unmöglich lange gehen, und hörte auch bei der Mehrzahl in der That sehr bald wieder auf:

„Zu derselben Zeit, als die Verwirrung dieses modernen Alexandriens begann, kamen auch die ultramontanen und monarchischen Traditionen mit erneuter Gewalt über unsere Regierung. Das Gesetz des doppelten Votums wurde gegeben, und nun unternahm ein großer Theil unserer philosophischen Politiker, verzweifelnd an den gesetzlichen Rettungsmitteln, das Spiel der Revolutionen; aber der erbärmliche Ausgang der Verschwörung vom 19 August 1820 bewies ihnen bald, daß sie ohne eine regelmäßige Organisation nicht zum Ziele kämen. Die zufällige Verbindung mit den neapolitanischen Flüchtlingen erweckte die Idee, sich an ihre Carbonaris anzuschließen, und so eine wahre fortdauernde Verschwörung zu bilden, unter einer Firma, die, lächerlich genug, den Gebirgen Calabriens entlehnt war. Diese Verbindung war indeß in hohem Grade französisch, denn man unterhielt mit den transalpinischen Carbonari's keine Korrespondenz, und die französische Charbonnerie war von ihrem Ursprung an den Ideen ihrer Zeit und ihres Landes angemessen.

„Wenn wir uns eine indiskrete Abschweifung gestatten dürften, so würden wir gern diejenigen nennen, welche durch ihre Einsicht und Festigkeit zwei Jahre lang die einzige Unternehmung unterstützten, die während der ganzen Restaurationsperiode als eine mächtige Verschwörung betrachtet zu werden verdient. Es wäre interessant zu zeigen, durch welchen Zusammenfluß von Umständen einige unbekannte junge Leute von verschiedenen Klassen sich in dem einzigen Gedanken vereinigten, den gährenden und bis jetzt in seinen Aufständen so unglücklichen Theil der Nation um sich zu vereinigen. Die Gründer der Charbonnerie gehörten keiner von jenen glänzenden Koterien an, die sich in die Herrschaft über die elegante Welt theilen. Sie kannten kaum deren Lebensweise und kümmerten sich auch nicht darum; aber ihre ernste Bildung, ihr Alter und ihre glühende Anhänglichkeit machten sie tauglich zu allen Geschäften, wo Nachdenken und Muth erforderlich war. Ihrem unscheinbaren und darum freien Daseyn, das dem Studium und der öffentlichen Wohlfahrt gewidmet war, dankten sie ihre Energie und ihre Erfolge. Zu kräftigen Unternehmungen gehören kraftvolle Charaktere, jugendliche Geister, neue Menschen.

„Während des Jahres 1821 bedeckte sich Frankreich mit politischen Cirkeln, welche in verschiedenen Graden durch eine repräsentative Wahlform, die ohne die Existenz der Gesellschaft zu gefährden Paris in Rapport mit allen Zweigen derselben brachte, unter sich verbunden waren.

„Wir sehen keinen Nachtheil darin, es jetzt laut zu sagen, daß im Anfang des Jahrs 1822 die Charbonnerie überall war, in der Armee, in den Schulen, in der hohen und mittlern Industrie, in

der Deputirtenkammer und selbst in der der Pairs. Da sie Linienregimenter zu ihrer Verfügung hatte, so fehlten ihr die Generale nicht. Wir wissen nicht, was aus einer Revolution hervorgegangen wäre, aber sie war möglich und selbst wahrscheinlich.

„Der Winter von 1822 sah alle diese Versuche scheitern durch einen Zusammenfluß von Umständen, deren Auseinandersetzung hier unnütz ist. Dieß würde nur abermals beweisen, daß die Charbonnerie niemals eine bestimmte, durch dieselben Ideen verbundene Partei war, sondern eine vorübergehende Koalition, welche die außerordentlichen Umstände, aus denen sie hervorgegangen war, nicht überleben konnte. Alle Vorfälle nach denen von Befort waren die unglücklichen und unzusammenhängenden Folgen eines ungeheuren Plans, der nicht ausgeführt werden konnte.

„Die Kanonen der Bidassoa zerrissen vollends das Band dieser Gesellschaft. Damals verschwanden ohne Wiederkehr mit der stürmischen Jugend des Liberalismus seine gränzenlosen Täuschungen, seine abenteuerliche Politik und seine nutzlose Hingebung. Die revolutionäre Partei bedurfte der Armee und hatte sie nicht mehr. Die Charbonnerie starb zu Paris auf dem Greveplatz, zu Poitiers gleichfalls auf dem Schaffott und zu Lers auf dem Schlachtfelde. Wenn je ein ihrer würdiger Geschichtschreiber in die Nacht ihrer trauervollen Annalen eindringt, so möge er sich nicht an diesen Katastrophen aufhalten. Wenn die Charbonnerie eine bemerkenswerthe Thatsache in der neuern Geschichte ist, so ist sie dieß weniger durch die unglücklichen Proben ihrer Macht, und die verzweifelten Versuche zur Zeit ihres Sinkens, als durch den fruchtbaren Anstoß, den sie dem öffentlichen Geiste gab, und durch die Metamorphosen, welche sie bis auf diesen Tag erfuhr.

„Nicht allein überlebte diese Gesellschaft im Ganzen betrachtet kein bestimmtes System von Verbindungen, sondern man würde bei den mannichfachen Parteien, die daran Theil hatten, auch nicht eine allgemeine Erinnerung aus derselben auffassen können. Jede Meinung modifizirte sich bald nach den Bedürfnissen und den Anlagen derjenigen, welche sich davon losmachten. Die von einer tiefern moralischen Aufregung ergriffenen Gemüther gaben sich philosophischen Spekulationen hin, woraus nach und nach Religionsversuche wurden; Andere begnügten sich mit einer skeptischern, enger beschränkten und darum dem Geschmack der Zeit und den Anforderungen jedes einzelnen Tages entsprechendern Philosophie. Viele nahmen mitten unter der industriellen Raserei, welche von dieser Epoche an in den gewagtesten Unternehmungen die europäischen Kapitalien verschleuderte, Theil an einer neuen Art von Abenteuern. Endlich, um in diesem wechselvollen Gemälde nichts auszulassen, wollen wir noch bemerken, daß Mehrere sich in den Katholicismus flüchteten. Es scheint uns ungerecht, solchen Bekehrungen nur Gründe persönlichen Vortheils unterzulegen. Alle Grundsätze des Liberalismus waren bestritten und zur Unmacht zurückgebracht, und so konnten ermattete Geister nur in der unbeweglichen Tradition eine moralische Ruhe finden, die keine Partei ihnen gewährte."

Lernen wir schon aus dieser Darstellung sehr wenig Neues, so giebt sie uns doch im Allgemeinen eine sehr genügende Schilderung der Stimmung und des Treibens in Frankreich während der Jahre 1820 — 1822, und eine Bemerkung, die der Verfasser weiter unten noch macht, ist eben so wahr als fein bemerkt. „Es blieb," sagt er, „lange nach der Auflösung und Zerstreuung der Gesellschaft ein geheimer Trotz, und eine Keckheit in den Gemüthern zurück, die vielleicht mehr, als man glaubt, zum endlichen Sturze der Bourbonen, dem eigentlichen und wahren Ziel aller Verschwörungen in Frankreich, beitrug. Indessen trug die Charbonnerie auch eine Frucht, welche die Erfahrung schon mannichfach als eine höchst schädliche bezeichnet hat, und die um so verderblicher ist, als sie sich gar leicht in den weiten Mantel der Philosophie einhüllt, und alle philosophischen Hohlköpfe und unpraktischen Politiker zu ihren treufleißigen Anhängern zählt. Der Verfasser nennt sie nicht sehr klar die Sekte der **Individualisten**; taugt aber der Titel nicht, so beschreibt er die Sache desto besser.

„Die Sekte nannte sich so, weil sie alle bürgerlichen und politischen Rechte von den Eigenschaften und Bedürfnissen des Menschen, als Individuum betrachtet, ableitete. Diese Ansicht ging hervor, aus einer **radikalen Opposition gegen die Systeme, welche die individuellen Rechte den Rechten der Gesellschaft** oder vielmehr der Willkür der Regierungen **unterordnen**. Diejenigen, welche alle diese Fragen von dem menschlichen Organismus abhängig machten, und diejenigen, welche von Kants oder Fichte's Absolutism ausgingen, hatten bisher sich durchaus nicht verstehen können, warum, kann man eigentlich nicht sagen, denn es fand sich in ihren Diskussionen nichts so recht Bestimmtes. Wie dem auch seyn mag, sie kamen, so gut es gehen wollte, über einige Prinzipien von Regierung überein, indem sie eine Liste der natürlichen Rechte entwarfen, gegründet auf eben so viele menschliche Vermögen, deren ursprüngliches Wesen nicht weiter untersucht wurde. So vereinigten sich die Materialisten und Spiritualisten der Charbonnerie zu einem Lehrsystem, wodurch sie die republikanische, kaiserliche oder monarchische Centralisation von Grund aus zerstören wollten."

Dieser dephlegistisirte Liberalismus, den man seit einiger Zeit als den ächten einschwärzen will, kann in Frankreich noch großes Unheil anrichten, er hat aus dem Lande schon einmal eine tabula rasa gemacht, und ist hauptsächlich Schuld, daß in Frankreich nichts feststeht; er ist der reine Gegensatz jeder positiven Regierung, einer republikanischen so gut wie einer monarchischen, er ist für den Einzelnen so trostlos, als der philosophische Materialismus, und für das Ganze verderblich, weil er, indem die Grundlagen einer jeden Regierung stets wieder angefochten werden, alles Bestehende stets wieder in Frage stellt. Der alte ächte Liberalismus, wie ihn die vernünftigern Köpfe der französischen Revolution, welche sich der Erklärung der Menschenrechte widersetzten, aufgefaßt hatten, war Gleichheit aller vor dem Gesetz; darum Vernichtung des Feudalwesens und der Geistlichkeit als einer abgesonderten privilegirten Gesellschaft. Daß man von diesem einfachen Grundsatz abwich, hat Frankreich schwer gebüßt, und kann es noch einmal büßen, denn man ist auf dem besten Wege, diesen unsinnigen Theoretikern, die aller Erfahrung und Geschichte Hohn sprechen, neuen Einfluß zu gestatten. Unter einer schwächlichen inkonsequenten Regierung schießen sie wie Pilze hervor, und nur eine starke darf sie verachten.

Die hohen und niedern Schulen in Spanien.

(Schluß.)

Da die spanische Regierung sich in Alles mischt, so kann man leicht denken, daß die Universitäten ihrer unmittelbaren Aufsicht unterliegen; die Unterrichtsmethode, die Bücher, welche die Studirenden lesen dürfen, die Reihenfolge der Vorlesungen, kurz Alles bis ins kleinste Detail wird von ihr bestimmt.

Die Universitätsordnung wurde im Jahre 1771 offiziell bekannt gemacht, und in den Jahren 1791, 1801, 1806, 1814, 1821 und 1825 abgeändert. Durch die Verordnungen von 1821, welche von den Cortes ausgingen, traten viele sehr weise Einrichtungen an die Stelle der alten, und fast alle Mißbräuche wurden abgeschafft; es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß die Apostolischen, so bald sie nur konnten, die Dekrete der Cortes, welche die Universitäten nach liberaleren Grundsätzen gestalteten, zurücknahmen. Um sich einen Begriff vom Geist der gegenwärtigen Einrichtungen machen zu können, will ich dem Berichte von 1825 einige Stellen entheben:

„Die Erfahrung hat gelehrt, daß die gewöhnliche Weise, wie Cicero und die übrigen griechischen und römischen Autoren in den Schulen erklärt werden, den guten Grundsätzen und der Moral zuwider läuft. Die jungen Leute werden durch sie mit den Worten Freiheit, Republik, Vaterland u. s. w., deren man sich so oft mit Erfolg gegen Thron und Altar bedient, vertraut. Sie machen sich eine romantische Politik zu eigen, verderben ihre guten Ansichten und entwöhnen sich von dem Gehorsam gegen die Regierung, ohne welche die Revolutionen so lange sich folgen werden, bis der jetzige glückliche Bestand der Dinge umgestürzt ist. Deßhalb schlagen wir als die für den Unterricht des Lateins in den Schulen geeignetsten Bücher, die Vulgata, das Brevier, die Epitome sacrae historiae und andere ähnliche Schriften vor.

„Das, was die neuern Schriftsteller Philosophie nennen, ist nichts als Afterweisheit, welche die jungen Leute dazu verführet an Allem zu zweifeln. Seit Locke seine neue Lehre vom menschlichen Verstand bekannt machte, hat eine Unzahl von Schwätzern sich in dieser verderbten Welt erhoben, und die Philosophie ist die Vorläuferin des Skepticismus geworden. Unglücklicher Weise sind viele Spanier mit diesem philosophischen Aussatz behaftet, und es ist Zeit der weitern Verbreitung zu steuern. Man soll also nur die alte Logik, die alte Metaphysik lehren, und die jungen Leute wohl hüten, damit sie keine Schriften der neuern Philosophen lesen.

„Es gab eine Zeit, wo die Aerzte ernst, religiös und moralisch waren; ihre Kenntnisse beschränkten sich auf die Medicin, und es gab nur wenige, welche sich mit Studien abgaben, die nicht unmittelbar in ihren Beruf einschlagen. Aber seit 1791 und mehr noch seit 1801 ist das Alles anders geworden; die Aerzte sind jetzt Literatoren, Philosophen, Liberale und Demagogen, nur wenige von ihnen kann man noch für treue Unterthanen halten. Es ist durchaus nöthig, dieser Seuche entgegenzuwirken, denn der Einfluß solcher Leute ist unermeßlich und ihr Beispiel höchst verderblich u. s. w."

Dieser Auszug wird hinreichen, um einen Begriff von den Grundsätzen der Männer zu geben, die den Erziehungsplan von 1824 entwarfen; das Werk ist ihrer würdig!

Die Universitäten und öffentlichen Schulen standen von jeher unter der unmittelbaren Aufsicht des Raths von Castilien. Dieser Rath, der aus alten, größtentheils höchst unwissenden Rechtsgelehrten besteht, hatte die Erziehung immer nach demselben Schlendrian, wie seine übrigen Arbeiten behandelt. Die Geschichte dieses Raths wäre der ergötzlichste Pendant zur Geschichte des hochweisen Rathes der Schildburger." Gegenwärtig steht der öffentliche Unterricht unter der Leitung eines eigenen Komité's. Die Spanier können gleich allen Völkern des Kontinents nichts ohne eine Junta oder ein Comité directeur thun. Die Junta, welche den spanischen Universitäten präsidirt, wäre recht zweckmäßig, wenn sie nur in einem Lande bestände, wo die Regierung einen gefaßten Plan zu verfolgen wüßte.

Der Unterricht, den man auf den spanischen Hochschulen ertheilt, ist im Ganzen ziemlich schlecht. Die Professoren haben wenig Aufmerksamkeit gegen die Studirenden, und diesen sind ihre Lehrer ebenfalls sehr gleichgültig. Das Besuchen der Vorlesungen ist Form, jede Freiheit der Erörterung über die von der Regierung bestimmten Bücher ist untersagt. Drei Viertheile der Professoren von Salamanca wurden im Jahre 1824 ohne Prozeß verbannt und durch Männer ersetzt, die, wenn auch nicht aus Neigung, doch aus Furcht dem gegenwärtigen Stand der Dinge ergeben sind. Von Tag zu Tag jedoch tritt die Meinung der Studirenden feindseliger gegen die der Professoren heraus, die Zeit allein kann die Früchte dieser Spaltung zur Reife bringen.

Bemerkungen über die Cholera.

Von Dr. G. Lepeshamm, praktischem Arzte in Lenczyca.

Der unglückliche Erfolg in der Behandlung der ersten meiner Beobachtung unterstellten Cholerakranken brachte mich bald auf den Gedanken, daß von einem empirischen Verfahren bei dieser Krankheit eben so wenig zu erwarten sey als bei jeder andern. Die Vorschriften zur Behandlung der Cholera waren, wie sie das medizinische Kollegium und später das Gesundheits-Central-Comité in Warschau den Aerzten an die Hand gegeben hatten, genau von meinen hiesigen Kollegen und mir befolgt worden, und fast jeder Kranke, der sich uns darbot, wurde ein Opfer dieses Empirismus. Dieß brachte mich nun bald auf den Gedanken, von dieser Behandlungsweise abzuweichen und in meinem fernern Verfahren einen solchen Weg einzuschlagen, wie ich dieß bei andern Krankheiten gewohnt, d. h. wenn ich mich so ausdrücken darf, den Weg des Rationalismus. Indem ich nun diesen gefaßten Entschluß bei später mir vorgekommenen Kranken durchführte, glaube ich endlich zu einem Resultate gekommen zu seyn, das ich in nachfolgenden Zeilen allen Aerzten zur Beurtheilung und Prüfung vorlege.

Schon Boerhave sagt in seinem Institut. med. §. 810: „Cholera vero violenta sursum deorsumque expulsio ex ventriculo et intestinis, est convulsio vomitum creans, et simul fortis intestinorum deorsum spasmus;" und meiner Meinung nach besteht das Wesen der Cholera in einem eigenthümlichen Krankheitsstoffe (abgesehen davon, ob Kontagium oder Miasma), welcher einen Krampf aller unwillkürlichen Bewegungsorgane erregt, sich dann später auch auf die der Willkür unterworfenen Organe verbreitet, und in beiden einen motum perversum zur Folge hat.

Aus dieser Ansicht lassen sich wenigstens alle Symptome der Krankheit erklären. So scheint ein Krampf in den aufsaugenden Gefäßen des Darmkanals (vasis chyliferis) zu entstehen, welcher sich bald dem Magen und dem ganzen Darmkanale mittheilt, und daher zuerst Entleerungen von Oben und Unten zur Folge hat, indem durch den Reiz des Krankheitsstoffes, der den motum perversum erregt, wie dieses Richter (Therap. Bd. 7. S. 20) bemerkt: „im Darmkanale durch Umänderung der Darmsekretion schadhafte Stoffe entstehen, die sich in eben dem Maße wieder erzeugen,

als man sie ausleert;" ein Krampf in den Gefäßen der Leber, im ductu hepatico choledocho, und cystico verhindert die Ausleerung der Galle, daher die weiße Farbe der Entleerungen, wie bei der Gelbsucht aus Mangel an Galle die weiße Farbe der Extremente; — durch den Krampf im dem ganzen Pfortadersysteme einerseits, und andererseits durch die verhinderte Einführung des Speisesaftes (chyli) in den Brustgang (ductum thoracicum), des Krampfes in den aufsaugenden Gefäßen des Darmkanales halber, wird das Blut in seiner Qualität verändert; daher ist es schwarz, dickflüssig, theerartig, und hat nun, zum Herzen angelangt, nicht mehr die Kraft, selbiges zur Reaktion zu reizen, woher dann das Schwinden des Pulses; — ein Krampf in den feinsten Arterienenden, daher die Kälte der Zunge und der Haut, wie im Stadium der Kälte der Fieber, so wie das Blauwerden der Haut, indem die Venen allein durch dieselbe durchscheinen; ein Krampf in den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen, daher die Trockenheit der Zunge und die Empfindung von Durst; — ein Krampf in den absondernden Gefäßen der Nieren, daher der gänzliche Mangel des Urins, wie auch die Leichenöffnungen zeigen, daß die Urinblase gänzlich leer befunden wird, welches nur von einer durch Krampf verhinderten Absonderung des Urins herrühren kann, weil keine Zeichen einer Urinverhaltung vorhanden sind. — Diese Krämpfe der unwillkürlichen Bewegungsorgane verbreiten sich nun später auch auf die der Willkür unterworfenen Organe, und so stellen sich uns die lästigen Krämpfe in den Extremitäten dar, vermittelst des Nerveneinflusses der im Unterleibe afficirten Theile auf das Rückenmark. Durch die vermittelst des Krampfes in den feinen Gefäßen angehäuften Flüssigkeiten wird ein Druck auf die benachbarten Theile ausgeübt, woraus sich die gewöhnlich erscheinenden örtlichen Schmerzen im Unterleibe leicht erklären lassen. Diese Ansicht wird noch durch folgende Umstände bestätigt, welche Zeichen der Besserung sind: die wiederkehrende Wärme, weil natürlich dann der Krampf in den Arterienenden anfängt nachzulassen; Eintreten eines allgemeinen Schweißes, der auch nicht denkbar ist, so lange ein Krampf im ganzen Hautsysteme besteht; Rückkehr des Pulses, ein Zeichen des nachgelassenen Krampfes im ganzen Pfortadersysteme, und in den aufsaugenden Gefäßen des Darmkanals, wodurch das Blut wieder in seiner Qualität dem natürlichen Zustande genähert wird; gefärbte Ausleerungen, welche andeuten, daß der Krampf im ganzen zur Bereitung und Aussonderung der Galle gehörigen Systeme nachgelassen hat. Daß Krampf die Grundursache der Cholera sey, bestätigt sich auch noch dadurch, daß alle empirisch angerathenen Vorbeugungsmittel der Krankheit und die Verhaltungsregeln für Gesunde überhaupt im Stande sind, jede Art von Krämpfen zu verhindern, und daß die Hauptgelegenheitsursachen der Cholera, als Erkältung, Verdauungsfehler u. s. w. eben sowohl andere Krämpfe hervorbringen können. Auch das epidemische Erscheinen der Cholera giebt einen Grund mehr für die Meinung, daß Krampf die Grundursache dieser Krankheit sey, da wir doch auch andere Krampfkrankheiten unter gewissen atmosphärischen Einflüssen epidemisch herrschen sehen; man denke nur an die Kriebelkrankheit (Raphania), an den Tarantismus, an die Convulsio Soloniensis.

Was nun die Behandlung betrifft, so folgt aus Obigem, daß nur solche Mittel eine Heilung zu bewirken im Stande sind, welche gegen die Ursache der Krankheit, d. h. gegen den Krampf, etwas vermögen; daher die unter dem Namen der Antispasmodica begriffenen Mittel. Aus diesem Grunde kann ein Aderlaß nur da indizirt seyn, wo wirklich ein plethorischer Zustand zugegen ist, wie wir auch in andern Krampfkrankheiten bei einer solchen Anzeige eine Ader zu öffnen uns nicht scheuen; aber allgemeine Blutentleerungen unbedingt anrathen, kann unmöglich von Nutzen seyn; muß im Gegentheile oft schaden, und zeugt vom gröbsten Empirismus. Aus eben dem Grunde kann das Calomel wohl nur äußerst selten von Nutzen seyn, und muß in den meisten Fällen durch den neu hervorgebrachten Reiz, welchen es in dem an sich schon gereizten Darmkanale hervorruft, offenbar schädlich einwirken; daher es sicherlich auch in allen geheilten Fällen nichts geleistet, sondern ihm die durch das Opium, mit dem es nach den gewöhnlichen Vorschriften gegeben wird, hervorgebrachte Wirkung fälschlich zugeschrieben wird.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zu Paris ist das Programm in Betreff der Feierlichkeiten während der drei Juliustage erschienen. Der erste Tag wird der Trauer um die Gefallenen gewidmet seyn. Der König wird sich, umgeben von seinen Ministern und den Munizipalbehörden von Paris, und begleitet von den fremden Gesandten, den zwei Kammern, den Schulen, den Verwundeten, den Trägern des Ehrenkreuzes und der Denkmünze, den Deputationen von zehn Nationalgardisten aus jedem Arrondissement von ganz Frankreich, von zehn Militärs aus jedem Regiment zu Land und zur See, auf den Kirchhof der Madeleine begeben. Das Hôtel de Ville wird schwarz behangen seyn, deßgleichen das Denkmal auf dem Leichenhügel der Madeleine; alle Fahnen des Zuges und auf den öffentlichen Gebäuden werden Trauerflöre tragen. Jede Deputation wird ihre eigene Fahne tragen. Die von den Arrondissements nach Paris abgeordneten Bürger werden während ihres Aufenthaltes daselbst verpflegt; die Deputationen des Militärs in den Kasernen einquartiert. Der Zug begiebt sich über die Straße Saint-Antoine und die Boulevards vom Hôtel de Ville nach dem Kirchhofe der Madeleine. Das unter der Restauration auf dem Platze Ludwigs XVI begonnene Denkmal wird bis dahin verschwunden seyn. Die Madeleine wird ein neues Giebelfeld erhalten, das jetzt vor der Hand auf Leinwand gemalt ist, aber in diesem Jahre noch ausgeführt werden soll. Man wird darauf die Inschrift lesen: „Frankreich seinen Befreiern." Im Innern der Kirche werden eherne Tafeln aufgestellt, auf denen die Namen der Todten und der Juliusritter zu lesen sind. Der Abbé Paravey, der nämliche, der am 30 Julius die Todten des Louvre aussegnete, wird eine Gedächtnißrede halten; deßgleichen einer der Minister. Revüen, Illuminationen u. s. w. werden die Tage des 28 und 29 Julius feiern. Unter die armen Familien von Paris werden am 27 und 29 auf Kosten des Staates Lebensmittel vertheilt werden. Ein Gesetz, das der nächsten Kammer vorgelegt werden soll, wird die drei letzten Tage der Restauration zu einem Nationalfeste erklären.

Eine Trostlosigkeit sonder Gleichen bemächtigte sich vor unlängst aller alten Junggesellen und Jungfern in dem Quartier Saint-Georges in London, da sie in weniger als einer Woche alle ihre Katzen auf unbegreifliche Weise verschwunden sahen. Noch nie wurde die Polizei so ungestüm angegangen, den verruchten Dieben oder gar Mördern der theuern Lieblinge nachzuspüren. Das Geschrei der Rache um den Tod so vieler Adonis hallte auf den Polizeibureaux aus dem Munde alter Stubengelehrten, eheloser Pfandverleiher, untröstlicher Witwen und keuscher und zahnloser Jungfrauen wider. Endlich gelang es, dem Ungeheuer von Katzenfeind auf die Spur zu kommen. Es war ein Mädchen von sechzehn Jahren, das die gefangenen Murrner auf einen Speicher trug und daselbst erdrosselte, um ihre Felle zu verkaufen. Der Polizeibeamte überraschte die Mörderin, wie sie gerade beschäftigt war, einem schönen schwarzen Kater — und zwar noch lebendig — die Haut über die Ohren zu ziehen. Als vor Gericht diese Grausamkeit zur Sprache kam, brachen unter den Zuschauern, von denen die meisten den Verlust einer oder mehrerer so erbärmlich hingerichteter Katzen zu beklagen hatten, Rufe des Schreckens und des Abscheues aus, und manches Auge füllte sich mit Thränen. Es beruhigte die Leidtragenden kaum die Erklärung des Mädchens, daß es seine Opfer gewöhnlich erdrosselte, bevor es ihnen das Fell abstreifte. Die Schuldige wurde zu 20 Pf. Sterl. Strafe verurtheilt, und wenn sie diese Geldbuße nicht erlegen könne, zu sechsmonatlichem Gefängnisse. Der Richter bedrohte sie überdieß im Wiederholungsfalle ihrer Dieberei und Mordgier mit öffentlicher Auspeitschung. „Ich weiß," fügte der würdige Richter hinzu, „daß die Strafe des Peitschens zwar nicht mehr üblich ist, aber sie besteht noch in unsern Gesetzen, und Du hast eine solche Grausamkeit an den Tag gelegt, daß ich keinen Anstand nehmen würde, diese Strafe gegen Dich auszusprechen, und sollte ich selbst in Ermanglung eines Schergen sie an Dir vollziehen müssen, um Dich die Martern fühlen zu lassen, die Du unschuldigen Thieren so hartherzig angethan hast."

Seit einigen Tagen sind in Frankreich Fünffrankenstücke mit dem Gepräge Heinrichs V in Umlauf gebracht worden; es sollen deren zwanzigtausend und dieselben in England geschlagen worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 200. 19 Julius 1831.

Die Contemporaine in Aegypten. *)

1. Enthusiasmusvorrath in Frankreich. Zugvögel und reisende Männer. Insekten und reisende Weiber. Die Hekuba der neuern Zeit.

Ein politischer Rechenmeister, und wäre er doppelt so geschickt als Malchus und Dupin zusammengenommen, muß billig in Verlegenheit kommen, soll er angeben und nachweisen, wo das französische Volk bei seinem erstaunlichen Verbrauche von Enthusiasmus nur all den Vorrath davon hernimmt. Wie viel läßt Paris allein an einem einzigen Tage verlodern für die dem Untergange geweihten Polen, für die decimirten Italiener, für die Thronversteigerung in Belgien, für die Züchtigung des portugiesischen Minotaurus. Und nun steht vollends die Jahresfeier der großen Woche vor der Thüre und verlangt ihren nicht geringen Antheil, und doch geht man so verschwenderisch mit diesem heiligen Feuer um und verbrennt davon ohne Rücksicht auf die Lehre weiser Staatsökonomen für die Vendomesäule, für Ludwig Philipp I und Napoleon II, für Lafayette und Odry, für Mayeux und die Wahlen, für die deutsche Oper und Paganini, für Republik und Julinsbänder, ungerechnet was einzeln noch nebenbei verpufft wird für das juste milieu und Heinrich V, für die Reise des Königs und des zwölfjährigen Prinzen von Joinville, was täglich, ja stündlich in Zeitungen verraucht und verdampft, und doch hat man außer allem diesem Aufwande noch hinlänglich übrig, um über tausend Nebensachen außer sich zu gerathen — wie z. B. über die Contemporaine in Aegypten. Kaum ist eine Auflage ihrer Memoiren erschienen, so ist sie vergriffen, und das heißhungrige Lesevolk wartet nur auf die zweite und dritte, um sie gleichfalls zu verschlingen. Aber auch der Name Aegypten — für welches französische Ohr hätte der Name dieses mystischen Wunderlandes, das durch eine der launenhaften Fügungen des Geschickes so innig mit dem Lande der Aufklärung und des Verstandes verflochten wurde, nicht einen magischen Klang? Aegypten — das gelobte Land der Menschheit vor Christus, zu welchem Europa wallfahrete wie die Königin aus Arabien zu dem weisen Salomo — ist durch den heiligen Ludwig und den angebeteten Napoleon mit großen Erinnerungen in die Geschichte Frankreichs verflochten. Frankreich hat in der neuesten Zeit den Zaubergürtel, der Aegypten von der übrigen Welt verschloß, mit seinem besten Blute gelöst. Seine Feldherren eroberten es, seine Denon's beschrieben es, seine Champollions drangen in seine hieroglyphischen Räthsel ein. Doch noch immer liegt die schmale Landsäule wie ein von Sanddünen überschwemmter Obelisk vor uns, mit wunderlichen, wenn auch nicht mehr völlig unverständlichen Hieroglyphen bedeckt. Wer immer das Nil-Land, diese räthselhafte Sphinx, gesehen hat, die zwischen Wüsten und Meeren ausgestreckt liegt, wer immer ein Wort vernommen hat in diesem Lande, dem wahrhaft redenden Stein, muß uns willkommen seyn, muß vor Allem Frankreich willkommen seyn, das auf die Pyramiden seinen Ruhm geschrieben und unter dem ägyptischen Sandozean seine tapfersten Söhne begraben hat. Und wenn nun vollends eine Frau von der Pilgerfahrt zurückkehrt aus dem Lande der Pharaonen und Kleopatra's, wer möchte nicht neugierig ihr entgegen laufen und um Alles sie befragen, was sie vernommen von den Seltsamkeiten und Wundern, vor denen die Welt seit Jahrtausenden schon kopfschüttelnd verweilt?

Es wäre in der That zu bedauern, daß Weiber so wenig reisen und ihre Reisen beschreiben, wenn man nicht befürchten müßte, daß sie auf der Wanderschaft immer einbüßen. Wenn Männer gleich Flüssen, je weiter sie laufen, an Fülle, Tiefe und Ruhe gewinnen, so verlieren Weiber wie der Thee durch Transport an Duft und Frische und kommen meist wieder nach Hause nur — als Männer. Indeß würde ich dennoch Welttheile von Männern erst entdecken und von Weibern beschreiben lassen. Wenn die Engländer reisen, um zu sparen und sich zu ärgern; die Franzosen, um die Welt mit Frankreich zu vergleichen; die Deutschen um zu botanisiren, auszustopfen und Bücher zu schreiben; so betreten Weiber fremde Länder wie Kaufläden, um sich Alles Stück für Stück vorzeigen zu lassen, Alles mit freundlichem Lächeln zu besehen und wieder an Ort und Stelle zu lassen. Letzteres ist nicht das kleinste Verdienst von Reisenden, die oft gleich Swift's närrischen Philosophen statt Begriffe von dem zu geben, was sie gesehen haben, lieber die Dinge selbst im Sacke mit sich führen. Bei Weibern ist das Reisen eine Pilgerfahrt, sie betreten das fremde Land wie einen geweihten Boden mit Ehrfurcht, die Männer durchziehen es wie Eroberer und Feinde voll Mißtrauen; sie verachten die Völker erst, bevor sie sie beschreiben.

Ueberdieß reisen Männer mehr wie Zugvögel aus Instinkt,

*) La Contemporaine en Égypte, pour faire suite aux souvenirs d'une femme aux les principaux personnages de la Republique, du Consulat, de l'Empire et de la Restauration. Tome I. et II. Paris 1831.

und sehen die Länder und Völker aus der Vogelperspektive, Weiber thun es wie Insekten; sie gebrauchen außer ihren mikroskopischen Augen auch das Gefühl, sie rücken nur Schritt vor Schritt fort und betasten Alles. Aber nicht allein darum möchte ich Reisen und Reisebeschreibungen von Weibern den Vorzug geben, weil diese mehr reden als hören und geborne Erzählerinnen sind, sondern auch darum weil dabei Alles so säuberlich und ordentlich zugeht wie in ihren Glasschränken und Weißzeugkästen. Männer reisen mehr mit dem Gehöre, wenn ich so sagen darf, wenigstens brauchen sie ihre Augen nicht nur um zu sehen, sondern auch über das Gesehene Alles zu lesen, was je darüber geschrieben wurde, was im Grund genommen doch nur ein stummes Hören ist. Wie aber das Gehör ein bei Weitem nicht so zuverlässiger Sinn ist, als das Gesicht, so haben sich reisende Männer so viele Lügen selbst aufgebunden oder aufbinden lassen, wie es Weibern mit ihren feinen Nadelöhrblicken niemals begegnet seyn dürfte.

Unter diesem Gesichtspunkte bilden auch die Memoiren der Frau von St. Elme über Aegypten eine höchst interessante Erscheinung. Man wird daraus wenig lernen, aber Vieles von einer neuen Seite sehen; man wird darin gelehrte Untersuchungen weder finden noch erwarten, aber auch nie sich langweilen; man wird eine Filet oder Mosaikarbeit aus unzähligen Anekdoten und kleinen Zügen zusammengesetzt vor sich sehen; aber Alles hat Leben und Bewegung und Farbe. Auch sie ging nicht hin, um das wie eine Grauen erregende Mumie in tausendjähriger Versteigerung daliegende Aegypten zu besuchen und zu beschreiben, „sie ging hin — wie sie — sagt nun selbst zur Ruine geworden unter den Ruinen der alten Welt die Erinnerungen der noch lebenden Zeit aufzusuchen und jenen schönen Traum einer abenteuerlichen Jugend.“ Die Verfasserin der Souvenirs d'une femme sur les principaux personnages etc., die einst Moreau's Namen getragen, die einen Augenblick Napoleons Herz mit dem Ehrgeiz theilte, die den Lorbeer des „Tapfersten der Tapfern“ zu ihren Füßen sah — die Zeitgenossin einer Generation, deren Häupter schon längst vor ihr die Stufen des Grabes hinabgestiegen sind — erscheint sie auf diesen Trümmern voll schmerzlicher Gedanken wie eine Hekuba, die den Untergang eines Heldengeschlechtes überlebt hat. „Ich warf mich hin auf die Ruinen,“ sagt sie, „ich verschlang sie mit meinen Blicken und meiner Seele; ich studirte sie mit meinen Gefühlen, mit meinem Herzen. Ich fühlte mich glücklich, indem ich diese alten Denkmäler der Vorwelt befragen konnte als Zeugen unseres jungen Ruhmes.... In einer Nacht zog ich in Alexandrien ein, der Mond beschien das Grabmal der Kleopatra; ich sah Kairo mit seinen Märkten griechischer und nubischer Sklaverei; ich sah Smyrna und Malta, das alte Bollwerk der Christenheit; ich sah Algier noch unter unsrem Geschützesdonner rauchen, Algier das den Schlag eines Fächers mit seinem Leben bezahlen mußte. Meine Wanderfahrt war reich an seltsamen Ereignissen, an mancherlei Gefühlen; ich träumte, ich lebte auf dieser Reise mehr als zu irgend einer andern Zeit meines Lebens. Ich kehrte aus Mühseligkeiten und Gefahren zurück als ein ganz neues Weib, das Angesicht verbrannt die Seele gestählt, und nun sollte ich hundert Jahre noch zu leben haben, was Gott gnädig verhüten wolle, so würden mir gewiß nicht Erinnerungen und Stoffe zum Erzählen fehlen.“

Scenen aus Sibirien.

(Fortsetzung.)

In den vorausgegangenen Skizzen haben wir die langweiligen und gefahrvollen Karawanenzügen nach dem Norden geschildert; werfen wir jetzt einen Blick auf die zahlreichen Handelsfahrten gegen Osten nach dem Hafen Ochotsk. Diese sind im Vergleich mit den erstern wahre Vergnügungsreisen. Die Lebensmittel und der Kriegsbedarf, mit denen von Seite der Krone Ochotsk, Gishiga und Kamtschatka versehen werden, die Bedürfnisse für die amerikanische Kompagnie, welche zum Theil auch nach Sitcha gehen, endlich Handelswaaren, wie Mehl, Oel und Branntwein, alles dieß wird zu einer und derselben Zeit abgesendet und erfordert über 20,000 Pferde. Die Lasten werden Anfangs auf Ochsen über den noch gefrornen Frühlingsschnee auf den Gebirgsrücken des Aldan gebracht, und dann sobald das Gras zum Vorschein kommt, auf Pferde geladen. Dann widerhallen die Berge von dem Rufe und den Liedern der Treiber, und die Karawane bewegt sich in unabsehbar langem Zuge fort. Hier steigt sie ein nacktes Granitgebirge hinauf, dort durchwatet sie ein reißendes Gebirgswasser, da schlängelt sie sich durch ein frisch begrüntes Thal. Bereits lebt die Natur wieder auf, der Wald hat sich mit durchsichtig zartem Laub bedeckt, und die Einöde sieht sich plötzlich auch mit bunten Menschengruppen bevölkert und das schlummernde Echo wird in den Felsen wach. Die Kaufleute zerstreuen sich nach verschiedenen Seiten zur Jagd, und bald hört man das Gebirge von fernen Schüssen widerhallen. Der Weg wechselt beständig ab; bald reitet man auf nackten Felsen, bald auf moosüberkleidetem Sande, bald auf dem nie thauenden Eisfelde einer Schlucht, und theils reißende, theils sanfte Flüßchen, was von der Witterung und den Tageszeiten abhängt, gebieten der Reise einen kürzern oder längern Aufenthalt, bieten aber dafür mit ihrem krystallhellen, frischen Wasser ein köstliches Labsal. Reizende Aussichten eröffnen sich mit jedem Schritte, und jeder Felsen hat seine Legende, jede Schlucht ihre Sage. *) In dieser Gegend trifft man eine unglaubliche Menge Bären und an heitern Tagen sieht man von den Höhen aus ganze Heerden dieser Thiere, die ihre Lieblingswurzeln aus der Erde graben. Sie sind sehr scheu, und fallen selten den Menschen an, nicht einmal zu ihrer Vertheidigung; nur den Packpferden stellen sie eifrig nach, und kaum vergeht eine Nacht, wo sie nicht das Lager einer Karawane heimsuchen sollten; dabei sind sie ausgelernte Diebe, und verstehen es meisterhaft die flachen Branntweinfäßchen wegzustehlen. Hat sich der zottige Räuber einen tüchtigen Rausch geholt, so verläßt ihn sein mürrischer Sinn, er fängt an sich zu drehen, zu rollen und

*) Eine der merkwürdigsten dieser Sagen ist die von einem Schiffe, das auf dem Berge Allach-Juna, am Ufer eines ziemlich großen See's liegen soll. Die Erzählungen von diesem Schiffe haben viele Reisende, die sich auf die Worte der unwissenden Jakuten oder der Kaufleute verließen, zu den seltsamsten Konjekturen veranlaßt. Auch die Tungusen erzählen von einem Schiffe, das sich in der Gegend von Udsk auf einem hohen Berge befinden soll. Wahrscheinlich lassen sich diese Sagen auf die verstümmelte Ueberlieferung von der Arche zurückführen. Die Tungusen sind zwar nicht kaukasischen Ursprungs, allein vielleicht kamen sie mit Stämmen des Kaukasus in Berührung und hörten etwas von jener Tradition.

zu springen, und endet sein tolles Spiel gewöhnlich damit, daß er das hölzerne Fäßchen in die Luft schleudert und mit einem Schlag seiner Tatze zerschmettert. Noch komischere Auftritte giebt es oft, wenn der Bär ein mit Mehl gefülltes Felleisen gestohlen hat. Da er es nicht trocken verzehren kann, so schleppt er es gewöhnlich an eine Quelle, reißt das Leder auf, und schüttet den Inhalt ins Wasser. Allein die Strömung vereitelt seine Kochkunst und ungeduldig wirft er den Ueberrest des Mehles in die Luft, so daß er dadurch gepudert erscheint wie ein Emigrant.

Ehmals rafften die Seuchen Tausende von Pferden auf der Straße von Ochotsk hinweg, und viele Karawanen faulten bis zum Winter unter freiem Himmel; jetzt ist von diesem Unglücke seit zehn Jahren nichts mehr zu hören, da die frühe Absendung der Waaren auf Schlittenkufen bis zum Aldan die Pferde kräftig und gesund erhält, und Seuchen bekanntlich am gefährlichsten auf erschöpfte Thiere wirken. Vormals lauerten auch Stürme und Ungewitter im Gebirge auf die Reisenden, jetzt aber erklären alle einstimmig, daß während des ganzen Sommers dort das schönste Wetter herrscht. Der Grund hievon ist vorzüglich darin zu suchen, daß die nahe liegenden Wälder, die vormals die Ausdünstungen der Sümpfe aufhielten, und die Wolken an sich ziehen, jetzt durch häufige Feuersbrünste lichter und hiedurch die Atmosphäre reiner geworden ist.

Von der Fahrt mit Hunden ist schon gesprochen worden; man gebraucht sie zum Transport der Waaren wie zwischen Saschiwersk, Mittel- und Nieder Kolümsk, so in den Umgegenden von Gishiga, in Kamtschatka und zu Zeiten zwischen dem Aldan und Ochotsk, auch in dem Narümschen und Beresow'schen Kreise, gleichwie in allen Nomadenstädten der Wogulitschen, Samojeden, Koriaken, Tschuktschen und Kamtschadalen. Zwölf Hunde ziehen gewöhnlich 40 Pud; indeß gebraucht man diese Thiere jetzt größtentheils nur noch auf Reisen. Zwischen Tobolsk und Beresow, auch zwischen Jakutsk und Ochotsk versehen auf mehreren Stationen die Hunde die Stelle der Postpferde. Mit guten Hunden legt man in 24 Stunden 200 Werste zurück, und wenn man sie statt der Fische mit Fleisch füttert, so kann man mit einem Gespann 70 Werste fahren. Die Reisen mit Hunden sind mit vielen Gefahren und Unbequemlichkeiten verbunden; es ist sehr schwer das Gleichgewicht zu halten, und nicht selten ist es, daß die Hunde den Schlitten umwerfen, den Fuhrmann herausstürzen und allein davon laufen, so daß dieser so gut es gehen will seinen Weg durch die Einöde zu Fuß fortsetzen muß. Jeder seitwärts aufsteigende Vogel, jedes in der Ferne erwitterte Thier zieht die Hunde hinter sich her. In Ochotsk vergeht selten ein Winter, wo nicht ein Mensch verloren geht, der in neblichter Nacht aus einer Gesellschaft nach Hause zurückkehrt. Haben sich die Hunde verirrt, so führen sie ihren Herrn oft an offene Stellen auf dem Eise, oder werfen ihn vom Ufer in den Fluß. Wenn lockerer Schnee fällt, so muß man für sie einen Weg feststampfen. Bei Glatteis und bei großer Kälte zieht man ihnen Stiefel und Bauchstücke an.

Der bekannte Physiolog Arago, der die ganze Natur unter ein akademisches Maß gebracht hat, entdeckt uns, daß der Schnee kein Leiter der Wärme sey — eine Wahrheit, an der noch kein sibirischer Bauer gezweifelt hat. „Daher," ruft der gelehrte Mann aus, „sendet die schützende Natur in die besonders kalten Gegenden mehr Schnee, denn sonst würde die Kälte alle Gewächse vertilgen." Wie aber, wenn man ihm entgegenhielte, was mit der größten Bestimmtheit geschehen kann, daß der Schnee in Bessarabien oft höher ist als in Nordrußland, und in Nordrußland immer höher als in Ostsibirien, und daß überhaupt die große Masse des Schnees von der veränderten Witterung, aber auf keinen Fall von der starken Kälte abhängt? Daher sind die Gegenden in der Nähe des Meeres und an großen Seen oder von hohen Gebirgen sehr durchschnittene Strecken, weit schneereicher als die Steppengegenden. Daher liegt in der Provinz Jakutsk, diesem Focus der Kälte, der Schnee selten höher als eine halbe Arschine, und das Vieh sucht unter demselben den ganzen Winter über sein Futter. Woher sollte denn aber auch in außerordentlich kalten Gegenden der hohe Schnee kommen, da derselbe nur im Herbste fällt, und aus den Dünsten der zufrierenden Wasser entsteht? Späterhin kann sich kein Schnee mehr bilden, denn die Gleichmäßigkeit der Atmosphäre schließt alle Winde aus, welche aus wärmern Gegenden Ausdünstungen herwehen könnten, und die dem Lande eigenthümlichen Dünste sind bereits durch die Kälte niedergeschlagen; ferner fällt das Thermometer nur bis 33° während des ganzen Winters, folglich erlaubt die verdünnte Luft dem Nebel nicht, bis zur Höhe der Schneeformation zu steigen. Uebrigens widerspricht auch die Natur jener Behauptung geradezu, denn sie erzeugt in der Provinz Jakutsk hohe Cedern, Tannen und Fichten, und verleiht dem Boden die Kraft Sommerroggen und Waizen, ja sogar Küchengewächse zu erzeugen, während auf den gefrorenen Morästen am Eismeere die Kälte geringer ist, aber große Gewächse dort nicht zu finden sind. *)

*) In Jakutsk ist die Temperatur durchgehends wenigstens 5½° Kälte jeden Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sturm auf der grusinischen Heerstraße.

(Aus dem Reisetagebuche eines Russen in der Tifliser Zeitung.)

Am 11 Junius um 4 Uhr Nachmittags meldete mir der Quarantaine-Arzt, daß ich abreisen dürfe; freudig drückte ich ihm die Hand, und eilte die langweiligen, öden Mauern der Ananurschen Quarantaine zu verlassen.*)

In Begleitung eines bärtigen donischen Kosaken gelangte ich bald in den aragwa'schen Hohlweg und folgte langsam dem steinichten Flußbette, in dessen Mitte die rauschende Aragwa strömt, um ihre Wellen mit denen des Kur zu vereinigen. Der Tag war schön, aber ziemlich heiß. Die riesigen Gebirge, welche den Hohlweg schlossen, waren mir zwar längst bekannt, aber ihre majestätische Verschiedenheit bleibt stets neu und anziehend: ich freute mich über ihre einladende Wildniß, welche im Junius mit dem üppigen Gewande des jungen Frühlings geschmückt war, durch welches nur finstere Kalkbrüche und Felsen hervorragten, welche von dem Flugstaube der Wasserfälle besprengt und vom dichten Grün der Gebirgswälder beschattet waren.

Je weiter ich meinen Weg fortsetzte, desto unerträglicher wurde die Hitze im Hohlwege. Die Stille der Luft war ungewöhnlich. Traurig standen die Bäume, ihre Zweige senkten sich zur Erde, und nur kleine Vögel, welche zuweilen zwischen denselben hindurchrauschten, bewegten das regungslose Laub. Ich richtete meine Augen in die nebelige Ferne; sie war in

*) Eine Beschreibung des Dorfes und Quarantainehauses von Ananur findet sich in „Klaproth's Reise an den Kaukasus." Th. I. S. 499.

Dunkel gehüllt, und von Kaischaur her zogen über den Gebirgsspitzen schwarze Wolken mir entgegen. Bald wurde ihre Bewegung rascher, ein dumpfes Getöse in der Luft zog vor ihnen her, die Atmosphäre wogte, stürmische Windstöße neigten die Gipfel hundertjähriger Bäume zur Erde, und erschütterten knarrend ihre starken Wurzeln. Die Silberwellen der Aragwa wurden gelb, und thürmten sich zu hohen Wogen auf; dichte Finsterniß verbreitete sich im Hohlwege, und am hellen Tage trat die furchtbarste Nacht ein. — Bei diesen drohenden Wirkungen der Natur machte mein Begleiter, der Kosak, mir den Vorschlag, uns und die Pferde vor dem unvermeidlichen Sturme unter einem überhangenden Felsenstücke zu bergen. Kaum hatte ich diesen vernünftigen Vorschlag erfüllt, so flammten die steilen Gebirgsspitzen von himmlischen Feuern; der ganze Hohlweg wurde von blendendem Lichte erhellt, und zeigte meinen erstaunten Blicken ein furchtbares, aber majestätisches Gemälde: ein purpurrothes Licht ergoß sich durch das Dunkel der Gebirgwälder; die Felsenufer der Aragwa flammten wie Rubinen; das Knarren und Krachen des Sturmes verschmolz mit dem Geräusch der Wellen und dem Brüllen der Quellen. Aber plötzlich veränderte sich Alles. Die Natur erbebte und die Flammen des Himmels erloschen; ein furchtbarer Donnerschlag, wie ich ihn nie in meinem Leben gehört, erschütterte die Grundpfeiler der Berge, zertrümmerte ungeheure Felsen, und stürzte sie in den brausenden Schoß der Aragwa. Ein furchtbarer Wind heulte und zerbrach mit Sturmeswehen unter furchtbarem Krachen hundertjährige Bäume, und jagte eine riesige und unheilbringende schwarze Wolke vor sich her, welche sich entlud und in großen Hagelkörnern zur Erde stürzte, die im Fallen gleich scharfen Schwertern die Zweige von den Bäumen schlugen, und sammt ihnen mit oft wiederholtem starken Geräusch zu Boden fielen. Der ununterbrochene Glanz der sich schlängelnden Blitze beleuchtete ein vom Hagel verfolgtes Roß; gleich einem abgeschossenen Pfeile flog es an mir vorüber, stürzte in die brausenden Wellen der Aragwa und verschwand.

Dieser Anblick erschütterte mich, und ich gedachte eines meiner Freunde, welcher eine halbe Stunde vor mir die ananur'sche Quarantaine verlassen hatte, um in die Arme seiner Verwandten nach Rußland zu eilen. Ich erinnerte mich, daß er in einer mit drei Pferden bespannten Britschke abgereist war, und dachte mir die augenscheinliche Gefahr, in welcher er, bei einem so heftigen Sturm auf einem schmalen Uferwege, wo er beständig bergauf und bergab fahren mußte, schwebte. Mit Ungeduld erwartete ich unter meinem schützenden Felsen das Ende des Sturmes. Er legte sich, aber die Spuren seiner Verwüstung waren noch nicht vorüber: Hagelkörner von der Größe eines Hühnereies, und die durch sie abgeschnittenen Zweige bedeckten den Weg; der Hagelschlag dauerte ungefähr 10 Minuten, aber diese Zeit war hinreichend, um die Fluren gänzlich zu verwüsten, um so mehr da sie mager sind, und nur selten die schwere Mühe der Bergbewohner belohnen. *)

Mit dem Aufhören des Ungewitters verschwanden die Blitze, und Regenwolken überzogen den Himmel. Alles dieß bewog mich zu dem noch über sechs Werste entfernten passanaur'schen Posten zu eilen; aber die durch den Sturm niedergeschmetterten Bäume und die durch die Wuth der Bergquellen von den Felsenhöhen herabgeschleuderten ungeheuren Steine erschwerten meinen Weg, und drohten bei der tiefen Finsterniß, welche mich umgab, mit tausend Gefahren. Betäubt durch das ungewöhnliche Rauschen der Aragwa konnten ich und mein Führer kaum einander hören. Oft mußten wir zu Fuße gehen, unsere Pferde mit der größten Vorsicht über Felsen und Erdhaufen führen, oder die raschen Strömungen der Bergquellen durchwaten, oft sanken unsere Füße in den abgerissenen Lehmhaufen ein, daß wir nur mit Mühe uns wieder losmachen konnten.

Der vergangene Sturm, die furchtbare Nacht und die beschwerliche Reise sind überstanden und vergessen. Aber nie werde ich das passanaur'sche Wirthshaus vergessen; so nenne ich nämlich die Häuser, welche die Sorgfalt der Regierung auf allen Posten an der grusinischen Militärstraße erbaut hat. Dort wurde ich aus meinen ängstlichen Besorgnissen gerissen. Mein Freund hatte noch vor dem Hagelsturme das einzige ebene und weite Thal erreicht, das sich auf dem Wege nach Passanaur zwischen dem Gebirge und der Aragwa befindet. Die Pferde, scheu geworden durch das Ungewitter und den Hagel, liefen kreuz und quer durch die Wiesen, bis es endlich den vereinten Bemühungen meines Freundes und seines Kutschers gelang die Wuth der Thiere zu bändigen, aber von den Hagelkörnern getroffen, hatten sie große Beulen auf dem Kopfe davongetragen.

*) Alle Gebirgvölker sind sehr arm an tauglichem Ackerlande; auf den waldlosen, lehmigen Abschüssen der Berge säen sie meistentheils nur Gerste, zuweilen mit etwas Weizen untermischt, welcher durch Klima und Boden längst ausgeartet ist, und in seinem jetzigen Zustande mehr unserm nordischen Roggen gleicht, an Geschmack und Nahrhaftigkeit aber weit unter demselben steht.

Die gegenwärtig zu Paris herrschende Epidemie.

Die Lancette française, Zeitung der Spitäler, giebt folgende Nachweisungen über die Symptome und Wirkungen der Epidemie, welche jetzt in Paris herrscht:

„Unter dem Einfluß eines sehr rauhen Temperaturwechsels während der letzten Hälfte Mai's hat sich in Paris eine epidemische Luftröhrenkrankheit (bronchite) entwickelt. Eine Menge Personen sind davon ergriffen, der vierte Theil aller Kranken in den Hospitälern zeigt Symptome derselben, und jedes Alter und Geschlecht ist ihr unterworfen. Sie ist jedoch nicht ansteckend, ihre Anzeigen haben nichts Beunruhigendes oder Bedenkliches, und sie ist keineswegs die Vorläuferin jener furchtbaren Landplage, die jetzt die Bevölkerung des nördlichen Europa's decimirt. Diese Krankheit, welche sich durch ein allgemeines Uebelbefinden, Schauer und Schmerzen ankündigt, wird vorherrschend durch Anfälle von Husten charakterisirt, die mehr oder minder heftig, besonders des Nachts wiederkehren und von einem dicken, schleimigen Auswurf, wie man ihn gegen Ende eines heftigen Katarrh's zu haben pflegt, begleitet sind.

Dieser Husten ist das vorherrschende Symptom, er ist bald trocken, bald feucht, bald mehr, bald minder heftig, kehrt in mehr oder weniger angreifenden Anfällen wieder und ist bei einigen Patienten ganz dem Keuchhusten der Kinder ähnlich. Bei vielen Kranken ist der Auswurf unbedeutend, bei andern besteht die ausgeworfene Materie aus schleimigen Klumpen, die in einer der verdünnten Gummiauflösung ähnlichen Flüssigkeit schwimmen. Schweres Athmen ist selten damit verbunden, doch klagen viele Kranke über Schmerzen des Zwerchfelles. Indeß ist nie bemerkt worden, daß diese Epidemie sich den Lungengefäßen mittheilt, selbst nicht bei heftigen Anfällen; bei Manchen schien der obere Theil der Luftkanäle zu leiden, sie waren heiser und hatten Halsschmerzen. Viele haben heftige Fieberanfälle, bei Andern ist der Puls regelmäßig und die Wärme der Haut natürlich. Manche haben eine lebhafte rothe Zunge, bei Andern ist sie mit weißlichem Schleim belegt. Der Appetit vermindert sich durchgehends, bei Einigen bemerkt man einen gänzlichen Ekel vor Speise; Erbrechen nach dem Husten ist nicht selten Verstopfung; bei Andern heftiges Kopfweh über den Augenhöhlen; bei vielen Betäubung, Schwindel, Schlafsucht. Nach diesen verschiedenen Symptomen kann man diese Krankheit, die man dem Wechsel der Temperatur zuschreiben muß, nicht verkennen. Im Durchschnitt dauert ein solcher Anfall zehn Tage, und die Krankheit endet zuverlässig mit Rückkehr der Gesundheit. Nur den mit Lungeneiterung behafteten Personen glauben wir sie gefährlich, mehrere derselben in den Spitälern fühlen ihre traurige Einwirkung. Wenn die allgemeinen Symptome deutlich heraustreten, wenn das Fieber heftig, der Husten anstrengend ist; wenn man ein schwaches Röcheln hört, ist zum Anfang gleich eine tüchtige Aderlässe vorzunehmen. Die Blutegel, die man über dem Brustbein ansetzt, saugen heftig; übrigens ist die Anwendung dieser Mittel sehr den Umständen unterworfen. Die Wirkung des Blutlassens wird durch Diät, Ruhe und kühlende Getränke, z. B. Aufgüsse von Veilchen, Malven, Eibisch u. s. w. unterstützt. Wenn der Husten in heftigen Anfällen wiederkehrt, so wendet man in einigen Spitälern mit gutem Erfolg das Pulver der Belladonna an. In vielen Fällen ist die Krankheit so gutartig, daß sie den Patienten nicht einmal an seinen Berufsgeschäften hindert und nur einige Vorsichtsmaßregeln erfordert.

Um sich dagegen zu schützen, muß man sich zweckmäßig kleiden, vorzüglich die Brust bedecken, schnellen Wechsel von Kälte und Wärme meiden und sich so viel als möglich dem Einfluß der veränderlichen Witterung entziehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 201. 20 Julius 1831.

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

Man weiß verhältnißmäßig noch so wenig über Sindhi und Kotsch, zwei Länder des westlichen Hindustans, daß jede Nachricht darüber willkommen seyn muß. Mit Recht ist daher die Aufmerksamkeit der Geographen auf ein Werk des Dr. Burnes, Wundarztes des brittischen Konsulates zu Budsche, der Hauptstadt von Kotsch gerichtet. Burnes hatte das Glück Sindhi und Heiderabad, dessen Hauptstadt, zu besuchen, wohin er von den Emiren, die das Land beherrschen, berufen worden war. Sein Reisebericht ist ursprünglich, mit Erlaubniß der Regierung (denn er bildet offizielle Mittheilungen) zu Bombay im Druck erschienen, und wurde neuerdings wieder zu Edinburg aufgelegt. *)

Obgleich etwas flüchtig angestellt, sind Burnes Beobachtungen über Sindhi doch von höchstem Werthe. Da er, wie noch kein Europäer vor ihm, des freundschaftlichen Vertrauens der Emire genoß, und hiebei Gelegenheit hatte, während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt genau mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu werden; so verdienen seine Mittheilungen über den Zustand dieses Landes, über die Beherrscher desselben und die Wirkungen einer Regierung, welche in der That einzig in ihrer Art genannt werden kann, nur um so größere Glaubwürdigkeit.

Das Land, welches man unter dem Namen Sindhi begreift, bildete vormals einen Theil der Provinz oder Subah von Multan; es wurde als ein besonderes Fürstenthum durch Vicekönige verwaltet, die der Hof von Delhi zu ernennen pflegte. Nadir Schah fiel in dasselbe ein, und erhielt es von dem Kaiser von Mogol abgetreten. Im Jahre 1735 ernannte jener Eroberer zum Vicekönig von Sindhi das Haupt der Familie der Caluras oder Caloris, die aus Belutschistan stammten, und in einem sehr hohen Ansehen standen, da sie ihrem Vorgeben nach Abkömmlinge von Abbas, dem Oheim Mahommets, waren. Diese Familie behauptete die ihr verliehene Würde auch unter Achmed Schah, dem Kaiser von Cabul oder Afghanistan. Dieser Monarch hatte nämlich nach dem Tode Nadir's Schah Sindhi gezwungen, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen, und bis auf diesen Tag noch ist dieses Land, wiewohl jetzt nur dem Namen nach, Cabul unterworfen.

Im Jahre 1779 wurde das Geschlecht der Caluras, das sich durch Nichts als eine Reihe gräulicher Verbrechen ausgezeichnet, von den Talpuris, einem Stamm aus Belutschistan, dessen Häupter Vieles von den blutgierigen Beherrschern erlitten hatten, aus Sindhi vertrieben und Feth Ali Chan, das Oberhaupt der Talpuris, hierauf durch die Stimme der Nation zum Thron berufen, dann auch als Landesfürst von Timur, dem Kaiser von Cabul, gegen einen jährlichen Tribut in dieser Würde bestätigt.

Das wunderliche System einer Polyarchie oder einer von Vielen gemeinsam ausgeübten Souveränität bildete sich erst nach Feth Ali's Tod aus, wo seine Brüder die Landeseinkünfte in vier Theile theilten, wovon zwei dem ältesten derselben Gulam Ali zufielen, während jeder der übrigen Brüder nur einen Theil erhielt; zu gleicher Zeit wurde auch die gegenwärtige sonderbare Regierungsform eingeführt. Gemäß diesem Theilungsvertrage übten die drei Emire die Herrschaft gemeinsam aus, und ihre Söhne wurden zu ihren Nachfolgern ernannt, jedoch mit einem untergeordneten Range. Auf diese Weise erzählt Hamilton die Herrschergeschichte dieses Landes in den „East India Gazeteer" (Th. 2. S. 560). Allein es scheint, daß Burne's Bericht hierüber der Wahrheit näher kommt, wenn er sagt, daß die Theilung der fürstlichen Gewalt schon zu Feth Ali's Lebzeiten vor sich ging. „Als dieser zur Herrschergewalt erhoben wurde, faßte dieser Fürst den großmüthigen Entschluß, seinen drei Brüdern Gulam Ali, Kerim Ali, und Murad Ali, einen Theil seiner Würde abzutreten, und alle vier kamen überein, unter dem Namen von Emiren oder Fürsten von Sindhi gemeinschaftlich zu regieren. So lange die vier Brüder lebten, erwarb ihre gegenseitige ungestörte Eintracht ihnen den Namen der Tschar Yar (der vier Freunde). Auch nach dem Tode Feth Ali's im Jahre 1801 und dem Gulam Ali's im Jahre 1811 dauerte diese Regierung, ein wahres Phänomen in der Geschichte, unter geringen Abänderungen bis auf die gegenwärtige Zeit fort."

So lange Feth Ali lebte, kamen die vier Emire nicht nur miteinander zu gleicher Zeit in den Audienzsaal, verließen denselben in einem und demselben Augenblicke, aßen mit einander, und genossen dieselben Vergnügungen, sondern sie schliefen auch in einer und derselben Kammer, die nur durch den Eingang Licht erhielt.

Die Verbindungen der Engländer mit Sindhi waren durch die

*) A narrative of a visit to the court of Sinde, a sketch of the history of Cutch, from its first connection with the british government in India till the conclusion of the treaty of 1819 and some remarks on the medical topography of Bhoogj. Bombay 1829 — Edinburgh 1830.

Eifersucht und Verachtung der Emiren gegen dieselbe sehr beschränkt, und obgleich die britische Macht in Indien die Fürsten von Sindhi mit lebhaften Besorgnissen erfüllte, so betrachteten sie die Engländer doch bloß als mit Handelsspekulationen beschäftigte Kaufleute. Indeß im Monat Oktober 1827 erhielt der britische Resident zu Kotsch unverhofft ein Schreiben, worin sie baten, man möchte ihnen nach Heiderabad den Wundarzt des britischen Consulates schicken, da Mir Murad Ali, einer der Fürsten, von einer Krankheit befallen worden war. Demzufolge reiste Burnes mit einem Offizier aus Sindhi, der angeblich zu seiner Begleitung gesendet worden, in der That aber ihm als Aufseher beigegeben war, nach Heiderabad ab. Nachdem er zu Lockpot Bender angekommen war, ging Burnes über den Sind und betrat das sindische Gebiet zu Kotri. Das Bette dieses östlichen Armes des Sind war durch das gewaltige Erdbeben vom Jahre 1819 so zerstört worden, daß es nicht mehr beschifft werden konnte, wie es vormals zur Zeit der Fluth geschah.

Kotri ist nichts weiter als ein Landungsplatz und hat weder einen Hafen, noch Wohnungen, noch Einwohner. Burnes setzte seine Reise gegen Nordwest fort, und durchschnitt auf derselben ein ebenes Land, das die Fortsetzung des nördlichen Renn und eine vollkommene Wüste ist: nirgends erblickt das Auge einen Hügel oder einen menschlichen Wohnort. Lah, Vera und Himint sind bloße Stationen, auf denen man sich mit ein wenig Brackwasser versehen kann. Die sindischen Soldaten, die hier aufgestellt sind, um die Zölle von den Handelswaaren einzunehmen, leben größtentheils von Kamelmilch. In diesen Bezirken ist jene in ganz Asien so berühmte Zucht von Kamelen und in diesem Lande bedient man sich nur ihrer als Lastthiere. Burnes beschreibt das ganze Land bis Neri, das auf halbem Wege von den Ufern des Sind her liegt, als sehr wenig für militärische Operationen geeignet; in der Regenzeit wird es wahrscheinlich völlig unzugänglich seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Contemporaine in Aegypten.

2. Ankunft in Aegypten. — Einzug in Alexandrien. — Menschliche Gespenster. — Elend des Volkes. — Leichenhöfe in den Straßen. — Irrige Ansichten der Europäer von Alexandrien.

Der Gedanke, meinen Fuß an derselben Stelle auf den Boden des Wunderlandes zu setzen, wo die Armee von Aegypten gelandet war, erfüllte mich mit einem großen Gefühle; aber meine Begeisterung wurde ziemlich herabgestimmt bei dem Anblicke der Gegend und der Menschen. Ich sprang ans Land, ohne die Beihülfe von irgend Jemand abzuwarten, mit der sehnsüchtigen Eilfertigkeit, die mich jedesmal an einem unbekannten Orte ergreift; aber kaum war ich dreißig Schritte fortgeeilt, als meine Schritte bei dem Anblick eines Menschen zurückbebten, der mehr einem wilden Thiere als einem menschlichen Wesen glich. Er kauerte im Sande und hatte keine andere Bedeckung als seine schwarzgesengte und schwielenvolle Haut, ein wirrer Bart und ein wolliger Schopf wüster Haare umhüllten sein von Alter und Leiden abscheulich entstelltes Gesicht. Dieses menschliche Gespenst nagte an den Schalen von Wassermelonen, die der Fluß ausgeworfen hatte. Es durchschnitt mein Herz und Thränen stiegen mir ins Auge. „Dieß also,“ rief ich aus, „sind die Bewohner des Landes der alten Wunder!“ Ich legte neben den Unglücklichen einige französische Münzen hin, ohne zu bedenken, daß sie für ihn keinen Werth hatten.

Bei jedem Schritte vorwärts boten sich unserm Auge Gegenstände dar, die den zurückschreckendsten Anblick gewährten, und es fehlte wenig, so wäre ich nach dem Schiffe zurückgeflohen, ohne auch nur Alexandrien gesehen zu haben. Ich habe den abscheulichen Pfuhl und Schmutz Lithauens gesehen, ich habe viel Elend gesehen und viele Menschen, die vielleicht so unglücklich waren, als das Volk von Aegypten; aber in keinem Lande der Welt ist das Elend so allgemein, ohne daß es gerade viele Bettler gibt. Nirgends aber fällt auch das Elend unter einer so scheußlichen Gestalt in's Auge. Man denke sich eine völlig nackte oder in Lumpen gehüllte Volksmasse. Man kann in Europa nichts finden, was hiemit verglichen werden könnte; schon die öffentliche Aufsicht würde nicht Kinder beiderlei Geschlechts von sechs bis fünfzehn Jahren, und auch erwachsene Menschen in solcher Zerlumptheit oder völlig nackt auf der Straße sich herumtreiben lassen. Dieser widerliche Anblick erregt in Aegypten nicht den mindesten Anstoß, und selbst Europäer werden nach einigem Aufenthalte dagegen gleichgültig. Was mich betrifft, so blieb das peinliche Gefühl, das ich bei dem Anblicke dieses Volkes empfand, nicht nur stets so lebhaft als am ersten Tage, sondern schien vielmehr zu- als abzunehmen, so zwar, daß ich dadurch wie durch das Uebelbefinden, welches mir die brennende Hitze verursachte, bewogen wurde, meine Rückkehr zu beschleunigen. *)

Kaum hatten wir das erste Thor von Alexandrien betreten, als wir von einem Haufen eseltreibender Knaben angefallen wurden, von denen jeder uns bei den Händen und Kleidern faßte und uns zu seinem Thiere hinschleppen wollte, wobei das kleine Volk mit dem größten Ungestüm und mit einem Geschrei recht wie Araber zu Werke ging. Ein einziger Blick auf Sattel und Zaum bestimmte mich das Aufsitzen zu verweigern. Allein der junge Pariser mit dem Schwimmgürtel **) belehrte uns, daß es noch weit, und daß

*) So widerwärtig auch der Anblick einer nackten und schmutzigen Bevölkerung seyn mag, so scheint doch die gute Contemporaine nicht zu beachten, daß eben die Hitze, von der sie so viel auszustehen hatte, eine vollständige Kleidung nicht sehr wünschenswerth machen kann. Was übrigens das allgemeine Elend in Aegypten betrifft, so scheint sie allerdings richtiger als viele Reisende vor ihr gesehen zu haben. Zum Belege hievon diene eine Stelle aus einem Briefe, der in den Nouvelles Annales des Voyages (Maiheft 1831) bekannt gemacht wird. „Es ist schwer,“ heißt es dort, „sich einen Begriff von dem Elende zu machen, von dem das ägyptische Volk bedrückt ist, das sich zum Theil nur von Wurzeln und Körnern der Baumwollenstaude ernährt, und in Hütten oder Erdlöchern wohnt, die man in den ungesundesten Gegenden anlegt, um sich dem Despotismus des Pascha zu entziehen. Deßhalb unterliegen auch diese Unglücklichen schaarenweise den häufigen Seuchen.“ A. d. R.

**) Mit diesem jungen Pariser meint die Contemporaine einen Kaufmannsdiener, der auf der Ueberfahrt ihr Reisegefährte, und durch seine lächerlichen Abgeschmacktheiten ihr höchlich widerwärtig geworden war. Der reisende Laffe war vollkommen wasserdicht, er trug wasserdichte Röcke, wasserdichte Hüte, wasserdichte Stiefeln und hatte sich auf den Nothfall mit einem Schwimmrettungsgürtel versehen, wobei nichts fehlte, als daß er ihn nicht anzulegen verstand.

Niemand anders zu thun gewohnt sey. Ich setzte mich, so gut es ging, auf einen der Esel, hütete mich aber wohl irgend etwas vom Zaume zu berühren. Der Pariser, schon von einer frühern Reise her an all den alexandrinischen Schmutz gewöhnt, nahm die Schwierigkeiten, die ich beim Aufsteigen gemacht hatte, als Zeichen meiner Furcht, ergriff sehr galant als Führer den Zügel des Thieres, und würde so vor mir her in Alexandrien eingezogen seyn, wenn ich ihm nicht bemerklich gemacht hätte, daß dieser Aufzug doch gar zu sehr der Flucht in Aegypten ähnlich sehen würde. Wir zogen durch das zweite Thor ein, wo wir zur Rechten das Fort Bonaparte ließen, das in zweiundvierzig Stunden erbaut worden war, und von dem mir oft der General Bertrand gesagt hatte, als er mir erzählte, wie er zum erstenmale den jungen Feldherrn der ägyptischen Expedition gesehen und gesprochen habe. Ach, selbst diese Erinnerungen, die bei dem Anblicke des Ortes wieder aufstiegen, konnten nicht den trübseligen Eindruck verscheuchen, den die Gegenstände umher auf mich machten. Welch bitterer Spott scheint in den bildlichen Darstellungen zu liegen, die man gewöhnlich von Alexandrien macht und auf denen man überall Feenpaläste erblickt, während in der Wirklichkeit nichts zu sehen ist, als niedere Häuser mit Löchern statt der Fenster, mit übertünchten und schlecht beworfenen Mauern, in engen ungepflasterten Gäßchen, durch die man nur über die eingefallenen Mauern von Leichenhöfen gelangen kann, wiewohl jedoch der Vicekönig schon lange verboten hat, die Todten innerhalb der Stadt zu beerdigen. Ich für meinen Theil schritt nicht ohne Rührung über diese verfallenden Grabmäler hin, die ich ungeachtet ihrer seltsamen Form doch sogleich als solche erkannte.

Je mehr ich mich an das traurige Land zurückerinnere, das ich damals zum ersten Male sah, desto mehr scheint es mir unmöglich, daß ein Europäer sich davon eine Vorstellung machen kann. Welcher Kontrast, zumal wenn man erst kurz vorher eine der schönsten Städte Frankreichs wie das volkreiche und schöne Marseille verlassen hat und nun in diesen engen Gassen hin wandert, zwischen halbverfallenen, oder Einsturz drohenden Gebäuden, zwischen Grabmaltrümmern, und vermummten und zerlumpten Gespenstern! Es läßt sich denken, welche Wirkung dieser Anblick auf eine Einbildungskraft machen muß, die von zaubervollen Bildern erfüllt war, und von Nichts als einem Land, bedeckt mit erhabenen Monumenten und einer Bevölkerung in reichen orientalischen Gewändern träumte. Welche Enttäuschung! Dieß erinnerte mich an jene zwei Liebende in einer Erzählung der Frau von Genlis, denen bei dem Eintritt in den Tempel der Wahrheit übel wurde.

Nach einem ziemlich langen Wege gelangten wir endlich auf einen weitläufigen Platz, der in Europa in kurzer Zeit zu einem prächtigen Anblick umgeschaffen seyn würde, der aber hier bei seiner ungeheuern Ausdehnung nichts ist als ein schmutziger Markt und ein unbequemer Spaziergang. Unser Pariser zeigte uns eine Straße und sagte: „Hier ist das fränkische Quartier.“ Obgleich minder erbärmlich als der Stadtbezirk, den wir bereits hinter uns hatten, so brachte es mich doch gleichfalls von einer zweiten Illusion zurück. „Und wo ist das Konsulat?“ fragte ich. — Unser Führer zeigte es uns.

Bevor wir uns jedoch dahin begaben, ließen wir uns in das einzige erträgliche Gasthaus führen, das damals in Alexandrien zu finden war; wir nahmen in demselben das beste Zimmer in Besitz und fühlten uns noch glücklich genug, daß wir uns wenigstens nicht über die Wirthin und Bedienung zu beklagen hatten. Nachdem wir so unser erstes afrikanisches Lager geschlagen hatten, machten wir uns sofort auf den Weg nach dem französischen Konsulate, das zunächst dem Gasthofe zu den drei Ankern liegt, wo wir abgestiegen waren. Als man mir gesagt hatte: „Hier ist das Konsulat,“ war abermals eine Schuppe von meinen Augen gefallen. Dieß war also der Palast von Frankreich, das man mir als ein Feenschloß aus Tausend und einer Nacht vorgemalt hatte, wo alle Bequemlichkeiten zu finden seyen, die man nur in der köstlichsten Wohnung von Paris treffen könne. Meinen Augen schien dieser Wunderpalast nichts als eine Niederlage, als eine Vereinigung von Magazinen, die viel besser den Namen Ankel oder Kan verdient, den ihr die Araber beilegen, als jene prächtige Aufschrift. An dem Eingang dieses Gebäudes, der übrigens mehr einer Gefängnißpforte ähnlich sah, erblickte ich die ersten Janitscharen. Mein Begleiter fand nichts an ihnen zu bemerken, als die lächerliche Gewohnheit, ihre Waffen im Gürtel nicht auf der Seite sondern auf dem Bauche zu tragen. Es sind wahre wandelnde Rüstkammern; übrigens kamen sie mir ziemlich häßlich und abgeschmackt vor, wiewohl noch hinlänglich sauber. Ueber eine Stiege hoch, deren Stufen keineswegs von Marmor waren so wenig als ihr Geländer von Porphyr, gelangten wir in eine schmutzige Galerie, wo aufgehangene Wäsche und Gruppen von Kindern uns andeuteten, daß man hier auch zur Miethe wohne. Am Ende derselben traten wir durch eine enge Thüre in Zimmer, deren Geräthe zur Hälfte ausgeräumt war, zuletzt in einen großen Saal, der mit ächten Tapeten einer Bier= oder Weinschenke ausgestattet war. Hier erfuhr ich durch den französischen Vicekonsul Hrn. Clairembault die trostlose Nachricht von der Abreise des Konsuls Drovetti, und schöpfte erst wieder etwas freier Athem, als man mir zur Beruhigung mittheilte, daß derselbe dem schwedischen Konsul Anastasy über Alles was meine Angelegenheiten betreffe, Aufträge hinterlassen habe.

Literarische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par M. R. Faure, Médecin des hôpitaux militaires.

2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

(Fortsetzung.)

Ueber die Gastfreundschaftlichkeit der Spanier läßt Inglis sich in Folgendem vernehmen:

„Sind die Spanier ein gastfreundliches Volk? Diese Frage läßt sich kurzweg weder mit Ja noch mit Nein beantworten. Es scheint schwer, Gastfreundschaft und Großmuth von einander zu trennen, und doch muß man diesen Unterschied machen, wenn man von dem Verhalten der Spanier gegen die Fremden spricht. Der Spanier hält sich für die Gastfreundschaft selbst, weil er jeder Zeit glücklich ist, einen Fremden in seinem Hause zu sehen. „In Eurem Lande,“ sagt er zu einem Engländer, „ladet Ihr Einen in Euer Haus ein, aber damit hat die Höflichkeit ein Ende; er kann ohne eine erneuerte Einladung nicht wieder kommen. Bei uns dagegen steht dem Fremden, der ein Mal eingeführt ist, unser Haus stets offen, und es braucht keiner weitern Einladung.“ Allerdings wahr, wenn damit der Gastfreundschaft genug gethan wäre. Dieses Wort hat von Abrahams Zeiten her, der die Engel bewirthete, darin bestanden, daß man dem Gaste Etwas zu essen vorsetzt. Doch ein Fremder kann Jahre lang in einer spanischen Stadt leben und mit zehn reichen Spaniern auf vertrautem Fuß

stehen, und dennoch nie sein Brod mit ihnen in eine und dieselbe Schüssel tauchen — wenigstens nicht auf eine Einladung hin. Ich spreche jezt von Madrid und von den Städten im Innern des Landes. In Cadiz, Malaga, Valencia und Barcellona werden gelegentlich Gesellschaften zum Mittagsmahle geladen. Wohin übrigens ein Fremder mit einem Spanier geht, auf das Kaffeehaus, ins Theater, zum Stiergefechte, selbst in Buden, wo man Modewaaren verkauft, überall besteht er darauf, für den Andern zu bezahlen; jede Einwendung dagegen beleidigt ihn, und nie wird er zugeben, daß man es bei Gelegenheit wieder wettmache. Immer hat er die Börse in der Hand, wie ein leichtsinniger Mensch, der seines Geldes nicht schnell genug los werden kann. Es ist schwer, Engländer und Spanier hinsichtlich ihrer Gefälligkeit gegen Fremde mit einander in Vergleich zu stellen. Der Spanier legt gerne Geld für ihn aus, giebt ihm aber Nichts zu essen; der Engländer würde ungern einen Thaler für ihn ausgeben, aber er ladet ihn ein um das andere Mal zu Tische, und sezt sich hiedurch um das Zehnfache mehr in Unkosten."

Es ist zu bedauern, daß Herr Inglis mit der Geschichte, der Politik und den Parteien von Spanien zu wenig bekannt ist, und über diese Gegenstände weder genug gelesen noch gedacht hat, wodurch er vor mancher irrigen Ansicht sich bewahrt haben würde. Indeß besizt er einen so scharfen und richtigen Blick, daß er ungeachtet eines nur so kurzen Aufenthaltes schäzbare Bemerkungen aufgezeichnet hat, von denen hier einige eine Stelle finden mögen:

„Es scheint unmöglich, daß die gegenwärtige Regierung bei den Elementen, aus welchen ihre Anhänger zusammengesezt sind, und bei dem völligen Mangel aller und jeder Stüze, auf die eine despotische Gewalt sich verlassen kann, in die Länge ihr Ansehen wird behaupten können, und die Wahrscheinlichkeit ihres demnächst bevorstehenden Sturzes wird um so mehr einleuchten, wenn man einige Thatsachen kennt, durch die ihr morsches Gebäude in seiner ganzen Hinfälligkeit sich darstellt, so wie die völlige Hintansezung aller Ehre und Gerechtigkeit in Behandlung ihrer Unterthanen und ihre ununterbrochenen und handgreiflichen Akte der Tyrannei. Einzelne Beispiele davon lassen sich nicht leicht ausscheiden, weil die schlechten Handlungen der Regierung nicht in einzelnen Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten bestehen, sondern in einem unauflöslichen Knäuel von Gewaltthätigkeit, Ungerechtigkeit und Schwäche. Ich will Einiges, wie es mir das Gedächtniß darbietet, davon erzählen:

„Während meines Aufenthaltes zu Madrid befand sich dort ein Grande, der Liebling des Hofes — sein Name ist mir leider entfallen — der tief in Schulden gerathen, von seinen Gläubigern hart bedrängt wurde; aber obgleich unermeßlich reich, sich in seinem gewohnten Aufwande durchaus nicht beschränken wollte. In dieser Verlegenheit wendete er sich an den König, der selbst aus Erfahrung wußte, wie angenehm es ist, seine Schulden nicht bezahlen zu dürfen, und daher aus reiner Sympathie seinem Grande kraft der königlichen Gewalt, die über dem Geseze steht, einen Schuzbrief ertheilte, der ihm auf zehn Jahre den ungestörten Genuß seiner Einkünfte sicherte. Seinen Gläubigern wurde darin verboten, während dieser Zeit ihrem Schuldner mit irgend einer Forderung lästig zu fallen. Der Grande ließ nun seine Gläubiger zusammenrufen, die sich schon auf ihre endliche Bezahlung spizten — aber wie verlängerten sich ihre Gesichter, als sie den eisernen Brief zum Vorscheine kommen sahen, gegen welchen keine Appellation möglich war."

„Folgende Geschichte kann ich verbürgen. Der Herzog von Liria (Berwick) war in Schulden gerathen und hatte sich selbst unter Secresto (Sequestration) gestellt, wobei ihm ein jährliches Einkommen von zehntausend Pf. vorbehalten wurde. Der Herzog litt an einem Anfalle von Podagra, und mußte sich deßhalb einige Wochen ferne vom Hofe halten. Eines Abends saß der gepeinigte Mann in seinem Lehnstuhle, als ihm ein Brief mit dem königlichen Siegel überbracht wurde, worin er einen Befehl des Königs fand, seiner Großmutter in Paris jährlich 2500 Pf. von seinem Einkommen auszuzahlen. So wurde der Herzog ohne Prozeß, ohne Ursache, ohne vorläufig darüber bedeutet worden zu seyn, oder gegen einen solchen Eingriff in sein Eigenthum sich verwahren zu können, durch einen Federzug des Königs jährlich um 2500 Pf. gebracht. Das Ganze war durch eine Intrigue seiner Großmutter ins Werk gesezt worden.

„Zu Sevilla hatte ich Gelegenheit, mehrere Fälle der gröbsten Ungerechtigkeit von Seite der Regierung gegen ihre Unterthanen kennen zu lernen. Der Vorfall, den ich erzählen will, kann nicht besser verbürgt werden, da ich ihn aus dem Munde eines alten achtungswerthen Kaufmannes habe, der darunter leiden mußte. Mein Gewährsmann hatte laut abgeschlossenen Vertrags für Lieferung von Patrontaschen an die Regierung eine Forderung von 1,600 Pf., die man ihm schon einige Jahre schuldig war, ohne daß er aller Bemühung ungeachtet zu seiner Bezahlung hätte gelangen können. Eines Tages ging er gerade wieder von dem Minister hinweg und stieg betrübter Gedanken voll die Treppe herab, als ihn ein ehrwürdiger Herr am Arm faßte und um die Ursache seiner vielmaligen Besuche bei dem Minister befragte. Der Kaufmann erzählte ihm seine Angelegenheit, worauf der Geistliche ihn fragte: „Glauben Sie also, daß Sie zu Ihrer Bezahlung gelangen werden?" — „Ich verzweifle daran," erwiederte der Kaufmann. — „Sie würden sich also wohl," nahm der Geistliche das Wort, „ein kleines Opfer gefallen lassen, wenn man Ihnen zur Bezahlung behülflich wäre?" — „Von Herzen gern," war die Antwort. — „Nun Gut, kommen Sie morgen wieder, und ich will sehen, was zu machen ist" — Der Kaufmann erschien zur bestimmten Stunde, und fand den Geistlichen, der ihn erwartete, und bald darauf ihm eine Anweisung von 1,200 Pf. auf die Staatskasse in Sevilla überreichte. Die fehlenden 300 Pf. fielen natürlich in den Säckel des Ministers und seines Unterhändlers. Indeß mußte der Kaufmann noch andere 100 Pf. springen lassen, bevor endlich er zur Bezahlung gelangte." (Fortsezung folgt.)

Wizstacheln des Figaro.

Was ist ein Baron? Das Juste-Milieu zwischen einem Grafen und Marquis.

*

„Keine Baronen mehr!" So rufen die Wahlmänner. Durch diesen Bannfluch werden von den neuen Kammern ausgeschlossen werden: Der Baron Karl Dupin, der Baron von Schonen, der Baron von Delessert, der Baron Mercier, der Baron Pelet de la Lozère, der Baron Lepetellier d'Aulnay, der Baron Boissy-d'Anglas, der Baron Poyféré-de-Cère, der Baron Pavée de Vandeuvre, der Baron Bignon, der Baron Verneilh de Puirazeau, der Baron Reinch, der Baron Favart de Langlade, der Baron Clarac, der Baron Despatys, der Baron Oberkampf, der Baron Bacot de Roman, der Baron von Burosse, der Baron Randot, der Baron Cambon, der Baron Ternaux, und der Baron Baron.

*

Die Diplomatie hat den belgischen Löwen vergiftet, indem sie ihm sechs und zwanzig Protokolle zu fressen gab.

*

Man hat die dreifarbige Kokarde eine Konstellation der Freiheit genannt; allerdings ist sie es, aber leider fand sie unter dem Zeichen des Krebses Statt. Die Freiheit geht den Krebsgang.

*

Die Theorie der Wärme des berühmten Fourier ist auf die Liste der aufrührerischen Theorien gesezt worden. Allen Buchhändlern wurde verboten, sie während des Monats Julius zu verkaufen.

*

Kaiser Franz hat dem Könige von Sardinien ein Husarenregiment zum Geschenke gemacht. Der König von Sardinien, um nicht hinter einer solchen Artigkeit zurückzubleiben, will, wie es heißt, Sr. Majestät siebenhundert Unterthanen dafür schenken, die er sich in Turin aussuchen kann. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

*

Wir sind im Julius; man sagt, das Juste-Milieu habe sehr heiß.

*

Karl X sendet seine diplomatischen Apostel in alle Welt: den Herzog von Rohan nach Rom, den Herzog von Blacas nach Neapel, den Grafen Bourmont nach Madrid, und nach Paris — den Grafen Sebastiani.

*

Bei der Vorlesung des Herrn Azaïs über Somnambulismus ist die ganze Zuhörerschaft eingeschlafen.

*

Herr Persil möchte gar gern, als ein neuer Josua, der Sonne Stillstand gebieten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 202. 21 Julius 1831.

Die Contemporaine in Aegypten.

3. Osman Bey. — Die Exekution. — Mohammed Ali. — Der Hungertod.

Der Agent des Vicekönigs von Aegypten in Marseille, General Livron, hatte mir Briefe an den Generalmajor des ägyptischen Heeres, Osman Bei, mitgegeben. Auf meine, durch den schwedischen Konsul gestellte Anfrage, wann ich dem Bey meine Aufwartung machen könne, ließ er mir sagen: „Auf den Fall, daß mich die Contemporaine nicht vor Sonnenaufgang in meiner Wohnung *) besuchen kann, wird sie mir erlauben, sie im Arsenal zu empfangen, wo ich von sechs Uhr des Morgens bis sieben Uhr Abends zu treffen bin.“ Ich begab mich am folgenden Tage dahin, wir wurden ohne Schwierigkeit eingelassen. Ich war als Mann gekleidet und fand den Bei von einer Gruppe Offiziere jedes Ranges umgeben, deren Berichte er anhörte, und denen er auf ihre Anfragen Antworten und Befehle ertheilte. So bald er mich erblickte, verließ er den Kreis und kam mir entgegen, nicht mit der Eilfertigkeit, die unsere großen Herren gewöhnlich annehmen, wenn sie liebenswürdig seyn wollen, aber mit einer Artigkeit, deren gemessene Ruhe durch Würde ersetzte, was ihr an Galanterie abging. Osman Bei führte mich auf einen grobgearbeiteten Divan, wo er seine Audienzen zu geben pflegt. Inzwischen hatte ich ihm die Empfehlungsschreiben des Generals Livron überreicht. Ich wiederhole hier wörtlich, was er darauf erwiderte: „Ich habe Ihre Memoiren gelesen, Madame, und wenn man schreibt wie Sie, so ist man allenthalben schon durch seinen Namen empfohlen; glauben Sie mir, Sie bedurften bei mir keiner andern Empfehlung und gebieten Sie über Alles, womit ich Ihnen in diesem Lande, das Sie wahrscheinlich durchreisen wollen, nützlich seyn kann.“ Diese Worte sprach er nicht mit Emphase, in einem ungezierten, aber artigen und wohlwollenden Tone.

Meine Unterredung mit dem Bey dauerte ziemlich lange und Alle, die zugegen waren, betrachteten mich mit sichtbarem Erstaunen ganz gegen die gewöhnliche Schüchternheit, mit der die Türken sich bei öffentlichen Zusammenkünften gegen das weibliche Geschlecht zu benehmen pflegen. Diejenigen Türken, welche keine Reisen gemacht haben, bezeigen nämlich eine gewisse Scheu gegen unsre entblößten Gesichter; allein Osman Bey, der eine geraume Zeit in Frankreich und Italien zugebracht hatte, war von dieser Schüchternheit geheilt, wiewohl er noch immer die seiner Nation eigenthümliche Zurückhaltung beibehielt, die wir mit Unrecht linkische Unbehülflichkeit nennen, da sie bei den Muselmännern aus der Achtung für das schöne Geschlecht entspringt. Das Aeußere des Bey's hat nichts Außerordentliches; er ist von gewöhnlicher Größe; nicht dasselbe läßt sich von seinen Kenntnissen sagen; er versteht gründlich mehrere Sprachen, und hat eine große Vorliebe für die Wissenschaften und Künste, für deren Aufblühen er bei Mohammed Aly und Ibrahim Pascha allen seinen Einfluß verwendet. Wie thätig er sich hierin beweist und wie sehr er das Verdienst zu schätzen weiß, läßt sich daraus abnehmen, daß er hauptsächlich dazu mitwirkte, den Dr. Clot, einen Franzosen, einen Mann von seltenen Talenten an die oberste Leitung des prächtigen Hospitals Abu Zabel (sechs Meilen von Cairo in der Wüste) zu stellen.

Alle, die uns umgaben schienen sehr überrascht, uns so lange und mit einer bei den Türken so ungewöhnlichen Lebhaftigkeit plaudern zu sehen. Im Laufe des Gespräches kam die Rede auch auf die Griechen, wobei der Bey mit großer Mäßigung sich äußerte: „Sie mögen Recht haben, daß sie sich befreien wollen, aber wir müssen uns ihren Versuchen ein Joch, das ihnen so lange Zeit durch das Recht der Eroberung auferlegt war, abzuschütteln, aus allen Kräften widersetzen. Ich fand, daß dieser Schluß für einen Türken ziemlich vernünftig war, und daß im gleichen Falle ein Christ ungefähr dasselbe gesagt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieselbe liegt eine Meile von Alexandrien, ist von Holz erbaut und mit verschiedenen Farben bemalt, so daß sie eine hübsch ins Auge fallende Verbindung asiatischen und europäischen Geschmackes darstellt.

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

(Fortsetzung.)

„Die Dörfer diesseits des Sind,“ sagt Burnes, „bieten bei Weitem keinen so erfreulichen Anblick dar, als die von Kotsch; man sieht hier weder jene Häuser von Stein, noch jene mit Ziegeln gedeckten Dächer, die den Gebäuden von letztgenanntem Lande ein so wohnliches und niedliches Ansehen geben. Größtentheils sind es nur neben einander gelegene niedere Hütten von Erde und Stroh; selbst die Moscheen, die man sehr häufig trifft, sind aus diesem

elenden Material gebaut, und unterscheiden sich nur durch ihre bedeutendere Höhe und schwache Versuche von Zierrathen. Viele Einwohner leben bloß unter Laubhütten mitten in den Feldern, die sie bebauen. Fast alle Dörfer haben keinen andern Namen als den ihres jeweiligen Besitzers, und sehr oft rückt die Einwohnerschaft ihren Aufenthalt von einem Ort zum andern fort, je nachdem sie dazu durch das Bedürfniß oder eigenes Belieben sich bestimmt fühlen und Mangel an Lebensmitteln oder Futter einzutreten anfängt."

Zu Neri, einer schon beträchtlicheren und wohlhabenden Stadt, wurde Burnes von den Chans (Offiziere höhern Ranges) bewillkommnet, die ihm von den Emiren entgegengesendet waren. Von diesem Augenblicke an wurde der Reisende mit einem Zuvorkommen einer Artigkeit und einem Wohlwollen behandelt, das gar sehr mit dem zurückstoßenden und hochmüthigen Betragen des Hofes von Sindhi in früherer Zeit abstach. „Fünfzig Kamele," erzählt Burnes, „erwarteten mich auf ausdrücklichen Befehl der Emire. Diese Fürsten hatten die gemessensten Befehle ertheilt, keinen von meinem Gefolge zu Fuß gehen zu lassen. Die Chans untersuchten sogar mit großer Ernsthaftigkeit, ob sich nicht ein Mittel ausfindig machen lasse, um selbst die Träger meines Palankins auf Kamele zu setzen. Man fand endlich die Unmöglichkeit einer solchen übertriebenen Güte; doch mußte ich es geschehen lassen, daß die Sipai meiner Bedeckung und alle andern ihren Weg auf Kameelen fortsetzten. Für meinen Unterhalt wurde ein glänzender Aufwand gemacht, und nichts schien gespart worden zu seyn, was zu meinem Vergnügen oder zur Bequemlichkeit meines Gefolges dienen konnte. Zuckerwaaren, eingemachte Früchte und Opium wurde jeden Tag in verschwenderischer Fülle ausgetheilt."

Zu Benna sah Burnes zum ersten Mal den Hauptstrom des Sind oder Indus, dieses klassischen Stromes, der von hier aus gegen Südost einen Arm, Piniari genannt, entsendet. Ein wenig unterhalb Benna bietet er dem Auge einen prachtvollen Anblick dar. Er ist hier fast eine Meile breit, und rollt sein Gewässer mit einer Schnelligkeit von drei Meilen in einer Stunde majestätisch dahin.

Je mehr Burnes sich Heiderabad näherte, desto größer schien die Neugier zu werden, mit der die Sindier unsern Reisenden verfolgten, so daß man wohl sah, daß noch kein Europäer diese Straße betreten hatte. Ungefähr dreißig Meilen von der Hauptstadt schloß sich seinem Gefolge, das aus fast tausend Personen bestand und meistens auf Kameelen ritt, ein vornehmer Sindier, aus der Verwandtschaft der Emire an. Dieser verkündigte dem Arzt, daß man am Hofe die außerordentlichsten Vorbereitungen zu seinem Empfang treffe. „Denn," setzte er hinzu, „andere Europäer kamen bisher nur nach Sindi um ihrer eigenen Geschäfte willen; Du aber bist hier, von den Emiren eingeladen, und so wirst Du als Gast auch ganz anders als jene aufgenommen werden." Diese Bemerkung wurde auch später von einem der Emire selbst wiederholt.

An einem der Hauptstadt zunächst gelegenen Orte, wo die Lastthiere gewechselt wurden, empfing Uelli Mohammed Chan Lagari, der erste Minister, von einem glänzenden Gefolge umgeben, den fremden Arzt mit großer Herzlichkeit, die jedoch mit einer natürlichen Würde des Benehmens gemischt blieb. Der Reisende zog in Heiderabad unter einem tobenden Gedränge von Menschen beiderlei Geschlechtes ein; die Masse der neugierigen Zuschauer war so groß, daß man kaum zu dem befestigten Schlosse gelangen konnte, das die Emire bewohnen. Hier wurde er sogleich den Fürsten vorgestellt.

„Der Anblick war prachtvoll. Ich konnte hier die ganze regierende Familie vor meinen Augen versammelt sehn. Nie ward mir noch ein so herrliches Schauspiel zu Theil, und nie wurde ich mehr an die Phantasiegebilde erinnert, die man sich in der Jugend von orientalischer Pracht zu schaffen pflegt. Der ganze Herrscherstamm bildete eine Gruppe geschmackvollgekleideter Figuren, die an dem Ende eines ungeheuren mit persischen Teppichen behangenen Saales in einem Halbkreise umhersaßen. In der Mitte erblickte man die beiden Emire auf ihrem Throne, der aus einem etwas erhabener stehenden Polster von weißem französischen Atlas, prächtig mit goldenen und seidenen Blumen gestickt, bestand, und dessen Ecken von vier massivgoldenen und kunstreich getriebenen Ornamenten, die mit Ananas Aehnlichkeit hatten, getragen wurden. Dahinter erhob sich ein großes Rückpolster von Sammt mit reichem Stickwerk bedeckt. Alles dieß bot einen prachtvollen Anblick dar. Zu jeder Seite der Fürsten saßen die Mitglieder ihrer Familie, Mir Sobdar und Mir Mohammed, ihre Neffen; Mir Nur Mohammed und Mir Nessir Chan, Söhne des Murad Ali; noch weiter hinterwärts sah man ihre entfernteren Verwandten, unter denen sich Mir Mohammed, ihr Oheim und neben ihm Ahmed Chan und Dschean Chan, seine Söhne, befanden. Hinter diesen standen die zum Dienst der Fürsten gehörigen Leute wie ihre Schwert- und Schildträger, Alle vortrefflich gekleidet.

„Während der nach Landessitte üblichen weitläufigen Empfangsceremonien gewährte es mir eine ungemein angenehme Beschäftigung mein Augenmerk auf die geschmackvollen Gewänder zu richten, und die Reinlichkeit in Allem zu bemerken, was mir zu Gesichte kam. Es waren hier weder Flitterprunk noch schreiende Farben zum Staate ausgekramt, noch war jene Mischung von Pracht und Schmutz zu sehen, die in den Palästen der meisten Fürsten von Hindustan so widerwärtig auffällt; im Gegentheil konnte ich überall nur eine geschmackvolle und niedliche Einfachheit wahrnehmen. Die Emire und ihr Gefolge waren fast alle auf gleiche Weise gekleidet; sie trugen Angricars oder Gewänder von weißem Musselin, Gürtel oder Kommerbands von Seide und Gold, Beinkleider meist von dunkelblauer Seide, nach türkischer Art am Fußknöchel gebunden; ihre Köpfe waren mit einer sindischen Mütze von Goldbrokat oder gesticktem Sammt bedeckt. Zwei Kaschmir Shawle von großer Schönheit, meist weißer Farbe, nachlässig über den Arm geworfen, und im Gürtel ein persischer Dolch reich mit Diamanten oder andern Edelsteinen besetzt, vollendeten den Anzug, und den Schmuck eines jeden der Fürsten.

„Wenn ich die ganze Familienversammlung betrachtete, so konnte ich nicht umhin ihre schöne Haltung und den trefflichen Anstand derselben zu bewundern, dem Aeußern nach wenigstens schien diese Familie vollkommen der Erhebung würdig, zu der sie sich aufgeschwungen hatte. In den jungen Fürsten sprach sich eine Würde und Erziehung aus, wie man sie selten weder bei den Europäern noch Eingebornen Indiens trifft. Die Emire selbst zeichneten sich durch ihr Aeußeres am wenigsten aus, wahrscheinlich weil sie in ihren frü-

hern Verhältnissen, bevor sie zum Throne gelangten, unter minder großem Reichthum lebten und ein roheres Leben führten. Zwar waren sie ohne Zweifel die ältesten des Kreises, doch schien keiner von ihnen über fünfzig Jahre alt, wozu die sorgfältige Färbung ihres Haupt= und Barthaares beitrug. Eine einzige Ausnahme abgerechnet findet sich zwischen ihnen und den jungen Emirn keine sonderliche Familienähnlichkeit; letztere haben von ihren Müttern eine weiße Haut, pechschwarze Haare, schöne Augenbrauen und lange Wimper geerbt. Mir Neffir Chan überraschte mich auf den ersten Blick durch seine wirklich außerordentliche Schönheit."

Glücklicherweise war Murad Ali's Krankheit von keiner Bedeutung und Burnes hatte das Glück ihn in kurzer Zeit wieder herzustellen, was, wie sich leicht denken läßt, den Arzt in der Gunst des Fürsten noch höher stellte. Indeß hatte er vorher noch eine Probe zu bestehen, die ihn leicht in größere Gefahr hätte bringen können als in der sein Patient sich befand. Es besteht nämlich zu Sindhi die Hofsitte, die wahrscheinlich von dem Mißtrauen der Emire erfunden wurde, daß die Aerzte ihre verschriebenen Tränke mit dem Kranken theilen müssen, und Murad Ali weigerte sich hartnäckig auch nur einen Tropfen einzunehmen, bevor dieser lästigen Etikette Genüge geschehn. Burnes sah sich auf diese Weise genöthigt, zwei Mal dieselbe widerwärtige Arznei zu verschlucken, die er angeordnet hatte; doch wurde er zum Glücke dieser lästigen Hofsitte entbunden, und ein Offizier des Fürsten erhielt an seiner Stelle die Erlaubniß, seinen Magen zum Probstein für die Güte und Unverfänglichkeit der Mixturen Burnes herzuleihen. Es geschah dem armen Manne nicht viel mehr, als daß er unendlich schwitzen, brechen und purgiren mußte. Endlich wuchs jedoch das Vertrauen der Fürsten zu Burnes dergestalt, daß sie auch ihren Offizier von seinem beschwerlichen Kammerherrendienst loszählten.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Czartoryski.

Der erlauchte Fürst Adam Czartoryski ist der älteste Sohn des verstorbenen Fürsten aus demselben Hause, und stammt aus der Familie der Jagellonen, der alten Beherrscher Litthauens. Sein Vater hatte den Ruf nicht nur eines der angesehensten Edelleute Polens, sondern auch eines der gebildetsten Gelehrten in Europa. Er stand in so großer Achtung, daß zur Zeit der letzten Königswahl Polens Poniatowsky (später König) vom Reichstage abgesandt wurde, um die Kaiserin Katharina für die Wahl Czartoryski's günstig zu stimmen; allein die schöne Gestalt des Deputirten fand vor dem Kennerauge dieser neuen Messalina so viel Gnade, daß er bald unterließ, das Gesuch des Reichstags zu betreiben, und als der erklärte Geliebte seiner kaiserlichen Herrin zurückkehrte. Czartoryski's Ansprüche auf den Thron, seine Popularität und der aus dieser entspringende Einfluß machten ihn bald dem Hofe zu St. Petersburg verhaßt; bei der letzten Theilung wurden seine Güter verheert, sein schönes Schloß Pulawy zerstört, und ein Verbannungsurtheil gegen ihn ausgesprochen, wenn er nicht darein willigen würde, seine beiden Söhne, Adam (den Gegenstand dieser biographischen Notiz) und Konstantin Czartoryski, als Geißeln nach Petersburg zu senden. Eine so traurige Wahl ließ dem Fürsten und der Fürstin (welche noch lebt) keinen andern Ausweg übrig, als in die Trennung von ihren Kindern zu willigen, und beide junge Edelleute wurden nun unter eine Aufsicht gestellt, die dem Autokraten geeignet schien, ihnen andere Grundsätze eizubringen. Die Talente beider Brüder entwickelten sich; sie gewannen bald die Bewunderung des Hofes, und da es von der größten Wichtigkeit war, sich ihrer zu versichern, so wurden sie von dem Kaiser Alexander, mit dem sie von Kindheit auf die vertrauteste Freundschaft geschlossen hatten, mit Beweisen der kaiserlichen Huld überhäuft. Der ältere Bruder hatte lange das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und war in den Geschäften dieses Dienstes der Begleiter seines kaiserlichen Herrn bei manchen der unglücklichen Ereignisse, die diesen trafen. Während der Invasion Napoleons war Fürst Konstantin in Polen; vertrauend auf die glänzenden Verheißungen des damaligen Herrn von Europa's Schicksal, und nur Freiheit für sein Vaterland athmend, schloß er sich den Adlern des Eroberers an, und errichtete auf eigene Kosten ein Regiment, um das schmähliche Joch von Polens Nacken abschütteln zu helfen. Bei Smolensk erhielt er eine schwere Wunde, von der er noch nicht gänzlich geheilt ist; er lebt in Wien.

Nach Napoleons Falle bewies sich der Einfluß des Fürsten Adam Czartoryski für Polen besonders nützlich. Er war der unermüdliche Vermittler zwischen dem Unwillen des Kaisers Alexander und seinem leidenden Vaterlande, und bei der Errichtung des Königreiches Polen ward er zum Kurator aller Universitäten sowohl dieser als auch der einverleibten Provinzen ernannt. Er widmete sich den Pflichten seines Amtes mit unermüdlichem Eifer, bis er durch den berüchtigten Grafen Nowosilzoff *) verdrängt wurde. Von dieser Zeit an lebte er in Zurückgezogenheit als Privatmann; Beförderung des Ackerbaues, der Wissenschaften in allen ihren Zweigen, und Handlungen der Menschenliebe machten seine Beschäftigung aus, bis die neueren Begebenheiten ihn aus seiner Zurückgezogenheit hervorriefen. Der erste Aufruf erfolgte von den russischen Bevollmächtigten, die ihre Selbstvertheidigung im Auge hatten; der zweite war der seines ihm ergebenen Landes, das für den Erfolg seiner Unternehmung einer Regierung bedurfte. Er ward nicht nur zu einem der fünf Mitglieder des vollziehenden Senats, sondern auch zum Präsidenten ernannt, ein Posten, dem er noch jetzt ehrenvoll vorsteht. In seinen neuen Wirkungskreis hat er alle jene anspruchslosen Tugenden und die Uneigennützigkeit übertragen, die seinen Aufenthalt in Pulawy schmückten, und es ist fast kein Zweifel, daß, wenn Polen (was man wohl als ausgemacht annehmen darf) seine Unabhängigkeit wieder erringt, keiner würdiger gefunden werden dürfte, von der Stimme des Landes auf den Thron berufen zu werden. Da er seine akademische Laufbahn auf der Universität zu Edinburg schloß, so hat er viele Vorliebe für Engländer und englischen Unterricht, wofür wohl am deutlichsten spricht, daß er jährlich 250 Pf. ausschließlich zum Ankaufe englischer Werke bestimmt hat. Seine Einkünfte sind sehr beträchtlich; da aber seine Freigebigkeit unbegränzt, und es auf seinen großen Gütern Regel ist, die Familien aller seiner Unterthanen großmüthig zu unterstützen, so sind seine Mittel verhältnißmäßig sehr beschränkt. Seine persönlichen Bedürfnisse sind unbedeutend, und daß er sich gern den Umständen fügt, beweist die einzige Bemerkung, welche er machte, als er die Konfiskation seiner großen Güter in Podolien auf Befehl des Kaisers Nikolaus erfuhr: „Statt zu reiten," sagte er, „werde ich gehen, und statt einer kostbaren Mahlzeit, wird mir Buchweizen **) genügen."

Dieß ist eine schwache Charakterzeichnung dieses trefflichen Mannes. Schon um des seltenen Beispiels willen, daß solch ein Mann die Zügel der Regierung eines treu ergebenen Volkes führe, sollte man innigst wünschen, daß Polen über seine Feinde triumphire und die Stufe wieder einnehme, von der es nur durch den schwärzesten Verrath herabgestürzt wurde.

Ein Zug aus dem Leben eines Dichters.

(Erzählt in den Memoiren der Contemporaine.)

Es mag ungefähr vier Jahre her seyn, als ich in einem Kaffeehause der Vorstadt Saint=Germain einen Bekannten aufsuchte. Ein Mädchen kam herein und sprach unter häufigen Thränen mit der Wirthin. Diese ging hinaus und trat bald darauf wieder in das Zimmer von einer tiefen Rührung ergriffen, wie es schien. Eine arme Wittwe mit drei Kindern war von ihrem Miethsherrn aus dem Hause getrieben worden. Es waren nur wenige Gäste in dem Kaffeehause, aber alle waren gerührt von dem Schicksal der unglücklichen Wittwe und aufgebracht über ihren unbarmherzigen Gläubiger. Während die Wirthin fortging, um einige Kleidungsstücke für die arme Familie zu suchen, die mit Zurückbehaltung aller Ef-

---

*) Ausland, S. 641 u. 645.

**) Die gewöhnliche Kost der Armee.

setten aus dem Hause gestoßen worden war, hörte man aus dem Munde aller Gäste die edelsten und menschenfreundlichsten Redensarten. „Der Hausbesitzer ist ein Unmensch! . . . Eine Wittwe und Familienmutter! . . . Welche Grausamkeit! . . . Man muß ihr zu Hülfe kommen!“ . . . Kurz man erhitzte sich mit großmüthigen Worten, bis das Mitleid abgekühlt war. So wahr ist es, daß unsere ersten Entschlüsse meist besser sind, als wir selbst. Als man hörte, daß die Unglückliche drei Monate Miethzins schuldig sey, sah man die lautesten Wortführer der Humanität die Köpfe schütteln. „Das riecht nach übler Aufführung! — Ist es auch wahr? — Man wird so oft angeführt!“ — Genug, die Großmuth war bald in Worten verraucht.

Indeß sah die Wirthin ihren Knaben, den sie zu der armen Wittwe geschickt hatte, mit den Kleidungsstücken und dem Gelde, das er der unglücklichen Familie bringen sollte, zurückkehren. Er war zu spät gekommen; man hatte ihm am Hause gesagt, vor einer Viertelstunde sey ein Herr da gewesen, der Alles bezahlt und die Familie in einem Fiaker fortgeführt habe.

Am andern Morgen kam die Wittwe selbst, und erzählte der Wirthin, daß der unbekannte Wohlthäter nicht allein die schuldige Miethe bezahlt, sondern sie auch mit ihren Kindern in ein anderes anständiges Logis gebracht und für sie zum Voraus auf drei Monate den Wohnzins bezahlt habe. Doch damit sey der Fremde noch nicht zufrieden gewesen, er habe ihr einen Meister genannt, zu dem sie ihren ältesten Sohn in die Lehre schicken solle und für diesen gleichfalls auf drei Monate das Lehrgeld hinterlegt, endlich der Mutter selbst, die außer sich war vor Erstaunen und Dankbarkeit, hundert Franken eingehändigt mit dem Versprechen, er werde ihr Arbeit zu verschaffen suchen. Endlich habe er nur verlangt, man möge nicht nachforschen, wer er sey, und wenn man ihm begegne, nicht verrathen, daß man ihn kenne.

Sechs Monate waren ungefähr seit diesem traurigen und glücklichen Tag verflossen. Die Wittwe hatte wirklich Arbeit genug erhalten und lebte mit ihren Kindern glücklich und zufrieden. Eines Tags war das kleine Mädchen, die der Wirthin zuerst die Nachricht von dem Unglück seiner Mutter gebracht hatte, wieder in dem Kaffeehause. Die Wirthin erzählte eben zum tausendsten Male die Geschichte von dem wohlthätigen Unbekannten und setzte wiederholt hinzu: „Meinen kleinen Finger wollte ich darum geben, wenn ich wüßte, wer der brave Mann gewesen ist!“ — O ich kenne ihn gar gut, sagte das Mädchen, er hatte eine so sanfte, sanfte Stimme, als er mit unserer Mutter sprach und sah immer so durch seine Brille! — „Durch seine Brille?“ rief die Wirthin, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, indem sie ihren Blick auf einen Mann richtete, der mit einer Brille ihr gegenüber saß und nun wie in sehr dringender Eile den Kellner rief. „Wie habe ich aber auch nicht daran denken können?“ sagte die Wirthin zu sich selbst. Ja er ist's. Er war damals da, er saß an demselben Tische: Er ist's.“ Dabei zeigte sie ihn dem Kinde, das sogleich ausrief: „Ja, das ist der gute Herr.“ Nun erhob sich die Wirthin, um dem guten Herrn selbst herauszugeben, indem sie die Kleine an der Hand führte. Der Fremde sah freundlich das Kind an, sprach aber kein Wort, und die Wirthin, während sie den Teller von dem Tische nahm, trillerte die Worte:

„Au toit du pauvre il repande l'allégresse,
L'opulence il sauve des ennuis.“ *)

Die Worte, die Blicke der Wirthin sprachen zu deutlich, um nicht verstanden zu werden. Beranger sah sich erkannt, umarmte das Mädchen, grüßte freundlich die Wirthin und eilte davon. Seit diesem Tage sah man ihn nicht mehr in diesem Kaffeehause, wo man künftig nur deßwegen hingehen wird, um sich den edlen Zug erzählen zu lassen aus dem Leben des Sängers des französischen Ruhmes.

*) Er bringt die Freude in des Armen Hütte
Und schützt vor Langeweile den Palast.
Beranger's Chansons.

Vermischte Nachrichten.

Englische Blätter theilen aus einer Zeitung von Buenos-Ayres folgenden Brief des nun endlich von dem Diktator Francia aus Paraguay entlassenen Naturforschers Aimé Bonpland (s. Ausland 772) an Dominique Roguin, aus San Borja, 28 Februar 1831, mit:

„Mein theurer alter Freund! Ueberzeugt von dem Antheile, den Sie jederzeit an meinem Schicksale genommen haben, eile ich mich Sie von meiner Abreise aus Paraguay zu benachrichtigen. Nach einem Aufenthalte von zwanzig Monaten zu Ytapua, wo ich eine zweite landwirthschaftliche Anstalt bildete, bin ich endlich auf höhern Befehl am 15 Februar nach Parana abgereist. Der Ueberbringer dieses Briefes ist Herr Aranjo, ein portugiesischer Kaufmann, den ich zu Ytapua kennen lernte. Ich bitte Sie, ihm alle Gefälligkeiten zu erweisen, die in Ihren Kräften stehen. Die außerordentlich angeschwollenen Wasser des Parana gestatteten mir noch nicht, alle meine Effekten übersetzen zu lassen. Sobald dieß geschehen seyn wird, werde ich die Missionenstädte auf dem linken Ufer des Uruguay besuchen, und mich dann nach Corrientes begeben, wo ich Alles wieder zu finden hoffe, was ich dort zurückgelassen habe, namentlich meine Bücher, die mir sehr nothwendig sind, da ich während der ersten Monate meines Aufenthaltes in Paraguay mehrere Werke verloren habe. Von Corrientes werde ich wahrscheinlich nach San Borja zurückkehren, um meine Angelegenheiten zu ordnen, und dann mich nach Buenos-Ayres auf den Weg machen, wohin zu gelangen mich Sehnsucht und Bedürfniß treibt. Um übrigens allen bekümmerten Muthmaßungen, die Sie und meine andern Freunde während meiner neunjährigen Zurückhaltung in Paraguay über mein Schicksal gemacht haben mögen, zu begegnen, will ich nur bemerken, daß ich ein so glückliches Leben führte, als es ein Mann, der aller Verbindungen mit seinem Vaterlande, seiner Familie und seinen Freunden beraubt ist, führen kann. Die Ausübung der Arzneikunde gab mir stets ausreichenden Lebensunterhalt, und da dieselbe nicht meine ganze Zeit in Anspruch nahm, so verlegte ich mich zum Zeitvertreibe auf die Landwirthschaft, die mir unendliches Vergnügen bereitete. Ich errichtete auch eine Branntwein- und Liqueurfabrik, eine Zimmermannswerkstätte und eine Schmiede, was mir nicht allein bei meiner landwirthschaftlichen Anstalt gut zu statten kam, sondern auch aus dem Einzelverkaufe der verfertigten Arbeiten manches schöne Stück Geld eintrug. Auf diese Weise lebte ich ganz angenehm. Am 12 Mai 1829 stellten die Behörden von Sant-Yago mir ohne irgend eine vorhergängige Anzeige den Befehl des Diktators zu, das Land zu verlassen. Diese an mich ergangene Verfügung war eine Mischung von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, die ich mir noch nicht hinlänglich erklären kann. Genug, vom 12 Mai 1829 bis zum 2 Februar 1831, also zwanzig Monate und zwanzig Tage, zurückgehalten, ging ich endlich in allen Ehren entlassen über den Parana. Diese zweite Verzögerung meiner Abreise aus Paraguay war für mich eine wahre Strafe. Ich gab nicht den geringsten Anlaß zur Klage; ich hatte mir die allgemeine Achtung zu erwerben gesucht; selbst der Diktator hatte mir seit meiner Ankunft in der Republik bis zum 12 Mai 1829 die größte Freiheit gewährt, und die Behörden des Bezirkes, in welchem ich wohnte, behandelten mich mit Wohlwollen. Aber wie denn Alles in der Welt sein Ende hat, so befahl endlich der Diktator meine Abreise, und er that dieß auf die edelmüthigste Weise. Ich bin in Freiheit und hoffe Euch in Kurzem zu umarmen.

Empfehlen Sie mich dem Andenken aller meiner Freunde. Ich habe nicht Zeit, ihnen allen zu schreiben, aber ich habe während meiner Gefangenhaltung keinen derselben vergessen. Während neun ganzer Jahre habe ich nicht ein einziges Mal französisch gesprochen. Ich hoffe daher, daß Sie mir die in diesem Briefe vorkommenden Fehler nachsehen werden. Leben Sie wohl. Ich brenne vor Ungeduld, Sie zu sehen, und ich beeile mich, die minder bedeutenden Angelegenheiten, die mich noch hier zurückhalten, so schnell als möglich zu beendigen.

Ihr Landsmann und treuer Freund
Aimé Bonpland.

•

Die Königin von Spanien hat zu Madrid eine musikalische Akademie gegründet, zu welcher die ausgezeichnetsten spanischen Musiker als Lehrer berufen sind. Unter denselben bemerkt man die Namen Carnicer für die wissenschaftliche Abtheilung — Albany für das Pianoforte — Escudero für die Violine — Soldoni für den Gesang — Rivaz für das Violoncello. Auch eine Professorstelle der Tonkunst ist dieser Akademie beigefügt und dieselbe dem Signor Belluzzi übertragen. — „Es ist sehr zu zweifeln,“ bemerkt bei dieser Gelegenheit Figarro, „daß dieses Institut Harmonie in die Finanzen Ferdinands VII bringen wird.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 203. 22 Julius 1831.

Das künftige Königreich Polen.

„So wenig jemals aus einem Polen ein Russe werden kann," sagte J. J. Rousseau im August 1772, „so wenig kann Polen jemals von Rußland unterjocht werden." Aber schon seit einigen Monaten war damals der ungerechte Alliance-Traktat unterzeichnet, dessen Einfluß sich auf dem Reichstage vom Jahre 1773 bemerkbar machte, die Zerstücklung eines der ältesten und schönsten Königreiche bewerkstelligte, und die Vertilgung des Namens Polen bezweckte, um aus seinen Bürgern Preußen, Oesterreicher oder Russen zu machen. Nach der mäßigsten Berechnung hatte Polen vor seiner ersten Theilung eine Bevölkerung von 12, und nach andern Angaben sogar von 18 Millionen Einwohner.

Bei der Theilung von 1772 erhielt

Preußen	600,000 Einw.
Oesterreich	2,500,000 —
Rußland	1,200,000 —
Zusammen	4,300,000 —

Bei der zweiten Theilung i. J. 1793 erhielt

Preußen	1,136,389 Einw.
Rußland	3,011,688 —
Zusammen	4,148,077 —

Bei der dritten Theilung i. J. 1795 kamen auf

Preußen	860,000 Einw.
Rußland	1,552,710 —
Oesterreich	1,100,000 —
Zusammen	3,512,710 —

So hatte man also Polen seines letzten Bürgers, seiner letzten Hufe Landes beraubt, und den Raub folgendermaßen vertheilt:

Preußen erhielt im Ganzen	2,596,389 Einw. und	6,707 □ M.
Rußland —	5,764,390 — —	23,247 — —
Oesterreich —	3,600,000 — —	8,296 — —

Während der 20 Jahre von 1795 bis 1815 hörten die Polen nicht auf sich die schönen Träume ihrer verlorenen Nationalität zu bewahren und ruhmwürdige Verschwörungen zu unterhalten, um sie wieder zu erobern. Obgleich dem Namen nach Russen, Oesterreicher oder Preußen, blieben sie doch immer ächte Polen, und die zahlreichen Schlachtfelder, auf denen sie die treusten und muthigsten Waffengefährten der französischen Heere waren, sind Zeugen ihrer ausdauernden Tapferkeit.

Als im Jahre 1815 der Wiener Kongreß die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, und eine neue Organisation Europa's auf andern Grundlagen als denen des westphälischen Friedens verlangte, sprachen Frankreich und England den Wunsch der Wiederherstellung des alten Polens, mittelst anderer Entschädigungen für die gegenwärtigen Besitzer aus. Allein Frankreich konnte damals nur schüchtern seine Stimme erheben und England hatte bereits an Venedig, Genua und den Waldenser Thälern bewiesen, wie seine Diplomaten die Rechte der Völker zu opfern entschlossen seyen. Das Phantom der französischen Revolution erschien dem Herzog von Wellington als ein immer drohender Riese, den man durch alle nur möglichen Mittel bekämpfen müsse, und so mußte Polen, gleich Sachsen, das Verbrechen seiner Treue für die Sache Frankreichs büßen. Rußland sprach überdieß sehr gebieterisch, und so siegte endlich der Agamemnon der heiligen Allianz. Es war keine Rede von einer Vormauer mehr, von einem Gleichgewicht, noch von einem Mißtrauen; statt im Interesse von ganz Europa ein großes starkes Polen zu schaffen, suchte man nur den übernommenen Verbindlichkeiten auszuweichen und der That selbst, die allein Bestand hat, Worte unterzuschieben, die weder Haltbarkeit noch Kraft haben. Es wurde beschlossen daß Polen hinfür nur noch durch die Gnade und den guten Willen Rußlands bestehen solle; um aber diese gänzliche Hintansetzung aller Grundsätze und einer gesunden Politik zu beschönigen, stutzte man die Schlußakte des Wiener Kongresses mit einigen jener hohlen Phrasen auf, denen nur die Ereignisse eine Deutung geben können, die jedesmal nach den Umständen wechselt. Hier der Artikel welcher Polens Aufopferung ausspricht:

„Das Herzogthum Warschau wird Rußland einverleibt, mit dem es durch seine Verfassung unwiderruflich vereinigt ist, und von Sr. Maj. dem Kaiser aller Reußen, seinen Erben und Nachfolgern auf ewige Zeiten in Besitz genommen. Se. kaiserl. Majestät behält sich vor diesem Staat, der einer besondern Administration genießt, die innere Ausdehnung zu geben die er für zweckmäßig erachten wird."

Seit dem Jahr 1764 wo Katharina ihre Usurpation Polens vorbereitete, indem sie sich als Kaiserin aller Reußen anerkennen ließ, jedoch mit dem Vorbehalte, daß dieser neue Titel der Republik Polen niemals den geringsten Nachtheil für ihre gegenwärtigen Domainen und Besitzungen bringen solle, war es leicht vorauszusehen wie weit die russische Eroberungssucht gehen werde. Man

wird sich erinnern, daß schon im Jahr 1715 die Kaiserin Elisabeth sich in alle innern Angelegenheiten Polens mischte, indem sie offiziell erklärte: „Daß das Interesse welches sie an der Sicherheit des Königs, wie an der Ruhe, dem Wohl und der Freiheit der Republik nähme, so groß sey, daß ihr nie irgend eine Beunruhigung oder Verletzung derselben gleichgültig seyn werde; daß sie folglich niemals irgend eine Konföderation, Aufstand oder Neuerung gegen den König oder die Republik so wie gegen deren Rechte und Freiheiten von wem und unter welchem Vorwand sie auch erregt werden möchten, dulden könne, und daß sie, um allem Dem auf's kräftigste zu begegnen, nicht ermangeln werde die geeigneten Maßregeln zu treffen."

Dieser Eifer, sich in die inneren Angelegenheiten Polens zu mischen, ging selbst so weit, daß, als nach der Theilung vom Jahr 1773 der Reichstag im allgemeinen Interesse des Landes beschlossen hatte, der königlichen Gewalt eine größere Ausdehnung zu geben, Katharina sich, unter dem heuchlerischen Vorwand ihrer Vorliebe für Polens Freiheit, im Einverständniß mit Oesterreich und Preußen der Erweiterung der königl. Prärogativen widersetzte, um so durch Begünstigung der Anarchie eine zweite Revolution vorzubereiten, unter deren Begünstigung die drei Alliirten einen Einfall machen und den Rest Polens unter sich theilen konnten.

Aus diesem Eifer, bei jeder Gelegenheit sich in die innere Regierung Polens zu mischen, kann man leicht auf den Grad von Unabhängigkeit schließen, der diesem Land durch den zweiten § des ersten Artikels der Wiener Kongreßakte zugesichert wurde, wo es heißt:

„Die Polen, respektive Unterthanen Rußlands, Oesterreichs und Preußens, werden eine Nationalvertretung und Institutionen erhalten den bestehenden Verhältnissen gemäß, die jede der drei Regierungen, denen sie angehören, ihnen für angemessen erachten wird."

(Schluß folgt.)

Die Contemporaine in Aegypten.

3. Osman Bey. — Die Exekution. — Mohammed Ali. — Der Hungertod.

(Fortsetzung.)

Ich verließ endlich Osman Bey entzückt über die gefundene Aufnahme und als ich mich empfahl überhäufte er mich von Neuem mit Anerbietungen seiner Dienste. Ich suchte ihn bei einer andern Gelegenheit zum zweiten Mal auf, um vor meiner Abreise nach Cairo von ihm Abschied zu nehmen. Er war nicht zugegen, indeß empfingen mich die Personen, die bei meinem ersten Besuche zugegen waren, nicht minder höflich. Der Generalintendant des Seewesens, ein junger Mann von ausgezeichneter Schönheit, ließ Kaffe und Pfeifen bringen, und ich gab mir stillschweigend das Ansehen, als ob ich rauchen wolle. Der dabei stattfindenden Unterredung fehlte viel von der Lebendigkeit, mit der Osman Bey das Gespräch zu unterhalten wußte. Von Viertelstunde zu Viertelstunde fiel von der einen und der andern Seite ein Wort, das von einem Dragoman übersetzt wurde. Während dieser Zeit sah ich einen jungen Araber, der von einem andern hereingeführt, und dem Generalintendanten vorgestellt wurde. Dieser betrachtete und befragte ihn in aller Gemüthsruhe, und gab dann dem ältern ein Zeichen, den andern wieder hinwegzuführen. Ohne eine weitere Bemerkung traten beide außer den Kreis, in welchem wir uns befanden, und bald darauf sah ich einen andern Araber von großer und magerer Gestalt und von einem rohen Aussehen, dem sich der junge Mensch gegenüber stellte, indem er die Arme emporhob, während der andere die seinigen unten durchschob, die er dann auf den Schulterblättern kreuzte, als wollte er ihn aufrecht halten. Ich gab Anfangs wenig Acht darauf, da ich mir einbildete, der junge Mensch habe sich als Soldat oder Matrose gemeldet, und man wolle ihm jetzt das Maß nehmen; ich machte sogar gegen den Dragoman einige Bemerkungen über die seltsame Weise, wie man hier die Größe eines Menschen messe, als ich auf ein Mal einen dicken Stock in der Luft und gleich darauf auf den Rücken des armen Menschen niederfallen sah, was mir begreiflich machte, auf welche grausame und schmerzhafte Art man hier zu Land den Leuten das Maß zu nehmen pflegt. Ich vergaß den Ort, wo ich mich befand und die Sitten des Landes über den Schrecken, eine Bestrafung mit ansehen zu müssen, von der ich ohne es zu verstehen hatte reden hören. Entsetzt sprang ich auf, streckte die Arme aus, und schrie Gnade! Gnade! indem ich mich mitten unter einen Haufen arabischer Arbeitsleute stürzte, die eben so erstaunt schienen über die Heftigkeit meiner Bewegung, als über die Stimme eines Weibes. Man machte den Generalintendanten sogleich mit der Ursache meines plötzlichen Schreckens bekannt und der Dragoman und ein Anderer von dem Gefolge des Generals suchten mich auf, und versicherten mich, daß dieser mir zu Liebe dem Araber die Stockschläge, die er zur Strafe erhalten sollte, erlassen habe. Der Generalintendant selbst kam hierauf, um mir zu sagen, er würde sich wohl gehütet haben, in meiner Gegenwart die Strafe vollziehen zu lassen, wenn er hätte ahnen können, daß ich darüber so erschrecken würde. Als ich diese Geschichte später einem Europäer erzählte, der dem Vizekönig einige Verbindlichkeiten schuldig ist, und gelegentlich über Aegypten schreibt, rieth er mir, wenn ich davon sprechen würde, zu sagen, man habe diese Prügelei mir als ein Fest zum Besten geben wollen. „Da würde ich ja, erwiederte ich, eine außerordentliche Unwahrheit, und eine eben so wenig für mich als für diejenigen, deren Sitten ich nach Ihrem Wunsche verläumden soll, schmeichelhafte Sache erzählen" — „Sitte, Madame," entgegnete er mir, „es ist ja ein viehmäßiges Volk!" — Von dieser Art ist unglücklicher Weise die Undankbarkeit der Europäer. Ein Schwarm von Abenteurern und Landläufern, ohne Talente, von Lastern befleckt, häufig durch Verbrechen gebrandmarkt, besitzen die Kunst, die Gewogenheit des Vicekönigs zu erschleichen indem sie ihre völlige Unfähigkeit für baare Münze verkaufen; *) sie gelangen zu Stellen und Besoldungen und lohnen die allzugroße Leichtgläubigkeit des Sultans am Ende mit dem schwärzesten Undank. So sieht man in Aegypten Aerzte, die zu Turin oder Florenz mit Feuerschwamm handelten, Apotheker, die kaum die Namen ihrer

---

*) Es liegt hierin, wie uns scheint, eben keine sonderliche Schmeichelei für den Vizekönig. A. d. R.

Waaren lesen können; Offiziere bei der Reiterei, die nie ein Pferd bestiegen haben, und instruirende Obriste, die in Frankreich um neun Sous des Tags Rechts um und Links um machen müßten, und die man vielleicht um diesen Preis nicht ein Mal möchte. Dieß sind die Leute, die ich als Undankbare bezeichne, die in ihrem Vaterlande von Schuldenmachen lebten, und in Aegypten reichliche Besoldungen genießen; die in ihrer Heimath dienen müßten und hier als große Herren Weiber und Sklaven besitzen!

Am Vorabend vor meiner Abreise nach Cairo hatte ich endlich das Vergnügen den Pascha zu sehen, den unsre konstitutionellen Blätter wegen seiner hohen Fähigkeiten nicht genug zu erheben wissen, und der mir von einem meiner Freunde als ungemein liebenswürdig, besonders gegen die Franzosen geschildert wurde. Ich war immer der Ansicht, daß man die Fürsten aus einer Audienz, wo alles vorausbedacht und nach dem Gesetz der Etikette zugeschnitten ist, nicht mit sonderlicher Zuverlässigkeit beurtheilen kann. Traurige und kalte Größe der Erdengötter, die ihre abgeschmackte Gewalt ausübt unter dem Zelte des Stammhäuptlings, wie im orientalischen Divan und in den Palästen des Louvre und von St. James. Ich zog es vor, den Pascha lieber zu sehen, wie er Andern Bescheid ertheilte, als daß ich selbst durch einen Dolmetscher mich mit ihm hätte unterreden mögen. Mehr als ein Mal sah ich später noch ganz in der Nähe die feinen und geistreichen Gesichtszüge Mohammed Ali's die so sehr gegen das kalte und unbewegliche Antlitz Bogho's seines Premierministers und Dolmetschers abstechen. Ich bemerkte viele Lebhaftigkeit und großen Verstand in dem Ausdruck seiner Blicke, und in seinen Worten klang sogar oft eine gewisse Liebenswürdigkeit wieder; Alles dieß ging in dem eiskalten Phlegma der Unterthänigkeit seines Dragoman verloren. Mohammed Ali ist ein guter Vater, und ich sah ihn eines Tags einen seiner jüngern Söhne mit Liebkosungen überhäufen, die an die väterliche Zärtlichkeit eines Heinrichs IV erinnerte. Herr Mimaut, der gegenwärtige französische Konsul, sagte mir oft, daß Mohammed Ali in seiner Unterhaltung ungemein viel Geist, Anmuth und Feinheit entwickle, was aber unendlich durch Uebersetzungen verliere. Der Vizekönig ist immer mit Geschmack, und einer eleganten Einfachheit gekleidet. Im Sitzen hat er den Ausdruck eines muselmännischen Fürsten, der an Ehrenbezeigungen gewohnt ist; wenn er aufrecht steht und sich bewegt, wie ich ihn oft auf dem Wege nach der Schiffswerfte des Arsenales sah, zeigt er eine ungezwungene und französische Haltung, die mich eben so sehr überraschte, als ich mich dadurch geschmeichelt fühlte.

(Schluß folgt.)

Madagaskar.*)

Das Reisetagbuch des Missionärs Freeman auf Madagaskar (bekannt gemacht in dem „Quarterly Chronicle" der Londoner Missionsgesellschaft) enthält interessante Nachrichten über die innern Verhältnisse dieser Insel gegen Ende des Jahres 1829, wo dieser Missionär aus der Hauptstadt Tananariwo nach Tamatawe an der Küste eine Reise unternommen hatte.

Diese Reise zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste die Wanderung des Missionärs von Tananariwo nach Moramanga enthält, der zweite die von Wohitsara nach Ambohibohazo, der dritte die von letzterm Orte nach Tamatawe. Den zuerst angegebenen Weg legte er mit Hülfe der Owas zurück; auf dem zweiten begleiteten ihn Bezanozano's; auf dem dritten Betanimena's.

Bald nachdem der Reisende Moramanga verlassen hatte, betrat er den großen Forst, dessen Mittelpunkt die Grenze des Gebietes der Bezanozano's und der Betanimena's bildet. Als er zu Andaworantra, das an dem schönen Flusse Iharoka liegt, ankam, vernahm man, daß Tamatawe von den Vazaha (Franzosen) angegriffen worden sey. Sogleich weigerten sich seine Träger, weiter zu gehen, und es hielt schwer, sie dazu zu bewegen. Bei dem Dorfe Iwawongy, das am nordwestlichen Ende des schönen Sees Imaso liegt, der acht bis zehn Meilen lang und eine halbe Meile breit ist, erhielt man neue Kunde von den Angriffen der Franzosen, die im Innern des Landes eine furchtbare Bestürzung zu verbreiten schienen. Hier erhielt der Missionär einen Brief von einem Häuptlinge, wie es scheint einem Franzosen, Namens Coroller, der aber mit der Würde eines Häuptlings der Betanimena's bekleidet ist. Dieser schrieb ihm, er sey nach einem einstündigen Kampfe von den Franzosen mit den Truppen der Königin zum Rückzuge gezwungen worden. Das Dorf stand deßhalb verlassen, und traurige Stille herrschte da, wo kurz vorher Alles voll Leben und Geräusch war. Die Einwohner der Distrikte von Betsimisaraka und Betanimena hatten sich auf Seite der Franzosen geschlagen, und schickten sich an, die übrige Bevölkerung der Insel zu plündern.

Da die Franzosen wieder nach der Küste zurückgegangen und die Feindseligkeiten eingestellt worden waren, so setzte Freeman seine Reise nach Tamatawe fort. Alle Dörfer waren verlassen, und nur mit genauer Mühe konnte man die Träger weiter zu gehen bewegen. Ein Brief, den hier Freeman von einem Freunde aus Tamatawe erhielt, benachrichtigte ihn, daß die Franzosen diesen Ort verlassen hätten. „Die Franzosen," hieß es darin, „waren ganz ruhig auf der Rhede angekommmen; aber am folgenden Tage begannen sie zu unserer größten Ueberraschung Morgens gegen halb acht Uhr gegen die Batterie zu feuern; die in siebenzehn Minuten zerstört war; viele Menschen wurden getödtet und verwundet. Am 16 Oktober 1829 verfolgten sie die Owas nach Iwondro, und am 17 griffen sie dieselben mit Tagesanbruche von Neuem an, tödteten und verwundeten eine große Anzahl und kehrten dann nach Tamatawe zurück. Als sie sich hier wieder einschifften, sagten sie, sie würden nun nach Foul-Pointe gehen, um dort die Owas gleichfalls zu verjagen, und dann nach Tamatawe zurückkehren. Die französischen Soldaten drangen während der Nacht in meine Wohnung und nahmen, was ihnen gefiel, prügelten meine Dienstboten, drohten ihnen noch Schlimmeres und jagten sie davon. Der Kommandant des Geschwaders gab sich zwar alle Mühe, die Thäter zu entdecken, jedoch vergeblich."

Der Missionär schiffte dann auf dem Irangy, einem schönen und langen Wasserfalle, dessen beide Ufer mit herrlichen Waldungen bedeckt sind, nach Tamatawe; das Gestade sahen sie mit Ueberresten von Dingen, die den fliehenden Eingebornen zugehörten, mit Kanonenkugeln und andern Gegenständen bedeckt.

„Als ich Tamatawe durchwanderte," sagt Freeman, „konnte ich nicht umhin, Vergleichungen zwischen der jetzigen Lage der Stadt und ihrem Anblicke vor zwei Jahren anzustellen. Damals, welches Leben! Radama war an der Spitze von zweitausend Soldaten gekommen, um die Meeresküste zu besuchen. Er empfing uns in der Batterie mit vieler Güte und Höflichkeit; wir speisten mit ihm und einigen Offizieren zu Mittag; jetzt ist Alles still wie ein Grab. Man bemerkt Niemand mehr in den Häusern der Stadt, alle sind verlassen; der Ort, wo die Batterie stand, ist nur noch in den Ueberresten der verbrannten Pallisaden zu erkennen, die vormals dieselbe umgaben. Alle Häuser in der Batterie sind in Asche gelegt und das Arsenal in die Luft gesprengt worden. Einige Geschütze, die von den Ambanianbro's zurückgelassen wurden, sind sammt Allem, was der Regierung gehörte, und in den Eingangszöllen ungefähr dreitausend Piaster in Geld bestand, das zum Theil von dem Feuer geschmolzen wurde, von den Franzosen mit fortgeführt worden."

Freeman schiffte sich auf einem kleinem Schiffe nach der Insel Mauritius ein. Kaum war er an Bord gekommen, als ein Boot mit Kaufleuten anlangte, die das Ufer verlassen hatten, weil sich das Gerücht verbreitete, daß ein zahlreiches Heer von Owas zu Hivondriona eingerückt sey und unverzüglich nach Tamatawe aufbrechen solle; man sagte auch, daß alle Weißen zu Manoro ermordet worden seyen. In Folge dieser

*) Vgl. Ausl. Jahrg. 1830. S. 975.

Nachrichten hatten die Kaufleute Alles eingepackt, und beschlossen, auf den Prinzen-Inseln eine Zuflucht zu suchen. Die Nachricht von der Ermordung der Weißen hat sich bestätigt. Ein Brief Corollers sagte den Kaufleuten im Namen der Königin Sicherheit zu und ermunterte sie zu bleiben; aber da diese Fürstin allen Verkehr untersagt hatte, so beharrten sie in ihrem Entschlusse, sich zu entfernen. Am Abende vor Abfahrt des Schiffes kam eine Gesandtschaft der Königin von Madagaskar zu Tamatawe an, um mit den Franzosen, die sich zu Foul-Pointe befanden, und deren Kanonendonner man zu Tamatawe hörte, in Friedensunterhandlungen zu treten. So sind also die schönen Hoffnungen, die man von dieser großen Insel sich gemacht hatte, so gut als vernichtet.

Literarische Chronik.

Dissertation critique et apologétique sur la langue Basque, par un ecclésiastique du diocèse de Bayonne. Bayonne chez Duhart-Fauvet in 8. Ohne Angabe des Jahres, wahrscheinlich aber von 1830.

(Schluß.)

Das nordwestliche Afrika wird größtentheils von einzelnen Stämmen bewohnt, welche zusammen das Volk der Berbern bilden, der Ureinwohner der beiden Bergwände des Atlas. Heut zu Tage trifft man häufig Berberstämme mit Negern vermischt an, welche, obgleich geschwärzt von dem sengenden Klima der Wüste, doch eben so wie die Basken europäische Gesichtszüge haben. Die Sprache der Berbern bildet eben so wie die der Basken ein abgeschlossenes Ganzes und hat keine Aehnlichkeit weder mit den asiatischen Mundarten, noch mit den verschiedenen Dialekten der Neger, die sich mit den Berbern in die Sandebenen Libyens theilen. Dieses gleichartige Verhältniß der Berbern und Basken ließ eine Verwandschaft beider Nationen vermuthen; das einzige Mittel, Gewißheit zu erhalten, war eine Vergleichung der Sprachen; allein diese zeigte gerade das Gegentheil, denn man fand auch nicht die geringste Aehnlichkeit weder der Wörter noch der grammatikalischen Formen.

Alle Bemühungen die Abkunft der Basken von einer der bekannten Nationen zu beweisen, waren bis jetzt fruchtlos. Die Hoffnung einiger Gelehrten des Landes, welche eine Verwandtschaft ihrer Muttersprache, mit der der alten Karthager zu entdecken glaubten, hat sich gleichfalls nicht bestätigt. Von dem Karthaginensischen ist uns Nichts mehr übrig geblieben, als einige Verse im Poenulus des Plautus, welche augenscheinlich beweisen, daß diese Sprache semitischen Ursprungs war, eine Thatsache, welche Dem, was uns die Geschichte über die Abstammung der Karthager sagt, keineswegs widerspricht; denn sie waren phönizische Kolonisten und mußten folglich eine dem Hebräischen und Syrischen ähnliche Sprache sprechen.

Noch mehr als in seinen Wurzelwörtern unterscheidet sich das Baskische von allen Sprachen des alten Kontinents, in seinen grammatikalischen Formen, in denen es dagegen, besonders rücksichtlich der Konjugation, eine auffallende Aehnlichkeit mit den amerikanischen Sprachen zeigt. Das Baskische ist reich und wohlklingend; die letztere Eigenschaft verdankt es dem Umstand, daß alle unangenehmen Berührungen der Konsonanten, besonders im Anfang und am Ende der Worte vermieden sind; man kann durch Hinzufügen gewisser Partikeln ein Nennwort in ein Verbum, Adverbium oder andern Redetheil verwandeln und durch Endungen, welche einem Substantivum angehängt werden, die gute oder schlechte Eigenschaft irgend eines Gegenstandes bezeichnen. Die Konjugation ist äußerst schwierig und hat dieselbe regellose Vielseitigkeit, welche die Sprachen der Indianer des nördlichen Amerika's charakterisirt; sie unterscheidet nicht nur die aktive und passive Bedeutung der Zeitwörter, sondern entfaltet auch Nuancen, die man in einer andern Sprache nur durch Verbindung mehrerer Zeitwörter, oder selbst nur durch ganze Phrasen bezeichnen könnte.

Der Raum gestattet nicht in die Einzelheiten der baskischen Sprachlehre einzugehen; wir begnügen uns daher nur einige Beispiele von der Reichhaltigkeit ihrer fast tändelnden Wortfügungen zu geben. Das Wort handi (groß) z. B. drückt durch mannichfaltige Veränderungen seiner Endung, die ganze Reihe folgender Ableitungen aus: groß genug, größer, ein wenig größer, um ein Geringes größer, zu groß, ein wenig zu groß, um ein Geringes zu groß; ferner: Anlage haben groß zu werden (wachsen); ein wenig Größe; die Größen, die Großen lieben; groß machen; er macht groß. Dieselben Abstufungen gelten auch für groß im moralischen Sinn.

Von Giçon (Mensch, Mann) werden auf ähnliche Weise alle die folgenden Bezeichnungen abgeleitet: Mensch werden; Mensch geworden; vom Menschengeschlecht, Mensch von niederer Herkunft, guter Mensch, menschlicher, ein wenig menschlicher, am menschlichsten u. s. w. Völlig überzeugt wird man, daß die Vielseitigkeit der Wortfügungen im Baskischen bis in's Lächerliche geht, wenn man hört, daß man sogar die Buchstaben des Alphabets dekliniren und als Zeitwörter gebrauchen, die Fürwörter, welche deklinirt werden können, und selbst zeitwörtliche Fürwörter in Zeitwörter verwandeln kann; und daß ein Participium als Nominativ verwendet und wie jedes andere Nennwort deklinirt werden kann, da es gegen sechzehn verschiedene Beugefälle hat, welche durch veränderte Endungen gebildet werden. Im Baskischen kann man Alles dekliniren und konjugiren, was in neuern Sprachen dieser Veränderung nicht fähig wäre, alle Präpositionen, Adverbien und Interjektionen; jedes Wurzelzeitwort läßt sich sechs und zwanzig Mal mit immer wechselnden Endungen konjugiren ohne seine untheilbare Einheit zu vervielfältigen oder zu verändern. Der Infinitiv läßt sich eben so wie das Participium in den Nominativ umwandeln und kann wie ein anderes Wort nach allen Beugefällen deklinirt werden. Endlich nach dem Ausspruch eines berühmten baskischen Sprachforschers hat diese Sprache weder zurückwirkende noch mangelhafte Zeitwörter; sie vereinigt in einer Konjugation vier verschiedene Sprachweisen zu einem untheilbaren Ganzen, nämlich: eine kindische verkleinernde; eine reifere oder gleichförmige; eine männliche oder Sprache der Ehrfurcht, und eine weibliche; jedes Hauptwort hat bis zu zwölf verschiedene Beugefälle, sechs Abstufungen des Nominativ, und jedes seiner Beiworte wieder zwanzig verschiedene Beugefälle.

Hier ein Beispiel der sechs verschiedenen Abstufungen des Nominativ: 1) ait (Vater), 2) aitaren (dasjenige des Vaters), 3) aitarenarena (dasjenige von demjenigen des Vaters), 4) aitarenarenganicacoarena (dasjenige u. s. w.) 5) aitarenarenganicacoarenarena, 6) aitarenarenarenganicacoarenarena; der Ablativ dieser letzten Abstufung ist: aitarenarenarenganicacoarenarenarenarequin, ein Wort, welches nicht weniger als 42 Buchstaben zählt und nicht ohne Mühe ausgesprochen werden kann.

Der Autor dieser Abhandlung über die baskische Sprache scheint weniger als seine Vorgänger von der Bewunderung ihrer außerordentlichen Vollkommenheit durchdrungen zu seyn. Sein Werk enthält eine klare und deutliche Uebersicht der Sprachkunde des Cantabrischen, wie es im Norden der Pyrenäen gesprochen wird, und verdient in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit des Philosophen und des Historikers. Es erregt den Wunsch, daß die französische Regierung die Kosten für Zusammensetzung und Herausgabe eines vollständigen baskischen Wörterbuchs, ein Werk, das bis jetzt gänzlich fehlt, doch endlich bewilligen möge; denn das Wörterbuch von Larramendi ist vergriffen und entspricht den Forderungen der Kritik durchaus nicht. Man sollte diese Arbeit geschickten Händen übergeben und die Enthusiasten und Celtomanen davon entfernt halten, die, anstatt die Kenntnisse der französischen Alterthümer zu befördern, dieses Studium unter den Schlamm ihrer Afterweisheit und einer widersinnigen Etymologie begraben haben.

Vermischte Nachrichten.

In einer Versammlung der Freunde der Londoner Mäßigkeitsgesellschaft wurde angezeigt, daß die Zahl der Gesellschaftsmitglieder in einigen Gegenden von Schottland ein Drittheil der ganzen Bevölkerung ausmache, in andern ein Viertheil und ein Fünftheil. Zwei Branntweinhändler in Dundee hatten auf Antrieb ihres Gewissens ihren Handel aufgegeben.

Zu Liverpool ist am 31 Mai der in der literarischen Welt rühmlichst bekannte und historische Schriftsteller und Dichter Roscoe mit Tod abgegangen.

Berichtigung.

Num. 202, S. 807 Sp. 2 v. unten, Z. 1 lies Armen, statt Armee.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 204. 23 Julius 1831.

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit, als Burnes seine Reise nach Sindhi antrat, waren Kerim Ali und Murad Ali die vornehmsten Emire; diese beiden beherrschten Sindhi als die eigentlichen Gebieter, wiewohl auch andere Mitglieder der Familie gleiche Ansprüche auf die Regierung hatten, und nur ihrer Jugend wegen oder auch durch den Ehrgeiz ihrer Verwandten noch von der wirklichen Ausübung der Gewalt ausgeschlossen blieben. Indeß genossen sie doch eines gewissen Einflusses auf die Staatsangelegenheiten, und bezogen einen Theil der öffentlichen Einkünfte. Diese künftigen Erben der Gewalt waren Mir Sobdar Sohn des verstorbenen Feth Ali, Mir Mohammed Sohn des verstorbenen Guram Ali, endlich Nur Mohammed und Nessir Chan, zwei Söhne Murad Ali's. Während Feth Ali's Lebzeiten blieben die Landeseinkünfte gemeinschaftliches Gut, den Erbrechtsgrundsätzen der Hindu gemäß; aber nach seinem Tode wurde Sindhi in vier gleiche Theile vertheilt, zwei davon erhielt Gulam Ali, der dafür die Staatsausgaben zu bestreiten übernahm, die beiden andern Theile wurden auf Kerim Ali und Murad Ali übertragen. Später traten noch andere Besitzveränderungen ein, und im Jahre 1828 wurde das Land in vier ungleiche Theile getheilt, wovon der beträchtlichste, welcher Murad Ali zufiel, zwischen ihm und seinen Söhnen vertheilt wurde, die andern kamen an Kerim Chan, Mir Mohammed und Mir Sobdar. Man schätzt das Gesammteinkommen von Sindhi auf nicht mehr als vierzig Lac Rupien (zwölf Millionen Franken); allein der allgemeinen Annahme zufolge besaßen die Fürsten unermeßliche Schätze.

„Wer den Stand der Dinge nur flüchtig beobachtet, könnte glauben, daß die Gewalt unter allen Fürsten gleichmäßig vertheilt sey; aber bei näherer Besichtigung ist zu bemerken, daß die Staatsmaschine zwar von mehreren Händen geleitet wird, in der That aber nur einem einzigen unumschränkten Gebieter unterworfen ist. Dieser ist Murad Ali, der durch die höhere Energie seines Charakters über die andern Mitglieder der Familie sich erhoben hat. Obgleich jünger als sein Bruder, beherrscht er doch diesen ganz durch seinen Einfluß, und die übrigen Sprößlinge des Herrscherhauses haben sich gewöhnt, ihn als ihr Oberhaupt und ihren Vertreter zu betrachten."

Murad Ali, der nach dem seit der Abreise Burnes erfolgten Tod seines Bruders allein noch von den vier Talpuris, die Anfangs Sindhi gemeinschaftlich beherrschten, übrig blieb, und eigentlich der einzige Herr im Lande geworden war, wird als kalt und zurückstoßend und mit einer düstern Gemüthsart begabt geschildert. "Er ist zur Grausamkeit, Habsucht und Kleinmüthigkeit geneigt, und Burnes hält dafür, daß seine grausame und gegen Gewissensbisse abgehärtete Seele, so wie der dadurch seinen Unterthanen eingeflößte Schrecken ihn in Stand setzte, die Alleinherrschaft auszuüben, die sein nachgiebiger Bruder ihm gerne überließ.

Kerim Ali war nämlich der völlige Gegensatz seines Bruders, tapfer, heiter, zugänglich und edelmüthig; er hatte eine gute Erziehung erhalten, aber nur beschränkte Fähigkeiten, und seinem unentschlossenen und gütigen Charakter nach zu urtheilen, würde er wahrscheinlich, wenn er seinen Bruder überlebt hätte, die Herrschaft an seine Neffen abgetreten haben. Von diesen ist Mohammed Ali gutmüthig und ohne Ehrgeiz und ein Feind des Gepränges; Nur Mohammed, der älteste Sohn Murad Ali's, ist fast ganz das Gegentheil von seinem Vater, und Nessir Chan, der zweite Sohn, völlig von seinem Vater und Bruder verschieden. Er hat eine schöne Gestalt, und in seinem ganzen Benehmen blickt eine edle Würde hervor; er ist edelmüthig und tapfer, der Abgott des Volkes und der Liebling des Heeres, und ließ stets gegen die englische Regierung große Vorliebe blicken. Mir Sobdar ist schwach und epileptischen Anfällen unterworfen, war aber dessenungeachtet schon einmal in der Hand einer Partei den vornehmsten Emiren ein furchtbarer Feind, und entriß ihnen einen Theil der Einkünfte und der Herrschaft, die sie ihm streitig zu machen geneigt waren.

Die Regierung von Sindhi ist ein vollkommen militärischer Despotismus; die Auflagen sind ungeheuer und lähmen durchaus den Handel und die Industrie des Landes. Sie werden an die Meistbietenden verpachtet, die ihren Erpressungen kein Ziel zu setzen wissen. Diese Generalpächter sind größtentheils Hindu, die sich übrigens keiner Begünstigung und keines Schutzes von Seite der Regierung zu erfreuen haben, im Gegentheil werden sie von den muselmännischen Behörden wegen ihres Glaubens, ihrer Habsucht und ihres Reichthumes mit mißgünstigen Augen betrachtet. Burnes behauptet, daß ungeachtet aller Bedrückungen das Land im Ganzen reich und zufrieden scheine, und er stellt es in Zweifel, ob es nach Verhältniß jemals glücklicher und von größerer politischer Bedeutung gewesen sey als unter seinen gegenwärtigen Verhältnissen. „Aller-

dings," sagt er, „bemerkt man in Sindhi viele Spuren des Verfalles und der Entvölkerung; allein die Einwohner haben sich daran gewöhnt, diese Uebel noch auf Rechnung der frühern Bürgerkriege zu schreiben; obgleich sich nirgends wahrnehmen läßt, daß der öffentliche Wohlstand seit der Herrschaft der Emire zugenommen habe; im Gegentheile kann man wohl behaupten, daß diese Fürsten noch gleichgültiger gegen die Wohlfahrt und den Handel ihrer Unterthanen sind, als es die Cahoras gewesen seyn mochten. Einer von der letztgenannten Herrscherfamilie, Serefraz Chan, war nicht nur ein blutdürstiger Tyrann, sondern er bot auch Alles auf, was in seinen Kräften stand, Handel und Manufakturen zu entmuthigen, vorzüglich dadurch, daß er das englische Comptoir aus Tatta vertrieb. Die Staatseinkünfte haben sich offenbar vermindert, der entstandene Ausfall muß jedoch mehr dem Umstande zugeschrieben werden, daß die Emire freiwillig einen Theil des Ertrages opferten, indem sie z. B. ungeheure Landstrecken, die sie hätten verpachten können, zum Behufe der Jagd in Wälder verwandelten. Daher kommt es, daß die öffentlichen Einkünfte, die nach Hamilton's Angabe unter den Cahoras sich auf vierzig, und im Jahre 1813 auf sechzig Lac beliefen, im Jahre 1828, wie Burnes berichtet, wieder auf vierzig herabgesunken waren.

Die Tyrannei der Emire gibt sich vorzüglich in ihrem Eifer kund, mit welchem sie die eingebornen Hindu zum Islam zu bekehren suchen. Die Bedrückungen, welchen dieses arme Volk ausgesetzt ist, übersteigen alle Schranken. *) Man zwingt sie sogar, musulmännische Kleidung und den langen Bart zu tragen. Erst seit kurzer Zeit haben sie die Erlaubniß erhalten reiten zu dürfen; wenn ein Musulmann vorübergeht, müssen sie jedoch von ihren Maulthieren oder Eseln herabsteigen und bei Seite treten. Die Mahomedaner werden sogar ermuntert, alle Sinnbilder des indischen Götzendienstes zu zerstören, so daß also diejenigen Unterthanen, die der Lehre Brahma's zugethan sind, im eigentlichen Sinne des Wortes keine Religionsfreiheit genießen. Zwei Rechtgläubige können dadurch, daß sie anzeigen, ein Hindu habe einen Vers aus dem Koran, oder die Worte: „Der Prophet Mahomed" ausgesprochen, bewirken, daß er auf der Stelle beschnitten wird. Dieses Bekehrungsmittel wird nicht selten angewendet, und daher kommt es, daß das Verhältniß der Hindu zu den Musulmännern, das einst wie zehn zu eins stand, gegenwärtig reißend schnell abnimmt. Man fühlt sich geneigt, Burnes Meinung zu theilen, der nicht begreifen kann, wie die Hindu's noch immer im Lande verweilen können; auch ersieht man daraus, daß dieses gedrückte Volk unendlich mehr Geduld haben muß, als man nach den strengen und furchtsamen Maßregeln der brittischen Regierung gegen dasselbe schließen möchte.

Die Mäßigkeit in der Lebensweise der Emire steht in scharfem Gegensatz zu den Ausschweifungen des Volkes; während sich jene gewissenhaft aller geistigen Getränke, des Opiumgenusses und selbst des so verführerischen Hukah's enthalten, überlassen sich ihre Soldaten und der größte Theil der Hofleute jeder Art von Leib und Seele entnervendem Genuß.

*) Man wird sich der neulich in diesen Blättern (S. 753) erwähnten Petition der indischen Bevölkerung erinnern, worin so heftig gegen ihre einheimischen Fürsten geeifert wird. Obenstehendes gibt Belege hiezu. A. d. R.

Man sieht, der Despotismus unter allen Völkern und Himmelsstrichen greift zu denselben Mitteln. Man darf die Völker nur verderben, um sie zu tyrannisiren. Der Kunstgriff, die Großen des Reiches zu Schwelgerei und Verschwendung zu verleiten, um sie in stupider Unterthänigkeit zu erhalten, ist weder neu noch ungewöhnlich, selbst im civilisirten Europa nicht.

Einen Beweis von dem Geiste der Eintracht, der in dieser Familie eine so sonderbare Regierungsform erhält, gibt der Umstand, daß die Emire bei all ihrer fanatischen und rechtgläubigen Strenge doch verschiedenen und feindseligen Sekten angehören. Die Talpuras waren ursprünglich Sunniten, wie es die Bewohner von Beludschistan und Sindhi größtentheils sind; aber nur Murad Ali und Sobdar sind der orthodoxen Lehre zugethan geblieben; die übrigen Familienglieder sind Schiiten oder Anhänger von Ali's Lehrsätzen. Hamilton ist daher in einem doppelten Irrthum, wenn er sagt: die Emire sind Mahommedaner von der Sekte der Schiiten, aber sie sind außerordentlich tolerant gegen die Sunniten wie gegen die Verehrers Brahma's."

(Fortsetzung folgt.)

Das künftige Königreich Polen.

(Schluß.)

Gallizien also, statt der Wohlthat der ungerischen Konstitution theilhaftig zu werden, hat keine andere „Nationalvertretung und Institutionen" erhalten, als eine Art von Versammlung der Notabeln welche jedes Jahr nur auf drei Tage in Lemberg zusammenkommen, um die Postulate der Regierung zu bewilligen.

Das Großherzogthum Posen, freisinniger und verständiger verwaltet als Alles was dem preußischen Scepter unterworfen ist, hat erst durch eine Ordonnanz vom Jahr 1822 Provinzialstände erhalten, die aus Repräsentanten des hohen Adels auf Lebenszeit ernannt, und aus Deputirten welche von dem Adel und den Gemeinden gewählt werden, bestehen; sie versammeln sich alle zwei Jahre, um über die Propositionen der Regierung zu discutiren, jedoch ohne entscheidende Stimme. Litthauen und die übrigen von Rußland bei den beiden letzten Theilungen abgerissenen Provinzen werden durch Ukasen regiert, und sind militärisch dem Herzogthum Warschau einverleibt, welches allein am 27 November 1815 vom Kaiser Alexander eine konstitutionelle Charte erhielt, die zwar in ihren Grundzügen einigermaßen freisinnig, aber von der absoluten Gewalt des Autokraten fortwährend gedeutelt, entkräftet und bemäkelt werden konnte.

Durch so viele Verletzungen der heiligsten Verpflichtungen und durch die schreiendsten Gewaltthaten des russischen Despotismus gereizt, griffen endlich die Polen zu den Waffen, die sie so manches Jahrhundert durch Ruhm verherrlicht hatten, und ließen den Ruf der Nationalität auf's Neue erschallen. Im Jahr 1827 warfen sich endlich die Kabinete, gedrängt durch den Enthusiasmus der Völker, zwischen die Streiter, welche den Boden Griechenlands mit ihrem Blute rötheten, und erklärten daß es Zeit sey dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Polen hat auf die Völker wie auf die Kabinete weit heiligere Rechte, und es ist hohe Zeit, auch hier nicht

länger Ströme des edelsten Blutes vergießen zu lassen. England und Frankreich vereint können es, und werden es zu thun wissen; an ihnen besonders ist es, dem Autokraten der nordischen Barbaren zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter! Doch einmal als Vermittler aufgetreten sind sie es ihrem eigenen und dem Interesse Europas schuldig, eine Ordnung der Dinge aufzustellen, die sich hinfür auch ohne fremde Unterstützung behaupten kann; sie müssen Polen zu einer Macht erheben, die es gegen jede offene oder geheime Usurpation von Außen zu schützen vermag.

Ein Staat aber ist nicht allein mächtig durch eine gute innere Organisation, durch die unter den verschiedenen Klassen des gesellschaftlichen Vereines die Harmonie aufrecht erhalten wird, sondern er muß auch durch ein hinlänglich ausgedehntes und von Natur oder Kunst hinreichend befestigtes Gebiet gesichert seyn, damit kein mächtiger Nachbar, wenn die Verbündeten durch Gewalt oder Sorglosigkeit zurückgehalten werden, seine Unabhängigkeit bedrohen könne. Polen wird das Gebiet, welches ihm solche Macht sichert, hinlänglich durch die Besitznahme der Landesstrecken bezeichnen, deren seine Armeen sich, wenn auch nur vorübergehend, werden bemächtigen können. Es darf die Waffen nicht niederlegen und sich nicht für eine Nation halten, bis es durch Verträge oder durchs Schwert sein altes Gebiet vom Jahr 1772 wieder erhalten hat. Nach den neuesten Schätzungen zählte es damals:

1. im alten preußisch Polen	800,000	Einw.
2. im Großherzogthum Posen . . .	980,000	—
3. im Königreich Gallizien	4,000,000	—
4. in der Republik Krakau	110,000	—
5. im jetzigen Königreich Polen . .	3,700,000	—
6. in russisch Polen	8,800,000	—
7. in Kurland	600,000	—
Zusammen	18,990,000	—

Wenn aber, wird man fragen, Polen sich im Jahr 1772 nicht gegen eroberungssüchtige Nachbarn vertheidigen konnte, wie wird es jetzt eine selbstständige und unabhängige Macht begründen können, ohne öftern Hülferuf an die Verbündeten, welche seine Wiederherstellung verbürgen werden? Die Beantwortung der Frage beruht auf innern Angelegenheiten, die wir in einem folgenden Artikel entwickeln werden (sie bilden den zweiten Grundpfeiler des Systems der Macht von dem wir oben gesprochen haben) nämlich auf einer guten innern Organisation, welche die Harmonie der verschiedenen Klassen des gesellschaftlichen Vereines aufrecht erhält.

Bemerkungen über die Cholera.
(Schluß.)

Da nun die Antispasmodica allein, auf obige Ansicht gestützt, eine Heilung zu bewirken vermögen, und die Cholera, als eine so gefährliche und schnelltödtende Krankheit, stark eingreifender Mittel bedarf; so bewog mich dieses, mich an die beiden Hauptmittel, den Moschus und das Opium, zu halten, von welchen beiden Mitteln ich den erwünschtesten Erfolg sah. Bei der Behandlung sind nun folgende Momente zu beobachten: 1) Bei örtlichen Schmerzen im Unterleibe wird gleich auf die schmerzhafte Stelle eine den Umständen und dem Alter entsprechende Menge Blutegel gestellt, nicht in der Absicht, hier eine Entzündung zu heben, wo ein Aderlaß gewiß besser thun würde, sondern um durch Entziehung des Blutes die Spannung, welche durch Ueberfüllung und Druck der Gefäße, wie oben angeführt wurde, entstanden ist, zu heben. — 2) Nach der Anwendung der Blutegel bleibt es die Hauptanzeige den Krampf zu heben, und in dieser Absicht gebe ich den Moschus in Verbindung mit Opium, und zwar einem Erwachsenen: R. Moschi orientalis grana duo, Opii puri granum unum, Sacchar albi grana decem m. f. pulv. d., alle Stunde ein Pulver zu nehmen. Diese Dosis wird natürlich nach Maßgabe des Alters und der Konstitution modifizirt. Gewöhnlich sind selbst in den heftigsten Fällen 3—4 Pulver hinreichend die Krankheit zu heben; oft können aber auch zwölf und mehr solche Gaben nöthig werden. Man muß sich nur nicht dadurch abschrecken lassen, daß die Kranken gewöhnlich bald nach dem Einnehmen der ersten Pulver wieder brechen; Alles wird doch nicht ausgebrochen, ein Theil bleibt sicherlich im Magen zurück und wirkt schon so wohlthätig, daß die folgenden Pulver desto besser vertragen werden. Ich habe absichtlich diese Verbindung des Moschus mit dem Opium gewählt, einmal weil der Moschus schleunig den ganzen Körper durchdringt, den Kreislauf der Säfte vermehrt und die Ausdünstung der Haut befördert; und zweitens weil das Opium, zugleich ein schmerzlinderndes und krampfstillendes Mittel, außerdem noch das Eigenthümliche besitzt, den heftigen Ausleerungen des Darmkanals Einhalt zu thun. — 3) Hiebei dürfen aber äußere Mittel nicht vernachlässigt werden, besonders nicht solche, welche im Stande sind, die Thätigkeit der Haut wieder hervorzurufen. Hier empfehle ich ganz besonders das Reiben der Extremitäten mit Flanell, der in warmem Branntweine genäßt ist; es ist dieses zugleich ein Mittel, welches die schmerzhaften Krämpfe in diesen Theilen am besten lindert. — 4) Um den heftigen Durst des Kranken zu befriedigen, lasse man ihn warme, schleimige Getränke trinken, als einen dünnen Hafer- oder Gerstenschleim, Reißwasser oder auch Lindenblüthenthee.

Bei dieser Behandlung tritt dann nach einigen Stunden, wenn die Krankheit wieder in Gesundheit übergehen soll, eine über den ganzen Körper allgemein verbreitete Wärme ein; der Puls hebt sich wieder, und der Kranke verfällt in einen warmen Schweiß, wo dann die lästigen Symptome der Cholera, das Brechen, das Laxiren und die Krämpfe aufhören, und der Kranke in ein Paar Tagen ohne alle andere Arznei ganz hergestellt ist. Die übrigen Rückbleibsel der Krankheit, nämlich die hernach eintretende hartnäckige Verstopfung, und der Mangel des Urins heben sich von selbst, wenn der Krampf in den ergriffenen Theilen nachläßt, so daß es durchaus keiner Nachkur, wie in der Rekonvaleszenz nach andern Krankheiten, bedarf.

Ich will nicht behaupten, daß dieß die einzige Heilmethode der Cholera sey, sondern gebe gern zu, daß auch andere krampfstillende Mittel im Stande seyn mögen, die Krankheit zu heben. Besonders wohlthätig wäre es, wenn man ein Mittel ausfindig machen könnte, welches in seiner Wirksamkeit dem Moschus gleich käme, weil dieser doch bei der ärmern Volksklasse, wegen des damit verbundenen Kostenaufwandes, nicht immer anwendbar ist. Ich kann hier aus Erfahrung sehr das heiße Wasser empfehlen, welches ich auch nach der Vorschrift des Dr. Bernstein in Warschau und des Gesundheits-Central-Komité's angewandt habe. Es ist nach dem Moschus eines der besten und seiner Wohlfeilheit wegen am meisten zu empfehlenden Mittel, dessen Wirkung auch krampfstillend ist. Ich habe es die Kranken, bei denen ich es anwandte, zu ganzen Tassen trinken lassen, so oft sie Durst hatten, und es war allein im Stande, das Brechen und das Laxiren zu stillen. Nur hat es das Unangenehme, daß es gewöhnliche örtliche Entzündungen, die oft gefährlich werden, nach sich zieht. So habe ich in den meisten Fällen Entzündungen der Leber, der Milz, der Gedärme und selbst der Lungen danach entstehen sehen. Ein zweiter Uebelstand ist der, daß nach dessen Gebrauche, wenn die Cholera nachgelassen hat, eine so große und allgemeine Schwäche zurückbleibt, die gewöhnlich schwer zu heben ist, und sehr oft noch nach mehreren Tagen den Tod zur Folge hat. Nach dem Moschus habe ich diese Schwäche nicht eintreten sehen. Auch das von Dr. Leo angepriesene Mittel, das Magisterium Bismuthi, ist ein krampfstillendes Mittel, welches besonders beim Magenkrampfe von großem Nutzen ist. Vielleicht ist es dasjenige Mittel, welches im Stande wäre, den Moschus zu ersetzen, und so hätte sich schon mein Wunsch, den ich im Obigen aussprach, ein wohlfeileres krampfstillendes Mittel aufzufinden, erfüllt. Ich werde nicht ermangeln, bei den ersten sich mir darbietenden Kranken mit diesem Mittel, welches so ganz in meine Ansichten einschlägt, Versuche anzustellen.

Ich muß hier nur noch hinzufügen, daß der Moschus, zeitig ange-

wendet, schon in kleinen Gaben fähig ist, das völlige Ausbrechen der Cholera zu verhindern. So habe ich oft gesehen, daß Personen, bei denen sich der in der Cholera eigenthümliche Durchfall einstellte, welcher meistens den Anfang der Krankheit macht, wo schon eine kalte Zunge vorhanden und der Puls sehr klein war, nach dem baldigen Gebrauche von 1/8 bis 1/4 Gran Moschus einige Stunden hinter einander fortgesetzt, in eben so kurzer Zeit völlig wieder hergestellt waren, und daß ohne Opium der Durchfall aufhörte.

Napoleon in der Brera.

In einer Zeit, wo die Befangenheit in Betreff des grossen Verblichenen und die alle Gemüther fesselnde Rücksicht und Beängstigung bei seiner Erinnerung verschwunden, wo die Künstler Frankreichs aufgefordert wurden, den größten Feldherrn in der ihm würdigsten Stellung der Nachwelt zu überliefern, glauben wir auf eine Bildsäule aufmerksam machen zu dürfen, welche in Kunstwerth und Vollendung kaum erreicht, gewiß nicht übertreffen werden dürfte. Napoleon in Bronze wurde als Kaiser nach einem von Canova gefertigten Modelle in Italien gegossen. Er ist nackt, mehr als ein Drittheil über menschliche Größe, und sein Kopf sprechend ähnlich. In Zeichnung, Form und Haltung kann diese Statue mit den ersten Bildsäulen der besten griechischen Zeit verglichen werden. In der rechten Hand hält er die Weltkugel, auf welcher die geflügelte Victoria schwebt. Die linke faßt kräftig den langen Schaft, auf dem der Szepter emporragt. Der rechte Unterfuß ist auf einen Block gestemmt, an dem ein römisches Schwert hängt, und ein malerisch drapirter Mantel fällt über die linke Schulter herab. Die ganze Figur spricht Kraft, Festigkeit und Entschlossenheit aus, und wenn man Napoleons Gesicht nicht erkennte, so würde man an dem imponirenden Aussehen errathen, daß er es allein seyn kann, den der Künstler zeichnen wollte. Wie viele Tausende wandeln in den herrlichen Kunstsälen der Brera zu Mailand umher, ohne zu ahnen, daß unter ihren Füßen der größte Mann der Zeit auf die unwürdigste Art verborgen gehalten wird. In dem finstern Winkel eines Kellers liegt diese herrliche Bronzefigur über hölzernen Blöcken ausgestreckt, so daß man erst eine Viertelstunde bedarf, um das Auge in der schwarzen Nacht zum Sehen zu befähigen. Was könnte es heut zu Tage noch schaden, wenn man diese herrliche Statue als Kunstwerk aufstellte? Und würde die österreichische Regierung Anstand nehmen, diese Meisterschöpfung der französischen auszuliefern, nachdem jezt die Zeit gekommen, wo beide Nationen ihre Gefühle der Bewunderung für den großen Mann vereinigen?

Vermischte Nachrichten.

Zu Belleville, in der Nähe von Paris, stießen einige Tagwerker, indem sie den Grund zu einer Mauer gruben, auf einiges Mauerwerk, unter welchem ein Gerippe lag. Da sie von dieser Entdeckung etwas verlauten ließen, so gerieth der Eigenthümer des Grundstückes, wo sie gegraben hatten, in die heftigste Bestürzung und bat sie, es zu verschweigen. Indeß machte man dennoch die Anzeige, die Gebeine wurden sorgfältig heraus genommen und untersucht, und man fand, daß sie wahrscheinlich einem Kinde von ungefähr dreizehn Jahren angehörten und etwa zehn Jahre lang in der Erde gelegen haben mochten. Auch wollte man bemerken, daß zwei Rippen wie von einem scharfen Werkzeuge verletzt seyen. Man forschte weiter nach, und es ergab sich aus den Geburts- und Sterbelisten zu Belleville, daß der Eigenthümer vor ungefähr zehn Jahren einen Sohn, der zwanzig Jahre alt war, verloren hatte, von dem bis jezt keine Spur gefunden werden konnte. Die Untersuchung wurde sofort weiter eingeleitet.

•

Der Versammlung am Jahrestage der „Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums in fremden Ländern" zu London wohnten der Erzbischof von Canterbury, der Lord Mayor, die Bischöfe von London, Winchester, Bangor, Quebek, Neu-Schottland u. a. m. bei. Aus den der Gesellschaft vorgelegten Berichten geht hervor, daß die Bemühungen der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums von besonders günstigem Erfolge gekrönt worden sind in Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, wo die Zahl der von ihr abgesendeten Missionäre sehr zugenommen hat, und in kurzer Zeit eine große Menge Kirchen errichtet wurde. Aehnlichen Erfolg sah die Gesellschaft auf den Bermudas, in Ober- und Unter-Canada, zu Calkutta und in verschiedenen Theilen Indiens. Es wurde der Beschluß gefaßt, um Unterstützung der Gesellschaft das Publikum anzusprechen, da die Einnahmen weit unter den Ausgaben stehen. Deßgleichen wurde den Bischöfen von Quebek, Neu-Schottland und Calcutta für ihre eifrigen Bemühungen der Dank der Gesellschaft votirt. Es wurde auch noch eine Mittheilung des Bischofs von Barbadoes verlesen, worin derselbe anzeigte, daß auf dieser Insel eine Sparkasse angelegt worden sey, in welche die Neger bereits Einlagen zu machen begonnen haben.

•

Aus den gegenwärtig in London umlaufenden jährlich gedruckten Handelsberichten bemerkt man vorzüglich, daß die Kaffeekonsumtion in den Vereinigten Staaten seit der Herabsezung der Einfuhrgebühren sich von 12,500 bis auf 20,000 Tonnen vermehrt hat. Eine beträchtliche Quantität dieses Artikels wurde aus England nach Amerika ausgeführt, während die Ausfuhr desselben nach dem Kontinente im Vergleiche mit der ersten Hälfte des Jahres 1830 abgenommen hat, was der großen politischen Gährung und dem dadurch gestörten Kredit zugeschrieben werden muß. Die Baumwolleinführung in England hat in den ersten fünf Monaten von 1831 im Vergleiche mit den vorigen Jahren gleichfalls abgenommen, und zwar von 405,000 auf 368,000 Ballen. Auch die Konsumtion des Zuckers scheint in England sich vermindert zu haben; vom 1 Januar bis 31 Mai 1830 war die verzollte Quantität dieses Artikels 84,615 Tonnen, und in derselben Zeit von 1831: 83,590. — Was die Indigoproduktion in Ostindien betrifft, so sind die Erndten ein wenig minder reich als in vorigen Jahren ausgefallen; indeß scheinen die Vorräthe doch noch die Konsumtion zu überwiegen. Der Indigoverkauf in England hat überhaupt abgenommen, da die fremden Kaufleute, und namentlich die französischen, angefangen haben, ihren Bedarf an Ort und Stelle selbst einzukaufen. So haben die Franzosen auf den lezten Calcutta-Märkten gegen 70000 Kisten Indigo gekauft, die zum Theil schon in Havre und Bordeaux angelangt sind. — Auch die Zuckererndte, glaubt man, wird heuer in Westindien, Demerara, Trinidad, Mauritius und Cuba minder ergiebig ausfallen; aber die Produktion dieses Artikels ist in Brasilien dermaßen im Steigen begriffen, daß dadurch der anderwärts entstandene Ausfall hinlänglich gedeckt werden wird.

•

Nach einem Schreiben des geheimen Regierungsrathes und preußischen Generalkonsuls Koppe in Mexico ist in einem alten Archive der vormaligen Audiencia dortselbst ein merkwürdiges Manuscript unter dem Titel: „Residencia del Conquistador Hernan Cortes" aufgefunden worden, dessen Bekanntmachung durch den Druck demnächst zu erwarten steht. — Mexikanische Zeitungen enthalten die Ankündigung einer mexikanischen Litteraturzeitung unter dem Titel: „Almazoa de la Cienceas y Artes." Es ist zu vermuthen, daß sie die Gegenstände ihrer Beurtheilung vor der Hand mehr in Europa als in Mexico zu suchen haben wird. Merkwürdig ist es, daß der Klerus sich eben jezt wieder in mehreren unter seinem Einflusse geschriebenen Zeitungsartikeln stark gegen die unbedingte Einfuhrfreiheit europäischer und namentlich französischer Bücher zu regen angefangen hat. (Jahrb. für wissensch. Kritik.)

•

Ein Einwohner von Blackburn ist im Besize des Gebetbuches, das König Heinrich VIII von England seiner Tochter Elisabeth bei ihrer Konfirmation zum Geschenke machte. Diese antiquarische Kuriosität wurde aus ihrer Verwahrung zu Hampstead Court zu Anfange des vorigen Jahrhunderts entfremdet und der Bibliothekar wegen des Verlustes des schäzbaren Buches seines Dienstes entsezt. Das Buch ist mit handschriftlichen Randbemerkungen oder Sprüchen versehen, und ist, wie man vermuthet, das eigentliche Liebespfand, durch dessen Absendung an die Königin Elisabeth Essex sein verwirktes Leben hätte erretten können. Das Titelblatt zeigt einen Triumphbogen und folgende Worte mit schwarzen Buchstaben:

„C. Certeine, Prayers and Godly Meditacyons very nedefull for euery Christien." Als Druckort liest man: „Emprinted at Marlboro, the yere of our Lord a MCCCCCXXXVIII per me Joanis Philoparian." Das Buch ist noch gut erhalten, in Sammt gebunden, mit dem königlichen Wappen und Rosen bemalt.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 205. 24 Julius 1831.

Vorläufige Mittheilungen aus dem Reisejournal der Gebrüder Lander. *)

Die Gebrüder Lander reisten im Januar 1830 von Plymouth ab mit dem Auftrage, wenn die afrikanische Küste erreicht sey, von Badagry zu Lande nach Bussa zu gehen, und von dort aufwärts den Fluß Yuri. An diesem Orte sollten sie sich auf dem Quorra oder Niger einschiffen, und den Fluß nicht verlassen, wo immerhin er auch seine Richtung nähme, bis sie zu seiner Ausmündung in die See gelangten. Diesen Aufträgen kamen sie buchstäblich nach. Es scheint, daß der Niger ein von dem Quorra ganz verschiedener Fluß ist; dieser Schluß läßt sich aus den zwei folgenden Bemerkungen ziehen: erstens hörten die Reisenden das Wort Niger bei keinem der an seinen Ufern wohnenden Volksstämme, auch nannten ihn die nordwärts gelegenen stets Quorra; zweitens bezeichneten ihn die südwärts wohnenden Eingebornen mit dem Namen „schwarzes oder dunkles Wasser" oder auch „Vater des Wassers."

Die Beschreibung von dem Wege der Reisenden nach Kiama ist höchst anziehend und romantisch; er führte sie durch Waldungen von ungeheuren Bäumen, deren Laub von solcher Dichtigkeit war, daß es kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermochte. Es war bereits spät am Tage, als sie noch eine geraume Strecke von Kiama entfernt waren. In der Abenddämmerung begegnete ihnen eine Schaar berittener Soldaten, die ihnen von dem König von Kiama entgegen gesendet worden war, um sie nach der Stadt zu geleiten. Die Nacht brach herein, und die Feuerkäfer, die nach allen Seiten um sie her schwirrten, wie fliegende Flammen, strahlten wider auf dem funkelnden Pferdgeschirr und den Rüstungen und Waffen der Soldaten. Der ganze Forst wimmelte von diesen Glühwürmern. Die Reiter ritten bald den Fremden zur Seite, bald hinter ihnen, bald sprengten sie an ihnen vorbei und voraus, und vermehrten dadurch nicht wenig das Getümmel und die Ansehnlichkeit des Zuges, der in wenigen Stunden zu Kiama eintraf. Die Reisenden wurden unverzüglich dem Könige vorgestellt, der sie gnädig aufnahm, und in einem der besten Gebäude der Stadt unterbringen ließ.

Als sie durch eine andere Stadt ihre Wanderung fortsetzten, sprengten gleichfalls berittene Krieger ihnen entgegen, und führten vor ihnen einige Schwenkungen aus, wobei sie kaum einen Zoll von der Nase der Fremden (zu geringer Ergötzlichkeit derselben) ihre Schwerter schwangen, dann aber von den Pferden stiegen, und sich auf die Erde warfen, indem sie zugleich versicherten, ihr König befinde sich im besten Wohlseyn.

Als die Reisenden zu Bussa ankamen, waren sie überrascht zu finden, daß diese Stadt nicht auf einer Insel liegt, wie Clapperton vermuthet hatte. Es war leicht zu errathen, was ihn zu dieser irrigen Annahme verleitet hatte. Bussa liegt auf einer Landzunge, die durch die Vereinigung eines träg hinschleichenden Flusses mit dem Quorra gebildet wird. Clapperton nannte diesen Nebenfluß Menai und hielt ihn für einen Arm des Quorra; da er nun über denselben nach Bussa gelangte, so glaubte er natürlich, daß diese Stadt auf einer Insel liege. Auch zu Bussa wurden sie von dem Könige sehr gnädig aufgenommen. Obgleich sie nun sehr begierig waren, an diesem Orte über Parks Papiere, dessen Spur hier verloren ging, Erkundigungen einzuziehen, so trugen sie doch anfänglich Scheu nach ihm zu fragen, aus Furcht den König zu beleidigen, und in seine Ungnade zu fallen. Endlich faßten sie dennoch den Muth, sich zu erkundigen, und erfuhren, daß ein Mann noch ein Buch besitze, das jenem unglücklichen Reisenden zugehört habe. Man versprach eine Belohnung, wenn es das gesuchte Reisetagbuch sey, und mit großer Feierlichkeit wurde endlich an einem bestimmten Tage der vermeinte Schatz herbeigebracht, wobei von beiden Seiten die gespannteste Erwartung herrschte, da die Reisenden von Begierde brannten, Parks Journal zu retten, und die Neger den ausgesetzten Preis zu erlangen. Das Buch wurde langsam aus einem Tuchumschlage herausgewickelt, bestand aber nur zu größtem Verdruß der getäuschten Reisenden aus Logarithmentafeln.

*) Obenstehende Mittheilungen sind einem Berichte entnommen, der als ein Auszug des Reisejournals der Gebrüder Lander, am 27 Junius, in einer Sitzung der königl. geographischen Gesellschaft vorgelesen wurde. In derselben Sitzung, welcher auch der jüngere Bruder beiwohnte, (der ältere war durch Krankheit verhindert) wurde beiden der Dank der Gesellschaft für ihre schätzbaren Nachrichten votirt. Der Präsident zeigte am Schlusse an, daß den Brüdern der von dem König ausgesetzte Preis von fünfzig Guineen für die Entdeckung der Quorra-Mündung zuerkannt worden sey. Die hier gegebenen Auszüge sind einstweilen als Ergänzungen zu den bereits in diesen Blättern S. 656. 680. 735 u. 756 mitgetheilten Nachrichten zu nehmen, bis das Reisewerk der Lander selbst in Druck erscheinen und weitläufigere Mittheilungen erlauben wird.

Die berühmte Stadt Yuri erreichte man nach einer mühseligen Reise von vier Tagen den Fluß aufwärts, dieser war in der Nähe von Bussa an manchen Stellen so seicht, daß man ihn fast durchwaten konnte. Während ihres Aufenthaltes zu Yuri trat die Regenzeit ein, und bevor sie es verließen sahen sie die Stadt zur Hälfte unter Wasser gesetzt. Dieß ist in den Städten an dem Ufer des Quorra häufig der Fall, da sie meist so nahe an den Fluß hin gebaut, oder so niedrig sind, daß sie bei dem Anschwellen des Flusses durch den Regen sogleich überschwemmt werden. Die Brüder Lander verließen Yuri auf dem Flusse Cubba, der nördlich von der Stadt sich in den Quorra ergießt und fuhren auf diesem wieder nach Bussa hinab, indem sie ohne Gefahr über die Sandbänke und Untiefen hinwegfuhren, die bei ihrer Heraufreise fast trocken gelegt waren.

Großen Verzug erlitten die Reisenden, wie es scheint, durch die Schwierigkeit sich Fahrzeuge zu verschaffen, wie durch die Trägheit der Eingebornen.

Der erste Punkt von Bedeutung, den sie unterhalb Bussa erreichten, war eine Stadt Rabbah genannt, auf dem nördlichen Ufer des Flusses gelegen. Hier nimmt der Fluß eine beträchtliche Strecke weit bis nach Egga hin, einer gleichfalls ansehnlichen Stadt auf dem entgegengesetzten Ufer, eine östliche Richtung. An diesem Orte hatten die Reisenden Gelegenheit über den Sklavenhandel mehrere Beobachtungen anzustellen; sie sahen eine Partie von mehr als zweihundert Menschen, Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied durcheinander reihenweise zum Verkaufe ausgestellt. Von hier aus gehen diese Unglücklichen von Hand zu Hand bis sie an das Meer gelangen, wo die europäischen Menschenfleischhändler sie übernehmen. Die Reisenden sahen hier Kanoes, die in der Mitte eine Hütte hatten, geräumig genug, den Eigenthümer und seine ganze Familie zu beherbergen; in dieser leben sie Jahr aus Jahr ein, treiben ihren Handel und bedürfen keiner andern Wohnung. Viele dieser Fahrzeuge hatten ihren Spiegel mit Blut bestrichen und mit Federn besteckt, um hiedurch die Räuber abzuschrecken, vor denen der Fluß wie es scheint, nicht sicher ist. Die Bewohner einer Insel in der Nähe dieser Stadt flüchteten über Hals und Kopf aus dem Dorfe, da der Fluß so gestiegen war, daß es bis zur Hälfte unter Wasser stand. Von einem hohen Felsen, der in diesem Theile des Flusses liegt, weiß das Volk allerlei wunderbare Sagen zu erzählen. Die Eingebornen glauben, daß er von einem guten und wohlthätigen Genius bewohnt werde. Dieser Fels erhebt sich weit sichtbar über den Fluß, ist von weißer Farbe und über dreihundert Fuß hoch. Auf demselben, so geht die Sage, ist Sünde und Kummer unbekannt; der Hungrige wird gesättigt, der Kranke geheilt, der Betrübte getröstet. Wer aber diese selige Insel besuchen will, muß zuvor sein Anliegen dem Felsengenius durch Gebete zu wissen thun; nimmt ihn dieser auf, so wird er gesättigt, wenn er hungrig ist, mit den köstlichsten Speisen; er geneset zur Stelle wenn er krank ist, und will er einige Tage auf dem Eilande verweilen, so ist es ihm erlaubt, und er mag in Fülle aller Herrlichkeit desselben genießen. — Fundah liegt nicht am Ufer des Quorra, wie Clapperton muthmaßte, sondern drei Tagreisen aufwärts von dem Punkte, wo der Tschadda und Quorra sich vereinigen. Es führt auch von dem linken Ufer des Quorra, gerade dem großen Sklavenmarkte Bocquay gegenüber, ein Landweg nach Fundah.

Zunächst unterhalb der erwähnten Vereinigung des Quorra strömt der Fluß südwärts durch eine Gebirgskette hin, die ihren Lauf südöstlich nach dem Meere zu nimmt. Der Fluß nimmt seine südliche Richtung ungefähr 200 Meilen von der See entfernt bei Bocquay einem berühmten Sklavenmarkte, der wie es scheint von den Menschenhändlern aller umliegenden Orte und vorzüglich der gegen die See abwärts gelegenen besucht wird. Die Käufer, welche Häuptlinge der vorzüglicheren Städte sind, bringen hieher als Tauschartikel die Güter, die sie von den Schiffen an der Mündung des Benin, und anderer Flußarme erhalten haben, und die aus Rum oder vielmehr aus Wasser und Rum, Baumwollenzeugen, Flinten, Pulver und Blei u. s. w. bestehen, so daß Bocquay als der am ganzen Fluß weit berühmteste Handelsplatz für Sklaven und Elfenbein zu betrachten ist.

Des Unfalles, der die Reisenden in der Nähe von Kerri, ein wenig weiter den Fluß abwärts, befiel, ist bereits in diesen Blättern gedacht worden; sie wurden angegriffen und das Kanoe versank mit allem ihren Gepäcke. Einige ihrer Journale giengen dabei zu Grunde, doch wurde von denselben glücklicherweise noch genug gerettet, um den Reisebericht zu vervollständigen. Jede der Städte an diesen Ufern des Flusses wird von eigenen Häuptlingen oder Königen beherrscht. Es gilt hier kein anderes Recht, als das des Stärkeren, und die einzelnen Stämme sind in fortwährenden Raubzügen gegen einander begriffen. Unterhalb dieses Ortes nimmt der Fluß seinen Lauf südwestlich bis dahin, wo er sich zu einer Art von kleinem See ausbreitet, und in mehrere Arme südlich und westlich vertheilt, so das Delta bildet. Die Gegend nimmt hier ein höchst einförmiges Aussehen an — auf viele Meilen weit zeigt sich keine Erderhöhung — der Mangribaum wird am Ufer vorherrschend — man bemerkt schon die Einwirkung der Fluth, und das Meer ist endlich erreicht. An den Ufern des Flusses bemerkt man viele Dörfer und angebaute Ländereien, und zwar mit wenigen Ausnahmen alle drei oder vier Meilen. Die Breite des Stromes ist nach Angabe der Reisenden an manchen Stellen fünf bis sechs Meilen (engl.) und die Geschwindigkeit des Falles vier bis fünf Meilen in einer Stunde.

Die Contemporaine in Aegypten.

3. Osman Bey. — Die Exekution. — Mohammed Ali. — Der Hungertod.

(Schluß.)

Mohammed Ali empfängt alle Fremden, die ihm von ihren Konsuln vorgestellt werden, aber nur gegen die Franzosen zeigt er eine Art Vorliebe und ich möchte sagen Freundschaft. Manchmal während seiner Unterredungen mit andern Konsuln bemerkte ich Ungeduld und Langweile auf seinem Gesichte, das sich dann verdrüßlich zusammenzog. So hatte eines Tages der englische Konsul Barker es unternommen, Mohammed Ali zu erklären, durch wie viele Hände eine Nähnadel laufen müsse, bis sie fertig sey; ich las in den ausdrucksvollen Blicken des Vizekönigs: „So viel Arbeitsleute für eine Nadel! Man soll mir in Aegypten keine Nadeln verfertigen. Ich will lieber Kanäle graben und Fregatten bauen.“

In dem Diwan, wo der Pascha gewöhnlich die Fremden empfängt, habe ich auch die Ueberzeugung gewonnen, daß die Franzosen besser als andere Völker die nützliche Kunst verstehen, vor den Fürsten des Orients über Sachen der Industrie zu sprechen, ohne weitschweifig oder langweilig zu werden. Dazu ermuntert sie auch Mohammed Ali durch lebhafte und interessante Fragen. Im Ganzen können sich alle Franzosen über die herablassende Aufnahme bei diesem Fürsten Glück wünschen. Ich sah davon während meines Aufenthaltes in Aegypten, nur ein einziges Beispiel vom Gegentheile. Herr Bruat, einer der Unternehmer, welche die Fregatte die „Aegyptierin" auf der Werfte von Marseille für den Pascha gebaut hatten, war nach Alexandrien gekommen, um das Geld dafür abzuholen, das sich auf siebzehn bis achtzehn hunderttausend Franken belief. Nun hatten aber einige Personen dem Pascha begreiflich gemacht, wie übertrieben dieser Preis sey, daß die Fregatte mit vierzehn hunderttausend hinreichend bezahlt sey, und daß man von Dem was abfiele, noch eine hübsche Brigg hätte bauen können. Kurz der Vizekönig war äußerst übel zu sprechen, und da er immer und immer wieder von dem unangenehmen Handel sprechen hörte, so wollte er der Sache einmal ein Ende machen. Anstatt despotisch durchzuhauen, wie er gekonnt hätte, befahl er edelmüthig genug seinem Minister Boghos: „Man bezahle Bruat und lasse mich nicht mehr davon hören, aber ihn auch nicht vor meine Augen kommen."

Indem ich ein Bild von dem Aeußern Mohammed Ali's entwerfe, schmerzt es mich, nicht gleich gut von seiner Regierung und dem Zustande seines Volkes sprechen zu können, wenn ich anders der Wahrheit treu bleiben will. Jedesmal wenn ich die edle und anmuthvolle Gestalt dieses Fürsten betrachtete, seufzte ich: Ach könnte ich mit ihm nur ohne Dolmetscher sprechen! Könnte ich ihm Alles sagen, was ich von dem Elend, von den empörenden Unterdrückungen und Abscheulichkeiten gesehen habe — gewiß das Wort, das keinen andern Zweck hätte, als die Menschlichkeit und seinen Ruhm, es müßte eine Seele rühren, die so viele Zeichen angeborener Güte zur Schau trägt. Welche träumerische Entwürfe, welche chimärische Hoffnungen zogen mir durch den Kopf! Eine Frau kann immer mehr wagen, als ein Mann, und ich bildete mir steif und fest ein, daß Mohammed Ali das Elend seiner Unterthanen nicht kennen müsse, obgleich wieder die elenden Hütten um seine Paläste herum mich mehr als einmal auf den Gedanken brachten, dieser traurige Anblick müßte seine Bekümmerniß erregen. Aber wahrscheinlich haben niedrige Schmeichler aus seinem edelmüthigen Herzen das Mitleid verscheucht, indem sie ihn beredeten, nur so könne der Araber unterwürfig erhalten werden, und das Volk leide nicht. Elende Rathgeber der Fürsten! Das Volk leidet nicht, und ihr könnt nicht von dem Palaste des Pascha bis zu den euren, die ihr seiner übelangewendeten Großmuth verdankt, gelangen, ohne auf den Gassen und öffentlichen Plätzen Schaaren halbverhungerter, zerlumpter oder nackter Menschen zu erblicken, die sich um das Kehricht streiten, aus dem sie einige Melonenschalen oder Ueberreste von Früchten hervorscharren. Nein, nichts kann das scheußliche Elend des Volkes zu Alexandrien, zu Cairo und in den Dörfern, die an den Ufern des Nils liegen, mit genugsam lebendigen Farben schildern.

Unsere Gelehrten in Entzückung vor den Trümmern einer zweifelhaften Antiquität haben von Aegypten nichts beschrieben, als die Ansichten des Niles, die Säulen, die Obelisken, die Tempel und Moscheen; ihre Empfindsamkeit wurde von Nichts angesprochen, als von der Aufnahme bei den Konsuln und ihrem Empfang in dem Diwan.

Am Tage vor unserer Abreise nach Cairo gingen wir bei Sonnenaufgang aus. An einem der äußern Thore stand ich wie zermalmt bei dem Anblicke eines Mannes, der in elenden Lumpen von brauner Wolle eingehüllt sich am Boden wälzte, und uns blind oder lahm schien. Vor drei Tagen schon hatten wir ihn an demselben Orte gefunden. Der Unglückliche lag in Todeszügen und war im Begriffe, im Staube, ohne Beistand ein erbarmungsvolles Leben voll schrecklicher Entbehrungen zu endigen. Sein Anblick war so grauenvoll, daß wir uns nicht zu nähern wagten. Der Araber der uns führte, machte uns endlich in schlechtem Italienisch begreiflich, daß der Arme Hungers sterbe. Hungers sterbe, vor einem der volkreichsten Thore! Dieser Gedanke machte auf mich eine schreckliche Wirkung! Wie, diese Menschen die mit Brod, Gurken und Wasser glücklich leben können, aus Noth Hungers sterben, an einer Heerstraße, wo noch dazu alles, was von Europäern in Alexandrien ist, seinen Spaziergang macht? Wir empfahlen den Unglücklichen dem mitleidigen aber armen Araber, und wollten uns schon auf den Weg machen, um Anstalten zu treffen, den sterbenden Mann irgendwo unterzubringen, als ich drei Mönche über die Brücke gehen sah. Ich lief auf sie zu, und da ich eine Sünde an ihrem heiligen Berufe zu begehen glaubte, wenn ich eine abschlägige Antwort erwartete, so erklärte ich ihnen ganz einfach in italienischer Sprache, daß ein Araber vor Hunger sterbe, und daß ich ihn ihrer brüderlichen Liebe empfehlen wolle. Aber welchen Abscheu flößte mir die kalte und empörende Barbarei dieser Mönche ein, die sich sogar weigerten, nur einen Schritt zu gehen, um den Unglücklichen zu sehen, für den ich ihr Mitleid anflehte. Allein wann hatte je Menschlichkeit unter Kutte und Kapuze gewohnt! Ich hörte einen der drei sagen E quella impia che va vestita da uomo.

Der arme Araber wurde zwar endlich auf unsere Verwendung in ein Spital gebracht, hauchte aber bald darauf seine Seele auf.

Der Tod des Grafen Diebitsch.

Mit dem Tode dieses Mannes ist abermals eine neue Phase in den täglich mehr sich verwickelnden Angelegenheiten des nordöstlichen Europa's eingetreten. Ob er Gift genommen oder erhalten, ob seine durch Kummer untergrabene Gesundheit dem Angriffe der mörderischen Krankheit erlegen, oder irgend ein anderer Umstand den Faden seines Lebens so schnell abgeschnitten, das wollen wir hier keineswegs untersuchen; die Behauptung aber dürfte wenig Widerspruch finden, daß er noch lebte, wenn ein glücklicher Erfolg ihn nicht in heillose Zerwürfnisse verwickelt und die Kräfte und den Muth seines Geistes aufrecht erhalten hätte. Diebitsch war kein gewöhnlicher General, und wenn man ihn gleich nicht zu den Feldherren ersten Rangs rechnen darf, so beweist doch die Raschheit seiner Entschlüsse, die Schnelligkeit in der Ausführung und die Ausdauer bei unerwarteten Hindernissen, und unter höchst ungünstigen Umständen, daß er unter den Feldherren der neueren Zeit auf eine ehrenvolle Stelle Anspruch machen kann, was auch in der nächsten Zeit ungünstige Berichte über ihn sagen mögen. Es ist kein Zweifel, daß Diebitsch die ganze Gefahr des polnischen Aufstands für das russische Reich in ihrem ganzen Umfange erkannte, und darnach ist sein Benehmen zu beurtheilen. Als er im Anfange des Februars den Feldzug in Polen begann, fehlte fast noch ein Drittel des hiezu bestimmten Heers; doch mochte seine Macht immerhin 130,000 bis 140,000 Mann betragen, war also jedenfalls den regelmäßigen polnischen Truppen

um mehr als das Doppelte überlegen. Er hatte die Wahl, den Krieg im Winter oder im Sommer zu führen;, denn nur diese beiden Jahrszeiten gestatten eine leichte Zufuhr; das Frühjahr mit seinen Regen mußte ihm in einem Lande wie Polen verderblich werden. Zum Unglücke für ihn trat mit dem Tage, da er den polnischen Boden betrat, dem 5. Februar, auch Thauwetter ein, eine in Polen fast unerhörte Sache. Hätte die Kälte fortgedauert, so würde er den Zug vom Bug bis nach Praga in fünf bis sechs Tagen bewerkstelligt, die vom Fürsten Radziwill nicht zum Klügsten aufgestellte Truppenlinie durch seine Uebermacht gesprengt und die größere Hälfte an die untere Weichsel geworfen haben: mit seiner Hauptmacht hätte er dann die schwache Macht der Polen vor Praga ohne große Mühe überwältigt. Aber die durch das Thauwetter grundlosen Wege erschwerten das Fortbringen der Artillerie, und der Mangel daran in den ersten Gefechten verdreifachte den Werth der begeisterten Tapferkeit der Polen, die nun nicht gegen die blinde Uebermacht einer zahlreichen Artillerie ihr Leben nutzlos vergendeten. Statt am 10 und 12 vereinigte Diebitsch in Folge dieses Unfalls seine Hauptmassen erst am 18 und 20 in der Nähe von Praga, wo er nun die zwar bedeutend schwächere, doch immerhin vereinigte Macht der Polen zum entschlossensten Widerstande bereit fand.

Nach vielen blutigen und doch nichts entscheidenden Gefechten kam es am 25 zur Hauptschlacht; lange schwankte der Kampf, doch endlich zogen sich die ermatteten Polen zurück näher nach Praga. Diesen Augenblick ersah Diebitsch und strengte seine letzte Kraft an; eine furchtbare Reitermasse mit Geschütz wohl versehen sprengte gegen die Linie der Polen an, um sie zu durchbrechen, und so dem Kampfe ein Ende zu machen. Aber die Polen erkannten, daß der Augenblick da sey, der über Leben und Tod ihrer Nation entscheide. Mit Wuth warfen sie sich von allen Seiten auf die heranstürmenden Reiter, und nach schrecklichem Gemetzel mußten diese endlich den Rückweg suchen. An diesem Tage ward Diebitsch besiegt, weil er nicht Sieger war, und nun begann für ihn eine Reihe von Unfällen und Kränkungen, denen er endlich unterlag.

Von alter Zeit her hatten immer viele Deutsche in den russischen Heeren gedient, und, von Vaterland und Freunden losgerissen, dem Kaiser, der sie angestellt, meist mehr Treue und Ergebenheit bewiesen, als die Nationalrussen. Seit dem Ausbruche der Adelsverschwörung stieg bei dem Kaiser die Vorliebe zu den Deutschen, und es ist bemerkenswerth, daß in diesem polnischen Feldzuge beinahe alle höhern Generale Deutsche oder wenigstens aus den deutschen Provinzen Rußlands sind. Mit welchem Auge der Nationalrusse diese Vorliebe des Kaisers und die bevorzugten Deutschen betrachtete, läßt sich leicht ermessen, und die Ernennung Diebitschs zum Oberfeldherrn gegen die Türken hatte bereits eine gefährliche Stimmung im Heere erzeugt. Der unerwartet glückliche Gang des türkischen Kriegs gebot jedoch den Unzufriedenen Schweigen, und so lange überhaupt das Glück der deutschen Generale dauerte, mochte von der Unzufriedenheit wenig zu fürchten seyn. Aber der Tag des Unglücks erschien, und mit ihm die Reaktion der Nationalrussen gegen die Deutschen im Heere.

Die Zahl der deutschen und anderer fremden Generale in den gegen Polen verwendeten Heeren ist ungewöhnlich groß; eine polnische Zeitung (s. Ausland, S. 679) zählte deren etliche vierzig auf, und ist der Meinung, die Liste sey doch noch nicht vollständig. Die russische Regierung mochte ihren Grund hiezu haben, und dieser ist nicht allzuweit zu suchen. Die Polen haben in ihren neuen Eröffnungen über die geheimen Gesellschaften während der russischen Herrschaft jede Verbindungen derselben mit den verschwornen Adeligen in Rußland durchaus abgeleugnet, und dieß mag in der Sphäre dieser Gesellschaften selbst, deren Zweck für die Mehrzahl der Mitglieder doch immer nur die Unabhängigkeit Polens von Rußland seyn konnte, seine vollständige Richtigkeit haben; ob aber nicht die höhern Leiter dieser Gesellschaften mit den russischen Verschwornen in näherer Verbindung standen, ist eine ganz andere Frage. Die russische Regierung scheint von jeher die Ueberzeugung gehegt zu haben, daß diese Verbindung bestanden, und vertraute wohl darum nur wenigen Nationalrussen Oberkommando's in der Armee gegen Polen an, da sie fürchtete, dieselben möchten einen sehr ungelegenen Gebrauch davon machen.

Mehrere einzelne kleine Umstände, die Sendung Orlows, die schnelle Ernennung des Grafen Paskewitsch, die vielleicht schon vor Diebitschs Tode geschehen oder beschlossen war, die Entfernung mehrerer anderer deutscher Generale: alles dieß beweist einen ziemlich vollständigen Sieg der Nationalrussen am Hofe. Daß diese einen solchen Sieg nicht mit sonderlicher Schonung benutzen werden, dafür zeugen manche Beispiele, und die Frage ist jetzt, welchen Einfluß wird dieß Ereigniß auf den Krieg in Polen haben.

Wie Diebitsch bis zu seinem am 9 Junius erfolgten Tode die russische Armee trotz der Widerspenstigkeit untergeordneter Befehlshaber, trotz der ungünstigen Witterung und trotz dem Aufstande im Rücken noch erhalten konnte, ist ein Räthsel, das auch durch die Zufuhren aus Preußen noch nicht gelöst ist; jedenfalls erforderte die Sache eine Thätigkeit und einen Eifer von nicht gewöhnlicher Art. Will nun Paskewitsch den Krieg in der Art fortführen, wie Diebitsch es gethan hat, so übernimmt er ein Wagestück, dessen Ausführung höchst zweifelhaft und dessen Mißlingen die russische Armee und vielleicht die russische Regierung ins Verderben stürzt. Von den in Polen eingerückten russischen Truppen ist gewiß höchstens noch die Hälfte schlagfertig; die mörderischen Schlachten, die nicht minder mörderischen Krankheiten, der Einfluß einer höchst ungünstigen Witterung, so wie die unausbleibliche Desertion haben den Russen wahrscheinlich mehr als die Hälfte der kampffähigen Mannschaft geraubt. Der Aufstand in Schamaiten, Litthauen, Podolien, Wolhynien und der Ukräne dauert fort und verstärkt sich an manchen Orten zusehends, macht also die Stellung der Russen in Polen, ohne entscheidende Uebermacht, immer prekärer. Wird da nicht die Partei der Nationalrussen das leichte Auskunftsmittel ergreifen, den unglücklichen Stand der Dinge theils dem Aufstand in Litthauen, theils und hauptsächlich den deutschen Generalen zuzuschreiben, und so einem Kampfe sich entziehen, wo viel Ungemach und wenig Ehre mehr zu holen ist? Schon benachrichtigen uns die öffentlichen Blätter, daß Paskewitsch nach seiner Ankunft einen Kriegsrath zusammengerufen und in Folge desselben Depeschen an den Kaiser abgesendet habe, des Inhalts, die Armee befinde sich in einem Zustande, daß sie ohne alsbaldige und bedeutende Verstärkung nichts Großes unternehmen könne, sondern den Rückweg nach Litthauen einschlagen müsse. Hat nicht vielleicht die polnische Regierung gerade diesen Augenblick ergriffen, um den Landsturm aufzubieten?

Sogleich eine bedeutende Verstärkung der russischen Armee in Polen zu senden, scheint beinahe unmöglich, und ihr Rückzug wird dadurch sehr wahrscheinlich; aber die Folgen eines solchen Ereignisses sind ungeheuer. In allen russisch-polnischen Provinzen sind die zahlreichen Edelleute, welche an dem Aufstande Theil genommen, zwischen Sieg und Tod gestellt. Die polnische Armee wird also, wenn sie nach Litthauen kommt, noch bedeutendere Unterstützung finden, als die kleinen Korps von Gielgud und Chlapowski. Ist der Rückzug der Russen einmal begonnen, so wird er, da sie eine tapfere und zahlreiche Armee auf ihren Fersen und ringsumher eine empörte Bevölkerung haben, ohne großen Aufenthalt nordöstlich bis an die Düna und südöstlich bis an den Dnepr gehen, die nun statt der Weichsel und des Bugs sich von dem Blute der tapfern Polen und ihre Feinde färben werden. Was wird dann aus dem von Krieg und Pest verheerten Rußland werden?

Wenn Polen siegt, kann Rußland in seiner jetzigen Verfassung nicht bestehen. Seit Peter dem Großen hat man in Rußland jede nationale Entwicklung durch einen militärisch-strengen Organismus der Verwaltung unmöglich gemacht; dort brachen, weil auch der Adel an Unterwürfigkeit gewöhnt war, wenig Empörungen, doch desto mehr Hofrevolutionen aus, in Polen aber, das einer unbändigen zügellosen Freiheit genossen hatte, mußte der Schraubstock der russischen Verwaltung einen glühenden Haß entflammen. Seit mehr als fünfzig Jahren stehen nun Polen und Russen in steter Verbindung; ihre Sprachen sind so verwandt, daß sie sich ohne große Mühe verstehen, was den jetzigen Krieg mehr einem Bürgerkriege als einem Kriege zwischen verschiedenen Nationen ähnlich macht. Wird nicht endlich bei fortdauerndem Unglücke der russischen Heere zwischen den freien Polen und dem mit der kaiserlichen Herrschaft unzufriedenen russischen Adel eine Uebereinkunft getroffen werden, die, wenn nicht gegen die kaiserliche Familie selbst, doch gegen die jetzige Regierungsweise gerichtet ist? Solche Plane bestanden gewiß im Jahre 1825, solche Ideen herrschen gewiß noch in manchen Köpfen; zu welchen Resultaten werden sie führen? Das ist eine Kette wahrscheinlicher Folgen und Möglichkeiten, deren erster Ring an Diebitschs Bahre hängt. So lange er mit Glück und Ruhm die kaiserlichen Heere befehligte, stand das geschraubte System aufrecht, mit seinem Unglücke und seinem Tode kann es stürzen; denn keiner der andern deutschen Generale scheint seinen Geist und seine Kraft zu besitzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 206. 25 Julius 1831.

Die Aussicht Polens auf eine künftige dauerhafte Regierung.

In einem kurz vorhin in diesen Blättern erschienenen Artikel (s. Ausland Nro. 203 u. 204) über die gegründeten Ansprüche Polens auf Wiederherstellung seiner alten Gränzmarken, durch die es allein eine sichere und für ganz Europa heilsame Unabhängigkeit hoffen darf, ist die Frage, ob Polen auch durch eine den Fortschritten des Jahrhunderts angemessene innere Verfassung sich zu einer selbstständigen Macht werde bilden können, aufgeworfen worden, und ihre Lösung soll in nachstehenden Zeilen versucht werden.

Das Gebiet einer Nation mag einen noch so weiten Umfang und in seinen Gränzmarken eine noch so gute Vormauer der Vertheidigung haben, um bei jeder Gelegenheit den Angriffen eines mächtigen Nachbars widerstehen zu können, ohne einen allgemeinen Aufruf an die Nationalkraft ergehen lassen zu müssen; niemals kann sie dennoch unter den übrigen Nationen eine ehrenvolle Stellung einnehmen, niemals sich ihren Feinden furchtbar und ihren Freunden nützlich beweisen, niemals über ihre eigene Kraft nach Willkür gebieten, wenn nicht ihre äußere Macht auf innere gegründet ist, d. h. auf eine zweckmäßige Harmonie aller Klassen der Staatsbürger und auf eine wohlgeordnete und erleuchtete Verwaltung. Nur weil diese innere Harmonie in dem alten Polen von 1772 fortwährend gestört wurde, war es bei einem fruchtbaren Boden, bei einer tapfern Bevölkerung, bei einem beträchtlichen Gebiete und ziemlich gesicherten Landesmarken nicht im Stande, den ungerechten Eingriffen seiner Nachbarn Widerstand zu leisten. Aber eben dadurch daß die fremden Eroberer eine ganz verschiedene Ordnung des staatsbürgerlichen Lebens einführten, besitzt gegenwärtig Polen alle inneren Elemente, die einem Staate seine äußere Unabhängigkeit verbürgen.

Werfen wir einen Blick auf Polen im Jahre 1772 zurück. Ein stolzer und zügelloser Adel verwickelte die Masse des Volkes in immerwährende Kriege für Interessen, die ihr völlig fremd waren. Die einen stellten schon damals den in unsern Tagen von der heiligen Allianz ausgesprochenen Grundsatz auf, die Souveräne müßten sich als Brüder und Landsleute betrachten, und trugen daher kein Bedenken, die Macht der benachbarten Höfe zur Unterstützung ihres Ehrgeizes gegen die mit ihnen um den Vorrang streitende Partei im Vaterlande herbeizurufen; die anderen erblickten in der fremden Invasion nur die bevorstehende Erniedrigung, mit dem Volke die Macht theilen zu müssen, die sie bis jetzt allein zur Unterdrückung desselben ausgeübt hatten.

Das Volk, welches einsah, daß es nur um den Wechsel eines Herrn zu thun sey, blieb inmitten dieses Streites gleichgültig gegen den Ausgang eines Kampfes, der auf einem Boden geführt wurde, den es nicht den seinigen nennen durfte. Es gab damals in Polen freie Bürger; aber es gab keinen socialen Körper. Die Polen hatten ein weites Ländergebiet, aber kein Vaterland. Die Könige von Polen, durch die Macht der großen Vasallen entkräftet, suchten lange Zeit einen Stützpunkt in den Interessen der Masse und indem sie die bürgerlichen Gemeinden erhoben, um die privilegirten Kasten zu schwächen, hofften sie die Prärogativen der Krone erweitern und verstärken zu können. Allein die benachbarten Mächte, die von dieser inneren Zwietracht Vortheil zogen, wußten stets die Erweiterung der königlichen Macht zu verhindern. Aus diesem Grunde sah man oft die polnischen Könige die Partei der Volksfreiheit ergreifen, während dagegen die widerrechtlichen Anmaßungen der Fremden stets in den Usurpationen der privilegirten Kasten eine Stütze fanden. Während so das alte Polen der Bewunderung der Welt die schönsten Vorbilder unbeugsamen Muthes darstellte, bot es nur allzuoft auch das Beispiel dieser beklagenswerthen Verbindungen des einheimischen Adels mit den raubgierigen Fremden. So wurde die erste Zertrümmerung Polens im J. 1772 herbeigeführt; so wurde es im Jahr 1793 zerrissen, so wurde sein Untergang im Jahre 1795 vollendet.

So oft ein Staat auf diese Weise im Kriege gegen sich selbst begriffen ist, in dessen Folge die Kämpfe der Kasten damit endigen, daß zuletzt die Masse des Volkes sich gegen die Masse der Kasten erhebt, wodurch dann alle Bande der gesetzlichen Gewalt zerrissen werden, und Niemand mehr befehlen kann, weil Niemand mehr gehorchen will — so oft dieß eintritt, entspringt nothwendig daraus eine innere Anarchie, die um so länger dauern wird und deren Folgen um so heilsamer seyn werden, als die Nation stark und die Kasten schwach sind. In diesem Falle befand sich Frankreich im Jahre 1793. Bei dem Kampfe, der sich hier zwischen den Menschenrechten und den Privilegien entspann, bewaffneten sich die benachbarten Mächte aus Furcht, daß die gewaltige Gährung der Ideen auch über ihre Staaten hereinbrechen würde, gegen die Menschenrechte, um sie zu den Füßen der Privilegien zu opfern. Allein demungeachtet wurden die Privilegien überwunden und ihr Fall in

Frankreich wurde der Vorbote ihres zunächst bevorstehenden Falles in ganz Europa.

Allein der gesellschaftliche Körper Polens war weder von so kräftiger Bauart, noch so willfährig, einem Angriffe Widerstand zu leisten als Frankreich; nicht als wenn es in Polen nicht auch Männer von erleuchteten Einsichten, und zwar in nur geringer Zahl gegegeben hätte, von denen eine sociale Wiedergeburt Polens für nothwendig erkannt worden wäre.

Der Vorschlag, den Andreas Zamoyski im Jahre 1778 in Betreff einer Reform der Legislatur in Antrag brachte, ging zwölf volle Jahre der Zusammenberufung der Generalstaaten in Frankreich voraus, und die polnische Konstitution vom 3 Mai 1791, das Werk eines gelehrten italienischen Geistlichen und die Hoffnung der hochherzigsten Patrioten, kam vier Monate früher, als die französische Konstitution vom 3 September 1791 zu Stande. Aber es waren unzeitige Früchte, die durch Kunst gereift worden waren unter einer Sonne, deren Wärme noch nicht stark genug war, dieselben durch eigene Kraft dem vaterländischen Boden zu entlocken. Bevor dieser dahin gelangte, mußte ein furchtbares Richtscheit Alles abgleichen, mußten die Stolzen gedemüthigt und die Niedern erhoben werden, mußte die eiserne Hand der fremden Eroberer über alle die Zornesschaalen der Leiden ausschütten, um unter allen gemeinschaftliche Sympathien zu erwecken.

Dieß ist das Bild, unter welchem sich das heutige Polen darstellt; es ist unterdrückt aber einig, von Leiden heimgesucht, aber voll der Hoffnung, die ihm das Bewußtseyn seiner Einigkeit und Kraft gewährt. Auch für Polen hat die Revolution Fortschritte gemacht. Alles was die Privilegien verloren, haben die Menschenrechte gewonnen, und daraus den Schatz erleuchteter Einsichten und des allgemeinen Muthes bereichert. Der Adel und die Leibeigenen haben den schmachvollen Druck eines und desselben Joches empfunden, und sind dadurch zugleich Menschen und Bürger geworden. Gemeinschaftliche Leiden verbrüdern mehr als gemeinschaftliches Glück. Die Flamme des Patriotismus, die jetzt auf Polens Erde weithin den Völkern zur Bewunderung, den Tyrannen zum Schrecken auflodert, wird selbst Diejenigen ergreifen und entzünden, die jetzt herbeieilen, um sie zu ersticken.

Die schöne Konstitution vom 3 Mai 1791, die damals Polen ins Verderben stürzte, wird in unseren Tagen ihm völlig angemessen seyn. „Ich läugne nicht,“ sagte Herr von Metternich zu Frankfurt, „ich läugne nicht, daß die Revolution im Fortschreiten begriffen ist, aber eben weil sie es ist, müssen wir sie aufhalten.“ Leider ist dieß zu spät geworden. Der große Gang der Weltereignisse zerschmettert den unmächtigen Arm des Politikers, der in die gewaltigen Speichen ihres Laufes eingreifen möchte. Die Revolution, eine wahrhaft sociale Revolution — nicht eine vorübergehende Prätorianerempörung ist es, die von einem Rande des Welttheiles bis zum andern ihre Wogen schlägt.

„Der Tag, wo das polnische Volk sein Joch abschütteln wird,“ schrieb vor fünf Jahren ein illustrer Publicist, wird nicht mehr die Gefahr mit sich bringen, es unter das Joch der anarchischsten aller alten und neuen Aristokratien zurückzuführen. Die drei Mächte haben Polen während seiner Kindheit in den Schoß ihrer stiefmütterlichen Vormundschaft genommen. Hier lag es aber während seiner ganzen harten Erziehung wahrhaftig nicht auf Rosen gebettet, aber eben weil man es in dieser spartanischen Schule nicht verzärtelte, ist es früher und kräftiger zum Alter der Männlichkeit gereift, als dieß unter den natürlichen Vormündern seiner Kindheit der Fall gewesen seyn würde. Die dreifache Vormundschaft hat nur dazu gedient, die Gleichheit unter den Ständen herzustellen, indem sie den Stolz der Großen demüthigte und das Volk auf gleiche Stufe mit den am weitesten fortgeschrittenen Nationen erhob. Die Massen sind inzwischen mit dem Jahrhundert vorwärts gedrängt worden, in Polen eben so wie in Preußen, und vielleicht selbst in Rußland und Oesterreich, und an dem Tage wo der Knoten des Kampfes zwischen den Völkern und Kabinetten zerhauen werden wird, an diesem Tage wird auch Polen den Rang einnehmen, der ihm unter den übrigen Völkern gebührt.“

Die Lösung dieses Knotens ist gekommen, vielleicht rascher und gewaltiger, als es der geistvolle Mann voraussah, der im Jahr 1826 diese prophetischen Zeilen schrieb. Allein schon damals war auch die Verschmelzung der früher so streng geschiedenen Stände vollbracht und Polen mag nun durch seine bis jetzt so ruhmvoll getragenen Waffen oder durch die Vermittlung Frankreichs und Großbritanniens seine Gränzen von 1772 wieder erlangen; es wird in der Harmonie der verschiedenen Stände, die seinen neuen socialen Körper bilden werden, die Mittel finden, sich gegen jeden Eingriff fremder Mächte zu schützen, und so ganz Europa ein undurchdringliches Bollwerk gewähren gegen die Invasionen der nordischen Barbarenhorden.

Die Galeerensträflinge des Jahres 1831 im Bicêtre.

(Ein Nachtrag zur Schilderung des Bicêtre. Ausland N. 159 u. d. f.)

Bicêtre ist der Tempelvorhof der Galeeren; in seinen Gefängnißleichen sammeln sich alle zur Galeerenstrafe verurtheilten Verbrecher von ganz Frankreich. Mörder, Straßenräuber, von der Gerechtigkeit wieder ertappte Diebe, Beutelschneider und Fälscher kommen nach und nach an zu diesem Hexensabbath des Auswurfes der bürgerlichen Gesellschaft: hier schließen sie auf einen Augenblick Brüderschaft, tauschen gegenseitig ihre Griffe und Kniffe aus und treten dann ihre Pilgerfahrt an, um andern Platz zu machen, die ebenso wie sie nur als wandernde Zugvögel in diesen Mauern beherbergt werden. Dreimal des Jahres öffnet Bicêtre seine Pforten, um diese edlen Gäste auszuspeien; aber an der Kette, die mit den Galeerensträflingen jedesmal bei Wiederkehr des Sommers abgeht, sind die ausgesuchtesten Kleinode dieser saubern Gesellschaft aufgereiht. Doch verdienen sie nicht mehr unser Mitleid, als unsern Spott? —

Diese Unglücklichen sind größtentheils auf Lebenszeit zur Galeere verurtheilt, und bereits auf der Tafel der bürgerlichen Gesellschaft ausgelöscht; sie spüren von Tugend nur noch etwas in sich, was einer Krankheit gleicht: die Gewissensbisse. Auf allen Seiten von Verzweiflung eingekeilt in fürchterlicher Enge, lauern sie nur auf den Augenblick, Krieg mit Krieg zu vergelten, denn das Gesetz, das sie bessern sollte, hat sie als Besiegte mit Füßen getreten. Und wenn man erwägt, daß sie kein Asyl mehr haben als Entehrung, daß alle Bande des Lebens für sie zerrissen sind, daß ihre Familien

sie verläugnen, ihre Freunde sie fliehen, und selbst die Gleichgültigen sich vor ihnen mit Abscheu wegwenden; so entsinkt uns der Muth, diese moralischen Ruinen näher zu untersuchen; ihre trostlose Verlassenheit zerreißt das Herz und eine Thräne über so großes menschliches Elend quillt vielleicht aus dem Auge.

Unter den achtzig Galeerensträflingen, die am verflossenen 30 Junius beisammen waren, zählte man 57 auf Lebenszeit verurtheilte, eilf zu zwanzig Jahren, zwei zu fünfzehn, und zehn zu zwölf Jahren. Sieben andere waren im Krankenhause zurückgeblieben, weil sie noch nicht Kraft genug hatten die Mühseligkeiten der Reise auszustehen; zwei waren aus besondern Gründen zurückbehalten worden, um erst am folgenden Tage nachgeliefert zu werden. Der eine von diesen beiden ist ein rückfälliger Galeerensträfling, ihn stoßen zu gleicher Zeit die menschliche Gesellschaft und seine Leidensbrüder zurück; zu Toulon durch das Loos bestimmt, den Schergen seiner Mitsträflinge zu machen, ist er zum Gegenstand eines wüthenden Hasses geworden; man mußte ihn von den übrigen absondern, um ihn nicht von seinen wilden Gesellen erwürgen zu lassen. So sehr übrigens die Strafen mit vollen Händen ausgetheilt sind, so kommen sie doch kaum der Schwere der Verbrechen gleich; man bemerkte neun Verurtheilte wegen vorbedachten Todtschlags, (homicide volontaire), drei wegen Diebstahl mit Tödtung, dreizehn wegen versuchten Meuchelmords oder Theilnahme an Mord, zehn wegen Straßenraubs, einundzwanzig wegen Diebstahl mit Einsteigen und Einbruch, drei wegen Diebstahls mit nachgemachten Schlüsseln, sieben wegen einfachen Diebstahls oder Theilnahme daran, fünf wegen Diebstahls mit Gewaltthätigkeit, vier wegen Nothzucht oder Versuchs derselben, einen wegen Bigamie, einen wegen Falschmünzerei, zwei wegen Fälschung von Handels- und Privaturkunden. Fünfzehn dieser Verbrecher sind rückfällig. Unter den Departements, die ihr Kontingent zur Kette stellten, nimmt das von Puy de Dome den ersten Rang ein: eilf Verurtheilte kommen von daher; acht stellte das der Seine, fünf das der Meurthe, fünf das der Saone und Loire, eben so viel das der Eure und Loire. Von den Departements der Nièvre, der Vogesen, des Nordens und der Rhone sendete jedes drei; von denen der Seine und der Oise, der Oise, der Marne, des Doubs, der Loire, des Oberrheins, der Aube, Ain, Var, Corsica, Gard und Vaucluse jedes zwei. Dem Departement des Jura, des Cher, des Niederrheins, der Côte d'Or, der Meuse, der Lozère, der obern Vienne und der Ardennen, gehört je einer an; hiezu kamen noch zwei Soldaten, die durch ein erstes und zweites Kriegsgericht verurtheilt worden sind.

Alle diese Unglücklichen werden, je nachdem sie ankommen, in die gewölbten Hallen des Gefängnißgebäudes zusammengedrängt, wo das Ungemach und der Zusammenfluß von vierzig bis fünfzig Verbrechern nur die Verdorbenheit der einzelnen vollenden müssen. Hier sieht man sie in Erwartung ihrer Abreise angeklammert an den Gitterstangen, durch die das spärliche Tageslicht in ihr Gefängniß fällt, oder auf Haufen beisammenstehen in der geräumigen Halle, oder nach der Schnur Mann an Mann ausgestreckt auf den Feldbetten oder auf der Bretterverkleidung des Fußbodens. Dieß Gefängniß, so hart, daß selbst der Bagno dagegen eine Wohlthat erscheint, ist nicht fest genug gegen ihre List; zweimal durchbrachen sie eine dicke Mauer und nahmen ungeheure Steinschichten heraus, ohne daß sich eine Spur ihrer mühseligen Arbeit wahrnehmen ließ.

Am bestimmten Tage werden sie von dem Gefängnißarzte besucht und dann in einem länglich viereckigen Hofe in zwei Reihen aufgestellt. Am Gitter des Hofes drängen sich Neugierige, einige, die Beobachtungen an den Gefangenen anstellen wollen, wandeln zwischen ihnen mit den Beamten des Hauses umher, richten Fragen an sie oder geben ihnen Rath und gute Lehren, während andere beschäftigt sind, das Gall'sche System an ihren höckerigen Schädeln zu erproben. Die Gefängnißpforte öffnet sich, um eine Gruppe von Sträflingen einzulassen, unter denen man Debure, Gribier und Gazave stolz einherschreiten sieht; diese drei waren zum Tode verurtheilt, und wurden zu lebenslänglicher Galeerenstrafe begnadigt. „Da kommen die Pantinois" — so nennen sich die zu Paris Verurtheilten — bemerkt ein Knabe des Gefängnißwärters. — „Platz der Jugend von Pantruche" (Paris) ruft eine Stimme, „wollen Sie die Gefälligkeit haben, sich hierher zu stellen." — Die andern Galeerensträflinge öffnen mit einer Art von Achtung ihre Reihen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Baron von Damas und die schöne Türkin.

(Ein Beitrag zur Geschichte des Jesuitismus der Restauration in Frankreich.) *)

Unter den vielen französischen Offizieren, die von den Bourbonen wegen keines andern Verbrechens aus den Reihen des Heeres gestoßen wurden, als weil sie Frankreichs Erniedrigung und ihren alten Ruhm nicht vergessen konnten, befand sich auch der Kapitän Persat. Freudig begrüßten sie die Erhebung Griechenlands, die sie aus ruhmlosem Müßiggang und unverdientem Mangel auf die Schlachtfelder eines neuen Ruhmes zu rufen schien. Gleich vielen Andern verließ Persat Frankreich, um für die Freiheit eines Volkes sein Blut zu vergießen, wie er es früher für den Ruhm Frankreichs und seines großen Kaisers gethan hatte. Persat befand sich zu Tripolitza, als im Oktober des Jahres 1822 die türkische Bevölkerung dieser Hauptstadt des Peloponnes von den Griechen auf das grausamste ermordet wurde. Er rettete mehrere türkische Frauen vor dem Schlachtmesser der Griechen, unter ihnen auch die Tochter Alli-Sika-Topulo's, des Henkers von Landari, einer Stadt in Arkadien. So sehr auch der Stand ihres Vaters und das europäische Vorurtheil den Kapitän abschrecken konnte, ein Band der Verwandtschaft mit der Familie eines Henkers zu knüpfen, so war doch die Macht der Schönheit größer als alle Bedenklichkeiten, und während er den übrigen türkischen Weibern die Freiheit gab, verlor er die seinige an die junge Pimbe-Dallisi, die er mit sich nach Frankreich nahm. Pimbe (die Rose) war damals vierzehn Jahre alt und bereits im dritten Monate guter Hoffnung, als er mit ihr auf heimathlichem Boden anlangte.

Hier war indeß Persat's Verbrechen, die Bourbonen verachtet zu haben, noch nicht verjährt. Kaum war er zu Marseille an's Land getreten, als ihm der Präfekt bedeutete, er habe Befehl, ihn durch die Gendarmerie über Frankreichs Grenze schaffen zu lassen. Nur die junge Türkin vermochte das Herz des Herrn von Villeneuve zu Gunsten ihres Gemahles zu rühren, und dieser empfahl den Kapitän Persat dem Baron von Damas, der damals Gouverneur von Marseille war. Herr von Damas vergaß bei dem erquickenden Gedanken, eine Ungläubige in den Schoß der allein seligmachenden Kirche einzuführen, die antibourbonischen Gesinnungen ihres Gemahles; er bot diesem seinen Schutz an und versprach ihm sogar ein Empfehlungsschreiben an den General d'Ambrugeac, der damals ein Kommando in der königlichen Leibwache bekleidete. Die vorliegenden Umstände erheischten eine Trennung der schönen Pimbe und des Kapitäns, doch des Herrn von Damas Versicherung zu Folge nur auf eine kurze Zeit. Er

---

*) Aus den Memoiren der Contemporaine in Aegypten. I. Th. S. 154 u. f.

versprach die junge Türkin seiner Gemahlin in Obhut zu geben und selbst das Kind zu erziehen, das in kurzer Zeit das Licht der Welt erblicken sollte. Zwei Seelen dem Himmel zu gewinnen — diese Paradieses-Seligkeit schien um keinen Preis zu theuer.

Von der eisernen Nothwendigkeit gedrängt und voll Vertrauen auf die Zusicherungen des Herrn von Damas gewann es endlich der Kapitän über sich, Pimbe zu dieser Trennung zu bereden, was ihm jedoch nicht ohne große Mühe gelang. Persat begab sich nach Auvergne zu seiner Mutter, nachdem Herr von Damas ihm versprochen hatte, seinetwegen an den Kriegsminister zu schreiben und seine Aussöhnung mit der Regierung zu vermitteln. Allein es erwies sich bald, daß der Gouverneur von Marseille sein Versprechen vergessen hatte. Kaum war der Kapitän bei seiner Familie angelangt, als der Präfekt ihn rufen ließ, und ihm gleichfalls eine Gendarmerie-Begleitung bis zur französischen Gränze anbot. Persat, der sich so zum Besten gehalten und hintergangen sah, brach in lebhafte Klagen gegen Den aus, der ein so unwürdiges Spiel mit ihm in bedrängter Lage getrieben hatte. Indeß benahm sich der Baron Dumartry in dieser Sache wie ein Ehrenmann; er sah ein, daß Persat am Narrenseil geführt wurde, er bemühte sich, ihn zu beruhigen und schrieb selbst an den Minister einen dringenden Brief zu Gunsten des Kapitäns, der nun auch ohne Schwierigkeit die Erlaubniß erhielt, sich in Frankreich aufhalten zu dürfen. Diese bloß auf die Verwendung eines Präfekten so leicht erhaltene Vergünstigung ließ den Kapitän noch mehr glauben, daß Herr von Damas für ihn keinen Schritt gethan; bald sollte er davon noch deutlichere Beweise erhalten. Persat begab sich nach Paris, wo er sich bei Herrn d'Ambrugeac in Kurzem überzeugte, daß Herr von Damas über seinem Eifer in der Bekehrung der schönen Pimbe seiner vergessen haben mußte. Da er sonach zur Einsicht gelangte, daß er von dem gottesfürchtigen Gouverneur von Marseille nichts Gutes zu hoffen habe, so schrieb er an ihn, er werde nach Marseille kommen, um die junge Türkin wieder abzuholen. Der Baron von Damas erwiederte ihm, der Kapitän könne für seine Person gehen, wohin er wolle, aber ohne die junge Türkin; man werde ihm die Ungläubige, die jetzt unter Anleitung des glühenden Glaubensapostels, des Abbé Carle, und ihrer christlichen Pathin der Angelika Adelaide Charlotte Baronin von Damas auf dem besten Wege zur ewigen Seligkeit begriffen sey, nicht ausliefern; man könne unmöglich das Heil einer Seele dadurch auf's Spiel setzen, daß man sie dem zurückgebe, der nur ihr sterbliches Theil gerettet; man habe heiligere Pflichten zu erfüllen, und man werde diese nach ihrem ganzen Umfange erfüllen.

Der Kapitän, obgleich überzeugt, daß die Lebensrettung eines jungen und schönen Mädchens, um es zu seiner Frau zu machen, höhere Ansprüche auf den Besitz desselben gebe, als der Eifer sie zu bekehren, zu taufen und in eine Betschwester zu verwandeln — Kapitän Persat beschränkte sich indeß, da er als Bonapartist von der Polizei sich beobachtet wußte, auf einige fruchtlose Schritte, zur schönen Türkin zu gelangen.

Da überdieß damals die von den Konstitutionellen in Spanien erhobene Fahne der Freiheit ihm die Hoffnung erblicken ließ, sich mit der Zeit rächen zu können, so gab er, ohnehin mit einem zu Abenteuern hinneigenden Geiste begabt, um so williger dem Rathe eines Freundes Gehör, der ihm rieth, vor der Hand auf Reisen zu gehen. Persat brachte zusammen, was ihm noch von seinem Vermögen übrig geblieben war und machte sich auf den Weg; er durchwanderte England, Portugal, Spanien, Afrika und die beiden Amerika, allerwegen begleitet von der Erinnerung an die schöne Pimbe und von sorgenvollen Gedanken wegen seines Kindes. Endlich gelangte er im Jahre 1827 wieder nach Marseille zurück.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das englische Journal „der Herald" macht folgende Angaben über die brasilianischen Finanzen bekannt. Die legislative Versammlung vom Dezember 1830 nahm die Einkünfte des Reiches auf 15,000,000.000.000 Realen an, die Ausgaben wurden durch Gesetz vom 18 Dezember 1830 auf 12,836,826,000,904 Realen angeschlagen. Hiernach ergäbe sich ein jährlicher Ueberschuß von 2,163,173,000,096 Realen; also ein Sechstheil des Ausgaben-Budgets. Letzteres vertheilte sich für das Departement des Innern 1,438,142,000,754 Realen, für Justiz und Kirche 668,445,000,411, für das Ministerium des Auswärtigen 120,000,000,000, für das Seewesen 1,780,818,000,944, für das Heer 5,847,926,000,560, für den Schatz 4,963,195,000,255. Hierunter sind begriffen 248,429 Pf. Sterl. für die Interessen der Staatsschuld und den Tilgungsfonds, für das brasilianische Anleihen in England, deßgleichen die Civilliste des Kaisers mit 1,531,200,000,000 Realen, welche Summe jetzt nach seiner Abdankung dem Ueberschuß der Einnahme zu gut fällt.

*

In einem unlängst erschienenen Journal: „Annual Retrospect of Public Events for the years 1831," wird die Zahl der von Don Miguel gefangen gehaltenen und nach Angola, Cabo Verde, Cubinda, Ayenche, Mozambique u. a. O. m. transportirten Individuen auf 26,700 und die der Emigrirten auf 15,700 angegeben. Von letzteren befinden sich nach dem Berichte der gedachten Schrift 7,000 zu Terceira, 2,000 in Brasilien; die übrigen sind in England, Frankreich und andern Ländern zerstreut. Hiezu rechnet der Retrospect noch 5,000 Personen, die von den Satelliten des Tyrannen verfolgt im Lande umherirren; so daß etwa 45,400 Schlachtopfer unter einer Bevölkerung von 2,600,000 von der Wuth des Despoten verfolgt werden.

*

Die Austrocknungskompagnie in Frankreich hat so eben durch eine königliche Ordonnanz die Bewilligung erhalten, eine weite Strecke von Sümpfen im Departement der Marne austrocknen zu dürfen. Diese Sümpfe sind in dem Gebiete von zehn Gemeinden gelegen. Die zahlreichen Vergünstigungen, die der Kompagnie zu Theil geworden sind, die großen Kapitalien, die sie einzig zu agrikolen Zwecken in Umlauf bringt, und die Thätigkeit, welche sie aller Orten entwickelt, wohin sich ihre Arbeiten erstrecken, berechtigen zu der Erwartung, daß Frankreich durch sie in kurzer Zeit einen beträchtlichen Flächenraum für landwirthschaftliche Industrie gewinnen und die Gesellschaft eine ehrenvolle Stelle unter den industriellen Gesellschaften erringen wird.

Witzstacheln des Figaro.

Man sagt, die Magdalenenkirche soll zum Tempel der Freiheit eingeweiht werden: dann wird sie eine Filialkirche von St. Pelagie werden.

*

Auch der Spielberg in Oesterreich ist ein Tempel der Freiheit, und Herr von Metternich gegen die Patrioten nicht minder zuvorkommend als Herr Persil.

*

Das Juste-Milieu hat die Freiheit nach St. Pelagie geschickt. Das ist das erste Mal, daß ein Schuldner seinen Gläubiger einsperrt.

*

Herr Dupin, genannt der Heiland, wird sich am 27 Julius zu Grabe legen und nach drei Tagen wieder auferstehen.

*

Man versichert, die Münze Heinrichs V habe die Form von Rupien. (unübersetzbares Wortspiel roupie, Nasentropfe, mit der Anspielung auf des Prinzen Jugend, und Rupie, eine ostindische Münze.)

*

Karl X konspirirt in Effigie.

*

Herr von Lobau fürchtet die Freiheit wie das Feuer: er geht niemals ohne Spritze aus (pompe, Wortspiel von Pumpe und Pomp).

*

Man nennt die Pairs von Frankreich fossil, weil die Juliusrevolution sie versteinert hat.

*

Herr Sebastiani braucht die Milchkur für sein Brustübel, und hält nicht die Mittel-, sondern die Milchstraße für die beste.

*

Herr Sebastiani hat zwei Säugammen auf das Land mitgenommen. Wegen seiner Leidenschaft für die Milch hat man ihm den Namen Mameluk beigelegt.

*

Herr Sebastiani kämpft gegen die Freiheit; der Undankbare schlägt seine Amme.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 207. 26 Julius 1831.

Frankreich bei Einberufung seiner Kammern.

Ein wichtiger Moment naht für dieses Land. Wenn in dem neuen Königthum, das seit eilf Monaten auf eine klägliche Weise sein Leben dahin gefristet, noch ein Funke von Kraft, noch das Bewußtseyn seiner eigenen Lage ist, so muß die Thronrede bei der nahen Eröffnung der Kammern mit Entschiedenheit den Weg andeuten, den die Regierung einzuschlagen gedenkt. Die Unausführbarkeit des bisher eingeschlagenen Weges ist stillschweigend von ihr selbst anerkannt worden, und zögert sie noch jetzt, sich an die Spitze der tiefgehenden Bewegung zu stellen, und dadurch Meister des Steuers zu bleiben, so wird sie noch immer tiefer in der öffentlichen Meinung sinken, bis endlich die leichteste Erschütterung ihren Sturz herbeiführt. Ob dieß zum Glücke Frankreichs ausschlagen wird, davon ist hier nicht die Rede, es ist nur eine neue Phase in der neuen Revolution.

Der Vorwurf der Illegitimität, den man dem neuen Königthum gemacht hat, ist etwas lächerlich; Hunderte von Dynastien sind entstanden, und ihre Entstehung gründete sich auf eine Usurpation, die lange Dauer begründete sie im Glauben der Völker durch die Gewohnheit des Gehorsams, das ist die Legitimität; einer Dynastie also aus der Illegitimität einen Vorwurf machen, ist lächerlich, aber noch weit lächerlicher ist es, die Legitimität im Laufe von ein Paar Monaten erkünsteln zu wollen. Einen Ersatz für die Legitimität giebt es, das ist die Kraft, der beherrschende Wille. Diese Eigenschaften pflegen sonst neu sich erhebenden Dynastien eigen zu seyn, weil diese gewöhnlich aus Revolutionen hervorgehen, in denen der Stifter des neuen Herrschergeschlechts an der Spitze der siegenden Partei stand. So aber war nicht der Ursprung des neuen Königthums in Frankreich. Ludwig Philipp hat an der großen Bewegung in seiner Nation durchaus keinen thätigen Antheil genommen, die kühle Berechnung einzelner Häupter hob ihn auf den Thron aus keinem andern Grunde, als weil neunzehn Zwanzigtheile des begüterten Mittelstandes, in schreckhaftem Andenken an die frühere Revolution, die Republik nicht wollten.

Der erste und, wegen seinen Folgen, bedeutendste Fehler der neuen Regierung war die Beibehaltung der noch unter der gestürzten Dynastie gewählten und zusammenberufenen Kammer. Sie war das Ergebniß eines fünfzehn Jahre lang fortgeführten hinterlistigen Systemes zur Verfälschung der Nationalrepräsentation, und die durch dieß verhaßte System geschaffenen Elemente waren durch einen Zusammenfluß von Umständen im Stande, über die Majorität zu entscheiden. Das rechte Centrum, welches bis zum Ministerium Polignac alle Entwürfe der Bourbonen unterstützt hatte, und sein Daseyn hauptsächlich dem doppelten Votum verdankte, schloß mit dem Centrum, welches das Uebergewicht der linken Seite fürchtete, einen Vertrag und sicherte demselben dadurch die Majorität; daß dieß nicht ohne gegenseitige Beneficien abgehen konnte, versteht sich von selbst. Dieses rechte Centrum nun ist, so wie beinahe die ganze rechte Seite, aus der neuen Kammer verschwunden, die Elemente also, welche am meisten darauf bedacht seyn mußten, das Regierungssystem der Restauration aufrecht zu erhalten, bestehen nicht mehr, und damit ist auch über das von der Regierung Ludwig Philipps bisher befolgte System der Stab gebrochen.

Einer der bedeutendsten, wo nicht in der That der bedeutendste Mann des neuern Frankreichs ist Odillon-Barrot. In einem Schreiben an die Wähler in Straßburg spricht er von seiner Anhänglichkeit an Ludwig Philipp, der aus verschiedenen Gründen am Besten für Frankreich passe, nur müsse er durchaus jede Annäherung an das System der Restauration aufgeben, das sey zu seinem eigenen und Frankreichs Wohl unumgänglich nothwendig. Deutlicher konnte Odillon-Barrot es nicht ausdrücken, daß die Fortdauer des neuen Königsthums noch in Frage steht, und dieß einzige Wort zerreißt mit einemmal den Schleier, womit Furcht, Heuchelei und Einfalt in einem Gewebe hohler Phrasen den Zustand Frankreichs bedeckt haben. Die Flitterwochen der Juliusrevolution sind längst vorbei, der Ernst des Lebens ist wiedergekommen, der Einigkeitsenthusiasmus, den man durch die Feier der Juliustage, wie in der ersten Revolution durch das Bundesfest wieder auffrischen will, wird verfliegen, und der kalte Egoismus, der die höhern, und nicht bloß die höhern Stände Frankreichs beherrscht, wird seine Früchte tragen.

Nach diesen Ansichten, die freilich nicht den Stempel schmeichelnder Hoffnungen tragen, beurtheilen wir jetzt Frankreich. Es besteht ein Blatt in Frankreich, dem auch seine politischen Gegner ausgezeichnetes Talent und die schärfste Logik keineswegs absprechen. So wenig seine Ansichten und Auseinandersetzungen Anklang fanden, als es für Carl X und Villèle schrieb, so treffend und eindringlich ist die Logik, welche es gegen die jetzige Regierung entfaltet. Mit der schneidendsten Schärfe wirft es ihr das Schwankende ihres Daseyns, die

Inkonsequenz und Schwäche ihres Benehmens vor, und zerreißt schonungslos die Hülle, welche der Anstand um die Blöße des neuen Königthums gezogen. „Die Bewegung in den Gemüthern," sagt dieß Blatt in einer seiner Numern, „wird stärker seyn als das Talent, als die Klugheit, stärker selbst als die Zahl. Diese Bewegung wird das Königthum zur Republik fortreißen, und die Republik zum allgemeinen Kriege treiben. Ja, trotz des aus der Revolution hervorgegangenen Ministeriums, das vielleicht gerne seinen Ursprung von sich stieße, trotz der Nationalgarde, die den innern Frieden will, und ihn allein aufrecht erhält, trotz der ungeheuren Majorität der Grundeigenthümer, welche wissen, wie die Revolution Geld schlägt, *) und der Rentiers, die zweimal erfahren haben, wie sie ihre Schulden zahlt; trotz der Protestationen und Negociationen eines gewandten Kabinets, trotz der affektirten Gleichgültigkeit eines Ministers für das Schicksal einer edlen Nation, trotz der scharfsinnigen Vorsichtsmaßregeln der londner Konferenz, damit Belgien endlich unter europäischer Vormundschaft in einer nominellen Unabhängigkeit zur Ruhe komme, trotz allem dem wird der Krieg statt haben, und die Republik zu Stande kommen. Geringer war die Anzahl derer, welche im Jahr 1791 die Republik wollten, weniger Arme erhoben sich drohend, um den fremden Regierungen zu trotzen. Eine geringere Zahl von Ehrgeizigen verlangten nach dem goldenen Zeitalter, wo jede Familie ihr letztes Kind, und ihren letzten Heller opfern mußte. Ueberdieß die Revolution war minder ausgelernt in ihren Künsten, die Ursachen des allgemeinen Brandes waren ihr minder bekannt, sie wagte weniger, hoffte weniger und vermochte weniger."

Der Gazette de France, denn jeder wird sie wohl an der Sprache erkannt haben, geht es wie manchen geistreichen Männern, welche Ideen in sich festwurzeln ließen, die in ihrer Zeit wenig oder keinen Anklang finden; was sie positives zu Markte bringen, ist nicht der Rede werth, sobald sie aber negativ auftreten, so zeigen sie eine bewundernswürdige Kunst, die Mängel und Fehler ihrer Gegner aufzudecken. Will man ihren prophetischen Worten zwar nicht für die zunächst liegende Zukunft die Erfüllung zu gestehen, so muß man doch bekennen, daß sie richtig den Weg bezeichnet hat, auf den ein längeres Beharren in dem verkehrten Systeme der Regierung führen wird.

Der König von Frankreich hat seine Popularität verloren, und sein Ministerium kann seine hochklingenden Phrasen über Aufrechthaltung der Ruhe, über die Erblichkeit der Pairie, und die allgemeine europäische Entwaffnung nicht verwirklichen. Der jetzige Zustand der Dinge ist unhaltbar: 500,000 Mann unter den Waffen und keinen Krieg, ein Budget von 1500 Millionen noch vor dem Krieg und also ohne irgend eine Aussicht auf Erleichterung das ist ein Zustand, der unmöglich fortdauern kann. Nimmt man hiezu, daß die Armee in hohem Grade von den Volksgesellschaften bearbeitet, und für sie gewonnen ist, daß man sie, wie die Erfahrung gelehrt hat, gegen Volksaufstände gar nicht wird brauchen können, daß überhaupt nur ein offenes Anschließen an die Partei der Bewegung den Streit auf parlamentarischem Grund und Boden wird erhalten können, so muß jeder gestehen, daß die Aussichten auf die nächste Zukunft in Frankreich nicht sehr beruhigender Art sind.

Das Kläglichste für Frankreich aber ist, daß auch die Elemente eines Kriegs zwischen den Centralisten und Föderalisten vorhanden sind, und daß Paris nothwendig dabei verlieren muß, wenn, wie es wahrscheinlich ist, die Föderalisten siegen. Ihren Ansichten, Bedürfnissen und Interessen nach werden Carlisten und äußerste Linke, Föderalisten, linkes Centrum aber und Napoleonisten ihre Gegner seyn. Kommt es zur Republik, so ist auch der Kampf zwischen diesen Parteien unvermeidlich, und dieser Kampf wird noch lange fortdauern, wenn die jetzt vorliegenden Streitpunkte längst erledigt sind. Welchen Einfluß der Krieg auf die innern Unruhen haben würde, das muß man erst erwarten, jedenfalls aber würde er den Gährungsproceß beschleunigen.

*) Wenn in der Revolution die Reichen guillotinirt wurden, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen, so nannte man das „battre monnie."

Die Galeerensträflinge des Jahres 1831 im Bicètre.

(Fortsetzung.)

Diese Verbrecher, die bei ihren Unglücksgefährten einer hohen Bewunderung genießen, sind zugleich der Schrecken der Gefängnißwärter, die sehr darauf Bedacht nehmen, diese Cäsarn der Spitzbubenschaft von einander abgesondert in Reih und Glied zu stellen. Dem großen Nomadengeschlecht entsprossen, dessen Stammsitz im Herzen der civilisirten Welt, in Paris ist, dessen Gewerbe seit undenklichen Zeiten von Vater auf Sohn vererbt, und hiedurch das Vorrecht erlangt hat, die Bagnos und Gefängnisse zu bevölkern — wissen die Pantinois was sie der Ehre ihrer Abkunft schuldig sind. Ueberall in der Welt hat man, bevor man in den Rosenkreuzerorden dieser freien Zunft tritt, doch irgend ein Handwerk gut oder übel gelernt, nicht so unsre Helden des Bagno. Ihr erstes und letztes Gewerbe — wenn es anders noch so gut ausgeht — ist der Diebstahl; nur ihn haben sie erlernt, er ist ihr einziges Handwerk, das sich wie in einer indischen Kaste forterbt, und wetten läßt sich, daß nicht ein Einziger unter ihnen zu finden ist, dessen Vater nicht zu Melun und Poissy, oder dessen Mutter nicht zu Clermont oder St. Lazarus gesucht werden muß. Sie sind die lebendigen Wörterbücher des Rothwälsch, und unter ihnen allein haben sich noch in unverfälschter Reinheit erhalten die Traditionen von dem goldenen Zeitalter des alten Strolchen- und Zigeunerlebens. Und welcher Festtag ist es für sie die Ehre ihres Stammes zu besiegeln, indem sie den Hals unter die Kette schmiegen. Man muß sie sehen, wenn der Rachen des Gefängnißthores ihre gedrängte Schaar ausstößt, wie sie mit tobender Freude auf die Kette losstürzen, den Blumenstrauß auf der Brust oder am Hute, wie sie mit jubelndem Zuruf ihre Gefängnißbrüder begrüßen, die sich an die Gitter drängen und Hände und Füße herausstrecken, um die Helden des Tages zu bewundern!

Indeß die groß gewordene Polizei beißt wie das Kukukskind seiner Nährmutter der Romantik den Kopf ab. Abenteuer und Spitzbuben aus der alten Strolchenfamilie werden immer seltener. Allmählich erlöscht der preiswürdige Stamm der Pantinois. Es sind

die letzten Mohikaner oder fahrenden Ritter. Bald wird man im Hofe des Bicêtre nicht mehr die Blumensträuße erblicken, der Jubel wird verstummen, und nur noch düstere und mißmuthige Gesichter werden zu sehen seyn, auf denen man die einzige Hoffnung auf ein mögliches Entwischen liest, dessen Gefahr und Schwierigkeit sie bereits kennen.

Man wird sich einen falschen Begriff von den jetzigen Galeerensträflingen machen, wenn man glaubt, daß die Blüthe des Verderbnisses der Civilisation unter ihnen zu finden sey. Allerdings gibt es unter ihnen noch Köpfe von ungewöhnlicher Verwegenheit und List, die bei einer bessern Erziehung große Feldherren und Staatsmänner geworden seyn dürften; aber diese Genie's sind hier wie überall selten. Man werfe nur einen Blick auf diese gemeinen Gesichter, die meisten derselben haben bloß den Ausdruck thierischer Dummheit oder mehr niedriger als gewaltiger Leidenschaften.

Einer der wegen Mord auf Lebenszeit verurtheilten Sträflinge hielt Gebetbücher und einen Brief — das letzte Geschenk seiner Schwester — in der Hand; man sah sich versucht ihn weniger zu beklagen, weil ihm doch noch ein Trost geblieben war. Wenn man seiner Erzählung Glauben beimessen darf, so würden häusliche Zwistigkeiten und ein nächtlicher Angriff sein Verbrechen entschuldigen. Die Art, die man auf seinem Bette fand und die gegen ihn zeugte, hat eine tiefe Narbe auf seiner Stirne zurückgelassen, und rohe Gesichtszüge, eine gewaltige Körperkraft und das nur gering ausgebildete Mörderorgan würden kaum ausgereicht haben, die ihm schuld gegebene blutige That zu erweisen. Dagegen hat Debaer, wegen Straßenraub zu lebenslänglichem Bagno verurtheilt, ein ausgezeichnetes Diebsorgan. „Es wäre besser gewesen, ich hätte umgebracht,“ sagte er, „so trüge ich jetzt nicht das Brandmahl.“ Debaer ist 22 Jahre alt, und seit dreizehn Monaten zweimal zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt worden. Sein Nachbar, ein Kirchenräuber, läßt es sich nicht nehmen, daß er ein ehrlicher Mann sey; seiner Ansicht nach ist öffentliches Gut Jedermanns Eigenthum, und insbesondere das seinige. In der hintern Reihe ragt die düstere Gestalt Gazave's hervor: seine eingefallenen Wangen, seine Habichtsnase, seine glühenden Augen geben ihm Aehnlichkeit mit einem Raubvogel; siebzehn Messerstiche, womit er ein Weib, das mit ihm lebte, umgebracht, zeugen mehr von seiner Grausamkeit als das stark hervorragende Mörderorgan, das sich den Phrenologen darbietet. Neben ihm steht Gribier, er ist gesprächiger und plaudert mit einigen Umstehenden. „Ich bin gerbé à vieque (auf Lebenszeit verurtheilt) sagt er, aber ich hänge nicht mehr am Leben; ich glaubte sicherlich, um einen Kopf kürzer zu werden; ich habe meinen Kopf gefunden, und rechne ihn für nichts, ich werde ihn an meine Freiheit setzen.“ Einer der Aerzte fragte ihn, ob er noch an Zahnweh leide? „Nein mein Herr,“ erwiederte er ganz höflich, „Dank Ihrer Geschicklichkeit.“ — „Aber mein Herr,“ sagt er einen Augenblick darauf, „Sie haben so eben gerade an mir das Diebsorgan gefunden, sehen Sie doch ein wenig nach, ob ich nicht auch das Fluchtorgan besitze.“

(Schluß folgt.)

Litterarische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par M. R. Faure, Médecin des hôpitaux militaires.

2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

(Fortsetzung.)

Ueber den Zustand der spanischen Literatur finden wir folgende Bemerkungen:

„Die Anzahl der vom Jahre 1820 bis 1830 im Druck erschienenen Bücher war sehr beträchtlich. Sobald die einzwängenden Fesseln gebrochen waren, gab sich ein ungewöhnliches Leben in der Wissenschaft kund; Bücher über alle möglichen Gegenstände verließen die Presse, und zum Beweise, daß viele derselben nicht ohne Talent geschrieben waren, kann man anführen, daß sie jetzt größtentheils verboten sind. Indeß dauert der Anstoß, den damals die Literatur erhielt, gewissermaßen noch immer fort, ungeachtet der vielen Beschränkungen, die sie erlitten hat; noch immer erscheint nämlich verhältnißmäßig eine weit größere Anzahl von Werken als vor der Revolution, und es ist kein Zweifel, daß so wie der Druck, der gegenwärtig jeden geistigen Aufschwung lähme, gehoben seyn wird, eine Masse inländischen Talentes zum Vorscheine kommen dürfte. Selbst wenn man die Erlaubniß erlangt hat, ein Manuscript zu drucken, so ist doch der Druck selbst noch immer ein gewagtes Unternehmen; denn nicht selten ereignet es sich, daß ein vornehmer Mann in einem Buche, nachdem es gedruckt und bereits in Umlauf gekommen ist, eine bedenkliche Stelle entdeckt und ein Verbot des Buches erwirkt. Man hat als Schwierigkeiten zu erwägen, bevor man sich niedersetzt, um die Feder zu ergreifen: die Wahrscheinlichkeit, daß ihm die Erlaubniß zum Drucke wird verweigert werden; — die Wahrscheinlichkeit, daß das Manuscript, bevor es die Erlaubniß erhält, verstümmelt werden wird; eine Wahrscheinlichkeit, die so gut als Gewißheit ist, wenn die Schrift nicht rein wissenschaftlichen Inhalts ist; — die Wahrscheinlichkeit, daß ein bereits im Drucke erschienenes Werk noch auf irgend eine Grille hin verboten werden wird; — endlich die Gewißheit, daß der Verfasser, wenn sein Werk mit Talent geschrieben ist, er mag nun die Erlaubniß erhalten haben oder nicht, mit scheelen Augen betrachtet, und wenn er eine Anstellung hat, sicherlich vom Dienste entlassen wird. Hiedurch werden nun freilich dem Geiste Hände und Füße gebunden. Aber es ist noch eine fünfte Schwierigkeit zu erwägen: man hat eben so viel als Leser wie als Schriftsteller zu fürchten. Der Verkauf eines Buches bleibt daher immer eine ungewisse Sache.“

Daß es mit der Journalistik, dieser täglich neugebornen, unsterblichen Feindin des Despotismus, noch schlimmer bestellt seyn wird, läßt sich denken. Der Verfasser läßt sich darüber in Folgendem vernehmen:

„Es giebt in Madrid nur wenige Kaffeehäuser; außer dem Kaffeehause der Santa Catalina und einem andern, dessen Namen ich vergessen habe, besteht nur noch die Fontana de Oro in der Calle de San Geronimo. Es ist aber auch natürlich, daß in einem Lande, wo es keine Zeitungen giebt, auch die Kaffeehäuser fehlen. In Frankreich wie in England geht der größte Theil der Menschen ins Kaffeehaus, um dort die Zeitungen zu lesen; in Spanien besucht man höchstens eines, um Eiswasser zu trinken. Den Vormittag über sind alle außer der Fontana de Oro geschlossen, und Niemand ist dort zu treffen. Ein Engländer oder Franzose, der gewohnt ist, mit einem Kaffeehause ein Dutzend Zeitungen vereinigt zu denken, wo er sich über die öffentliche Meinung, seine Staatsbürgerrechte und die Verhältnisse seines Landes Raths erholen kann, wird, sobald er einen Fuß in ein spanisches Kaffeehaus setzt, erinnert, daß er sich in einem Lande befindet, wo es keine politischen Rechte giebt. Nimmt man die Gaceta de Madrid zur Hand, so findet man höchstens eine königliche Ordonnanz, die Rache schnaubt gegen Jene, die bei dem heißen Wunsche für das Glück ihres Vaterlandes demselben zurückgegeben zu werden sich sehnen. Man schlägt das Blatt um und findet eine zweite Ordonnanz, die befiehlt, daß die Universitäten geschlossen und die Erziehung bis auf weiteres Gutbefinden Sr. Majestät aufgeschoben bleiben soll; vergebens sieht man sich nach Gründen um, die eine solche Anordnung veranlaßten; man sieht nur, daß sich der König und die königliche Familie im besten Wohlseyn befinden; daß der König einem Bischofe einen Kirchsprengel verliehen, und daß der Bischof an einem Domstifte einen Chorherrn ernannt hat; daß die Prozession der

h. Rosalia morgen präzis um vier Uhr von dem Kloster des h. Thomas ausgehen wird; aber keine Sylbe ist zu lesen über Ordonnanzen, die so Ungerechtigkeiten verhängen und das geistige Leben ersticken, und man sagt zu sich: das ist doch das wunderlichste Land unter der Sonne, wo der Verstand keine Stimme hat."

Von der scharfsichtigen Beobachtungsgabe des Verfassers geben wir folgende Stelle seiner Schrift als Probe:

„Eines Morgens folgte ich aus Neugierde einem jungen Franziskanermönche die ganze Calle de Montera; er sprach auf seinem Wege über vierzig Personen um Almosen an, und ging in jeden Laden, um zu betteln; allein ich bemerkte bloß zwei Personen, die seiner Bitte willfährig waren: die eine war ein alter lahmer Bettler, die vor einer Thüre saß und ihm einen halben Quarto in die Hand drückte; der andere ein alter Edelmann mit aufgestülptem Hute, und andern Kennzeichen, die bemerken ließen, daß er ein Amt der Regierung bekleidete."

Folgende Nachrichten über den Escurial mögen von Interesse seyn:

„Im Escurial befinden sich ein und fünfzig Glocken, acht und vierzig Weinkeller, achtzig Stiegen, drei und siebzig Fontänen, acht Orgeln, zwölftausend Fenster und Thüren, und achtzehnhundert und sechzig Gemächer. Man sieht dort fünfzehnhundert und sechzig Oelgemälde, und wenn man alle Freskobilder zusammenstellen würde, so könnte man damit eine Wand von eilfhundert Fuß im Gevierte bedecken. Der Umfang dieses Gebäudes beträgt viertausend achthundert Fuß, also fast drei Viertel englische Meilen. Aus einem Buche, das ich in dem Kloster fand, zog ich die Summen aus, die auf dieses Gebäude verwendet wurden. Die Maurerarbeit kostete 5,512,054 Realen; die Marmore, Porphyre und Jaspis, die in die Kirche verwendet wurden, 6,515,825 Realen; die Arbeit, jeden Stein auf den Fußboden einzusetzen, 10 Realen; das Ausmalen der Kirche, die Fresco Jordans mit eingerechnet, 291,270 Realen; die Orgeln 295,997 Realen; die Holzarbeiten am Thor, wozu der König das Holz umsonst gab, 493,284 Realen; die bronzenen Geländer, 556,828 Realen; Holz, Blei, Glocken und Vergoldungen in der Kirche, 3,200,000 Realen; die Malereien in der Bibliothek, 199,822 Realen; die Ornamente in der Sakristei, 4,400,000 Realen; das Material im königlichen Mausoleum, 1,826,051 Realen. Dieß ist nur ein kleiner Theil der Kosten dieses Gebäudes; hierunter sind nicht die goldenen und silbernen Ornamente begriffen, nicht die Urnen und Edelsteine, nicht die Bronzearbeiten, die oben erwähnten Geländer ausgenommen, nicht die Oelgemälde und Schnitzwerke."

(Schluß folgt.)

Holzschnitzköpfe von Leonardo da Vinci.

Die außerordentlichste Erscheinung in Holzschnitzwerken, die der Kunstwelt vielleicht bis jetzt bekannt geworden ist, fand sich vor Kurzem in Wien. Zwei Büsten in Holz geschnitten zeigen die Köpfe eines Mannes und einer Frau. Die Gesichter haben die Größe eines Taubeneies. An dem Barette des Mannes ist eine Medaille befestigt (die heilige Margareta mit dem Drachen) und um sie die Worte: JE. NE. SCAI. (je ne sais), vielleicht der Wahlspruch des Mannes, zu lesen. Unter dem Barett ist eine Netzhaube; der Hals ist ganz frei, der Leib mit einem Pelze bekleidet. Die Frau trägt ein einfaches Kopftuch, wie man es häufig in den Gebirgen bei Rom sieht. Beide Köpfe sind von so großartiger Auffassung, daß sie bei länger darauf geheftetem Blicke sich ins Kolossale vergrößern. Die Masse verschwindet ganz bei der unendlichen Ausarbeitung, welche ein Leben in diese undankbare Kunstschöpfung zauberte, das kaum der Malerkunst hervorzurufen gelingen möchte. Kein Kunstkenner, dem diese Köpfe bis jetzt zu Gesichte kamen, konnte sich rühmen, etwas Aehnliches gesehen zu haben, und Italien hat, trotz seines Reichthums an Schnitzarbeiten, Nichts aufzuweisen, was damit in Vergleich zu stellen wäre. Diese kleinen Holzköpfe erinnern an die allerdurchgeführtesten Köpfe Leonardo da Vinci's; daher die Meinung sich bereits dahin vereinigt hat, daß diese Werke von jenem großen Künstler herstammen; obgleich der zufällige Entdecker und nunmehrige Besitzer derselben an dieser Angabe zweifeln zu dürfen glaubt, da er selbst lange in Holz gearbeitet, und die Schwierigkeit dieser Masse kennt. Bekanntlich vereinigte Leonardo da Vinci mit tiefem Studium und wissenschaftlicher Kenntniß der Malerkunst eine außerordentliche Geschicklichkeit in künstlichen Handarbeiten, und seine großen Talente in Mechanik, Optik, Anatomie, Mathematik, ja selbst Hydraulik, machten ihn als Architekten und Bildhauer eben so groß, nur weniger bekannt, als er uns in seinen unübertroffenen Bildern als Maler erscheint. Sein großer Kanal, durch den er im fünfzehnten Jahrhundert Mailand mit der Adda verband, war, obschon damals die berühmtesten Architekten an seiner Ausführung verzweifelten, ein vielleicht nicht scharfsinnigeres Werk als seine überaus liebliche Erfindung der harmonischen Leier, oder des durch mechanischen Druck sich bewegenden Löwen. Die Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit dieses Genies muß so viel mehr auf die Vermuthung bringen, daß diese Holzköpfe nur von ihm seyn können, als sich ähnliche Meisterwerke gewiß mehrfältig vorfinden würden, wenn ein Künstler sich ausschließend damit beschäftigt hätte. Was aber am meisten für diese Annahme spricht, und sie beinahe zur Gewißheit erhebt, ist die Aehnlichkeit des Mannskopfes mit den Bildnissen Franz I von Frankreich, an dessen Hofe Leonardo bekanntermaßen lange in höchster Vertrautheit lebte. Die Köpfe befinden sich im Besitze des kaiserlichen Hofmedailleurs Herrn Böhm, eines der geschicktesten Künstler seines Faches, die gegenwärtig Europa besitzt. Es sind ihm bereits sehr große Summen für diese Kunstwerke geboten worden, ohne daß er sich entschließen konnte, sich davon zu trennen.

Vermischte Nachrichten.

Die neue französische Kirche scheint, je mehr die katholische Geistlichkeit durch ihren thörichten Starrsinn sich der Nation entfremdet, Anhänger und Boden zu gewinnen. Seit den unruhigen Auftritten zu St. Germain l'Auxerrois im vergangenen Februar lebte der Pfarrer von Clichy in Unfrieden mit seinen Pfarrkindern, die ihm vorwarfen, dem Jahrestagsbegängnisse des Herzogs von Berry beigewohnt zu haben, so daß er sich endlich genöthigt sah, seine Gemeinde zu verlassen, die seitdem, ungeachtet aller Schritte der Lokalbehörde bei dem erzbischöflichen Stuhle von Paris, ohne Seelsorger gelassen wurde. Vergangenen Sonntag wurde daher der Abbé Chatel von mehreren Einwohnern des Ortes eingeladen, die Messe zu lesen, worauf er sich dann auch nach Clichy begab, aber die Kirchenthüre verschlossen fand, da der Maire, wie es hieß, im Einverständnisse mit dem Präfekten der Seine, die Schlüssel weggenommen hatte. Der Abbé Chatel kehrte daher nach Paris zurück, um die zur Messe nöthigen Geräthschaften zu holen, und die Einwohner von Clichy errichteten in der Zwischenzeit der Kirche gegenüber einen Altar, wo dann der Abbé nach seiner Rückkehr die Messe unter freiem Himmel hielt.

Ueber die englische Ansiedlung auf Fernando Po waren die widersprechendsten Nachrichten im Umlaufe. Aus Briefen, die am verflossenen 5 März in England angekommen sind, geht hervor, daß die Niederlassung frei von allen Krankheiten und nicht ein einziges Individuum von Fieber behaftet war. Es hatte sich ergeben, daß je mehr die Waldungen um Clarence her gelichtet wurden, die Fieber verschwanden, und man hofft, daß das Innere des Landes noch gesünder werden wird, da man befreite Afrikaner um Taglohn in den Wäldern Bauholz für die Schiffswerften hauen läßt. Ein ansteckendes Fieber, das einige Seeleute wegraffte, war durch ein königliches Schiff, auf welchem zwei Aerzte während der Ueberfahrt daran gestorben waren, von Sierra Leone nach Fernando Po gebracht worden. Die Rückkehr des Obristen Nicholls nach dieser Kolonie wird in Kurzem Statt finden. Derselbe ist mit umfassenden Instruktionen zur Unterdrückung des Sklavenhandels versehen, zu welchem Zwecke man Dampfschiffe einrichten will, um die Schiffe der Sklavenhändler den Fluß aufwärts verfolgen zu können. (Vergleiche hiemit, was hierüber im Auslande dieses Jahrgangs S. 108 mitgetheilt wurde.)

Von der neulich erwähnten, in England geschlagenen Münze sagt der Courrier: „Auf einer Seite befindet sich das Bildniß des Sohnes der Herzogin von Berry mit der Umschrift: „Heinrich V, König von Frankreich;" auf der Kehrseite sieht man die Lilien. Es ist eine sehr schöne Silbermünze im Werthe von fünf Franken, und die Summe des geschlagenen Geldes beträgt 50,000 Pf. St. (1,250,000 Fr.). Man sagt, daß eine beträchtliche Quantität davon nach der Vendée und nach andern Theilen Frankreichs versendet wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 208. 27 Julius 1831.

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

(Fortsetzung.)

Kotsch, eben so wie Sindhi ursprünglich von Hindu bevölkert, wurde im neunten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung von einem Sindhischen Volksstamme angegriffen, der sich unter fünf Brüdern daselbst niederließ, nachdem die ursprünglichen Einwohner verjagt oder unterjocht worden waren. Die Abkömmlinge dieser Brüder legten sich den Namen Dschareds chah bei, nach einem ihrer Vorfahren, Dscharrah genannt, der die furchtbare Sitte einführte, die Kinder weiblichen Geschlechtes zu tödten, eine Sitte, die noch unter ihnen gebräuchlich ist. In der Folge der Zeit nahm der mit der höchsten Gewalt bekleidete Fürst des Landes den Namen Dscham an, ein Wort, das wahrscheinlich durch Entstellung aus Samba gebildet wurde, was wieder an den Titel oder Namen Sambus erinnert, wie jener indische König sich nannte, der in diesen Gegenden von Alexander dem Großen besiegt wurde. Endlich nannten sich diese Fürsten Rawiul oder Rao. Die rohe Grausamkeit derselben, der Ehrgeiz der Minister und die Einfälle der Sindhier scheinen dieses Land lange Zeit in eine Reihe der gräulichsten Unordnungen gestürzt zu haben, bis endlich ein Ereigniß die Eroberung dieses Staates durch die Engländer zur Folge hatte.

Rao Rahiden, ein blutgieriges Ungeheuer, hatte im Jahre 1778 den Thron bestiegen, da er aber wahnsinnig geworden war, so wurde die Leitung der Staatsangelegenheiten zwölf Feldherren übertragen. Einem derselben, Feth Mohammed, einem gebornen Sindhier, gelang es jedoch endlich im Jahre 1792 sich der Obergewalt zu bemächtigen, und diese übten auch seine Söhne nach seinem Tode, im J. 1813, bis zum Hinscheiden Rao Rahiden's aus. Nun machten dessen Sohn Mang Sing und sein Neffe Ladoba Ansprüche auf die Herrschaft; der hierüber entstandene Bürgerkrieg wurde noch mehr geschürt durch religiöse Streitigkeiten. Rao Rahiden war als Musulman gestorben; aber eine Partei, an deren Spitze ein Brahmine, der Minister Feth Mohammed's stand, hatten seine Leiche nach Sitte der Hindu verbrannt. Endlich wurde Mang Sing unter dem Namen Rao Bharmeldschi auf den Thron erhoben: er zählte damals achtzehn Jahre und hatte bis dahin mit seinem Vetter Ladoba im Innern des Palastes eingeschlossen in tiefster Zurückgezogenheit gelebt.

In der Zwischenzeit hatte sich die englische Regierung wiederholt genöthigt gesehen, an den Hof von Kotsch Vorstellungen wegen der Raubzüge zu machen, die von diesem Lande aus, wo durch die innern Unruhen zahlreiche Banden sich gebildet hatten, in die benachbarten Gebiete unternommen worden waren. Bereits im Jahre 1809 war zur Unterdrückung dieser verderblichen Unordnungen ein Vertrag abgeschlossen worden, und im Jahre 1816 endlich erhielt der nun verstorbene Kapitän Macmurdo die Erlaubniß, als Gesandter der englischen Regierung nach Bhudsche zu kommen, von wo er jedoch zurückkehrte, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben. Das Land blieb fortwährend der Raub des Bürgerkrieges, mehrere Faktionen bekämpften sich und waren nur in der Plünderung der ruhigen und gewerbfleißigen Bevölkerung einverstanden. Räuberbanden aus Kotsch verwüsteten von Neuem die umliegenden Gebiete, so daß zuletzt die Regierung in Bombay sich gedrungen sah, mit kräftigeren Maßregeln einzuschreiten.

Dem Rao war es inzwischen gelungen, sich von der lästigen Vormundschaft, in der man ihn gehalten hatte, loszumachen, und man ließ ihm daher, bevor man noch zur Gewalt schritt, anbieten, gegenseitig Gesandte zu schicken. Allein derselbe zeigte nicht nur die deutlichste Abneigung dagegen, mit den Engländern auf friedlichem Fuße zu leben, sondern auch eine völlige Unfähigkeit, die Zügel der Regierung zu führen. Er hatte die Häuptlinge der Dschareds chah vor den Kopf gestoßen, mit deren Hülfe er doch auf den Thron gelangt war, und sich überhaupt den allgemeinen Haß zugezogen. Ein englisches Heer mit den Truppen indischer Fürsten vereinigt, ging daher über den Renn, und drang unter dem Befehl des Obersten Rast in Kotsch ein, wo es bis auf drei Tagmärsche von der Hauptstadt vorrückte. Hier erfuhr man, daß alle Wasserbehältnisse und Brunnen auf der Straße nach Bhudsche vergiftet worden seyen. Dessenungeachtet rückte man bis nach Lackund, einige Meilen von der Hauptstadt vor, so daß sich der Rao endlich gezwungen sah, der Vernunft Gehör zu geben. Er mußte einen Vertrag unterzeichnen, wodurch für die verübten Unbilden Entschädigungen verheißen und Bürgschaften gegen künftige Versuche geleistet wurden. Die Stadt Andschar und deren Gebiet wurde durch diesen Vertrag an die Engländer abgetreten.

(Schluß folgt.)

Die Galeerensträflinge des Jahres 1831 im Bicêtre.

(Schluß.)

Inzwischen sind in dem großen Hofe des Bicêtre die dreifach gegliederten Ketten und Halseisen zur Schau ausgestellt. Dießmal sind die Eisen — oder um es in der Kunstsprache der Galioten zu sagen — „das Fayence" — völlig neu, eine nothwendige Vorsicht gegen die erprobte Geschicklichkeit der Retourpferde (chevaux de retour, rückfällige Galeerensträflinge.)

Bevor die Sträflinge an die Kette geschmiedet werden, nimmt man die Umkleidung vor. Die Soldaten der Galiotenwache vertheilen sich während dieser Verrichtung im Hofe, um die Ordnung aufrecht zu halten. Einige derselben ziehen ihre Uniformen aus, und richten einstweilen, weil sie dabei als Grobschmiede Hand anlegen, Hammer und Ambos her; Andere halten derweilen die Sträflinge in Reihe und Glied, oder treiben mit der gleichen Brutalität die Zuschauer hinaus. Diese reisenden Gefängnißwärter sind zwar wie Soldaten gekleidet, aber nicht im Dienste des Staats, sondern werden von den Unternehmern des Verbrechertransportes hiezu in Sold genommen. Meist sind es aus dem Dienst getretene Veteranen, die auf keine andere Weise, als durch dieses rohe und furchtbare Geschäft ihr Brod zu verdienen wissen. Man sieht manchen von ihnen mit dem Kreuz der Ehrenlegion oder der Medaille des Julius auf der Brust. Es ist noch nicht lange her, daß die Verbannten der großen Armee ihr Brod in der Fremde bettelten, aber sie würden erröthet seyn, das auf den Schlachtfeldern erworbene rothe Band in einem so verächtlichen Dienste zu entweihen.

Nun ergeht der namentliche Aufruf zur ersten Kette und die Verurtheilten werden nach der Größe zusammengestellt, für ihr Verbrechen hat man nur einen Maßstab. Auf diesen Ruf werfen die Sträflinge die Kleidung des Hauses ab, um ihr Reisegewand anzulegen; manche gehorchen nur mit sichtbarem Sträuben, während Frauen so sehr die Schamhaftigkeit ihres Geschlechtes vergessen können, diesem Schauspiel beizuwohnen. Debair ist fast nackt. „Was habt ihr mit euren Gefängnißkleidern gemacht?" fragt ihn einer der Beamten. — „Was werde ich damit gemacht haben?" ist die Antwort, „gewaschen hab' ich sie (lavés, verkauft). Glauben Sie nicht, daß man seinen guten Rock, oder seinen Cambriot, (Hut) aufhebt, bis man geschnitten (coupé hingerichtet) wird? Lassen Sie mich nur hinaus und Sie sollen sehen, ob ich nicht heute Abend noch meine neuen Flambans (flambans neufs, neue Kleider) anhabe." Während man ihm sein Hemd auszieht, bemerkt man mit Schrecken, auf seiner Brust das eingestochene Bild eines blutigen Dolchs, der bis an's Heft in ein Herz gestochen ist. Aber gerade dieser Schrecken ist sein Triumph, er schlägt in wildem Stolz seine Arme übereinander, als wollte er sagen: Seht mich an!

Ein wenig weiter von ihm hat der Zufall dem Sträfling Debure den Lancluze, einen kühnen, und seit fünfzehn Jahren mit allen Sitten und Gebräuchen der Gefangenschaft wohlerfahrnen Dieb als Gefährten beigesellt; beide behalten eine unerschütterliche Gleichgültigkeit und sind eben beschäftigt, einen Kopfputz von Stroh zu vollenden, der mit einem Pompierkaskette Aehnlichkeit hat. An ihrer Seite dreht ein junger Mensch das Galeerenkleid in den Händen herum, ein Paar Thränen fallen darauf aus seinen Augen; sie sind vielleicht der letzte Zoll des Gewissens, das ihm die Galeere bald völlig abgewöhnen wird. Uebrigens bemerkt man an diesen Unglücklichen selten Reue, die meisten lassen eine stumpfe Gleichgültigkeit blicken. Hier sitzen sie alle auf der Erde vor ihren Eisen den Hals in einem starken Ringe, und mit jedem Hammerschlage, der sie einzeln an die für achtundzwanzig Sträflinge bestimmte Kette festnietet, ist es nur der Zuschauer, der seufzt, der erbebt; sie lächeln; nicht die Gefahr ist es, daß auf dem Ambos statt des Nagels ein Hirnschädel plattgeschlagen werden könnte, was mit geheimem Grauen Dich durchrieselt, da zwei kräftige Arme den Kopf des Züchtlings zurückbeugen, während der Hammer niederfällt; aber die Einbildungskraft ist es, die Dir alle Leiden empfinden läßt, die jene verspotten; Du glaubst die Last des Verbrechens auf Deiner Seele zu fühlen, diese Eisen zu tragen, diese schreckliche Reise antreten zu müssen, lebend in diese Gemonien geworfen zu werden und die menschliche Gesellschaft ihre Pforten auf ewig hinter Dir schließen zu hören. Man muß wieder in der freien Luft seyn, um das beängstigende Gefühl dieses Traumes los zu werden.

Die zweite Kette besteht aus den kräftigsten Sträflingen, welche die Reise zu Fuß machen müssen. Man bemerkt darunter viele junge Leute, deren Gestalten die Gewohnheit des Verbrechens noch nicht ihr Brandmal aufgedrückt hat. Dieselben Eisen fesseln zwei Brüder neben einander, die auf der Heerstraße geraubt und das Verbrechen wie jetzt die Strafe theilen. Ein wenig von ihnen entfernt scheint ein ältlicher Mann mehr von Scham als von Schmerz gefoltert; seine feine Gesichtsbildung und seine weißen Hände unter den Lumpen, womit sie bedeckt sind, verrathen einen Rang und eine Erziehung, die ein besseres Ende verdient hätten. Als Einnehmer der öffentlichen Gefälle streckte er die Hand nach einem unantastbaren Gute aus, und verfälschte die Rechnungen, um die Spuren seines Verbrechens auszulöschen. Der Gerichtshof von Dijon hat ihn zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, doch die Gnade des Königs ihm das Brandmal erlassen.

An dem Ende der Kette erregt der Sträfling Remond lebhafte Theilnahme; man umringt ihn, als wollte man ihn trösten wegen eines Verbrechens, dem unter dem glühenden Himmelsstriche des südlichen Landes oft selbst die tugendhaftesten anheimfallen. Zum Tode verurtheilt wegen eines Mordversuches gegen seine Frau schiebt er seine verbrecherische That auf eine nur allzu gegründete Eifersucht. „Sie lebt," ruft er aus, „und ich bin hier! Warum hatte ich nicht den Muth mich selbst umzubringen? Alle Welt verläßt mich. Ach, wäre der Urheber meiner Leiden zugegen und könnte mich in dieser Lage sehen!" Der Wohlstand, in dem er lebte, muß seinen Schmerz noch vermehren, wenn es wahr ist, daß Remond der Erbe von 30,000 Fr. geworden seyn würde. „Was klagst Du, mein Alter," sagt sein Nachbar, „Du bist ja beschuht wie ein Marquis." — „Es sind meine Jagdstiefel," erwiedert Remond traurig, „ich ging sonst häufig auf die Jagd."

An der dritten Kette heften sich aller Augen auf zwei Corsen, die wegen eines Mordes zu Bastia verurtheilt wurden. In einem Lande geboren, wo die Rache Pflicht ist, knirschen sie mit Ingrimm gegen den Zügel eines Gesetzes der Civilisation, das sie mit gemeinen Missethätern in eine Reihestellt. Der eine von ihnen, Petriimi,

überraschte den Pfarrer bei seiner Frau und verbrannte Haus, Pfarrer und Frau. „Das Haus war mein," sagt er auf italienisch zu Einem, der ihn fragt, „ich hatte doch wohl das Recht, es zu verbrennen?" — „Aber den Pfarrer?" — „Er verführte meine Frau."

Ein Wächter ruft den Sträfling Peyronnet vor, einen wegen Rückfall Verurtheilten. „Platz Sr. Excellenz," — sagt eine rauhe Stimme, und ein spöttisches Schweigen folgt dem Gelächter, das bei diesem Namen ausgebrochen war. Im Vorbeigehen drückt der Namensvetter Dessen, der Paris mit Strömen Blutes befleckte, dem Kapitän der Galeerenwache ein Billet in die Hand, dessen Orthographie die Gazette des Tribunaux gegeben hat. *)

„Ein grosses Komplot ist gemacht, die Wache zu entwaffnen. Jeder soll sich auf seinen Mann werfen und zu entkommen suchen. Da ich nur zwölf Jahre habe, so will ich nicht daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leide. Ich grüße Sie hochachtungsvoll."

„Peyronnet."

Der Kapitän steckt es in die Tasche, ohne sich weiter um eine Anzeige zu bekümmern, die bei jeder Abfahrt vorkommt, und deren Falschheit er so oft schon aus Erfahrung kennen gelernt hat. Manchmal halten die Sträflinge auch die zum Besten, von denen sie befragt werden. „Was hast Du gethan?" fragt Jemand Einen von ihnen — „Ich? ich bin wegen Prellereien verurtheilt worden." — „Auf lebenslänglich wegen Prellereien, das ist nicht möglich!" — „Ach, die Geschwornen haben es als Diebstahl ausgelegt." — „Aber auch der einfache Diebstahl zieht nicht lebenslängliche Kettenstrafe nach sich." — „Ach, sie haben es als **Diebstahl auf offner Landstraße** ausgelegt."

Gewöhnlich führt man die Sträflinge, wenn sie angeschmiedet sind, in die Kapelle. Dießmal hörten sie im freien Hofe die einfachen und rührenden Worte des Abbé Montes. Aufrecht stehend mit entblößtem Haupte lauschten sie der Stimme, die ihnen für aufrichtige Reue den Himmel verhieß. Es giebt Augenblicke, die selbst die verhärtetsten Gemüther erweichen, und über diese wilden Gesichter sah man Thränen rollen, die für die christliche Milde des Priesters wie für seine Beredsamkeit zeugten.

Alles ist nun vorbei; die Zuschauer gehen auseinander, der Priester steigt zu den Gefängnissen hinab und die zusammengekuppelten Sträflinge wandeln bis zur Nacht mit ihren rasselnden Ketten innerhalb der Mauern umher; aber man hört nicht mehr wie sonst die alten Lieder und jenen klassischen Vers:

„Komm' ich von der Galeere wieder her,
Werd ich, ihr Freunde, ein Millionär." **)

Langsam gehen sie auf und ab und wechseln nur ein und das andere Wort, bis die Stimme der Wächter sie zum Niederlegen ruft. Auf den Gängen ist Stroh ausgebreitet, hier schlafen sie bis der Morgen kommt.

*) Un grand complan est fait pour desarmer lai gardes. Chaqun doit se gesten sur son garde et saivader. Comme je nan ai que pour onze an, je ne veut pas que lai bon patizent pour lai maichant. Je vous salut avec respec.

Peyronnet.

**) Si je reviens jamais des galères,
Je veux, mes amis, devenir millionaire.

Der Baron von Damas und die schöne Türkin.

(Schluß.)

Der Baron von Damas war indeß schon zum Voraus von Persat's Rückkehr durch den französischen Konsul in New-Orleans unterrichtet, der davon den Präsidenten des Tribunals zu Marseille in Kenntniß gesetzt hatte. In den apostolischen Konventikeln, die zu diesem Zwecke gehalten wurden, kam man bald darin überein, daß es nothwendig sey, den Kapitän zu verhaften, bevor er noch erfahren und ausplaudern konnte, was in seiner Abwesenheit sich begeben hatte. Der Präfekt bot zu Allem, was der bekehrungssüchtige Eifer des Barons von Damas von ihm verlangte, bereitwilligst die Hand; er wendete sich an den General Livron, den Agenten des Pascha von Aegypten, mit der Bitte, den Kapitän für den Dienst seines Herrn anzuwerben und bewirkte, daß dieser die glänzendsten Angebote machte. Man ging sogar soweit, dem Kapitän die rückständige Bezahlung seines Gehaltes als Ritter des Kreuzes der Ehrenlegion anzubieten. Alles umsonst; Persat erklärte, er wolle und müsse seine Frau und sein Kind wieder haben. Nach vielen vergeblichen Bemühungen vergaß sich endlich der Präfekt so weit, dem Kapitän zu drohen; dieser aber nur noch mehr aufgebracht, drohte seinerseits mit einer Berufung an die öffentliche Meinung auf dem Wege der Journale. Die Furcht vor der Oeffentlichkeit war für die frommen Männer so wirksam als die Furcht vor dem Teufel; diese verwünschten Blätter waren nie im Geschmack der Royalisten, nicht einmal der konstitutionell Gesinnten. Herr von Villeneuve wendete auf einmal den Spieß um, und wurde so gefällig als man es nur wünschen kann. Er sagte dem Kapitän, Pimbe sey eine Christin und könne folglich nicht mehr ihm angehören, bevor der Segen des Priesters von Neuem ihre Verbindung geheiligt habe; sie sey bei dem Abbé Carle niedergekommen, dieser habe nachher auch ihr Kind getauft und es dann dem Baron von Damas übergeben, der, um sich seines Versprechens, es zu erziehen, zu entledigen, es — in einem Hospital untergebracht hatte. Was die Mutter betreffe, so sey sie nach ihrem Wochenbette, das am 10 November 1822 begonnen hatte, von dem Baron von Damas mit nach Paris genommen worden.

Mit diesen Nachrichten begab sich der unermüdliche Kapitän stehenden Fußes nach Paris, wo er gegen sein Verhoffen unverzüglich bei Herrn von Damas Zutritt und die freundschaftlichste Aufnahme erhielt. Dieser versicherte ihm auf seine Ehre, Adelaide sey völlig würdig, seine Gemahlin zu werden, und sie selbst wünsche es mit aller Sehnsucht. „Außerdem würde ich sie selbst verachten," setzte der ehrliche Baron hinzu. Der Kapitän besuchte die neue Christin, die ihm ihre unwandelbare Liebe und Treue hoch und theuer versicherte; allein es schien, der glückliche Gatte hatte zu gleicher Zeit anders woher anders lautende Winke erhalten, kurz man hörte ihn eines Tages in dem Salon des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten laut versichern, er sey nicht des Willens, eine überschnelle Vermehrung seiner Familie, und wäre sie auch noch so christlich, auf seine Rechnung zu nehmen. Er entschloß sich nach Griechenland zurückzukehren und auf dem Hinwege zu Marseille seine Tochter aufzusuchen, die damals fünf Jahre zählte. Der Präfekt ließ ihn nicht lange auf die nöthige Erlaubniß warten, sein Kind zu sehen, er fand es, aber nicht mehr im Hospital, sondern bei den barmherzigen Schwestern, bei denen es untergebracht worden war. Er empfahl es der Sorgfalt dieser frommen und achtbaren Jungfrauen, bis er aus Griechenland zurückgekehrt sey, was in Kurzem geschehen würde.

Der Kapitän kam wirklich schon im Jahre 1829 nach Marseille zurück; allein wer schildert seine Verzweiflung, hier seine Tochter nicht mehr zu finden? Nachdem er sich zu den barmherzigen Schwestern begeben hatte, um ihnen seine Erkenntlichkeit zu bezeigen und sein Kind abzuholen, erfuhr er, seine Tochter befinde sich nicht mehr in ihren Händen, sondern bei dem Baron von Damas, der sie zu sich genommen habe. Alle Schritte des Kapitäns über das Schicksal seines Kindes Gewißheit zu erhalten, waren vergeblich, und er entschloß sich endlich, bei den Gerichtshöfen Hülfe zu suchen. Allein wie hätte er sich damals hievon einen Erfolg versprechen dürfen, da er mit seiner gerechten Sache gegen den allmächtigen Einfluß des grossen Beschützers der Mönchsorden, der seitdem Erzieher des Herzogs von Bordeaux geworden war, in Kampf hätte treten müssen? Ich sah während meines Aufenthaltes zu Marseille im Jahre 1829 kurz vor

meiner Abreise nach Aegypten den Kapitän Persat zu wiederholten Malen, wobei er mich ersuchte, seine unglückliche Geschichte der Welt öffentlich bekannt zu machen. Später wiederholte er diese Bitte in einem Briefe vom 20 Mai desselben Jahres aus Valence. Ich weiß nicht, was ihn dorthin führte, und ich ließ mir sagen, er habe gehört, daß sich seine Tochter in einem Kloster in der Nähe jener Stadt befinde, was ich jedoch nicht behaupten will, da er davon in dem gedachten Briefe keine Erwähnung machte, während er mir darin seinen Entschluß anzeigte, gleichfalls nach Aegypten zu gehen, wo er mich, wie er hoffte, treffen würde. Dieß geschah jedoch nicht und ich habe seitdem nichts mehr von dem Kapitän Persat und der schönen Pimbe gehört. Es steht zu hoffen, daß ihm der Eifer der Bekehrer, die ihm seine Frau geraubt, wenigstens sein Kind gelassen habe. Gott aber möge es verhütet haben, daß die Nothwendigkeit, eine so abscheuliche Unthat zu verbergen, seine mächtigen Feinde bewogen habe, gegen ihn die Maßregel jener *heilsamen Strenge* in Anwendung zu bringen, indem sie ihn vielleicht unter dem Vorwande aufrührerischer Gesinnung des einzigen Gutes, das ihm noch übrig geblieben war — seiner Freiheit beraubten! Was den Kapitän Persat anbelangt, so kann ich nur noch hinzufügen, daß er einer von jenen interessanten Menschen ist, die man nicht mehr vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der asiatischen Gesellschaft in England verlas Herr Marsden einen Bericht über die Einwohner von Neu-Guinea, den er nach den mündlichen Mittheilungen zweier malayischen Matrosen entworfen hatte, die bei einer Landung auf der Insel um Holz und Wasser zu holen, mit einigen ihrer Gefährten von den Eingebornen gefangen wurden. Bei dem Angriffe kamen einige der Malayen um's Leben, die von den Eingebornen verzehrt wurden, auch einer der am Leben gebliebenen Gefangenen hatte später noch dieses Schicksal. Den andern schor man die Haare ab, band ihnen die Hände und that ihnen nichts weiter zu Leide. Diesem Berichte zufolge machen die Einwohner von Neu-Guinea keinen Unterschied zwischen den Leibern derer, die ermordet werden und die eines natürlichen Todes sterben. Selbst die Leichen ihrer Freunde und Verwandten werden nicht verschont. Sie lösten das Fleisch in langen Streifen ab, zerstückten die Glieder mit kleinen Messern, ließen sie in irdenen Gefäßen kochen und aßen sie dann ohne Pfeffer oder Salz. Das Land selbst schien fruchtbar und mit allen Lebensbedürfnissen wohl versehen. Der Sagu, von dem sie eine Art Brod, Lono genannt, machen, ist überall im Ueberflusse vorhanden. Die Bevölkerung ist zahlreich und wird von Häuptlingen beherrscht. Die Männer, von denen Marsden diese Nachrichten einzog, wurden auf Betrieb des Radscha einer benachbarten Insel in Freiheit gesetzt. — In derselben Gesellschaft las Herr Skinner, der sich rastlos mit Untersuchungen über den Orient beschäftigt, eine Abhandlung über Cuddapah vor, in welcher merkwürdige Anekdoten enthalten waren: die erste betraf den Selbstmord eines Häuptlings von Cuddapah, der sich opferte, um die Ueberschwemmung abzuhalten, die schon drei Jahre hintereinander die Reißfelder verwüstet hatte, von denen der Unterhalt der Bevölkerung abhängt. Die zweite bezieht sich auf ein großes Gebände zu Cuddapah, das im Jahre 1155 auf Befehl Ubdun Nubbis erbaut wurde. Dasselbe ist im Viereck gebaut, oben offen und hat ein schönes Portal und Minarets. Es wurde errichtet, um darin ein Haar aus dem Barte des Propheten Mahomet aufzubewahren, das in einem krystallenen Kästchen mit einem goldenen Schrein darüber hier niedergelegt war. In diesem Kästchen waren Löcher angebracht, um Wasser hineinzugießen und hiedurch das Haar schwimmen zu machen. Dieß geschah jährlich einmal bei Gelegenheit eines Festes, wo von allen Seiten Pilgrime herbei strömten, um vor der köstlichen Reliquie ihre Andacht zu verrichten. Das Portal wurde bei diesem Feste mit 2138 Lampen beleuchtet. Es war die Gewohnheit des Propheten, so erzählt die Legende von dieser Reliquie, bisweilen mit seinen Fingern durch den Bart zu fahren, und wenn dabei ein Haar ausging, so baten seine Schüler kniefällig um diese Heiligthümer und bewahrten sie sorgfältig. Als Heider Ali die Provinz Cuddapah eroberte, sendete er das heilige Haar unter Bedeckung nach Seringapatam, wo es das kostbarste Kleinod des königlichen Schatzes bildete. Nach dem Sturze Tipu's durch die Engländer kam diese Reliquie abhanden. Es geht unter dem Volk die Sage, daß das heilige Haar sich jetzt in den Händen des Nabob von Kurriul befinde, der eine beträchtliche Sammlung Reliquien von dem Propheten und seiner Familie besitzt. — Eine Notiz über China, die von einem Missionär des Kollegiums des heil. Joseph zu Macao mitgetheilt und in der erwähnten gelehrten Versammlung vorgelesen wurde, enthielt mehrere bis jetzt unbekannte Nachrichten über den Hof und die Regierung von China. Wir entheben daraus folgende Anekdote, die sich unter der Regierung des vorigen Kaisers begab. Ein berühmter Mandarin hatte eine Schrift verfaßt und herausgegeben, worin er einige Maßregeln der kaiserlichen Majestät zu tadeln wagte, die ihm von der Bahn des Rechts abzuweichen schienen. Der kühne Schriftsteller wurde sogleich an den Hof berufen und befragt, ob er der Verfasser dieser verbrecherischen Abhandlung sey? Ohne Anstand bekannte er sich dazu. Nun legte man ihm die Frage vor, welche Strafe er verdient habe, und der aufrichtige Mann erklärte, er verdiene geviertheilt zu werden. Man erlaubte ihm, sich eine andere Strafe zu wählen. „Gut, sagte er, so erdroßle man mich." Noch einmal aufgefordert eine andere Strafe zu wählen, bat er sich aus, geköpft zu werden. Der Mandarin wurde hierauf abgeführt und erhielt am folgenden Tage die Ernennung zum Gouverneur von Ele (die Provinz der Verbannten). Der Kaiser wollte hiedurch die Achtung des Mandarins vor den Gesetzen ehren, zugleich aber auch die kühne Rüge des Schriftstellers bestrafen. — Die Sitzung der Gesellschaft schloß mit einem Vortrag über den Salagrama, einen Stein, den man an dem Ufer eines See's von 180 Meilen im Umfang, Wischnu Chatrun genannt, findet, und der von den Hindu für heilig gehalten wird. Die Sage von dem Ursprung dieses See's, worauf auch sein Name Bezug hat, wird folgendermaßen erzählt. Wischnu hielt sich gerne in dieser Gegend auf, wo auch zwei junge Eheleute lebten. Die Frau war sehr schön, der Gott sah sie und verliebte sich in sie. Er bot Alles auf, ihre Treue wanken zu machen. Da er aber seinen Zweck nicht erreichen konnte, so nahm er die Gestalt ihres Gatten an, während derselbe auf einem Kriegszuge entfernt war. Indeß kehrte der junge Held eher zurück, als Wischnu es vorausgesehen hatte, und wollte in der ersten Wuth seine Gemahlin ermorden. Da nahm der Gott seine wirkliche Gestalt an und verwandelte ihn in den Salagrama und seine Gemahlin in eine Pflanze, Namens Tulsie, indem er aussprach, daß beide ihm geweiht seyn sollten. Wischnu selbst verwandelte sich in den See, an dessen Ufern allein der Stein und die Blume gefunden werden. Der Salagrama ist ein Fossil, das einen oder mehrere Ammoniten enthält.

•

Napoleon sagte am 7 Dezember 1816: „Rußland, Preußen, Oesterreich haben Millionen von Unterthanen gewonnen. Womit hat England eine Entschädigung erhalten, das doch die Seele des Erfolges war, und für jene alle Kosten bestritt? So empfängt es bereits die Frucht der Erkenntlichkeit des Kontinents und der Fehler oder des Verraths seines Abgesandten. Man behält mein Kontinentalsystem bei; man schließt England mit seinen Manufakturprodukten aus. Warum hat dieses nicht den Kontinent mit freien und unabhängigen Seestädten eingesäumt, die zur Dankbarkeit stets Niederlagen seiner Handelswaaren gebildet hätten, und von denen aus es allen Douanen der Welt zum Trotze Europa damit überschwemmt haben würde? England hatte das Recht dazu und bedurfte es. Wie konnte es nur sich selbst den Weg verbauen, und durch die Vereinigung Belgiens und Hollands mit eigener Hand sich einen natürlichen Feind schaffen, während es durch die forterhaltene Trennung derselben zwei unermeßliche Märkte für seinen Handel offen gehalten hätte? Holland, das keine Manufakturen besitzt, war der natürliche Stapelplatz der englischen Produkte, und Belgien brauchte nur unter einem *britischen Prinzen zu einer englischen Kolonie gemacht zu werden, so war eine Straße geöffnet, auf welcher England unausgesetzt Frankreich und Deutschland mit seinen Waaren überschwemmen konnte.*"

•

Nach dem in diesen Blättern bereits erwähnten Programm über die Feier der drei Juliustage sollen die Gebeine der in dem Kampfe der großen Woche gefallenen Patrioten, sobald es gesundheitspolizeiliche Rücksichten erlauben, ausgegraben und im Pantheon beerdigt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 209. 28 Julius 1831.

Die Contemporaine in Aegypten.

4. Abreise nach Rosette durch die Wüste. — Die Sklavinnen der Europäer. — Dr. Clot und das Hospital in der Wüste. — Der empfindsame Kerkermeister. — Ludwig XVIII und der fette Fastenochs.

Nachdem wir von dem französischen Konsul Abschied genommen, machten wir uns am folgenden Tage Morgens sechs Uhr auf den Weg nach Rosette. Hr. Bernardin, Leopold, *) ich und zwei Saïs (arabische Diener) bildeten unsere Karawane, die gut beritten war, und noch ein Maulthier mit dem Gepäcke beladen, bei sich führte. Unter einem so schwachen Geleite und unbewaffnet, waren wir im Begriff zehn bis zwölf Meilen in einem wüsten Lande zurückzulegen, ohne uns deßhalb der geringsten Besorgniß hinzugeben. Etwaige unbedeutende Zufälle abgerechnet, war auch wirklich kein gefährliches Abenteuer zu befürchten, und diese Sicherheit allein wäre hinreichend, eine hohe Meinung von der starken Hand zu erwecken, die einer so entarteten Bevölkerung Achtung gegen die Fremden einzuflößen, und Menschen, die von allem entblößt sind, vom Raube zu entwöhnen vermochte.

Eine Stunde außerhalb der Thore, nahmen wir unsre Richtung links; die Hitze war noch im Zunehmen, und der Horizont schien in Feuer zu stehen. Vergebens machte mich Hr. Bernardin auf die unermeßliche Ferne aufmerksam, die Sandflächen ohne Schatten machten auf mich nur einen traurigen Eindruck. Gegen sieben Uhr gelangten wir zu einzelnen Palmengruppen, die zu dreien und vieren im Umkreis einer Meile zerstreut standen. Hier trafen wir zwei Bataillone, die auf dem Marsche nach Alexandrien begriffen waren, und Halt gemacht hatten. Wir nahmen unsern Weg mitten durch diese Soldaten, die größtentheils uns freundlich grüßten. Herr Bernardin sprach mit ihnen arabisch, kein Wort keine Bewegung gab uns Ursache zu einer Besorgniß, wir sahen sie auf dem Sande wie auf Eiderdunkissen sich es bequem machen. Der arabische Soldat ist fast ohne alle Bedürfnisse. Mit wenig Wasser und Brod kann man ihn die angestrengtesten Märsche machen lassen.

Schweigend setzten wir unsern Weg fort, nur unsre arabischen Diener sangen Lieder, um die bösen Geister zu verscheuchen, und gewiß die Gesänge waren auch darnach. Meinen eigenen Betrachtungen überlassen ritt ich an der Spitze der Karawane und ließ mein Pferd seinen Weg selbst suchen, indem ich heimlich bei mir den Mond anrief, seinen Aufgang zu beschleunigen. Es gesellten sich bald zwei Kinder mit Eseln zu uns, die Citronen nach Alexandrien gebracht hatten, und nun nach Rosette zurückkehrten. Sie baten uns, ihre Reise in unserer Gesellschaft fortsetzen zu dürfen, was wir ihnen gerne bewilligten. Für mich hat die Monotonie etwas so tödtliches, daß ich diese Kinder mit ihrem sonderbarem Kauderwälsch allerliebst fand.

Eine Meile von dem Orte, wo wir den arabischen Soldaten begegnet waren, führte unser Weg längs dem Meere hin, an dessen Ufer wir in gerader Richtung entlang ritten, und zwar so nahe daß es mit seinen Wogen oft die Hufe unserer Pferde benetzte. Ich kenne nichts so Trauriges auf der Welt als diesen Weg, und nicht Ermüdung allein war es, sondern mehr noch die fürchterliche Langeweile, die mir den Ort, wo wir Halt machten, ein verfallenes Grabmal in der Wüste, willkommen erscheinen ließ. Hr. Bernardin hatte für eine treffliche Mahlzeit gesorgt, die er mit der größten Artigkeit vertheilte. Wir hatten einen Teppich auf dem Sande ausgebreitet, während eine Laterne uns ihr Licht lieh. Unfern von uns befand sich ein Lagerplatz von Beduinen und späterhin erfuhr ich, daß Herr Tarlet, Adjutant des Generals Livron, der von Cairo nach Alexandrien zurückkehrte, nur wenig Schritte von uns übernachtet hatte. Eine gute halbe Stunde später, saßen wir bereits wieder zu Pferde, das ich nicht mehr bis Rosette verließ.

Nach einem Wege von drei Meilen, wobei wir das Meer verließen, um zur rechten durch die weite Sandwüste fortzuziehen die vor der einst blühenden Stadt gelagert ist, welche jetzt nichts als eine Masse verfallener Mauern und Schlösser darbietet, erblickten wir die steinernen Meilenzeiger, die unsere Feldherrn hier hatten errichten lassen, um den Soldaten als Wegweiser durch die öde Wüste zu dienen. Es war sieben Uhr Morgens und die Sonne so heiß wie in Frankreich am Mittag zur Zeit der Hundstage. Bevor man in Rosette anlangt, erblickt man einige zerstreute Palmen, deren schlanke Schäfte sich mitten aus der kahlen Sandebene erheben, deren feiner Staub uns bei dem geringsten Luftzuge in erstickende Wolken einhüllte. Nachdem Herr Bernardin einer Schildwache unsere Teskarets (eine Art arabischen Reisepasses) vorgezeigt hatte, hielten wir unsern Einzug in Rosette, das zwar größer noch als

*) Bernardin der Neffe des ehemaligen französischen Konsuls Drovetti. Leopold der Adoptivsohn der Contemporaine.

Alexandrien ist, aber kein Gasthaus in seinen traurigen Mauern einschließt. So ungern ich bei Freunden herberge, so sah ich mich doch genöthigt, bei dem Oberarzte des Militärspitales Herrn Lanzoni zu übernachten, der uns so gut es anging aufnahm. Mit großer Gefälligkeit räumte er uns sein eigenes Zimmer ein, während er ein Stockwerk höher bei zwei jungen Griechinnen sein Unterkommen fand. Unter den Landessitten nehmen die Europäer in Aegypten keine so bereitwillig an, als die sich mehrere Sklavinnen zu halten. Ich sah hier zum erstenmale das Innere einer solchen Haushaltung. Man kann sich in Europa keinen Begriff von dem Benehmen, der Kleidung und dem Schicksale dieser armen Frauen machen. In größerer Freiheit lebend als bei den Türken, finden sie sich bei weitem nicht so glücklich bei den Europäern, die, statt ihnen andere Sklaven zur Bedienung zu halten, sie selbst als Dienerinnen gebrauchen, übrigens als gekaufte Waare behandeln und für sie weder eine Rücksicht noch Aufmerksamkeit beweisen. Die beiden Weiber unseres Freundes Lanzoni waren jung, wiewohl nicht schön, aber so elend gehalten und gekleidet, daß wir sie für seine Mägde hielten. Sie durften mit uns nicht zu Tische sitzen. . . . .

(Wir unterbrechen hier die Erzählung der Contemporaine, die reichlich mit unbedeutenden Nebenumständen Klagen über Hitze, schlechte Quartiere, Mückenstiche und andere Mühseligkeiten angefüllt ist, und bemerken bloß, daß sie auf der Nilfahrt nach Kahira dem Suleiman-Bey, dem aus der ägyptischen Expedition nach Morea bekannten Obristen Selves, in seinem Lager am Ufer dieses Flusses einen Besuch abstattete, daß sie mit diesem, der damals bei Ibrahim Pascha in Ungnade gefallen war, einige sehr vergnügte Stunden zubrachte und endlich glücklich in Kahira anlangte. Wir übergehen gleichfalls ihren Ausflug nach den Pyramiden, wo die Gesellschaft die „Lieder von 92 sang und das Echo ruhmvolle und für Frankreich theure Namen wiederholte.“ Wir übergehen ferner die Geschichte zweier französischen Aerzte, die auf falsche Anklage gefänglich eingezogen, und schwer mißhandelt wurden, bis es endlich dem Dr. Clot, dem Oberaufseher des Hospitales Abusabel in der Wüste, gelang, sie unter seiner Verantwortlichkeit bei sich behalten zu dürfen — Wir übergehen dieß, und versetzen unsere Leser mit der Contemporaine sogleich nach dem erwähnten Hospital, wohin sie von Dr. Clot eingeladen worden war.)

(Schluß folgt.)

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Allgemeine Beobachtungen über den ost-asiatischen Handel, nach dem Edinburgh Review.)

Von allen Seiten werden jetzt in England die Monopole und Privilegien angegriffen, und man beweist nicht selten zum großen Aerger Derjenigen, welche dieselben vertheidigen, daß diese Monopole nicht nur der Masse des Volks in vielfacher Hinsicht schädlich sind, sondern auch den Besitzern selbst wenig oder nichts nützen, und nur die untergeordneten dabei betheiligten Personen einen oft alles Maß übersteigenden Vortheil daraus ziehen. Ein schlagendes Beispiel dieser Art ist der Theehandel der ostindischen Kompagnie, und in noch höherem Grade, der Handel überhaupt, welchen sie in Indien treibt.

Als der Freibrief derselben im Jahr 1813 erneuert wurde, gestattete man sämmtlichen britischen Unterthanen, an dem Handel nach Hindustan und einigen andern Gegenden des Ostens Theil zu nehmen, wovon sie früher ausgeschlossen gewesen waren, zugleich aber ward ihnen durchaus verboten, in irgend einen Handel oder Verkehr mit China zu treten. Das Monopol des Handels mit diesem unermeßlichen Lande, aus welchem man allein den Thee bezieht, ward der Kompagnie erhalten, welche sich dadurch in der That das Monopol des Handels mit Siam, Cochinchina, Tunkin, Corea, der östlichen Tartarei, Japan, den philippinischen Inseln u. s. w. sicherte, da zur vortheilhaften Betreibung desselben der Handel mit China unerläßlich ist. Die Länder, deren Handel dem Wort oder der Sache nach ein Monopol der Kompagnie sind, besitzen einen Ueberfluß an den mannichfaltigsten und kostbarsten Produkten, ihre Bevölkerung beträgt etwa den dritten Theil des ganzen Menschengeschlechts und sie haben eine unermeßliche Ausdehnung von Seeküsten. Gewiß hat selten oder nie eine Handelsgesellschaft ihre Mitbürger von einem so ungeheuren und reichen Felde für den Betrieb des Handels ausgeschlossen. Um ein solches Monopol zu rechtfertigen, müßte bewiesen werden, daß dieser Handel auf keine andere Weise in solcher Ausdehnung und mit solchem Vortheile für das Publikum betrieben werden könne. Ob dieß in der That der Fall ist, wird sich aus der Beantwortung der folgenden Fragen ergeben.

1. Hat die Kompagnie den Thee und andere von ihr eingeführte Waaren zu demselben Preise verkauft, als man dafür bezahlen würde, wenn der Handel offen wäre?

2. Liegt in dem Charakter oder den politischen Institutionen der Chinesen irgend ein Grund, weßhalb es unthunlich ist, den Handel eben so frei, wie mit jedem andern Volke zu treiben?

3. Hat die Kompagnie den Handel in derselben Ausdehnung und mit demselben Vortheile betrieben, als dieß von Einzelnen geschehen wäre?

Wenn es bewiesen werden kann, daß man alle diese drei Fragen mit Nein! beantworten muß, so ist gewiß bei jedem Vernünftigen der Kompagnie und ihrem Handel das Urtheil gesprochen.

Da die Zeit herannaht, wo das Privilegium der ostindischen Kompagnie zu Ende geht, so hat sich die Regierung und das Parlament schon im vorigen Jahre mit der Sache beschäftigt. Man hat gültige Zeugen vernommen, Leute die viele Jahre lang nach China handelten, selbst ein Amerikaner ist darunter, der durchaus unverdächtig ist, da der Handel Nordamerikas mit China auf keine andere Weise beschränkt ist, als durch die Hindernisse, welche derselbe allenfalls in China findet, die aber für die englische Kompagnie in demselben Grade vorhanden sind. Der zweite Zeuge war der Kapitän eines Handelsschiffs, welches zum Verkehr zwischen Bombay und Canton verwendet wurde. Der dritte war ein gewisser Josua Bates, welcher lang mit den bedeutendsten amerikanischen Häusern im Chinahandel betheiligt gewesen, und endlich als Associé in das berühmte Handelshaus Baring und Comp. trat, welches hauptsächlich für Rechnung amerikanischer Häuser den Chinahandel betreibt. Dieser letztere zeichnet sich namentlich durch eine seiner Antworten aus, wo er sagte: er wolle sich anheischig machen, den Thee in London um ein Drittheil wohlfeiler als die Kompagnie zu verkaufen. Die Erwähnung von ein Paar andern Zeugen ist hier unnütz.

Um wegen des Preises, den die Kompagnie macht, ins Reine zu kommen, ertheilte das Handelsbureau in England seinen Hand-

lungskonsuln den Auftrag, ihm Theeproben nebst Angabe der Preise zu schicken. Dieß geschah, und hieraus ergab sich, daß die von Hamburg gesendeten 9 Theeproben mit Ausnahme einer einzigen fast um die Hälfte wohlfeiler waren; hiezu kam noch, als die Vertheidiger des Monopols sich dahinter versteckten, ihr Thee sey weit besser, daß sich aus der amtlichen Schätzung, welche von Theehändlern vorgenommen wurde, ergab, die Hamburger Theesorten seyen größtentheils eben so viel und zum Theil mehr werth als die Theesorten der Kompagnie. Die 9 Pfunde der neun verschiedenen Sorten kosteten zusammen

die der Kompagnie . . . 28 Sch. $8^3/_4$ P.
die von Hamburg . . . 19 Sch. $-^1/_2$ P.

Die Theehändler jedoch, welche der Meinung waren, sie schätzten Sorten Thee, welche der Kompagnie gehörten, schlugen die

von Hamburg an zu . . 29 Sch. 2 P.

Aus dieser Berechnung geht hervor, daß der Thee in England um ein gutes Drittheil theurer ist; nun werden jährlich in England etwa 30 Millionen Pfund Thee getrunken, welche nach dem Durchschnittspreise von 25 Sch. 4. P. oder 1 fl. 24 kr. berechnet eine Summe von $3^1/_2$ Millionen Pf. St. oder 42 Millionen Gulden ausmachen. Zieht man hievon ein Drittel ab, so bezahlen die Engländer 14 Millionen Gulden oder $1^1/_6$ Millionen Pf. St. zuviel für ihren Thee. Dieß reicht aber noch nicht einmal hin, da der Verbrauch der drei gewöhnlichsten Sorten Thee nämlich Bohea, Congou und Twankay zusammen ungefähr 28 Millionen Pfund macht, welche in England 35 Millionen Gulden, in Hamburg nicht ganz $17^1/_2$ Millionen d. h. nicht völlig die Hälfte kosten.

Man mu ßzur Ehre der frühern, und zur Unehre der spätern englischen Minister sagen, daß nicht bloß ihr Privilegium, sondern die Verletzung eines bestehenden Gesetzes ihnen gestattete, den Preis des Thees auf eine solche Höhe hinauf zu treiben, denn im Jahr 1778 ging eine Akte durch, in welcher erklärt wurde, daß im Fall die von der Kompagnie eingeführte Quantität Thee nicht hinreichend sey, um eine Gleichheit des Preises zwischen den englischen und Kontinentalmärkten herzustellen, so sollten die Lords der Schatzkammer an Privatkaufleute Lizenzen ertheilen, um Thee von den Kontinentalmärkten einzuführen. Als aber im Jahr 1823 einige Kaufleute, gestützt auf diese Akte, um die Erlaubniß hiezu einkamen, wußten die Direktoren der Kompagnie im Jahr 1824 ein Gesetz zu erhalten, demzufolge die Einführung des Thees ihnen allein gestattet seyn sollte.

Zu diesem ist nun aber zu bemerken, daß die Kompagnie eine Faktorei von 12 Supercargos und 8 Schreibern in Canton unterhält, welche neben freier Kost und Logis zusammen ein Einkommen von 90 bis 100,000 Pf. haben; diese Faktorei ist nichts als ein Mittel, um Söhne, Brüder und Vettern der Direktoren zu bereichern, denn die amerikanischen Schiffskapitäne thun durchaus alles, was die englischen Faktoren thun, und thun es ohne Vergleich besser. Eine zweite ungeheure Ausgabe der Kompagnie ist die Fracht; sie bezahlte lange den bevorzugten Schiffern $26^1/_2$ Pf. St. Fracht für die Tonne, während Privatkaufleute nur 8—10 Pf. St. zahlten, die Kompagnie hat nun zwar seit einiger Zeit ihre Frachten reduzirt, bezahlt aber noch das doppelte der gewöhnlichen Fracht. Die unmäßigen Vortheile der von ihnen bevorzugten Schiffer, müssen also von den Theetrinkern bezahlt werden. Daß sie endlich, als die einzigen Theeverkäufer es in ihrer Gewalt haben, den Preis desselben hinaufzudrücken, versteht sich von selbst, und braucht gar nicht näher auseinandergesetzt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer auf Neuseeland. *)

(Erzählung eines Missionärs.)

Eines Morgens wurde unser kleines Schiff von Kanoes umringt, in denen sich mehrere hundert Eingeborne männlichen und weiblichen Geschlechts befanden, welche sogleich das Verdeck erklommen und es so gedrängt anfüllten, daß wir das Halbverdeck sperren und durch das Tabu **) verwahren mußten. Eine Zeit lang ging der Tauschhandel von verschiedenen Waaren ziemlich gut von Statten, bis eine Gewaltthätigkeit nach der andern es endlich so weit brachte, daß die Neuseeländer beinahe sich des Schiffs bemächtigt und uns getödtet hätten. In der Verwirrung, die bei dem Gedränge in einem so engen Raume entstand, waren die Eingebornen nicht müßig, ihre diebischen Griffe auszuführen, wie sie denn überhaupt selten eine Gelegenheit vorbeigehen lassen, wo sie auf den Schiffen Etwas wegmausen können. Plötzlich schrie der Koch: „Sie haben mir dieß, sie haben mir jenes gestohlen!“ und kaum hatte er den Mund geschlossen, so rief er schon wieder: „Meine Pfanne ist mir weggekommen!“ Zugleich hörte man eine andere Stimme auf dem Vorderkastell rufen: „Man bricht Ihre Koffer auf und stiehlt Ihre Kleider!“ Die ganze Zeit über standen wir mit den Häuptlingen auf dem freundschaftlichsten Fuße, rieben gegenseitig die Nasen aneinander und handelten von ihnen Schmuck und andere Kleinigkeiten ein, so daß wir keine Gewaltthätigkeit befürchteten. Plötzlich aber in wenigen Augenblicken, bevor wir noch die Ursache wußten, änderte sich die Scene. Später erfuhren wir, daß dem Schiffskapitän (Dibbs), als er von dem obenerwähnten verwegenen Einbruche hörte, die Geduld riß, und er auf das Verdeck stürzte, um es von einigen der zudringlichsten Diebe zu säubern, wobei er wahrscheinlich etwas ungestüm zu Werke ging, da einer der Häuptlinge, der von ihm einen Stoß erhielt, über Bord gerade zwischen sein Kanoe und unser Schiff ins Meer fiel. Diesen Vorfall ergriff man als Vorwand zum Beginne der Feindseligkeiten. Die Weiber und Kinder waren in wenig Augenblicken aus dem Schiffe verschwunden, indem sie über Bord in ihre Kanoes sprangen und die Kakaus oder Mäntel der Männer mit sich nahmen. Diese blieben auf dem Verdecke zurück, dessen sie sich eben so schnell bemächtigten, als sie uns zu Gefangenen machten. Furchtbar war das Geheul und Wuthgeschrei der Barbaren, indem sie mit den Füßen stampften und ihre Waffen schwangen, die größtentheils aus Keulen und Speeren bestanden. Ein Häuptling mit seinen Sklaven (Kukis) hatte am Backbord des Schiffes den Kapitän umringt, dem sie ihre Speere auf die Brust und in die Seite setzten. Tyerman stand von einer andern Bande umringt auf dem Steuerbord, und auf derselben Seite nur etwas weiter nach dem Spiegel zu Bennet, und nicht weit von ihm Herr Threlkeld mit seinem noch nicht sieben Jahre alten Sohne, jedoch ohne von den Wilden angegriffen zu werden. Der Häuptling, der mit Bennet gehandelt hatte, hielt jetzt sein tätowirtes Gesicht ganz nahe an das Bennets, indem er mit der größten Wuth schrie: „Tangata New Zealandi, tangata kakino — Tangata New Zealandi, tangata kakino?“ Diese Worte, die so viel heißen als: „ist der Mann von Neu-Seeland ein schlechter Mann?“ stieß der Häuptling so schnell und heftig aus, als es nur Lippe, Zunge und Kehle vermochten. Zum Glücke verstand Bennet diese Frage (da der neuseeländische Dialekt viele Aehnlichkeit mit dem taheitischen hat), und obgleich er einsah, daß Tod unvermeidlich bevorstand, so antwortet er doch mit so viel Fassung als möglich: „Kaore kakino, tangata New Zealandi tangata kapai.“ — Nicht schlecht, der Neuseeländer Mann ist gut. Und so oft der Häuptling mit einer unbeschreiblichen Wuth in Gesicht und Stimme diese Frage wiederholte (was wohl an hundert Mal geschah), so oft gab der Missionär

---

*) Aus den von Montgommery in diesem Jahre zu London herausgegebenen Tagbüchern der Missionäre Daniel Tyerman und Georg Benett.

**) Ausland, S. 274.

dieselbe Antwort. „Aber wozu all dieser Lärm?“ rief endlich Bennet. „Warum küssen sich nicht unsere Nasen; warum kaufen und verkaufen und tauschen wir nicht mehr?“ Bei diesen Worten trat ein baumstarker Sklave des Häuptlings hinter Bennet und schnürte ihm die Arme fest an die Seite. Kein Versuch wurde gemacht, sich zu widersetzen, oder den gigantischen Händen sich zu entwinden, da Bennet wußte, daß dieß nur ihr blutiges Ende beschleunigen würde. Indeß behielt er noch immer scheinbar seine Ruhe und fragte den Häuptling um den Preis seines Halsschmuckes. Sogleich erhob ein anderer Sklave eine grosse Holzart, die mit andern dem Schiffszimmermanne gebracht worden war, um sie zu schleifen, über den Kopf des Missionärs, und wartete mit teuflischer Gier im Blicke auf das Zeichen seines Herrn zum Schlage.

Indeß brachte auch dieß noch nicht den Missionär außer Fassung; er sagte zu dem Häuptlinge: „Wir brauchen buaa, kumara, ika u. s. w.“ (Schweine, Kartoffeln, Fische). In dem nämlichen Augenblicke sah er auch einen Knaben, der das Verdeck erstieg, mit einem grossen Fische in der Hand. „Was soll ich Dir für den Fisch geben?“ fragte Bennet. — „So und so viel Fischangeln.“ — „Gut, lange in meine Tasche und nimm sie.“ — Es geschah. — „Nun lege den Fisch dorthin und bringe noch mehr, wenn Du welche hast.“ — Man nahm den Fisch hinweg, trug ihn hinter Bennets Rücken herum, und brachte ihn abermals zum Vorscheine. Der Missionär that, als bemerke er die Spitzbüberei nicht und fragte: „Und was soll dieser Fisch kosten?“ — „So und so viele Angelhaken.“ — „Nimm sie. Habt Ihr keine Fische mehr zu verkaufen?“ — Und zum dritten Male wurde derselbe Fisch fortgetragen und wieder gebracht, und zu demselben Preise für Angelhaken gekauft, die der Verkäufer aus Bennets Tasche nahm, und zum Glücke war diese mit einem großen Vorrathe davon versehen. Zum vierten Male fragte endlich Bennet: „Habt Ihr keine Fische mehr?“ Hier konnten die Schelme ihren Spott nicht mehr verbergen; sie brachen in ein lautes Gelächter aus und riefen: „Wir haben den Fremden (tangata ke) angeführt;“ da sie glaubten, er habe ihren Betrug nicht bemerkt. In demselben Augenblicke nahm einer der Kulis hinter ihm die Reisekappe von Seehundsfell dem Missionär vom Kopfe, worüber er im Grunde sich nicht sonderlich betrübte, da er die Art ober seinem Kopfe schweben sah und jeden Augenblick den Streich erwartete, der, wenn er auf seinen bloßen Schädel fiel, schneller tödten mußte und wenigstens nicht wiederholt zu werden brauchte. Indeß befahl er zugleich in inbrünstigem Gebete seine Seele Gottes Barmherzigkeit, da er jeden Augenblick des Todesstreiches gewärtig seyn mußte. Während er so gefesselt stand und bei jedem Seitenblicke die Axt neben seinem Kopfe blinken sah, bemerkte er auch seinen Freund Tyerman, der von einem andern Häuptlinge und dessen Sklaven bewacht wurde. Diese betasteten von Zeit zu Zeit seine Arme, Seite und Schenkel, während er selbst, obgleich vollkommen in sein Schicksal ergeben, durch die Blässe seines Gesichts verrieth, daß er sehr gut verstehe, was diese Vertraulichkeit zu bedeuten habe. *)

Der Kapitän befand sich inzwischen unter der Lanzenspitze der Neuseeländer um nichts besser. Nur Threlkeld und sein Sohn konnten einige Schritte auf dem Verdecke hin und her gehen. Während dieser Zeit gelang es dem Schiffszimmermann, der schon früher ein Mal diese Gegenden besucht hatte und mit den Sitten dieses Volkes bekannt war, in die Nähe des einen Missionärs zu kommen, dem er zurief: „In wenigen Augenblicken, Sir, werden wir erschlagen und gefressen werden.“ — „Zimmermann,“ entgegnete Bennet, „ich bin überzeugt, daß wir in Kurzem in der Ewigkeit seyn werden; aber wir stehen in Gottes Hand.“ — Der Zimmermann war aber auf ein Mal den Augen des Missionärs entschwunden. Threlkelds Knabe aber, der seine Worte gehört hatte, klammerte sich an seinen Vater und schrie unter bitterlichem Schluchzen: „Vater, Vater! — wenn sie uns umgebracht haben, wird es wehe thun, wenn sie uns essen?“

Der Zimmermann hatte eine ähnliche Furcht wie dieses Kind und größern Abscheu davor, gefressen als getödtet zu werden; und als Bennet, um seine Augen von der mörderischen Axt abzuwenden, in die Höhe blickte, sah er den Schiffszimmermann auf den Docken der Ragen an der Backbordseite sitzen, mit der Miene eines entschlossenen Mannes, der weiß, was er im Nothfalle zu thun hat. Später von Bennet befragt, warum er so thöricht gewesen sey, in die Höhe des Takelwerkes hinaufzusteigen, als ob er dort, wenn die Metzelei anging, sicherer gewesen wäre, antwortete er ganz offenherzig: „Ich wußte, daß ich sterben mußte; aber ich war entschlossen, mich von den Wilden nicht fressen zu lassen; sobald ich gesehen hätte, daß die Axt auf Ihr Haupt fiel, wäre ich ins Meer hinabgesprungen, und sicherlich nicht weit geschwommen, da ich schwer genug belastet war, um auf der Stelle in die Tiefe hinabgezogen zu werden.“

Nahe an zwei Stunden schwebten wir so in der äußersten Lebensgefahr, während die wüthenden Kannibalen jeden Augenblick ihr blutiges Werk zu vollenden drohten. Endlich kam uns eben so unerwartet Rettung, als die Gefahr gekommen war. Mehrere Stimmen riefen zu gleicher Zeit auf dem Verdecke: „ein Boot: ein Boot! Das Wort tönte wie: „Leben! Leben!“ in unsere Ohren. Glücklicherweise war es unser Boot, das von der Wesley'schen Ansiedlung in der Wangarobai mit dem Eigenthume unseres kleinen Fahrzeugs zurückkam, das die Nacht zuvor dahin abgegangen war. Es brachte mit sich den methodistischen Missionär White und Georg, *) einen der angesehensten Häuptlinge der Insel. Die Wilden lösten sogleich unsere Fesseln und bedrohten uns mit keiner weitern Gewaltthätigkeit, sobald sie sahen, Wer mit dem Boote gekommen sey. Als Georg auf dem Verdecke ankam, räumten es auf seinen Befehl sogleich alle unsere Feinde mit der größten Folgsamkeit.

Vermischte Nachrichten.

Die „Quotidienne“ und „der Correspondent,“ die bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des Bischofs von Blois gegen den Abbé Baradère sehr ehrenrührige Artikel enthalten hatten, erschienen dieser Tage vor dem Tribunal der korrektionellen Polizei, als der Verleumdung angeklagt. Obgleich dieselben erklärten, daß sie durch falsche Mittheilungen über den Abbé Baradère, dem sie unter Anderm vorgeworfen hatten, er sey zu Tarbes fortgejagt worden und habe schreiende Schulden und schmachvolle Erinnerungen hinterlassen, zu den diffamatorischen Artikeln veranlaßt worden und zum Widerrufe bereit seyen, so wurden sie, da der Kläger sich damit nicht begnügen wollte und auf seiner Klage bestand, je zu hundert Franken Strafe und öffentlicher Ehrenerklärung verurtheilt. Die Geldbuße war von dem Kläger zur Hälfte für arbeitslose Handwerker, zur Hälfte für die sechzehn Priester bestimmt, die der Erzbischof von Paris mit dem Interdikt belegt hat, weil sie bei dem Minister des geistlichen Kultus um Unterstützung eingekommen waren.

Briefe aus Hobart-Town auf Van Diemens-Land (vom 1 Januar d. J.) melden, daß die Einwanderung dort mit reißender Schnelligkeit zunimmt; mehr als hundert Ansiedler waren in einer Woche aus England angekommen, und noch hundert andere vom Schwanenflusse, welche Kolonie nach Aussage der nach Van Diemens-Land gekommenen Schiffe fast gänzlich verlassen stehe. Der Gouverneur von Van Diemens-Land, Obrist Arthur, war um die Zeit, da der Brief abging, von einer mißlungenen Expedition gegen die Eingebornen zurückgekommen. Als die Truppen und Ansiedler auf ihrem Streifzuge zusammenstießen, fand es sich, daß sie Niemand gefangen hatten, da die Eingebornen in der Nacht sich geflüchtet oder in dem dichten Strauchwerke, das die Insel bedeckt, verborgen hatten. Die Expedition hatte den Beifall aller Ansiedler, und diese hielten Versammlungen, um dem Gouverneur zu danken, und ihn zu bitten, daß er in dem Ausrottungsplane gegen die Eingebornen fortfahren möchte.

Ein zu Dieppe wegen Brandstiftung in mehreren Wohnhäusern verhaftetes Mädchen, Namens Havard, fiel in dem Augenblicke, wo sie vor den Untersuchungsrichter gestellt wurde, in Ohnmacht und starb wenige Stunden darnach. Bei der Leichenöffnung ergab sich, daß der Tod in Folge von Gift herbeigeführt worden war. Die beiden Schwestern des Mädchens befinden sich als der Mitschuld verdächtig, noch in den Gefängnissen von Dieppe.

*) Man erinnert sich der gleichen Manipulationen an den mit Rutherford gefangenen Europäern aus den Mittheilungen über Neuseeland im Auslande S. 226.

*) Von Georg oder Tarra ist bereits im Auslande bei der Ermordung des Kapitäns Thompson S. 199 die Rede gewesen.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 210. 29 Julius 1831.

Ueber die Reform von einem Tory.

Das Resultat der letzten Wahlen und das neue Parlament. *)

Ein Führer der Whigpartei schrieb im Jahr 1810 über den Einfluß der Krone, und in dieser Schrift findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Die Macht das Parlament aufzulösen ist eine Prärogative, die sehr leicht mißbraucht werden kann; ihre häufige Ausübung gibt der Krone einen großen Einfluß und von schlimmerer Art, als die Konstitution je der Krone verleihen wollte. Durch die Drohung der Auflösung, wie dieß kürzlich von einem Minister geschah, um das Haus der Gemeinen einzuschüchtern, kann die ausübende Gewalt die Stimmen von Vielen erhalten, welche sonst nicht unter ihrem Einfluß stehen, und wenn sie im Augenblick einer heftigen Stimmung in der That an das Volk appelliren, können die Minister die durch sie selbst verbreitete Täuschung benützen." Die Geschichte wird wohl kaum ein merkwürdigeres Beispiel des Zusammentreffens der Warnungen eines Staatsmannes außer dem Amt, und seinem Benehmen im Amte liefern. Das Projekt ist gelungen, die dem Mißbrauche so ausgesetzte Prärogative ward ausgeübt; im Augenblick einer heftigen Stimmung appellirte man an das Volk, und die Minister benützten also im vollsten Sinne des Worts, die von ihnen selbst verbreitete Täuschung des Volks.

Die Tories wurden im Wahlkampfe geschlagen, und die von den Ministern errungene Majorität **) ist hinreichend, die Bill durchzutreiben, wenn Alles seinen gewöhnlichen Weg geht. Aber es ist viel von Umständen zu hoffen. Einigermaßen kann man auf die Lords hoffen, daß sie die Bill nicht annehmen oder wenigstens verändern werden, und mehr, weit mehr noch von den gesunden Grundsätzen eines großen Theils vom Volke, der, auch wenn die Bill durchgeht, sein Aeußerstes thun wird, um die gefährlichsten Punkte zu neutralisiren. Immer aber müssen wir zur Rettung in dieser Lage, noch die möglichen Umstände in Betracht ziehen, von denen manche über alle menschliche Berechnung hinausgehen. Die Regierung dieses Landes wurde in den letzten fünf Jahren nach keinem andern Plane geführt, als daß man den Umständen nachgab. Unsere Staatsmänner heutiges Tages scheinen nur wenig Kenntniß von einer kraftvollen Handlungsweise zu haben. Man spricht zwar hie und da von Grundsätzen, man betrachtet sie aber mehr als veraltete Dinge, denn als sichere Führer in der Gesetzgebung. Mit Wind und Strömung zu gehen, scheint die ganze Weisheit unsrer jetzigen Staatspiloten zu seyn. Die Emanzipation ward zugegeben, nicht weil die damaligen Minister sie für gut und recht ansahen, sondern weil sie nicht im Stande waren, einen kühnern und kraftvolleren Weg einzuschlagen, als den, sich den Umständen zu fügen. Eben so ist es mit der Reform, und zwei oder drei Mitglieder des Cabinets haben das Verdienst, seit langer Zeit die Sache der Reform verfochten zu haben, aber selbst diese, wenn man sie fragt, warum ihr neuer Plan von dem frühern so sehr verschieden sey, haben nur die alte Antwort, daß die Umstände sich geändert hätten. Wenn aber auf diese Weise die Konstitution nicht nach Grundsätzen, sondern nach den Umständen geändert wird, wer steht uns dafür, daß nicht diejenigen, welche so schnell von einer mäßigen zu einer Ultra-Reform übergegangen sind, nach kurzer Zeit noch weiter gehen, und völlig demokratisch werden?

Aber mögliche Ereignisse können im Schoße der Zeit verborgen liegen, und die Ansichten dieser von jedem Wind hin und her geworfenen Politiker wunderbar ändern. Wenigstens zwanzig englische Grafschaften streiten sich um die Ehre, „das Bollwerk des Torismus" zu seyn, und wenn die schlimmste unsrer Befürchtungen sich verwirklicht, so werden wir noch Leute genug finden, bereit mit uns den letzten Kampf für die Konstitution zu wagen.

Wer behauptet, das Haus der Gemeinen, so wie es jetzt konstituirt ist, repräsentire die Meinungen des Volks nicht, muß seine Augen den außerordentlichen Resultaten der so eben beendigten allgemeinen Wahl verschließen. Beweist dieß Resultat nicht auf's einleuchtendste, daß der patricische Einfluß nicht zu mächtig in England ist, daß die Aristokratie keine Majorität, sondern nur eine schwache und unwirksame Minorität in das Haus der Gemeinen senden kann? daß hundertundsiebzehn Personen nicht, wie man be-

*) Wir haben in Nro. 198 einen Aufsatz gegeben, betitelt: Die Reformfrage in ihren Folgen betrachtet. Wir weisen hierauf zurück. Der hier folgende im Auszuge aus dem Juniusheft von Fraser's Magazine genommene Aufsatz gibt sehr schlagende Belege dazu. Wir lassen den Tory ruhig bis zu Ende sprechen, und werden dann einige Bemerkungen beifügen.

**) Er berechnet sie auf 124, kommt also der Wahrheit sehr nahe.

hauptet hat, über die Hälfte der Wahlen für das Unterhaus entscheiden; daß diese geächteten Menschen in der That keine Gewalt haben, und der unabhängigste Fleckenbewohner eine unabhängige Stimme abgeben kann? daß die Presse mächtiger ist, als die Schranken des Gesetzes, als die Gesetze der Dankbarkeit und Gerechtigkeit? und daß das Volk der Herr seines Schicksals, das Opfer seines eigenen freien Willens, der Dupe jedes empirischen Marktschreiers ist, der sich selbst einen Patrioten nennen will?

Wir gehören zu Denen, welche eine Reform im Hause der Gemeinen für unerläßlich halten, aber das Resultat der Wahlen überzeugt uns, daß das demokratische Prinzip keiner weitern Ausdehnung bedarf. Einige Dutzend verödeter Flecken dürften wohl gegen Entschädigung ihr Privilegium an große Städte verlieren, eine kleine und achtungswerthe Wählerzahl dürfte an Plätzen geschaffen werden, wo die Wähler sämmtlich arm sind und zu tief stehen, um Gefühlen für die Nationalwohlfahrt Raum zu geben, das schottische System könnte man dem Englischen ähnlich machen, und den Einfluß der Krone und des Volks des Eigenthums und der Bevölkerung in ein richtigeres Verhältniß bringen. Einer solchen Reform würde sich kein vernünftiger Mann widersetzen; wenn man uns aber sagt, das Volk sey seiner Rechte beraubt, die Fleckenhändler bildeten das Parlament, die öffentliche Meinung sey verachtet, und die Aristokratie habe durch ihren verderblichen Einfluß die Privilegien des Hauses der Gemeinen monopolisirt, so läugnen wir dieß der revolutionären Faktion ins Angesicht, und zum Beweise, daß es eine abscheuliche Lüge ist, weisen wir auf den Ausgang des Wahlstreites hin, den sie uns mit solchem Triumphe vorerzählen. Das Volk, der Wahlkörper, wie er jetzt in dem vereinigten Königreich existirt, besitzt die höchste Gewalt, wie er sie stets besessen hat. Was die Art betrifft, wie er sie ausübte, so ist dieß eine andere Frage. Die Gründe, welche die Wähler bewogen, so zu handeln, wie sie gehandelt haben, haben gar keinen Bezug auf die Frage über ihre Gewalt und ihre Unabhängigkeit. Es ist genug für uns zu wissen, daß ihr neuerliches Benehmen die Hohlheit und Lügenhaftigkeit jenes Vorwurfs beweist, aus dem die jetzt herrschende Partei so viele Jahre lang ihre heftigste Waffe gemacht hat.

Wir wollen durchaus in kein Detail über die Wahlen eingehen, genug, der Erfolg derselben war die vollständigste Niederlage der Tories. Im letzten Parlament stand ihre Stärke noch im Verhältniß zu der des Ministeriums, und sie schlugen dasselbe, im neuen Parlament sind sie nur noch der ärmliche Rest einer einst mächtigen Partei, man darf also die revolutionäre Bill, wenigstens was das Unterhaus betrifft, so ansehen, als wäre sie bereits durchgegangen. Was ihr Schicksal im Oberhaus seyn wird, ist eine andere Frage. Die Minister sollen nicht wenig in Verlegenheit seyn über die Art, wie sie die Bill durch dieses Haus treiben sollen. Sie haben bereits alle möglichen Berechnungen angestellt, aber das Resultat ist für sie keineswegs erfreulich. Sie haben eine mächtige Majorität gegen sich, und diese Majorität besteht aus Elementen, deren Neutralisirung schwer, wo nicht unmöglich ist. Der König hat ihnen bereits jeden vernünftiger Weise zu erwartenden Beistand geleistet; fünf, sechs, zehn Pairs würde er vielleicht zugeben, aber die Ernennung von dreißigen würde nicht hinreichen, und die Minister können doch nicht erwarten, daß der König die Pairskammer so herabwürdigen lassen wird. Seine Majestät wird eine Reform des Unterhauses durch eine so entschiedene Verlezung der Konstitution nicht sanktioniren wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

(Schluß.)

Durch diese Landes-Abtretung an die Engländer gewann aber der Rao selbst bedeutende Vortheile; seine noch immer sehr in Frage gestellte Autorität wurde von der britischen Regierung anerkannt, wodurch diese jedoch wieder die andern Emire erbitterte, die zu Bhudsche alle möglichen Intriken anspannen, und selbst den Hof von Cabul anreizten, sich dem geschlossenen Vertrag zu widersetzen. Inzwischen brach die Regierung von Kotsch ihre Verbindlichkeiten auf die abscheulichste Weise, während Bharmeldschi sich ganz der Trunkenheit und den gröbsten Ausschweifungen ergab, wozu er die verworfensten Menschen als Gefährten auswählte. Der Hof wurde der Schauplatz aller erdenklichen Verbrechen, die Bhyads und andere Häupter der Dscharedschahs entwichen, Ladoba, der Vetter des Rao, wurde meuchelmörderisch um's Leben gebracht. Als die englische Regierung durch den Kapitän Macmurdo dem Rao hierüber Vorstellungen machen ließ, so zeigte sich dieser, im Vertrauen auf die Unterstützung der Emire von Sindhi, äußerst beleidigt über das Benehmen des Residenten, und es fehlte wenig, so wäre Kapitän Macmurdo selbst dem Dolche der Meuchelmörder erlegen. Da alle Vorstellungen fruchtlos blieben, und der Rao sogar Anstalten machte, Andschar mit gewaffneter Hand wieder in Besitz zu nehmen, und einen Häuptling, der unter englischem Schutze stand, anzugreifen; so gab endlich Lord Hastings den dringenden Bitten der Dscharedschahs nach, und erklärte den Rao als einen öffentlichen Feind. Sir William Grant Keir erhielt den Auftrag mit einem englischen Heere zu den Dscharedschah's zu stoßen und der Herrschaft des Rao ein Ende zu machen. Dieser wurde in Folge dieses Feldzuges im Jahre 1819 seines Thrones entsetzt, und dessen Sohn, ein Kind von drei Jahren nach dem einstimmigen Wunsche der Bhyad unter dem Namen Rao Dessud zum Könige erhoben. Die Regierung wurde den Händen einer Regentschaft anvertraut, unter der sich auch auf ausdrückliches Verlangen der Bhyad Dscharedschah der britische Resident befand.

Diese Revolution machte allen bisherigen Unordnungen, die so lange Kotsch verwüstet hatten, ein Ende, und Burnes bemerkt, „daß dieses Land seit dem Jahre 1819 aller Wohlthaten der englischen Regierung genießt.“ Nach seiner Angabe wären die Vortheile der Verbindung bloß auf Seite von Kotsch; denn obgleich die Engländer durch dieses Land eine Grenzvormauer ihres Gebietes erhalten hätten, so seyen doch die Einkünfte aus demselben nicht hinreichend, um die dadurch nothwendig gewordenen Ausgaben zu decken.

Der vom Throne gestoßene Rao wurde Anfangs in einem nicht sehr engen Gewahrsam gehalten, und nach und nach mit immer geringerer Strenge bewacht, endlich als der Gouverneur von Bombay, Sir John Malcolm, im Mai des Jahres 1830 nach Bhudsche kam, auf Fürbitte der Bhyad völlig in Freiheit gesetzt.

Derselbe ist noch ein junger Mann von kaum sechsunddreißig Jahren, und scheint alle Neigung zu seiner frühern ausschweifenden Lebensart, die seine politische Existenz zu Grunde richtete, verloren zu haben. „Größtentheils,“ sagt Burnes, „bringt er seine Zeit bei seinem Sohne, dem gegenwärtigen Rao zu, für den er die zärtlichste Liebe hegt. Mit großer Theilnahme beobachtet er die Fortschritte, die der junge Fürst in den Wissenschaften macht. Wenn man jetzt das still in sich gekehrte und würdevolle Benehmen des unglücklichen Rao sieht, so ist es kaum möglich, in ihm den treulosen Mörder und grausamen Despoten wieder zu erkennen, der seine Unterthanen mit den schrecklichsten Uebeln heimsuchte. Wie er früher den niedrigsten Ausschweifungen ergeben war, so treibt er jetzt die Mäßigkeit bis zu einer unglaublichen Strenge; eben so aufrichtig scheint seine Reue über die Ermordung seines Vetters Ladoba zu seyn.“

Burnes schließt sein Werk mit allgemeinen Bemerkungen über die Lage von Bhudsche, von dem ärztlichen Standpunkte aus betrachtet.

„Die Gegend von Bhudsche,“ sagt er, „ist vielleicht von allen Bezirken der Regentschaft Bombay derjenige, der am wenigsten der Gesundheit schädlichen Einflüssen unterworfen ist. Allerdings hätte der Sitz der Regierung zweckmäßiger gewählt werden können, als an dem Ufer eines weiten Sees; aber so viel ich beobachten konnte, litten die Einwohner dieser Gegend weniger als an andern Orten von Krankheiten. Wenn man der Meinung beitritt, daß die üble Beschaffenheit der Luft nicht bloß Sümpfen zugeschrieben werden muß, sondern auch trockenem und höher gelegenem Boden von vulkanischem Ursprung, wozu offenbar der von Kotsch gehört, so könnte man leicht den Grund des ungesunden Klima's dieser Provinz zu gewissen Jahreszeiten auffinden, ohne zu den Ausdünstungen der Sümpfe und anderen Krankheit erregenden Stoffen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Indeß kann ich doch nicht umhin zu bemerken, daß auch die geographische Lage von Kotsch in Beziehung zu dem Renn und die Beschaffenheit dieses sumpfigen Sees in Betracht gezogen werden muß, da auf dessen Oberfläche gerade zu der Zeit, wo die endemischen Krankheiten am meisten Bhudsche entvölkern, die Ausdünstungen mit der größten Schnelligkeit vor sich gehen. Ich weiß, daß man nach den in England und Italien gemachten Erfahrungen zweifelt, ob die Ausdünstungen von Sümpfen weiter als fünfzehn Meilen von dem Orte ihrer Entstehung verbreitet werden können; allein in den Tropenländern ist dieß ein ganz anderer Fall; wenigstens kann ich mir nicht wohl denken, daß die jährliche Austrocknung eines Flächenraumes von etwa sechstausend Quadratmeilen vor sich gehen sollte, ohne einen bedeutenden Einfluß auf die Atmosphäre der benachbarten Länder und namentlich auf die der Provinz Kotsch auszuüben, wenn noch dazu der Ostwind einige Tage zu wehen anhält. Zu dieser Meinung fühlte ich mich besonders im Jahre 1825 bestimmt, wo in der schlechten Jahreszeit Fieber und Heuschrecken im Ueberflusse vorhanden waren und der Wind größtentheils aus Nordost wehte, was ich als eine diese beiden Geißeln vorzüglich fördernde Ursache ansah.“

Englische Rechtsfälle.

Verurtheilung eines Predigers wegen Gotteslästerung.

Vor dem Geschwornengerichte der Grafschaft Surrey erschien in diesem Monate der Prediger Taylor, den „die Gesellschaft zur Unterdrückung der Lasterhaftigkeit“ wegen gotteslästerlicher Reden gerichtlich verfolgen ließ, die der erwähnte Geistliche am Charfreitage und Ostersonntage in einer Art Predigt gegen den allmächtigen Gott, Jesus Christus, die heilige Schrift und die christliche Religion vor einer Versammlung von mehr als dreihundert Personen geäußert hatte. Zu dieser blasphemirenden Versammlung wurde man gegen Erlegung einer Eintrittsgebühr zugelassen.

Der Prediger Taylor erschien vor dem Gerichtshofe in der Amtskleidung eines Geistlichen der anglikanischen Kirche.

Ein Zeuge sagte aus, er habe bei seinem Eintritte in die Rotunde, wo die erwähnte Predigt gehalten worden, einen jungen Mann gesehen, der statt der gewöhnlichen Lektion ein Kapitel aus „Volneys Ruinen der Reiche“ vorgelesen, offenbar zur Verspottung des gewöhnlichen Kirchendienstes. Der Angeklagte habe sich hierauf gegen ein aufgehangenes Kreuz gewendet und ausgerufen: „Wenn dieß der König von Israel ist, so steige er herab, und ich will ihn anbeten.“ Diese Worte bildeten den Eingang zu dem folgenden Angriffe auf den protestantischen Glauben, wovon der Zeuge folgende Stellen heraushob: „O entsetzliches Mysterium! O göttliche Liebe, wo man den allmächtigen Gott gleich einem Spitzbuben vor die Gerichtsschranken des Pilatus stellt — wo der Einzige, der unsterblich ist, auf Leib und Leben angeklagt — Jesus Christus, der Gerechte, schuldig befunden wird; der Schöpfer alles Erschaffenen muß leiden, der unsterbliche Gott sterben, der Ewige aufhören zu seyn, der unendliche Gott ist nicht mehr, der lebendige Gott ist todt; da mußte es doch wahrlich eine Grundreform in dem himmlischen Königreiche geben, die Boroughmäkler wurden hinausgejagt; Gott unterlag, der ewig Selige war nicht mehr selig und das Heilig, Heilig, Heilig wurde zur Thüre hinausgeworfen.“ Hierauf habe der Angeklagte die alte Geschichte wieder aufzuwärmen gesucht, daß nicht unser Erlöser am Kreuze gelitten, sondern Simon. Dieß habe der Prediger aus dem Psalmisten zu beweisen gesucht, und hiebei geäußert: „Der königliche Sänger“ (David meinend) „sagt: „Dein Wort, o Herr, ist ewig wahr in den Himmeln!“ und so ist es auch; aber es war nie und nimmermehr wahr auf Erden, und nur ein Narr oder Dummkopf konnte so etwas träumen.“ „Am Ostersonntage,“ sagt der Zeuge ferner aus, „habe der Angeklagte sich überbieten zu wollen geschienen in frechen und unsinnigen Ausfällen auf das Christenthum. An diesem Tage habe der gotteslästerliche Kirchendienst mit der Vorlesung eines Kapitels aus dem „Buche des gesunden Menschenverstandes“ (Book of good sense) begonnen, dessen Verfasser handgreiflich darauf ausgegangen, alle Religion, und namentlich die christliche, über den Haufen zu werfen und in Verachtung zu bringen. Als der Angeklagte auf dem Predigtstuhle erschien, habe er sein Gesicht mit den Händen bedeckt und sich den Anschein gegeben, als bete er das Kreuz an, das er doch im Grunde des Herzens verachtete. Seine Rede begann er mit folgenden Worten: „Weßhalb sollte uns Gott unsere Sünden um des Blutes Jesu Christi willen vergeben? Welchen vernünftigen Grund kann unsere Geistlichkeit dafür aufbringen? Der Grund, warum uns Gott unsere Sünden wegen des Blutes Christi vergeben soll, ist, weil er einen Tropfen der Kreatur eben so liebt als wir; dieß bringt ihn in gute Laune, und dann nimmt er es mit uns nicht so genau.“

Diese und mehrere andere gotteslästerliche Stellen wurden von dem Anwalte der Ankläger herausgehoben und noch durch die Aussagen mehrerer Zeugen bekräftigt. Der Angeklagte schritt hierauf zu seiner Vertheidigung, die gegen fünf Stunden dauerte. Er zog in derselben heftig gegen die anklagende Gesellschaft zu Felde, die größtentheils aus Geistlichen bestehe, die als seine Todfeinde, wenn sie es vermöchten, ihn in den Staub treten und gleichfalls kreuzigen würden. Er bezeichnete seine Gegner als eine wüthende Pfaffenschaar, die nicht im Stande sey, seine Behauptungen zu widerlegen, und aus wohlbewußter Unwissenheit es nicht wagte gegen ihn aufzutreten, und durch theologische Beweisgründe ihn zu widerlegen. Er habe eine Herausforderung an alle Priester erlassen, und an alle Kollegien dieses Landes und des Kontinents öffentlich angeschlagen. Wie habe man ihm darauf geantwortet? Durch Verlästerungen und Schimpfworte. Die unwissende Geistlichkeit habe das Volk gegen ihn aufzuhetzen gesucht, und ihn

den Spottnamen „des Teufels Kapellan" beigelegt, um dem Pöbel weiß zu machen, er sey wo nicht der Teufel selbst, doch wenigstens dessen Abgesandter. Endlich stellte er durchaus in Abrede, daß es seine Absicht sey, die christliche Religion verächtlich zu machen; er hege im Gegentheile die tiefste Verehrung gegen die schöne und erhabene Sprache der Schrift trotz einem Menschen auf Gottes Erdboden. Zum Schlusse äußerte er sein Vertrauen, die Geschwornen würden das Nicht schuldig aussprechen, da nicht eine der Anschuldigungen haltbar und erwiesen sey.

Der gute Mann irrte sich höchlich. Die Geschwornen erkannten ihn schuldig, und er wurde zu zweijähriger Einsperrung in dem Gefängnisse der Grafschaft, zu zweihundert Pfund Geldbuße und zur Bürgschaftleistung für sein gutes Betragen mit fünfhundert Pf. verurtheilt; außerdem aber noch zu zwei anderweitigen Kautionen von drittehalbhundert Pf. auf die nächsten sechs Jahre.

Mit dieser strengen Verurtheilung nicht zufrieden, haben seine Gegner — und es sind Gegner, bei denen bekanntlich menschliches Erbarmen keinen Eingang findet — Alles aufgeboten, ihm seine Strafe recht empfindlich zu machen. Man ließ ihm nicht die Wäsche wechseln, verweigerte ihm Dinte und Feder u. s. w. Englische Blätter erheben bereits über diese ungebührliche Strenge laute Klagen. Die Times erklären ihre Spalten geöffnet für jede vernünftige Beschwerdeführung in Bezug auf Taylor. „Taylor," setzt der Examiner hinzu, „scheint ein Fanatiker, und es erfüllt uns mit Unwillen, ihn durch die boshafte Strenge der Verurtheilung zu einem Märtyrer werden zu sehen. Wir sind noch nicht bis zur heiligen Inquisition gekommen und zu ihren Foltern gegen Ungläubige."

Der heilige Gregor von Hannibal Caracci.

Die Annalen der Kunst haben wohl wenig interessantere Anekdoten aufzuweisen als die, welche uns die Veranlassung erzählt, wie dieses Meisterwerk der Kunst nach England kam. So wie es jetzt dort unter den Kunstschätzen eine der ersten Stufen einnimmt, so wurde es auch früher in Rom als der kostbarste Juwel des dortigen Kunstschatzes betrachtet. Als die französische Armee ihren Triumphzug durch Italien hielt, war Jedermann ängstlich besorgt, das, was er Werthvolles besaß, zu verbergen; die herrlichsten Kunstwerke wurden weit unter ihrem Werthe ausgeboten, und dadurch die Paläste so ausgeleert, daß der Papst sich genöthigt sah, durch ein Edikt die Ausfuhr aller Kunstwerke zu verbieten, die nicht durch ein eigens niedergesetztes Komité von Kunstverständigen geprüft worden waren, welches den Auftrag hatte, kein Kunstwerk passiren zu lassen, dessen Ausfuhr als ein Verlust für die Sammlungen der Stadt zu betrachten wäre. Lord Northwick befand sich gerade zu dieser Zeit in Rom, und war sehr erstaunt, als man ihm eines Tags unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses den heiligen Gregor von Hannibal Caracci zum Kaufe anbot. Der Lord war dazu geneigt, wollte jedoch nicht gern sein Geld verlieren, da er überzeugt seyn konnte, daß das Komité diesen Schatz gewiß nicht aus Rom entführen lassen würde. Der Lord fiel auf einen glücklichen Gedanken. Ein armer Sudler wurde abgeschickt, mit dem Auftrage, mit einer Wasserfarbe auf das Gemälde eine Kopie des Erzengels Michael zu malen. Nachdem das Gemälde so überkleidet und zum Verpacken bereit war, ward ein kunstverständiger Kardinal, Mitglied des Komité, ersucht, es in Augenschein zu nehmen. Er kam, und lachte nicht wenig über den Geschmack des Kunstliebhabers, der eine solche heillose Pinselei nach England schicken wollte. Ein gnädiger Wink wurde gegeben, daß es die Kosten nicht werth wäre; aber der Lord reiste in aller Eile mit dem Gemälde ab. Als er in England ankam, wurden mehrere der ersten Kunstkenner (unter denen Lord Radstock und Holwell Carr sich befanden), eingeladen, beim Auspacken gegenwärtig zu seyn, und ihnen der Genuß eines wundervollen Meisterwerkes versprochen. Das Gemälde wurde aus der Kiste genommen, und vor ihnen stand der heilige Michael von Guido. Zuerst starrten sie das Gemälde, dann sich unter einander und endlich den Lord an. Nachdem sich dieser einige Zeit an ihrem Staunen geweidet hatte, sagte er: „In der That, meine Herren, Sie haben mein Gemälde gerade so bewundert, wie ich es von solchen Kennern, wie Sie sind, erwartete. Gebt mir einen Schwamm, denn wie ich sehe entstellt der Staub das brillante Kolorit. Der Schwamm wurde gebracht, und neues Staunen ergriff die Anwesenden, als der Lord anfing, das Gemälde abzuscheuern. Nicht lange hatte er gerieben, als der unvergleichliche Kopf des heiligen Gregor hervorguckte; noch ein Zug, und die dienenden Engel wurden sichtbar; noch einer, und das ganze Gemälde leuchtet vor ihren Blicken auf in seiner vollen Herrlichkeit. Später trennte sich Lord Northwick von diesem Bilde, das nun als eines der schönsten Stücke in der herrlichen Sammlung des Marquis von Stafford prangt.

Vermischte Nachrichten.

Die „Times" stellen über den Tod des Großfürsten Konstantin folgende Betrachtungen an: „Seine Geschichte ist bloß die eines Barbarenfürsten, der trunken vom Schwindel seiner Macht an die schrankenlose Willkür alter Despoten erinnert. Nach den Prinzipien der Legitimität hätte er die Czarenkrone aller Reußen tragen sollen; kein anderes Prinzip befähigte ihn zum Herrscher irgend eines Volkes. Seltsam genug ist es, daß der Kaiser Alexander, der die neue Doktrine der Legitimität aufstellte, und dieselbe in das Gebäude der heiligen Allianz als Grundpfeiler einmauerte, auf einem Throne saß, auf welchem eben dieses Prinzip von jeher am wenigsten geachtet wurde. Sein Großvater wurde von seiner Gemahlin entthront und ermordet, und die Thronfolge umgestoßen, um ihrer Usurpation Platz zu machen; sein Vater selbst mußte es sich gefallen lassen, in voller Blüthe der Gesundheit zu sterben, und sobald er selbst, der von diesem unzeitigen Hinscheiden Vortheil zog, die Krone seinem Nachfolger überlieferte, wurde sie abermals vom Haupte des legitimen Erben Konstantin genommen und dessen jüngerm Bruder aufgesetzt. Und doch beharrt der jetzige Kaiser auf Polens Unterwerfung, um den Triumph der legitimen Prinzipien zu sichern!"

*

Der berühmte Wundarzt Astley Cooper zu London hat auf eine Einladung der zu London gebildeten Mäßigkeitsgesellschaft, von der in diesen Blättern schon einigemal die Rede war, ein Schreiben an dieselbe erlassen, worin er sagt: „Niemand kann den Branntwein mehr hassen als ich, und kein Tropfen gebranntes Wasser kommt über meine Schwelle. Wenn das Volk Augenzeuge seyn könnte von den vielen Leberkrankheiten, Wassersuchten und Zerrüttungen des Nervensystems, die ich als die Folgen der Unmäßigkeit im Trunke zu beobachten Gelegenheit habe, so würde es die Ueberzeugung gewinnen, daß gebranntes Wasser und Gift gleich bedeutend sind. Dessenungeachtet betrachte ich das Projekt der Mäßigkeitsgesellschaft als ein utopisches, und deßhalb kann ich ihm auch nicht beitreten; vielmehr halte ich dafür, daß eben so leicht der Niagara in seinem Sturze aufzuhalten, als man die Bevölkerung von London hindern wird, sich durch Unmäßigkeit zu Grunde zu richten.

*

Das Schnupfenfieber oder die Influenza herrscht nicht allein in Paris und mehreren Provinzen von Frankreich, sondern auch in Schottland, wo sich zu ihr auch noch ein typhöses Uebel gesellt hat. Zu Glasgow mußte man die Hospitäler vermehren, um die Kranken aufnehmen zu können. Zu Birmingham richtet eine ähnliche Fieberkrankheit große Verheerungen an.

*

Es erscheint als ein seltsamer Widerspruch, daß England und Amerika, zwei Staaten, die am eifersüchtigsten über ihre politische Freiheit wachen, zu gleicher Zeit eben diejenigen Länder sind, wo die persönliche Freiheit, sobald es auf Pfunde, Schillinge und Pfenninge ankommt, am wenigsten geachtet wird. Das „North American Review" enthält in einem Artikel hierüber die Nachweisung, daß die Zahl der in den Schuldgefängnissen vom 6 Junius 1829 bis 24 Februar 1830 verhafteten Schuldner sich auf 817 belief, von denen 50 gefangen saßen wegen Schulden unter einem Dollar; 255 wegen Schulden über einem und unter 5 Dollars; 174 wegen Schulden bis zu 10 Dollars; 140 wegen Schulden bis zu 20; 120 bis zu 100; 98 über 100 Dollars. Die Schulden von 252 dieser unglücklichen Leute beliefen sich auf 8,665 Dollars, und die Kosten auf 8448. 64 verhaftete Schuldner waren 858 Dollars schuldig, und die Kosten betrugen 8,120 Dollars.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Das Inhaltsverzeichniß zum ersten Semester 1831.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 211. 30 Julius 1831.

Ueber die Reform von einem Tory.

Das Resultat der letzten Wahlen und das neue Parlament.

(Fortsetzung.)

Die Pairs könnten freilich, aus Furcht vor einem Bruch mit dem Unterhause, der Maßregel beistimmen, die sie von ganzem Herzen mißbilligen. Dieß ist aber sehr unwahrscheinlich. Es ist dieß ganz unläugbar ein Kampf zwischen der Demokratie und Aristokratie, zwischen denen, die nach der Gewalt streben, und denjenigen, welche Alles zu verlieren haben, wenn sie sie abtreten — sie werden anstehen, ehe sie ihre eigenen Henker werden, und den Beschluß unterzeichnen, der allen Unterschied des Rangs in der Gesellschaft aufhebt. Sie werden erkennen, daß ein auf die vorgeschlagene Art reformirtes Parlament, das auf die Verletzung der Rechte der Korporationen oder des Eigenthums gebaut ist, auch vor andern Rechten von noch weit ernsterer Art gleich wenig Achtung haben würde. Sie müssen erkennen, daß dieß reformirte Parlament, ehe zwei Jahre vergingen, England in einen ernsten Kampf mit Ireland verwickeln, die Religionsfehden wieder ins Leben rufen und einen Todeskampf zwischen päpstlichem Supremat und unsrer protestantischen Kirche entzünden würde. Von welcher Seite man die Sache betrachten mag, dieser Kampf würde ganz unbezweifelt statt finden. Wie sehr die liberalen Ideen jetzt auch in der Mode seyn mögen, die Engländer sind ein religiöses Volk, und wenn der Tag des Kampfes kommt, werden alle ihre alten Vorurtheile für den Protestantismus wieder erwachen. Selbst wenn man die Zurücknahme der Union zugestände, würde dieß Mitgefühl durchaus nur auf der Seite ihrer protestantischen Brüder seyn. Der Volkswille würde ein Ministerium vernichten, das ihre Vorliebe in einer so heiligen Sache mit Rücksichtslosigkeit zu behandeln wagte.

Hier ist eine von den Ursachen der Uneinigkeit, welche die Pairs von England wohl bedenken müssen, ehe sie der revolutionären Bill ihre Zustimmung geben. Sie müssen sehen, daß der Zweck Lord Greys und seiner Freunde ist, England an Händen und Füßen gebunden der Gnade der irischen Demagogen und der illegalsten und ehrgeizigsten Priesterschaft auf Gottes Erdboden zu überliefern, einer Priesterschaft, die England aus religiösem Instinkt und natürlicher Antipathie haßt, welche unsere Schulen, unser Erziehungssystem, unsere Kenntnisse, unsern Einfluß, und unsere Ueberlegenheit als Protestanten verabscheut. Die Freunde Lord Greys verbergen es nicht, und die Einleitung ist bereits getroffen, die irländische Kirche zu vernichten, und die papistische Geistlichkeit auf Kosten der protestantischen Kirche auszustatten.

Dieß ist aber keineswegs die einzige oder auch nur die größte Schwierigkeit, worein solch ein reformirtes oder vielmehr revolutionirtes Parlament uns stürzen wird. Die Staatsschuld! — Warum soll das Parlament reformirt werden? Weil es korrumpirt und also eine unkonstitutionelle Versammlung ist, inkompetent, die Angelegenheiten einer großen Nation zu leiten, alle ihre legislativen Akte sind durch den käuflichen Charakter befleckt. Das ist das Lied, das man ewig singen hört; wird nun ein reformirtes Parlament die abscheulichen Kontrakte sanktioniren, wird es die ungerechten und lästigen Verbindlichkeiten des verkäuflichen Vorgängers anerkennen? Einige der Vertheidiger dieser ministeriellen Revolution haben es gar keinen Hehl, daß ein Ajustement zwischen dem Staat und seinen Gläubigern unerläßlich ist, und mit diesem Ajustement meinen diese Herren Beraubung.

Wenn wir bedenken, wer die Männer am Ruder sind, und welche Grundsätze die Führer eines neuen Parlaments befolgen werden, welche Sicherheit haben wir noch für die Institutionen des Landes, von deren Aufrechthaltung die Sicherheit der Krone abhängt? Unsere Besitzungen in Westindien sind am Rande einer Rebellion. In Antigua ist das Martialgesetz proklamirt, Canada erwartet die Entscheidung über die Zölle von Zimmerholz mit nichts weniger als unterwürfiger Gesinnung. Die Zusammenkunft von Colonialabgeordneten zu Barbados zeigt eine ähnliche Stimmung. So groß ist der Abschen, mit dem sämmtliche Güterbesitzer und Pflanzer dieser Colonien eine gewisse Faktion in diesem Lande, die ihnen mit Zerstörung droht, und mit der die Minister wenigstens durch die Grundsätze eng verbunden sind, betrachten, daß es nur eines Funkens bedarf, um eine Flamme zu entzünden, die sich über die ganze karaibische See ausdehnen wird. Noch einige insolente Reden im Parlament — noch ein falscher Schritt — noch eine Reihe drohender Beschlüsse, und unsere Colonialherrschaft ist zu Ende! Wenn wir Westindien verlieren, so mag die Schatzkammer nur ihre Thüren schließen, denn die Nachricht davon wird das

Schicksal Englands besiegeln, und seinen Bankerott der ganzen Welt offenbaren. *)

(Schluß folgt.)

Die Contemporaine in Aegypten.

4. Abreise nach Rosette durch die Wüste. — Die Sklavinnen der Europäer. — Dr. Clot und das Hospital in der Wüste. — Der empfindsame Kerkermeister. — Ludwig XVIII und der fette Fastenochs.

(Schluß.)

Das Hospital Abusabel, samt einem Dorfe gleiches Namens, liegt sechs Meilen von Kahira mitten in der Wüste. Nur wer eine Wüste gesehen hat, kann begreifen, von welcher Bewunderung man erfaßt wird, plötzlich ein prächtiges europäisches Gebäude vor Augen zu sehen, das geräumig und luftig gebaut, schöne Gänge, einen botanischen Garten, eine Pharmazie, Bäder, Küchen, ein großes anatomisches Amphitheater, und ungeheure Säle hat, in denen die Zahl der verpflegten Kranken sich mit den bedeutendsten Spitälern in Europa messen kann. Herr Clot von Menschlichkeit getrieben und von einer unermüdlichen Ausdauer belebt, hat hier alle für Kranke nothwendige Bequemlichkeiten, wie sie nur in den Hospitälern Frankreichs zu finden sind, und früher in Aegypten völlig unbekannt waren, einzuführen gewußt. Diese treffliche Anstalt erfreut sich des unmittelbaren Schutzes Osman-Bey's, der Clot's Verdienste zu würdigen wußte, und ihm mit der zärtlichsten Freundschaft zugethan ist. Wenn man in der Wüste ein so schönes Denkmal der leidenden Menschheit zum Troste errichtet sieht; so möchte man wohl nicht läugnen, daß das Land, das ein solches besitzt, nicht auf der Bahn der Civilisation begriffen ist, und vielleicht auf ihr bedeutendere Fortschritte gemacht haben würde, wenn alle nach Aegypten gekommenen Franzosen mit so viel Talent, Eifer und Thätigkeit Hand angelegt hätten, als der verdienstvolle Clot. Aber da liegt das große ma der Italiener im Wege.

Die große Anstalt von Abusabel vereinigt in ihrem weiten Umfange die Schulen der Arzneikunde und Chirurgie und eine Schule des wechselseitigen Unterrichts. Ich wohnte einer Vorlesung in der Arzneischule bei, und kann nicht genug mein Erstaunen beschreiben das ich empfand, als ich die jungen Söhne der Wüste, die erst seit kurzem zu dem verwickelten Studium des menschlichen Körpers zugelassen worden waren, mit der größten Klarheit und Bestimmtheit die schwierigsten Fragen wie z. B. über den Umlauf des Blutes beantworten hörte. Ich getraue mir zu behaupten, daß wenn Herr Clot nur noch einige Jahre in Aegypten verweilt, Mohammed Ali ihm die Wohlthat zu verdanken haben wird, unter seinen Unterthanen Aerzte und Wundärzte zu besitzen, die er bisher mit so großen Kosten aus Europa kommen lassen mußte.

Eine eben so große Ueberraschung gewährte mir die Schule des wechselseitigen Unterrichts; wiewohl ich gestehen muß, daß der Entschluß sie zu besuchen mir einige Ueberwindung kostete. Eine Stunde wechselseitigen Unterrichtes ist die erste Stufe zur Sitzung einer Akademie der Wissenschaften, und ich kann nicht die Langeweile bergen, die nur bei einem Gedanken daran mich befällt. Nichts desto weniger sah ich mich hier in Staunen und Verwunderung gesetzt. Herr Uccelli lehrt als Professor der Sprachen französisch und italienisch; er bat mich irgend etwas, einen Gedanken, eine Maxime, eine Stelle aus einer Schrift zu diktiren, um sie von seinen Zöglingen analysiren zu lassen. Ich sah diese Araber, die ein halbes Jahr zuvor kaum wissen mochten, daß es außer der ihrigen noch sonst eine Sprache gebe, das gegebene Thema zergliedern, und sofort ins Italienische übersetzen, und zwar mit einer Geläufigkeit und Reinheit, die auf reißendschnelle Fortschritte, und ein Sprachtalent schließen ließ, das unter der Jugend civilisirter Länder nicht immer zu finden ist. Diese jungen Leute sind sehr gut, ja sogar prächtig gekleidet und zwar auf Kosten des Vizekönigs, die Kleidung ist für alle eine und dieselbe. Herr Clot hatte im Sinn, dem Vizekönige den Vorschlag zu machen, einige dieser Zöglinge, die am meisten Fortschritte gemacht, unter seiner Aufsicht nach Europa reisen zu lassen — ein Vorhaben, worüber ich fast Herrn Clot hätte böse seyn mögen, der seiner Anstalt so nöthig ist, daß sie ohne ihn wie ein Leib ohne Seele dastehen würde. Es läßt sich denken, daß ein Mann, der wie Dr. Clot eine so einträgliche

---

*) In einem andern Aufsaz, betitelt: Colonial Crisis, beklagt sich der Verfasser heftig über das Benehmen der Londoner-Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei, ein Benehmen, das Mord und Brand auf den westindischen Inseln nach sich ziehe. Wir wollen die gar nicht so leicht, als man gewöhnlich glaubt, zu lösende Frage über die Abschaffung der Sklaverei in Westindien ganz bei Seite lassen, und machen bloß auf eine Folge des jetzigen Zustandes aufmerksam, welche der Verfasser andeutet:

„Es ist noch ein Punkt übrig, worüber wir die Meinungen dieser so menschlichen und so besonnenen Herren kennen zu lernen wünschen. Man nehme an, die westindischen Legislaturen unterwerfen sich den Befehlen des Parlaments nicht — sie setzen sich in den Kopf, sie seyen für das Mutterland so wichtig, als das Mutterland für sie — man nehme an, daß in diesem Augenblick gewisse Unterhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und den großen Landeigenthümern in Jamaika statt fänden — man nehme an, daß in Betracht der möglichen Entfernung der britischen Truppen bereits Agenten nach Europa gesendet wären, um sogleich 3000 Söldner anzuwerben. Es ist dieß nur eine Voraussetzung, wir wünschten aber zu wissen, was die Philantropen anfangen würden, wenn diese Voraussetzung irgend einen Grund hätte. Wir geben zugleich einen Wink, den das britische Publikum, die westindischen Pflanzer und die Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels wohl beherzigen mögen. Diese leztere hat die Regierung in eine Lage gebracht, aus der sie nur durch große Geschicklichkeit sich wird herauswinden können. Die Minister müssen bis zu einem gewissen Punkte die Reden dieser faktiosen Schwäzer anhören, welche auf eine gottlose Weise alles Unglück und alle Verlegenheiten des Landes dem Daseyn der Sklaverei zuschreiben. So befreie man doch die Nation mit einem Male von einem so zerstörenden Einfluß, man lasse unsere westindischen Besitzungen sich unter Großbritanniens Schuz, und nach Art der jonischen Inseln sich unter eine Föderativ-Regierung vereinigen — man lasse ihnen völlige Freiheit von parlamentarischer Einmischung — man lasse sie ihre eigenen Gouverneure anstellen, ihre eigene Kirche reguliren — ihre eigenen Truppen werben und bezahlen, man regulire die kommerziellen und fiskalischen Verhältnisse mit Großbritannien auf eine Art, daß dem Mutterlande alle Vortheile gesichert werden, die es jezt genießt, und die Lage des Pflanzers wird unendlich besser seyn als jezt. Hierauf werden wir in einer spätern Nummer zurückkommen.“

und ehrenvolle Stelle bekleidet, nicht von Feinden verschont bleibt, auch ist er wirklich schon oft das Ziel mannichfaltiger Intriken gewesen. Der einzige Fehler, den man an Herrn Clot tadeln könnte, ist seine Neigung, sich einer allzu großen Lebhaftigkeit zu überlassen, was dem Vorsteher einer Anstalt nicht gut ansteht, und ihn täglich in unangenehme Berührungen mit seinen Untergebenen bringen muß. Da überdieß ein gesetztes und ernstes Betragen ein wesentlicher Zug in dem muselmännischen Charakter ist, und die Lebhaftigkeit ihnen nur halb zusagt, so haben sie eine wahre Abneigung gegen Ungestüm, und ich muß gestehen, daß Dr. Clot's Lebhaftigkeit oft bis zum Ungestüm geht. Er läßt sich hierin gegen Zöglinge und Lehrer zu weit fortreißen und wäre beinahe einmal das Opfer davon geworden. Ein junger Araber gerieth in Wuth und versetzte ihm einen Dolchstoß an den Kopf. Herr Clot betrug sich bei diesem Vorfall bewunderungswürdig und kann von dieser Gelegenheit aus Erfahrung wissen, wie viel Gewalt Kaltblütigkeit über jede Art des Zornes ausübt. Weit entfernt über den mörderischen Anfall des jungen Arabers erschrocken zu seyn, gewann er vielmehr die ganze Würde des beleidigten Vorstandes und die erste Strafe des Schuldigen war die Verachtung und der Abscheu seiner Schulgenossen. Ich hatte Gelegenheit über diesen Vorfall mit Osman Bey zu sprechen, was mir Gelegenheit gab zu bemerken, wie hoch Dr. Clot bei ihm in Achtung stand; er entschuldigte, er rechtfertigte ihn, indem er seinen Ungestüm, wie es auch wirklich der Fall ist, auf Rechnung seines Eifers für das Gedeihen seiner Anstalt schrieb; er fügte hinzu, es seyen nur mißgünstige und talentlose Menschen die ihm daraus ein Verbrechen machten. Dieß sind Osman Beys eigene Worte und man kann daraus abnehmen, daß ein Türke, der dem Verdienste eines Europäers auf solche Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, selbst kein gewöhnlicher Mensch ist.

Doch ich komme auf mich selbst zurück. Die Aufnahme, die ich bei Dr. Clot fand, konnte man ein Fest nennen. Die Mahlzeit war herrlich, nur allzu glänzend. Man trug unter einer Laube auf, ganz nach europäischer Art, aber mit all dem prachtvollen Aufwande eines muselmännischen Gastmahles. Herr Clot verband mit der Pracht auch die Galanterie und eine Ueberraschung, die er mir bereitete, versetzte mich in eine Rührung, die mich auf's höchste entzückte. Bei dem Dessert ließ das Musikkorps der in der Wüste lagernden Regimenter plötzlich die Marseillaise hören, und zwar mit einer ausgezeichneten Vollendung. Im Jahre 1829 ein Lied hören, das mich an 92 erinnerte! es hören in einer Wüste die an die Ebene von Heliopolis stößt! Gewiß dieses Lied erscholl auch unter demselben Himmel in jenen Tagen unsrer glorreichen Erinnerungen; ich gab mich ganz dem Zauber hin, der mich unter diesem schönen Himmel Aegyptens ergriff, ich brachte die Gesundheit des großen Mannes aus, und sie wurde mit einer heiligen Begeisterung aufgenommen.

Der Thau macht die ersten Abendstunden in Aegypten der Gesundheit nachtheilig, wir zogen uns also auf den Diwan zurück, um den Kaffe einzunehmen. Hier wurde ich der Gegenstand eines Zartgefühles, oder gab vielmehr Gelegenheit dazu, das ich am wenigsten von einem Menschen erwartet hätte, dessen Gewerbe eben nicht geeignet war, ihn empfindsam zu machen. Es war dieß der Gefängnißwärter der französischen Aerzte, der bemerkt haben mußte, welche Theilnahme ich den beiden Gefangenen bezeigte, und da er mich für die Heldin des Festes in Abusabel hielt, so glaubte er mir einen Gefallen erweisen zu können, wenn er mir ihre Gesellschaft vergönnte und in der That konnte ihm das Vergnügen, das ihre Gegenwart mir gewährte, beweisen, daß er sich nicht getäuscht hatte. Diese wahrhaft zarte Aufmerksamkeit rührte mich um so mehr, als sie geradezu im Widerspruche stand mit den finstern Gesichtszügen dieses Mannes von einem so unfreundlichen Gewerbe. Den Ausbruch meiner Dankbarkeit mäßigte Dr. Clot bloß durch die Bemerkung, daß dieser brave Türke der geschickteste Scharfrichter des Kija Bey (Kriegsministers) des Vizekönigs sey. Der Kija Bey hatte den zartfühlenden Kerkermeister bei einem Aufruhr der Arnauten gebraucht, um täglich einigen Hunderten derselben die Köpfe abzuschlagen. Es ist doch wahrhaftig mit der Ehre wie mit der Schönheit, sie beruht bloß auf Landessitte und Geschmack; die Türken z. B. geben einem geschickten Henker einen Ehrensäbel, wenn von seiner Hand tausend Köpfe gefallen sind; und mein empfindsamer Scharfrichter hatte zwei dergleichen Ehrensäbel und war nicht wenig stolz darauf. Aber, das europäische Vorurtheil beiseite gesetzt, handelte dieser Mann nicht auf Befehl seiner Vorgesetzten? Und was thun im Grunde unsre tapfersten und entschlossensten Soldaten anders als tödten? Freilich, aber sie tödten mit der Gefahr getödtet zu werden. Nein, — ich fühle, daß ich hier alberne Schlüsse gemacht habe, aber ich wollte nur beweisen, daß ich nicht so Unrecht that, den Mann von zwei Ehrensäbeln ohne Abscheu zu betrachten, weil er gegen zwei meiner Landsleute, eine so schöne Aufmerksamkeit bewiesen.

Ich füge über das Fest in Abusabel nichts mehr hinzu; Was noch zu sagen übrig wäre, berührt allzu sehr persönlich die Contemporaine, und ich glaube es wird gut gethan seyn, den allzu heftigen Sprüngen meiner Eitelkeit bisweilen den Zügel anzulegen. Doch kann ich mich nicht enthalten beizufügen, daß man mich französisch und italienisch besang, und daß ich unendlich gerührt war, über die Verse, zu denen ich Herrn Rigaud zu begeistern das Glück hatte. Sein Lied nach der Melodie la Colonne kam vom Herzen und ging zum Herzen. Wenigstens war die Melodie ein wenig besser gewählt, als jene von dem Liede Où peut-on être mieux qu' au sein de sa famille? — als die Metzger von Paris Ludwig XVIII ihren fetten Fastenochsen vorführten.

Der konstitutionelle Papst.

Einige Zeit vor dem Ausbruche der Revolution in den päpstlichen Staaten erhielt der gegenwärtige Papst folgende Zuschrift von einem belgischen Geistlichen, der sich damals zu Rom aufhielt:

„Heiliger Vater!

„Die allgemeine Geistesrichtung in Europa, und insbesondere in Italien, läßt eine Revolution als unvermeidlich und nahe bevorstehend erkennen, und vielleicht bricht sie schon in diesem Augenblicke von Palermo bis Turin aus. Die liberale Partei, gestützt auf das Prinzip der Nichtintervention, gewinnt eine unwiderstehliche Macht, und sie bedarf bloß einer Leitung. Der Augenblick ist gekommen, wo Sie sich den Völkern und der Kirche als einen neuen Cyrus, als einen neuen Makkabäer zeigen können, der erkoren ist, die Befreiung des Volkes Gottes zu vollenden. Im Namen des Christenthums, dieser wohlthätigen Religion, die nicht allein zum Zwecke hat, das Heil des Menschen in dem jenseitigen Leben, sondern auch in dem gegenwärtigen dadurch zu begründen, daß sie die Knechtschaft durch das

Dogma der Gleichheit aller Menschen vor Gott aufhebt — im Namen des Christenthums sollte jene Vereinigung des Glaubens und der Freiheit geknüpft werden, die beiden in Ireland und in Belgien den Sieg errungen hat.

„In seiner Eigenschaft als Vater aller Gläubigen, sollte das Oberhaupt der Kirche seinen Unterthanen zurufen: Venite ad me omnes; er sollte den Anstoß geben, nicht empfangen. Eine Charte nach dem Vorbilde der von Ludwig XVIII oktroyirten würde, freiwillig und unverzüglich verliehen, allen Anforderungen der Zeit genügen; sie würde alle Parteien um den römischen Stuhl vereinigen, und Rom, gegenwärtig die Hauptstadt der Christenheit, bald alle Städte Italiens seiner Suprematie sich zu unterwerfen wetteifern sehen.

„Die Grundzüge dieser Verfassung würden meiner Ansicht nach in Folgendem bestehen:

„1. Untheilbarkeit der geistlichen und weltlichen Gewalt in der Person des heiligen Vaters. 2. Freie Religionsübung der katholischen Religion allein, aber Toleranz aller übrigen Kulte. 3. Freiheit der Presse mit beschränkenden Gesetzen in Bezug auf politische Gegenstände und mit präventiven in Sachen der Religion. 4. Ein gleichförmiges und unwandelbares Civilgesetzbuch. 5. Unabsetzbarkeit der richterlichen Gewalt. 6. Unabhängigkeit der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt. 7. Eine Pairskammer, auf Lebenszeit von dem heiligen Vater ernannt, zum Theil aus den Kardinälen, zum Theil aus den durch Geburt oder Verdienst ausgezeichnetsten Laien. 8. Eine Deputirtenkammer, gewählt von allen denen, die durch ihr eigenes Interesse die natürlichen Anhänger der Stabilität der Regierung seyn müssen. 9. Die Person des Papstes ist heilig und unverletzbar; dagegen sind die Minister verantwortlich und dem Gerichte der Pairskammer unterworfen. 10. Als geistlichem Oberhaupte bleibt dem Papste jederzeit die oberste Entscheidung in Glaubenssachen. Als weltlichem Oberhaupte bleibt ihm das Recht vorbehalten, zu begnadigen, Krieg und Frieden zu schließen, die Kammern aufzulösen, alle Vorschriften der administrativen Gewalt zu erlassen und zu vollziehen. 11. Die Kardinäle behalten alle Rechte und Privilegien, deren sie bisher genossen, ausgenommen die des Heerbefehls und der ausschließlichen Bekleidung der Staatsstellen. 12. Bei der Wahl eines Papstes durch die Kardinäle steht der Deputirtenkammer das Recht zu, drei Kardinäle auszuschließen.

„Jede Charte oder Verfassung, die nicht auf diesen Prinzipien beruht, wird von den Italienern nicht als ein Akt des Liberalismus, sondern als ein Beweis der Schwäche betrachtet werden.

„Dieß sind die Ideen, die ich aus meinem Eifer für die Kirche und die Menschheit schöpfte, und die ich im Vertrauen auf die Tugenden und erleuchteten Einsichten Eurer Heiligkeit unmittelbar vorzutragen kein Bedenken trage. Ich habe darüber noch Niemanden als dem Kardinal Zurla Mittheilungen gemacht, und auch die Liberalen haben davon keine Kenntniß. Mit welcher Liebe und Begeisterung würden sie für den Souverän erfüllt werden, von dem diese konstitutionellen Freiheiten ausgingen! Gegenwärtig sind sie nur von einem blinden Hasse gegen jede theokratische Gewalt beseelt; ihr ganzes Bestreben ist darauf gerichtet, die weltliche und geistliche Macht streng von einander zu scheiden, und aus dem römischen Papste einen bloßen römischen Bischof zu machen, indem sie einen weltlichen und vielleicht der Religion feindlichgesinnten Fürsten zum Könige erwählen werden, ohne zu bedenken, daß es nach den Worten der heiligen Schrift der Zorn Gottes war, der seinem Volke einen König gab.

„In wenigen Tagen werde ich Italien verlassen, und wenn ich die Ueberzeugung mit mir hinwegnehmen könnte, durch Darlegung meiner Ansichten so viel in meinen Kräften stand dieß schöne Land von einem Strome bewahrt zu haben, der verwüstend darüber hereinbricht, und Thron und Altar zu verschlingen droht, während ihm gesteuert würde, wenn man ihm seine Bahn vorzeichnete, so würde ich auf jedes andere größere und süßere Vergnügen mit Freuden verzichten.

„Vox populi, vox Dei."

„D. J. Verluest von Brüssel,

„Doktor der physikalischen und mathematischen Wissenschaften."

Als die Revolution im Herzen Italiens ausbrach, und das unglücklichste Volk, das in einem irdischen Paradies, aber in einer politischen Hölle lebt, mit den Waffen in der Hand seine Klagen und Bedürfnisse aussprach, griffen der Papst und die Kardinäle in der Verzweiflung wirklich einen Augenblick nach dem vorliegenden Konstitutionsentwurfe, den sie wahrscheinlich noch kurz zuvor als den thörichten Traum eines Verrückten belächelt hatten. Man unterredete sich mit dem belgischen Priester, der sich damals noch zu Rom befand, und schien seinen Vorschlägen um so mehr Gehör geben zu wollen, als sich die Insurgenten Rom näherten. Es hing an einem Haare und der konstitutionelle Papst war fertig. Da kam die erquickliche Nachricht freilich nicht wie Noahs Taube mit dem Oelzweige, sondern mit einem österreichischen Bajonnet im Munde, die Oesterreicher seyen in Modena eingerückt, und die französische Regierung habe nicht den Muth, das Prinzip der Nichtintervention aufrecht zu erhalten. Der Papst und das heilige Kollegium fühlten wieder festen Grund unter den Füßen und ließen Verluests Projekt als unnöthig fallen; oder vielmehr, sie übergaben es dem Untersuchungsrichter, und der Verfasser der päpstlichen Konstitution hatte hohe Zeit, sich aus dem Staube zu machen, da man eben im Begriffe war, in einem Gefängnisse der Engelsburg näher über die Sache mit ihm zu sprechen.

Vermischte Nachrichten.

Swift ging eines Tages mit der Lady Melville spazieren. „Wie angenehm ist die Luft hier," sagte sie. „Reden Sie nicht so laut," entgegnete der bissige Dechant, „Sie könnten leicht Jemand auf den Gedanken bringen, auch die Luft zu besteuern, die einzige Sache, die noch in England auflagenfrei ist." — In der That zahlt der Engländer dem Staate für die Erlaubniß, einen Hund besitzen, ein Pferd reiten, in einem Wagen fahren, einen Bedienten halten zu dürfen. Die Hundesteuer trägt jährlich 186,102 Pf. St. ein, also über zwei Millionen Gulden; die Auflage auf Reit- oder Wagenpferde 563,675 Pf.; die Auflage auf Maulthiere und Packpferde 62,450 Pf.; die Bedientensteuer 295,087 Pf.; die Wagentaxe 597,613 Pf. Eine der größten Einkünfte des englischen Fiskus war vormals die Auflage auf den Haarpuder; ein Lord der Opposition brachte bekanntlich die Mode sich zu pudern dadurch in Abnahme, daß er seine Pferde pudern ließ. Seitdem pudern sich in England nur noch die Bedienten, und die Taxe erträgt nicht mehr als 15,945 Pf. Die schwerste Steuer lastet auf den Häusern; diese steigt jährlich höher als auf fünfzig Millionen. Eine beträchtliche Anzahl von Taxen ist indeß im Verlaufe der letzten Jahre zum großen Vortheile der Konsumenten aufgehoben worden. So die Accise-Auflagen des Bieres, Hopfens und Aepfelweins, der Kerzen und gedruckten Baumwollenzeuge, mit 4,189,000 Pf. St. Während des letzten Jahres betrugen diese Auflagen noch (bis zum 5 Junius 1830) für Bier 2,804,000 Pf.; Hopfen 371,000 Pf.; Aepfelwein 44,000 Pf.; Lichter 271,000 Pf.; gedruckte Baumwollenzeuge 199,000 Pf. St.

Zu London waren neulich mehrere äußerst schöne Proben von neuseeländischem Flachse in dem königlichen Institut ausgestellt zu sehen. Die Haltbarkeit dieses Flachses wird von kompetenten Richtern für bei Weitem besser gehalten, als die des Flachses, den man aus dem nördlichen Europa bezieht. Man hat das neuseeländische Produkt bereits in den Tauspinnereien angewendet und verspricht sich davon ein eben so treffliches Surrogat für den europäischen Flachs und Hanf, als von der australischen feinen Wolle den Ersatz für sächsische und spanische in den englischen Manufakturen. Man zweifelt nicht, daß der Flachshandel mit den Südseeinseln in wenig Jahren von hoher Bedeutung werden und der Ausfuhr von englischen Industrieerzeugnissen einen neuen Markt in den dortigen Gegenden eröffnen wird, ohne daß der Verkehr dabei mit so großen Beschränkungen zu kämpfen hat, wie auf den Märkten des europäischen Continents.

Der amerikanische Novellist „Fenimore Cooper" steht im Begriffe, einen neuen Roman unter dem Titel „der Bravo" zu beendigen. Die Handlung desselben spielt, wie der Roman des Dichters Lewis gleichen Titels, in Venedig und dessen Umgebungen. Diese Novelle ist in dortiger Gegend selbst geschrieben worden. Der Held ist ein Bandit (Bravo), eine historische Person, oder deren Thaten wenigstens in Venedig und dem nördlichen Italien als historisch betrachtet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 212. 31 Julius 1831.

Ueber die Unruhen in den südlichen Grafschaften Englands.

Ihre Ursachen und die Mittel zur Abhülfe.

(Nach dem Edinburgh Review.)

Alles was uns in die innern Verhältnisse des Völkerlebens einweiht, gewinnt immer mehr an Interesse, besonders darum, weil viele Orte Europa's hinsichtlich dieser Verhältnisse, wenn auch nicht gleiche, doch ähnliche Symptome darbieten. Wenn man in Bezug auf England sagt, daß die Sicherheit des Reichs von dem Benehmen der großen Masse abhänge, so findet dieß seine Anwendung überall, und daß das Benehmen der großen Masse hauptsächlich von ihrem größern oder geringern physischen Wohlstande abhängt, das hat die Erfahrung nur schon in allzu vielen Fällen erprobt. Der Zustand der südlichen Grafschaften Englands ist ein auffallendes Beispiel, was eine einzige in wohlwollender Gesinnung ergriffene, aber durchaus falsche Maßregel für furchtbare Folgen haben kann. Als in den Jahren 1795 und 96 das Korn auf einen ungemein hohen Preis stieg, sah man sich nach Mitteln um, das Elend der arbeitenden Klasse zu mindern, und setzte fest, daß ein unverheiratheter Arbeiter wenigstens drei Schilling in der Woche bekommen sollte, ein verheiratheter mit einem Kinde wenigstens sechs Schilling, mit fünf Kindern wenigstens zwölf Schilling u. s. w. Sollte der Preis des Brodes noch höher steigen, so sollte auch sein Einkommen vergrößert werden. Was der Arbeiter nicht an Lohn einnahm, das mußte natürlich aus der Armentaxe bezahlt werden.

Dieses absurde System äußerte bald seine verderblichen Wirkungen, besonders derjenige Theil davon, welcher bestimmte, daß Leute mit vielen Kindern mehr bekommen sollten. Dieß zernichtete alle Voraussicht und alle Ueberlegung bei der ärmern Klasse. Statt daß sie sonst bis zum 28, 30 oder 35 Jahre sich als Knechte und Mägde verdingten, bis sie eine Summe von 40 bis 50 Pf. St. erspart hatten, heiratheten sie jetzt, noch oft vor ihrer Volljährigkeit; denn nach den vorhandenen Bestimmungen, welche im Jahre 1796 sogar in eine Parlamentsakte verwandelt worden waren, mußten sie im Falle des Bedürfnisses von den Kirchspielen erhalten werden. Wie sehr dieß System den moralischen Charakter des Armen vernichtete, braucht nicht erst auseinander gesetzt zu werden. Das Einkommen der arbeitsamen und mäßigen Leute war dasselbe, wie das der faulen und verschwenderischen, also hatte keiner mehr das Interesse, fleißig, sparsam und ein ordentlicher Haushalter zu seyn. Unter diesen Verhältnissen griffen wie natürlich alle Laster von Sklaven um sich, sie wurden faul, diebisch und boshaft, denn die Kirchspiele mußten sie ja unterhalten, so gut wie Sklaven von ihren Herren unterhalten werden, da sie aber nicht zugleich einem bestimmten Herrn gehörten, so wurden sie zügellos, und wandten sich endlich gegen die, welche etwas besaßen.

Zwei Gründe sind es hauptsächlich, welche zur Fortsetzung des Systems beitrugen, auch als man dessen Verderblichkeit erkannt hatte; erstens mußten die Pächter einen sehr geringen Arbeitslohn zahlen, indem der Rest dessen, was der Arbeiter brauchte, von dem Kirchspiele bezahlt wurde, und zweitens wußte man nicht, wie mit der Masse von Armen fertig werden, welche das System einmal geschaffen hatte. Das Uebel war so groß, daß manche sogar an Mittel dachten, die Arbeiter zu strafen, welche lässig oder gar nicht arbeiteten, und selbst das Parlament schien manchmal nicht abgeneigt, auf solche Vorschläge einzugehen, aber dieß wäre entweder an dem Nationalcharakter gescheitert, oder wenn es geglückt wäre, würde es nur die arbeitende Klasse vollends zu Heloten herabgewürdigt haben.

Daß man auf solche Hülfsmittel verfallen kann, beweist am besten die Größe des Uebels, und das dringende Bedürfniß Abhülfe zu schaffen. Das Parlament muß dieß ganze System der Armentaxe abschaffen, aber mit der raschen Abschaffung ist es nicht gethan. Wo dieß System von Armenunterstützung eine Zeitlang geherrscht hat, da findet sich ein Ueberfluß an Arbeitern, und wollte man die arbeitsfähigen bei irgend einem Geschäfte angestellten Leute von denjenigen trennen, welche keine Arbeit haben, so würde die Unterstützung die man den letztern angedeihen ließe, im Augenblick ihren Einfluß auf den Arbeitslohn der erstern äußern. Wäre die Unterstützung beträchtlicher, so würden die Arbeiter faul, man würde sie des Dienstes entlassen, und sie fielen wieder dem Kirchspiele zur Last; wäre die Unterstützung geringer als der Arbeitslohn, so würden die unbeschäftigten Arbeiter durch ihre Konkurrenz den Arbeitslohn doch so herabdrücken, daß er mit der Kirchspielsunterstützung gleich stünde. Daraus geht hervor, daß man sich der überflüssigen Arbeiter entledigen muß, und hiezu ist das wirksamste Mittel ihre Verpflanzung nach den Kolonien. Dort ist jede Arbeit in hohem Grade begehrt, und wer fleißig ist, erwirbt sich schnell eine gemächliche Existenz.

Zwar kann man allerdings nicht sagen, wie groß die Anzahl überflüssiger Arbeiter in England ist, doch kann man behaupten, daß sie bei weitem nicht so groß ist, als man gewöhnlich glaubt. Die Entfernung von 200,000 Individuen aus den ackerbauenden Grafschaften wäre wahrscheinlich völlig zureichend, um das jetzige System der Armentare gänzlich abzuschaffen, und den Arbeitslohn auf eine angemessene Höhe zu treiben. Daß die Sache Schwierigkeiten hat, ist keine Frage, aber die Ereignisse des letzten Winters haben gezeigt, daß der Zustand der Armen Folgen hat, die man nicht länger unbeachtet lassen kann: die Zeit der Palliativen ist vorbei, man muß kräftigere Mittel anwenden, um das Uebel mit der Wurzel zu heben. Der Sklavenkrieg der in den südlichen Grafschaften wüthete, ist für den Augenblick unterdrückt, aber die Asche glüht noch und kann leicht zur Flamme angeblasen werden. Obgleich die Gefängnisse und die Hulks mit Opfern angefüllt wurden, war das Landvolk dennoch der Sieger, es hat in den meisten Fällen sehr hohen Arbeitslohn ertrotzt. Kaum wird es den Pächtern, auch wenn sie Nachlaß in ihren Pachtschillingen erhalten, möglich seyn, ihre eingegangenen Versprechen zu erfüllen. Thun sie dieß nicht, so brechen unvermeidlich neue Bewegungen aus, thun sie es aber, wer steht dafür, ob die Arbeiter mit dem bereits Errungenen zufrieden seyn werden? Da sie alle arm sind, so haben sie keinen Grund, sich durch größern Fleiß und gutes Betragen auszuzeichnen, so muß ihr einziger Zweck seyn durch Drohungen und Gewaltthat höhern Lohn und Verminderung der Arbeit zu erzwingen. Dieß liegt nothwendig in der Entwicklung der Ereignisse wenn man sich nicht bestrebt, die Verbindung aufzulösen, die jetzt unter ihnen besteht. Um zu diesem Endzweck zu gelangen muß man sich aber an den gesunden Verstand und die gute Gesinnung der Einzelnen wenden, und sie nicht insgesammt als eine rohe Masse betrachten, die nur durch Gewalt geleitet werden kann.

Ein solches Verfahren konnte nur zu den furchtbarsten Erschütterungen führen; die Sicherheit des Eigenthums ward gefährdet, eine Menge Kapitalien gingen verloren, und alles Dieß wird völlig zu Grunde gehen, wenn man nicht dem Helotenzustand der arbeitenden Klassen ein Ende macht. Natürlicher Weise darf man keinen zum Auswandern zwingen, aber die Kirchspiele haben ein leichtes Mittel in der Hand, sie mittelbar zu nöthigen. An vielen Orten haben die Arbeiter es erzwungen, daß sie alle, fleißig oder träge, ob mit ob ohne Arbeit im Durchschnitt des Tags 2 S. 3 P. (1 fl. 21 kr.) bekommen sollen; die Kirchspiele dürfen im Fall die vorgeschlagene Auswanderungsbill durchgeht, diese Summe nur auf 1 Sch. herabsetzen, und bei weitem der größere Theil der unbeschäftigten Arbeiter wird sich zur Auswanderung entschließen.

Nach dem durch den Mißbrauch der Armengesetze herbeigeführten Helotismus haben die Gesetze gegen Wilddieberei das Landvolk am meisten erniedrigt und erbittert. Die südlichen Grafschaften waren hauptsächlich mit dieser Geisel heimgesucht, und die barbarischen Strafen wegen Uebertretung dieser Gesetze sollen hauptsächlich an den letzten Brandstiftungen Schuld gewesen seyn. Wenn man noch gräßlicheres verhindern will, müssen die jetzigen Gesetze gegen Wilddieberei abgeschafft werden. Um die Wilddieberei zu hindern, haben die hochadeligen Jäger im Parlament ein Verbot gegen den Wildpretverkauf durchgesetzt; nun giebt es aber Tausende, die nicht einen Flecken Land und durchaus keine Jagdberechtigung besitzen und doch Wildpret essen wollen und bezahlen können, diese müssen es nun freilich zu einem höhern Preise von Wilddieben kaufen. Vergebens hat man Gesetze auf Gesetze erlassen, Strafen über Strafen angeordnet, so lange aber überfütterte Fasanen und halbgefütterte Landleute nahe bei einander sind, so lange werden die letztern auf die erstern Jagd machen. Alles hat nur dazu gedient, die Wilddieberei allgemein zu machen, und die dagegen angewandten Strafen haben eine solche Erbitterung und einen solchen Durst nach Rache unter dem Landvolk erzeugt, daß man die gefährlichsten Folgen erwarten kann. Der Schritt, den Lord Althorpe deßhalb im Parlament gethan hat, ist höchst verdienstlich, und muß die Wilddieberei sehr vermindern, wenn er auch dieselbe nicht abschaffen kann.

Aber die Abführung der unbeschäftigten Arbeiter nach den Kolonien, die Aenderung der Armengesetze, die Verbesserung derer, gegen Wilddieberei sind immer noch nicht im Stande, die öffentliche Ruhe zu sichern. Die jetzige Lage Großbritanniens ist ohne Beispiel in der Geschichte, ein großer Theil der Bevölkerung hängt in seinem Unterhalt von Manufakturen und Handel ab, und ist deßhalb plötzlichen und großen Unfällen ausgesetzt. Die Ausschweifungen der Agrikulturbevölkerung mögen mit verhältnißmäßig geringer Schwierigkeit unterdrückt werden, aber wenn derselbe Geist des Aufruhrs, wie er kürzlich in den südlichen Grafschaften herrschte, sich der Manufakturbevölkerung von Manchester bemächtigte, so wäre der Nationalbankerott die Folge davon, denn eine solche Masse könnte man nicht mit Dragonern zum Gehorsam zurückführen. Ein wohl überlegtes System der öffentlichen Erziehung ist das einzige Mittel, einem solchen Unglück vorzubeugen. Es ist von der höchsten Wichtigkeit daß die Aufmerksamkeit des Parlaments sich bald auf diesen wichtigen Gegenstand lenke; die Grundlagen der wahren Sicherheit hängen von der Einsicht und der Moralität des Volks ab, und die Staatsmänner welche den Unterthanen nicht einen möglichst wohlfeilen und wahrhaft nützlichen Unterricht zu verschaffen bemüht sind, vernachlässigen eine für das Wohl des Staats höchst wesentliche Pflicht.

Prinz Leopold als König von Belgien.

Die belgische Verwicklung hat endlich ihre Lösung, die lang feilgebotene Krone einen Abnehmer gefunden. Das finstere Kriegsgewölk scheint sich aufzuklären, und Prinz Leopold schwebt oder fällt als Friedensbote mit dem Oelzweig in der Hand aus klarem Himmel auf das belgische Land herab. Alle Freunde des Friedens athmen wieder leichter und mit ihnen die friedfertigen Mächte, die in Gefahr unter dem schweren Druck ihres Kriegsharnisches zu erliegen sonderbar genug bei jeder neuen Friedensbotschaft ein neues Waffenstück anlegen. Es steht uns hier nicht zu, darnach zu fragen, in wiefern Frankreich und Deutschland sich Glück wünschen dürfen, daß Belgien ein englischer Bazar geworben ist, oder ob der König von Holland seinen hohen Verwandten es sonderlich Dank wissen wird, daß sie den europäischen Zankapfel durch ihre Londoner Protokolle, wie weiland der Papst das entdeckte Amerika, nach Belieben

zerschnitten haben. — Nur so viel sey uns erlaubt zu sagen, daß England sich nicht genug beeilen zu können scheint, in dieser Zeit der unvorhergesehenen Wechselfälle, die alle diplomatische Voraussicht schwindeln macht, Besitz zu nehmen von einer so wohlfeilen Kaufes erworbenen Kolonie. Kaum hat der belgische Kongreß seine Beistimmung zu dem letzten der Protokolle ausgesprochen, die sich zu vermehren schienen in polypenhafter Fruchtbarkeit, gleich dem auserwählten Volke Gottes, so können die englischen Blätter nicht genug drängen und treiben, der Prinz möge sich aufmachen in's gelobte Land, um die bescheerte Krone nicht unter den Händen entwischen zu lassen. Denn leider werden in unsrer Zeit die Kronen ein Traumartikel, wie sonst die Geldsäcke; man träumt von ihnen, man hat sie in der Hand, man hält sie unendlich fest, man schlägt die Augen auf und sieht verdrüßlich in die leere Faust.

Wenn man des Prinzen Leopold Geschick erwägt, so kann man sich kaum erwehren an jene wunderbaren Erzählungen von tausend und einer Nacht zu glauben, die uns vorgaukeln, wie bei der Geburt eines unter seltsamen Konstellationen gebornen Kindes eine wohlthätige Fee und ein böser Zauberer gegen einander in Kampf treten, jene um ihrem Schützling ein Königreich zu verschaffen, dieser es zu verhindern. Gleich Anfangs bietet eine schöne Prinzessin dem Prinzen Leopold die Hälfte einer noch schönern Krone, und der Prinz damals minder unschlüssig als jetzt, säumt nicht zuzugreifen; aber der böse Zauberer läßt die Prinzessin sterben und macht die wohlbegründetsten Hoffnungen zu nichte. Zwar wächst eine andere Prinzessin nach, die das Glück zu verwirklichen scheint, das die Prinzessin Charlotte Großbritannien verhieß, diese Prinzessin liebt auch den Prinzen Leopold, aber — der böse Zauberer hat es so gefügt — nur als ihren Oheim, und leider ist England das Land, wo solche Heirathen verboten sind und wo ein Papst nicht helfen kann. Große Verlegenheit für eine Fee, die ihren Prinzen gern gekrönt sähe, und noch größere Verlegenheit für England, das noch lieber für zwei Prinzessinnen nur eine Heirathssteuer gäbe.

Was ist zu thun? scheint die Fee und England zu fragen. Wo eine neue Krone finden? Der Fee wäre unbedingt jede genehm, aber England hat dabei allerlei zu bedenken. Vor allen Dingen möchte es der 50,000 Pf. St. los werden, die es dem Prinzen zu bezahlen hat. *) Da bietet sich wie vom Himmel gefallen Griechenland an. Wie konnte man es beiderseits besser wünschen? Das herrliche klassische Griechenland, mit dessen Corsaren England den Handel der andern Nationen im mittelländischen Meere zu Grund richten konnte, das wie eine Zwingherrnburg da lag, von der aus die Pforte, Oesterreich und Rußland begünstigt oder beschädigt werden konnten, wie es John Bull vortheilhaft oder nicht schien, wohin es seine verhungerten und unruhigen Arbeiter verpacken konnte — genug die Fee und England hatten nicht das Mindeste dagegen einzuwenden. Da steckt sich der böse Zauberer hinter den Prinzen und malt ihm allerlei Bedenklichkeiten, malt ihm seine 50,000 Pf. Sterling vor, die er hergeben soll, um eine bettelarme Nation zu erkaufen, und abermals werden alle Hoffnungen zu Wasser.

Die Fee und England wären trostlos gewesen, hätten nicht die Belgier eben einen Thron fertig gehabt, aber auch die größte Verlegenheit einen gutwilligen Menschen zu finden, der ihn besteigen möchte. Diese Belgier haben eine Industrie und vor Allem einen Hafen, der England ein Dorn im Auge ist; sie haben Fabriken, die durch die darauf verwendete Sorgfalt des Königs von Holland den englischen furchtbar zu werden drohten; sie bewohnen ein Land, dessen Ufer den englischen Schiffen zugänglich sind, wie nirgendwo anders, sie besitzen Festungen, die England erbaut und bezahlt hat; mit einem Worte ein Königreich kommt da in Wurf, das John Bull um alles in der Welt gern inne haben möchte, um dem Handel Hollands den Rang abzulaufen, um den von Frankreich zu ruiniren, um Deutschland mit seiner Kontrebande zu überschwemmen. Es trägt daher keinen Augenblick Bedenken, zu seinem Prinzen zu sagen: „Nimm diese Krone, sie ist für Dich wie gemacht, denn sie ist auch für mich gemacht.“

Der Prinz überlegt, die Sache ist bedenklich: „Ich werde meine Pension von 50,000 Pf. St. verlieren.“ Da ist der erste Stein des Anstoßes. „Mein Schatz wird bald von den Belgiern erschöpft seyn.“ Das ist der zweite Kummer. Der Prinz denkt auch wohl daran, daß seine Nichte täglich größer wird, daß sie über England herrschen wird, daß ein anderer die reiche Mitgift einstecken wird, die John Bull seinen Prinzessinnen giebt; das ist schlimm. Allein noch wird mancher Tropfen Wasser die Themse hinunter laufen, bis sie heirathsfähig ist; man wird es nicht in einem Tage aber in einem Tage wird man König. Wenn alle Stricke reißen braucht es am Ende noch einen Vormund, und ich bin der Oheim

*) Wie sehr es den Engländern um ihre 50,000 Pf. zu thun ist, darüber verrathen sich ihre öffentlichen Blätter nur allzu deutlich. Der Courier meint, der Prinz habe zwar darauf so gegründete Ansprüche, als der Herzog von Wellington auf die ihm vom Staate verliehenen Donationen; aber es läge etwas unschickliches und beleidigendes darin, sowohl gegen England als gegen die Belgier, wollte der Prinz die Pension behalten und sich so als König von Belgien zum Pensionär von England machen lassen. Indeß hält doch auch der Courier dafür, es möchte gut gethan seyn, wenn der neue König sich in England einen Zufluchtsort offen erhalte und Etwas auf künftige schlimme Tage zurücklege. Hiezu eigne sich am besten die von dem Prinzen so großmüthig für die Erziehung seiner Nichte ausgeworfene Summe, so wie die für die Unterhaltung seines Gutes Claremont bestimmte. Dadurch würde er sich die Achtung des Volkes erhalten, mit dem er als Oheim der künftigen Königin so innig verbunden sey, aber auch im Fall einer wichtigen politischen Veränderung einen sichern und ehrenvollen Zufluchtsort, wo er im Schooße seiner Familie und im Genusse der Natur und eines behaglichen Lebens alle Sorgen und Unannehmlichkeiten der Krone vergessen könne. „Denn, wer weiß,“ fügt das kluge Blatt hinzu, „was sich heute oder morgen auf dem Kontinent begibt? Der Thron von Belgien mag noch so fest und gesichert stehen, ein weiser Mann wird in dieser Zeit der Absetzungen und Thronentsagungen gut thun, sich einen sichern Heerd in einem Lande in Bereitschaft zu halten, dessen Volk und König durch Gesetze und lange Gewohnheit so eng verknüpft sind, daß eine Revolution, welche die Macht und den Einfluß der königlichen Familie umzustürzen vermöchte, nicht denkbar ist.“ Ein schöner Trost und doch bittet man ihn gar schön, die fatalen 50,000 Pf. St. fahren zu lassen! — Der Courier weiß tausend Gründe für einen, wie gerathen es wäre diese 50,000 Pf. und immer wieder diese 50,000 aufzugeben, deren Beibehaltung den Prinzen um seine Popularität in England bringen müsse, auch sey er zu verständig und großmüthig, als daß er nicht u. s. w.

der Mutter. Warum sollte ich nicht Regent werden können, wäre es auch nur weil John Bull sparsam ist? Das wäre freilich mehr werth, als dieser ganze auf so ungleichen Füßen stehende Thron von Belgien, den ich besteigen soll. Indeß, wie damit weiter? Gesetzt ich werde König und Nachfolger Surlets de Chokier, wie dann? Meine Unterthanen zu Brüssel werden ohne Zweifel mit Vivatgeschrei und Illuminationen mich empfangen, denn sie sind es ja, die mich gewählt. Aber wenn die Andern dieß nicht thun, wie es allen Anschein hat? das wäre freilich höchst unangenehm. Und ist auch das in Ordnung, werde ich nicht mit jenem Komite-Direkteur alle Hände voll zu thun haben, das die Massen wie ein Spielzeug handhabt? Doch meine Armee... Aber meine Armee wird sie mir gehorchen? — Dann werde ich bei den Fremden Beistand finden. Freilich ein trauriger Trost für einen König! Und dann wer von den Fremden wird mir seinen Arm leihen? Die Engländer? Man verabscheut sie in Belgien, das würde nur noch Oel in's Feuer schütten; sagt man doch ohnehin schon, daß ich nur auf ihren Befehl und ihre Rechnung herrsche. Die Holländer werden meine natürlichen Feinde seyn und mir mein Antwerpen in Grund und Boden schießen, sobald ich es ihnen nicht recht mache. Die Franzosen, benebelt man sie auch noch vor der Hand mit einem blauen Doktrinendunst, werden doch früher oder später zu der Einsicht gelangen, daß ich die vorgeschobene Schildwache Englands, der Beschützer einer Contrebande bin, die sie zu Grunde richten wird; es sind Tollköpfe und die Eroberung meines Königreiches wird ihnen nicht mehr kosten, als einen Schritt über die Gränze. Aber kann ich nicht anderswo Beistand finden? Wie wäre es mit Preußen, meinem nächsten Nachbar? Doch dieses wird nicht sehr gut auf meinen mit republikanischen Institutionen umringten Thron zu sprechen seyn, es wird eben so wenig darüber vergnügt seyn, daß ich die Länder seines Schwagers in Besitz nehme, am wenigsten aber wird es gut zu sprechen seyn auf die liberalen Meinungen und die Contrebande, die von England und meinen Unterthanen über seine Grenze geschmuggelt werden können. Es wird mir nicht besonders mit Liebe zugethan seyn, darauf kann ich zählen. Aber doch wenigstens Rußland, das sich zum Ritter aller irrenden Könige und Prinzen aufgeworfen hat? Wo denke ich hin? Rußland wird mich verabscheuen; es wird in mir einen Feind sehen, der der geliebten Schwester und den theuern Neffen des Kaisers Nikolaus einen Thron entrissen und die für England so schädlichen Kombinationen zu nichte gemacht hat, wodurch das kaiserliche Haus mit der regierenden Familie der Niederlande verbunden wurde. Deutschland, dem ich Luxemburg nehmen soll, Oesterreich vollends und Metternich — diese zwei Worte allein sind eben so viel als die schlimmste Vorbedeutung."

So mochte Prinz Leopold mit sich zu Rathe gegangen seyn; oder zu wünschen wäre es für ihn, daß der böse Zauberer ihm diese Gedanken vorgespiegelt hätte. Aber der böse Zauberer scheint sein Spiel verloren zu haben, und England und die Fee haben gesiegt.

Vermischte Nachrichten.

Bei der Versteigerung der Bibliothek des Generals Valencey zu Dublin kam auch ein Buch vor, das den Titel: „Documens sur l'Irlande" führte. Folgende Bemerkung war in demselben eingeschrieben: „Herr Burton Conyngham hatte in meiner Abwesenheit die Erlaubniß, aus meiner Bibliothek alle Bücher zu entnehmen, welche er bedurfte: nur sollte er dagegen einen Empfangschein zurücklassen. Ich war sechs Jahre abwesend, und hatte die Aufsicht in meinem Hause zu Dublin einer Magd überlassen; Herr Conyngham nahm das Buch und bescheinigte den Empfang, der Uebereinkunft zufolge, auf einem Streifen Papier, den die Magd in einen andern Oktavband gleich daneben einlegte. Diese Magd kam bald darauf aus meinem Dienste, und als ich nach sechs Jahren zurückkam, wollte ich in eben diesem Buche Etwas nachschlagen, konnte dasselbe aber nicht finden. Erst lange nachher fand ich zufällig den Empfangschein des Herrn Conyngham. Dieser war jedoch gestorben, und da er keinen letzten Willen hinterlassen hatte, sein ganzes Vermögen auf seinen Neffen Lord Conyngham übergegangen. Diesem zeigte ich den Empfangschein und verlangte mein Buch oder zweihundert Guineen als Entschädigung. Nur erst nach langem Suchen fand man es in einer Kiste, in die es mit mehrern andern gepackt war, um zu einer Versteigerung geschickt zu werden. Als man es öffnete, fiel das Testament des Verstorbenen heraus, wodurch dessen Vermögen zwischen Lord Conyngham und seiner Mutter getheilt wurde."

*

Es giebt Menschen, bei denen alle wichtigen Ereignisse ihres Lebens durch gewisse besondere Zahlen regulirt werden, und zwar mit einer so sonderbaren Genauigkeit, daß es fast unmöglich ist, Alles dem Zufalle zuzuschreiben. Ein in der That komisches Beispiel hievon erzählt ein arabischer Geschichtschreiber Namens Sebt Albjousi in seinem „der Spiegel der Welt" betitelten Buche: Der Chalif Atmotasem war geboren im Jahre einhundert und achtzig, im achten Monate, und starb in der achtzehnten Nacht des Monats Ramadhan; er war der achte Chalif aus dem Geschlechte der Abbasiden; er gewann acht Siege; ließ acht Könige vor seiner Thüre stehen; erschlug achtzig Feinde; lebte acht und vierzig Jahre, regierte acht Jahre, acht Monate und acht Tage; hinterließ acht Söhne und acht Töchter; achthundert Millionen Dinare; acht hundert Millionen Dirhems; achtzigtausend Pferde; achtzigtausend Kamele, Maulesel u. dgl.; achtzigtausend Zelte; achtzigtausend männliche und achtzigtausend weibliche Sklaven; er baute acht Paläste; sein Siegel enthielt acht Buchstaben (alh'md'llh, Gott sey gelobt!), und sein Horoskop gab überall die Zahl acht.

*

Ein Kapitän Twemlow, welcher in Kontan, nicht ferne von den Höhlen von Ellora, sich aufhält, besuchte diese letztern oft, und durchforschte jedes Mal das Thal unterhalb der Höhlen, um Reste von Städten zu finden, zu deren Bau jene unermeßlichen Ausgrabungen vorgenommen worden seyn konnten. Einige ausgezeichnet schöne Backsteine ausgenommen, fand er indeß durchaus nichts in diesem Thale; da er jedoch überzeugt war, daß die aus den Höhlen genommenen Steine von einem offenbar so civilisirten Volke zu irgend etwas benutzt worden seyn mußten, dehnte er seine Nachforschungen auch auf das Plateau von Ronzah aus, und erfuhr endlich, daß die Ueberreste von Chabuterah oder der Terrasse von Radschah Unas noch zu sehen seyen, und daß sie mitten unter den Trümmern einer sehr alten Stadt liegen, die früher Budda-vattie und später Unas Angree hieß. Er fand die Trümmer einer mächtigen Stadt und erhielt dort einige Münzen von Toghleb Schah und Mahmud Schah, dem ersten Eroberer von Indien, also aus der Zeit nach der Verwüstung von Unas Angree durch die Mahomedaner. Kapitän Twemlow hat sich vorgenommen, seine Nachforschungen über die Geschichte dieser Stadt weiter fortzusetzen, welche nicht sehr weit von Dowlutabad entfernt ist.

*

Ein Doktor Gerard von Soobathoo sandte an die asiatische Gesellschaft in Calcutta einen Brief mit der Beschreibung eines sehr beträchtlichen Lagers von Muscheln, welche er auf dem Himalaya fünfzehntausend Fuß über der Meeresfläche gefunden hatte. Einer der größern Blöcke, der aus einer Menge von Muscheln verschiedener Größe bestand, und in eine Masse von kalkartigem Tuffsteine eingeschichtet war, hatte sich von einer festen Masse ganz ähnlicher Art losgemacht, die hundert und fünfzig Kubikfuß maß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 213. 1 August 1831.

Ueber die Reform von einem Tory.

Das Resultat der letzten Wahlen und das neue Parlament.

(Schluß.)

Und dieser Krisis sind wir näher, als die meisten Leute glauben. Das Gelingen dieses revolutionären Reformplans macht die Sache gewiß und unvermeidlich. Zwar sprechen die Minister und die Sektion der Philanthropen von ihrem Eifer für das Wohl der Kolonien und die Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klasse: sie sehen die glücklichsten Resultate voraus, und reden uns vor, daß sie den Frieden bringen auf die Erde, wenn sie die Leidenschaften des getäuschten Negers anfachen, wenn sie ihn aufmuntern, die Hand gegen seinen Herrn zu erheben, das Gesetz unter die Füße zu treten, und die Erde mit Blut zu überschwemmen. Was können wir von diesen Leuten erwarten, als die Vernichtung unsers Kolonialhandels, Bürgerkrieg, Blutvergießen in Westindien, und den Sturz von Tausenden hülfloser Familien. Aber diese Reformer versichern uns, der Handel Englands würde nicht leiden, und seine Industrie unbenachtheiligt bleiben, auch wenn die transatlantischen Besitzungen morgen an die Vereinigten Staaten abgegeben würden. Eben so gut könnte man sagen, das Einkommen Englands werde dasselbe bleiben, wenn auch kein Thee, Zucker und Tabak mehr in England eingeführt würde. Wenn wir die Kolonien verlieren, so verlieren wir den rechten Arm Englands, die beste Pflanzschule für unsere Seeleute, den besten Markt für unsere Manufakturen, die Herrschaft des Meers.

Dieß ist indeß die Art, wie diese neuen Liberalen jeden mit dem Bestand des Reichs, mit der Würde der Krone, mit der Bewahrung des öffentlichen Credits, mit den Rechten des Eigenthums und der Rettung der Kirche verknüpften Gegenstand behandeln. Wie wir schon oben angegeben, werden sie nicht zaudern, die irländische Kirche zu berauben und ihre Einkünfte der katholischen Geistlichkeit zuzuwenden. Vorausgesetzt, dieß sey möglich, und die Priester könnten durch diesen Raub gewonnen werden, sind denn die Minister so kurzsichtig, nicht zu sehen, daß die Kirche Englands wenn ein reformirtes Parlament diese Plane sanktionirt, nicht zwölf Monate nach dem Sturz der irländischen Kirche bestehen würde. Ist eine Schwierigkeit besiegt, so zeigt sich eine noch weit größere. Was sie den irländischen Katholiken überlieferten, das können sie den englischen Dissenters nicht abschlagen. So muß Alles nach und nach aufgeopfert werden, bis wir endlich gezwungen sind, die Lebenskraft des öffentlichen Credits anzugreifen, und den Staatsgläubiger seinem Schicksale überlassen zu müssen. So blind können aber diese Menschen nicht seyn, wir hegen im Gegentheil starken Argwohn, daß sie diese Folgen schneller als irgend Jemand voraussehen. Das aber macht unsre Lage nicht besser, sondern hoffnungsloser: ihre guten Absichten sind nur ein Vorwand: Revolution im vollsten Sinne des Worts ist ihr geheimer Zweck.

Um über die Zukunft uns aufzuklären, dürfen wir nur den Zustand Irelands in Betracht ziehen; vier Grafschaften stehen unter dem Martialgesetz; trotz der Milde der Regierung oder vielmehr trotz der demüthigen Unterwerfung der Minister des Königs unter den Unruhestifter O'Connell, sind mehrere große Distrikte in einem Zustande von offener Rebellion, während in den andern die Polizei verstärkt und die Militärmacht zu einem Dienste aufgefordert wird, der so anstrengend ist, als in Feindes Land. Was hat die „heilende" Maßregel der Emanzipation genützt? Die katholischen Landbesitzer und Geistlichen haben keine Gelegenheit entschlüpfen lassen, fast jeden Protestanten, selbst die, welche zu ihren Gunsten stimmten, aus dem Parlament zu entfernen. Der Patriotismus der Einen ist wohl des Danks der Andern werth. Der Lohn ist gerecht, was lernen wir aber daraus? Nichts, als daß jedes Zugeständniß die Unzufriedenheit in Ireland vermehrte, und ihr neue Wuth verlieh, die Bande, oder wie die Demagogen sagen die Ketten, die es an England binden, zu zerbrechen. Man betrachte den triumphirenden Lauf O'Connells seit 1829. Drei Grafschaften haben ihn nach und nach gewählt, er darf nur die Grafschaft bezeichnen, von der er gewählt seyn will und es geschieht. Und sein Sohn wurde in Clare gewählt, obgleich er nicht einen Morgen Landes, weder in dieser noch in irgend einer andern Grafschaft besitzt.

Hieraus können wir schließen, daß O'Connell und die Priester ihre geheimen Plane vollführen, daß sie die protestantische Kirche in England ausrotten, oder die Zurücknahme der Union durchsetzen werden, daß endlich (höre es Wilhelm IV!) Irland ganz von der Krone getrennt werden wird. Die Vermehrung der irländischen Mitglieder im Parlament, und die Verminderung der englischen kann nur hierauf abzwecken. Die Minister müssen dieß fühlen, sie müssen die natürlichen Folgen ihrer eigenen Maßregeln voraussehen. Die Verletzung der Rechte der Korporationen wird in allen Städten

der katholischen Geistlichkeit einen unbegränzten Einfluß einräumen. Dieß allein schon würde ihre Gewalt vermehren, aber die Vermehrung der ireländischen und die Verminderung der englischen Mitglieder geht allzu offen auf ihr Ziel los, um es verbergen oder längnen zu können. Hier sehen wir also die anfänglichen Wirkungen der revolutionären Bill klar vor uns. Der heranrückende Kampf, das künftige Unglück, die unvermeidlichen Verwicklungen, der Krieg der Interessen, und der Streit um die Unabhängigkeit und die Rechte der Monarchie sind alle deutlich angezeigt, nicht nur durch die eingestandenen Absichten der Minister, sondern noch mehr durch die offen erklärten Grundsätze jener politischen Empiriker, welche die Majorität in dem neuen revolutionären Parlamente bilden werden. Wir wollen nun summarisch die Perioden dieser großen Bewegung angeben. 1) Die Vernichtung der protestantischen Kirche in Ireland. 2) Der Verlust Irelands. 3) Die Emancipation der Neger. 4) Der Verlust der Kolonien. 5) Die Reduktion der Interessen der Nationalschuld. 6) Abschaffung der Zehnten in England, und Konfiskation der kirchlichen Einkünfte. 7) Ein Aufruf an die Nation um Unterstützung in der Form von freiwilligen Beiträgen. 8) Unfähigkeit der Schatzkammer, ihre Zahlungen zu leisten. 9) Nationalbankerott. 10) Der Schwamm! — Auslöschung der Nationalschuld und Suspension der Zahlungen bei den Sparbanken. 11) Eine provisorische Regierung und Auflösung der Armee. 12) Ein — eine ehrfurchtsvolle Scheu hindert uns weiter zu schreiben.

Ein trauriger Trost liegt im Gang dieser Ereignisse, der nämlich, daß die, welche am meisten dazu beitragen, sie herbeizuführen, die ersten Opfer seyn werden. Die Gerechtigkeit läßt ihre Opfer nie aus den Augen.

* * *

Nachschrift der Redaktion.

Die Art, wie der antireformistische Verfasser die Sache ansieht, und behandelt, ist sehr merkwürdig; offenbar hat das Privilegienwesen in England, um dessen Sturz es sich eigentlich handelt, unter ganz rechtlicher Form so tief in Alles eingegriffen, daß man nicht wissen kann, ob nicht das ganze Gebäude zusammenstürzt, wenn man so viele Steine ausbricht, wie man es zu thun Willens scheint. Es ist gar keine Frage, daß das System der Tories den jetzigen Zustand der Dinge hauptsächlich herbeigeführt hat, was jetzt daraus erfolgt, muß man erwarten, das liegt im Schoße der Zukunft verborgen. Was in dem Aufsatze noch zu bemerken ist, das ist der Reformplan der Tories, mit dem sie sonst noch nirgends herausgerückt sind. Einige Dutzend veralteter Flecken wollen sie also aufgeben, gegen gehörige Entschädigung. Der Plan hätte sich vor 6 Jahren hören lassen, jetzt aber ist das Verdienst desselben nicht groß, denn wenn man bedenkt, daß die Tories bei der Angelegenheit des Fleckens East-Retford mit der blindesten Hartnäckigkeit die Uebertragung des Wahlrechts auf Manchester zurückwiesen, so springt es, was übrigens auch sonst kein Geheimniß ist, in die Augen, daß nur die Noth die Tories zu einem solchen Anerbieten, das vielleicht im Oberhause versucht wird, gebracht hat. Eines müssen wir noch hervorheben, nämlich die Behauptung des Verfassers, daß der Ausgang der letzten Wahlen den geringen Einfluß der Aristokratie beweise. Die Aristokratie war doch stark genug ⅕ der Wahlen durchzusetzen, und nur durch eine besondere Anstrengung, in einem Augenblick mächtiger Nationalaufregung, wo kleinliche Interessen verschwinden, und der Mensch im Hinblick auf das Ganze sich höher hebt, gelang es der Volkspartei, der Aristokratie ein Fünftheil der Wahlen zu entreißen. Diese letzten Wahlen unter ganz besondern Umständen vorgenommen, können nicht zum Maßstab für die gewöhnliche Zeit dienen. Aus allem diesem kann man aber ersehen, wie der jetzige Kampf das Volk in seinen untersten Tiefen aufregt, und mit Recht, denn es handelt sich im wörtlichsten Sinne um das Leben von Millionen, die bei der Fortsetzung des jetzigen Systems Hungers sterben können, wenn irgend ein bedeutender Unfall England und Ireland trifft. Einen Punkt hat der Verfasser gewiß nicht vergessen, wohl aber mit Absicht vermieden, er erwähnt der Kornbill mit keiner Sylbe, und wahrhaftig, noch ehe der fünfte Punkt in der Stufenreihe der Uebel, welche England bedrohen, erreicht ist, wird die Kornbill verändert seyn, und muß im Zustande des Volks eine Erleichterung herbei führen, wie nicht leicht irgend eine andere Maßregel.

Englische Gerichtsverhandlungen.

Cobbett vor dem Geschwornengerichte.

Cobbetts liberale Ansichten sind von der Art, daß sie in England, dessen Gesetze und Einrichtungen noch ganz von aristokratischem Geiste durchdrungen sind, nur eine zerstörende Wirkung haben können. Dieser Umstand, verbunden mit einer derben Unverschämtheit, macht, daß auch die liberalen Blätter Englands, wie die Times, das Morning-Chronicle u. dgl. oft ziemlich stark sich gegen ihn aussprechen, und selten oder nie geradezu seine Partei nehmen. Der Mann hat indeß eine ganz eigene Gewandtheit, sich in seinen Schriften dem großen Haufen verständlich zu machen, und was die Franzosen le gros bon sens nennen, ist eine seiner Haupteigenschaften. Während der Unruhen im vergangenen Winter hat er in seinem „Register“ einen Aufsatz geliefert, betitelt „rural war,“ „der Bauernkrieg,“ und wurde dieserwegen von dem Kronanwalte als des Anreizes zum Aufstande schuldig angeklagt. Ein Preßprozeß ist eine in neuerer Zeit in England ziemlich seltene Sache, und die Gründe, warum man einen solchen beginnt, werden vielfach hin und her besprochen. Einige Blätter behaupteten, die Anklage Cobbetts sey nur ein Anfang gewesen, um wenn dieser gelänge, gegen die Presse überhaupt strengere Maßregeln zu ergreifen. Warum ein sehr demokratisch gesinntes Blatt dem Whig-Ministerium diesen Vorwurf machte, das läßt sich leicht errathen, gehört aber hier nicht zur Sache. Der wahre Grund der Anklage war wohl, daß das noch ganz neue Whig-Ministerium bei den unglücklichen Brandstiftungen sich nicht dem Vorwurfe aussetzen wollte, es vernachlässige irgend etwas, was zur öffentlichen Sicherheit beitragen könne. An dem Tage, der zur Aburtheilung des Prozesses bestimmt war, war lange, ehe die Verhandlung begann, eine beträchtliche Menge an den Thüren versammelt, und stürzte, als diese geöffnet wurden, mit furchtbarer Heftigkeit hinein. Als Cobbett eintrat, erfolgte eine Scene, die an einem englischen Gerichtshofe vielleicht ohne Beispiel ist. Fast alle auf den Galerien versammelten Personen begrüßten ihn mit einem Händeklatschen, das wenigstens eine Minute dauerte, und mit einem betäubenden Beifallsschreien beschlossen wurde. Herr Cobbett wandte sich gegen die Beifallsklatscher und sagte mit Emphase: „wir werden sie schlagen.“

Der Kronanwalt trug nun die Sache vor, führte Stellen aus dem oben angeführten Aufsatze an, und suchte daraus zu beweisen, daß Cobbett das Landvolk zur Brandstiftung, zum Zerschlagen der Dreschmaschinen u. dgl. aufgefordert habe. Ein Schriftsteller, wie Cobbett, ist aber selten so unklug, seine Sache so abzufassen, daß man ihm geraden Wegs zu Leibe kann. Cobbett konnte deßhalb sich leicht vertheidigen, und Alles kam für ihn darauf an, wie die Jury die Sache ansah, ob diese in ihrem Gewissen überzeugt war, er habe zu Gewaltthätigkeiten angereizt. Seine Hauptvertheidigung bestand in Folgendem: Ein Mann, Namens Goodman, hatte aus Privatrache fünf Pachthäuser in Brand gesteckt und sollte hingerichtet werden, denn für ihn gab es keinen Entschuldigungsgrund; dieser sey von mehreren Magistratspersonen durch Versprechungen dahin gebracht worden,

schriftlich zu erklären, daß er von Cobbett zu seinen Uebelthaten aufgereizt worden sey; auf dieß hin sey er begnadigt worden, während andere weit minder Schuldige hingerichtet worden seyen. Das Zeugniß jenes Verbrechers gegen ihn, Cobbett, könne durch mehrere hundert Gegenzeugen entkräftet werden, und der beste Beweis, daß es seine Sache gar nicht sey, das Landvolk zu Ausschweifungen anzutreiben, liege darin, daß der jetzige Lordkanzler, Herr Brougham selbst, ihn während der Winterunruhen aufgefordert habe, einige seiner Schriften, die er im Jahre 1816 gegen die damaligen Aufstände geschrieben habe, wieder abdrucken zu lassen. Der Lordkanzler fand sich im Gerichtssaale ein, bestätigte Cobbetts Angabe, und setzte hinzu, der Hauptgrund, weßhalb dieser Schritt gethan worden sey, liege in der Zuneigung, womit Cobbetts Name unter der arbeitenden Klasse der Landleute genannt werde. Lord Melbourne trat hierauf ein, und Cobbett verlangte von ihm zu wissen, weßhalb Se. Majestät den oben genannten Goodman begnadigt habe. Der Gerichtshof widersetzte sich aber dieser als ungeeignet bezeichneten Frage, und so blieb dieser Punkt unerörtert. Sodann trat Lord Radnor als Zeuge auf, der angab, er kenne den Angeklagten seit mehr als dreißig Jahren, und habe stets seine Schriften gelesen. Alles aber, was er von ihm gesehen und gelesen habe, zeige keineswegs einen Mann an, der gemeint sey, die arbeitende Klasse zu Gewaltthätigkeiten aufzureizen. Dieses Zeugniß ward mit so lautem Beifalle empfangen, daß der Lord Oberrichter erklären mußte, er werde den Gerichtssaal räumen lassen, wenn es wiederholt würde. Cobbett erklärte sodann, er könne beweisen, daß er weit entfernt, die Arbeiter aufzureizen, vielmehr nach den Grafschaften Kent und Sussex gereist sey, um den Brandstiftungen Einhalt zu thun. Sieben Landedelleute bezeugten ihm dieß, und damit endigte sich die Vertheidigung. Der Kronadvokat replizirte, und der Lord Oberrichter stellte auf eine höchst unpartheiische Weise das Ganze zusammen. Nun zog sich die Jury zehn Minuten nach sechs Uhr zurück.

Zwei Stunden dauerte die Berathschlagung, dann sandten sie eine Botschaft an den Lord Oberrichter; sie könnten über ihren Ausspruch nicht einig werden. Seine Herrlichkeit antwortete, sie müßten einig werden, worauf sie für die Nacht eingeschlossen wurden; am folgenden Tage kam er Morgens um acht Uhr in den Gerichtssaal, eine Viertelstunde nachher trat die Jury ein, und der Huissier fragte: Meine Herren, sind Sie einig in Ihrem Ausspruche? Da trat der Obmann der Jury vor und sagte, sie könnten auf keine Weise zum Schlusse kommen. Zwei hätten eine abweichende Meinung, und es sey augenscheinlich, daß sie nimmer mehr nachgeben würden; die Jury sey jetzt eilf Stunden eingesperrt, und mehrere so angegriffen, daß ernstliche Folgen für ihre Gesundheit zu befürchten seyen, wenn sie abermals eingesperrt würden. Der Lord Oberrichter sagte hierauf: Meine Herren, Sie sind entlassen. Die Jury verließ den Saal und der Prozeß hatte ein Ende.

Ueber die Schlacht von Ostrolenka.

(Aus einem Schreiben des Obristen Langermann an einen Freund in Paris.)

Praga am 7 Junius.

So sind wir nun von einer Unternehmung zurückgekehrt, welche die deutschen Blätter nicht ermangeln werden, in dem ungünstigsten Lichte darzustellen. Die glorreiche polnische Armee hat von vier Uhr Morgens bis Abends neun Uhr den ungleichsten Kampf mit 15.000 bis 18.000 Mann gegen 50.000 Russen, und mit 40 Kanonen gegen 120 Feuerschlünde bestanden. Was ich hier sage, ist nicht eine poetische Uebertreibung, sondern die nackte Wahrheit. Die Schlacht von Ostrolenka wird als unendlich ehrenvoll in Polens Annalen glänzen: der Feind konnte nicht unsere felsenfesten Schaaren wanken machen, während er uns seiner Anzahl nach hätte zerquetschen sollen; allein man schlägt sich bei uns auch mit einem Heldenmuthe und einer Lebensverachtung, wovon vielleicht das vielgerühmte Alterthum kein Beispiel aufzuweisen hat. So verlieren wir zwar täglich Helden, aber andere füllen ihre Lücken aus, entschlossen wie wir zu sterben. Polen wird nicht untergehen, denn unser Beispiel wird fruchtbare Keime zurücklassen, und unserm Blute werden neue Decius, neue Rächer entsprießen.

Die Beispiele, die vor unsern Augen vorgehen, sind so erhabener Art, daß ich mich fast schämt, von mir selbst zu reden, und nur um den Anforderungen der Freundschaft zu genügen, will ich erwähnen, daß ich zu Tycoczin, an der äußersten Grenze von Litthauen, den Uebergang über die Narew erzwang, indem ich die von den russischen Garden vertheidigte Brücke mit dem Bajonnet wegnahm. Bei diesem Angriffe wurde mein Pferd getödtet und meine Uniform von drei Kugeln zerrissen. In der Schlacht von Ostrolenka, wo ich mit meinen Tapfern das Glück hatte, den linken russischen Flügel von ein Uhr Nachmittag bis in die Nacht aufzuhalten, wurden mir zwei Pferde getödtet, mein Säbel in der Hand mir in Stücken zerschlagen, ein Obrist meiner Brigade verwundet und ein anderer getödtet. Die Stelle, wo ich mich befand, war die gefährlichste; mit welchen Schmeicheleien überhäufte man mich aber auch! Ich bin darüber fast beschämt, denn was ist das Leben, auf das ich ohnehin freiwillig verzichtet habe, gegen eine so erhabene Sache, die wir vertheidigen! Ich habe eine schöne und tapfere Brigade Infanterie, die zwar in dem Augenblicke auf 5000 Mann zusammengeschmolzen ist, in Kurzem aber wieder vollzählig seyn wird. Meine Soldaten vergelten mir Liebe mit Liebe, und ich rücke nie mit ihnen gegen den Feind an, daß sie mir nicht zwei oder drei Vivat bringen; dann mit erhöhtem Muthe stürzen wir unter dem Schutze Gottes und unserer guten Sache auf den Feind, ohne seine Zahl zu berechnen. Die Anstrengungen, die hier gemacht werden, würden anderswo fabelhaft klingen, während sie hier alltäglich und gewöhnlich sind. Wir haben Fürsten, Palatine, Millionäre, die sich nicht allein wie die gemeinen Soldaten schlagen, sondern auch ihre Pferde striegeln, den Tornister tragen, kurz die geringfügigsten Dienste wie gemeine Soldaten verrichten. Ich für meine Person habe nichts diesem Aehnliches gesehen. Was kann da das Leben noch für einen Werth haben? Wenn man Tausende von Leben hätte, gerne gäbe man sie dahin.

Der Marschall Diebitsch wagte nach der Schlacht von Ostrolenka nicht, uns zu verfolgen. Nachdem unser Heer das Schlachtfeld den ganzen Tag über behauptet hatte, verließ es dasselbe gegen halb zwölf Uhr in der Nacht, und ich, der die Nachhut befehligte, zog erst um ein Uhr von demselben ab, und stieß zwei Meilen davon wieder zur Armee, ohne einen Feind gesehen zu haben. Dasselbe war am folgenden Tage der Fall, so daß mein tapferer General Rybinski und ich glaubten, der Feind habe seine Streitkräfte weiter vorwärts geschoben, um uns die Straße zu sperren. Allein er hatte an ganz andere Dinge zu denken; er hatte große Verluste zu ergänzen, und unser Gielgud, der sich mit seiner Division nach Litthauen geworfen hatte, flößte ihm nicht geringe Besorgnisse ein. Erst am dritten Tage nach unserm Rückzuge kamen uns einige Husaren zu Gesichte, die von den Jägern meiner Fußbrigade in die Flucht gejagt wurden. Was die Kosaken betrifft, so wird man ihrer kaum mehr ansichtig. Unsere Krakusen, Masuren und selbst unsere Bauern haben sie Lebensart gelehrt, und das weiland so gefürchtete Hurrah der Kosaken und Baschkiren erschreckt nicht einmal mehr unsere Verwundeten oder Nachzügler.

Wenn das Ohr der Kabinete nicht taub wäre gegen jede Menschlichkeit und gleichgültig gegen das Geschrei eines Volkes von Helden, das entschlossen ist sich zu opfern, so würde der so gefürchtete russische Koloß bald auf die Rolle zurückverwiesen seyn, die ihm gebührt; er würde die Erde nicht mehr mit den Gräuelthaten eines Vertilgungskrieges beflecken, den er gebietet. *Aber Preußen liefert unsern Feinden Lebensmittel, Munition und sogar Artillerie. Preußen dient Diebitsch als Operationsbasis; Kosaken bewachen auf preußischem Boden russische Magazine.* Die Stadt Thorn ist die große Niederlage derselben, und preußische Bedeckung geleitet die Transporte bis über die polnische Gränze. Das Benehmen Oesterreichs gegen den tapfern Dwernizki ist bekannt. Inzwischen haben wir keinen Ueberfluß weder an Geld, noch an Munition, noch an Lebensmitteln und Futter, und wenn die Vorsehung ein so gottloses Verfahren ungestraft lassen wird, so würde uns nichts übrig bleiben, als ein anderes denkwürdiges Beispiel der neuern Geschichte zu wiederholen.

Doch nein, die Stimme der Völker wird Gehör finden, die Gerechtigkeit wird ihren Lauf haben, wenn nicht für uns, wie der brave und heldenmüthige Prondzynski (Generalquartiermeister der Armee) zu mir sagte, doch wenigstens für unsere Kinder; wir werden ihnen unser Beispiel vererben, und wenn ihr Nacken sich krümmt unter dem Joche des Despotismus, werden sie sagen: das Blut, das in unsern Adern rollt, gehört dem Vaterlande; wenn unsere schwachen Hände eine Lanze, eine Sense werden tragen können, wollen wir damit einen Versuch an den Unterdrückern unsers theuern Polens machen!

Ich erwarte jeden Augenblick den Befehl zum Abmarsche; unsere Ar-

mee ist zwar durch so große Verluste geschwächt, allein noch immer dieselbe an Muth und Patriotismus. So lange ein Soldat, ein Offizier übrig ist, darf Polen auf Vertheidiger zählen. Entschlossen wie ich bin, mit meinem Leben nicht zu markten, und zu beweisen, was wir im Nothfalle in Frankreich Alle zu thun bereit sind, kann es leicht seyn, daß Ihr, meine theuern Freunde, von meinem Ende hört, aber von einem glorreichen Ende, wie ich es immer gewünscht habe.

Die Sandwichinseln.

Die Eilande Hilo Hawai, Honolulu und Oahu wurden im Oktober des Jahres 1829 von dem amerikanischen Kriegsschiffe „Vincennes" unter Kapitän Finch besucht. Dieser stattete mit seinen Offizieren dem König Tamhameha III in seinem sogenannten Palaste in Kauikeaouli (dieß ist auch der Name des Königs) einen Besuch ab und wurde von ihm und den Häuptlingen freundlich aufgenommen. Bei dieser Zusammenkunft las der Kapitän ein Schreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten vor, das nachher mit einer Uebersetzung begleitet dem Könige zu eigenen Händen überreicht wurde. Es scheint, daß die Vereinigten Staaten hiebei die zwischen dem Könige von Hawai und den englischen Ansiedlern entstandenen Streitigkeiten auszugleichen unternommen hatten. In dem erwähnten Schreiben zeigte der Präsident dem Könige an, daß Kapitän Finch für ihn und seine Häuptlinge Geschenke überbringe mit dem Auftrage, dem Könige im Namen des Präsidenten zu erklären, wie lebhaften Antheil er nehme an der Wohlfahrt des Königreiches und dem guten Einverständnisse zwischen ihm und den Einwohnern der Vereinigten Staaten. „Mit großer Bewunderung und Theilnahme hat der Präsident gehört, heißt es in jenem Schreiben, welche schnelle Fortschritte Dein Volk in der Erlernung des Lesens und der wahren Religion, der Religion der christlichen Bibel gemacht hat. Dieß sind die besten und einzigen Mittel, durch die das Glück und die Wohlfahrt der Nationen gefördert und erhalten werden kann, und der Präsident, wie Alle, die Dir und Deinem Volke wohlwollen, hoffen, daß ihr fortfahren werdet auf dem betretenen Wege und jene beschützen und ermuthigen, die um der Lehre willen zu euch kommen. Auch wünscht der Präsident sehnlichst, daß Friede und Freundschaft und Gerechtigkeit zwischen Deinem Volke und jenen Bürgern der Vereinigten Staaten walten möge, die eure Inseln besuchen. Unsere Bürger, die eure Gesetze übertreten oder eure Vorschriften verletzen, übertreten und verletzen zu gleicher Zeit die Gesetze und Vorschriften ihrer eigenen Regierung und verdienen Tadel und Strafe. Mit Schmerz haben wir gehört, daß dieß zuweilen der Fall seyn soll, und wir haben allen Ernstes nachgeforscht, um die Schuldigen ausfindig zu machen und zu bestrafen." Die Geschenke wurden hierauf überreicht; sie bestanden in ein Paar Erdkugeln und einer Charte der Vereinigten Staaten für den König, in einem silbernen Kruge und zwei silbernen Bechern für zwei Frauen seiner Familie und zwei Weltcharten für die Gouverneure Boki und Kuakini.

Folgende Gesetze wurden für die Einwohner der Sandwichinseln und die Fremden kurz vor des Kapitäns Ankunft von dem Könige erlassen. Der Schluß desselben bezieht sich, wie man sehen wird, auf einige ungerechte Handlungen der Ausländer gegen die Eingebornen.

Oahu am 7 Oktober 1829.

„Dieß ist mein Beschluß für euch: Wir genehmigen das Gesuch der englischen Residenten, wir gewähren ihnen den Schutz der Gesetze, den sie verlangten.

„Dieß ist mein Gebot, das ich euch allen Völkern der fremden Länder bekannt mache. Die Gesetze meines Landes verbieten Mord, Diebstahl, Ehebruch, Unzucht, Verkauf gebrannter Wasser in Wirthshäusern, Vergnügungen am Sonntage, Spiele und Wetten am Sonntage und an allen andern Tagen.

„Wer eines dieser Gesetze übertritt, soll in Strafe verfallen, eben so der Fremde wie das Volk dieser Inseln; wer diese Gesetze verletzt, soll gestraft werden.

„Auch dieses machen wir bekannt: Das Gesetz des großen Gottes im Himmel — das ist das große Ding, durch das wir den Frieden fördern werden; alle Menschen, die hier wohnen, sollen ihm gehorchen.

„Christliche Heirath ist gut für Männer und Weiber. Nur wenn das Weib ihren Mann als ihren einzigen Gemahl erkenne, und der Mann sein Weib als seine einzige Frau, sind sie gesetzmäßig Mann und Weib; aber wenn sie nicht verheirathet sind und sich nicht als Mann und Weib betrachten, sollen sie ganz getrennt bleiben.

II. Dieß auch ist unser Beschluß, den wir euch bekannt machen. Wir haben eure Ungerechtigkeit zuvor angesehen. Ihr warntet uns nicht, daß eure Gartenthüren und eingeschlossenen Pflanzungen Tabu waren, ehe unsre Thiere in eure Verzäunungen gingen und doch tödtetet ihr sogleich unsre Thiere. Wir aber warnten euch vor dem Tabu unserer Pflanzungen, bevor eure Thiere hineingingen, und das wurde noch einmal euch allen gesagt, die ihr Vieh besitzet; aber vor kurzen Tagen haben wir gesehen, daß euer Vieh hineinkam und Alles aß, was wir gepflanzt hatten; deßhalb wurden einige eurer Thiere getödtet.

„Dieß ist der Weg, Gerechtigkeit zu erlangen; wenn ihr den Mann schuldig hieltet, so durftet ihr ihn nicht sogleich strafen, sondern mußtet warten, bis wir erst darüber berathen hatten. Dann wenn wir ihn schuldig befunden, würden wir euch Ersatz gegeben haben; doch nein, ihr thatet schnell und plötzlich dem Manne Leides; das ist eines eurer zwei Verbrechen. Wir bestimmen aber, daß Verwundung eines Thieres auf keine Weise gleich ist der Verwundung eines Mannes, da der Mann der Herr über alle Thiere ist.

„Dieß ist unser Wort zu euch allen, Abkömmlinge von dem Lande, von wannen der Wind entsteht. Habet Mitleid mit einem Volke von kleinen Kindern, die noch schwach und jung sind, die noch in der Dunkelheit des Geistes sind, helft uns recht zu thun und verfolgt mit uns Das, was das beste Heil für unser Land ist.

III. Was den neulichen Tod der Kuh betrift, so starb sie, weil sie einbrach in ein Tabu, das zum Schutz der Pflanzung war. Das Feld war auch geschützt von einem Gehäge, das der Eigenthümer der Pflanzung baute. Da er sein Feld durch ein Gehäge geschützt hatte, so war Das, was noch zu thun übrig blieb, die Pflicht der Eigenthümer des Viehes; der die Hut der Pflanzung hatte, sagte ihnen, sie sollten vor Abends noch ihre Thiere nach Hause bringen. Dieser sagte ihnen so, aber sie hörten nicht auf ihn, und so kam die Kuh des Nachts hinein und nicht bei Tage. Deßhalb hoffte der Eigenthümer der Pflanzung Ersatz; denn vieles Vieh war schon aufgefangen, aber kein Ersatz gegeben worden für die Ernte, die es gegessen. Die Eigenthümer stritten und gaben keinen Ersatz; deßhalb beschloß der, dem die Aernte gehörte, daß die Kuh, die seine Ernte gegessen, sterben sollte; denn es war gesagt worden, wenn ein Stück Vieh in ein Gehäge einbricht und die Ernte ißt, so soll es verfallen seyn und dem Eigenthümer der Ernte gehören. Viele Thiere waren ergriffen und wieder frei gegeben worden, wenn man darum ersuchte, das ist lange Zeit geschehen. Warum seyd ihr also schnell zornig? Innerhalb des Gehäges war der Ort, wo die Kuh verwundet wurde, und dann ging sie erst wieder hinaus. Was soll also euer Wort heißen, daß die Kuh auf der Gemeinweide muthwillig geschossen worden? Die Kuh wäre nicht getödtet worden, wenn sie auf der Gemeinweide gegrast hätte; die Hüter des Feldes sahen wohl, daß sie angebaute Ernte verzehrte."

„Kauikeaouli."

Die Namen der dem Könige unterthänigen Häuptlinge, die seinen hohen Rath bilden, sind: die Gouverneure Boki und Adams Kuakini, Kaahumanu, Manuia, Kehuanaoa, Hinau, Aikanaka, Paki, Kinau, John Ii, James Kahuhu.

Rammohun Roy bei dem Gastmahle der Ostindischen Kompagnie.

Die ostindische Kompagnie gab im Laufe dieses Monats in der London Tavern dem Braminen Rammohun Roy ein glänzendes Gastmahl. Nach den gewöhnlichen Toasten brachte der Stuhlherr die Gesundheit Rammohun Roy's aus, der hinwieder seine Danksagung abstattete, und mit gerührter Erkenntlichkeit von der Aufnahme, die er in England gefunden, sprach, so wie von den Wohlthaten, die Indien unter der britischen Herrschaft zu Theil geworden. Die zahlreichen Gäste bewunderten während des Mahles besonders die strenge Mäßigkeit des Braminen; obgleich sich die Tafeln unter allen möglichen Leckerbissen bogen, so genoß Rammohun Roy doch nichts als Reiß und kaltes Wasser. — Wie man hört, wird der gelehrte Bramine auch eine Reise nach Paris machen, von da nach Italien gehen, dort den Winter über zubringen und dann die Vereinigten Staaten bereisen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 214. 2 August 1831.

Scenen aus Ssibirien.

(Fortsetzung.)

Fast die ganze rechte Seite der Lena bis zu den Grenzen Dauriens und des Ochotskischen Meeres bildet die Nomadensitze der Tungusen und Lamuten, dieser friedlichen Jäger Ost-Ssibiriens, deren Spur der Kaufmann in der unermeßlichen Einöde verfolgt, um von ihnen aus erster Hand die erlangte Beute einzuhandeln. Nach unbestimmten Andeutungen und Vermuthungen durchirrt er die einsamen Steppen oft Wochenlang auf gutes Glück, bis es ihm endlich gelingt, die halbwilden Nomaden in Wäldern auf gefrornen Sümpfen aufzufinden, dort wo noch nie ein Rad sich gedreht, nie der Huf eines Pferdes den Boden berührt hat. Hat ihn der günstige Zufall zu zwei oder drei dürftigen Jurten geführt, so darf er sich von den Tungusen der freundlichsten Aufnahme gewärtigen, wie ein Bruder, wie ein Stammgenosse wird er aufgenommen. Der Tunguse ist arm, aber ehrlich und gastfrei. Da er nur von der Jagd lebt, so hängt sein Unterhalt gänzlich von seinem Jagdglücke ab, und oft muß er mehrere Tage fasten, oder nur kümmerlich sich behelfen, wenn er kein Wild erlegt. Doch stets wird man ihn bereitwillig finden seinen letzten Bissen mit dem Fremden zu theilen. Die weichste Filzdecke liegt für den Gast bereit, der fetteste Rennthierrahm, die auserlesensten Beeren der Olepicha (einer ssibirischen Beere, welche dicht am Stengel wächst) werden ihm aufgetischt. Gegenseitige Geschenke und Bewirthung gehn dem Tauschhandel immer voraus. Wenn der Kaufmann sein Geschäft abgeschlossen, und über die Wohnungen der Nachbarnomaden Erkundigungen eingezogen, verläßt er die gastliche Urusa (die Sommerwohnung des Tungusen aus Birkenrinde, mit Pferdhaaren zusammengenäht) und eilt auf zahmen Rennthieren weiter in dem Steppenozean. Ernstes Schweigen lagert sich um ihn her, in der unermeßlichen Oede. Die Wälder scheinen in ewigem Schlummer zu liegen, kein Wind bewegt das Laub, die Birke fault an der Wurzel ab, und lehnt an dem noch gesunden Nachbarstamm. Das schwarze Einhörnchen sitzt auf dem Baum und betrachtet neugierig den vorübergehenden Fremdling und nagt dann weiter an der Rinde des Baumes, der aufgeschreckte Zobel fährt schon in der Ferne auf, und scheint von Baum zu Baum zu fliegen, oder der einsame Reiher steigt mit lang hinter sich gestreckten Beinen einen Klageruf ausstoßend aus dem Sumpfe auf. Kleine Insekten schweben in Säulen über den blutfarbigen Moosgründen. Aber nirgend entdeckt das Auge die Spur eines Wanderers oder menschlicher Arbeit, keine menschliche Stimme unterbricht die schauerliche Stille. Nur selten erblickt der Reisende auf Hügeln ein mit Moos überkleidetes Götzenbild, das wie ein Denkmal ausgestorbener Generationen halbverwittert dasteht. Zuweilen wird er überrascht von der Klauenspur eines Raubthieres, er steigt ab, untersucht und erbebt — es ist die Spur eines Panthers. Eines Panthers? wird der Leser erstaunt fragen. Ja eines Panthers und zwar der größesten Art. Ob sich dieses mörderische Thier im Sommer aus Mittelasien hieher verirrt, ob während der heißen Jahreszeit die Beute sie in diese Gegenden lockt, oder ob es die Klapperjagd des chinesischen Kaisers dorthin verscheucht, läßt sich nicht sagen; aber soviel ist gewiß, daß selten ein Jahr vergeht, wo nicht in der Provinz Jakutsk eines oder mehrere dieser durch Raubsucht, Furchtlosigkeit, Schnelle und Stärke furchtbaren Thiere erlegt werden. Selten wird ein Pantherfell ohne Blut des Jägers erkauft. Folgender trauriger Vorfall ereignete sich im Jahr 1827.

Zwei Familien, eine jakutische und eine tungusische nomadisirten in der Nähe von Jakutsk. Beide Familienväter waren alte Freunde und Jagdgenossen. An einem Morgen stürzte die Frau des Jakuten erschrocken in die Jurte und konnte kaum berichten, daß sie ein unbekanntes Thier erschreckt habe. Die Jäger ergreifen ihre Büchsen und eilen auf das Feld — aber auch sie verzagen, denn kaum zwei Flintenschüsse weit von der Jurte erblicken sie einen Panther. Ein Tag und eine Nacht vergingen, aber das Raubthier lag noch immer auf der Lauer. Gierig lechzte es nach Beute, und mit dem Hunger stieg seine Verwegenheit. Geschrei, abgeschleuderte Feuerbrände, Geklapper mit dem Kessel — Nichts vermochte ihn zu verscheuchen. Er stand auf, sprang, brüllte und legte sich wieder außer Schußweite nieder. Noch einmal 24 Stunden gingen vorüber und die Jäger geriethen in Verzweiflung, die Thränen und Klagen ihrer durstenden, hungernden und erschrockenen Familien weckten endlich ihren Muth. Es war nur zwischen Hungertod oder den Klauen des wilden Thieres zu wählen. Der Jakute beschloß den Kampf zu beginnen. Eine breitläufige Flinte, die er glücklicherweise besaß, wurde mit doppelter Ladung versehen, und so ging er dem belagernden Feinde entgegen. Mit funkelnden Augen betrachtete der Panther den heranschleichenden Jäger, blutgierig begann er mit dem Schweife zu schlagen und sperrte den rothen Rachen auf.

Als aber der Jakute sich auf ein Knie niederließ, um sicherer zu feuern, sträubte sich das Haar des Panthers, er wand sich schlangenförmig und schoß wie ein Blitz, so daß er dem tödtlichen Blei entging, heran, in demselben Augenblicke war auch schon die Hand des unglücklichen Jägers von den Zähnen des wüthenden Thieres zermalmt. Aber auch der Tunguse stürzte mit einer Palma (einem an einen langen Stiel befestigten Messer, einer Art Lanze) auf das Ungethüm und brachte demselben drei Wunden bei. Nun wendete sich das ergrimmte Thier gegen den neuen Feind, zerbrach den Schaft der Waffe, und zerfleischte seinen Gegner mit den Klauen. Da ermannte sich der Jakute, ergriff mit der einen noch unverletzten Hand ein Weidmesser und stieß es dem Panther in die Weiche. Dieser von Blut triefend ließ ab von seiner Beute, schlich davon und stürzte zu Boden. Aber die verwundeten Jäger vermochten ihm nicht zu folgen. Am Abende verendete das Raubthier, aber auch der Jakute starb nach zwei Tagen, und der Tunguse genaß nur langsam von seinen Wunden. Ich sah das Fell des erlegten Thieres, das der Befehlshaber der Provinz gekauft hatte. *)

Oft verspätet der Kaufmann seine Ankunft am Sammelplatz der Nomaden; jede Nachricht fehlt ihm, und er irrt dann umher, ohne zu wissen, wo und wohin. Wochen und Monate vergehen, der Mundvorrath neigt sich zu Ende, die Rennthiere sind entkräftet und noch immer zeigt sich keine Spur von Menschen oder menschlichen Wohnungen. Ein unbeladenes Rennthier wird verzehrt, man sägt den übrigen das Geweih ab, und bereitet daraus eine Nahrung; oft müssen in der äußersten Noth Riemen und Quersäcke gekocht werden. „Morgen vielleicht ist das Elend ein Ende!" flüstert die Hoffnung. Aber es tagt und dunkelt wieder, und der Hungertod naht mit allen seinen Schrecken. Ich habe Menschen gesehen, die diesem Verderben entgangen waren, sie glichen vom Grabe erstandenen Gerippen. Doch trifft dieses Schicksal nicht bloß Reisende. Folgende Geschichte erzählte mir ein Kaufmann, der oft die udskische Gegend besucht hat.

„Ich wollte einen meiner alten Bekannten, einen tungusischen Jäger besuchen. Ich kannte die Stelle seiner Winterwohnung, denn er war rennthierlos **) und ritt daher geradezu nach dessen Jurte. Ich nähere mich, kein Rauch wird sichtbar. Was soll das bedeuten? Ich trete in die Jurte, und mein Herz erstarb. Auf den Knien der erstarrten Frau lag ein todter Säugling, der in der Mutterbrust keine Nahrung mehr gefunden hatte. Die älteste Tochter lag mit den Füßen auf dem Herde, wahrscheinlich wollte sie sich an den Kohlen wärmen, die sie vor Schwäche nicht mehr anfachen konnte. Der zwölfjährige Knabe war bei dem Nagen an einer Sohle erstarrt. Vermuthlich war diese Begebenheit zwei Monate vorher erfolgt; denn der Wind hatte durch den Schornstein vielen Reif getrieben, von dem die Leichen glitzerten. Der Tunguse war wie es schien auf der Jagd durch ein Schneegestöber, die Familie daheim vor Hunger umgekommen — was um so wahrscheinlicher ist, weil wir neben dem Heerde rohe Felllappen eines Hundes fanden, der ohne Zweifel nach Hause zurückgekehrt und aus Mangel anderer Nahrung verzehrt worden war."

So gefährlich ist das Leben des sibirischen Jägers und dennoch liebt er es. Man bringe ihn unter einen gesegneten Himmelsstrich in eine unserer prächtigen Städte, und er wird in ihren Palästen vor Sehnsucht kränkeln nach seiner schneeigen Heimat, nach seiner kümmerlichen Lebensweise. Ein Leben ohne Furcht und Hoffnung ist ihm tödtliche Langeweile, der gefahrlos gewonnene Bissen ekelt ihn an. Wenn wir die leidenschaftliche Jagdlust bedenken, zu der wir uns gewöhnen können, so werden wir begreiflich finden, welchen Werth die Jagd in den Augen desjenigen hat, bei dem das Leben einer ganzen Familie von einem gelungenen Schusse abhängt; wo der Jäger jedesmal wie Tell nach dem verhängnißvollen Apfel zielt.

(Schluß folgt.)

*) Ungeachtet der Flecken, bin ich geneigt das Thier einen Tiger zu nennen, denn es ist nicht der pardalis der Alten (Felis pardus des Linné), auch nicht Cuviers guépard (felis jubata), kurz nicht das, was die Franzosen panthère nennen, denn alle diese Thiere muß es an Größe und Stärke übertroffen haben. Uebrigens scheint es, daß im Alterthum der Panther dem kälteren Klima nicht fremd war, und wahrscheinlich kannten ihn die Vorfahren der Russen nicht bloß vom Hörensagen. Im Liede von Igor's Feldzug kommt der Ausdruck „das Lager des Panthers" öfters vor. Im Kaukasus werden oft Tiger erlegt, und die Bergbewohner versichern daß es dort auch Löwen (Aslan) gebe; überhaupt scheint es, daß nicht so sehr das Klima als die Volksmenge diese Thiere aus Europa und den Grenzländern Asiens verscheucht hat. Auch die Römer trugen nicht wenig dazu bei durch ihre ungeheuren Thierhetzen die reißenden Thiere zu vertilgen. Pompejus zeigte bei Eröffnung seines Theaters 600 Löwen und 410 Panther. Als das Theater des Marcellus eröffnet wurde, tödtete man 268 Löwen und 510 Panther u. s. w.

**) So nennt man die seßhaften Tungusen, welche aus Armuth kein Rennthier haben; eben so giebt es schneeschuhlose Samojeden.

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Fortsetzung.)

Die Anhänger Vertheidiger behaupten zwar nicht, daß sie ihren Thee so wohlfeil verkaufen, als wenn der Handel offen wäre, sie geben die, wie sie sagen, vom Monopol unzertrennlichen Mißbräuche zu, aber ihrer Angabe nach ist das Monopol durchaus nothwendig für die Erhaltung des Handels überhaupt. Die Chinesen seyen ein ganz besonderes Volk, dessen Sitten Denk- und Handlungsweise sie von andern Nationen durchaus unterschieden; die ostindische Compagnie habe glücklich das Geheimniß ausgefunden, sie zu behandeln, Privatkaufleute würden unfehlbar in die größten Zwistigkeiten gerathen, und die unausweichliche Folge der Oeffnung des Handels würde die alsbaldige Vertreibung von den chinesischen Märkten, der Verlust unserer Theezufuhren, und damit einer Staatseinnahme von 3,200,000 Pf. seyn.

„Rien n'est si entêté qu'un fait," hat ein geistreicher Franzose gesagt. All dieser Aufwand an Worten, diese angeblichen Erfahrungen sanken in ihr Nichts durch die einzige Thatsache, daß seit mehr als 40 Jahren die Amerikaner diesen Handel ohne Kompagnie treiben, viel gewonnen haben, niemals in ernste Streitigkeiten mit den Eingeborenen geriethen, und nicht halb so viel Unterbrechungen in ihrem Handel hatten. Die Chinesen sind ein in

jeder Hinsicht sonderbares, aber in hohem Grade handeltreibendes Volk. Sie sind die großen Handelsleute des östlichen Archipelagus: eine Menge von ihnen ist in Batavia, Singapore und andern Handelsemporien angesessen, und eifrig mit dem Handel oder einem andern nützlichen Industriezweige beschäftigt. Eine große Anzahl chinesischer Schiffe oder Junken, wie sie solche nennen, wovon einige 800 bis 1000 Tonnen laden, segeln jährlich mit den kostbarsten Waaren beladen aus den südlichen Häfen des Reichs nach Java, Borneo, Celebes, Singapore u. s. w., und die mit dem Handel des indischen Archipelagus beschäftigte Tonnenzahl ist größer, als die der ostindischen Kompagnie im Handel mit China, trotz ihres Monopolismus auf den britischen Märkten.

Der Popanz, den die Vertheidiger der Kompagnie gewöhnlich hinstellen, wenn von dem Handel mit China die Rede ist, sind die Hong-Kaufleute. Diese sind aber blos eine Anstalt der Regierung, um den fremden Handel einigen bestimmten Regeln zu unterwerfen. Hong bedeutet Sicherheit, und jedes fremde Schiff muß bei seiner Ankunft sich an einen Hong-Kaufmann wenden, damit er Sicherheit für die Ein- und Ausfuhrzölle, so wie für das Benehmen der Mannschaft leiste. Dieß hat aber durchaus keine Schwierigkeit. Die Amerikaner, welche oft 40 Schiffe in einem Jahre dort hatten, erfuhren niemals eine Weigerung. Der Schiffshauptmann wendet sich nach Belieben an irgend einen Hong-Kaufmann, und zur Belohnung für seine Sicherheitsleistung kauft er ihm gewöhnlich für 100 bis 200 Pf. Waaren ab, es steht aber jedem frei, mit einem Hong-Kaufmann oder mit einem nicht in dieser Gesellschaft stehenden zu handeln, so daß man, obgleich nur 8 oder 10 Hong-Kaufleute in Canton sind, doch unter den Kaufleuten, mit welchen man handeln will, eben so viel Wahl hat als in Liverpool oder New-York. Die ostindische Kompagnie allein hat nie anders als mit Hong-Kaufleuten gehandelt, und daß sie deßhalb bei denselben in Ansehn steht, begreift sich leicht und nicht minder, was sie von diesem Ansehn für einen Gebrauch zu machen versucht hat. Die Amerikaner, welche größtentheils mit Nicht-Hong-Kaufleuten handelten, hatten eben dadurch die Vortheile und die leichte Betreibung des Handels sehr vermehrt. Die überreichen, von der Kompagnie angestellten Beamten hielten es, statt der Konkurrenz der Amerikaner durch vermehrte Thätigkeit entgegen zu arbeiten, für einen passendern Weg, die Hong-Kaufleute zu einer Petition anzutreiben, daß der Vizekönig den Amerikanern das Handeln mit andern Kaufleuten verbieten möchte. Die Hong-Kaufleute sollen nur mit Widerstreben auf diesen kostbaren Plan eingegangen seyn, indeß der Vizekönig erließ in der That eine Proklamation zu dem Endzweck, die aber nicht besser beobachtet wurde, als die Verbote seines kaiserlichen Herrn, Opium nach China einzuführen, welches dennoch in ungeheurer Quantität in ganz China gebraucht wird. Der Handel kehrte schnell wieder in seine alten Kanäle zurück. Weit entfernt, daß überhaupt in Canton sich Schwierigkeiten im Betrieb des Handels finden sollten, erklärten alle bei dem Monopol unbetheiligten Leute von Erfahrung, daß in keinem Hafen in England der Handel mit derselben Leichtigkeit betrieben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera in Petersburg.

Von der Niederelbe. Monat Julius.

Seit dem Tode des Feldmarschalls Diebitsch hat keine Nachricht so große Sensation erregt als die so eben eingegangene von dem Erscheinen der Cholera in St. Petersburg und Cronstadt.

In einem ruhigeren Augenblicke, und wenn genauere und reichhaltigere Materialien vorliegen, wird es Zeit seyn, zu untersuchen, inwiefern die Krankheit dahin verpflanzt und übertragen worden, und Schlüsse darauf zu gründen, inwiefern es menschlicher Vorsicht gelingen möge, das Uebel zu hemmen, das vielleicht, wie sorgsam es auch an den Thoren abgewiesen wird, sich selbst den eigenen Herd inmitten großer Städte schafft. Aber Niemand kann dem tiefen Eindrucke sich entziehen, den dieser Schlag des Schicksals in allen Gemüthern hervorruft.

Läßt der Gedanke ohne Schaudern sich denken? In dem Augenblicke, wo ein zweiter vielgeprüfter Feldherr geht, die in Asien gewonnenen Lorbeeren dem feindseligen Hauche eines andern, ganz andern Klima's auszusetzen, — wo ein Lithauer sich anschickt, seine Stammsgenossen an der Spitze eines großen Heeres zu bekriegen — bricht in der Hauptstadt, der er den Rücken zugewendet, die verheerende Seuche aus, die seinen Vorgänger auf fremder Erde, auf ruhmlosem Sterbelager hingerafft? Und in dem Augenblicke, wo Tausende und aber Tausende als Opfer der Krankheit fallen, der die menschliche Kunst nicht zu wehren weiß; in demselben Augenblicke sind Tausende und aber Tausende zu Opfern ersehen, zu Opfern der mörderischen Kunst, die ganze Völker dem Willen eines Einzigen sich beugen, ihre Liebe und ihren Haß, ihr Wollen und Thun, dem Winke eines gewaltigen Siegers unterordnen lehren soll! Es ist nicht genug, daß der Tag seine Plage hat, daß ein unerforschter Einfluß das Menschenleben mit der Vernichtung bedroht; daß gesellige Bande gelöset, geselliger Verkehr gelähmt wird. Nein, es ist noch nicht genug des Elends, des Jammers, der Thränen. Denn — so argumentiren die Journalisten, die unter der Maske der Loyalität ihren Haß gegen Rußland verbergen möchten — „die Gewalt, die Menschen in Bewegung setzt wie Spielpuppen — die Gewalt will es, daß andere Tausende heimathlos irren, des väterlichen Erbtheils verlustig; daß wieder andere Tausende die Schlachtfelder decken, auf daß der Verwesung und des Grauens genug, und kein Mangel an Schrecken sey in dem Lande, das wider den mächtigen Scepter sich aufgelehnt hat! Was sind auch Glück und Ruhe und Leben von Tausenden, gegen den Umstand, daß Einer eine Krone trüge? Und o des hohen Ruhms, durch alle Jahrhunderte preiswürdig, wenn es dem Feldherrn gelingen sollte, aus dem tiefen, tiefen Strome von Blut, in den sie versunken ist, die Krone wieder heraufzuholen. Köstliches Taucherwerk! Goldenes Gewerbe!"

Die Zeitungen sind voll von des russischen Kaisers Menschlichkeit, von des russischen Kaisers Großmuth. Wir wünschten, daß die Zeitungen hinzusetzten, wie sie ja nicht anders als es glauben können, daß er über den Stand der Dinge getäuscht worden seyn muß. Er erläßt Ukasen gegen einzelne Empörer, und in Waffen steht ein Volk. Er sendet den Feldherrn, der den Balkan überstiegen hatte — und sein Feldherr bemüht sich vergebens, eine glänzende Waffenthat zu thun; die Uebermacht ist auf seiner Seite, aber auf der andern ist die Begeisterung, ist der unbesiegte Muth, ist die Freiheit. Groß die Verantwortlichkeit derer, die dem Kaiser die Wahrheit vorenthalten. Aber nicht minder groß die Verantwortlichkeit jener Andern, die an den Stufen fremder Throne stehen, wenn sie nicht den Nebel zu theilen wissen und das Netz zu durchbrechen; wenn sie nicht menschlichen Gefühls, männlichen Muthes genug haben, um ein Wort zu reden, das jeden Zweifel hebe, und Europa's einstimmigen Ruf und die Stimme ferner Jahrhunderte zum Ohre des Monarchen tragen soll, der das nicht wollen kann, was in seinem Namen geschieht.

Es ist wahrlich nicht Schmeichelei, vorauszusetzen, daß dem Willen des Kaisers solche Maßregeln fremd sind. Es ist nur das Vertrauen, daß er persönlich die Mäßigung nicht verläugnen würde, von der er früher Beweise gegeben, und deren seine zahlreichen Feinde ihn zu entkleiden bemüht sind.*)

*) Ebenso muß man voraussetzen, daß der Kaiser die Sprache der orientalischen Adoration nicht billigt, in welcher die Petersburger Zeitungen von Zeit zu Zeit seiner Person erwähnen. So lesen wir in einem Extrablatte

Diese Sprache haben wir immer gesprochen; eine andere wird uns schwerlich je geläufig werden. Am wenigsten ist es jetzt an der Zeit, die Fürsten mit einer alten Blasphemie als „Götter der Erde“ zu betrachten. Vielmehr scheint eine Zeit der schweren Prüfung zu nahen und schon da zu seyn, für die Fürsten nicht minder als für die Geringsten im Volke. Auch einer andern Betrachtung kann man, beim Anblicke der neuesten Ereignisse, sich kaum entschlagen.

Sonst, wenn eine Reihe von Unglücksfällen den Gang der Begebenheiten unterbrach, pflegte der Mensch wohl, ohne kindisches Zagen zwar, und ohne abergläubische Kasteiung, aber er pflegte doch ernst in seine Brust zu greifen, und sich zu fragen — womit habe ich's verdient? Denn es waltet einmal, so frühe gehegt als weit verbreitet, der Glaube, daß eine höhere Macht die Schickungen ordne, daß weder der Zufall allein, noch die menschliche Leidenschaft ein loses Spiel treibe mit den Blättern der Geschichte. Wir wissen wohl, daß unsere Zeit solcher Betrachtungen mehr und mehr sich entwöhnt hat. Aber wie, wenn es noch Priester gäbe — Priester in Rußland selbst gäbe — die das alte Recht ihres Standes, nicht trotzend auf die schützende Hülle des Priestergewandes, sondern, wie es ihrem Berufe ziemt, beides, mit Muth und Demuth, ausüben wollten? Wie, wenn solche Männer, denen weltliche Absicht so fern wäre als geistlicher Hochmuth, in einfachen Worten die Schickungen bezeichneten, und wie sie hereingebrochen bei einem Unternehmen, das Sieg und Ruhm zu versprechen schien, das aber in einem erfolglosen Feldzuge nur die Ueberzeugung gebracht hat, daß weder Uebermacht noch Feldherrngenie, daß nicht die furchtbarsten Drohungen, noch die im Innern angezettelte, zur rechten Zeit entlarvte Verschwörung Etwas gegen ein Volk ausgerichtet hat, das lange unterdrückt, lange von pflichtvergessenen Dienern des Kaisers und seines Bruders mißhandelt, nicht von Rache spricht, sondern von Ruhe; nicht von Herrschaft, sondern von Freiheit! Oder sollte es der Männer, die wir meinen, unwürdig seyn, auch dieses zu nennen, daß im unerforschlichen Rathschlusse des Himmels es beschlossen war, daß der Fürst, der im Namen des Kaisers Polen beherrscht hatte, den Ausgang des Kampfes nicht erleben sollte? Und wenn auch das einstimmige Urtheil Europa's, wenn der Spruch der Geschichte etwas hat, was die Brust des Sterblichen, der am höchsten gestellt wäre, mächtig bewegen kann: so würde es doch die Pflicht solcher Männer seyn, auf eine ganz andere Verantwortung hinzuweisen, und es auszusprechen, daß, welchem Vieles anvertraut ist, von dem Vieles wird gefordert werden.

Vermischte Nachrichten.

In England erregt eine neue Erfindung in Bezug auf Brodbäckereien großes Interesse. Man hat nämlich gefunden, daß die während des Backens aus dem Brode entwickelten Dämpfe ein bedeutendes Quantum Alkohol enthalten, das durch eine eigene Vorrichtung gewonnen werden kann, wodurch die Bäcker in den Stand gesetzt würden, nicht nur ein weit wohlfeileres, sondern auch gesunderes und schmackhafteres Brod als bisher zu liefern. Ein gewisser Herr Hicks hat ein Privilegium auf diese Erfindung erhalten, von der man in englischen Blättern folgende Beschreibung liest: „Der Ofen des Herrn Hicks ist von Eisen, von Cylinderform und kann hermetisch verschlossen werden. Die Feuerung wird in einer Hohlpfanne unter dem Ofen angebracht, wodurch die Hitze mit möglichster Ersparung des Brennmaterials erzeugt wird. Der Wärmegrad innerhalb des Ofens wird außen durch ein Thermometer angezeigt, wornach man die Feuerung einrichten kann. Wenn das Thermometer 500 Grade R. erreicht hat, ist der Ofen hinlänglich zum Backen geheizt, und wird durch eine einfache Vorrichtung mit einer Thüre luftdicht verschlossen. Eine Viertelstunde darauf wird der Dampf, der sich aus dem Brodteige entwickelt, durch eine enge Oeffnung am obern Theile des Ofens in einen Destillirkolben geleitet, wo die erwähnte Verwandlung in Alkohol vor sich geht. Die einzige Vorsicht, die hiebei zu beobachten ist, besteht darin, daß man die Hitze nicht viel über 500 Grade treibt. Wenn der Alkohol zu tröpfeln aufgehört hat, ist dieß das sichere Zeichen, daß das Brod ausgebacken ist. Um einen Schuß Brod zu backen, bedarf man ungefähr eine Stunde und fünf und vierzig Minuten. Jedes vierpfündige Brod giebt gegen eine Unze probehaltigen Spiritus. Die Vortheile dieser Erfindung sind zahlreich und handgreiflich. Das Brod wird purifizirt und von besserer Qualität, da durch die Dampfableitung alle Stoffe entfernt werden, die das Brod sauer und ungesund machen. Brod, das auf die beschriebene Weise gebacken wird, ist weit wolliger und frischer noch nach einer Woche, als auf gewöhnliche Art gebackenes nach zwei Tagen. Der Alkohol wird in so beträchtlicher Quantität gewonnen, daß er einen bedeutenden Gewinn abwirft. Bereits hat sich unter Oberleitung des Herrn Hicks zu London ein „Metropolitan Genuine Bread Company“ gebildet, um diese Erfindung ins Leben einzuführen.

*

In einer Versammlung des Londoner Gemeinderathes in der Guildhall wurden auf vorhergegangenen Beschluß desselben, dem Lord John Russel, als Beweis der Erkenntlichkeit für seine Bemühungen in der Reformfrage, das Bürgerrecht der Stadt London in einer goldenen Kapsel überreicht. Der Feierlichkeit wohnten auch sehr viele Damen bei. Lord Russel wurde von den vier Aldermännern, die die Stadt London im Hause der Gemeinen repräsentiren, und den zwei Sheriffs eingeführt und von der äußerst zahlreichen und glänzenden Versammlung mit lebhaftem Beifalle empfangen. Der Lord dankte bei Empfang des Bürgerrechts in einer schönen und passenden Rede. Von der Guildhall brach die Versammlung nach dem Mansionhouse auf, wo der Lord Mayor ein glänzendes Gastmahl gab. Die Anordnungen dazu waren im größten Style getroffen. Unter den Gästen befanden sich der Herzog von Sussex, Don Pedro, Lord Brougham, der Herzog von Richmond, die Lords Grey, Lansdown, Goderich, Palmerston, Althorp, Plunkett, Nugent u. m. A.; deßgleichen die Herzogin von Bedford, die Marquise von Landsdown, die Gräfin Grey, die Ladies Louise und Georgiana Russell u. s. w.; endlich die Parlamentsmitglieder für Middlesex, Westminster und der City von London, und viele der angesehensten Kaufleute und Bankiers der Hauptstadt. Die gewöhnlichen Toaste wurden während der Mahlzeit ausgebracht, wobei Lord Grey eine Rede hielt, worin er unter Anderm sagte: „Bei verschiedenen Gelegenheiten wohnte ich den öffentlichen Versammlungen der Bürger von London mit großem Vergnügen bei; denn stets bewiesen sie dabei liberale und erleuchtete Gesinnungen, eine edle Liebe zur Freiheit und eine warme Anhänglichkeit an die reinen Grundsätze der britischen Konstitution. Wenn meine Gefühle in früheren Tagen Vergnügen waren, wie soll ich sie heute nennen, da ich Euch versammelt sehe, um Eure Bewunderung für meinen edeln Freund an den Tag zu legen, indem Ihr auf die Liste Eurer Bürgerschaft einen Namen setzt, der jedem Engländer theuer seyn muß; einen Namen, der um seiner Aufopferung für die Freiheit willen zuhöchst auf der Tafel der Geschichte glänzt. Anderthalb hundert Jahre sind es, seit ein Lord Russell auf dem Schaffotte sein Blut vergoß für die Förderung jener großen Sache, die endlich in der Revolution hervortrat, und deren Früchte unsere Vorfahren und wir selbst genossen haben. Wir sind heute versammelt seinem Abkömmlinge zu Ehren, der mit nicht minder Tugend, aber glücklicherweise mit günstigerm Erfolge die erfreuliche Gelegenheit fand, dem Vaterlande Dienste zu erweisen, die ihn der Ehre würdig machen, unter die Bürger Londons gezählt zu werden.“ — Paganini, der gleichfalls dem Mahle beiwohnte, hatte gleich nach dieser Rede, als eben der Lord Mayor die Gesundheit des Lord Kanzlers ausbrachte, den Saal verlassen, wahrscheinlich um seine Violine zu holen; denn eben als der Beifall bei dem Toaste für Lord Brougham seine höchste Höhe erreicht hatte, trat er wieder ein, bestieg eine Estrade und spielte ein Solo. Nach mehreren andern Reden und Gesundheiten brachte auch der Herzog von Braganza einen Toast auf das Wohl der anwesenden Damen aus.

*

Die französische Regierung hat durch den Fürsten Talleyrand der englischen das Anerbieten machen zu lassen, von jedem Werke, das in Paris erscheint, ein Exemplar nach England zu schicken, wogegen von allen zu London gedruckten Büchern eines nach Frankreich gesendet werden solle. Diese sollen dann in der französischen Nationalbibliothek, jene in dem britischen Museum aufgestellt werden.

---

der St. Petersburger Zeitung vom 29 Junius von dem „väterlichen Erbarmen“ Sr. Maj., und ersehen mit Bewunderung, daß die Phrase, die man sonst auf menschliche Wesen nicht anzuwenden pflegt, von des Kaisers Sorge für Maßregeln gegen die Cholera gebraucht wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 215. 3 August 1831.

Der gegenwärtige Stand der Dinge in Belgien.

Prinz Leopold von Sachsen Koburg hat den Thron Belgiens bestiegen, und es mag an der Zeit seyn, jetzt da nach der Meinung Mancher die belgischen Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende gebracht worden sind, einen Blick auf den gegenwärtigen Stand der Parteien in diesem Lande zu werfen, und, im Falle nicht schon der Anfang dieser mißlichen Herrschaft mit Krieg bezeichnet wird, die Lage des neuen Königs und seine ersten Regentenhandlungen nicht unter einem ganz falschen Lichte aufzufassen.

Wenn man nicht einzelne Menschen, sondern Massen, die in der politischen Gährung von einiger Bedeutung sind, ins Auge faßt, so muß man in Belgien vier ihrem Streben nach sehr verschiedene Parteien unterscheiden. Die erste besteht aus den heftigen Liberalen und Anhängern Frankreichs, die im Anfang der Revolution alles vermochten, und wenn die französische Regierung gleich von vorn herein, Neigung zur Einverleibung des Landes gezeigt hätte, diese in vier Wochen nach den Septembertagen bewirkt haben würden: aber Frankreichs anfangs unsicheres, dann zweizüngiges und endlich entschieden feindseliges Benehmen gegen diese Partei brach ihre Stärke und ihren Einfluß. Die zweite Partei sind die Industriellen, die, wenn man etwa Verviers ausnimmt, so ziemlich entschieden gegen die Revolution und noch mehr gegen die Vereinigung mit Frankreich waren. Aus Interesse dem Hause Oranien ergeben, thaten sie dennoch nichts für dasselbe, erstens weil sie kein Haupt und überhaupt auch wenig Energie hatten, und dann weil die Volksmasse, durch welche sie allein hätten handeln können, nun einmal großentheils gegen die Holländer gestimmt war. Sie werden sich dem Prinzen Leopold von Herzen gern unterwerfen, wenn er ihnen nur Ruhe, Frieden, Vorsorge und Schutz für ihren Handel verschafft; unter diesem Stande ist das in Belgien jetzt überhaupt vorherrschende Bedürfniß der Ruhe nach zehnmonatlicher ängstlicher Unruhe und Spannung am mächtigsten. Sollte aber König Leopold den englischen Handel und die englische Industrie auf Kosten der Belgier befördern, so dürften nicht bloß Manufaktur- und Fabrikherrn, sondern auch allmählich die große von diesen unterhaltene Masse sich nach den Fleischtöpfen Egyptens zurücksehnen und dem jungen Königthum mehr Steine in den Weg werfen, als alle großen und kleinen Phrasen der Franzosenfreunde.

Die dritte und nicht die schwächste Partei, ist die entschieden-theokratische. Vier Fünftheile von den beiden Flandern mit einer Bevölkerung von 14 bis 1500,000 Seelen und ein beträchtlicher Theil von Südbrabant gehören ihr an. Eine theokratische Föderativrepublik war geraume Zeit hindurch ihr eingestandener Zweck, zu dessen Erreichung sie mit einigen heftigen Republikanern der liberalen Farbe in engem Bunde waren, mit einigen nur, denn Haß gegen die jetzige Regierung Frankreichs ist ein Hauptkennzeichen dieser Partei. Die Liberalen haben den vollständigen Sieg derselben, welche wahrscheinlich den Grafen Merode an die Spitze gestellt hätten, dadurch verhindert, daß sie nicht auch Nordbrabant angriffen, wo wie in den beiden Flandern und in Südbrabant das katholische Landvolk im Namen der bedrohten Religion zum Aufstand gegen die ketzerischen Holländer aufgefordert worden war. *) Wahrscheinlich wären Breda und Herzogenbusch, so wenig wie Maestricht, in die Hände der Belgier gerathen, aber die Holländer wären in diesen festen Plätzen eingeschlossen worden, und hätten alles Land bis an den Moerdyk räumen müssen. Herr Lebeau hat es selbst in seiner bekannten Rede gesagt, daß Rücksichten der Klugheit die provisorische Regierung abgehalten hätten, auch Nordbrabant in Aufstand zu versetzen. Die Eroberung Nordbrabants hätte im Kongreß vollständig das Uebergewicht in die Hände der Priester gelegt. Ihr Organ war stets der Catholique, in neuerer Zeit Journal des Flandres genannt, dessen Redakteure mit Lamennais in Frankreich in eifrigem Verkehr standen.

Die vierte Partei, welche endlich über die andern den Sieg davon getragen, ist die gemäßigte Priesterpartei, die sich auch trotz so mancher Widerwärtigkeiten im ganzen Laufe der Revolution mit einer Besonnenheit benommen hat, welche ihr, und namentlich ihrem Haupte, Herrn Gerlache, alle Ehre macht. Diese Partei, deren Hauptsitz Lüttich und deren Organ der Courrier de la Meuse ist, zeichnete sich unter der holländischen Regierung vor der heftigern Priesterpartei durch eine weit feinere, verständigere, doch nicht minder feste Opposition aus, welche ihr Ziel unwandelbar verfolgte. Vor der französischen Revolution war auch dieses Ziel ganz klar

*) Wie weit dieß ging, davon nur eine Probe. In Maestricht mußte der holländische Kommendant sieben seiner Artilleristen erschießen lassen, weil sie einen halben Tag lang gegen die Belgier blind gefeuert hatten. Sie waren sämmtlich katholisch, und die Ermahnung ihres Beichtvaters hatte sie verleitet.

und einfach, Feindschaft gegen das protestantische Holland, und Vorneigung zu der in Frankreich herrschenden aristokratischen Priesterfaktion. Der Zweck dieser letztern, nämlich der Umsturz der Verfassung in Frankreich, war in Belgien kein Geheimniß, und hierauf baute die belgische Priesterpartei ihre Hoffnungen. Sie allein würde es, wenn die Plane Polignacs in Frankreich geglückt wären, in Belgien zum gewaffneten Aufstande getrieben haben. Diese glänzende Aussicht war es, welche die sonst so vorsichtige Partei zu einigen Aeußerungen des Uebermuths reizte, der Ausgang der Revolution in Frankreich jedoch brachte sie schnell zur Besonnenheit, und so richtig erkannte sie die folgenreiche Wichtigkeit dieses Schlags, daß auf der Stelle durch einen fremden Gesandten im Haag der holländischen Regierung Eröffnungen zu einer Uebereinkunft gemacht wurden. Obgleich man diese nicht sonderlich günstig aufnahm, stimmten dennoch die öffentlichen Blätter dieser Partei augenblicklich einen andern Ton gegen die Regierung an.

Es war zu spät, der Pfeil bereits abgedrückt, und der Aufstand in Brüssel nicht mehr zu hindern, die untergeordneten Theilnehmer durchschauten nicht die kluge Berechnung der Häupter, und ihre Bundesgenossen, die Ultraliberalen, machten die Revolution nun in ihrem Sinne. Dieß schlug jedoch den Muth und Erfindungsgeist der Partei nicht nieder; ihr nächster Plan ging dahin, den Prinzen von Oranien zum Generalgouverneur aller belgischen Provinzen mit möglichster Unabhängigkeit von der holländischen Regierung zu machen, aber das kopflose Benehmen dieses Prinzen, der unglückliche Sturm auf Brüssel und das dadurch erlangte momentane Uebergewicht der ultraliberalen Partei zernichteten auch diesen Plan. Von diesem Zeitpunkt bis zur Wahl des Herzogs v. Nemours scheint sie fortwährend, obwohl nur mit äußerster Vorsicht, für das Projekt den Prinzen von Oranien auf den belgischen Thron zu heben, thätig gewesen zu seyn, fand aber bald, daß dieser Plan ohne gewaltsame Restauration, welche sie nicht versuchen mochte, unmöglich sey. Abneigung gegen Frankreich leitete hierin ihre Schritte, und Herr Gerlache erklärte sich deßhalb selbst später als Präsident des Kongresses gegen jede Idee einer Vereinigung mit diesem Lande. Dieselbe Partei war es auch, welche durch eine kluge Vertheilung der Stimmen die Majorität für den Herzog von Nemours so durchaus unentschieden machte. Jetzt, wo die Ermattung in der Nation der vorherrschende Charakter ist, jetzt, wo der Revolutionsübermuth verschwunden, und Nüchternheit an die Stelle fieberischer Aufreizung getreten ist, ergriff sie selbst die Zügel; Lebeau schon seit Jahren mit der Priesterpartei verbunden, obgleich in seinem Wohnort Lüttich als entschiedener Liberaler betrachtet, trat ins Ministerium, Gerlache reiste selbst nach England, blieb längere Zeit dort, und wahrscheinlich war es dieser gewandte Mann der am meisten dazu beitrug, die anfängliche Abneigung des Prinzen zu besiegen. Drei Dinge mußten diese Partei günstig für Leopold stimmen, eines Theils Sicherheit gegen Frankreich, so weit dieß in den jetzigen schwankenden Verhältnissen möglich ist, ferner mußte sein Protestantismus ihnen willkommen seyn, weil sie sich vor der Welt dadurch von dem Vorwurfe reinigten, als hätten sie in Wilhelm von Nassau den Protestanten befehdet, und drittens war seine Eigenschaft als Engländer ihnen eine Bürgschaft, daß der belgische Gewerbsfleiß sich keiner Aufmunterung, wie unter der holländischen Herrschaft, zu erfreuen haben werde. Die Feindschaft zwischen den Industriellen und der Priesterpartei ist durchaus kein Mährchen, sondern beruht nothwendig auf den Interessen und Ansichten beider Theile.

In einem von Parteien so durchwühlten Lande wie Belgien, tritt zwar immer nach einiger Zeit Ruhe ein, sie ist aber von keiner langen Dauer, die Parteien werden bald ihre Thätigkeit aufs Neue beginnen, auf wen wird sich nun der neue König stützen? Es ist schnell gesagt, er werde um Parteien sich wenig kümmern, und das Wohl des Landes möglichst zu befördern suchen, aber bei den ersten Maßregeln werden die Parteien fragen: wozu? und die Parteien sind in diesem Lande das Volk. Die französische Partei hat er am wenigsten zu fürchten, denn sie ist der ganzen Lage der Dinge nach die schwächste geworden: für ihn giebt es nur noch zwei, die Priesterpartei und die Industriellen. Beschützt er nach Kräften die letztern, so beleidigt er die erstern unversöhnlich und erwirbt sich in England keinen Dank. Stützt er sich aber auf die Priesterpartei, so macht er sich vor aller Welt Augen lächerlich und verächtlich. Die Wahl ist bitter, aber — tu l'as voulu George Dandin!

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Fortsetzung.)

Die Frage, ob die Kompagnie den Handel in der Ausdehnung betrieben habe, als wenn er Privatleuten offen gestanden wäre, ist kaum werth, daß man sie aufwirft. Bei allen Monopolisten ist die Arbeit theurer und minder produktiv; sie müssen, um Alles zu sagen, ihre Geschäfte durch Beamte betreiben lassen, und was diese kosten, davon haben wir oben bei der Faktorei in Canton ein Beispiel gesehen. Daß sie auch im Verhältniß ihrer größern Besoldung weniger arbeiten, ist gleichfalls ein Erfahrungssatz. Nehmen wir auch an, alle Schiffskapitäne und Handelsagenten der Kompagnie seyen lauter ehrliche und rechtliche Leute, so ist es doch ein baarer Unsinn, sie hinsichtlich ihres Eifers und ihrer Thätigkeit mit Leuten vergleichen zu wollen, die für ihre eigene Rechnung den Handel treiben. Nach Parlamentspapieren betrug der Gesamtwerth, der von der ostindischen Kompagnie nach China ausgeführten englischen Waaren nie mehr als 750,000 Pf. St. jährlich, sank aber mehrmals, wie z. B. 1828 auf zwei Drittheile dieser Summe. Und selbst dieser erbärmliche Handel brachte, nach dem eigenen Geständniß eines der Direktoren der ostindischen Kompagnie, nicht einmal einen Vortheil. Der Verfasser des Aufsatzes im Edinburgh Review behauptet, und zwar nach der Meinung der erfahrensten Kaufleute, daß beim freien Handel mit China jährlich gewiß für 8 bis 10 Millionen Pf. St. englischer Waaren dahin ausgeführt worden wären. Der beste Beweis hievon liegt freilich wieder in der Thatsache, daß Amerikaner nach London und Liverpool gehen, dort englische Waaren an Bord nehmen, und sie nach China führen.

„Wäre das Monopol beseitigt, fährt sodann der Verfasser fort, so würden außer dem ungeheuern chinesischen Reiche auch die großen und volkreichen, jedoch noch wenig bekannten Länder von Cochin-

China, Tonkin, Siam, Japan und dem Archipel der Philippinen für den Handel offen stehen. Der Verkehr der östlichen und westlichen Welt ist noch in seiner Kindheit. Von Vasco de Gama bis auf den heutigen Tag war der Handel zwischen Europa, Indien und China den drückendsten Fesseln unterworfen. Diese unermeßlichen Länder, welche der Handelsthätigkeit jeder Nation im vollsten Maße Genüge gethan haben würden, blieben in den Händen einer Handvoll Monopolisten, welche alle ihre Energie in kriegerischen Unternehmungen vergeudeten. Dieß ist so arg, daß von den Tausenden herrlicher Häfen ostwärts von Malacca, Canton und Manilla beinahe die einzigen sind, die jemals von englischen Kauffahrteischiffen besucht wurden. Wir haben uns selbst freiwillig von den größten Märkten ausgeschlossen, oder was dasselbe ist, wir haben sie Denen überliefert, welche sie nicht als Kaufleute, sondern als Monopolisten benützten, um Thee zu holen, und ihn dann auf ihre eigenen Bedingungen und zu einem ungeheuern Preise an uns zu verkaufen. Dieß Benehmen war nicht minder nachtheilig für uns selbst, als für die Nationen, welche so lange der Vortheile eines freien Verkehrs mit Europa beraubt blieben. Man kann unmöglich die Fortschritte berechnen, welche die indo-chinesischen Nationen nicht allein in den Künsten, sondern auch in Wissenschaften und in ihren Sitten gemacht haben würden, wenn während der letzten 60 oder 70 Jahre nichts unsere Verbindungen mit denselben gehindert hätte. Der Handel ist die große Maschine, wodurch die Segnungen der Wissenschaft und der Civilisation sich überall verbreiten. Er unterrichtet während er bereichert, und stachelt die Industrie und die Erfindungsgabe derjenigen an, die ihn betreiben. Daß die ungeheure Superiorität der europäischen Völker in Kenntnissen aller Art bis jetzt so wenig Einfluß auf ihre asiatischen Brüder hatte, das danken wir den eifersüchtigen Handelssystemen, welche unter uns geherrscht haben. Hätte man europäischen Wagehälsen gestattet, frei nach den verschiedenen Gegenden des Ostens zu gehen, und frei mit den Mutterländern zu handeln, der Grund zu höherer Civilisation wäre längst in Nationen gelegt, die noch immer zu den Barbarischen gerechnet werden müssen. Wir hoffen indeß, daß eine neue Aera beginnt, und daß europäische Künste und Wissenschaften nicht länger von einem der größten und schönsten Länder der Welt werden ausgeschlossen werden. Das Parlament von Großbritannien hat es jetzt in seiner Hand, neue und unermeßliche Märkte für die Produkte unserer Industrie zu öffnen, und es ist aufgefordert die Fortschritte der östlichen Welt in der Civilisation zu unterstützen. Die positiven Uebel, welche das Monopol mit sich führet, sind weder klein noch gering an Zahl, aber verglichen mit dem Guten, das es verhindert sind sie sehr unbeträchtlich. Es hemmt den Geist des Fortschreitens, lähmt die Industrie, und unterhält die Unwissenheit und Barbarei in unermeßlichen Ländern."

(Fortsetzung folgt.)

Seebilder.

Das sonntägliche Mittagmahl bei dem Kapitän.

Sonntags speist der Kapitän gewöhnlich mit den Offizieren in der großen Kajüte; und wenn gleich diese wöchentlichen Mahlzeiten oft nur allzusehr eine leere Formalität werden, so muß man doch zugeben, daß sie sehr wesentlich zur Aufrechthaltung der strengen Disziplin auf den Schiffen beitragen. Wer nur einigermaßen mit dem Seeleben bekannt ist, wird eingestehen, daß es ohne diese Wochenceremonie fast nicht möglich wäre, auf einem Kriegsschiffe in die Länge hinaus gute Ordnung zu erhalten. Ich kann die harten und unangenehm verletzenden Reibungen auf einem Kriegsschiffe, zumal wenn zwischen Kapitän und Offizieren böses Blut herrscht, mit nichts Anderm vergleichen als mit einer Maschine, in deren Räderwerk man eine Hand voll Kieselsteine geworfen hat. „Aber," wird man fragen, „wie ist es möglich, daß ein einfaches Mittagsessen ein oder zwei Mal die Woche so großem Uebel steuern kann?"

Man denke sich, daß der Kapitän kurz vor Mittag gerade auf das Verdeck kommt und Etwas nicht in der Ordnung findet, z. B. die große Raa nicht genug aufgebrasset, oder die Leevordramschoten nicht vorgeholt, oder den Klüver nicht aufgehisset — man denke sich, daß der Kapitän aus Grille oder nicht eben auf solche Kleinigkeiten ein besonderes Augenmerk hat, und den Offizier darüber härter anläßt als nöthig, wobei er gegen seinen Willen die Ungerechtigkeit begehen kann, einen thätigen und mit harter Arbeit überladenen Mann eben so heftig anzufahren, als wenn er ihn schlafend auf der Wache betroffen hätte. Der Offizier, der nichts erwiedern kann, verbeugt sich und gehorcht. Einige Minuten darauf steht die Sonne im Meridian, und zwölf Uhr wird geschlagen. Der Bootsmann pfeift zum Essen, das Verdeck wird geräumt, und der Lieutenant der Vormittagswache steigt hinab, voll von Aerger über den Kapitän und dessen unverschuldeten strengen Tadel. Das Erste, was er bei dem Eintritte in die große Kajüte thut, ist, daß er seinen Hut so weit das Zimmer reicht in eine Ecke wirft, so daß er ohne Zweifel in Gefahr kommen würde, zum Fenster des Spiegels hinaus zu fliegen, wäre nicht der Offizier, der dort in einem Locker *) gewöhnlich die Flöte bläst, bei der Hand und finge ihn geschickt auf. Der Flötenspieler, der auf diese Weise in der Mitte des God save the King oder das Robin Adair, an dem er schon drei Monate unter Leitung des Musikmeisters der Bande sich abgefingert hat, unterbrochen worden ist, ruft ganz verblüfft aus: „Holla, Herr — was giebts denn?" — „Was es giebt," schreit der Andere. „Erschossen will ich werden, wenn ein so verfluchter Handel einen Mann nicht um seine fünf Sinne bringen kann." — „Nun, was giebt es denn?" frag' ich — ruft der Offizier, indem er die Flöte schon wieder an die Lippen setzen will. — „So muß ich mich also abmartern, und Leib und Seele abrackern den ganzen Vormittag, um es unserm zappelköpfischen, wetterlaunischen, murrköpfischen Griesgram von Hornfisch recht zu machen, und was hab' ich davon? Drückt er nicht mit Fleiß über Alles, was ein ordentlicher Kerl leistet, die Augen zu, um sie angelweit aufzusperren über die geringste Kleinigkeit seiner tausend und einen Grillen, nur um ein Mal einen recht aushunzen zu können? Es ist klar," fährt der Lieutenant fort, der sich immer mehr in die Hitze hineingeredet hat, „es ist klar, der Kapitän hat es auf mich gepackt und will mir den Dienst verleiden, wahrscheinlich, um einen andern von seinen Nachtretern an meine Stelle zu bringen." — „Pop Unsinn und kein Ende!" — ruft der friedliche Flötenspieler hier dazwischen, „der Kapitän ist Dein bester Freund!" — „Mein bester Freund?" brüllt der Andere; „ich will Dir was sagen, Herr Bruder," — Aber in diesem Augenblicke tritt des Kapitäns Proviantmeister (Captain's steward) herein, geht auf den wüthenden Offizier der Vormittagswache zu und sagt ganz mechanisch: „Eine Empfehlung von dem Kapitän, Sir, und er läßt sich die Ehre zum Mittagessen ausbitten." — Hierauf erwiedert der Offizier fast eben so mechanisch: „Meine Empfehlung, und ich werde die Ehre haben." — Kaum aber hat der Friedensbote die Thüre wieder hinter sich geschlossen, so sagt jener: „Ich bin teufelswild, daß ich es nicht abgeschlagen habe." — „So," sagt der Andere gedehnt, und fängt seine unterbrochene Flötenübung wieder an. Inzwischen wird es zwei Uhr; der Tisch der großen Kajüte ist gedeckt; die Trommel schlägt den „Roastbeaf;" der Offizier der Vormittagswache steigt auf das Verdeck, um seinen Backkameraden wie gewöhnlich abzulösen, und nachdem er schmutzig und trutzig seine Stunde in voller Uniform zugebracht hat, wobei er seinen Aerger noch immer mehr anschürt, um den Kapitän merken zu lassen, daß er teufelstoll ist, sagt man ihm, daß das Mittagessen in der Kajüte auf ihn warte. So

---

*) Ein an die innere Seite des Schiffs genagelter Korb zu verschiedenen Gebrauche.

neigt er nun hinab und nimmt seinen Stuhl ein, und sitzt da mit einem Gesicht so mürrisch, als säße er auf Disteln. Die Erbsensuppe wird unter dem feierlichsten Stillschweigen ausgelöffelt; aber eben wie die Teller gewechselt werden, sagt der Kapitän zu dem Trotzkopf: „Kommen Sie, Herr Haultight, wollen wir nicht ein Glas mit einander ausstechen? Wem soll es gelten?“ — Und bei diesen magischen Worten und in dem einzigen Glase Xeresfekt ist auf ewig aller vorige Aerger begraben und vergessen. Aber nicht sowohl in den Worten als in dem Tone, mit dem sie gesagt werden, läßt der Kapitän dem beleidigten Offizier merken, wie viel ihm daran liegt, das gute Verhältniß wieder hergestellt zu sehen, oder wie leid ihm das Vorgefallene ist. Kurz, wenn der Offizier nicht ein hartköpfiger und fischbeinzäher Geselle ist, an dem alle Güte hinausgeworfen ist, so ergreift er die Flasche, füllt sein Glas und erwiedert: „Von ganzem Herzen, Sir.“ Und somit ist aller Wahrscheinlichkeit nach Alles im Reinen.

Aber so wie es der Fall seyn kann, daß der höhere Offizier ein Mal Unrecht hat, so kann auch der entgegengesetzte Fall eintreten, daß ein subalterner mehrere Tage hindurch sich das Vergnügen macht, den Kapitän auf alle mögliche Art zu tratzen, wobei er sich jedoch wohl in Acht nimmt, durchaus innerhalb der gesetzlichen Schranken zu bleiben. „Wer in der Welt,“ möchte ich fragen, „hat mit Befehlshabern zu thun, sey es auf der Flotte oder auf dem Lande, in einem Schiffe oder in einer Kinderschule, und möchte nicht aus der Haut fahren bei solchen kleinen Quälereien? Ich für meine Person wenigstens kann dergleichen nur mit den Stichen eines Muskito vergleichen, den man sich die halbe Nacht zu fangen abmüht, und darüber Schlaf und Erholung einbüßt, vergeblich sich abmarternd, den boshaften Feind zu erhaschen, der durch immer wiederholte Stiche fühlen läßt, daß er klein, aber nicht unbedeutend ist. Aber während diese Höllenmarter im besten Gange ist, kommt mit einem Male der Sonntag heran. An diesem Tage speist der Kapitän wie gewöhnlich mit seinen Offizieren in der großen Kajüte, und wenn er hieher ein Mal den Fuß gesetzt hat, wird er von Allen — selbst den Herrn Muskito nicht ausgenommen — mit gleicher Aufmerksamkeit empfangen. Es ist Sitte, bei dieser Gelegenheit den straffgespannten Zügel der Schiffsdisziplin ein wenig nachzulassen, so daß eine gewisse steife Vertraulichkeit zum Vorscheine kommt. Zu dieser muntert der Kapitän sogar noch einigermaßen auf; jedoch wie sich von selbst versteht, immer mit großer Behutsamkeit, obgleich er hiebei noch ein wenig mehr nachsieht, als er gegen sich selbst an seiner eigenen Tafel thun würde. Während des Tisches trinken alle Gäste mit ihrem Wirthe ein Glas Wein, und wenn der gedachte Muskito der Gastfreundschaft diesen Tribut entrichtete, so müßte der Kapitän sehr auf den Kopf gefallen seyn, wenn er nicht ein oder das andere freundliche Wort über die Güte des Offiziers anbringen könnte, der ihm die Woche über so zugesetzt hat. Durch diese und dergleichen kleine Kunstgriffe werden alle ähnlichen Unannehmlichkeiten geschickt aus dem Wege geräumt. Ohne diese Sicherheitsklappe an der Hochdruckmaschine des Seedienstes aber wüßte ich wahrlich nicht, wie das ungeheuer komplizirte Getriebe desselben im Gange erhalten werden könnte.

Vermischte Nachrichten.

In Neuholland hat ein Herr Rankin in der Nähe von Wellington Valley eine merkwürdige Höhle entdeckt, deren Decke prächtig mit Stalaktiten verziert war, und in deren Grunde sich eine große Anzahl fossiler Knochen fand, worunter einige Thieren angehörten, die sich längst nicht mehr in Neuholland finden, z. B. einem Flußpferde. Die Höhle muß vor mehreren tausend Jahren der Aufenthalt eines Raubthiers gewesen seyn; denn ein großer Theil der Knochen war gewaltsam zerbrochen. Dieß ist um so bemerkenswerther, da sich jetzt nach allen bisher gesammelten Zeugnissen in Neuholland durchaus kein Raubthier findet, das mit einem Rhinoceros u. dgl. es aufnehmen könnte, und der größere Theil der Knochen gehört Thieren von dieser Größe an. Das Raubthier wie seine Beute scheinen in einer gewaltsamen Revolution untergegangen zu seyn.

*

Im Park von Neuilly, der Besitzung des ehemaligen Herzogs von Orleans, wird an der Stelle, wo letzterer am 30 Julius 1830 die Deputation der französischen Kammer empfing, auf Befehl Ludwig Philipps ein Denkmal errichtet, auf welchem folgendes Basrelief zu sehen seyn wird: „Die Freiheit mit der phrygischen Mütze steht zwischen Minerva und dem Frieden; neben ihnen wird auf der einen Seite in sitzender Stellung die Geschichte zu sehen seyn, auf der andern das Volk, das die Insignien der gestürzten Dynastie mit Füßen tritt. Ober der Freiheit wird in der Mitte blitzender Wolken eine eiserne Kugel in den Marmor eingemauert, die Karl X als letztes Andenken seinem Vetter zurückgelassen hat; sie wurde nämlich bei dem Abzuge des flüchtigen Königs nach Rambouillet von St. Cloud nach Neuilly abgeschossen.

*

Die Choleraphobie, eine Krankheit, die, wenn nicht so schlimm als die Cholera selbst, doch wenigstens so viel Lärm macht als sie, treibt auch in England wie bei uns ihr Unwesen. Englische Blätter machen sich über die hypochondrische Angst lustig, von der eine große Anzahl Menschen befallen, sich zu den sonderbarsten Vorsichtsmitteln verleiten läßt. Einige wagen es nicht mehr, an's Meeresufer zu gehen, weil sie glauben, der Wind könne von den in Quarantäne liegenden Schiffen schädliche Ausdünstungen herüber wehen; Andere verwandeln ihre Stuben in Rauchkammern, und vergelben sich in Chlor- und anderen Dämpfen; Andere schleppen einen Kometenschweif von Kampherduft hinter sich her; Andere schwimmen in kaltem und warmem Essig wie Essigälchen; Andere haben auf den Nothfall ganze Wintervorräthe von Magisterium Bismuthi, Opium, Moschus u. s. w. angelegt; und kein Mittel ist so abgeschmackt und widersinnig, nach welchem man nicht begierig griffe, wenn man es in Zeitungen mit marktschreierischer Keckheit ausposaunen hört.

*

Durch den Tod des Lord Bischofs von Derry, William Knox, ist die Verleihung des reichsten Bisthums in England der Krone heimgefallen. Derry ist der reichste bischöfliche Stuhl in der Welt. Nach dem im Parlamente vorgelegten Rechenschaftsberichte gehören dem Lord Bischof sechs und neunzigtausend Morgen Landes. Außerdem hat er das Patronat von zwei und fünfzig Pfarreien seines Sprengels, die jedes Jahr im Durchschnitte von dreihundert bis zu zweitausend Pfund Sterling eintragen; die jährlichen Einkünfte können sich auf nicht weniger als zwanzigtausend Pfund belaufen.

Witzstacheln des Figaro.

Die dreifarbige Fahne ist darüber, daß man sie jetzt für rebellisch hält, ganz — roth geworden.

*

Die grauen Hüte sind der Verschwörung verdächtig. Warum? Weil Napoleon einen grauen Rock getragen hat. Der Grund läßt sich hören.

*

Herr Persil hat Herrn Vivien empfohlen, alle Katzen, die in Paris nach Mitternacht auf den Dächern betroffen werden, arretiren zu lassen weil bei Nacht alle Katzen grau sind.

*

Man hat in den Champs-Elysées einen Mann getroffen, der die Unverschämtheit so weit trieb, einen grauen Kopf zu tragen. Man hält ihn für das Haupt der Verschwörung.

*

Der Baron Pasquier, der graue Strümpfe trägt, wurde neulich von einem Polizeispitzel in die Waden gebissen.

*

Herr Sebastiani will nichts für die Polen thun; das ist erklärlich; aber Beranger, der Tyrtäus der Unterdrückten: er gehorcht seiner Pflicht als Bürgerdichter. „Hâtons-nous, l'honneur est là-bas!“ So singt er für die Befreiung unserer Brüder. Dieser patriotische Vers wird die Marseillaise des jungen Frankreichs werden. Um so schlimmer für Herrn Sebastiani, wenn die Worte der Ehre und Freiheit nicht bis zu seinen Ohren dringen.

*

Die Berliner Staatszeitung kommt gegenwärtig zu Paris täglich an in Weinessig gebeizt. Ihr Styl scheint gemildert.

*

Wenn die Verhaftungen fortdauern, so wird Niemand übrig bleiben, um die drei Tage zu feiern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 216. 4 August 1831.

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Fortsezung.)

Man könnte vielleicht glauben, daß, wenigstens was Japan betreffe, die Eifersucht gegen Fremde stets ein unübersteigliches Hinderniß eines bedeutenden Handels seyn werde, man hat aber guten Grund zu glauben, daß diese Eifersucht sehr übertrieben wurde. Die Ausschließung der Europäer aus Japan, wo sie früher frei zugelassen wurden, war eine Folge der Proselytenmacherei der Missionarien, so wie der Kabalen, welche die Portugiesen gegen die Regierung schmiedeten oder veranlaßten. Wären ihre Küsten einmal von freien Handelsleuten besucht, welche nichts als einen freundschaftlichen, beiderseits vortheilhaften Verkehr unterhalten wollten, und keine anderweitigen Plane hegten, so würde sich bald finden, daß die vermeintliche Abneigung der Japanesen gegen Fremde völlig eingebildet ist. Die ausgedehnten Länder, welche den Golf von Siam umgeben, so wie die ganze Küste von Cochin, China und Tonkin, haben herrliche Häfen, von denen einige an der Mündung schiffbarer Flüsse liegen, welche den ausgedehntesten Handel ins Innere des Landes auf jede Weise erleichtern. Auch darf man nicht vergessen, daß zwar allerdings diese Gegenden seit sehr langer Zeit nicht mehr von Europäern besucht wurden, daß aber früher ein ziemlich ausgedehnter Verkehr mit ihnen statt fand. Engländer und Franzosen waren gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts in beträchtlicher Anzahl in Siam ansässig, und nur ihrem ungeeigneten Benehmen, ihrem Haschen nach besondern Privilegien und Freiheiten, und keineswegs der feindseligen Gesinnung der Eingebornen gegen die Fremden dankten sie ihre Vertreibung. Die Wahrheit ist, daß bis zur Erscheinung der Amerikaner in den östlichen Meeren die fremden Ankömmlinge nur wenig von dem ächten Charakter der Kaufleute an sich hatten. Die Agenten der holländischen und englisch-ostindischen Kompagnie waren nie mit den gewöhnlichen Handelsvortheilen zufrieden, sondern hegten stets Plane, um Vorrechte und ausschließliche Vortheile zu erhalten, oder das Land zu unterjochen. Der Geist des Monopols befleckte alle ihre Schritte, und die große Land- und Seemacht der Kompagnie machte sie herrschsüchtig und raubgierig. Statt durch einen thätigen Handel sich Reichthümer zu erwerben, nahmen sie gewöhnlich ihre Zuflucht zu einem kürzern Wege, und suchten ihren Zweck durch List oder Gewalt zu erreichen. Die Geschichte des europäischen Handels im Osten ist in der That nichts als eine fortlaufende Reihe von Usurpationen, und Niemand, der mit den Umständen bekannt ist, wird erstaunt seyn, daß diejenigen eingeborenen Fürsten, welche die Mittel dazu in Händen hatten, sie von ihrem Gebiet verjagten, da sie nicht einen redlichen freundschaftlichen Handel unterhalten, sondern drückende Privilegien erpressen, oder Eroberungen machen wollten.

Aber das Monopol hat seinen Tag erlebt. Es ist nicht in der Natur der Dinge, daß ein System, das so unglückliche Resultate geliefert hat, noch fortgesezt werden sollte. Und wenn die zahllosen Märkte und Häfen Asiens der freien Konkurrenz britischer Kaufleute geöffnet sind, so wird Alles eine neue Gestalt annehmen. Länder werden durchforscht werden, die man bis jezt kaum kennt, und der Handel, von dem vergifteten Einfluß des Monopols erlöst, wird werden, was er bisher in Indien nie war, die ergiebigste Quelle des Reichthums und das mächtigste Hülfsmittel der Civilisation.

Damit aber dieß sich bewähre, muß nicht nur der Handel mit China geöffnet, und jede Spur des jezigen Monopols vertilgt werden, sondern man muß auch der Kompagnie durchaus untersagen, irgend etwas mit Handelsgeschäften zu thun zu haben. Zugleich Kaufleute und die Beherrscher eines mächtigen Reichs zu seyn, geht nun und nimmer mehr. Das Komptoir ist keine Schule für Staatsmänner, und das Ministerium oder das Lager, keine Schule für Kaufleute. Wir wollen die Talente und Kenntnisse der Direktoren nicht in Zweifel ziehen, aber es ist völlig unmöglich, jezt sich mit der Gesezgebung eines ungeheuern Reichs und mit der Leitung der Armee zu beschäftigen, und dann, wenn dieß geschehen ist, sofort den Monarchen auszuziehen, den Oelhändler zu machen, den Wechselkurs zu bestimmen, und über die Qualität und den Preis des Salpeters zu entscheiden. Dennoch ist es nicht allein die augenscheinliche Unmöglichkeit, so vielen und so verschiedenen Pflichten zu genügen, weßhalb man der ostindischen Kompagnie alle Handelsgeschäfte verbieten sollte, sondern weil, so lange sie dabei betheiligt ist, der Handel im Osten stets auf einer unsichern Grundlage ruht. Die Handelsagenten der Kompagnie handeln nicht aus denselben Gründen, wie Privatkaufleute. Ihr Zweck ist nicht einen Artikel zum niedersten Preise zu kaufen, sondern ihn zu bekommen, er mag kosten was er will; wo sich die Agenten der Kompagnie einfinden steigt Alles übermäßig im Preise, und macht jede Berechnung des

einzelnen Kaufmanns zu nichte. Sie selbst muß nothwendig dabei verlieren, denn es ist jedem Kaufmann in London bekannt, daß sie manchmal Waaren um die Hälfte des Werths in London verkauft; als sie solche in Indien ankaufen ließ. „Und für diesen Unsinn führen sie nur den einzigen Grund an, daß sie auf diese Weise den Ueberschuß ihrer Einnahme decken müßten, als ob sie nicht, wie andere, in Calcutta Wechsel auf London kaufen könnten.

(Schluß folgt.)

Scenen aus Ssibirien.

(Schluß.)

In einem Lande, welches von Europa durch die riphäischen Berge getrennt ist, wo alle Flüsse d. h. die fahrbaren Wege von Süden nach Norden fließen, versteht es sich wohl von selbst, daß der Transport zu Land die erste Stelle einnehmen muß. Allein leicht entbehrt man die Verbindungen durch Wasserstraßen, denn im Winter verliert sich ohnehin die Wichtigkeit der Ströme für den Handel, da die Kälte hier dieselben sieben Monate durch Eis sperrt; dann schlägt eben dieser Winter durch ganz Rußland die wundervollsten Brücken über die reißendsten Flüsse, über unwegsame Sümpfe und bildet die schönsten und noch dazu wohlfeilsten Heerstraßen, da sie dem Staate keinen Heller kosten. Dann erinnere man sich, daß Ssibirien durch die Kirgisensteppen mit vielen starken Pferden versorgt wird, deren Unterhalt bei dem Ueberfluß an Haber und Heu kaum in Anschlag kommt. Uebrigens beweist die Thatsache besser als alle Worte, wie leicht der Wassertransport entbehrt wird. Wenn die Landfracht ausländischer Waaren nach Ssibirien und chinesischer Produkte nach Rußland mit allzugroßen Kosten verbunden wäre, so würde man nicht in Jakutsk ein Pfund Raffinade um 150 Kopeken und ein Pfund guten Thee in Moskau um 7 Rubel haben können. Die Schnelligkeit, mit welcher überdieß die Fuhren durch Ssibirien ziehen, ist fast unglaublich, in 24 Stunden legen sie mit denselben Pferden 120 Werste zurück, und mit unterlegten Pferden, die man in den Dörfern miethet, geht die Fahrt noch schneller. Dieser Umstand hat großen Einfluß auf die Wohlfeilheit der Waaren, denn, wie bekannt, ist es für den Kaufmann, je schneller er ein Kapital umsetzen kann, um so vortheilhafter, seine Waaren zu möglichst billigen Preisen zu geben, um Geld zu neuen Unternehmungen zu erhalten. Der gewandte irkutskische Kaufmann setzt sein Kapital in zwei Jahren fünfmal um. In einem und demselben Jahre besucht er Makarjew, Irbit, Kiachta und Jakutsk. Zahllose Waarentransporte ziehen zu bestimmten Zeiten dahin und dorthin. Man kann sich nicht genug über die Unermüdlichkeit der Pferde und Fuhrleute wundern. Sie ruhen nicht wie die unsrigen vier oder mehr Stunden aus; anderthalb, höchstens zwei Stunden reichen zu ihrer Erholung hin. Hat man die bestimmte Strecke zurückgelegt, so bleiben die Fuhren in einem Dorfe auf der Straße oder auf einem Hofe unter freiem Himmel stehen, denn bedeckte Höfe wie in Rußland hat man in Ssibirien nicht. Den noch dampfenden Pferden wird sogleich Haber vorgeschüttet, die Leute kochen Grütze. Kaum haben sie gegessen, so werden die Pferde zur Tränke geführt, und wieder angespannt. Die Fuhrleute setzen sich auf ihre Wagen und schlummern ungefähr eine Stunde, während die Pferde gleichsam schlaftrunken, im Schritte vorwärts gehen. Die Handlungsdiener, in geräumigen Kibitken auf Federbetten liegend, fahren hinterdrein; aber kaum ertönt der Ruf: Vorwärts! so werden alle munter und im raschen Trabe bewegt sich wieder der Zug dahin.

Im Dezember, wenn der Baikal-See noch nicht mit Eis überdeckt ist, sind die Waarenladungen gezwungen, an seinem Rande hinzufahren über steile Berge und nackte Felsen, wo Stürme und Schneegestöber ihrer harren. Mit großen Schwierigkeiten und Gefahren ist besonders die Fahrt über den in Wolken sich verlierenden Chamar-Daban verbunden. Der im Zickzack hinanlaufende Weg ist mit großen Schneemassen verschüttet, so daß man die Schneewehren an den Seiten nicht sieht, oft stürzt auch ein Windstoß, eine Lawine Fuhre und Pferd in den Abgrund, wo sie zerschellen.

Die Fahrt über die Eisdecke des Bajkals ist gleichfalls nicht ohne Gefahr. Zuweilen entstehen durch Stürme offene Stellen auf dem Eise; geht es glücklich, so bricht dann unter der ganzen Karawane eine ungeheure Eisscholle ab, auf der sie fortschwimmt und wie auf einem Floße das andere Ufer erreicht. So wird die Gefahr selbst zuweilen ein Beförderungsmittel. Im Frühling ereignet es sich oft, daß die zurückgebliebenen Transporte, welche nach dem weißen Moat, d. h. nach dem Jahrmarkte mit den Chinesen aus Kiachta abgehen, von dem ausgetretenen Wasser an dem Baikal überrascht werden: einige gehen unter, andere werden nach langer Fahrt auf dem morschen Eise, zwischen Leben und Tod schwebend, endlich an das jenseitige Ufer getrieben. Im Sommer wird der Baikal mit Karabassen, ziemlich unbehülflichen Kauffahrern beschifft, für die Kronfrachten hat man eine Art Galioten. Ein Dampfboot würde hier sehr am Orte seyn, und ebensowohl zur sicheren Postverbindung beitragen, als die Kaufleute zum Bau von mehreren dergleichen Schiffen ermuntern, wodurch der Verkehr einen weit höhern Aufschwung nehmen müßte.

Die Natur selbst hat Ssibirien auf sich selbst angewiesen; indem sie es von dem übrigen Europa trennte, schien sie ihm andeuten zu wollen, eine eigene Industrie zu schaffen, und aus seinen eigenen Quellen zu schöpfen. Das Land ist reich an Metallen und farbigen Steinen, an Wäldern und Gewässern, mit einer ungewöhnlichen Fruchtbarkeit begabt, und durch seine Ströme, die alle in das Eismeer sich ergießen, ihm vorgeschrieben, den hohen Norden zu nähren, dem es an Getreidfrüchten fehlt. Wirklich eilt auch eine Menge Fahrzeuge mit Mehl beladen, gleich hinter den ersten Eisschollen auf dem Irtüsch, Ob, Jenisey und der Angara her, um Felle einzutauschen, die von den Völkern an den Niederungen jener Flüsse für „das Mark der Menschen," wie Homer das Mehl nennt, verhandelt werden. Die Fahrt auf der Lena ist die bedeutendste und diese wollen wir hier deßhalb zu schildern versuchen.

Die Waaren sind bereits zu Lande bis zum katschugischen Flußhafen gebracht worden, wo sie das Austreten des Wassers abwarten. Durch die thauenden Schneemassen in den Sfajanischen Gebirgen schwillt die Quelle der Lena an, das Wasser steigt, die Eisdecke hebt sich, bricht und der Fluß rollt in freier Strömung dahin. Nun machen sich die Pawosken, eine Art wolchow'scher Halbbarken, und viereckigen Plattfahrzeuge, die man dort Barken nennt, auf

den Weg. Lestere sind mit Waaren, diese mit Mehl beladen, das an den Mündungen der Ilga und Kuta (beide Flüßchen sind Arme der Lena) gekauft worden; man schüttet es geradezu auf den Boden der Barken, ein Obdach schützt es vor Regen. Die Strömung führt die Schiffe stromabwärts, die von Zeit zu Zeit am Ufer anlegen, und mit den halbwilden Volksstämmen einen augenblicklichen Jahrmarkt eröffnen. In den Städtchen Kirenga, Witim, Olekma verweilen sie eine Woche, was übrigens von den Umständen abhängt; zum ersten Julius aber treffen sie in Jakutsk ein, dem Mittelpunkte des Pelzhandels, wo der Jahrmarkt einen ganzen Monat, und zwar nicht mehr auf den Fahrzeugen, sondern in einem steinernen Kaufhause dauert. Dort werden Waaren und Korn verkauft, vertauscht oder auf Kredit gegeben. Die Fahrzeuge werden verkauft und auseinander genommen, die Kaufleute kehren in Postböten nach Irkutsk zurück und schicken die eingehandelten Felle und Mammuthsknochen in besondern Fahrzeugen nach Hause, die von den heimkehrenden Barkschiffern an Seilen stromaufwärts gezogen werden. Dieß ist der Gang des Handels; entwerfen wir nun ein Gemälde der Reise. Die Ansichten der Lena sind von einer wunderbaren Schönheit. Der zürnende Strom, zwischen purpurrothen Felsen fließend, thürmt anfangs Eisschollen auf Eisschollen, die gleich schwimmenden Inseln von der Strömung fortgerissen werden, und beim Zerschellen wie Harmonikatöne erklingen. Bei den Krümmungen des Flusses reiben und untergraben sie das Ufer, und oft sieht man Felsenstücke auf dem Rücken blauer durchsichtiger Eismassen dahin schwimmen. Eingezwängt zwischen den engen Ufern bilden die Eisschollen einen natürlichen Damm, das herangetriebene Eis schiebt sich höher und höher, das untere sinkt bis zum Boden, der Strom schwillt an und braust, und plötzlich löst sich die ganze Wehre in Wasserfälle auf, von denen jeder Wogensturz eine Eismasse bildet. So stürzen die Ströme Sibiriens ihre Eisdecken ins Meer, indem sie ihr Bett verändern, hier Inseln wegreißen, dort welche bilden. Aber bald sind sie befreit von Eis und Treibholz, und ihr glatter Wasserspiegel dehnt sich in tiefer Stille aus, die nur durch das Geschrei der in den Lüften dahin ziehenden Gänse unterbrochen wird, oder die unterspülte Fichte taumelt aus jäher Höhe herab, bricht für einen Augenblick die glänzende Fläche und weckt in den Felsen langen Wiederhall. Rasch führt die Strömung die Fahrzeuge in die Vorhallen der Berge und spiegelt die wild durcheinander geworfenen Klippen wieder, deren Gipfel mit Cedern und Tannen bewachsen sind, während aus den Spalten Birken hervorragen oder die ins Wasser gesunkene Sandweide ihre Zweige in den Wellen badet. Die wenigen Flächen prangen in üppigem Grün und mit buntfarbigen Lilien. Die Erscheinung eines Menschen in diesem Reiche der Oede gilt für ein Wunder. Es ist entweder ein Tunguse, der auf einem schwimmenden Baumstamm mit gespanntem Bogen einer wilden Ente nahe zu schleichen sucht, oder ein Jakute der in leichtem Nachen sein doppelt gefiedertes Ruder schwingt und sich beeilt einen Sterlet zu fangen; oder es jagt oben auf dem Fußpfade ein Reiter hin, der am Felsen zu schweben scheint, und nur mit Grauen beobachtet wird. Doch zuweilen treten dem auf dem Flusse Reisenden aus weiter Ferne Rauchwolken entgegen — eine Waldstrecke ist in Brand gerathen — endlich erblickt er die Flammenwellen, die den Berg überströmen; mancher Felsen glüht wie ein Vulkan. Knisternd verzehrt die Flamme die abgefallenen Reiser, das trockene Holz und den Saum des Waldes. Hohe Cedern und Fichten brennen nur bis zur Hälfte des Stammes ab. Die prasselnde Flamme kriecht fort, schlingt sich wie eine Schlange um die Schäfte der Bäume; helle Röthe spiegelt über ihren Gipfeln, der Strom strahlt die rothe Gluth noch einmal wieder, dann sinken über ihn wieder Rauchwolken herab, und der Reisende fährt durch ihren Wirbel wie durch den Schlund der Hölle.

Jemehr man sich Jakutsk nähert, desto breiter wird der Strom, die Ufer werden steiler, die Ansichten malerischer. In tiefdunklem Schatten, fährt man zu Zeiten über den schwarzen Wasserspiegel hin, an Felsen vorbei, denen das launenhafte Spiel der Natur die Form langer Säulengänge, Minarets und Glockenthürme gab. Eine Spalte öffnet sich und scheint bis ins Eingeweide den Berg aufzureißen, aus dem ein voller Strom hervorstürzt, um sich mit der Lena zu vereinigen; Felsen, gestaltet wie ein wundervolles Schloß mit riesenförmigen, ausgezackten Thürmen, von Moos und Gesträuch überwachsen, neigen sich darüber. Dort scheint ein gigantischer Kopf in den Strudel hinabzustarren, dort blinkt eine Quelle in der Tiefe einer geheimnißvollen Höhle. Eine heilige Stille ruht auf dieser jungfräulichen Schöpfung und die Seele verschmilzt mit dieser wilden, und abenteuerlichen Natur. Aber schon ist die nur eine Stunde währende Nacht vorüber, der Morgenstern leuchtet schon wieder im Osten, während die Abendröthe im Westen kaum erloschen ist, ein kühles Lüftchen weht .... dort auf dem Vorgebirge steigt blauer Dampf in die Höhe; dort in einem reinlichen russischen Bauernhause finden die Reisenden Aufnahme und ein erquickliches Morgenbrod.

Aber schon ist Jakutsk in der Nähe; die Glockenthürme der Kirche und die Thürme des hölzernen Schlosses werden sichtbar, die 15 Werste breite Lena strömt gleich einem ungeheuren Meerbusen zwischen überschwemmten Inseln, die nur durch die Gipfel der Sandweiden bemerklich werden. Das Volk drängt sich am Ufer, man fängt an auszuladen, Ballen werden herausgerollt, man arbeitet und jubelt, alles ist in Bewegung. Schüsse, welche die Ankunft der Fahrzeuge melden, die Lieder der Barkenleute, das Gespräch bei den im Strome wiederstrahlenden Feuern, an denen Grütze gekocht wird, beleben das Ganze. Hier ist das Ende der Fahrt des irkutskischen Kaufmanns. Weiter hinaus sind die Lena-Ufer nur bis zum Aldan und noch etwas jenseits desselben noch bergigt und großartig; je weiter nach Norden, desto flacher werden sie, und hinter Schigansk verwandeln sie sich in gefrorne Moräste. Der Wald wird immer lichter und krüppelhafter; Moos vertritt die Stelle des Grases, der Strom wälzt sich fast als träger Sumpf dahin. Millionen von Kormoranen, Gänsen, Kranichen und Wasservögeln aller Art wandeln auf dem schwimmenden Moose, fliegen von einem See zum andern, plätschern und spielen. Ihr Geschrei bildet gleichsam ein stehendes Echo, und dieß ist die einzige Stimme des Lebens. Küste, Meer und Himmel verschmelzen in einen einförmigen Nebelstreif. In der öden Ferne findet der Blick keinen Ruhepunkt. Die bleiche strahlenlose Sonne wandelt am Himmel wie eine Büßende, ohne unterzugehen. Hier ist der Uebergang der organischen Natur zum Tode — es ist der Huf der Natur, wie ein mir bekannter Arzt sich äußerte.

Literarische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par M. B. Faure, Médecin des hôpitaux militaires.

2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

(Schluß.)

Es ist bereits erwähnt worden, daß die Mittheilungen des Verfassers über die Parteien in Spanien überhaupt manche wichtige Aufschlüsse enthalten, wiewohl seine Ansichten im Einzelnen nicht immer die richtigsten seyn mögen. So legt er namentlich auf die Macht der Karlisten zu großes Gewicht, obgleich wir zu wiederholten Malen werden gesehen haben, wie leicht ihre Versuche, Spanien zu revolutioniren, unterdrückt werden konnten, und welcher elenden Werkzeuge sie sich hiezu bedienten, so daß man mit Recht Zweifel in die angebliche Gewalt ihres Einflusses seyen muß, und unmöglich glauben kann, daß sie anders als durch einen Zufall die Oberhand erlangen werden. Wahr ist es, daß der niedrigste und unwissendste Pöbel unter ihrem Einflusse steht; allein Catalonien, Biscaya und Navarra ausgenommen, sind vielleicht überall die untern Volksklassen völlig gleichgültig gegen jedwede Regierungsform; und sie haben nicht allein zur Zeit der Cortes, sondern auch während der Revolution des Bessieres und in Catalonien, bewiesen, daß sie weder für die Freiheit noch für den Despotismus kämpfen wollen. Unserer Meinung nach sind die Freunde der Bewegung nur in dem Mittelstande und in den höhern Klassen der Gesellschaft zu suchen; und wenn sie bis jetzt noch nicht zur That geschritten sind, so liegt der Grund davon bloß darin, daß sie nicht wissen, wie es am besten anzufangen ist. Indeß, alle Reformen der Welt sind bei ihrem Beginne von dieser Ungewißheit umgeben gewesen, bis sie zuletzt den richtigen Weg fanden und zum Ausbruche kamen. Eine Nachricht von dem Erzbischofe von Sevilla, dem Haupte der apostolischen Partei, mag hier eine Stelle finden:

„Das Kirchenoberhaupt von Sevilla, der Erzbischof, ist gleich wenig bekümmert um die Interessen der Religion wie der Moral. Gewöhnlich hält er sich nicht zu Sevilla, sondern in einem Kloster seines Sprengels auf, wobei er die Kosten eines eigenen Haushaltes erspart; alle Einkünfte seines erzbischöflichen Sitzes werden nach Portugal gesendet, um dort die Partei und das Interesse Don Miguels aufrecht zu erhalten. Vor drei Jahren machte der Erzbischof bankerott; er hatte an den König geschrieben, um anzufragen, was er ihm zu thun rathe. „Thut wie ich und zahlt Niemand," soll die Antwort des scharfsinnigen Monarchen gewesen seyn. Der Erzbischof fand diesen Rath vortrefflich, und hätte ihn so gefunden, wäre er auch nicht gerade von einem Könige gegeben worden; er versprach seine Gläubiger in zehn Jahren fristenweise zu bezahlen; bis auf diese Stunde aber hat noch Keiner einen rothen Heller gesehen. Ich selbst kenne einen Kaufmann, dem der würdige Priester eine beträchtliche Summe schuldig ist; allein der Kaufmann sagte mir, er würde sich Verfolgungen jeder Art aussetzen, wenn er es auf das Aeußerste treiben wollte. Indeß ist fast jeder Bischof und Erzbischof gezwungen, bei dem Antritte seines Hirtenamtes Schulden zu machen; da seine Einkünfte des ersten Jahres in den Säckel des Königs fallen, und er sonach genöthigt ist, von den Kaufleuten Geld aufzunehmen. Die Einkünfte des Erzbischofs von Sevilla belaufen sich auf 55,000 Pf."

Weil gerade von Sevilla die Rede ist, so wollen wir hier den Verfasser auch über das Innere dieser Stadt sprechen lassen.

„Der erste Ausflug, den der Fremde in den Straßen von Sevilla macht, zeigt ihm eine ganz neue Ordnung der Dinge; er bemerkt auf den ersten Blick die Folgen eines heißen Himmelsstriches, und die Spuren maurischer Herrschaft und maurischer Sitten; vorzüglich an der Bauart der Häuser, die durchaus mit Nichts zu vergleichen sind, was er zuvor gesehen hat. Statt des weiten dunkeln Eingangs in einem castilianischen Hause führt ein mit ängstlicher Sorgfalt reinlich gehaltener Gang durch das Gebäude in den innern Hofraum oder Patio, der von diesem Zugange durch eine schönverzierte, oft vergoldete Thüre von Gußeisen getrennt wird, durch welche Jedermann, der auf der Straße geht, im Patio gesehen werden kann. Der Patio ist der Luxus eines heißen Klima's; obgleich unter freiem Himmel, liegt er doch gegen die Sonne geschützt oder kann durch eine angebrachte Vorrichtung mit einer Zeltdecke überspannt werden. Der Fußboden ist mit Marmor belegt oder mit bunten valencianischen Ziegeln; manchmal spielt in der Mitte ein Springbrunnen, und ausgesuchte Blumen von herrlichem Dufte stehen in schön verzierten Vasen umher; hieher flüchten sich die Einwohner vor der Mittagssonne, und hier versammelt sich am Abende jede Familie, um sich zu unterhalten, Besuch anzunehmen, Guitarre zu spielen und Limonade zu schlürfen."

Kaum möchten wir die folgende Nachricht einem minder glaubwürdigen Reisenden als Inglis nacherzählen; so unglaublich scheint dieselbe, wenn man überhaupt nicht wüßte, daß die humoristische Verspottung der Priester und selbst heiliger Gebräuche bei aller blinden Devotion gegen die Kirche und ihre Diener eben so häufig in Spanien und Italien getroffen wird, als sie im Mittelalter bei uns in Deutschland üblich war, wobei wir nur an die kirchlichen Eselsfeste, die losen Anspielungen auf die Geistlichkeit in den Kirchengebäuden u. s. w. erinnern wollen. „Nachdem ich einen Tag zu Xeres verweilt und einen andern mit einem Ritte durch die Weinberge zugebracht hatte, kehrte ich nach Port St. Maria zurück, wo ich das Vergnügen hatte, die Gastfreundschaft der dortigen Kaufleute kennen zu lernen. Abends ging ich ins Theater, wo ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung auf der Bühne eine Vorstellung sah, wie ich vordem keine andere in Spanien gesehen hatte. Unter den Personen des Schauspiels trat ein Karmeliterbruder auf, der einen Liebeshandel mit der Tochter eines Barbiers angesponnen hatte; er bot ihr das Geld an, das er für einige Messen eingenommen hatte, und in einer andern Scene wurde ein Lied gesungen, das offenbar die spöttische Nachahmung eines Kirchengesangs enthielt."

Ende gut, Alles gut. Da wir mit spanischen Räubern unsere Plünderung dieses interessanten Buches begonnen haben, so möge denn mit der Bekehrung eines Räubers geschlossen werden.

„Der weitberühmteste Räuber der neuesten Zeit, Polinario, hatte den Schauplatz seiner Thaten zum Theil im nördlichen Theile der Sierra Morena, zum Theile in den südlichen Gegenden der la Mancha aufgeschlagen. Es mögen nun drei Jahre her seyn, daß der Erzbischof von Jaen eine Reise durch die Sierra Morena machen wollte in keiner andern Begleitung als einiger seiner Diener, und Polinario, der davon Wind bekommen hatte, legte sich in Hinterhalt und lauerte Tag und Nacht auf den Prälaten. So glückte es ihm denn auch an einem schönen Morgen, den Wagen des Erzbischofs in einem Hohlwege anzuhalten, wo er sich von ihm mit aller ritterlichen Artigkeit eines braven Räubers sein überflüssiges baares Geld und einige Kleinigkeiten von Juwelen als Angedenken auszubitten die Freiheit nahm. Nachdem Polinario Alles in Empfang genommen hatte, bat er den Erzbischof um seinen Segen, und dieser ermangelte nicht, ihn zu ertheilen; zugleich aber auch eine derbe Strafpredigt über die Lasterhaftigkeit seines ruchlosen Lebenswandels zu halten. Allein Polinario unterbrach die salbungsreiche Rede, indem er sagte, es helfe Nichts, ihm sein jetziges Thun und Lassen vorzurücken, wenn seine erzbischöflichen Gnaden ihm nicht auch für das Geschehene Verzeihung auswirken könne; denn ohne dieß sey es ihm nicht mehr möglich, ein ordentlicher Mensch zu werden. Der Erzbischof von Jaen, ein guter Mann, dem Polinario's Schicksal zu Herzen ging, und der dem zur Besserung geneigten Sünder die Hand reichen zu müssen glaubte, versprach ihm einen königlichen Gnadenbrief auszuwirken; ließ sich aber einstweilen das Versprechen ablegen, daß er keinen Raub mehr verüben wolle. So trennten sich beide, der Eine zufrieden, eine gute Beute gemacht und die Aussicht auf Begnadigung zu haben, der Andere, eine Seele erretten zu können. Indeß vergingen über des Erzbischofs Bemühung eilf Monate, während welcher Zeit Polinario alle Mühe hatte, sich versteckt zu halten, da ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war und man hitzig auf ihn Jagd machte. Endlich wurde der Pardon ertheilt, und Polinario sah sich genöthigt, ein tugendhafter Mensch zu werden. Indeß hört man ihn noch oft nach seiner frühern Lebensart seufzen und sagen, nur sein dem Prälaten gegebenes Wort halte ihn zurück, sie von Neuem anzufangen; allein der Erzbischof habe ihm Treu und Glauben gehalten, und so wolle er es auch thun."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 217. 5 August 1831.

Die indischen Assassinen.

In Indien, wo das ganze Volksleben sich in Korporationen und Kasten abschloß, giebt es bis auf diese Stunde noch selbst eine Räuberkaste, Phansigars oder Thugs (Würger) genannt, die den Wanderern mit Schlingen auflauern, sie berauben und erdrosseln. Die Literaturzeitung von Calcutta theilt über diese grauenvolle Verbrüderung, die übrigens unter priesterlichen Einsegnungen geschlossen wird, und in vielen Stücken an den alten Assassinenorden des Morgenlandes erinnert, folgende Nachrichten mit.

Nachdem die Phansigars sich die Gunst der Göttin Bhowani (ihr Tempel ist zu Bindachul) durch Darbringung eines Theiles ihrer Beute vom vorigen Jahr erworben zu haben glauben, und ihnen hierüber die Versicherung des Priesters zu Theil geworden ist; so treffen sie die Vorbereitung zu ihren neuen Raubzügen. An einem bestimmten Tage versammelt sich die Bande in dem Dorfe ihres Anführers, und wenn sie über den Plan ihres Zuges und über die Gegend, der ihr Besuch gelten soll, einig geworden, so schreiten sie zur feierlichen Weihe ihrer Kodalee, einer kleinen Spitzhaue, mit der sie die Gräber für die Ermordeten graben, und die sie als ihre Standarte betrachten. Ihrem Glauben nach kann keine Seele eines von ihren Händen Erwürgten aus dem Grabe, das mit einer so geweihten Hacke gegraben wurde, aufsteigen, um den Mörder zu verfolgen; deßhalb gehen sie auch bei der Weihe dieses Instrumentes mit der größten Sorgfalt zu Werke, und geben nicht zu, daß eine Grube mit einem andern Werkzeuge aufgeworfen werde. Diese Spitzhaue ist sehr sauber gearbeitet, vier bis fünf Pfund schwer, sechs bis acht Zoll lang, und nur mit einer Spitze versehen. Es wird bei dieser Ceremonie eine Ziege geschlachtet, und dieselbe sammt einer Kokosnuß der Bhowani zum Opfer dargebracht. Dann bereiten sie eine Mischung von Sandelholz und andern wohlriechenden Gewächsen, von Spiritus, Zucker, Mehl und Butter, und kochen sie in einem Kessel. Zu gleicher Zeit ist eine Stelle des Bodens eigens gesäubert, und mit Kuhmist überdeckt worden, auf den die sorgfältig abgewaschene Kodalee gelegt, und unter gewissen Gebeten und Ceremonien mit der erwähnten Mischung übergossen wird. Hierauf wischt man die dergestalt geweihte Haue ab, und wickelt sie unter Beistand des Priesters in ein reines weißes Tuch. Mit der Morgendämmerung zieht die ganze Bande eine Strecke weit vor das Dorf hinaus auf dem Wege, den man einzuschlagen Willens ist, und horcht hier auf den Ruf der Rebhühner, während der Priester bei sich überlegt, wessen Händen er die Kodalee anvertrauen soll. Vernimmt man einen Rebhuhnruf von der rechten Seite her, so übergiebt er sie demjenigen, den er dazu erkoren hat, und schärft ihm die Verantwortlichkeit für dieses heilige Unterpfand ein. Läßt sich der Rebhühnerruf zur linken Hand hören, oder ertönt bis die Sonne emporgestiegen ist gar keiner, so kehrt die Mörderschaar wieder um, und wartet bis zum nächstfolgenden Morgen, wo sie nach einer andern Richtung hin ausziehen, während der Priester abermals seine Gedanken auf einen andern aus der Bande gerichtet hält, und so wird jeden Morgen fortgefahren, bis die Göttin durch Rebhuhnruf zur rechten Hand die Billigung der Wahl ankündigt.

Wenn die Kodalee irgend jemals zur Erde fallen sollte, so wird dieß von der Bande für eine schlimme Vorbedeutung gehalten, und als die Warnung angesehen, die Gegend ohne Verzug zu verlassen, und einen andern Standartträger zu erwählen; ereignet sich kein dergleichen ungünstiger Zufall, so bleibt der einmal gewählte Bannerherr das Jahr hindurch in seiner Stelle, aber für das nächste muß durchaus eine neue Wahl vorgenommen werden. Der Bannerführer trägt das anvertraute Heiligthum in seinem Leibgurte, doch legt er sich mit demselben am Leibe nicht zum Schlafen nieder, läßt aber auch Niemand sehen, wohin er es die Nacht über, oder wenn er rastet, verbirgt. Alle Schwüre der Bande werden auf diesem Werkzeuge abgeleistet, wobei es gleichfalls wie bei der Weihe in ein reines weißes Tuch geschlagen auf eine mit Kuhmist bedeckte Stelle des Bodens gelegt wird. Man hört von den ältesten Räubern zuversichtlich den Glauben äußern, Jeder der einen falschen Eid auf diese Weise schwören würde, müsse unmittelbar von irgend einem schweren Unfall betroffen zu werden fürchten. Wenn Einer aus der Bande der Verrätherei verdächtig wird; so läßt man ihn auf die obbeschriebene Weise einen Eid ablegen, und man weiß furchtbare Geschichten zu erzählen, wie plötzliche Krankheit oder Tod den meineidigen Frevler befallen habe.

Der Bannerträger wandert sogleich nach seiner Wahl quer durch den ersten rinnenden Strom in der Richtung nach der Gegend hin die von der Bande heimgesucht werden soll; nur ein einziger Zeuge begleitet ihn, um eine günstige Vorbedeutung zu erspähen. Nur wenn sie zur Nurbudda, Schumna oder sonst einem Flusse aus dieser Klasse gelangen, muß ihm die ganze Bande folgen. Ein Thier

zur rechten Seite des Weges, besonders, wenn es einzeln geht, wird als ein glückverheißendes Zeichen betrachtet. Läuft hingegen ein Wolf über den Weg vor oder hinter der Schaar, so muß sie umkehren, und eine andere Straße einschlagen. Hört sie während des Tages einen Schakal heulen, oder des Nachts ein Rebhuhn rufen, so verläßt sie unverzüglich diese Gegend.

Eine andere religiöse Feierlichkeit bildet bei diesen Assassinen die Wehrhaftmachung durch das Romal. Keiner darf eine Erdroßlung vornehmen, bis er von dem Priester regelmäßig mit dem Romal bekleidet worden ist. Dieses besteht aus einem Stück des Anzuges womit man die Mordthat vollzieht. Stricke und Schlingen sind gegenwärtig nicht mehr gebräuchlich, und man bedient sich zu diesem grauenvollen Geschäfte jetzt in den Gegenden nördlich von der Nurbudda eines gewöhnlichen Tuches oder Leibgurtes; obgleich man, wie es heißt, in einigen Theilen der Halbinsel noch des Strickes sich bedient, und zwar aus Vorsicht, weil man denselben leichter verbergen kann. Wenn ein Mann die verschiedenen Stufen erstiegen und hinreichende Proben seiner Geschicklichkeit, d. h. seiner Kraft und Entschlossenheit, einen Menschen zu erwürgen, oder wie sie es nennen, „Hartbrüstigkeit" Kura-dschaddi abgelegt hat, so verleiht ihm der Priester an einem Tage, bevor die Bande sich versammelt und zum Ausbruche gerüstet hat, den Romal, wobei er ihn erinnert, wie viele seines Stammes sich in der Handhabung dieser trefflichen Waffe ausgezeichnet, und wie Viel seine Freunde von seinem Muthe erwarten. Dann ruft der Priester die Göttin an, das löbliche Vorhaben des Neophyten zu segnen, seinen ruhmvollen Ehrgeiz zu begünstigen, und ihn als ihren Diener in Schutz zu nehmen. Die Bekleidung mit dem Romal gilt unter diesen Ungeheuern für eine Art Ritterschlag und wird als das höchste Ziel ihres Strebens betrachtet, nicht allein weil derjenige, der die Erdrosselung vornimmt, vor der übrigen Bande Anspruch auf einen größern Theil der Beute hat, sondern weil ihm durch den Romal ein sichtbares Zeichen beigelegt wird von der Anerkennung seiner Tapferkeit, Kraft und Gewandtheit, nach deren Ruhm alle seine Mordgenossen geizen. Die Feierlichkeit dieses Ritterschlages kostet dem Neugeadelten ungefähr fünfzig Rupien, die dem Gorn oder Oberpriester der Rotte, gewöhnlich ein alter Phansigar, gleichviel ob Hindu oder Mohammedaner, in den Säckel fallen. Dieser würdige Mann hat sich gewöhnlich vom Felde der Ehre zurückgezogen, um in den friedlichen Hallen des Tempels den Rest seiner ruhmvoll verlebten Tage hinzubringen, und seine Nachkömmlinge und Schüler betrachten ihn mit eben so großer Ehrfurcht, als vielleicht die Templer ihren Großmeister, oder die Assassinen den Alten vom Berg. Sein Rath und seine Lehre wird mit tiefer Unterwürfigkeit vernommen und befolgt, und alle Streitigkeiten unter der Bande gleicht sein Richterspruch aus.

Manche erhalten die Ritterwürde schon vor ihrem zwanzigsten Jahre; dann sind sie gewöhnlich schon in früher Jugend von ihren Aeltern oder Meistern mit ins Feld genommen worden, und haben so den Dienst gelernt, indem sie dazu verwendet wurden, den Schlachtopfern die Hände zu halten, während die Ritter des Romalordens denselben die Kehle zuschnürten. Doch jederzeit muß der Neophyte tüchtige Proben seines Kura-dschaddi abgelegt haben, bevor ihn der Ordensmeister der Aufnahme würdigt. Einige gelangen gar nie zu dieser hohen Begnadigung und bleiben Zeitlebens bloße Knappen oder dienende Brüder, die man bloß dazu verwendet Wache zu halten, auf Kundschaft auszugehen, die Schlachtopfer in die Falle zu locken, die Gruben zu graben und die Leichname zu beseitigen. Man hat unter dieser Rotte den furchtbaren Glauben herrschend zu machen gewußt, daß die Seelen der von ihnen Erwürgten, wie andere Menschenopfer, die man zur Sühne der Götter darbringt, von ihrer Göttin wohlgefällig aufgenommen und ins Paradies gebracht werden, wo sie dann denjenigen, die sie erdrosselt haben, zum Danke als Schutzengel ihre besondere Fürsorge zuwenden. Dieß steht zwar einigermaßen mit ihrer Ansicht in Widerspruch, daß die Geister der mit der geweihten Haue verscharrten Leichname nicht den Mörder verfolgen können; allein es erinnert an die Meinung einiger wilden Gebirgsvölker Indiens, welche dafürhalten, daß die Seele eines Menschen, der von einem Tiger zerrissen worden ist, zuweilen auf dem Kopfe des Thieres reitet, und es vor seinen Verfolgern schützt.

Das alte Sprichwort: „todter Mund ist stumm" wird von dieser Würgengelschaar treulich bewahrt und eingeschärft; auch handeln sie genau nach dieser weisen Vorschrift und berauben Niemand, bevor sie ihn nicht ermordet haben. Auf diese Weise besteht noch fortwährend unter den Augen der englischen Regierung ein Geheimorden, der durch religiöse Weihen und Verheißungen Dauer und Bestätigung erhält und gewissermaßen als eine eigene religiöse Sekte betrachtet werden kann. Denn diese Rotte hat ihr eigenes Religionssystem und eine besondere Verfassung, der zufolge Genossen jeder Glaubensmeinung aufgenommen, und unter Verheißung hohen Lohnes in dieser und der andern Welt zu Raub und Mord angefeuert werden. Auch durch diesen Zug erinnert diese Mörderschaar an den bekannten Assassinenorden. Da die Kuh ein Symbol der Durgha oder Bhawani ist, so müssen die Mohammedaner, die aufgenommen werden, von dem Augenblick ihres Eintrittes an auf den Genuß des Rindfleisches Verzicht leisten; auch dürfen sie zwar den Koran lesen, niemals aber den Namen Mahomed anrufen. Indeß bleibt der Koran fortwährend ihr Civilgesetzbuch, nach welchem sie sich in Erbschaftsangelegenheiten, Heirathen, u. s. w. richten.

Neu-Seeland.

5. Prachtvolle Scenerie des Landes. — Klima. — Agrikultur. — Erster Anbau des Waizens.

Neu-Seeland bietet im Ganzen genommen ein Landschaftsgemälde von großer und großartiger Abwechslung dar; überall, selbst da wo die Natur nur in kleinerem Maßstabe geschaffen hat, sind kühne und wilde Formationen ihr vorherrschender Charakter; nicht allein, weil dieselben in ihrem jungfräulichen Urzustande erhalten sind, der die schwachen Kulturversuche rings mit der alten und schnell wieder eintretenden Verwilderung umlagert, sondern vielmehr weil eine phantastische Mischung von unordentlich durcheinander geworfenen Bergen, Wäldern und Thälern die Oberfläche des Landes bedeckt. Schroffe Berge steigen empor und ihre Seitenwände sind mit Waldungen bedeckt, während ihre Gipfel von jeder

Vegetation entblößt, oft in nackte Felsenzacken auslaufen, so daß gewöhnlich das üppigste Grün und das reichste Wachsthum dicht neben der kahlsten Unfruchtbarkeit zu erblicken sind. Wenn diese schroffen Gegensätze und Unterbrechungen des Bodens dem Anbaue ungünstig sich entgegenstellen, so bilden sie dafür durch ihren Kontrast höchst malerische und prachtvolle Ansichten. Alle die Neu-Seeland besucht haben, stimmen in ihrer Bewunderung seiner grandiosen Naturschönheiten überein, die selbst da nicht fehlen, wo die Küste am ödesten und am wenigsten einladend erscheint. Die südliche Insel mit Ausnahme eines schmalen Landstriches längs ihres nördlichen Gestades scheint in ihrem Innern ein ungeheures Chaos von Gebirgen und der ewige Wohnsitz des Winters zu seyn; aber auch hier sind die Bergabhänge, die sich zum Meere herabsenken, an manchen Orten sogar bis in gleicher Linie mit dem Wasserspiegel, von gigantischen und immergrünen Wäldern bekleidet und auf tiefern Landeinschnitten die vor den Winden gesichert sind, drängt sich die Vegetation in einer Ueppigkeit hervor, deren lieblicher Anblick von keiner Gegend der Welt überboten werden kann. Die winterliche Dürftigkeit der Westküste der südlichen Insel rührt nicht sowohl von den Breitengraden her, unter welchen sie liegt, als von den stürmischen Nordwinden, die in dieser Weltgegend so vorherrschend sind, und deren ganzem Ungestüme dieß Gestade bloßgestellt ist. Das Innere und die östliche Seite der nördlichen Insel verdanken ihre Fruchtbarkeit und wohnliche Lage hauptsächlich dem hohen Landrücken, der davor als Schutzwehr gegen jene verwüstenden Winde gelagert ist. Der mehr gegen Westen gelegene Theil scheint nur an solchen Stellen bewohnt, die auf gleiche Weise durch Hügelketten gedeckt sind. Hier, so wie in den ostwärts gelegenen und am meisten bevölkerten Strichen, bieten die Landschaften dem Auge einen Teppich des üppigsten Grüns dar, dessen glänzende Frische selbst bei der heißesten Sommerzeit in einer anderwärts ungewöhnlichen Fülle prangt; hiezu trägt besonders die immerwährende Feuchtigkeit bei, mit der die Wolken, von den hohen Bergen angezogen, die Vegetation erfrischen. Ein großer Theil des Landes, sowohl die Thäler als die Seitenwände der Hügel, sind mit majestätischen Kieferforsten überwuchert, in die man wegen des dichten Buschwerkes, das den Raum zwischen den Baumstämmen ausfüllt, kaum eindringen kann; wo kein Gesträuch angeflogen ist, sperren Farrenkräuter von sechs bis sieben Fuß Höhe den Weg. Am Rande der Gehölze strömen zahllose Bäche, die das Land nach allen Richtungen hin durchschneiden und zuweilen Flüsse bilden, welche Meilen weit für Schiffe von beträchtlicher Ladung fahrbar sind. Hiedurch bestehen mehrere Verbindungslinien zwischen den entgegengesetzten Gestaden des nördlichen Eilandes; während verschiedene kleinere Gewässer, die über steile Felsenabgründe herniederstürzen, in ihrem Laufe durch prachtvolle Wasserfälle unterbrochen werden und durch ihre herrlichen Katarakte nicht wenig zur erhabenen und romantischen Schönheit des Landes beitragen. Viele Felsen an der Küste sind durchbrochen, was von ihrer ursprünglichen Formation Zeugniß giebt, und stellen riesenhafte Thorgewölbe dar, die mit reichen Gewinden von Schlingpflanzen und Laubgebüschen überhangen, dem Auge bezaubernde Fernsichten in das Innere des Landes öffnen, das sich innerhalb ihrer wie ein kolossales Gemälde von kolossalen Rahmen umschlossen zeigt.

Das Klima von Neuseeland ist entschieden gemäßigt. Während fast voller zehn Monate, die Kapitän Cruise auf der nördlichen Insel zubrachte, nämlich von Mitte Februars bis zu Anfang Dezembers stand das Thermometer zwischen 50° und 75°, auch fiel es nicht unter 40° noch stieg es über 80°. Als den kältesten Tag bemerkte er den 4 Julius, wo es auf 40° stand, als den wärmsten den 4 April, wo es auf 80° stieg. Die vorherrschend stürmische Witterung, besonders auf der westlichen Küste, macht allein eine Ausnahme von dem trefflichen Klima Neuseelands. Alle Seefahrer, wie Cook, Cruise und Vancouver, die diese Seite der Meeresküste beschifften, hatten mit den furchtbarsten Stürmen zu kämpfen.

(Schluß folgt.)

Berangers neueste Lieder.

Beranger, der Troubadour des jungen Frankreichs, dessen Ruhm und Unglück er in so rührend wehmüthigen und scherzhaft spöttischen Liedern gesungen hat, übergab dem polnischen Komite zu Paris zwei Gesänge, deren Ertrag er für das tapfere und unglückliche Volk der Polen auf den Altar der Freiheit niederlegte, mit dem Erbieten, wenn die Kosten des Druckes den Erlös übersteigen, dem Komité, das die Bekanntmachung übernehmen wird, den Verlust zu ersetzen. „Ist dieß nicht der Fall," so schrieb der bescheidene Dichter zu diesem edelmüthigen Anerbieten, „so werde ich mich allzuglücklich schätzen, durch mein Schärflein etwas beigetragen zu haben zur Unterstützung der Bemühungen, die das Komité aufbietet, um unsere Sympathie für das hochherzige und heldenmüthige Polen an den Tag zu legen." Diese Lieder: „Poniatowski," „Hâtons nous," „Le 14 Juillet," das der Dichter während seiner Gefangenschaft in La Force im Jahre 1829 dichtete, und „A nos amis devenus ministres," werden begleitet seyn von einer Zueignung an Lafayette und einer Notiz über Poniatowski von dem Polen Leonard Chodzko. Vorläufig theilen wir nachstehend zu dem schon früher in diesen Blättern mit einer Uebersetzung bekannt gemachten Gedichte „A mes amis" etc. das neue „Hâtons nous" betitelt, mit:

Ah! si j'étais jeune et vaillant,
Vrais hussard, je courrais le monde,
Retroussant ma moustache blonde,
Sous un uniforme brillant,
Le sabre au poing et bataillant,
Va, mon coursier, vole en Pologne,
Arrachons un peuple au trépas,
Que nos poltrons en aient vergogne,
Hâtons-nous, l'honneur est là bas (*bis*).

* * *

Si j'étais jeune, assurement
J'aurais maitresse jeune et belle.
Vite, en croupe, mademoiselle,
Imitez le beau dévouement
Des femmes de ce peuple aimant;
Vendez vos parures; oui, toutes
En charpie emportons vos draps.
De son sang sauvez quelques gouttes.
Hâtons-nous! l'honneur est là bas (*bis*).

* * *

Bien plus, si j'avais des millions,
J'irais dire aux braves Sarmates:
Achetons quelques diplomates,
Beaucoup de poudre, et rhabillons
Vos héroïques bataillons.
L'Europe, qui marche à béquilles,
Riche goutteuse, ne croit pas
A la vertu sous des guenilles.
Hâtons-nous! l'honneur est là-bas (*bis*).

* * *

Pour eux, si j'étais roi puissant,
Combien je ferais plus encore!
Mes vaisseaux, du Sund au Bosphore
Iraient réveiller le Croissant,
Des Suédois rechauffer le sang, criant:
Pologne, on te seconde.
Un long sceptre au bout d'un bon bras
Peut atteindre aux bornes du monde.
Hâtons nous! l'honneur est là-bas (*bis*).

* * *

Si j'étais un jour, un seul jour,
Le Dieu que la Pologne implore,
Sous ma justice, avant l'aurore,
Le Czar pâlirait dans sa cour;
Aux Polonais tout mon amour!
Je saurais, trompant les oracles,
De miracles semer leurs pas.
Hélas! il leur faut des miracles.
Hâtons-nous! l'honneur est là-bas (*bis*).

* * *

Hâtons-nous! mais je ne puis rien.
Oh roi des cieux! entends ma plainte;
Père de la liberté sainte,
De ce peuple unique soutien,
Fais de moi son ange gardien;
Dieu, donne à ma voix la trompette
Qui doit réveiller du trépas,
Pour qu'au monde entier je répète:
Hâtez vous! l'honneur est là-bas (*bis*).

Vermischte Nachrichten.

Folgende Nachricht von den ersten Niederlassungen der Portugiesen in China wird in dem Canton Register aus alten Handschriften, die im Senathause zu Macao in Verwahrung liegen, mitgetheilt: „Der erste Versuch der Portugiesen auf China geschah im Jahre 1522 von drei Schiffen, unter Anführung Martin Affonço's de Mello, der als Gesandter kam, aber nahe der Bocca Tigris von einer mächtigen Flotte angegriffen und geschlagen wurde. Diese üble Aufnahme hinderte indeß die Portugiesen nicht, längs der Küste von Hainam bis Nimpo Handel zu treiben, und an letzterem Orte gelang es ihnen sogar, eine Ansiedlung zu begründen. Ihr beständiger Verkehr mit Japan bereicherte in Kurzem die Bevölkerung; allein in weniger als fünf Tagen wurde die ganze so viel versprechende Niederlassung zerstört, da der Vizekönig sechzigtausend Eingeborne auf vierhundert Junken dagegen absendete, die fünf und siebenzig portugiesische Schiffe verbrannten und achthundert Europäer nach verzweifelter Gegenwehr am Ufer erschlugen. Ungeachtet dieser Niederlage gelang es zwei Jahre später einigen Portugiesen durch Geschenke und Arbeitsamkeit, die Erlaubniß zu einer Niederlassung in der Provinz Fokien zu erlangen, wo sie drei Jahre ungestört blieben. Aber wiederholte Versuche, ihr Gebiet zu vergrößern, erbitterten die Chinesen dergestalt, daß sie einen Angriff auf die Fremden machten, wobei dreizehn Schiffe derselben in Feuer aufgingen und von fünfhundert Portugiesen nur dreißig mit dem Leben davon kamen. Dessen ungeachtet fuhren sie fort, unter den Inseln Handel zu treiben, bis sie es endlich wieder wagten, auf der Insel Sanchoan (St. Johann) einige Hütten zu erbauen. Diese wurden mehr als Einmal zerstört und wieder aufgebaut, da die portugiesischen Schiffe, die von und nach Japan handelten, die Ansiedlung immer wieder herstellten. Dieß dauerte bis zum Jahre 1554, wo die Chinesen, welche die Insel allmählich aufblühen und von Portugiesen, die hier die Gebeine ihres heiligen Franz Xavier begraben hatten, häufig besucht sahen, letztere bewogen, ihre Niederlassung nach Sanchacao, sechs und dreißig Meilen westlich gegen Macao hin, zu verlegen. Hier blieb dieselbe drei Jahre. Um diese Zeit verwüstete ein Amu Seeräuber, Namens Tumslao, alle Küsten und Inseln, was die Chinesen bewog, die Hülfe der Portugiesen anzurufen, denen es nach mehreren Kämpfen auch gelang, die Piraten zu vernichten. Bei der Feier dieses Sieges wurden sie dem Vizekönige von Canton vorgestellt und erhielten von ihm die Erlaubniß, ihre Munition und Lebensmittel auf Macao zu trocknen; unter diesem Vorwande bemächtigten sie sich der Insel, die damals noch öde lag. Dann bauten sie sich Häuser und Kirchen, und luden die übrigen Portugiesen auf Sanchacao ein, herüber zu kommen. Diese folgten sogleich, und der Kaiser Camhi verlieh ihnen später endlich diese ganze Insel.“

*

Eine Zeitung von Madras (11 Dezember v. J.) enthält die Uebersetzung eines Briefes, der zu Benares und in mehreren andern Städten im Umlaufe war. Derselbe ist angeblich vom Himmel gefallen und in dem Tempel des Wiswonabswamy zu Benares gefunden worden, wo der Bramine Kussevapu Abschriften davon machte. Dieses merkwürdige Schreiben besteht in folgender Prophezeyung: „Im hindustanischen Jahre 1888 (das unserm Jahre 1832 entspricht), im Monate Februar, am fünften Tage nach dem Vollmonde, der an einem Samstage um zehn Uhr Vormittags eintreten wird, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbockes tritt, wird das gegenwärtige eiserne Zeitalter der Welt ein Ende nehmen und das neue goldene beginnen, das tausend Jahre dauern wird. Das menschliche Leben wird in dieser Zeit hundert und fünf und zwanzig Jahre erreichen. An demselben Tage wird auch am Nordpole ein Radschah geboren werden, Morgens um acht Uhr, im zunehmenden Monde, und diese Nacht wird auf dreizehn Stunden und eine Viertelstunde verlängert werden, und nach Verlauf von neun Stunden in derselben ein Erdbeben entstehen, durch das alle Tyrannen und schwachen Völker gestürzt werden; nur heilige und fromme Menschen werden erhalten werden. Wer diese Nachricht mit Zweifel aufnimmt, wird eine große Sünde begehen; wer sie aber hört und andern Ländern mittheilt, wird eben so viel Verdienst erwerben, als wenn er tausend Kühe und Pferde geopfert hätte.“

*

Herr Guilley, vormaliger Adjutant der Artillerie der Nationalgarde, dessen Name unsern Lesern noch aus den Gerichtsverhandlungen der Dezemberverschwörung im Gedächtnisse seyn wird, hat eine Anstellung als Lieutenant im fünften Kürassierregimente erhalten. An dem Tage, als er von Paris dahin abging, wurde er von einer großen Menge seiner Freunde, die ihm eine vollständige Equipirung zum Geschenke machten, an den Postwagen begleitet. Helm, Säbel und Patrontasche, die ihm überreicht wurden, trugen die Inschrift: „Ein Geschenk der Pariser Artillerie.“

Witzstacheln des Figaro.

Folgende Sachen sind verloren gegangen und unter Trommelschlag ausgerufen worden; der redliche Finder wird gegen angemessene Erkenntlichkeit um die Rückgabe gebeten:

1. Eine Herzogin von Berry in einem benachbarten Lande. Dieselbe hat einen langen Hals, einen kleinen Fuß und eine Revolution in ihrem Arbeitsbeutel sammt einigen Thalern mit dem Gepräge eines legitimen Gesichtes.

2. Eine russische Note als Antwort auf eine französische. Die besagte Note ist so grob und so unangenehm für die Friedensmänner um jeden Preis, daß man glauben kann, sie werden sich nicht viel Mühe geben, dieselbe zu suchen. Andere werden deßhalb darum gebeten.

3. Das Julisprogramm, ein politischer Spaß, von dem die ganze Welt spricht.

4. Eine Flotte, die gegen Don Miguel an die Küste von Portugal geschickt wurde, und so wenig von sich reden macht als eine züchtige Jungfrau.

5. Zweimalhundert fünfzigtausend Mann, ausgehoben in Frankreich. Dieser Gegenstand ist von Bedeutung; denn vor drei Monaten sagte man, wir würden eine halbe Million Soldaten unter den Waffen haben. Dieser Verlust ist sehr empfindlich, zumal Rußland, Preußen, Sardinien, Savoien, Oesterreich und Neapel Regiment um Regiment an unsere Gränzen spielen.

6. Der Großfürst Konstantin, der von der Cholera auf der einen und von den Polen auf der andern Seite gerissen, in Stücke gegangen ist. Herr Geoffroy St. Hilaire möchte ihn gern in Weingeist setzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 218. 6 August 1831.

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Souvenirs, Episodes et Portraits pour servir à l'histoire de la Revolution et de l'Empire. Par Charles Nodier. Tom I et II. Paris. 1831.)

Mit Unrecht, wie uns dünkt, beklagt man sich über die Unzahl von Memoiren, die wir der französischen Revolution verdanken. Denn so ungeheuer ist diese Begebenheit in ihrer Erscheinung und in ihren Folgen, daß Jeder, der ihre Sündfluth überlebt hat, etwas Neues und Wunderbares davon zu erzählen wissen wird. Es ist eine neue Kosmogonie, an der, man mag sie nun mit eigenen Augen oder mit Fernröhren und Mikroskopen betrachten, eine unendliche Reihe von Entdeckungen zu machen ist. Der sogenannte Universalhistoriker wird freilich schwindeln, und bei seinem kritischen Bestreben um Kopf und Busen bangen, wenn er diese alexandrinische Bibliothek von Denkschriften mit jedem Tage anschwellen sieht, und in dieser einzigen Weltbegebenheit eine vollständige Weltgeschichte anerkennen muß, die nicht allein an sich eine unendliche Größe bildet, sondern deren einzelne Phänomene selbst Mikrokosmen und Sternensysteme sind, an denen unsere geschichtlichen Teleskopen oft noch wenig mehr als ihre Flecken entdecken konnten. Wer denkt hiebei nicht an jenes einzige Meteor des Ruhmes, an Napoleon, dessen Kometenbahn wir kaum noch zu berechnen angefangen haben?

Unter den Memoiren, die in der jüngsten Zeit über die französische Revolution erschienen sind, gebührt den oben angeführten „Erinnerungen Nodier's" — wenn wir anders sie in die Reihe der gewöhnlichen Memoiren stellen dürfen — eine ausgezeichnete Stelle, nicht allein wegen einer Menge neuer Züge und Thatsachen, sondern auch weil sie von einem lebendigen Geiste aufgefaßt und wiedergegeben voll Leben und Farbe und von einer dramatischen Wahrheit sind, die auch ohne die Betheurungen des Verfassers ihre historische verbürgt. Kaum wird man diesen Gemälden ihren romantischen Firniß zum Vorwurf machen, da die wilden Abenteuer jener großen Begebenheit, die sie in einzelnen abgesonderten Bildern darstellen, so seltsam und wunderbar an sich sind, daß man fast denen die Gabe der Auffassung absprechen möchte, denen jener Farbenglanz mangelt. Es ist möglich, daß der Verfasser Begebenheiten und Personen unter einer lebhafteren Beleuchtung der Imagination gesehen hat, als Andere seiner Zeitgenossen; es ist möglich, daß die Menschen oft nicht die Milde des Urtheiles verdienen, die sein gutes Herz für sie zu finden wußte. Seine Wahrnehmungen haben vielleicht, wie der Verfasser selbst bemerkt, nicht die absolute Bestimmtheit mathematischer Wahrheiten. „Allein was ich mit Zuverlässigkeit versichern kann," setzt er hinzu, „ist, daß sie meine Wahrnehmungen sind, und daß ich sie auffaßte, wie die Ereignisse mir sie darboten. Jeder kann nur für die Eindrücke in sofern verantwortlich seyn, als es die Fähigkeit betrifft sie aufzunehmen, und den Willen sie wieder zu geben, wie er sie aufgenommen hat. Nur für die Thatsachen bin ich Bürge, nicht Herr ihrer Eindrücke. Daß ich anders sah, als ein Anderer, daß Andre anders sahen, als er und ich, beweist nicht, daß ich und Andere gesagt haben, was nicht war, sondern daß Jeder von uns das Gesehene, so wie er es gesehen hat, erzählt . . . Meine Eitelkeit, weil ich es doch gestehen muß, besteht nicht darin, daß ich mir einbilde, die geringste literarische Eigenschaft eines Geschichtschreibers zu besitzen, aber in der Ueberzeugung, daß ich mich seiner ersten moralischen Eigenschaft rühmen darf."

Es kann uns nicht zugemuthet werden, eine Uebersicht des Werkes zu geben, was die ganze Farbengebung dieser Bilder verwischen hieße, wofür uns ohne Zweifel die Leser wenig Dank wissen würden, und wir ziehen es daher vor, einige Stellen, die uns am meisten, durch ihr historisches Interesse, wie durch ihre Darstellung angesprochen haben, daraus hervorzuheben.

1. Die Jehubanden.

Es wird vielleicht nur Wenigen bekannt seyn, daß die sogenannten Jesusbanden, eine beispiellose Erscheinung in den Annalen der französischen Geschichte — ihre wohlorganisirte Hierarchie, ihre Cadres, ihre Statuten, ihre Kriegszucht, ihre Freiwilligen, ihre Söldlinge, ihre verlorne Mannschaft hatten. Nicht einmal ihre Namen fand ich irgendwo richtig geschrieben, und ich behielt oben die lächerliche Bezeichnung Jesusbanden, bei, um die Leser nicht durch einen weniger bekannten Namen irre zu führen. Der eigentliche Name derselben war Jehubanden (Compagnies de Jehu) und entsprach völlig ihrem grausamen Handwerke: Jehu war bekanntlich von dem Propheten Elisä unter der Bedingung zum Könige von Israel gesalbt worden, die Verbrechen des Hauses Achab und der grimmigen Jesabel zu rächen, und die Baalspriester zu vertilgen.

Man sollte es kaum glauben, daß fast bei allen Schriftstellern diese Mörderbanden mit völligem Stillschweigen übergangen werden, und nur einen einzigen Menschen fand ich angeführt, der unter jenen Gesellschaften eine so unbedeutende und völlig untergeordnete Rolle spielte, daß ich seiner kaum erwähnt haben würde, wenn ich nicht, wie gesagt, seinen Namen in Verbindung mit den Jehubanden genannt gefunden hätte, jedoch nicht anders, als wie man von Cartouche oder einem andern berüchtigten Spießgesellen zu reden pflegt, ohne seine Geschichte mit einer Epoche oder einer Reihe von Ereignissen in Verbindung zu setzen. Es folgt hier der Anfang jenes Berichtes, an den ich meine Erzählung als Kommentar anschließen werde.

„Amiet, ein Postwagenräuber, erwarb sich durch seine Kühnheit und Räubereien eine traurige Berühmtheit. Er hatte eine Bande gebildet, die lange Zeit das Departement der Ain beunruhigte, aber endlich mit ihrem Anführer in die Hände der Gerechtigkeit fiel u. s. w."

Amiet würde gewiß höchlich überrascht werden, wenn er diese Nachricht lesen könnte, bei weitem mehr aber noch seine Richter. Der Zufall hatte mich mit Amiet und seinen Genossen in ein und dasselbe Gefängniß geworfen. Ich war damals in einem Alter, wo der Gedanke an das Verbrechen mehr Zurückstoßendes hat, als in irgend einer spätern Zeit des Lebens, in einem Alter wo man kaum noch die Leidenschaften kennt. Ich lebte mit diesen Menschen, ich schlief mit ihnen auf ihrem Stroh, ich brach mit ihnen das Brod und ich habe mir von ihnen eine ganz andere Erinnerung bewahrt.

Es ist bekannt, daß zur Zeit, wo die Reaktion des Thermidors ihren Zenith erreicht hatte, die Hoffnungen der Royalisten von neuem Leben beseelt wurden. Es war von Nichts mehr die Rede, als von der demnächst bevorstehenden Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon, der man schon im nächsten halben Jahre entgegensah. Lyon war das Hauptquartier dieser Verschwörung, die im Grunde allzusehr an hellem Tage getrieben wurde, um diesen Namen zu verdienen. Es befand sich da eine wirkliche provisorische Regierung mit ihrem königlichen Komité, ihrer königlichen Verwaltung, ihrem königlichen Generalstabe und fast mit ihren königlichen Armeen. Eines dieser Heere organisirte sich in den Gebiegen von Auvergne unter Befehl des Herrn Chardon, ein anderes in den Gebirgen des Jura, unter Befehl des Herrn von Teyssonnet. Man muß sogar sagen, daß die Ehre oder vielmehr die Gefahr der Epauletten sehr gesucht war; nichts fehlte als die Soldaten. Es ist wohl das allerschwierigste auf der Welt ein Heer zu bilden, ohne Geld, und das Budget der Gegenrevolution war noch ziemlich mager. Zwar gingen aus dem Auslande einige große Summen bei den durch königliches Patent bestellten Kassenverwaltern der guten Sache ein, aber nicht mehr aus ihren Händen. Diese außernationalen Geldopfer haben wenigstens einigen unsrer Landsleute zur Wählbarkeit in die Kammer verholfen.

In dieser Verlegenheit fing man an zu begreifen, daß nur die Republik ihre Feinde besolden könne. Nun fand man es aber auch höchst wahrscheinlich, daß sie sich dazu nicht mit gutem Willen verstehen würde, und man hielt es daher für besser, ohne erst darüber eine gefährliche Unterhandlung anzuknüpfen, ihr das Geld zu nehmen, als sie darum zu bitten.

Darüber einmal einig, organisirte man Banden oder Kompagnien mit der Bestimmung, die Staatseinkünfte aufzuheben, und die öffentlichen Schatzwägen wegzunehmen. Ich muß gestehen, daß ich diese Maßregel, da sie die einzige mögliche war, die man ergreifen konnte, sehr natürlich finde. In einem Bürgerkriege ist die Beraubung des Schatzes kein durch die Gesetze bezeichnetes Verbrechen mehr, es ist eine militärische Operation, und je nach Umständen, eine Waffenthat. Uebrigens kann man sich kaum einen Begriff davon machen, welchen Einfluß dergleichen Ereignisse auf die Ansicht der Menschen ausüben. Eben derselbe, dessen Herz und Geist jetzt vielleicht über meine Leichtfertigkeit sich empört, mit der ich von diesen ungeheuren Verirrungen spreche, würde sie wie ich genommen haben, wenn er zu meiner Zeit gelebt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Schluß.)

Man hat schon oben gesehen, daß die englischen Waaren, welche die Kompagnie nach China ausführte, jährlich nicht viel über eine halbe Million betrugen, da aber der Ankauf des Thees eine weit größere Summe beträgt, so wird der Ueberschuß durch Baumwolle gedeckt, welche die Kompagnie auf ihre Rechnung nach China sendet. Die Art, wie sie sich in den Besitz dieser Baumwolle setzt, verdient bemerkt zu werden. Auf den westlichen Küsten von Indien gibt es Baumwollenpflanzungen, und kraft ihrer souveränen Gewalt, nimmt die Kompagnie den halben Ertrag als Landtaxe in Anspruch, und zwingt die Produzenten, ihr die andere Hälfte zu einem von dem Richter, dem Taxeinnehmer und dem Handelsresidenten, d. h. den Beamten der Kompagnie, festgesetzten Preise zu verkaufen.*) Da aber alle durch dieß beispiellose Unterdrückungssystem herbeigeschaffte Baumwolle die Bedürfnisse der Kompagnie noch nicht befriedigt, so kommen ihre Agenten bald da bald dort auf den Markt als Käufer. Dadurch kommen nun die Preise niemals auf ihren natürlichen Standpunkt, und so richtet das System der Kompagnie nicht bloß die Produzenten zu Grunde, sondern auch alle die, welche an dem Baumwollenhandel Theil haben.

Außer ihrem Handelsmonopol von England nach China, hat indeß die Kompagnie auch noch das von Indien. Kein Privatkaufmann kann von Calcutta oder Bombay ein Schiff nach Indien senden ohne Erlaubniß der Kompagnie. In China ist die Frage nach der Baumwolle und dem Opium Indiens, so wie nach den Produkten der Inseln des indischen Archipelagus sehr groß, und ein sehr ausgedehnter Handel würde zwischen diesen Ländern statt finden, wenn der Privatkaufmann nicht so große Schwierigkeit hätte, Rückfrachten zu bekommen. Die Kompagnie erlaubt ihm nicht ein

*) Das ist noch ein wenig weiter gegangen, als der Pascha von Aegypten, den man sonst als das non plus ultra in diesem schönen Finanzsysteme betrachtet.

einziges Pfund Thee wegzuführen, außer das wenige, was man in Hindustan bedarf; auf diese Weise haben sie wenig Mittel Zahlung zu erhalten, außer sie schmuggeln mit einiger Gefahr und sichern Verlust Silber aus Canton, oder sie kaufen ebenfalls mit Verlust von der Faktorei der Kompagnie Wechsel auf Indien. Selten erhalten sie Wechsel auf England, und stets nur zu einem geringen Betrag. Eine solche Art, den Handel zu treiben, ist in einiger Hinsicht vortheilhaft für die Kompagnie, aber im höchsten Grade nachtheilig für Indien und England. Die Schiffe, welche von der Kompagnie Erlaubniß erhalten, Waaren nach Indien zu führen, sind in der Regel genöthigt, leer nach Indien zurückzugehen. Alle Kosten der Reise fallen also nur auf die Waare, die nach China gebracht wird, und der Handel beträgt auf diese Weise nicht ein Zwanzigsttheil Dessen, was er seyn würde, wenn er frei, und es jedem gestattet wäre, nach Gefallen Waaren nach Canton zu führen, oder von dort mit fortzunehmen.

Wir haben bereits bemerkt, auf welche Weise die Kompagnie sich die Baumwolle für den chinesischen Markt verschafft, nicht anders ist es mit Opium, dem zweiten großen Ausfuhrartikel nach China. Dieß Monopol trug der Kompagnie vor noch nicht langer Zeit jährlich rein 900,000 Pf. St. ein, was Niemand verwundern wird, wenn er hört, daß sie das Pfund den Produzenten um 3 Sch. oder 3 Sch. 4 D. (1 fl. 48 bis 2 fl.) abnahm, und es für 60 Sch. oder 36 fl. wieder verkaufte. In neuester Zeit wurden bedeutende Quantitäten Opium aus Malwa und der Türkei auf den Markt gebracht, was den Preis herunter drückte, er ist aber immer noch drei oder viermal größer als er es bei einem offenen Handel seyn würde.

Man sollte glauben, bei so ungeheuern Monopolien und den Mitteln, dieselben aufrecht zu erhalten, müßte der Gewinn der Kompagnie im Ganzen unermeßlich seyn; keineswegs. Obgleich ihr Theemonopol dem Lande jährlich 1,800,000 Pf. St. kostet, so ist es doch im hohen Grade zweifelhaft, ob die Kompagnie nach Bezahlung der Dividende von 630,000 Pf. St. überhaupt noch etwas gewinnt. Die Papiere und Rechnungen, welche dem Parlament vorgelegt wurden, sind in einer solchen Verwirrung, daß die erfahrensten Kaufleute unmöglich den wahren Stand ihrer Angelegenheit ersehen können. Ein Herr Rickards, der von beiden Häusern des Parlaments lange über diesen Gegenstand befragt wurde, und vermöge seiner Erfahrung in den Angelegenheiten Indiens sehr wohl im Stande ist, eine richtige Ansicht von der Sache zu haben, behauptete, daß so weit irgend etwas aus den mangelhaften Berechnungen der Kompagnie zu ersehen war, ihr Handel stets mit schwerem Verlust betrieben worden sey, und wenn sie nicht von den Einkünften Indiens unterstützt gewesen wäre, so würde sie längst vollkommen Bankerott gemacht haben.

Es ist unnöthig, hier den Rechenbeweis für diese Behauptung anzuführen, und wir setzen nur noch das Ende dieses merkwürdigen Aufsatzes her, worin der Verfasser das Ganze zusammenfaßt: „das Monopol der Kompagnie legt dem englischen Volke eine direkte Taxe von nahe zu zwei Millionen Pfund jährlich auf, es hemmt und drückt den Handel nieder, indem es uns von den besten Märkten ausschließt, während es zugleich der östlichen Welt einen unberechenbaren Schaden zufügt. Und für alle diese schlimmen Folgen gewinnt die Kompagnie dennoch — durchaus nichts! Das unschätzbare Privilegium, das in den Händen von Privaten 100 Proc. abgeworfen hätte, wurde durch die vom Monopol unzertrennlichen Mißbräuche zu nichts. Abgeschmackteres, als den Vorschlag, ein solches System fortzusetzen, hat man nie erhört. Wenn die Kompagnie klug ist, so zieht sie sich selbst mit einem Mal und für immer von allen Handelsgeschäften zurück, und gibt die Monopolien auf, welche sie so lange zum großen Schaden Anderer, und zum sehr geringen eigenen Gewinn besessen hatte.“

Französische Rechtsfälle.

Der Prozeß um den Hammel.

Ein gewisser Hautefeuille hatte auf den Markt von Sceaux ein und sechzig herrliche Hämmel zum Verkaufe gebracht. Fresnoy kommt dahin, wirft einen verächtlichen Blick auf die Heerde, und fragt ihren Eigenthümer, wie theuer er ihm Stück für Stück verkaufen wolle. Dieser erwiedert um fünfzehn Franken, da jeder Hammel wenigstens dreißig Pfunde wiegen müsse. Fresnoy spielt den Kenner, behauptet, daß die Hämmel durch die Bank nicht mehr als sieben und zwanzig Pfunde wögen, und daß der Verkäufer billigerweise höchstens dreizehn Franken für das Stück verlangen könnte. Hautefeuille, über eine solche Geringschätzung seiner Heerde aufgebracht, behauptet sein Wort, und schwört, er wolle die Hämmel umsonst herschenken, wenn sie nicht das angegebene Gewicht hätten; dazu schlägt er eine Wette von tausend Franken und fünfzehn Franken für jedes Stück vor, wenn er Recht habe. Fresnoy geht den Vorschlag ein, und Bankbillets von tausend Franken werden in die Hände der Zeugen dieser Wette niedergelegt. Man verläßt den Markt von Sceaux noch an demselben Abende und übernachtet zu Noisy-le-Sec. Es war eine stürmische Herbstnacht; die Hämmel, in einen großen Stall eingesperrt, schnarchten ruhig, ohne die schreckliche Grille zu ahnen, die in wenigen Augenblicken ihren Lebensfaden durchschneiden sollte. Hautefeuille nämlich sucht vergebens das Auge zu schließen; ein furchtbarer Gedanke martert ihn. Wie, könnte nicht sein Gegner statt seiner schönen Dreißigpfünder leichteres Vieh unterschieben und so die Wette gewinnen? Von diesen Schreckbildern gepeinigt, steht er auf, begiebt sich geraden Weges nach dem Stalle und schlachtet kaltblütig die ein und sechzig armen Schöpse ab. Bei dem ersten Morgenstrahle, der diese blutige That der Nacht beleuchtet, erscheint auch schon Fresnoy mit seinen Zeugen. Da sie das angerichtete Blutbad sehen und an geschehenen Dingen nichts sich ändern läßt, so schreiten sie sofort zu dem, was noch allein zu thun übrig ist; man legt die so schnöde Gemordeten auf die Wage, und siehe da, es findet sich am Ende, daß die ein und sechzig Hämmel einer in den andern gerechnet wirklich dreißig Pfunde wiegen. Indeß fehlten bei der Berechnung des Gesammtgewichtes immer dreizehn Pfunde. Hautefeuille glaubt im ersten Augenblicke, daß er die Wette verloren habe, und giebt einem der Zeugen den Auftrag, das Bankbillet von tausend Franken seinem siegreichen Gegner einzuhändigen. Fresnoy nimmt überdieß auch noch die Schöpse in Empfang und verkauft sie Stück für Stück um zwei Franken an einen Metzger, da er wohl einsieht, daß er um jeden Preis die Hämmel los werden muß, will er anders nicht warten, bis seinem Gegner die Augen aufgehen, und die Reihe, die verlorne Wette zu zahlen, an ihn kommt. Doch damit hätte es nicht so große Eile gehabt; erst vierzehn Tage darnach fällt es wie Schuppen von Hautefeuille's Augen; er schreit über Arglist und Betrug; er verklagt Fresnoy vor dem Handelsgerichte und fordert den Kaufpreis für seine so schmachvoll eingebüßten Hämmel. Das Tribunal verwies die Parteien an den Friedensrichter von Sceaux zu einem vorläufigen Vergleichungsversuche. Dieser jedoch sah in dem ganzen Handel nichts als eine eben so unerlaubte Wette, wie in der auf das Steigen und Fallen der Renten, und gab den Bescheid, daß man in dem Viehhandel dergleichen Wetten durchaus nicht gestatten könne. Der Prozeß um den Hammel wurde also abermals vor das Handelsgericht verwiesen, wo nach angehörter Klage und Vertheidigung das Urtheil erging, daß Beklagter für die erwetteten Hämmel sechshundert Franken zu bezahlen schuldig sey.

Figaro's Federzeichnungen aus der französischen Deputirtenkammer.

1. Die Eröffnung.

Vor der Ankunft des Königs waren Aller Augen auf einen Bienenschwarm von Staatsräthen, Auditoren und Maîtres des Requêtes gerichtet, der in Erwartung des Waßels mit dem Degenstachel in der Scheide an den Stufen der Estrade hing. Unter Allen stach ein junger Sinecurist *) hervor, der mit gnädigen Blicken Alt und Jung, Mütter und Töchter seiner Huld versicherte. Seine viereckig aufgekanten Haare mußten von den Taxusbäumen beneidet werden, die Lenôtre's kunstreiche Hand in den Alleen von Versailles so geschmackvoll zugestutzt hat. Ach, wie wurde Herr von Salvandi vermißt! So wird denn die Kammer von 1851 keinen wohlfrisirten Deputirten mehr aufzuweisen haben! Gegen halb ein Uhr langte das diplomatische Korps an. Herr von Appony in ungerischem Kostüm; Herr von Werther, Lord Granville und der Fürst von Castelcicala, der Ruffo von 1799. Ein ehrsamer Beduine, den man für den Bei von Titteri hielt, erregte einen Augenblick die Neugier der Versammlung durch sein seltsames, aber malerisches Gewand.

Die Physiognomie der Versammlung schien verjüngt. Man erblickte bei weitem weniger mehr Köpfe mit Perrücken. Eine Ausnahme hievon machte nur die dünnbesäete Bank der Pairs, von denen nicht mehr als vierzig traurig, niedergeschlagen, vernichtet unter der Last der Goldstickereien, der Bänder und Sterne zugegen waren. Die Deputirten in ihrer einfachen schwarzen Tracht drängten sich in dichtgeschlossenen Reihen nach den Bänken der Linken; sehr wenige sah man in der gerechten Mitte. Ueberhaupt sprach sich auf ihren Gesichtern Festigkeit und Entschlossenheit aus; sie hörten mit großer Aufmerksamkeit die Rede des Königs, die nur von Zeit zu Zeit durch einzelnen Beifall der Tribunen unterbrochen wurde. Man sah bereits, daß sie als Richter zu Gerichte sitzen werden, und welcher Prozeß liegt ihnen vor! Gott weiß es! Polen verlassen, Italien verrathen, Belgien den Engländern überliefert, unsere Finanzen zu Grunde gerichtet durch die Willkür von drei oder vier Papiermäklern; der Jahrestag des Julius, der die Patrioten des Julius in den Gefängnissen, am Ruder des Staates die gehorsamen Diener von zwanzig Regierungen, Herrn Persil als Generalprokurator und Herrn von Schonen in der Metamorphose eines Barons findet. Hier die herrlichen Früchte der glorreichen Revolution, die durch halbnackte Bürger begonnen und von goldgestickten Intrikanten vollendet wurde!

Unsere neuen Deputirten tragen keine gestickten Kleider. Das ist ein gutes Zeichen. So erschienen in der großen Versammlung der Generalstaaten jene kraftvollen Bürger des dritten Standes, die in einer Nacht mehr gute Gesetze machten als die Servilen des Juste-Milieu in einem Jahre. Unsere Deputirten von 1831 werden nicht hinter ihren unsterblichen Vorgängern zurückbleiben. Mit fester und kühner Hand müssen die Mißbräuche angegriffen werden; fallen müssen die Monopole, die den Armen erdrücken; fallen der Stellenkummulus, welcher der Jugend den Zugang zu dem Tempel der Wissenschaft verrammelt und sie auf den öffentlichen Plätzen herumtreiben läßt; an der Wurzel abgeschnitten muß der Mißbrauch der maßlosen Civillisten werden, die nur dazu dienen, die Schmeichelei und Knechtschaft zu belohnen. Vergeblich ließ das Ministerium dem Könige sagen, man stehe im Begriffe, einige Festungen in Belgien zu schleifen; die Kammer schien zu begreifen, daß es sich mehr darum handle, unsere Grenzen zu erweitern als zu erleichtern. Das Einlaufen unserer Flotte zu Lissabon machte Eindruck. Aber wird das Ungeheuer, das die Ufer des Tajo verwüstet, gestürzt werden? Wird diese Intervention der italienischen Nichtintervention gleichen? Das die Fragen, die man beantwortet will.

Der König grüßte, als er den Saal verließ, die vierzig Pairs von Frankreich, die so gefällig waren, auf seine Einladung ihrer Leichenfeier beizuwohnen. „Achtung den Todten!" so riefen wir vor einiger Zeit. Ohne Zweifel wollte der König diese den Herren bezeigen, denen die neue Kammer die letzte Ehre erweisen wird. Die Herren Pairs erhoben sich traurig, als hätten sie sagen wollen: „Morituri te salutant!" — Betet für ihre armen Seelen!

*) Herr Mignet, von dem das Journal du Commerce bei dieser Gelegenheit bemerkt, seiner Coiffure allein wegen sey es der Mühe werth gewesen, der königlichen Sitzung beizuwohnen. A. d. R.

Vermischte Nachrichten.

Bei Gelegenheit der neulichen Ueberfahrt der Herzogin von Berry nach dem Kontinent gibt das „Journal de Havre" folgende Anekdote von der Abreise der verbannten königlichen Familie aus Frankreich im Julius vorigen Jahres: Die zwei Fahrzeuge Charles-Carol und Great Britain, auf denen sich Karl X und seine Familie einschiffen sollten, waren überflüssig mit kostbaren Weinen, Pasteten, Zuckerwaaren, eingemachten Früchten befrachtet, als hätte es eine Reise von mehreren Monaten gegolten. Der Marinepräfekt hatte dabei den delikatesten Geschmack vorwalten lassen, und gewiß mehr gethan, als dieß bei Napoleons Einschiffung in Rochefort der Fall war. Indeß, bei aller möglichen Sorgfalt war doch im Drange der Umstände und der Eile Etwas vergessen worden, was die königliche Familie in die größte Verlegenheit zu setzen schien — das Brod. Man hatte bei dem Mittagessen nichts als Zwieback. Herr Dumont d'Urville, der die Expedition befehligte, hatte zwar vorher schon diesen Uebelstand bemerkt, allein die Fluthzeit erlaubte nicht länger zu verweilen. Ein Boot wurde nach dem Lande abgeschickt, um den Brodbedarf zu holen; allein es kehrte nicht wieder zurück. Groß und Klein der königlichen Familie schien in Schmerz versunken über den Gedanken, kein frisches Brod zu haben; kaum achtete man auf die Fragen der kleinen Kinder, die sich über die Bewegung des Schiffes wunderten. Endlich war es gelungen, von den das Fahrzeug begleitenden Schiffen fünfzehn bis zwanzig Brode zu erhalten, und dieses Glück ließ dem Großvater, der Mutter und ihren Kindern vergessen, daß die Küsten Frankreichs ihren Blicken entschwanden. Kaum drei Meilen auf der hohen See, hätte man, nach dem Benehmen der Reisenden zu urtheilen, nicht mehr glauben sollen, daß diese etwas anders als eine gewöhnliche Spazierfahrt machten. — In einer Unterredung, die Karl X während seiner hundert und sieben und sechzig Stunden dauernden Ueberfahrt mit dem Kapitän Dumont d'Urville hielt, bemerkte er: „Bordeaux" (denn so und nicht anders wurde der Prinz genannt), „man hat doch nicht ausgesprochen, daß Bordeaux nie mehr regieren werde?" — „Der Himmel möge Frankreich und ihn vor diesem Unglücke bewahren," erwiederte der Kapitän; „denn dieß wäre ohne Verbrechen, ohne alle Schrecken des Bürgerkrieges nicht möglich." — „Das ist möglich," seufzte Karl X: „nun wohl, dann soll Bordeaux nie mehr Frankreich betreten."

•

Den Amerikanern verdanken wir den künstlichen Blitzableiter; ihren Beobachtungen scheint man auch den natürlichen verdanken zu müssen. Man hat nämlich in Amerika bemerkt, daß die breitblätterige Buche, eine Varietät der europäischen, nie vom Blitze getroffen wird. Die „Gazette de Bâtimens," der wir diese Notiz entnehmen, fügt hinzu, daß auch die Alten schon diese Eigenschaft der Buche gekannt und bei Ungewittern die Hirten unter den Zweigen dieses Baumes Schutz gesucht. Im Staate Tenessee flüchten sich die Einwohner bei Ausbruch des Gewitters unter diesen Baum und halten sich unter demselben vor jeder Gefahr sicher. Bestätigte sich diese Erfahrung, so würde die Buche für die Häuser des Landmanns eine große Wohlthat werden, und an den Heerstraßen gepflanzt auch den Wanderern Schutz gewähren.

•

Doktor John Henderson unternahm mit Bewilligung der Regierung von Neu-Süd-Wales eine Reise in das Innere des Landes, um zoologische und andere wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Auf einer dieser Wanderungen entdeckte er die Ueberreste eines Tempels, der nach der Vermuthung des Naturforschers von Hindu's erbaut worden ist. Sollte sich diese Annahme als begründet erweisen, so würde dadurch ein neues und unerwartetes Licht auf die Frage, von woher diese Länder ursprünglich ihre Bevölkerung erhalten haben, geworfen werden. Die Verwandschaft der letztern mit den Papuas von Neu-Guiana ist außer ihrer Sprache und Farbe auch noch aus vielen andern Beobachtungen dargethan worden; an eine Abstammung von den Hindu's aber hat bis jetzt noch Niemand gedacht. So unwahrscheinlich indeß Dieses auch ist, so bleibt die Entdeckung eines Tempels in dem Innern von Neu-Süd-Wales an sich schon eine höchst merkwürdige Thatsache.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 219. 7 August 1831.

Neu-Seeland.

5. Prachtvolle Scenerie des Landes. — Klima. — Agrikultur. — Erster Anbau des Waizens.

(Schluß.)

Die Beschaffenheit des Bodens kann schon aus der Ueppigkeit seiner Vegetation beurtheilt werden. Inzwischen hat die Botanik in Neuseeland noch sehr geringe Ausbeute gemacht, nur ein sehr kleiner Theil der einheimischen Pflanzen konnte bis jetzt untersucht und beschrieben werden. Aber auch die theilweisen Berichte über dieselben lassen vermuthen, daß das Land einen Reichthum von neuen und werthvollen Pflanzen und Bäumen besitzt, von denen vielleicht ein großer Theil eines lohnenden Anbaues fähig wäre. Die Neuseeländer selbst hatten schon, bevor noch Cook das Land besuchte, bedeutende Fortschritte im Ackerbau gemacht, und der Weltumsegler sah beträchtliche Grundstücke umgebrochen und so sorgfältig bearbeitet, als die schönsten Gartenbette. Es waren darauf süße Kartoffel, Cocaos oder Eddas, die in Ost- und Westindien so gut bekannt und geschätzt sind, und Kürbisse angebaut. Die süßen Kartoffel sah man unter kleinen Hügeln angepflanzt, die in engen Furchen oder in rautenförmigen Beeten angelegt waren; Alles nach der Schnur und mit der größten Regelmäßigkeit. Die Cocaos standen auf flachem Boden und die Kürbisse in kleinen Näpfen. Diese Pflanzungen waren von verschiedenem Umfang von zwei bis zu zehn Morgen. Jedes Feld war mit Rohrgehägen eingefaßt, die so dichte Zäune bildeten, daß nicht eine Maus hätte durchschlüpfen können. Seit der Bekanntschaft der Neuseeländer mit den Europäern hat sich ihre Haus- und Landwirthschaft beträchtlich erweitert. Schon Cook hinterließ bei seinen wiederholten Besuchen der Insel in dem Boden und in den Händen der verständigsten Bewohner mehrere nützliche Sämereien, wie Waizen, Erbsen, Kohl, Zwiebeln, Rüben, Kartoffel u. s. w. Aber obgleich er in Betreff des Bodens und Klima's von ihrem gedeihlichen Fortkommen überzeugt war, so versprach er sich dennoch wenig Erfolg, da die Einwohner nicht geneigt schienen, die für diese Gewächse nöthige Sorgfalt aufzuwenden; selbst wenn sie zum Theil ihren Nutzen einsehen gelernt hätten. Wie es scheint, sind auch wirklich alle Gewächse, die Cook einzuführen bemüht war, Kartoffel und Steckrüben ausgenommen, zu Grunde gegangen. In der neuesten Zeit wurden Versuche gemacht, den Maisbau einzuführen, und die Missionäre haben in der Nähe der Inselbay viele Morgen sowohl von ihrem eigenen Grund und Boden, als von den Feldern der Häuptlinge mit englischem Waizen besäet, der eine überschwengliche Ernte trug. Indeß war es eigentlich Duaterra, *) der zuerst diese Kornfrucht in seiner Heimath einführte. Als er Port Jackson zum zweitenmal verließ, um in sein Vaterland zurückzukehren, nahm er eine Quantität davon mit nach Hause und setzte seine Bekannten in nicht geringes Erstaunen, als er sie belehrte, dieß sey das Gewächs, von welchem die Europäer den Zwieback verfertigten, den sie so oft auf den Schiffen derselben gekostet hatten. Duaterra vertheilte von dem mitgebrachten Waizen unter sechs Häuptlinge, so wie unter einige seiner Stammsgenossen, zeigte ihnen, wie sie bei dem Säen zu Werke gehen sollten, und behielt auch für sich selbst und seinen Oheim Schungie, einen mächtigen Häuptling, dessen Gebiet sich von der östlichen bis

*) Duaterra hatte gleich manchen Andern seiner Landsleute, wie noch aus den frühern Mittheilungen über Neu-Seeland erinnerlich seyn wird, große Neigung fremde Länder zu sehen, und mit den Künsten und Gewohnheiten des civilisirten Lebens bekannt zu werden. Er verdingte sich schon mit achtzehn Jahren auf den Schiffen von Walfischfängern, und machte mehrere Reisen an der Küste von Neu-Seeland und Neu-Holland mit. Endlich ging er an Bord der Santa Anna, die nach den Bountyinseln bestimmt war, um Seehundfelle zu holen. Hier angelangt, wurde er mit dreizehn Andern des Schiffsvolkes an's Land gesetzt, um Seehunde zu erlegen, während das Schiff nach der Norfolk Insel zurückkehrte, um frische Lebensmittel einzunehmen. Man hatte den an's Land gesetzten Jägern nur einen geringen Vorrath von Wasser, gesalzenem Fleisch und Brod zurückgelassen, und doch blieb das Schiff fünf Monate aus, so daß sie, da die Insel kein Wasser hatte, dem drückendsten Mangel ausgesetzt blieben, und drei von ihnen starben. Inzwischen hatten sie achttausend Seehunde erlegt. Nun segelte die Anna nach England, wohin Duaterra's einzige Sehnsucht gerichtet war. Allein hier angekommen, fand er sich sehr in seinen Hoffnungen getäuscht. Statt König Georg sehen zu können, wornach er das größte Verlangen trug, durfte er kaum das Schiff verlassen, hatte dabei schwere Mißhandlungen zu dulden, erhielt weder den bedungenen Sold noch Kleidung, und verfiel in eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte. So fand ihn Marsden, der ihm endlich eine bessere Behandlung auswirkte. Nach vielen erlittenen Mißhandlungen und Gefahren gelang es ihm endlich, nachdem er über drei Jahre von seiner Familie getrennt war, über Rio Janeiro und Port Jackson wieder den heimathlichen Boden zu erreichen. Die Behandlung, die Duaterra und andere seiner Landsleute von den Europäern erleiden mußten, scheint eben nicht geeignet, die Liebe der Neuseeländer für letztere zu gewinnen.

zur westlichen Küste Neuseelands erstreckt, zur Aussaat zurück. Alle Neuseeländer, denen Duaterra Samenkorn gegeben hatte, säeten es aus und es gedieh vortrefflich; allein bevor es noch zur vollen Reife gelangt war, wurden die meisten ungeduldig und wollten gern die Frucht sehen, die sie wie bei ihren Kartoffeln an den Wurzeln der Halme suchten. Da sie nun hier nichts fanden, wurden sie voll Aergers, rissen die Halme aus und verbrannten sie. Nur Schungie hatte so viel Verstand und Geduld die Ernte abzuwarten. Die übrigen Häuptlinge machten sich indeß nicht wenig über Duaterra lustig und sagten, er dürfe sich, weil er weit gereist sey, nicht einbilden, sie an der Nase herumführen zu können; sie seyen nicht so dumm sich dergleichen Bären aufbinden zu lassen, kurz aller Mühe ungeachtet, konnte er sie nicht überreden, daß man aus Waizen Brod machen könne. Seine und Schungie's Aernte kam endlich zur Reife, wurde eingeheimst und gedroschen. Da verwunderten sich denn die klugen Häuptlinge freilich sehr, daß die Frucht oben an dem Halme und nicht an der Wurzel sitze, indeß konnten sie sich doch noch nicht überzeugen, daß diese Körner Brod geben sollten. Später erhielt Duaterra von seinem Freunde Marsden aus Port Jackson eine Handmühle zum Geschenk, die ihm wie sich denken läßt, nicht geringe Freude machte. Nun wurde unverzüglich an's Werk geschritten, und einiger Waizen in Gegenwart mehrerer von seinen Landsleuten gemahlen. Diese tanzten und schrien vor Freude, als sie das Mehl zum Vorschein kommen sahen. Duaterra machte hierauf einen Kuchen und buck ihn in einer Bratpfanne, und gab dem Volke davon zu essen, das sich nun handgreiflich von der Wahrheit überzeugte, daß Waizen Brod gebe. Seitdem beschäftigt man sich eifrig mit dem Getraidbau und erfreut sich auch der reichlichsten Ernten.

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Ich bin weit weit entfernt zu sagen, diese Banden, die mit so schrecklichen Unternehmungen beauftragt waren, seyen aus dem edelsten Kern der Partei gebildet gewesen. Gott behüte mich davor auch würde Niemand es mir glauben; es waren überhaupt junge Leute, die bis über die Ohren in Schulden, Ausschweifungen und Verbrechen versunken auf gutes Glück unter die nächste beste Fahne sich flüchteten, die ihnen Straflosigkeit zusicherte oder Brüderschaft auf Leben und Tod. Nicht Jedermann weiß, was das Ehrgefühl in den Herzen eines verzweifelten Räubers Großes hervorbringen kann, der seinen verlorenen Menschenadel wieder zu gewinnen glaubt indem er sich einer edlen Sache anschließt. Unter diesen Elenden zählte man einige überspannte Köpfe, an denen damals die Zeit so fruchtbar war, die weniger als Verfechter einer Meinung sich angeschlossen hatten, als wegen des Reizes abenteuerlicher Gefahren. Einige wie Hyvert, von dem gleich die Rede seyn wird, trieben dieses gefährliche Geschäft als Dilettanten und trugen ihren Kopf zu Markte als Gehülfen von Banditen, die in ihren Augen keine Verbrechen begingen. Ich habe viele dieser Unglücklichen gesehen, ich habe insbesondere Die gesehen, von denen hier die Rede seyn wird, und ich sehe sie noch verwegen, überspannt bis zum Wahnsinn, von Leidenschaft gestachelt bis zur Wuth, aber unfähig nur einen Heller zu entwenden, der Geldkiste des Reichen, und bereit mit ihrem Blute die Thränen eines Kindes zu erkaufen; ähnlich jenen Räubern eines Karl Moor oder Rinaldo, wie sie uns in Trauerspielen und Romanen geschildert werden.

Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß sie vor den Gerichten nie eines Eingriffes in das Eigenthum von Privatleuten beschuldigt wurden. Obgleich Diebe von Profession es nicht versäumten, unter dem Schein dieser seltsamen Anomalie des gesellschaftlichen Zustandes mit offener Gewalt im Namen des Königs zu rauben, so lag doch der Unterschied zwischen beiden jederzeit so klar am Tage, daß niemals unter den Zeitgenossen darüber ein Zweifel obwaltete. Ich erinnere mich, daß damals ein ehrwürdiger Greis an einer Gasttafel zu Lyon sich beklagte, es sey ihm eine Rolle von hundert Louisdor geraubt worden, die sich zufällig unter einer Sendung von Staatsgeldern befunden hatte, und noch an demselben Abende stellte man ihm sein Eigenthum wieder zu. Am folgenden Tage äußerte er darüber sein Erstaunen mit eben so viel Naivetät als Freude, aber keine von fünfzig Personen, denen er die Ehrlichkeit dieser Spitzbuben rühmte, schien seine Ueberraschung zu theilen; Jedermann hielt die Sache für ganz natürlich.

Die Postwagenräuber, von denen oben die Rede war, hießen Le Prêtre, Hyvert, Guyon und Amiet. Le Prêtre war ungefähr achtundvierzig Jahre alt und vormals Dragonerkapitän und Ritter des h. Ludwig. Seine Gesichtszüge hatten einen edlen Ausdruck, seine Manieren eine große Anmuth, und seine Haltung sprach sehr zu seinem Vortheile. Die eigentlichen Namen Guyon's und Amiet's wurden nie bekannt; sie verdankten dieß der damals so gewöhnlichen Gefälligkeit der Päſſeverkäufer. Man denke sich zwei leichtsinnige Tollköpfe zwischen zwanzig und dreißig Jahren, die durch gegenseitige Verantwortlichkeit vielleicht einer verbrecherischen That, vielleicht aber auch durch ein edleres Band, oder durch die Furcht, den Namen ihrer Familie bloß zu stellen, mit einander verbrüdert waren. Amiet's Gestalt hatte etwas Unheil verkündendes, und vielleicht verdankt er seinem düstern Aeußern den ihm beigelegten Namen eines Räuberhauptmannes. Hyvert war der Sohn eines reichen Negozianten zu Lyon, der dem Gendarmenunterlieutenant sechzig tausend Franken bot, wenn er seinen Sohn auf dem Transporte entwischen ließe. Hyvert stellte den Achilles und Paris der Bande in einer Person vor. Er war nur von mittlerem Wuchse, aber sehr schön gebaut; seine Haltung war anmuthig, lebhaft und ungezwungen. Nie sah man sein Auge ohne einen seelenvollen Blick, nie seinen Mund ohne ein Lächeln. Sein Gesicht war eines von denen, die man nie vergessen wird, und die aus einer unbeschreiblichen Mischung von Sanftmuth und Kraft, von Zärtlichkeit und Energie bestehen. Wenn er sich der muthwilligen Beredtsamkeit seiner augenblicklichen Einfälle hingab, erhob er sich bis zur Begeisterung. Seine Unterhaltung verrieth den Anfang einer sorgfältigen Erziehung und viele natürliche Anlagen. Was an ihm zurückstieß, war seine wild übersprudelnde Lustigkeit, die gegen seine Lage einen furchtbaren Kontrast bildete. Uebrigens gestand man ihm allgemein Güte, Edelmuth und Menschlichkeit zu; er bot den Schwächern gern seinen Beistand an, denn er ließ sich gern vor Andern in seiner wahrhaft athletischen Körperkraft sehn, die man am wenigsten aus seinem et-

was weibischen Aeußern errathen konnte. Man hörte ihn oft sich rühmen, stets Geld und nie Feinde gehabt zu haben. Dieß war seine einzige Antwort auf die wegen Raub und Mord gegen ihn erhobene Anschuldigung. Er zählte zweiundzwanzig Jahre.

Diese vier Männer waren es, denen der Angriff auf einen Postwagen zugedacht war, der vierzigtausend Franken Staatsgelder führte. Diese Unternehmung wurde bei hellem Tage fast ohne allen Widerstand vollzogen, die Reisenden die dabei außer dem Spiele gelassen wurden, blieben völlig gleichgültig. Nur ein Knabe von etwa zehn Jahren stürzte sich auf die Pistole des Kondukteurs und schoß mitten unter die Angreifer. Zum Glück war die friedfertige Waffe wie gewöhnlich nur blind geladen, und Niemand wurde verwundet; allein die Verwegenheit des Kindes setzte alles im Wagen in die größte Bestürzung, da man nun von den Räubern das Schlimmste befahren zu müssen glaubte. Die Mutter des Knaben wurde von so furchtbaren Krämpfen befallen, daß die Reisegesellschaft über diesen neuen Schrecken fast die Flintenläufe der Räuber vergaß. Einer derselben sprang herbei, aber nur um die arme Frau auf die freundlichste Art zu beruhigen; er wünschte ihr Glück zu dem frühzeitigen Muthe ihres jungen Helden und suchte sie durch Salz- und Riechwasser, womit diese Herrn gewöhnlich zu ihrem eigenen Gebrauche versehen waren, wieder aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Sie schlug endlich die Augen auf, und ihre Reisegefährten bemerkten, daß in diesem Augenblicke dem Räuber die Maske vom Gesicht gefallen, indeß konnten sie selbst dieses nicht erkennen.

Die Polizei war in jenen Tagen fast nur auf einige unmächtige Beobachtungen beschränkt; konnte sie die Wagstücke der Banditen nicht verhindern, so begnügte sie sich damit, auf ihrer Spur bis zu einer günstigen Gelegenheit herzuschleichen. Die Räuber selbst machten gewöhnlich kein besonderes Geheimniß aus ihren Unternehmungen. Man gab sich das Losungswort im Kaffeehause und erstattete sich über Vorfälle, die jeden von ihnen den Hals kosten konnten, von einem Billard zum andern Bericht. So groß war die Wichtigkeit, welche die Schuldigen sowohl als die öffentliche Meinung diesen Thaten beilegten. Die grimmigen Raubgenossen fanden sich des Abends in der guten Gesellschaft ein, und sprachen von ihren nächtlichen Abentheuern wie von einem gestrigen Spaße. Le Prêtre, Hyvert, Guyon und Amiet sahen sich vor das Tribunal eines benachbarten Departements gestellt. Niemand hatte durch ihren Anfall gelitten, als der Schatz, um den Niemand sich bekümmerte, da Niemand mehr wußte, wem er gehörte. Keiner der Reisenden hatte einen von den Räubern erkannt, nur die schöne Frau hatte das Gesicht des Einen gesehen, aber nicht darauf Acht gegeben. Die Angeklagten wurden einstimmig frei gesprochen.

Jadeß sprach die öffentliche Meinung doch so laut und mit so bestimmter Ueberzeugung, daß der Staatsanwalt die Appellation ergriff. Das Urtheil wurde lassirt, aber so unsicher war damals die öffentliche Gewalt, daß sie kaum Verbrechen zu strafen wagte, die schon am nächsten Tage vielleicht als Ansprüche auf Belohnung geltend gemacht werden konnten. Die Angeklagten wurden vor den Gerichtshof des Ain Departements gestellt, in der nämlichen Stadt Bourg, wo sich eine große Anzahl ihrer Freunde, Gönner und Mitschuldigen befand. Man glaubte der Forderung der einen Partei genügt zu haben, indem man die von ihr bezeichneten Opfer noch einmal vor Gericht stellte und man hielt sich überzeugt, der andern nicht zu mißfallen, wenn man ihre Freunde fast unmittelbar unter ihren Schutz stellte. In der That glich auch ihr Einzug in das Stadtgefängniß einem Triumphe.

(Fortsetzung folgt.)

Die tönenden Steine.

Die „Revue Britannique“ enthält in einer ihrer letzten Nummern einen ziemlich langen Artikel über einige Erscheinungen des Schalls, dem wir folgende Stellen entheben:

Mehrere Autoren haben Beschreibungen merkwürdiger Echos geliefert, deren Wirkungen an's Wunderbare gränzen. Doktor Plot erzählt von dem im Park zu Woodstock, welches siebzehn Sylben bei Tage und zwanzig bei Nacht wiederholt. Das berühmte Echo der Villa des Marchese Simonetta bei Mailand ist von Addison und Keysler zugleich beschrieben worden; nach dem letztern Reisenden entsteht dieses Echo durch das Zurückprallen der Stimme zwischen den parallelen Flügeln des Gebäudes, welche fünfzig Schritte von einander entfernt sind, und weder Thüren noch Fenster haben. Besonders die zuletzt ausgesprochene Sylbe wird sehr deutlich wiederholt; die Wiederholungen der übrigen folgen sich so schnell, daß es, Morgens und Abends ausgenommen, wo die Luft vollkommen ruhig, sehr schwer ist, sie zu zählen.

Zu Gonesay bei Rouen hat man das merkwürdige Beispiel eines schräg zurückprallenden Echos, welches derjenige, von welchem der Ton ausgeht, nicht hört. Eine Person, welche singt, hört nur ihre eigene Stimme, während jene, welche zuhören, nur das Echo vernehmen, welches sich bald dem Ohr zu nähern, bald von demselben zu entfernen scheint. Ein Zuhörer vernimmt nur eine, der andere mehrere Stimmen; der Eine hört den Ton rechts, der andere links; kurz, die Wirkungen wechseln unaufhörlich nach der Stellung des Beobachters.

Eines der merkwürdigsten Echo's ist das zu Rosneath in der Grafschaft Argyll. Wenn man in gehöriger Entfernung acht bis zehn Noten auf der Trompete bläst, so werden sie genau wiederholt, aber in einem schwächern Tone. Nach kurzem Stillschweigen verfolgt man eine andere noch schwächere und dann eine noch leisere Wiederholung als die vorhergehende. Herschel beschreibt die Echo's der Kathedrale zu Girgente in Sicilien folgendermaßen: „Das leiseste Murmeln,“ sagt er, „hört man deutlich vom westlichen Thore bis zum Karnieß hinter dem Hochaltar auf eine Entfernung von 250 Fuß. Durch ein unglückliches Zusammentreffen kam der Beichtstuhl gerade auf den Divergenzpunkt jener Entfernung zu stehen, und so geschah es denn, daß zum großen Schrecken der Beichtkinder und zum Skandal der Einwohner Dinge, welche Geheimniß bleiben sollten, der Indiskretion Neugieriger preisgegeben wurden, welche der Zufall gerade in dem Augenblicke, wo schöne Sünderinnen ihre Geständnisse vor dem Tribunal der Pönitenz ablegten, an jenes Thor führte. Ein Gatte, der auf diese Art Kenntniß von der Untreue seiner Frau erhalten hatte, machte den Zufall, der ihm jene traurige Entdeckung verschaffte, bekannt, und nun ward der Beichtstuhl an einen andern Platz verlegt.“

Unter der hängenden Brücke, welche eine kunstreiche Hand über den Engpaß von Menai im Fürstenthum Wallis geschlagen hat, ist bei einem der Hauptpfeiler ebenfalls ein schönes Echo. Wenn man mit einem Hammer auf diesen Pfeiler schlägt, so wird der Schall nicht nur von dem gegenüberstehenden 576 Fuß entfernten Pfeiler, sondern auch mehrere Male von dem Wasser und dem Wege über die Brücke zurückgeworfen.

Unter den Wunderwerken des alten Aegyptens hat keines das Interesse und die Wißbegierde mehr gereizt als die tönende Statue Memnons, Sohns der Aurora. Diese Statue ward von Kambyses verstümmelt, behielt aber dennoch ihre Eigenschaft, jeden Morgen bei Aufgange der Sonne zu tönen. Pausanias sagt, daß der Ton dem gleiche, den eine springende Harfensaite hervorbringt. Juvenal, welcher wahrscheinlich diese Erscheinung in Aegypten beobachtet hatte, spricht davon in seiner fünfzehnten Satyre: „Dimidio magicae resonant ubi Memnone chordae.“ Den Inschriften zufolge, welche auf der Statue selbst eingegraben sind, halten diejenigen, welche

Wißbegierde oder religiöser Eifer zu diesem Monument führte, bald einen, bald mehrere Töne und zuweilen auch deutliche Worte aus dieser Statue hervorgehen hören.

Die französischen Gelehrten, welche der Armee des Orients beigegeben waren, hörten aus einem Monument von Granit, welches im Mittelpunkt des Palastes Karnack stand, einen Ton, welcher dem einer springenden Saite glich; desselben Ausdrucks bediente sich auch Pausanias, wenn er von der beim Aufgange der Sonne tönenden Statue des Memnon spricht. Diese Gelehrten standen nicht an, der Erklärung, welche schon Dussaulx, der Uebersetzer des Juvenal, gegeben hat, beizustimmen, daß nämlich diese Erscheinung bei beiden Monumenten durch das Durchstreichen der verdünnten Luft durch die Poren des tönenden Steins entstehe, und glauben, daß die zufällige Entdeckung dieser Eigenschaft die Priester bestimmt habe, die memnonischen Gaukeleien auszusinnen. Andere Reisende erzählten von Tönen, welche aus der ungeheuern Steinplatte, mit denen der Boden der Gemächer jenes Tempels oder Palastes belegt ist, zu kommen scheinen, und schreiben diese Erscheinung der schnellen Erhöhung der Temperatur zu, welche durch das Erscheinen der Sonne hervorgebracht wird.

Baron Humboldt erklärt auf ähnliche Weise die Töne, welche man an den Ufern des Orinoco hört. „Der Granitfels, auf dem wir lagerten," sagt er, „ist einer von denen, von welchen die Reisenden, welche die Ufer des Orinoco besuchten, Töne hörten, die denen einer Orgel ähnlich sind. Die Missionäre nennen jene Steine: Loxas de musica; „sie sind eine Zauberei," sagte unser junger indianischer Pilote. Wir haben diese geheimnißvollen Töne nie gehört, weder zu Charicana Vieja, noch am obern Orinoco; indeß ist die Existenz dieser Erscheinung nicht zu bezweifeln, da sie von vielen glaubwürdigen Männern verbürgt wird. Ich erkläre sie durch die Veränderungen, welche in der Atmosphäre Statt haben. Die Felsenwände sind voll tiefer Poren, die sich wieder geschlossen haben. Den Tag über werden sie bis auf ungefähr fünfzig Grade erwärmt; während der Nacht fand ich oft ihre Temperatur auf fünf und dreißig Grade auf der Oberfläche, während die Temperatur ringsumher nur acht und zwanzig Grade war. Nun läßt sich begreifen, daß die Verschiedenheit der Temperatur zwischen der äußern und der eingeschlossenen Luft beim Aufgange der Sonne, das heißt in dem Augenblicke, welcher der entfernteste von dem Maximum der Temperatur des vorhergehenden Tages ist, den höchsten Grad erreicht; die Orgeltöne, welche eine auf dem Felse liegende Person hört, sind also wahrscheinlich die Folge eines Luftzuges, der durch die Poren dringt. Die Aegypter, welche unaufhörlich den Nil auf- und abwärts besuchen, machten an den am Ufer liegenden Felsen wahrscheinlich ähnliche Entdeckungen, welche den Priestern die Idee zu dem memnonischen Blendwerke gegeben haben mögen."

Im Innern der Pyrenäen giebt ein Berg, Maladetta genannt (s. Ausland heuriger Jahrgang, S. 117), sonderbare Töne von sich, die sich vielleicht auf gleiche Weise erklären lassen. Uebrigens ist die Statue des Sohnes der Aurora noch nicht verstummt; Sir A. Smith, von einer zahlreichen Eskorte begleitet, hörte sie um sechs Uhr den Morgen mit jenem Tone begrüßen, der sie vor Alters so berühmt machte. Er bestätigt, daß der Ton nicht aus der Statue, sondern vom Piedestal kommt, dessen Steine von der Art sind, die eine so sonderbare Wirkung hervorbringt.

Vermischte Nachrichten.

England besitzt 10.000 Meilen Landstraßen, 1,500 Meilen Kanäle 1200 Meilen Eisenbahnen. Frankreich, das zweimal so viel Flächenraum als England umfaßt, hat nur 1,600 Meilen Straßen, 500 Meilen Kanalbauten und 40 Meilen Eisenbahnen. Paris hat kaum eine Verbindungsstraße mit dem Meere, und während man zwanzig Tage braucht, um die ungeheure Strecke des Ozeans von Nordamerika bis nach Havre zu durchmessen, bedürfen die Handelswaaren nur von letztgenannter Stadt nach Paris einen Zeitraum von einem vollen Monate. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hatte man vor einigen Jahren das Projekt zu einer Kanalverbindung entworfen; aber die Hunderte von Millionen, die dieses Unternehmen verschlungen haben würde, schreckte die Spekulanten von dieser Idee zurück. Man fand, daß der Ertrag nicht die Interessen des Kapitals abgeworfen haben würde, und beschloß, auf das Verbindungsmittel zurückzukommen, das bei größerer Ersparung größere Schnelligkeit des Transportes als Kanäle gewährt. Es hat sich eine Kompagnie zur Anlegung einer Eisenbahn von Paris nach Rouen über Pontoise gebildet, zu deren Ausführung demnächst geschritten wird. Die Reise von Paris nach Pontoise erfordert auf der Seine fünf Tage; auf der Eisenbahn wird man dazu anderthalb Stunden brauchen. Wenn die ganze Eisenbahnstrecke bis Rouen vollendet ist, werden die Handelswaaren von da bis nach Paris acht Stunden, die Reisenden nur vier Stunden brauchen; und auf diese Weise wird man in fünf bis sechs Stunden das Meer erreichen können. Die Fracht des Waarentransports betrug bisher von Paris nach Pontoise zu Wasser 6 Fr., auf der Achse 9 Fr., auf der Eisenbahn wird sie nur auf 5 Fr. 78 Cent. zu stehen kommen. Der Bau der Eisenbahn bis dahin ist auf 5,600,000 Fr. veranschlagt. Der jährliche Waarentransport beläuft sich nach angestellten Berechnungen auf 595,000 Tonnen; es werden 400,000 Tonnen hinreichen, den Aktionären 20 Proz. abzuwerfen. — Es ist wirklich erstaunungswürdig, wie viel Zeit es bedarf, uns in Deutschland die Augen über etwas zu eröffnen, was die ganze Welt einsieht. Nirgends denkt man mehr daran, mit ungeheuern Kosten unnütze Kanäle anzulegen; nur in Deutschland und namentlich in Bayern schwebe diese fixe Idee von Handelsverbindungen durch Kanäle noch in den Köpfen.

Ein Korrespondent in der Regierungszeitung von Calcutta macht folgende Nachrichten von den Dschadu Walahs oder Zauberern in Dekhan bekannt: „Ich habe neulich einige dieser gefährlichen Menschen vor Gericht gezogen, und sie wurden überwiesen, unter erdichteten Vorwänden von ihren einfältigen Kameraden Geld erpreßt zu haben. Unter andern Dingen, die sie verkaufen, befinden sich menschliche Hoden und Schädel, Gehirne, geweihte Ringe für Fuß- und Handknöchel, die wahrscheinlich mit schädlichen Salben bestrichen sind; eine Art höchst verdächtiger Arzneitränke und destillirter Wasser in Flaschen. Im Zusammenhange mit diesem Unfuge steht folgender Vorfall: Ein kräftiger Hindusoldat brachte mir ein eisernes Instrument, das an einem Ende wie ein Grabscheit, am andern wie ein Löffel zugerichtet war; er beklagte sich bitterlich, daß dieses Eisen von einem Dschadu Walah in seinen Hut gesteckt, und daß ihm dadurch angedeutet worden sey, man werde mit dem Spaten sein Grab graben und ihm Gift mit einem Löffel geben; jedenfalls war er in der größten Besorgniß, daß ihm ein schwerer Unfall bedrohe. Vernünftige Gründe halfen hier nicht; er bat mich um meinen Beistand und drückte die feste Ueberzeugung aus, daß ich das gedrohte Unheil abhalten könne. Ich befahl ihm also, sich auf sein linkes Bein zu stellen und den Löffel über seine rechte Schulter zu werfen; auf diese Weise würde das bezauberte Eisen zu seinem Herrn zurückkehren. Er that so, und ist wahrscheinlich bis auf diese Stunde voll Dankbarkeit gegen mich, in der Meinung, von mir einen großen Dienst erhalten zu haben."

Die Regierungszeitung von Calcutta vom 6 November enthält an alle Tanzlustigen von Calcutta die Nachricht, daß die dortigen Bälle auf drei beschränkt werden sollen (früher waren deren gewöhnlich sechs, wovon aber nur zwei, der erste und der letzte, zahlreich besucht waren). Diese drei Bälle sollten Statt finden am 10 November 1830, 15 Dezember 1850 und 19 Januar 1831. Wer auf diese Bälle unterzeichnete, erhielt das Billet für eine einzelne Person um 25 Rupien, für eine Familie um 45 Rupien. Der Tanz sollte nach den Beschlüssen einer deßhalb gehaltenen Versammlung um halb neun Uhr Abends beginnen. Punkt zwölf Uhr die Gesellschaft sich ins Speisezimmer begeben und um halb zwei von der Tafel aufstehen. Dann sollten die Lichter im Speisezimmer ausgelöscht, die Thüren geschlossen und kein zweites Souper gestattet werden.

Als einen Beweis von der Sinnesänderung des ehemaligen Prinzen von Carignan, jetzigen Königs von Sardinien, und dem dort eingeführten Spionirsysteme erzählt man sich folgende Anekdote: Ein Offizier spielte in einem Kaffeehause zu Turin mit einigen seiner Kameraden, und da er einen Satz verloren hatte, so zog er zwei Silbermünzen aus der Tasche, gab die eine seinem gewinnenden Gegner und warf die andere auf den Tisch mit den Worten: „Der erste ist dahin, so soll ihm auch der andere folgen." Den Luchsaugen eines Spions, der zugegen war, entging es aber nicht, daß der erste Thaler das Gepräge Karls X und der zweite das Karl Albrechts trug. Seit zwei Monaten sitzt bereits der Offizier im Gefängniß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 220. 8 August 1831.

Die Buschmänner.*)

Der Zeitpunkt ist wahrscheinlich nicht mehr fern, wo der ächte Hottentot in seinem uncivilisirten Zustande uns nur noch aus geschichtlichen Ueberlieferungen bekannt seyn wird, denn der schnelle Verfall dieser Race, ihre Vermischung mit andern Varietäten, und die sich immer mehr verbreitende Civilisation, oder vielmehr der Vertilgungskrieg der Civilisation gegen diese armen Volksstämme **) wetteifern mit einander, den Eintritt jenes Zeitpunktes zu beschleunigen. Da nun wenigstens der wilde Theil dieses Volkes bald ganz ausgestorben seyn wird, so ist es um so nöthiger, den bis jetzt noch verschont gebliebenen Ueberrest desselben hinsichtlich seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit Beobachtungen zu unterwerfen, und der Nachwelt wenigstens eine Spur von organischen Wesen zu hinterlassen, die auf der Tafel der Natur verlöscht worden sind.

Die Urbewohner von Südafrika, unter welcher lokalen Benennung sie auch, den verschiedenen Stämmen zufolge, denen sie angehören, vorkommen mögen, bestehen nur aus zwei verschiedenen Racen, nämlich aus Hottentoten und aus Kaffern. Die erstern, welchen wir aus den obenangeführten Gründen unsere Aufmerksamkeit widmen wollen, waren und sind zum Theil noch in verschiedene Stämme oder Horden eingetheilt, von denen jede ihre eigene Benennung hat, und mehr oder weniger nach eigenem Herkommen regiert wird. Von diesen Horden hat von jeher eine Abtheilung eine ganz eigenthümliche Richtung behauptet, und ist wegen ihres unruhigen Charakters und ihres Hanges zu Gewaltthätigkeiten bei den übrigen sprüchwörtlich geworden. Sie werden von den andern Stämmen sowohl, als auch von ihren eigenen Gliedern Saap oder Saan genannt und unter einem Theil derselben begreift man die Buschmänner, von welchen, als einer Unterabtheilung von den erstern, die folgenden Bemerkungen handeln werden.

*) Observations relative to the Origine and History of the Bushmen, By Andrew Smith. Aus dem South African Quarterly Journal. Nro. II. p. 171.

**) Vergl. was über das barbarische Ausrottungssystem der Europäer im ersten Jahrgange des Auslandes S. 1065 und 1070; so wie in dem laufenden Jahrgange S. 545 bis 642 über ihre staatsbürgerliche Lage, und 836 über die gegen dieselben unternommenen Vertilgungszüge mitgetheilt worden ist.

Der Name Buschmann oder eigentlicher Bosjiesman ist holländischen Ursprungs, und ist jetzt unter den Kolonisten üblich, um einen Eingebornen der wilden Stämme zu bezeichnen, welche unmittelbar jenseits der nördlichen Gränze der Kolonie wohnen und entweder von Räubereien oder Dem leben, was die Natur wild wachsen läßt. Der Zeitpunkt, wann solche Horden sich bildeten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, aber gewiß ist, daß sie schon sehr lange bestehen, denn wir finden, daß die Erzählungen von solchen Stämmen selbst unter den besser organisirten Hottentoten weit in die Kolonie hinein sehr allgemein sind, und die Existenz dieser Stämme seit undenklichen Zeiten bestätigen. Was die Art betrifft, wie ihre Zahl sich nach und nach vermehrte, so kann man, ohne zu irren, ihren Ursprung den Folgen des Kriegs und der Armuth zuschreiben, zum Theil auch wohl der Verbindung von Menschen, welche begangene Verbrechen nöthigten, eine Zuflucht in der Wüste zu suchen, oder die aus dem Kreise gesellschaftlicher Ordnung gestoßen wurden. In frühern Zeiten war der Theil des Landes, den wir jetzt als den gewöhnlichen Aufenthalt der Buschmänner kennen, mehr bevölkert als heut zu Tage, und die von den Bewohnern verübten Räubereien und Gewaltthaten waren häufiger und schrecklicher als jetzt. Zu jener Zeit waren die unfruchtbaren Strecken zwischen dem Elephanten- und Groone-Fluß, jetzt ein langer Weg innerhalb der Gränzen der Kolonie, nebst andern Punkten an der westlichen Küste, mit solchen Leuten bevölkert; auch der große Karoo und das Land am Camptoe-Fluß waren Wohnsitze der Buschmänner. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung theils in den Traditionen der ältern Hottentoten, theils in den Angaben des Verfassers des Tagebuchs einer Reise nach dem Lande der Amaquas,*) unternommen vom Gouverneur Simon van der Stell, zum Theil aber auch in einem Dokument, dessen Dr. Philip **) erwähnt, und welches besagt, daß im Jahre 1702 eine Anzahl bewaffneter Pflanzer den zuletzt benannten Distrikt durchstreifte, und „keine Kraals, sondern nur Horden von Buschmännern" fand. Außer diesen wirklichen und muthmaßlichen Beweisen ihrer frühern Existenz in mancherlei Gegenden, finden wir sie jetz noch in den Wüsten des großen Namaqua und Batschuana-

*) Beschryvinge van de Kaap der Goede Hoope, door François Valentyn. p. b. Amsterdam 1726.

**) Researches in Sout Africa by John Philip. Vol I. p. 37.

Landes *) zerstreut, wo sie gegen die Hottentoten, Daramas und Kaffern in ihrer Nachbarschaft ein ähnliches Verfahren wie das der Kolonisten gegen die Einwohner ausüben. Alles dieß scheint die von Vielen gehegte Meinung zu unterstützen, daß diese Stämme durch die von den Kolonisten gegen die Eingebornen verübten Gewaltthätigkeiten entstanden; allein wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß die weiße Bevölkerung sich großer und grausamer Bedrückungen gegen die Landeseinwohner schuldig machte, so läßt sich doch nach den vorliegenden Thatsachen nicht wohl annehmen, daß die Weißen die Veranlassung zu Bildung besonderer Stämme gaben, von denen man vielmehr mit allem Recht glauben muß, daß sie lange schon existirten, bevor europäische Herrschaft die Gränzen ihres Landes erreichte; indeß läßt sich allerdings nicht läugnen, daß die scheußlichen Gewaltthaten der Europäer dazu beigetragen haben, die Zahl der Buschmänner zu vermehren, da Armuth und Bedrückungen viele veranlaßt haben mögen, die Wildniß einer unerträglichen Sklaverey vorzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Untersuchung begann von Neuem und ergab fast kein anderes Resultat als die vorher gegangene. Die vier Angeklagten bewiesen herrlich ein Alibi, das zwar durchaus falsch war, aber von hundert Zeugen bekräftigt wurde; man hätte deren zehntausend haben können. Vor solcher Beweiskraft mußte wohl jede moralische Ueberzeugung sich beugen. Die Freisprechung schien unfehlbar, als eine Frage des Präsidenten, vielleicht unwillkürlich so hinterlistig gestellt, der ganzen Sache eine andere Wendung gab. „Madame," sagte er zu der Frau, der einer der Räuber so liebenswürdig beigesprungen war, „welcher von den Angeklagten hat ihnen so viele Theilnahme bezeigt?"

Diese ungewöhnliche Fragestellung brachte die gute Frau völlig in Verwirrung. Vielleicht glaubte sie auch, die Thatsache überhaupt sey bereits hergestellt und ihre Aussage könne nur beitragen, das Loos des unglücklichen Menschen zu mildern, dem sie sich verpflichtet fühlte. „Dieser ist's," sagte sie, indem sie auf Le Prêtre zeigte. Die vier Angeklagten, die ein und dasselbe Alibi nachgewiesen hatten, verfielen durch diese einzige Aussage dem Henkerbeile. Sie erhoben sich und grüßten lächelnd ihre Verrätherin. „Bei Gott," sagte Hyvert, indem er vor Lachen auf seine Bank zurückfiel, „das wird Sie lehren, Kapitän, galant zu seyn." Ich habe mir erzählen lassen, daß die unglückliche Dame kurze Zeit darauf vor Gram gestorben sey.

Man hatte zwar Vorsichtsmaßregeln genommen, allein in diesem Falle schienen sie nicht auszureichen. Die Partei, die Napoleon einen Monat später vernichtete, war gerade im aufsteigenden Knoten begriffen. Die der Gegenrevolution hatte durch gehässige Ausschweifungen Blößen gegeben. Man wollte Beispiele statuiren und hatte sich darüber verständigt, wie man in schwierigen Zeitläufen zu thun pflegt; denn es ist mit den Regierungen, wie mit den Menschen; die schwächsten sind jederzeit die grausamsten. Die Jehubanden, von denen wir gleich eines Nähern berichten werden, waren bereits zersprengt, die Helden dieser wilden Genossenschaft, Debeauce Hastier, Bary, Le Coq, Dabri, Delboulbe, Storkenfeld waren auf dem Blutgerüste gefallen, oder heimlich aus dem Wege geräumt. Die Verurtheilten durften sich keine Hülfe mehr versprechen von dem kühnen Muth jener müde gewordenen Verrückten, die nicht einmal mehr fähig waren, ihr eigenes Leben zu vertheidigen, und die sich wie Piard, kaltblütig nach einer fröhlichen Mahlzeit selbst umbrachten, um dieser Mühe die Gerichte oder die Rache zu überheben. Unsere Räuber waren dem Tode verfallen.

Ihre Appellation wurde verworfen; doch das Tribunal zu Bourg war noch nicht davon benachrichtigt, als bereits drei Flintenschüsse unter den Gefängnißmauern abgefeuert, den Verurtheilten ihr Schicksal zu verstehen gaben. Der Kommissär des vollziehenden Direktoriums, der damals das Amt des Staatsanwaltes bei den Gerichtshöfen vertrat, in Schrecken gesetzt über dieses Zeichen eines außer den Gefängnissen verzweigten Einverständnisses, rief die bewaffnete Gewalt um Beistand an, die damals mein Oheim unter seinem Befehle hatte. Um sechs Uhr Morgens sah man bereits sechzig Reiter vor dem Gitter des Gefängnißhofes aufgestellt.

Obgleich die Gefängnißknechte alle erdenkliche Vorsicht genommen hatten, um in das Gefängniß der vier Unglücklichen einzudringen, die sie noch den Abend vorher fest geschlossen und mit Ketten beladen verlassen hatten, so konnten sie jetzt doch ihrer Gegenwehr keinen Widerstand leisten. Die Gefangenen waren frei und bis an die Zähne bewaffnet. Ohne Schwierigkeit verließen sie ihren Kerker, nachdem sie zuvor ihre Wächter unter Schloß und Riegel gelegt hatten, und mit den Schlüsseln derselben versehen, öffneten sie sich leicht den Weg bis zum Gefängnißhofe. Ihr Anblick mußte für das Volk, das ihrer vor dem Gitter harrte, furchtbar seyn. Um in allen ihren Bewegungen ungehindert zu seyn, vielleicht auch um mit einer noch bedrohlichern Sicherheit sich zu brüsten, als der Ruf von ihrer Stärke und Unerschrockenheit ihrem Namen beilegte, vielleicht auch um das aus etwaigen Wunden hervorquellende Blut besser zu verbergen, das an weißer Leinwand so schnell sichtbar wird, und die letzten Anstrengungen eines auf den Tod verwundeten Menschen verräth — aus diesen oder andern Gründen hatten sie ihren Oberleib bis auf die nackte Haut entkleidet. Ihre auf der Brust gekreuzten Hosenträger, ihre breiten rothen Leibgürtel mit Waffen gespickt, ihr Geschrei des Angriffes und der Wuth mußte etwas wild Fantastisches haben. Auf dem Hofe angelangt sahen sie die Gendarmerie vor sich aufgestellt unbeweglich in dichten Haufen, und keine Möglichkeit, sie zu durchbrechen oder zu umgehen. Einen Augenblick traten sie zurück und schienen sich zu berathen. Le Prêtre, der wie gesagt der Aelteste von ihnen und ihr Anführer war, grüßte mit der Hand die Soldaten, indem er mit seinem edlen Anstande, der ihm so eigen war, sagte: „Sehr wohl, meine

*) Herr Anderson, der eine Zeit lang Missionär unter den Corannas war, sagt, als er einer Gegend am Orangefluß erwähnt: „Die Corannas bemächtigten sich dieses Distrikts; sie sind bei Weitem nicht so zahlreich als die Buschmänner, die man überall im Briqualand von Osten nach Westen antrifft." Transactions of the Missionary Society Vol. III. p. 51.

Herren von der Gendarmerie." Hierauf wendete er sich zu seinen Kameraden, sagte ihnen ein kurzes Lebewohl und schoß sich durch den Kopf. Guyot, Amiet und Hyvert machten Miene sich zu vertheidigen, indem sie die Läufe ihrer Doppelpistolen auf die Soldaten richteten. Sie schossen nicht, allein man sah diese Bewegung als einen feindlichen Angriff an und gab Feuer. Guyot sank todt auf die Leiche Le Prêtre's. Amiet war der Schenkel dicht am Hüftbein zerschmettert worden. Die „Biographie der Zeitgenossen" sagt, er sey hingerichtet worden. Ich habe mir oft erzählen lassen, daß er an den Stufen des Schaffottes den Geist aufgegeben habe. Hyvert stand allein noch da: seine unerschütterliche Haltung, sein furchtbarer Blick, seine Pistolen, die in zwei gewandten und geübten Händen jeden Augenblick Verderben sprühen konnten, vielleicht die mitleidige Bewunderung eines schönen Jünglings mit den langen schwarzen Locken, von dem man wußte, daß er nie Blut vergossen hatte, und an dem jetzt die Gerechtigkeit eine Blutschuld rächen wollte, der Anblick der drei Leichen, über denen er wie ein von den Jägern aufgescheuchter Wolf stand, die gräßliche Neuheit dieses Schauspieles — Alles dieß wirkte zusammen, einem zweiten Feuer der Soldaten auf einen Augenblick Einhalt zu thun. Hyvert merkte es und sagte: „Meine Herrn, zum Tode! Ich gehe! ich gehe von Herzen gerne! Aber Niemand nahe sich mir, der nicht niedergeschossen seyn will, als dieser Herr!" — er zeigte hiebei auf den Scharfrichter. „Es ist eine Sache, die nur wir Beide mit einander abzumachen haben."

Gern bewilligte man dieß Verlangen, denn Niemand war zugegen, der nicht von Schmerz ergriffen diese schauderhafte Tragödie beendigt gewünscht hätte. Als er sah, daß man einwilligte, nahm er eine seiner Pistolen zwischen die Zähne, zog aus seinem Gürtel einen Dolch und stieß ihn sich bis an's Heft in die Brust. Noch stand er aufrecht, und schien selbst darüber erstaunt. Man wollte sich auf ihn stürzen. „Gemach, meine Herrn," schrie er den Leuten entgegen, die ihm die Pistolen abnehmen wollten, die er bereits wieder ergriffen hatte, während das Blut in großen Strömen aus der Wunde schoß, in der noch der Dolch steckte. „Sie wissen unsre Uebereinkunft, ich sterbe allein oder Drei mit mir. Voran!" — Man ließ ihn gehen. Aufrecht ging er bis zur Guillotine, indem er mit dem Messer in seiner Brust wühlte. „Wahrhaftig," sagte er, „die Seele muß mir im Bauche angepflöckt seyn! Ich kann nicht sterben! Versuchen Sie es, mir sie abzuzapfen!" Diese Worte richtete er an die Henker.

Einen Augenblick darauf fiel sein Kopf, der — sey es Zufall oder ein besonderes Phänomen der Lebenskraft — vom Rumpfe wegsprang und weit über die Richtstätte hinauskollerte. Man erzählt noch heutigen Tages zu Bourg, daß der Kopf Hyvert's noch geredet habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pest in Smyrna.

(Nach dem Courrier de Smyrne.)

Mitte Juny's war die Krankheit noch im Steigen; sonderbarer Weise blieben Juden und Armenier noch frei; von den Franken und Griechen fielen jeden Tag drei bis fünf Opfer; bei den Türken ist die Anzahl weit größer, wie der Anblick der vielen neuen Gräber auf dem Begräbnißplatze beweist; nähere Angaben aber fehlen. Unter den Lastträgern wüthet die Krankheit am stärksten; denn sobald Einer von dieser Klasse stirbt, so kommen die Andern zu ihm, waschen ihn und tragen ihn zu Grabe; wie groß auch die Sterblichkeit seyn mag, so geben sie doch diese brüderliche Sorge nicht auf. Dieß kontrastirt auffallend mit der Verlassenheit der Kranken von anderer Religion, wobei man jedoch die Juden ausnehmen muß. Bei diesen letztern besteht eine Verbindung für die Zeiten der Pest: sobald Einer von ihnen von der Krankheit befallen ist, begeben sich Mehrere zu ihm, ermuthigen, trösten ihn, sprechen mit ihm von Allem, was ihn interessiren kann, und kommen seinen kleinsten Bedürfnissen zuvor. So verläßt ihn der Muth nicht, und wahrscheinlich ist dieß die Ursache, weßhalb viele von der Pest ergriffene Juden dem Tode entgehen. Bei den andern Religionen fliehe Alles von dem Befallenen hinweg und überläßt den Unglücklichen den Händen elender Miethlinge, die oft seinen Tod beschleunigen, um ihn berauben zu können.

Dießmal sind auch die türkischen Obrigkeiten ungewöhnlich thätig, sorgen für die Reinlichkeit der Stadt, und thun überhaupt Alles, was möglich ist in einem Lande, wo die abergläubischen Vorurtheile und die Sorglosigkeit des größten Theils der Einwohner Vorsichtsmaßregeln so schwierig machen. Es bestehen mehrere Anstalten, wo man die der Pest Verdächtigen oder schon davon Befallenen aufnimmt; aber sollte man es glauben, kein Arzt ist da, um für sie Sorge zu tragen. Man überläßt sie Leuten aus der untersten Klasse des Volks, die von der Krankheit genesen sind, und für hohen Lohn die Besorgung der Kranken übernehmen. Die tiefste Unwissenheit und die absurdesten Vorurtheile entscheiden über die Behandlung derselben. Die Zeit der Pest ist für sie eine Zeit des Jubels, und sie ergeben sich den zügellosesten Ausschweifungen, während die Unglücklichen um sie her vom Tode weggerafft werden.

Zu keiner Zeit waren die Vorsichtsmaßregeln so allgemein; zwanzigtausend Menschen haben die Stadt verlassen, und sich in die umliegenden Orte begeben, wo die schlechtesten Wohnungen zu übermäßigen Preisen gemiethet wurden. Dafür sind die Straßen der Stadt öde; nur hie und da sieht man Leute aus dem Volke oder einen Kaufmann, der nach seinem Komptoir geht, mit einem Stocke bewaffnet, um Alles, was ihm begegnet, von sich abzuhalten. Die beiden Kasino's der Franken und Griechen sind noch offen; einige Leute gehen hin, halten sich aber fern von einander; die Türken unter sich sind weit zutraulicher; sie ergeben sich dem allgemeinen Schicksale und beugen ihr Haupt unter die Streiche der Vorsehung. — Schimpflicher Weise verschließen sich auch die Aerzte durchaus; wehe dem, den irgend eine Krankheit befällt, kein Arzt besucht ihn! Wie sehr sticht dieß Benehmen gegen das der europäischen Aerzte ab, welche mit der größten Lebensgefahr dem gelben Fieber und der Cholera trotzten. Selbst in Marseille wurden die Kranken, als die Pest dort im Lazareth ausbrach, nicht verlassen. Der Arzt, welcher sie besuchte, hüllte sich in eine Kleidung von gummirtem Taffet, bedeckte sein Gesicht mit einer Maske, die Glasaugen hatte, tauchte seine Hände in Essig, und berührte so die Kranken.

Eine ganz sonderbare Erscheinung in Smyrna war der sogenannte Pestjude, mit Namen Cabasacca, dessen kabbalistischer Name auf eine seltsame Weise seiner Wissenschaft entspricht. Sobald man nur vermuthete, Jemand sey von der Pest befallen, ließ man ihn rufen; ein einziger Blick von ihm entschied die Frage; war die Pest da, so zeigte er mit derselben Schnelligkeit die Stelle an, wo die charakteristische Beule der schrecklichen Krankheit zu keimen begann. Man untersuchte alsobald, und fand stets den Ausspruch richtig; niemals täuschte sich Cabasacca. Niemand kann sagen, woher Cabasacca seine Kenntnisse geschöpft hat; aber die Richtigkeit der Thatsache beweisen Tausende von unverwerflichen Zeugnissen. Wenn die Pest ihr scheußliches Haupt zu Smyrna erhob, erhob auch Cabasacca stolz das seinige; ein wahrer Richter der Unterwelt, entging Keiner dem Tode, dessen Urtheil er aussprach; wem er dagegen Leben verhieß, der wurde auch kurz darauf gesund. Cabasacca kannte kein Mittel gegen die Krankheit; er hatte nur die Gabe, sie zu erkennen und anzugeben, ob sie tödtlich sey oder nicht. Er hat sich jetzt nach Jerusalem zurückgezogen, wo er in Ruhe von dem Vermögen lebt, das ihm seine Wissenschaft erworben.

William Roscoe.

(Nekrolog.)

Dieser durch Talent und Tugenden gleich ausgezeichnete Mann starb zu Liverpool am 30 Junius d. J. in seinem achtzigsten Jahre. *) Gleich vielen ausgezeichneten Männern hatte auch er eine harte Jugend; seine Eltern konnten ihn bloß in eine Schule schicken, wo der ganze Unterricht aus Lesen und Schreiben bestand. In dunkelm Bewußtseyn seiner Fähigkeiten verschmähte er diese und las nach und nach für sich allein die besten Schriftsteller seines Vaterlandes. Im sechzehnten Jahre schon schrieb er ganz artige Verse, und trat auch um diese Zeit bei einem der ausgezeichnetsten rechtskundigen Geschäftsführer als Schreiber in die Lehre. Sein großer Fleiß und seine Brauchbarkeit erwarben ihm allgemeines Lob, und obgleich er bald so viel arbeitete als die übrigen Schreiber zusammengenommen, setzte er dennoch seine Studien fort, lernte für sich allein, nur mit Hülfe der Grammatik und des Lexikons, Latein, und las noch alle bessern Schriftsteller in dieser Sprache. Bald nach vollendeter Lehrzeit trug ihm ein anderer Geschäftsführer, der eine ausgedehnte Praxis hatte, die Theilnahme an seinen Geschäften an, und dieß versetzte ihn in eine Lage, wo seine Talente und sein Fleiß ihm Vermögen und Auszeichnung erwerben mußten. Er blieb nichtsdestoweniger seinen literarischen Beschäftigungen treu, war einer der ersten, die gegen den Sklavenhandel sich erhoben, und widerlegte das Werk des spanischen Jesuiten Raymond Harris, der aus der h. Schrift die Rechtmäßigkeit des Sklavenhandels erweisen wollte. Dieser Widerlegung folgte sein in England wohlbekanntes großes Gedicht: „The Wrongs of Africa“ (Afrika's Unbilden). Der Ausbruch der französischen Revolution schien auch ihm wie allen edleren Gemüthern und Köpfen seiner Zeit die glückverheißende Morgenröthe einer neuen Zeit. Seine zwei herrlichen Balladen: „Millions be free“ und: „The Vine-covered Hills“ wurden nicht bloß in England, sondern auch in Frankreich mit Enthusiasmus aufgenommen und erwarben ihm große Popularität. Im Jahre 1796 begann er sein berühmtes Werk: „Leben Lorenzo's de Medici;“ es erschien im Jahre 1796 in einer Druckerei zu Liverpool, die er selbst zu diesem Ende errichtet hatte. Er zog hierauf nach London, lernte dort das Griechische und schrieb, auf Zureden der zahlreichen Bewunderer seines ersten biographischen Werks, das Leben Leo's X. Diese Schrift erschien im Jahre 1805. Bald darauf wurde er Theilnehmer an dem reichen und wohlbegründeten Bankierhause Clarke und Söhne zu Liverpool, und im folgenden Jahre ward er von dieser Stadt ins Parlament geschickt, wo er sich als warmer Freund der Emancipation der Sklaven auszeichnete. Nach der Auflösung dieses Parlaments im Jahre 1807 war seine Partei nicht mehr in der Lage, seine Wiederernennung zu sichern, und er stand deßhalb trotz der Bemühungen vieler Freunde von der Bewerbung ab. Seine ausgezeichnete und glückliche Geschäftsthätigkeit machte sein Haus zum Sammelplatz aller durch Rang und Talente ausgezeichneten Männer. Seine Freigebigkeit gegen Dürftige, so wie für alle aufs allgemeine Beste abzweckenden Unternehmungen stand im Verhältnisse mit der edeln Gastfreiheit seines Hauses. Noch in seinem siebenzigsten Jahre ward seine Standhaftigkeit durch den Fall des Handelshauses, mit dem er in Geschäftsverbindung stand, erprobt. Seitdem lebte er von dem Reste seines Vermögens in Zurückgezogenheit; seine körperlichen Schwächen nahmen allmählich zu, aber sein Geist blieb ungeschwächt. Noch immer beseelte ihn die Liebe zur Freiheit, und mit Freude sah er noch am Ende seiner Tage die Fortschritte der Reformangelegenheit. Sein Tod erfolgte unerwartet schnell; dem Briefe, welcher seinen in London befindlichen Söhnen die Nachricht von seiner Krankheit brachte, folgte am nächsten Tage die Nachricht von seinem Tode.

Vermischte Nachrichten.

Man erzählt sich folgende Anekdoten von dem verstorbenen Großfürsten Konstantin:

Seit der Revolution am 29 November spielte der Großfürst bald den Polen, bald den Russen; bald behauptete er, das einzige vierte Regiment der polnischen Infanterie würde hinreichen, den russischen Waffen Widerstand zu leisten, bald entwarf er eine Liste von allen Polen, die bei der Einnahme von Warschau ihre Köpfe verlieren müßten. Als die glorreichen Tage des Februars Diebitsch's Plan scheitern ließen, wurde das russische Hauptquartier nach Milosna zurückverlegt. Eines Abends hörte Diebitsch unter seinen Fenstern die Masurka Dombrowski's: „Nein, Polen, Du bist nicht ohne Vertheidiger, geliebtes Polen!“ singen. Der Feldmarschall stürzte wüthend aus seinem Zimmer, um den verwegenen Sänger zu suchen — und fand den Großfürsten, der ihn mit schallendem Gelächter empfing. — Bevor man das Hauptquartier verließ, um den Weg nach Witepsk einzuschlagen, hörte man den Großfürsten oftmals sagen: der Hof von Petersburg und die kommandirenden Generale der Armee hätten ihm den Vorwurf gemacht, daß er mit zehntausend Mann und sechs und dreißig Kanonen die polnische Revolution bei ihrem Beginne nicht habe ersticken können. „Nun,“ fügte er dann gewöhnlich hinzu, „was habt denn Ihr Andern gethan, die Ihr mich tadelt, ich habe meine Pflicht nicht erfüllt, und die polnische Revolution nicht unterdrücken wollen? Welches Resultat habt Ihr gewonnen, nachdem Ihr alle Kräfte des Reichs gesammelt, den kaiserlichen Schatz erschöpft und alle Hebel in Bewegung gesetzt? Antwortet und urtheilt, ob ich Etwas auszurichten im Stande war. Eine fünfzehnjährige Erfahrung öffnet mir endlich die Augen; die polnische Nation kann mit keiner andern verglichen werden; es ist die loyalste, tapferste und erste, die begreift, was ein Vaterland und Patriotismus ist: Wehe dem oder denen, die sie verkannten! Die furchtbare Stunde hat geschlagen, mein Bruder und sein Reich wankt; ich werde das Unglück nicht überleben!“ — Wenn diese Anekdoten wahr sind, wie man sie verbürgen will, so würden sie vieles Licht auf den Mangel an Einheit in den Operationen werfen, über den Diebitsch so oft geklagt haben soll. Auch über den Tod des Großfürsten würden sie einen beachtungswerthen Fingerzeig geben.

Die Auxiliar-Bibelgesellschaft zu Bombay hielt daselbst am 25 Sept. v. J. eine Versammlung, in der über die Resultate ihres Wirkens im verflossenen Jahre Vortrag erstattet wurde. Hieraus ging hervor, daß man an Herrn Groves nach Bagdad eine zweite Sendung von Bibeln in arabischer, persischer und syrischer Sprache abgehen lasse, um sie dort und in Kurdistan zu vertheilen; daß eine neue Auflage des neuen Testaments in der Guzeratta-Sprache von dreitausend Exemplaren nöthig sey; daß die Surat-Mission sechzehnhundert Abdrücke in der Guzeratta- und zweihundert in der Marhatta-Sprache vertheilt habe. Die Gesellschaft beschloß, eine neue zweitausend Exemplare starke Auflage vom Buche der Genesis in der Marhatten-Sprache und eine vollständige Ausgabe von fünftausend Exemplaren des neuen Testaments zu veranstalten, wovon tausend gebunden werden sollten. Zwei Missionäre, Stevenson und Mitchell, zeigten an, daß sie auf ihren Wanderungen in Dekhan mannichfaltige Gelegenheiten gefunden hätten Bibeln zu vertheilen; in manchen Orten zeigten die Einwohner große Sehnsucht nach den heiligen Büchern, und schienen sehr fleißig die schon erhaltenen durchlesen zu haben, da ihre Einwürfe, die sie vorbrachten, nicht auf die heilige Schrift überhaupt, sondern auf einzelne Gegenstände des Inhalts Bezug hatten. Der Missionär Wilson bemerkte der Versammlung, daß er in Bombay über tausend Exemplare der heiligen Schrift in verschiedenen Sprachen vertheilt habe; zwar habe er Grund zu fürchten, daß man zum Theil den Büchern wenig Aufmerksamkeit geschenkt, doch sah er auch Beispiele, daß sie eifrig gelesen wurden. Der Missionär Nesbit benachrichtigte die Gesellschaft, daß er im südlichen Concan nicht nur unter die erwachsene Bevölkerung eine große Anzahl von Bibeln ausgetheilt habe, sondern daß diese auch in den Schulen gelesen würden, wo sich über siebenhundert Kinder befänden. — Während des Jahres erhielt die Gesellschaft eintausend fünfhundert und acht Exemplare von Bibeln in verschiedenen Sprachen; sechstausend siebenhundert der ganzen heiligen Schrift oder einzelner Theile von ihr wurden vertheilt.

---

*) Hienach ist der im Auslande S. 812 stehen gebliebene Druckfehler zu berichtigen.

Berichtigung.

Num. 203, S. 872 Sp. 1. v. O. Z. 3. lies Waisels, statt Wahels.
— — — — Sp. 1. v. O. Z. 12. lies den König, statt dem Könige
— — — — Sp. 2. v. U. Z. 6. lies Neu-Guinea statt Neu-Guiana.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 221. 9 August 1831.

Der Mann im Tigerfelle. *)

(Ein georgischer Roman.)

Das vorliegende Bruchstück aus einem Roman des georgischen Dichters Rusthwel bildet eine Episode in einem größeren Gedichte desselben und genießt unter den Grusiern einer volksthümlichen Berühmtheit. Der französische Gelehrte Herr Brosset, einer der wenigen Europäer, die sich mit der georgischen Literatur beschäftigen, hat in seinen Recherches sur la Poésie Géorgienne die Uebersetzung dieses Fragmentes im Journal Asiatique bekannt gemacht, aus dem die folgenden Auszüge entnommen sind. Wir werden am Schlusse derselben einige von Herrn Brosset angehängte Bemerkungen hinzufügen. Die Geschichte des „Mannes im Tigerfelle" ist folgende:

Tariel, der Mann im Tigerfelle, war der Sohn Sridan's, eines Königs der sieben Reiche von Indo-ethi (Hindustan). Sein Vater besuchte den Hof eines benachbarten Königs, Pharsadan, dessen Thaten der Ruhm weit und breit verkündigte und wurde mit der glanzvollsten Pracht aufgenommen. Der König Pharsadan schlug eine große Jagdpartie vor, die eine ganze Woche dauern sollte. „Die Zelte der beiden Könige, in Gold und Purpur strahlend, waren umringt von den kleineren Zelten der tausend Krieger ihres Gefolges; Falken, Sperber und Panther (Dschidas) vermehrten das Jagdvergnügen, und vierzehntausend Stücke Wild wurden erlegt." Mitten unter diesen Lustbarkeiten wurde die Gemahlin Sridan's von einem Sohne entbunden, „schön wie der Mond," und Pharsadan, der kinderlos war, nahm den jungen Prinzen, „dessen Schönheit die Sonne verdunkelte, wie der Morgen die Nacht verdunkelt," an Sohnes Statt an. „Als ich fünf Jahre alt war, sagt Tariel selbst, der seine Abenteuer erzählt, war ich gleich einer Rose in voller Blüthe, ich konnte einen Löwen gleich einem Sperling erlegen, und ließ Pharsadan vergessen, daß ich nicht sein Sohn war."

Inzwischen wurde Pharsadan im Laufe der Zeit Vater einer Tochter, „an Schönheit gleich dem Morgenstern," deren Geburt das ganze Land mit Jubel erfüllte. Tariel wurde mit der Prinzessin im Palast Pharsadans auferzogen. Der Tod seines Vaters war der erste Unfall, der das Glück des jungen Prinzen trübte. Indeß linderte seinen Schmerz die Güte Pharsadan's, der ihn zum Range oder zur Stelle erhob, die der verstorbene König, obgleich ein unabhängiger Fürst, am Hofe des erstern bekleidet hatte, und die mit dem Namen eines Amilbar (vielleicht Amir ul Amra) verbunden war. Tariel möge nun hier seine Geschichte selbst erzählen, wie er es in dem Romane thut:

„Eines Tages, nachdem ich lange Zeit in den Ebenen umhergestreift, und die Bewohner des Waldes verfolgt, gebot mir Pharsadan, ihm in den Palast seiner Tochter zu folgen, die ich mehrere Jahre nicht gesehen hatte. Es war ein köstlicher Ort mit Allem geschmückt, was die Sinne bezaubern kann. Vögel, melodienreicher als die Sirenen, neckten das Echo durch ihre Gesänge; Marmorbecken, mit Rosenwasser gefüllt, verbreiteten süße Düfte, und die Thore waren mit reichen Tapeten überhangen. Ich wartete ehrfurchtsvoll, bis ein junger Sklave, schlank wie ein Aloebaum, den Vorhang aufhob, und mir ein Zeichen einzutreten gab. Ich sah Nestan (die Prinzessin), das vollendete Gebilde der Schönheit, und sank ohnmächtig zu Boden; ein einziger Blick von ihr, der die Sonne verdunkelt haben würde, hatte mich durchbohrt.

„Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich in meinem eigenen Palaste von einer Krankheit aufgezehrt, die der Kunst der Aerzte spottete. Ueberdrüssig des Lebens und aller seiner Lust und Herrlichkeit vermochte nur die zärtlichschmeichelnde Liebe und Aufopferung Pharsadan's zu verhindern, daß nicht der Diamant in Thränen gebadet mit dem Ambradufte gesalbt wurde. Ihm zu Liebe nahm ich wieder meine vorigen Uebungen vor und begleitete ihn auf seinen Jagdzügen und bei seinen Festen. Eines Tages bewirthete ich, um meinen schneidenden Kummer zu zerstreuen, mehrere Hofleute, als mitten unter dem Mahle ein Diener des Palastes zu mir trat, und mir ins Ohr flüsterte, eine Jungfrau wolle den Amilbar sprechen. Ich befahl sie vorzulassen, ich stand auf und begegnete auf der Schwelle einem Mädchen, welches sagte: „Lies und preise den Himmel für diese Unterbrechung Deines Vergnügens!" Welches Entzücken! Es war ein Brief von Nestan, den mir Asmath (ihre Vertraute) überbrachte. Die Freude überwältigte mich so, daß ich meine Leidenschaft nicht verbergen konnte, mein Herz schauderte vor Lust bei der Hoffnung, sie wieder zu sehen. Dieß waren die Befehle der Gebieterin meines Lebens: „Verbirg Deine Liebe vor Himmel und Erde: ich bin die Deinige, obgleich ich bis jetzt es nicht über mich gewinnen konnte, es Dir zu sagen; sorge für Deine Gesundheit

*) Aus dem Asiatic Journal, Juliusheft.

und verbanne fruchtlosen Gram. Asmath wird Dir das Uebrige sagen." Dieß war es, was sie mir sagte:

„Statt müßigen Kummers, den Du irrig für ein Zeichen der Liebe hältst, zeige Nestan die Kraft eines Helden. Das Volk von Khatawethi, einst uns zinsbar, erhebt sich lange schon in unerträglichem Hochmuthe, geh' und bekämpfe es! Geh', ich verheiße Dir die Gunst Deiner Herrin; nicht länger lasse Thränen Deine Rosen beflecken, sondern reine Lichtstrahlen Deinen Kummer erhellen." Bei diesen belebenden Worten erfüllte sich mein Herz mit Staunen, mein Antlitz gewann sein Leben, meine Wange ihre Rubinen wieder. Ich schrieb an die Geliebte: „Mond, schöner als die Sonne! Der Himmel verhüte, daß ich Dir mißfalle! Ich blicke auf mein Glück wie auf einen unauflöslich wunderbaren Traum. Auf Deine heiligen Schriftzüge, die vor mir liegen, schwur ich Asmath ein weises Benehmen und Alles zu ertragen als Dein Sklave!"

„Folgende Worte schrieb ich an den König der Paganen: „König, mein Bruder! Wir haben Ursache, uns über Dich zu beklagen. Erscheine vor uns bei Empfang dieses Befehles. Weigerst Du Dich dessen, so werden wir Dich heimsuchen. Doch willst Du nicht Dein Blut verschwenden, so ist es besser für Dich, zu uns zu kommen."

„Mein Bote war dahin geeilt, und ich versank in Thränen und Schmerz über meine Entfernung von Nestan und die Gefahren der bevorstehenden Trennung, als ein leises Pochen an der Thüre meiner Kammer den Zug meiner Gedanken unterbrach. Es war die Sklavin der Asmath, die im Namen Nestan's mich zu ihr beschied. Ich stürzte fort der Sklavin folgend, die mich in den Garten führte, wo ich die Jungfrau fand, die ich vorher als einen Strahl der Freude zum erstenmal gesehen hatte. „Folge mir, sagte sie, und Du sollst die Rose sehen, die nie ihre Frische und ihren Glanz verliert." Asmath hob einen Vorhang auf und winkte mir in ein Gemach zu treten, das von Rubinen funkelte, und hier saß sie, die die Sonne erblassen macht. Sie lächelte mich an mit der süßesten Milde, indeß ihr Auge in tiefem Sinnen schwamm. Doch ihre schönen Lippen blieben verschlossen, und ich selbst stand da wie von einem Zauber gefesselt. Asmath flüsterte mir zu: „Du hast sie nun gesehen, entferne Dich; heute dürfen nur ihre Augen zu Dir sprechen." Sie fügte hinzu, als ich Nestan verließ niedergeschlagen wie ein Mann, dem ein großes Unternehmen mißglückt ist. „Laße die Trennung nicht wie eine Flamme an Deinem Herzen nagen. Oeffne die Pforte der Freude und verschließe die des Grames. Die Schüchternheit, die jetzt ihre Lippen verschließt, wird bald kühner werden." Wie ein Diamant vom reinsten Wasser, der plötzlich von einem dunklen Indigoflecken getrübt wird, so umdüsterten meine Seele finstere Gedanken.

„Endlich kehrten die Boten von dem Heiden zurück, mit der trotzigen Antwort: „Wir sind keine Weiber und unsere Schlösser sind nicht ohne Krieger. Wer ist euer Fürst, der unsere Unterwerfung fordert?" — Das Schreiben des Königs lautete: „Ich schreibe an Dich, Tariel; ich erstaune über Deinen Brief; werde ich wohl den König von zehntausend Menschen fürchten? Kein solches Schreiben mehr wage mir zu senden."

„Ergrimmt über dieses Schreiben, entfaltete ich die Banner Pharsadans, mit ihren rothen und schwarzen Fahnen, und rief das Volk auf zu einem gerechten Kriege. Am Abende vor meinem Auszuge ging ich hin, die Befehle des Königs zu vernehmen; ich verwünschte mein Schicksal und sagte: „Warum hat meine Hand eine Rose gepflegt, die ich nicht berühren darf?" Ich bat um Geduld, als die Sklavin, die ich vorhin schon gesehen, mir entgegen kam und sagte: „Die Sonne, deren Flamme Dich verzehrt, will Deine Thränen trocknen durch einen Strahl des Glückes." Unter dem Schutze des Dunkels trat ich durch das Gartenthor, und fand dort Asmath, welche sagte: „Folge mir, der Mond erwartet den Löwen." Gleich dem Stern der Nacht, der auf dem Throne von Wolken ruht, sah ich Nestan, von dem grünen Gewand der Liebe umflossen, und unter den Strömen des Lichtes erschien mir ihre Gestalt an überirdischer Schönheit, wie Eden's Aloebaum. Unter dem Schleier hervor, der ihr Antlitz umwölkte, flogen auf mich die durchdringendsten Pfeile ihrer Blicke. „Bitte den Amilbar, sich zu setzen," sprach sie zu ihrer Dienerin, die mir ein Polster anbot, und nun fühlte ich mich wieder zur Seligkeit erwacht. „Ich habe Dich durch mein Schweigen betrübt," sprach sie dann zu mir, „und Deine Sonne erbleicht darüber; aber mein Freund, mußte ich nicht erröthen und beben in der Gegenwart des Amilbar?" „Ach," erwiederte ich, „doch ich will Dir gehorchen, und Dir als der Löwe des Heldenmuthes folgen." Dann schwuren wir uns ewige Liebe und tauschten unsre Herzen.

„Bei Anbruch des Tages verkündigte das Rollen der Kanara und Nagara meinen Kriegern die Stunde des Aufbruches. Ich stürzte gleich einem Löwen auf das Land der Heiden. Drei Tage zogen wir durch öde Gefilde, bis wir die Gränze Indiens erreichten. Hier begegneten mir die Boten eines der Chane von Ramaz, der um mich zu schrecken, sagte: „Unsere Khatawethi-Wölfe werden eure indischen Hunde zerreißen." Dann aber sprach er im Namen seines Gebieters zu mir mit freundlichen Worten und bot mir eine prächtige goldene Rüstung an. „Stürze nicht in Dein Verderben," fügte er hinzu, „indem Du das Unmögliche versuchst. Lege das Joch der Knechtschaft beiseite, wenn Du willst, und spare unseren Familien die Schrecken der Verwüstung." Ich berief meine Feldherrn, aber sie riethen, dieses treulose Volk weder zu fürchten, noch ihm zu trauen. So sendete ich die Boten zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Die Buschmänner.

(Fortsetzung.)

Der größte Theil der Buschmänner, in dem Sinne, in welchem hier die Benennung zu verstehen ist, besteht theils aus reinen Hottentoten, theils aus den Abkömmlingen von Schwarzen oder andern Mischlingen, die aus Vermischung mit den erstern und andern farbigen Menschen entsprungen sind. Die Zahl der Bewohner ist im Vergleich mit dem großen Landstrich über den sie zerstreut sind, und der die ganze große Fläche zwischen der nördlichen Gränze der Kolonie, der Kette des Kamiesbergs und dem Land am Orangefluß begreift, nur gering. Die Vertheilung der Bevölkerung wechselt nach der Jahreszeit, nach dem Wildstand und dem Benehmen, in

dem sie mit den umher wohnenden Stämmen stehen. In Gegenden, wo die Natur reichlich Nahrungsmittel gibt, trifft man wohl zu weilen eine Art kleiner Gemeinden, da hingegen an jenen Orten, wo Mangel an Nahrung oder Wasser ist, selten mehr als eine oder zwei Familien beisammen leben, und diese stehen wenig oder ga nicht mit ihren Nachbarn im Verkehr, ausgenommen wenn Selbstvertheidigung oder irgend eine räuberische Unternehmung sie in nähere Berührung bringen. So bleiben sie also gewöhnlich in kleinen Partien zerstreut, wenn sie in Frieden und Behaglichkeit leben, und sammeln sich nur in Horden, wenn sie auf Unheil sinnen oder ihren erbeuteten Raub verzehren wollen, was für die Pflanzer als Warnungszeichen dient.

Der hottentotten Buschmann trägt meist die physischen Eigenschaften der bereits erwähnten Racen an sich, und die Mischlinge nähern sich den Umständen zufolge bald mehr oder weniger den Negern oder Kaffern. In Größe und Stärke gleicht der erstere jedem andern Hottentoten und ist keineswegs, wie allgemein behauptet wurde, von kleinerer Statur als die Stämme, die zum Theil in seiner Umgebung wohnen. Alle haben einen Ausdruck von Scharfsinn und Kraft, und eine auffallende Munterkeit und Thätigkeit vor ihren farbigen Nachbarn voraus. Ihre Augen haben einen sprechenden Ausdruck von Wachsamkeit und Späherkraft und ihr ganzes Benehmen verräth die beständige Gewohnheit von Verdacht und Furcht. Sie sind gegen jeden Fremden wie gegen einen Feind auf ihrer Hut und warten nur eine günstige Gelegenheit ab, um ihm zu schaden. Bei mehreren Gelegenheiten bemühte ich mich, sie zu überzeugen, daß die Regierung am Kap und die Pflanzer, ungeachtet ihrer begangenen Plünderungen und Mordthaten, geneigt wären frei mit ihnen zu verkehren; allein keiner dieser Versuche hatte den geringsten Erfolg; sie hegten die feste Ueberzeugung, dem sey oder könne vielmehr nicht so seyn, wenn sie ihre Vergehungen bedächten, und deßhalb mußte dieß ihrer Meinung nach nur eine Falle seyn, die man ihnen stellte. Da sie niemals eine Beleidigung vergessen, und nur die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Ausführung sie bewegen kann die Rache aufzugeben, und da sie gewöhnt sind ihr Denken und Thun auch Andern zuzutrauen, so müssen sie natürlich überall gleiche Begegnung erwarten.

Die meisten Buschmänner vermeiden hartnäckig jede Verbindung mit Fremden, und verbergen sich bei ihrer wirklichen oder vermutheten Annäherung an die unzugänglichsten Orte. In Betrug und List geübt, suchen sie durch Verrätherei auszurichten, was sie auf andere Art nicht zu thun vermögen. *) Diese Hinterlist scheint jedoch mehr aus dem Gefühl ihrer Schwäche gegen ihre mächtigern Nachbarn als aus wirklich verderbten und lasterhaften Grundsätzen zu entstehen; denn sie sind, was man bei solchen Eigenschaften doch glauben sollte, gar nicht ohne persönliche Tapferkeit, die sie fast alle in hohem Grade besitzen, und besonders dann entwickeln, wenn fremde Gewalt, gegen die man ihnen von Kindheit auf Abscheu und Furcht einflößt, ihre Stämme bedroht.

Obgleich wohl überzeugt von der Unzulänglichkeit ihrer Waffen gegen Feuergewehre, widerstehen sie, wenn es gilt, diesen dennoch mit einem Muth, einer Ausdauer und Kaltblütigkeit, die bewundernswürdig sind. Man weiß Beispiele, daß bei solchen Gelegenheiten Hottentoten, denen der linke Arm zerschmettert war, so daß sie den Bogen nicht mehr spannen konnten, dazu die Fußzehen benützten, und so fortfuhren sich zu vertheidigen, während Andere, obgleich auf den Tod verwundet, dennoch nicht abließen sich zur Wehr zu setzen. Dieser heftige Widerstand, und die oft blinde Tollkühnheit scheinen aus ihrer angebornen Wildheit oder auch aus der Furcht zu entspringen, daß sie in die Gewalt von Feinden fallen, von denen sie entweder ohne Barmherzigkeit getödtet oder zu Sklaven gemacht werden. Von der kaltblütigen Gleichgültigkeit, mit der die Hottentoten dem Tod entgegen sehen, ist schon oft erzählt worden; so groß diese Todesverachtung auch seyn mag, so ist sie doch, nach dem was ich selbst sah und hörte, bei den Buschmännern noch weit vorherrschender. Ob diese gleich sich gern durch die Flucht retten, wenn die Gefahr dringend wird, so gehen sie doch, wenn sie nicht mehr entfliehen können, ihrem Schicksale ohne den mindesten Anschein von Furcht oder Betrübniß entgegen; furchtlos opfern sie ihr Leben, und erwarten den Augenblick des Todes mit so viel Gleichgültigkeit, daß man fast versucht werden könnte ihnen das Gefühl vernünftiger Wesen abzusprechen. Als Beispiel einer solchen Verhärtung dient der Mörder Trelfalls, der, in dem Augenblick wo die Vollstrecker des Urtheils ihm mit ihren Waffen schon gegenüber standen, um seine grausame That zu bestrafen, noch gegen eine Person, die unter der Begleitung war und die ihm mißfiel, bemerkte, er wollte nur daß er ihn auf der andern Seite hätte (jenseits des Orangeflusses), so würde er ihm thun wie man ihm jetzt thäte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Herr Kicherer, einige Zeit Missionär unter den Buschmännern in der Gegend des Zakflusses, sagt: „Ein anderer Fall, wie ich dem Tod entging, verdient ebenfalls bemerkt zu werden. Am Abend, nach einem sehr schwülen Tage saß ich an einem offenen Fenster, als eine Partei Buschmänner eben im Begriff war eine Ladung vergifteter Pfeile auf mich abzuschießen, aber ein Mädchen entdeckte sie und sie entflohen. Transactions of the Missionary society.

Oeffentliche Nachtlager in London.

(Aus der Gazette des Bâtiments.)

Die Art, wie es in den Nachtlagern zugeht, die in London für Arme errichtet wurden, welche keinen Zufluchtsort haben, gibt einen Begriff von dem Elende, welches heut zu Tage in der untern Klasse der Bewohner dieser Stadt herrscht. Diese beiden Nachtlager, wovon das eine in Grub-Street, das andere in Honduras-Street-Wagging ist, nehmen jeden Abend eine Menge von Personen auf, die hier während der Nacht Schutz gegen Wind und Wetter suchen. Um sieben Uhr Abends oder auch schon kurz nach Anfang der Dämmerung versammeln sich in dem ersten dieser Nachtlager die zur City gehörigen Armen, deren Zahl so groß ist, daß sie kaum untergebracht werden können. Zum Lager erhalten sie frisches Stroh; die zuerst Ankommenden nehmen sogleich die Erhöhung ein, welche längs der Wände um den ganzen Saal herumläuft, und die sehr bald besetzt ist. „Um recht Viele aufnehmen zu können," sagt eines der Mitglieder des Komité, welches diese Anstalt leitet, in seinem Berichte, „schichtet man Einen neben den Andern wie eine Ladung Wildpret, die auf einem Fuhrwagen transportirt wird. Sobald die Aelteren, die man zuerst niederlegen läßt, auf diese Weise untergebracht sind, legt man zu ihren Füßen die Jüngern, welche reihenweise auf jeder Seite von einem Ende des Saales zum andern geordnet werden. Zwischen den beiden Reihen der jungen Leute bleibt in der Mitte des Saales ein leerer Raum, der ebenfalls mit Stroh bestreut wird, und auf den man neue Ankömmlinge

legt, bis der Saal ganz angefüllt ist. Die zuletzt Angekommenen werden der Länge nach gelegt, so daß die Füße des Einen den Kopf des Andern berühren."

Während des strengen Winters im Jahre 1829 wurde Jedem, der kam, auch noch Suppe gereicht; aber man sah bald, daß die Fonds der Anstalt nicht hinreichen würden, um alle Forderungen zu befriedigen, besonders da diese appetitreizende Zugabe eine Menge Personen herbeizog, die nicht zu der Klasse gehörten, für deren Erleichterung jene Anstalten bestehen, Arme nämlich ohne Obdach und Brod. Indeß wird Brod und Wasser vertheilt; Jeder erhält Morgens und Abends ein halbes Pfund Brod. Einer für Erhaltung der Gesundheit bestehenden Verordnung zufolge muß Jeder mit reinem Gesicht und reinen Händen erscheinen; deßhalb befinden sich in einem zur Anstalt gehörigen Hofe Wasser, Seife und Handtücher in hinreichender Menge. Der Abscheu, den diese Unglücklichen vor frischem Wasser haben (denn die Bemerkung, daß Elend und Unreinlichkeit gewöhnlich mit einander verbunden sind, ist nicht ohne Grund), ist indeß so groß, daß man die größte Mühe hat, diese Verordnung in Kraft zu erhalten, und es geschieht oft, daß viele dieser elenden Geschöpfe, so ausgehungert sie auch sind, sich doch lieber mit hungerndem Magen schlafen legen, als sich einer Reinigung unterziehen. Das Stroh zum Lager wird jeden Tag durch frisches ersetzt, der Saal durch große Oefen geheizt und auf jede nur mögliche Weise gelüftet. Zuweilen werden Räucherungen vorgenommen, und man trägt überhaupt Sorge, allen übeln Wirkungen, welche die Vereinigung so vieler Menschen herbeiführen könnte, zu begegnen. Unter den Personen dieser unglücklichen Menschenklasse, welche hieher kommen ein Nachtlager zu suchen, bemerkt man kaum ein Zehntheil von jenen, welche in den vorhergehenden Jahren kamen. Die meisten kommen aus der Provinz; es sind Arbeitsleute, welche die Hoffnung, beschäftigt zu werden, nach der Hauptstadt zieht.

Unter der leidenden Klasse, welche sich insbesondere gegenwärtig einfindet, bemerkt man Viele, welche aus der Provinz gekommen sind, um Anstellung auf Komptoiren oder in Gewölben zu suchen, und die, nachdem sie Alles verzehrt haben, nun von Almosen leben. Es sind Leute, die größtentheils in einer Art von Wohlstand lebten, und jetzt Opfer der Stockung im Handel sind. Diese bemitleidenswerthe Klasse hat von der Anstalt bedeutende Unterstützungen erhalten.

Außer dem oben beschriebenen Saale, in welchem nur Männer zugelassen werden, gibt es noch einen ausschließend für weibliche Arme, der unter der Aufsicht einer Matrone steht. Glücklicherweise ist die Zahl der Frauen dieser Klasse nicht ganz so groß als die der Männer.

Vermischte Nachrichten.

Nach Parlamentspapieren belauft sich die Zahl der Brauer in Großbritannien auf 5,898, von denen 5,419 in England, 128 in Schottland und 207 in Irland ihr Gewerbe ausüben. Eben so zählt man in England 47,808 mit obrigkeitlicher Bewilligung ansässige Speisewirthe, 16,750 dergleichen in Schottland; die Zahl derer in Irland ist nicht ermittelt. Dann finden sich in England 26,291 Personen, die besondere obrigkeitliche Erlaubniß zum Bierschenken haben (beer shops, darunter sind die 48,000 Gastwirthe nicht begriffen); ferner 25,582 Speisewirthe, die ihr eigenes Bier brauen, und 11,432 Individuen, die zum Bierverkaufe überhaupt patentisirt sind, und gleichfalls selbst Bier brauen; so daß also die Gesammtzahl der unter obrigkeitlicher Erlaubniß Bierbrauen und Bierverkauf ausübenden Personen sich auf 150,000 beläuft.

Von den furchtbaren Körperstrafen, die noch in den englischen Heeren gebräuchlich sind (s. Ausland, S. 591), erzählen Londoner Blätter folgendes neue Beispiel: „Drei Soldaten des ersten Garderegiments zu Fuß wurden von einem Kriegsgerichte wegen acht und vierzigstündiger Entfernung aus ihren Kasernen ohne Urlaub jeder zu zweihundert Hieben verurtheilt. Diese sogenannten zweihundert Hiebe aber bestehen in eintausend achthundert Streichen. Bei jedem fünf und zwanzigsten Hiebe tritt ein frischer Mann zum Aufhauen ein. Der eine der Soldaten hielt die Hälfte der Strafe, auf dem Triangel ausgespannt, aus, und verlangte dann Wasser, worauf er auch die andere Hälfte dieser englischen Tortur ausstand. Die beiden andern erhielten nur hundert und fünfzig Hiebe, wurden ohnmächtig und mit fürchterlich zerrissenem Rücken ins Spital gebracht, wo man ihre Wunden mit Salzwasser auswusch."

Das Innere von Marocco ist neuerdings wie gewöhnlich von Unruhen zerrissen. Kürzlich zog der Kaiser von Fez nach Mequinez, begleitet von seinen kaiserlichen schwarzen Garden und einigen weißen Truppen. Ein Streit erhob sich zwischen beiden und es kam zu einem blutigen Kampfe, der sich mit der völligen Niederlage der weißen Truppen endigte, die sich nach Klein-Fez zurückzogen und die Thore schlossen, aber von dem Kaiser an der Spitze der schwarzen Truppen blokirt wurden. Alle Friedensvorschläge wurden von dem Kaiser verworfen, welcher schwur, die weißen Truppen, die jetzt völlig in seiner Gewalt waren, zu vernichten. Diese gehören jedoch einem tapfern und kriegerischen Stamme an, und man muß erwarten, was dieser Kampf für Folgen hat. — Diese Nachricht ist aus einem Briefe aus Gibraltar entnommen und ist insofern wichtig, als dieser Vorfall zu einer völligen Revolution in Marocco führen kann. Neger sind in Marocco nicht einheimisch, aber jährlich wird eine große Anzahl schwarzer Sklaven (wie schon Ausland, S. 652 d. J. berichtet wurde) aus dem Innern Afrika's dahin gebracht, und aus diesen werden die schwarzen Garden rekrutirt; unter den weißen Stämmen versteht man dort die Berbern, die sich überhaupt in ganz Nordafrika auch jenseits des Atlas zur weißen Race rechnen. Die Araberstämme sind in Marocco verhältnißmäßig weit minder zahlreich als in Algier. Diesem zufolge ist der Kaiser auf dem Wege, mit der zahlreichsten Klasse der Eingebornen in ein völlig feindseliges Verhältniß zu kommen. Ließen die Engländer den Franzosen in Nordafrika so freie Hand, als sie selbst in Indien haben, so könnten diese Umstände zur Eroberung des marokkanischen Reichs durch die Franzosen führen.

Die bis jetzt noch immer nicht entschiedene Frage, ob die Cholera kontagiös ist, und durch Menschen und Waaren von einem Orte an den andern übertragen werden kann, eine Frage von höchster Wichtigkeit, hat einen französischen Arzt, Doktor Chervin, veranlaßt, der Regierung den Vorschlag zu machen, aus den mit der Cholera heimgesuchten Ländern Effekten von Personen, die davon angesteckt waren, wie z. B. Hemden, Unterhosen, Betttücher u. s. w. kommen zu lassen. Dieselben sollen an Ort und Stelle hermetisch verschlossen und durch ein Dampfboot so schnell als möglich nach Frankreich gebracht werden. Hier soll inzwischen an der nordwestlichen Küste, wo leicht eine Lokalität ausgemittelt werden kann, die sich streng abschließen läßt, eine Gesellschaft von Aerzten und andern Menschenfreunden zusammentreten, die muthmaßlich infizirten Kleidungsstücke anlegen, und dann abwarten, ob durch dieselben der Krankheitsstoff auf sie verpflanzt werden wird. Der wohlmeinende Doktor hält dafür, wenn fünfzig, sechzig oder hundert Individuen diese Proben gemacht haben, ohne angesteckt zu werden, so könne man überzeugt seyn, daß die Cholera nicht ansteckend und folglich die dem Handel und allen gesellschaftlichen Verhältnissen so nachtheiligen Gesundheitskordone und Quarantänanstalten überflüssig seyen. Doktor Chervin erbietet sich übrigens selbst zu diesem gefährlichen Versuche, und zweifelt nicht, eine hinlängliche Anzahl von Menschen zu finden, die zu gleicher Gefälligkeit bereit seyn dürften.

Die großen Arbeiten, um den See Lothnig bei Lowestofft (in Suffolkshire) mit dem Meere zu verbinden und hiedurch einen künstlichen Hafen zu bilden, der zu jeder Zeit Schiffe aufnehmen kann, sind nun vollendet. Diese Bauten bestehen aus einem Bassin von 250 Fuß im Geviert, und 26 Fuß Tiefe, das mit dem See in Verbindung steht und sich durch die Fluth mittelst eines Kanals von 400 Fuß Länge und 50 Fuß Breite füllt, und durch zwei Schleußen, die 150 Fuß weit von einander entfernt sind, geschlossen wird. Die Schleußenthore sind von Gußeisen und bieten dem Wasserdrucke eine Oberfläche von 1800 Fuß entgegen. Der Schleußenfall hat 27 Fuß Tiefe und enthält 12 bis 21 Fuß Wasser, je nach der Höhe der Fluth. Man hat zum Baue dieses Werkes sechs Millionen Backsteine und zwanzigtausend Kubikfuß Quader verwendet. Ueber den Kanal ist eine Brücke geworfen, die sich zu einer Weite von 50 Fuß öffnen läßt, auf jeder Seite ein eisernes Geleise, und dazwischen einen Weg von 16 Fuß Breite hat. Jede Hälfte dieser Brücke wiegt 125 Tonnen, und kann ganz leicht von zwei Menschen in einer Minute und sogar von einem Menschen in zwei Minuten geöffnet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 222. 10 August 1831.

Der Mann im Tigerfell.

(Fortsetzung.)

Ramaz, so erzählt Tariel weiter, sendete eine zweite Botschaft mit noch reichern Geschenken, und ließ ihm seinen Wunsch melden, mit ihm selbst eine Zusammenkunft zu halten. Tariel nahm die Gesandten gütig auf, von denen einer ihm den Anschlag entdeckte, daß Tariel und sein Heer ins Gebirge gelockt, und erschlagen werden sollte. Tariel, so gewarnt, nahm der günstigen Gelegenheit wahr, brach unverzüglich gegen das Heer des Ramaz auf, überfiel und und schlug es nach einer verzweifelten Gegenwehr. Der junge Held vollbrachte in diesem Kampfe Wunder von Tapferkeit, und Ramaz selbst fiel in seine Hände. „Meine Lanze," sagt er, „brach in Stücke, und ich griff zum Säbel; furchtbar war der Krieger, der sie mir zerbrach. Ich stürzte mitten in das dichteste Kampfgewühl wie ein Falke auf seinen Raub, ich häufte Leichen auf Leichen, und stürzte tobende Pferde auf ihre Reiter." Tariel suchte Einiges von der Beute für Nestan aus, und sendete hundert Pferde und hundert Kamele mit Schätzen beladen dem Könige Pharsadan mit folgendem Schreiben: „König, wen Du beschützest, der ist wohl beschützt. Die Heiden wollten mich überfallen, aber es kam ihnen theuer zu stehn. Ramaz ist gefangen, sein Heer zerstreut, ihre Schlösser bis auf den Boden geschleift, und diese Pferde und Kamele bringen Dir das Köstlichste der Beute." Dann fährt er in seiner Geschichte weiter fort:

„Meine Rückkehr nach Indo-ethi wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt. Herrliche Zelte waren auf dem Moedan (Marktplatz) aufgeschlagen; ich wurde von dem Könige zur Tafel geladen, und saß ihm gegenüber auf einem Throne; er überhäufte mich mit Liebkosungen.

„Am folgenden Tage sagte Pharsadan zu mir: „Langeher hab ich kein Wild gegessen; komm', entziehe Dich der Ruhe, die Du so rühmlich verdientest." Ich rüstete mich sogleich und fand den Hof des Palastes angefüllt mit Sperbern und Falken. Der König, zur Jagd bereit und strahlend wie die Sonne, freute sich, als er mich erblickte. Ich hörte ihn zur Königin sagen: „Wie schön ist Tariel nach der Rückkehr aus dem Kampfe! Höre auf mich und thue, wie ich Dir sage. Der Tag Edens zieht heran für Nestan, unsere Tochter, die das Geschick auf den Thron berufen hat. Bald werden ihre Anbeter sie umringen; füge es, daß sie uns bei der Rückkehr von der Jagd begegnet."

„Mit der Beute der Heiden geschmückt, betrat ich stolz den Palast, wo es mir vergönnt war, ungestört den Glanz eines Antlitzes zu schauen, das mit der Sonne buhlte. Nichts war gespart bei der Pracht des Gastmahles. Das Gemach, in dem es gehalten wurde, schimmerte von Smaragden, Saphiren und Rubinen, und köstlich waren die Speisen, obgleich sich meine Augen sättigten an den Blicken Nestan's und in tiefen Zügen schwelgten aus dem Zauberbecher der Liebe.

„Als das Fest vorbei war, sprach der König zu mir: „Tariel, mein Sohn, ich kann Dir meine Liebe nicht durch Gaben beweisen, die Deiner würdig sind; so empfange denn aus meiner Hand das größte Zeichen meiner Huld, das ich Dir verleihen kann." Bei diesen Worten gab er mir den Schlüssel seiner Schatzkammer, und vertraute meinen Händen Reichthümer an, die genügt hätten, das Weltall zu beglücken. Ich kehrte nicht nach meinem Palaste zurück, bevor ich noch einen ungeheuren Becher geleert, und so groß war die Gewalt der Liebe über meine Gedanken, daß ich weder meine Fesseln abzuschütteln vermochte, noch meine Leidenschaft zu bändigen. Da erschien auf einmal Asmath, die mir einen Brief von meiner Geliebten brachte. „Ich habe mit Entzücken," so schrieb sie, „die Leidenschaft eines edlen Ritters gesehen, der aus dem Kampf zurückkehrte. Vergieße keine Thränen mehr. Vergebens lieh mir der Himmel eine Zunge zu Deinem Preise, wenn ich Deiner Gegenwart entbehren muß. Ohne Dich bin ich wie die Sonne ferne dem Löwen, gleich der Rose, die im Haine hinwelkt. Ich bin Deine Sonne, und will nur Dir leuchten. Gieb mir den Schmuck, der Dich gestern kleidete, und nimm dafür dieses Armband; Du wirst Dich freuen, wenn Du mich besuchest, und mich in Deinem Schmuck glänzen siehst; wenn Du mich liebst, so wirst Du dieses Zeichen meiner Neigung als ein Unterpfand annehmen."

„In innigster Vertraulichkeit lebte ich hinfort mit dem König und der Königin, wie ihr eigener Sohn, und nahm Theil an allen ihren Gastmahlen und Vergnügungen. Eines Tages sagten sie zu mir: „Der Himmel sendete uns das Alter und die Hinfälligkeit, welche an uns die Schwäche des Kindes erneuert; wir haben nur eine einzige Tochter, deren Strahlen uns trösten, aber wir haben keinen Sohn, der uns zur Seite steht; in welchem wir uns zu verjüngen glauben, und von dessen Schwert beschützt unsere Häupter nicht von Feinden bedroht werden." — „So vergeßt ihr denn," erwiederte ich, „daß ihr mich an Sohnes Statt angenommen, und

daß alle meine Hoffnung auf eurer Tochter beruht, die schön wie die Sonne ist, und daß ihr von Kindheit an mich auferzoget in der Hoffnung auf diese edle Verbindung?" — „Wie, was redest Du?" erwiederte der König. „Die Politik verlangt es anders. Der Schach von Khuarasm hat einen jungen Löwen, dessen Stärke unser Reich schirmen wird." — „Ja, dieß ist der Wunsch des Schachs von Khuarasm, und wir können ihn nicht verweigern" sagte die Königin. — Ich heuchelte Ruhe, ich hörte den schrecklichen Tag bestimmen.

„Ein Eilbote wurde sogleich an den Schach von Khuarasm gesendet, um von ihm seinen Sohn zu verlangen. Er meldete ihm: „Unser König ist ohne Erben, wir haben nur eine Tochter, die noch nicht verlobt ist; gib uns Deinen Sohn; dieß ist Alles, was wir verlangen." Bei den Worten des Boten jubelte der Schach von Khuarasm vor Freude. „Dieß ist ein Glückslops," rief er, „das uns vom Himmel zugefallen ist, laßt uns keinen Augenblick die Abreise unsers so hochbegünstigten Kindes verschieben." Bald traf eine Gesandtschaft ein, die des Prinzen schleunige Ankunft meldete.

„Ermüdet von der Jagd des Tages hatte ich mich in mein Gemach verborgen, um auszuruhen, und den Gedanken über mein Schicksal nachzuhängen. In den schmerzlichsten Kummer versunken, ergriff ich einen Dolch, als die Sklavin Asmath's bei mir erschien. Ich waffnete mich mit Geduld, und las folgende Zeilen: „Ihm, der schöner ist als Aloen! Komme zu mir, eile, fliege zu mir ohne Verzug." Ich erhob mich, ich eilte nach dem Garten, mit kummervollem und trostlosem Angesichte. Allzu unglücklich fragte ich nicht erst, sondern stürzte in das Gemach, wo die Strahlen des Mondes auf mein Herz sich herabsenkten, und allen Gram zu ververgessen ihm geboten, obgleich sie es nicht zu beruhigen vermochten.

„Restan aber lag auf ihrem Throne ausgestreckt, in Fluthen von Thränen gebadet, ihre Blicke leuchteten gleich Blitzen. Nicht mehr war sie die Sonne, der Mond oder die Aloe Edens; sie war eine wüthende Tigerin, die auf der Spitze eines Felsens gelagert von Grimm gestachelt wird. „Treuloser," rief sie mir entgegen, „den heiligsten Schwüren Treuloser, Du wagst es hieher zu kommen? Doch sprich, was kannst Du erwiedern?" — „Was soll ich erwiedern," sagte ich, „wodurch habe ich Dich beleidigt?" — „Treuloser und abscheulicher Bösewicht," rief sie, „was sagst Du? Woher dieser Gipfel der Kühnheit, der nur meine Wuth noch mehr entzündet? So weißt Du also nicht, daß der Schach von Khuarasm auf dem Wege hieher ist, um mich als seine Gemahlin heimzuholen; während Du ruhig Deines Dienstes wartest, und ohne Zweifel diese Vermählung gut geheißen? Doch du hast mich meines Schwures entbunden, und der Himmel möge Deine Treulosigkeit belohnen. Er, den ich wähle, wird über Indo-ethi herrschen; Du aber sollst hier nicht wohnen, wenn Dir Dein Leben lieb ist, und vergeblich wirst Du Deine Hände flehend zum Himmel erheben, um eine andere Restan. Ja gewiß, Du hast eingewilligt — doch nein, der Löwe des Tapfern kann solcher Schändlichkeit nicht fähig seyn!" — „Sonne," erwiederte ich, „wenn ich meinen Eid brach, möge mich des Himmels Rache vertilgen! Wie, Du kannst es glauben, daß Tarlel seinem eigenen Herzen eine solche Wunde schlüge? Ich war in den Palast gefordert worden, ich hörte dort im großen Rathe von dieser Vermählung wie von einer längst entschiedenen Sache reden, und ich sprach zu mir selbst: Fasse Dich eine Weile in Geduld. Wie konnte ich mich wider setzen? Ich wurde verachtet: ein Fremder wurde aufgesucht und mich ließ man ungewiß, was aus mir werden sollte. Ha! der möge Dich besitzen, dem ich Restan abtrete!"

„Diese Worte hatten ihren Zorn besänftigt, sie zog mich an ihre Seite und liebkosete mich zärtlich. „Der Kluge," sprach sie, „handelt nicht mit Uebereilung, und was geschehen muß, vollbringt er mit Bedacht. Wenn Du die Ankunft des Schachs verhinderst, wirst Du die Rache des Königs reizen, und euer Zwist würde Indo-ethi ins Verderben stürzen. Lässest Du ihn kommen, so wird die Vermählung vollzogen werden; ich werde in seidene Gewänder gekleidet werden, und die Glückwünsche der Großen werden unsre Qual verbittern." — „Ich will lieber tausendmal sterben," rief ich, „als dieses Anblickes Zeuge seyn! Ehe er noch einen Fuß auf die Erde von Indo-ethi setzt, will ich seinen Muth auf die Probe stellen, und Tod soll der Preis seiner Kühnheit seyn!" — „Erhabene Gesinnungen," erwiederte sie, „zeigen sich durch Thaten, ich kann Dich nicht ermahnen, Ströme Blutes zu vergießen; dazu werde ich Dich nicht ermuntern. Gedenke, o mein Löwe, Tapferster von allen Helden in meinen Augen, daß Gerechtigkeit gleich dem Thaue ist, der den verwelkten Baum erfrischt. Tödte den unwürdigen Freier, aber schone seines Gefolges, und schlachte nicht gleich wilden Thieren sein Volk hin. Wenn Du ihn erschlagen hast, so suche meinen Vater auf und sage ihm: „„Ich will nicht den Perser Indo-ethi verschlingen lassen, wirf mich, wenn es Dir gefällt, ins Gefängniß. Du mißbilligst meine Liebe, aber ich bin bereit zu dulden."" Der König wird sein Haupt neigen zum Zeichen seiner Zufriedenheit; ich werde die Deinige werden, und wir werden einen und denselben Thron besteigen!"

(Schluß folgt.)

Die Buschmänner.

(Fortsetzung.)

Grausamkeit in ihrer fürchterlichsten Ausschweifung ist unter den Buschmännern gemein, und wird an Allen geübt, welche in ihren Bereich kommen. Rache ist die Leidenschaft, der sie am meisten unterworfen sind; von dieser werden sie oft zu den gräßlichsten und grausamsten Thaten verleitet, um eine augenblickliche Erbitterung oder einen lang genährten Haß zu befriedigen. Derjenige, der dann in ihre Hände fällt, ist zu beklagen, er darf gewiß seyn, unter den langwierigsten Martern und den grausamsten Verstümmelungen langsam dahin sterben zu müssen. Ihr Durst nach Wiedervergeltung ist so groß, daß es ihnen ganz gleichgültig ist, an wem sie sie üben, wenn nur das Opfer aus derselben Gegend ist, wo der oder diejenigen, von denen sie beleidigt wurden, wohnen; auf diese Art muß der Unschuldige meist für den Schuldigen leiden.

Dieser Neigung zu Grausamkeit und Rache, geben sich die Buschmänner auch gegen ihre eigene Verwandten hin, und zwar oft mit mehr Erbitterung als selbst gegen Fremde; Fälle kamen zu meiner

Kenntniß, wo Eltern von ihren Kindern ermordet wurden, und andere, wo Eltern ihre Kinder mit der größten Unmenschlichkeit behandelten, und wo beide Theile sich noch dazu solcher Thaten rühmten, und von ihren Gefährten belobt wurden. *)

Mit allen wilden Stämmen theilen sie die Sorglosigkeit für die Zukunft. In dem Genuß der Gegenwart vergessen sie aller Voraussicht, und gerathen so bald aus dem größten Ueberflusse in den drückendsten Mangel.

In gemischter Gesellschaft sind die Buschmänner weit weniger gesprächig und munter als andere Hottentoten, was wohl von ihrem Mangel an Zutrauen gegen Leute anderer Stämme herrühren mag. Statt wie andere ihrer Race in allen Gesellschaften und allen Lagen sich unbesorgt der Fröhlichkeit zu überlassen, verrathen sie Unbehaglichkeit und Verdacht, und werden durch Vertraulichkeit oder gesellschaftliche Scherze schnell beleidigt und zur Rache gereizt.

Von einer bewunderungswürdigen Geduld bei Ertragung von Mühseligkeiten sind sie höchst kräftig und dergestalt in körperlichen Uebungen gewandt, daß ihre Behendigkeit und ausdauernde Kraft ans Wunderbare gränzt; die Meisten von ihnen können mit einem Pferd mehrere Tage hinter einander gleichen Schritt halten und Viehheerden mit einer Schnelligkeit forttreiben, daß kein Verfolger sie einholen kann. Die Neigung zum Faullenzen, die den gewöhnlichen Hottentot charakterisirt, liegt auch im Buschmann; und würde er nicht durch die Sorge für seinen täglichen Unterhalt zur Thätigkeit gezwungen, so würde er ohne Zweifel seine Zeit eben so träg hinträumen wie diejenigen Hottentoten, deren Hülfsquellen ergiebiger und sicherer sind.

Die tägliche Uebung ihres Gehörs und Gesichts, um Nahrung oder ihre Feinde aufzuspüren, schärft diese Sinne bis auf einen Grad, von dem die Bewohner civilisirter Gegenden keinen Begriff haben. In Fällen, wo das Auge nicht ausreicht, ist es erstaunlich, mit welcher Sicherheit und Schnelligkeit sie einen Gegenstand durch das Gehör entdecken, und wo kein Schall mehr hörbar ist, dahin dringt ihr Auge mit einer Schärfe, die Jeder, der so etwas nie sah, unglaublich finden würde.

*) Sie tragen wenig Sorge für ihre Kinder, und strafen sie nie, außer in einem Anfall von Wuth, wo sie sie meist durch grausame Behandlung tödten. Bei einem Streit zwischen Vater und Mutter oder unter den Weibern eines Mannes, übt die unterliegende Partei ihre Rache an dem Kinde des Siegers, welches gewöhnlich sein Leben verliert. Die Hottentoten tödten ihre Kinder selten, ausgenommen in einem Anfall von Wuth; die Buschmänner aber thun dieß ohne alle Reue, bei vielen Gelegenheiten, z. B., wenn sie mißgestaltet sind, wenn es an Nahrung gebricht, wenn der Vater eines Kindes die Mutter verstoßen hat, oder wenn er vor den Pflanzern oder einem andern Feind fliehen muß, in welchem Fall sie sie erwürgen, ersticken und in die Wüste werfen, oder sie lebendig begraben. Es giebt Beispiele, daß Eltern ihre geliebtesten Kinder hungrigen Löwen vorwarfen, welche brüllend vor ihren Höhlen standen und nicht eher weichen wollten, bis man ihnen ein Opfer gebracht hatte. Kicherer in Transactions of the Missionary Society.

(Fortsetzung folgt.)

Die spanischen Finanzen.

Auf das kluge Stillschweigen, welches mehrere Vertheidiger der spanischen Regierung beobachteten, als ihr Versuch einer neuen Emission von Renten in Frankreich scheiterte, folgt jezt in den ihnen ergebenen Journalen eine Reihe von Artikeln, welche von dem Glück Spaniens, der bewundernswürdigen Ordnung in der Verwaltung seiner Finanzen und von der vortrefflichen Hypothek überzeugen sollen, die denen, welche ihre Kapitale anlegen wollen, geboten wird. Um diejenigen aufzuklären, welche leichtgläubig genug seyn sollten, den Versicherungen der spanischen Agenten zu trauen, liefert der „National" eine flüchtige Untersuchung des spanischen Budgets, so wie es die Madrider Zeitung gibt. Leider kann diese Uebersicht nur eine halbe seyn; denn jenes offizielle Organ der Regierung gibt nur das Budget der Ausgaben, und übergeht das der Einnahmen mit Stillschweigen. Dieses geflissentliche Weglassen ist wohl hinreichend, um jene gewissen Einkünfte und jene unermeßlichen Hülfsquellen, aus denen die Ausgaben des Staats und die auswärtigen Schulden bestritten werden sollen, gehörig zu würdigen.

Die Ausgaben Spaniens für das Jahr 1831 sind folgendermaßen bestimmt:

	Franken.
Civilliste (casareal)	13.724.836
Schuldentilgungskasse	11.539.855
Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten	2.878.574
— der Justiz	5.544.050
— des Krieges *)	65.652.082
— der Marine	10.000.000
— der Finanzen	11.629.141
Summe	149.768.318

Vergleicht man dieses Budget mit dem vom vorigen Jahre, so findet man, daß alle Ausgabenposten, die Ministerien der Justiz und Marine ausgenommen, welche eine ziemliche Verminderung erfahren haben, erhöht worden sind. Der erste Gedanke, der sich beim Ueberblicke desselben aufdringt, ist, daß Frankreich mit zwei und dreißig Millionen Einwohnern und sechzehnhundert Millionen Einkünften sich weigert, der Civilliste ein Prozent von der Einnahme zu gestatten, während die spanische Civilliste 13.724.836 Fr., also beinahe zehnthalb Prozent von der Hauptsumme aller Ausgaben der Monarchie, erhält. Der König besitzt überdieß noch mehrere Paläste, königliche Residenzen und Krongefälle (real patrimonio), welche in verschiedenen Zinsen und Einkünften bestehen, die er aus Arragonien, Catalonien, Valencia und Majorca bezieht. Die königliche Familie hat außerdem noch reiche Kommenthureien der alten militärischen Orden, und die Nation zahlt noch die Unterhaltungskosten einer zahlreichen königlichen Garde und einer Menge von Titularbeamten, die nichts als den Palastdienst zu besorgen haben. Man sieht hieraus, daß die Könige allenthalben viel Geld kosten, besonders die, welche sich ihren Antheil selbst bestimmen.

Ein anderes auf der Stelle in die Augen fallendes Mißverhältniß ist, daß der König sich beinahe vierzehn Millionen Franken zueignet und dem Ministerium der Marine nur zehn Millionen bewilligt. Um sich einen Begriff zu machen, welch ein geringer Theil von dieser unbedeutenden Summe für Erbauung von Schiffen und Anschaffung von Materialien verwendet werden kann, muß man die Menge der höhern Dienstchargen, welche die Marine gegenwärtig begreift, kennen.

1 Minister, 1 Generalkapitän (Admiral), 8 Generallieutenants (Vizeadmirale), 17 Eskadrechefs (Gegenadmirale), 33 Brigadiers, 43 Schiffskapitäne, 47 Fregattenkapitäne, 55 Intendanten oder Verwaltungschefs.

Darf man sich nun noch über die elende Verfassung wundern, in der sich eine Marine befindet, die vor noch nicht einem halben Jahrhundert eine der furchtbarsten in Europa war, mit der man aber dennoch nicht nur Havannah und die ausgedehnten Besitzungen in Asien beschützen, sondern

*) Ein Dekret verordnet überdieß noch, daß diesem Ministerium zum Unterhalte der Regimenter der Provinzialmiliz, so lange sie unter den Waffen stehen, die nöthigen Summen geliefert werden.

auch noch die großen Kolonien der neuen Welt wieder erobern will? Wäre dieß noch nicht genug, um zu beweisen, wie lächerlich solche Träume sind, und wie wenig diejenigen Glauben verdienen, die den blühenden Zustand Spaniens priesen, so möge folgende dem königlichen Almanach (Guia de Forasteros) von diesem Jahre entnommene Erklärung die Ueberzeugung vollenden. Es heißt dort, wo von dem Seekadettenkorps, welches der Marine die Offiziere bildet, die Rede ist: „Ein provisorisches Reglement vom Jahre 1825 hat diesem Korps eine neue Gestalt gegeben, indem es die Errichtung eines königlich-militärischen Kollegiums im Arsenal von Caraccas verordnet: allein der Mangel an den nöthigen Mitteln hat die Ausführung jener Verordnung bis jezt verhindert u. s. w." Man muß gestehen, daß die Regierung eines Landes, das von zwei Meeren umflossen wird, und das so große Kolonien besizt, seine Lobredner nicht deutlicher Lügen strafen kann als durch die unumwundene Erklärung, daß sie keine Mittel besizt, ein Kollegium zu Bildung ihrer Seeoffiziere zu unterhalten.

Dem Finanzministerium sind im Budget 11,629,151 Fr. bestimmt, wozu noch 25,200,556 Fr. kommen, welche ein anderes Dekret für Verwaltungkausgaben und zur Erhebung der Auflagen und Douanen bewilligt. Man muß gestehen, daß eine so sonderbare Distinktion schwer zu begreifen ist, da doch beide Summen unter eine Rubrik gehören; sie beweist wenigstens, daß nicht alle Ausgaben im Budget verzeichnet sind. Nimmt man auch an, daß die Kosten der Erhebung der Gefälle wirklich 25 Millionen betragen, so folgt daraus, daß die so vortrefflich organisirte Finanzverwaltung Spaniens 17 vom Hundert der Einnahme für die Erhebungskosten verwendet, während Frankreich bei seinem Heere von Beamten die Einnahme einer Milliarde mit 11 Prozent bestreitet.

Die Hauptsumme des Budgets, ohne jener Menge geheimer Ausgaben zu gedenken, mit den Kosten der Erhebung und ohne die Erhaltung der Provinzialmilizen beträgt also 174,968,854 Fr. Um nun zu beweisen, daß die spanische Nation diese Summe, neben den ungeheuern Bezügen der Geistlichkeit und einer Menge von Lokalsteuern nicht bezahlen kann, wird es genügen zu wissen, was das Volk in jenen Zeiten leistete, wo sein Elend noch nicht die jezige Stufe erreicht hatte:

	Fr.
Im Jahre 1799 *)	159,245,751
— — 1815	119,281,747
In den Jahren 1816 bis 1820 **) eines ins andere gerechnet	131,625,522
Im Jahre 1827 (die Erhebungskosten ungerechnet)	106,754,020

Während die Einkünfte so gering waren, überstiegen die Ausgaben zuweilen die Summe von 250 Millionen und betrugen selten weniger. Daher kommt die ungeheure Schuldenlast, welche Spanien drückt, und die sich mit jedem Jahre vermehrt. Es gehört in der That die Unverschämtheit der spanischen Finanziers dazu, um in einem Augenblicke, wo man alle Mittel der Intrigue und der Treulosigkeit anwendet, um Leichtgläubige zu bethören, wo fast alle bedeutenden Handelsplätze ein Schuz- und Truz-Bündniß gegen diese neue Art von Seeräuberei geschlossen haben, noch öffentlich bekannt zu machen, daß die Verwaltung nach Abzug der Ausgaben noch einige Millionen erübrige, welche für innere Verbesserungen verwendet würden. Nein, Spanien, seiner Kolonien und seines Seehandels beraubt und nur auf den Ertrag seines Landes beschränkt, kann seine gewöhnlichen Ausgaben nicht decken; also noch weniger jemals seine täglich wachsende Schuldenmasse tilgen, nur ein Bankerot vermag hier zu helfen, und will man dieß bestreiten, so fordern wir nur Eines: Bekanntmachung des Budgets der Einnahmen.

Folgende sind die hauptsächlichen Ursachen, welche die Noth herbeiführten und unterhalten, von der Spanien aufgerieben wird: Mangel an gehöriger Vertheilung der Ländereien, welche fast alle nur wenigen Besizern angehören; und durch Majorate und Substitutionen fast alle dem Rechte der todten Hand unterliegen, wodurch die Erlangung eines Eigenthums sehr erschwert wird; das Bestehen ausgedehnter Privilegien, wie das der Mesta oder des Triftrechtes, welches den Ackerbau hemmt; der Mangel an Heerstraßen und Kanälen, der die Provinzen ohne Verbindung und Mittel zum Austausche ihrer Produkte läßt; die Kriege und Auswanderungen, welche viele Kapitale aufgezehrt oder aus dem Lande gebracht haben; die unerschwinglichen Auflagen, besonders die geistlichen Gefälle aller Art; der ungeheure Zoll (potazgos y portazgos); der hohe Preis der Handarbeit und der ersten Bedürfnisse; der geringe Preis und die Güte auswärtiger Industrieartikel; das schlechte Douanensystem; die Bewilligung ausschließlicher Lizenzen und Privilegien, welche ein verderbliches Monopol begünstigen; der Mangel eines definitiven Arrangements, welches die Verbindung Spaniens mit seinen alten Kolonien wiederherstellt; die gänzliche Unbedeutenheit der militärischen und Handels-Marine; der Mangel an Elementar-Unterricht; der gänzliche Mangel an Vertrauen auf die Geseze; denn da die Aufrechthaltung oder die Zurücknahme derselben von der Willkür des Königs, seiner Minister oder Günstlinge abhängt, so ist dieß nicht geeignet, Unternehmungen und Spekulationen zu begünstigen. Endlich die Civilverwaltung des Königreichs, welche dem Rathe von Castilien, und der öffentliche Unterricht, der den Jesuiten überlassen ist.

*) Im Laufe dieses Jahres erhielt die Regierung von den Kolonien im Baaren 53,218,350 Fr., außer einer beträchtlichen Ausbeute von Platina, Kupfer u. s. w.; Privatpersonen mehr als 120 Millionen in Gold, Silber und Edelsteinen, und mehr als 90 Millionen in Kolonialwaaren, welche den Eingangszoll bezahlten.

**) Zu jener Zeit war Spanien noch im Besize von Peru, Mexico und dem größten Theile der heutigen Republik Columbien.

Der Telegraph.

(Aus dem Figaro.)

Seit Chappe in England ihn erfand, seit Napoleon ihn mit der Verkündung seiner Siege ermüdete, hat der Telegraph nicht so viel zu plaudern gehabt als gegenwärtig. Schon drei Stunden sehe ich von meinem Fenster aus den geschwäzigen Boten unaufhörlich seine Zunge rühren.

Was kann der Telegraph so viel zu sagen haben? Es sind die Behörden von Paris, die den Behörden in der Provinz Nachrichten senden.

Seht, eben streckt er die Arme aus wie ein Mensch, der gähnt. Gut, ich verstehe es schon. Die Juliusfeste machen vielleicht den Behörden Langeweile. — Ha, nun wirft er sich in die Luft, wie Taglioni, wenn sie tanzt. Das stellt die Versprechungen des Hofes dar. — Doch was soll jezt diese Z-Figur bedeuten? O, ganz recht. Das will so viel heißen als Volk, das im politischen Alphabet den lezten Buchstaben macht. Und sieht nicht das Z wie ein Schlüssel aus? Herrlich! Der Schlüssel wird das Z nach St. Pelagie schicken. — Aufgepaßt! Diese Figur wenigstens ist neu. Scheint doch der Telegraph in seinem nachlässigen Gange nach einem Bette hinschlendern zu wollen, um auszuruhen. Ich habe es: der Telegraph meldet den Provinzen, daß Paris auf dem Faulbette der Feste liegt. Aber, mein Gott, wie jezt seine Zungen gehen! Kaum können ihm meine Augen hören. Nun bricht er sich in ein Dreieck; nun streckt er sich aus wie eine Schlange; jezt verbirgt er einen Arm, jezt den andern; dann steigt er; dann senkt er sich, verschwindet, erscheint wieder — ich kann ihm nicht mehr folgen und ihn verstehen. Wo ist der Champollion, der mir diese Hieroglyphen entzifferte? Endlich verstummt er; seine dreifache Zunge ruht; das lustige Orakel hat keinen Souffleur mehr.

Doch da donnert die Kanone zum Andenken der Märtyrer des Julius! Telegraph, diese Stimme ist noch schneller und deutlicher als die Deine! Von einem Ende Frankreichs bis zum andern wird die Freiheit den Donnerruf der drei Tage vernehmen. Die Stimme der Juliuskanonen ist der Telegraph der Völker!

Wasserschen ohne Wunde.

Folgende Angabe in der „Baltimore Minerva" beweist, daß der bloße Schaum eines wüthenden Hundes auch ohne Bißwunde Wasserschen erzeugen kann. Ein junges Mädchen sah auf dem Wege nach dem Hause seiner Eltern einen fremden Hund auf sie zurennen; es versuchte über den Zaun zu springen, bis der Hund vorüber sey; dieser aber faßte es an der Schürze, riß ein großes Loch hinein und ging dann weiter. Das Mädchen, froh so weggekommen zu seyn, ging nach Hause und sezte sich nieder, um den Riß in seiner Schürze zuzunähen; als es fertig war, biß es, weil es keine Scheere zur Hand hatte, den Faden ab. Kurze Zeit darauf starb es mit allen Anzeigen der Wasserschen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 223. 11 August 1831.

Ueber englische Ansiedlung in Indien.

Bis jezt hat die ostindische Kompagnie den Europäern den Ankauf von Ländereien untersagt, und zwar, so willkührlich dieß auch auf den ersten Anblick scheinen mag, aus Gründen, deren Gewicht auch derjenige anerkennen muß, welcher, wie wir, der aufrichtigen Meinung ist, daß solche Ansiedlungen troz aller Schwierigkeiten thunlich sind, und am Ende auch zum Besten Indiens selbst, und der dasselbe beherrschenden Kompagnie ausschlagen müssen. Dieß wird aber nur dann der Fall seyn, wenn die vielfachen Schwierigkeiten durch vorhergetroffene Anordnungen gehoben, oder wenigstens gemildert sind.

Die wahren Hindernisse dieser Ansiedlung bestehen erstens in der großen Schwierigkeit, ein Civil- und Kriminalgesezbuch zu entwerfen und auszuführen, das für Eingeborene und britische Ansiedler gleich passend und anwendbar wäre, da es durchaus unmöglich ist, jede einzelne Klasse hierin besonders zu behandeln; und zweitens in der Art von Landbesiz, welche in Indien herrschend ist, in so fern die mit einander konkurrirenden Rechte und Immunitäten der verschiedenen Klassen, und die Erbschaftsgeseze der Hindus in Betracht kommen. Ein Gesezbuch zu entwerfen, das dem Sinne der Engländer und der Hindus gleichmäßig entspricht, ist ein hoffnungsloses Unternehmen, wenn sich aber die erstern in beträchtlicher Anzahl über das Land verbreiten, und in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens als Käufer und Verkäufer, als Güterbesizer und Gutsangehörige, Herren und Diener sich mit dem Volke vermischen, so würde es eben so unthunlich als ungerecht seyn, die Gerechtigkeit gegen die Minderzahl in anderer Form und anderem Geist zu verwalten, als gegen die Mehrzahl. Wenn z. B. ein englischer Pflanzer in einem heftigen, von Blutvergießen begleitetem Streite der Angreifer ist, — und die Eingeborenen der westlichen Provinzen sind sehr reizbar, und ihre Nichtachtung des Menschenlebens ist sprichwörtlich geworden — wäre es nicht eine monströse Ungerechtigkeit, ihn, um von einer Jury seiner eigenen Landsleute gerichtet zu werden, an den hohen Gerichtshof in Calcutta zu schicken, und die angegriffene Partei zu einer Reise von 8 oder gar 1200 (engl.) Meilen zu zwingen, um die Klage zu verfolgen? Oder wird ein englischer Pflanzer in einem Eigenthumsstreite sich nach den indischen Schasters von einem Eingebornen richten lassen wollen? Wie werden eingeborene Polizeibeamte mit widerspenstigen Europäern verfahren, welche, wenn auch in geringer Anzahl, sich gegen die Vollziehung der Geseze verbinden werden, wo immer die Abwesenheit des Militärs es gestattet. Und die hier angedeuteten Schwierigkeiten werden noch in weit höherem Maße stattfinden, wenn die britische Regierung eine gebieterische Pflicht erfüllt, und auch in den höhern Zweigen der Gerichtsverwaltung mehr Eingeborene anstellt.

Recht und Klugheit gebieten der Regierung, auch den leisesten Schein zu vermeiden, als ob durch nationalen Uebermuth dem Rechtsschuz des ihrer Herrschaft unterworfenen Volkes Abbruch gethan werden könne. Die Hindus, und noch mehr die zahlreichen Mahomedaner hassen und verachten die christliche Religion; sie finden die gesellschaftlichen Sitten der Europäer lächerlich und verabscheuungswürdig, aber sie erheben das politische Benehmen der Engländer, und finden ihre Herrschaft gerecht und lobenswerth. Diese herrschende Gesinnung dürfen sie nicht verscherzen, und darum müssen Engländer, welche sich dort ansiedeln wollen, ihrer Ansprüche als solche sich begeben, und durchaus sich denselben Gesezen und Gerichten, wie die Eingeborenen unterwerfen. Männer, welche sonst in manchen Gegenständen der ostindischen Kompagnie gar nicht das Wort reden, machen dieß zur ausschließlichen Bedingung, unter der allein man Engländern gestatten könne, im Innern des Landes zu wohnen.

Die Hauptschwierigkeit aber, welche einer Ansiedlung von Engländern im Großen entgegensteht, ist die eigenthümliche Art des Landbesizes, und die Gefühle, womit die Hindus ihre Erbrechte auf den Boden betrachten. Die Engländer wollen große Pflanzungen anlegen, um auf den Märkten mit den Produkten Westindiens und Amerika's konkurriren zu können; zu dem Ende müssen sie aber wirkliche Eigenthümer von Ländereien werden, oder sie wenigstens auf eine Weise in Besiz bekommen, die sie in Stand sezt, die Art des Anbaues selbst zu bestimmen. Anderswo würde überall Geld diese Vortheile verschaffen, nicht so in Indien, das seit undenklichen Zeiten ein fast ausschließlich ackerbauendes Land war, und wo die gesellschaftlichen Verhältnisse so sonderbarer Art sind, daß über Landeigenthum, im europäischen Sinne genommen, niemals ein einzelner Mensch verfügen kann. Alles Land befindet sich nämlich in den Händen der Zemindars, *) welche zwar nach dem Wort des Gesezes Eigenthümer des Distriktes sind, in welchem sie wohnen, aber dieß

*) Ueber diese in einem der nächst folgenden Blätter. A. d. R.

Eigenthum ist nur eine Rechtsfiktion, denn sie theilen nur an ganze Ortschaften sowohl als an Einzelne das Land aus, und erheben nur die Steuer. So gehört das Land eigentlich weder dem Zemindar, noch dem, der es gerade baut, sondern den sämmtlichen Bewohnern des Distrikts. Es gibt freilich Ausnahmen: einzelne kleine Güter zahlen keine solche Steuern, und werden von ihren Besitzern selbst bearbeitet; manchmal theilt auch der Zemindar nicht alles Land aus, sondern läßt einzelne Stücke von gemietheten Arbeitern bauen; solches Grundeigenthum kann dann allerdings gekauft und verkauft werden; damit ist aber dem Engländer, der große Pflanzungen anlegen will, nicht gedient, da die Kosten der Bearbeitung viel zu hoch steigen würden.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Abschweifung zu einem Seitenzweige der Jehuverbrüderungen kehre ich auf diese selbst wieder zurück. Oft schon fragte ich mich, worin wohl die Pole der Sympathie bestehen mochten, durch welche diese mordsüchtigen Banden vereinigt und erhalten wurden. Es war nicht religiöser Fanatismus: denn die Hälfte derer, die ich kannte, waren Wüstlinge und Gotteslängner. Es war nicht Anhänglichkeit an die gestürzte Dynastie: denn man fand unter Hunderten nicht Einen, der an eine Verbindung mit ihr gedacht, oder eine Hoffnung auf sie gebaut hätte. Es war nicht Rache: denn die jungen Leute dieser abenteuerlichen Verbindung, die den Familien der Proscriptoren angehörten, waren an Zahl bei Weitem denen überlegen, die den Familien der Proscribirten angehörten. Es war nicht Habgier: denn größtentheils aus dem wohlhabenden Stande hervorgegangen und minder darauf bedacht, ihr Vermögen durch armselige Plünderungen von Postwägen und Steuereinnehmern zu vermehren, als es durch die wildesten Ausschweifungen zu erschöpfen; sie spielten um Goldstücke die sie an Kupferpfennige setzten, und nicht einmal der Gewinn von diesen wurde ihnen zu Theil. Ihr Raub fiel in die Geldkisten einiger elenden Abenteurer, die sich davon bereicherten, indem sie sich den stolzen Namen Kommissäre des Königs beilegten; ihnen selbst erwuchs daraus nichts als Schande und Schaffotte. Es waren endlich auch nicht Familienzwiste oder persönlicher Haß: denn man tödtete zwar, wenn sich dazu Gelegenheit ergab, einen Feind, einen Nebenbuhler oder Gläubiger; aber man mordete auch jeden Augenblick einen Fremden, einen Unbekannten, einen Nachbarn, einen Schul- oder Jugendfreund; man umarmte ihn sogar zuweilen vorher. Es war — um es mit Einem Worte zu sagen — eine endemische Monomanie, ein Drang zu geheimem Raub und Mord unter den Flügeln der Harpyien der Revolution; ein diebischer Hunger, der durch die Konfiskationen aufgestachelt; ein Blutdurst, der durch den ewigen Anblick von Blut geschürt worden war. Es war die wahnsinnige Raserei einer Generation, die gleich dem Achilles mit dem Marke wilder Thiere aufgesäugt war, und die keine höhern Vorbilder kannte, als Schiller's Räuber, und die Freirichter des Mittelalters. Es war die schreckliche und eiserne Nothwendigkeit, den gesellschaftlichen Zustand durch das Verbrechen wieder zu beginnen, wie er damit geendigt hatte. Es war die Uebergangsperiode, deren Lücken nach dem Walten der Alles ausgleichenden Geschicke mit Ungeheuern ausgefüllt wurde, wie die Titanen nach dem Chaos erscheinen, Python nach der Sündfluth; es war eine Wolke hungriger Geier, die über einem Schlachtfelde schwebt; es war jene unfehlbare Wiedervergeltung durch Landplagen, die Tod um Tod, Leiche um Leiche fordert, und mit Wucher sich bezahlt macht; es war eine jener Geißeln, die von der heil. Schrift selbst unter die Werkzeuge der Vorsehung gezählt werden.

Die Jehubanden waren so zufällig entstanden, daß sich an ihnen wohl die unvermeidliche Mischung von Ständen, Verhältnissen und Personen wahrnehmen ließ, die man an allen Genossenschaften und Banden bemerkt, die sich über einen in Auflösung begriffenen Staat herstürzen; aber sie trugen von diesem Merkmale doch weniger an sich, als irgend eine andere Verbindung dieser Art. Den Leuten aus der untern Volksklasse, die daran Theil nahmen, fehlte es nicht an einem Firniß von Sitten, den man sich durch kostspielige Laster erwirbt: es war ein aristokratischer Pöbel, der von Schwelgerei zu Schwelgerei, von Ausschweifungen zu Ausschweifungen forttaumelte, und in die Fußtapfen der Aristokratie der Namen und des Vermögens trat, gleichsam um zu beweisen, daß Nichts leichter sey, als böse Beispiele zu übertreffen. Die Uebrigen bargen unter noch eleganteren Formen eine um so gehässigere Verdorbenheit, als sie den Zügel des Anstandes und der Erziehung zerreißen mußten. Nie hat man wohl noch so viele Mörder in seidenen Strümpfen gesehen, und man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der Luxus der äußern Sitten der Wildheit des Charakters verhältnißmäßig Eintrag gethan hätte. Die fieberhaften Wuthanfälle zeigten sich nicht minder unbarmherzig an dem Weltmann, als an dem Menschen aus dem Pöbel, und man würde den Tod unter dem Dolche des Stutzers nicht weniger von ausgesuchter Grausamkeit gefunden haben, als unter dem Messer des Schlächters.

Die Proscribirten hatten sich anfangs um die Wette zu den Gefängnissen gedrängt, um dort ein Asyl zu finden. Als dieser traurige Zufluchtsort des Unglücklichen eben so wenig mehr verschont blieb, als Alles, was gewöhnlich in den Augen der Menschen eine unverletzliche Weihe behauptet, wie die Kirchen und Gräber; so versuchte es die Staatsgewalt die Schlachtopfer der Gesetze dadurch zu sichern, daß man sie nach einem andern Ort versetzte, um sie wenigstens der Privatrache zu entziehen. Man sendete sie zwanzig und dreißig Meilen weit hinweg von ihren Gattinnen und Kindern, unter Bevölkerungen, denen sie weder dem Namen nach, noch durch ihre Handlungen bekannt waren; aber diese furchtbaren Karawanen dienten zu nichts, als daß die Unglücklichen ihr Grab in einem andern Boden fanden. Die Jehuisten lieferten einander ihre Beute gleichsam durch Wechsel, und mit der Regelmäßigkeit eines ordentlichen Verkehres in die Hände. Nie wurde wohl die Gewissenhaftigkeit im Handel so weit getrieben als bei diesen furchtbaren Gegenrechnungen. Nie wurden diese barbarischen Tratten, die mit Menschenleben bezahlt wurden, bei der Verfallzeit nicht eingelöst. Sobald der Frachtbrief ankam, wurde das Blutgeld auf Sicht bezahlt.

Es war ein Schauspiel, an das zu denken schon die Seele empört, und das sich nur allzuoft wiederholte. Man denke sich einen jener langen Leiterwagen, auf die man die Kälber zur Schlachtbank führt, und darauf unordentlich durcheinander geworfen, an Händen und Füßen fest mit Stricken geschnürt, den Kopf von Wagenstößen zerschlagen zur Seite herabhängend, die Brust keuchend von Erschöpfung, Schrecken und Verzweiflung — Menschen, deren größtes Verbrechen gewöhnlich eine tolle Ueberspannung war, die sich in Drohworten ergossen hatte. Man denke ja nicht, daß man den Schlachtopfern, deren man doch gewiß war, jene Schonung angedeihen ließ, die man gewöhnlich den der Hinrichtung Verfallenen erweist, daß man ihnen das Henkermahl oder nur den eitlen Trost gegönnt hätte, einen Augenblick dem gefahrlosen Angriff einen möglichen Widerstand entgegenzusetzen, wie auf den Arenen des Constantius und Galerius! Der Mord überfiel sie in einer Stellung, wo sie keiner Bewegung fähig waren, man erdolchte sie in ihren Banden, und ihr blutbespritzter Schlächter ließ sein Jubelgeschrei oft noch lange über den Leichnamen erschallen, die längst zu athmen aufgehört. Und bei solch gräßlichem Schauspiel erblickte man Weiber, die mit ihren Kindern auf den Armen ruhig zusahen, und Kinder, die dabei in die Hände klatschten. Ich sah einen siebzigjährigen Greis, der durch sein sanftmüthiges Benehmen im Umgang und durch jenen manierirten Schliff des äußern Anstandes bekannt war, der in den Salons der Provinzen jede andere Eigenschaft überwiegt, — einen jener Menschen von Welt und gutem Ton, deren Gattung allmählich auszusterben beginnt, die einmal in Paris gewesen waren, um Madame Dubarry den Hof zu machen, und einer Jagd des Königs beizuwohnen, und nach Hause zurückgekehrt fortan das Vorrecht genossen, von Zeit zu Zeit bei dem Intendanten zum Mittagessen eingeladen zu werden, und in zweifelhaften Fällen der Etikette ihr entscheidendes Gutachten abzugeben — ich sah ihn, sage ich, seine altersschwachen Arme abmühen, indem er mit einem spanischen Röhrchen mit goldenem Knopf auf eine Leiche losschlug, an der die Mörder das letzte Lebenszeichen zu ersticken vergessen hatten, und die ihren langsamen Todeskampf noch durch eine Konvulsion zu erkennen gab.

Alles dieß erinnert auf eine grauenvolle Weise an die Mordfeste der Menschenfresser, und wie bei diesen wurde das Menschenopfer unter Gesängen vollzogen. Im Munde dieser Kannibalen, ertönte dabei der Reveil de Peuple, und die Wildheit des Gesanges wurde um so gräßlicher, je mehr der Blutdunst ihnen in's Gehirn stieg; die Endzeile der Marseillaise verhauchte zuweilen auf dem Munde der Sterbenden. Nur verzehrt wurden diese nicht. Dieß war der einzige Unterschied.

Noch entsetzlicher mußten diese Mordscenen in den Gefängnissen seyn, wo mit Ausnahme des bestürzten Kerkermeisters, der die Pforte öffnete, Alles ganz so wie zwischen Marius und Cimber vor sich ging. Der Mörder bleibt eine Zeit lang an der Schwelle stehen, um sein Auge an die Dunkelheit der unterirdischen Gefängnißgewölbe zu gewöhnen; dann durchstöbert er mit grausamer Gier alle Winkel, bis er im Zwielichte auf einer Handvoll Stroh etwas Lebendiges wahrzunehmen glaubt, das sich vor Schrecken rührt. Dann stürzt der Tiger mit seinem Todesschrei auf den Feind, und man hört nur noch ein Stöhnen. Welche Feinde! Großer Gott, welcher Kampf! Welches Schlachtfeld! Welche Geschichte!

Oft bewiesen die Schlachtopfer in diesen Augenblicken furchtbarer Angst einen Muth, der eines bessern Schicksals würdig gewesen wäre. Ein Gastwirth von Saint-Amour, Namens Tabé, lag krank auf einer elenden Matratze in einem der fernsten Winkel des Gefängnisses. Durch seine körperliche Schwäche und die Finsterniß geschützt, in die man ihn geworfen hatte, sah er mehr als zehnmal die Würger vorübergehen, die nach Beute lechzten, er sah sie zehnmal von ihrem blutigen Geschäfte zurückkehren. Die Horde entfernte sich. Auf einmal dringt ein Getöse an sein Lager; die Mörder hatten etwas vergessen. „Tabé! Tabé!" schreien wüthende Stimmen. „Hier bin ich!" ruft er aus, indem er sich mühsam auf seine Knie erhebt. „Ich bin's, der Tabé heißt!" Eine Kugel zerschmettert ihm den Arm; der Mörder hatte sich nicht Zeit genommen zu zielen. Tabé erhebt sich abermals auf den andern Arm gestützt und ruft: „Es war gefehlt! Hieher mußt Du treffen!" — und somit reißt er seine Brust auf. Dießmal war man so menschlich ihn mit der Pistole vor der Stirn zu tödten.

(Schluß folgt.)

Erinnerung an die drei Julustage.

(Aus dem Figaro.)

Von vier Dingen müssen wir zuerst reden: von dem Volke, von einem Grabmale, von einem Könige und von einem entthronten Kaiser. Wie war das Volksgedränge schön, das die heiligen Gräber besuchte, wo die Märtyrer der großen Woche schlafen! Bei den Innocens, bei Grenelle, auf dem Marsfelde, vor der Kolonnade des Louvre, überall, wo schwarze Kreuze sich erheben, flossen Bürgerthränen. Trauermusiken ertönten ununterbrochen an diesen kleinen Grabhügeln, die von Fahnen überschattet, von Blumen balsamirt, von frommen Gebeten umgeben waren. Kränze von Immortellen und Rosen, am Vorabende geflochten, waren, mit Bändern durchwunden, vor Tagesanbruche schon hingelegt worden. Die Frömmigkeit der Frauen hatte mit übervollen Händen gespendet. Der Gottesdienst unter freiem Himmel, der Ur-Gottesdienst, war weit erhabener als die Feier der Priester in den Kirchen. Die Kirchen waren geöffnet, aber diese Damen hatten zur Leichenfeier blutwenig auf ihren Putz verwendet. Eine schwarze Schürze und einige entlehnte Thränen daran geleimt, waren Alles, was den flüchtig Vorbeigehenden andeutete, daß man da auch betrübt sey. Niemand war darin zu sehen, einige blasse Kerzen abgerechnet; nicht die geringste Feierlichkeit, kein Pfarrer, kein Küster war zu Hause, und ich wette, der Glöckner war auf seinem Landgute. Notre-Dame war leer, wie bei dem Leichenbegängnisse eines Atheisten. Die eingeworfenen Fensterscheiben wurden gerächt.

Die größte Volksmasse strömte zum Denkmale der Bastille. Dieses Denkmal wird schön werden; vielleicht ein wenig zu schwerfällig. Es war ein herrlicher Augenblick, als der König dahin kam; es waren da am Ehrenplatze Sieger der Bastille zu sehen. Eine Deputation der Julinsritter verlor sich im Gedränge eines Generalstabs, der furchtbarer war als irgend einer, mit dem sich Napoleon in den Tagen seiner Macht zu umgeben pflegte.

Der Zug ging mitten durch Paris. Als er auf dem Grèveplatz ankam, zeigte Ludwig Philipp Don Pedro die Schlachtstellung des 28 Julius; die Straße der Mortellerie, die Arkaden, die Brücke, die zwei Quais. So erzählte Ludwig Philipp seine Geschichte; er erklärte sein eigener Wappenherold die Zeichen seines Schildes. Er deutete mit Worten und Fingern nach dem Wirthshause an der Ecke, wo der Weinwirth wohnt, der mehr Schweizer getödtet, als bei ihm ihren Durst gestillt. Und das Volk schrie: es lebe der Kaiser! Es meinte nämlich den von Brasilien, der zur Seite des Königs ging. Man erkannte ihn an seinem grünen Federbusche. Es war schön, diese beiden Fürsten zu sehen, den einen, den das Volk gemacht, den andern, den es abgesetzt; sie gingen nebeneinander

wie Fabel und Moral. Und ein Kaiser von Brasilien, vom Silberstrome, ein mythologischer König so zu sagen; so weit her ist er; so viel schwarze, gelbe und kupferfarbige Unterthanen hat er; gleichsam ein König Balthasar und geht nun durch die Straße Saint-Antoine, über den Platz Baudoyer, und ißt zu Mittag im Bürgerrocke im Palais-Royal! Wann werde ich König der Kalmucken werden? Nun, wäre das so was Wunderbares?

Nicht zu vergessen die Verse Viktor Hugo's, die im Pantheon von Nourrit gesungen wurden. Die Wahl, die man in diesem Falle mit Viktor Hugo traf, war nicht so ungeschickt; wir müssen sie loben. Viktor Hugo hat Ludwig XVIII in zwei Bänden besungen; dann Karl X so viel dieser wollte. Uebrigens sind es lyrische Munizipalitätsverse im Lapidar-Styl. Man wird sie singen, bezahlen, drucken; sie sind abscheulich. Das war der erste Tag.

Wir hatten uns eine schöne Sonne gewünscht; wir hatten drei für eine; der Himmel macht es nie anders, wenn es das Volk betrifft. Das Volk war ernst in seinem Schmerze, gemessen in seiner Freude; man lacht nicht auf Befehl und nach Verordnungen; aber es war die Freude eines freien Volkes; es hatte seine Sonntagskleidung hervorgesucht; es wogte durch die ungeheure Stadt, die wie eine Stadt des Orients mit ihren von der Sonne überzinnten Kuppeln, überweht von blauweißrothen Fahnen, schwitzte, keuchte. Auf den Champs-Elisées war Harmoniemusik, um Einen taub zu machen, wie das Programm sagt; eine militärische Komödie, von Schweizern dargestellt, die sich sieben und vierzigmal todtschlagen ließen für ein Maß Wein und einhundert Sousstücke auf den Mann. Um jeden Baum ein Ball! und Gott verzeihe es mir, ein Ball so anständig als einer; da ging es hoch her, man führte seine Tänzerin nach dem Tanze zu ihrem Sitze, auf den Rasen oder den Staub, und erfrischte sie mit Bier, das man bezahlte. Alle Vergnügungen waren gratis, das Bier ausgenommen. Wir sagen nichts mehr von dem Anblicke der hunderttausend Personen, die auf hunderttausendfache Art gekleidet, auf hunderttausendfache Art lachten — dort unten die Tuilerien unter ihrem Schieferdache hervor-maulend; die Seine bedeckt mit leichten Schiffen und Zelten, das Marsfeld durchstampfe von den Rossen der Wüste; die Kabylen und Don Pedro, 89 und 1830; Frankreich von Freude trunken — — Polen von Siegen erschöpft!

Was helfen uns an diesem dritten Tage diese prächtigen Paraden? Es ist genug an diesem Boulevardkriege, an diesen Kamaschenknopfrevuen! Schön sind wir, aufgeschniegelt und prunkvoll! Aber genug der Soldaten-toiletten! Vorwärts! Marsch! ein wenig mehr soldatischer Schmutz würde uns besser stehen, besser der Rock vom Säbel zerhackt, von Kartätschen durchlöchert, eine zerfaserte Fahne! Dann erst wollen wir lustig seyn!

Hört Ihr nicht, hört Ihr nicht Polen weinen? Seht, es schleppt sich, todeswund, an die Ufer des Rheins! Auf, mein König! Nur so viel als heute über den Vendomeplatz marschirte, und das Bollwerk des Throns steht fest; Polen ist gerettet! Und auf Deine Wappen, auf Deine Fahnen wollen wir stolz mit Blut, mit Thränen schreiben: „Ludwig Philipp I, König der Franzosen durch des Volkes Willen, der Befreier Polens!"

Vermischte Nachrichten.

Auf den Besitzungen des Prinzen Camillo Borghese befindet sich eine Strecke, Nomento genannt, wo der herrschenden Sage zufolge ein Lust-schloß der römischen Kaiser gestanden haben soll, von denen mehrere mit einander wetteiferten, es zu verschönern. Diese Tradition veranlaßte den Fürsten Borghese, in dem genannten Orte unter Leitung des Herrn Joseph Spagna Nachgrabungen veranstalten zu lassen, die bereits mit einem glücklichen Fund gelohnt haben. Man entdeckte nämlich den Torso einer schönen Statue, die, nach dem Verhältnisse zu urtheilen, sechs Fuß hoch gewesen seyn mußte, einen Mannskopf und verschiedene Bruchstücke von Basreliefs, unter Andern eines von dritthalb Fuß. Der Torso ist von schönem parischen Marmor, und obgleich ihm der Kopf, der linke Arm und das rechte Bein fehlt, so ist doch aus dem Charakter der Skulptur, so wie aus einer Schale, die er in der rechten Hand hält, leicht abzunehmen, daß diese Statue den Eroberer Indiens, den Sohn des Jupiters und der Semele, darstellte. Der Styl dieses Denkmales erinnert an jene Zeit des Kaiserreichs, wo die schönen Künste am herrlichsten blühten. Die Alterthumskundigen haben sich unbedenklich dahin ausgesprochen, daß der gefundene Rumpf in Vollkommenheit der Arbeit wie des anatomischen Studiums nicht hinter dem Torso des Belvedere's zurückstehe. Der neben dem Torso gefundene Kopf hat große Aehnlichkeit mit dem des Kaisers Hadrian. Er ist ein wenig über natürliche Größe, sehr schön gearbeitet, aber in dem etwas manierirten Style dieser Zeit. — Die Basreliefs sind zwar nur von gebrannter Erde, aber von ausgezeichnetem Geschmacke; das größere derselben ist besonders gut erhalten. Wahrscheinlich dienten dieselben dem Piedestal der Bildsäule zur Verzierung. Man erblickt auf einem derselben Bacchus, der mit einem Panther spielt. Dieser hat die beiden Vordertatzen auf die Schenkel des Gottes gestemmt und sitzt so aufrecht vor ihm, des Winkes seines Gebieters gewärtig. Was den Werth dieses Denkmals erhebt, ist der Umstand, daß es ein Original-Modell ist. Ohne Zweifel werden diese Entdeckungen zu anderweitigen Nachgrabungen ermuntern; indeß ist doch kaum zu glauben, daß der Fürst dadurch den Gladiator und Hermaphroditen oder überhaupt einen jener Kunstschätze der Villa Borghese ersetzen wird, die er seinem Schwager, dem Kaiser Napoleon verkaufte, und die jetzt die Zierde des Pariser Museums ausmachen.

•

Die Beschwerdeführung des greisen Grafen von Pfaffenhofen vor den französischen und englischen Gerichten, so wie vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung gegen Karl X ist bereits zur Genüge aus diesen Blättern bekannt. Nach vielen fruchtlosen Schritten ist es endlich dem Kläger gelungen, von dem Civilgerichtshofe zu Paris ein Urtheil gegen seinen bösen Schuldner zu erwirken, zufolge dessen letzterer gehalten seyn soll, eine Summe zu bezahlen, die mit Kapital und Zinsen sich höher als eine Million beläuft. Die Art und Weise, wie diese Schuld kontrahirt wurde, wäre wahrscheinlich bei einem andern Menschen als einem eidbrüchigen Könige ein großer Beweggrund gewesen, sich ihrer als einer Pflicht der Dankbarkeit freiwillig zu entledigen. Im Jahre 1792 erhielten die Lieferanten des Condé'schen Heers von den Agenten der Grafen von Artois und der Provence falsche Assignaten als Bezahlung. Der Betrug wurde entdeckt und auf die Bagage des Heers Beschlag gelegt; auch war man eben bereit, eine gerichtliche Klage anhängig zu machen, als noch zur rechten Zeit der Graf Pfaff von Pfaffenhofen ins Mittel trat und sich als Bürge für die beiden Prinzen herstellte. Zwei und zwanzig Jahre verflossen hierauf, ohne daß die Lieferanten auf Bezahlung drangen; erst im Jahre 1814 wirkte einer derselben, Collon, bei dem Hofgerichte zu Wien ein Urtheil gegen den Grafen von Pfaffenhofen aus, wodurch dieser um sein ganzes Vermögen kam und in die bitterste Dürftigkeit gerieth. Nun wendete sich dieser an seine Schuldner, die bereits wieder in Besitz des schönen Frankreichs gekommen waren, und erhielt auch wirklich von Ludwig XVIII fristenweise Abzahlungen, die aber bei der Thronbesteigung Karls X sogleich eingestellt wurden. — Vor demselben Gerichtshofe trat zu gleicher Zeit außer dem Grafen von Pfaffenhofen ein anderer Gläubiger des Verbannten von Holyrood auf: der Graf von Isenburg, Fürst von Wied-Neuwied, welcher der bourbon'schen Familie während ihrer Emigration bedeutende Anleihen gemacht hatte. Auch er erhielt nach der Restauration zwar eine Abschlagszahlung von dreißigtausend Franken, blieb aber noch mit einer Forderung von 262,555 Fr. unbefriedigt, zu deren Bezahlung sammt Zinsen Karl X von dem erwähnten Gerichtshofe gleichfalls verurtheilt wurde. — Es bleibt den Klägern nichts zu wünschen übrig, als daß sie eben so schnell zu ihrer Bezahlung als zu ihrem Rechte kommen mögen.

•

In den Sälen der Gießerei der kaiserlichen Akademie der schönen Künste in Petersburg sieht man gegenwärtig die Statue des Fürsten Potemkine, die zu Cherson errichtet werden soll, ausgestellt. Das Modell ist von dem Bildhauer Martos, der Bronzeguß von Herrn Jekimoff. Die Kenner sind einstimmig in Anerkennung des ausgezeichneten Verdienstes der genannten russischen Künstler.

•

Zu Chelsea in England ist ein Matrose in dem Alter von hundert und eilf Jahren gestorben. Erst in seinem hundert und zweiten Jahre zog er sich vom Dienste zurück, es war ein sehr kräftig gebauter Mann, der keine geistigen Getränke genoß, übrigens wie die andern Matrosen von gesalzenem Fleische lebte und viel Leibesbewegungen machte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 224. 12 August 1831.

Die Zemindars in Indien.

Je näher die Entscheidung der großen Frage rückt, die über das Schicksal der englisch-ostindischen Kompagnie bestimmen soll, ob sie selbst ihre Herrschaft behaupten, oder ob sie ganz in die Hände der englischen Regierung übergehen wird, desto eifriger beschäftigen sich auch die öffentlichen Blätter mit den Einzelnheiten der Verwaltung jenes ungeheuren Reichs, des seltsamsten, das je die Welt erblickte. Eine der wichtigsten Fragen ist die über den Betrag und die Erhebung der Grundsteuer, und das Verhältniß der Zemindars zu den Reiots oder Bauern; bemerkenswerth ist, daß während die meisten, vielleicht alle Ortsobrigkeiten indische Namen behielten, die Distriktsobrigkeit einen persischen Namen bekam. Zemindar bedeutet wörtlich Grundherr. Wenn dieser Umstand gerade kein Beweis ist, daß die Institution selbst sich von den persischen Eroberern herschreibt, so ist doch zu bemerken, daß diese Art von Lehenssystem eine große Aehnlichkeit mit den Verwaltungsformen der mahomedanischen Reiche Westasiens darbietet, und in ihrer Art das unterdrückendste System ist, das man sich denken kann. Der Kaiser forderte möglichst viel Geld von dem Subahdar, dem Oberhaupt der Provinz, und der Subahdar in seiner Reihe möglichst viel von dem Zemindar, wodurch endlich die Lasten so ungeheuer stiegen, daß der Bauer völlig seines Eigenthums beraubt, nur mit Gewalt zur Arbeit gezwungen werden mußte, da diese ihm kaum den dürftigsten Lebensunterhalt sicherte. Aufruhr war daher unvermeidlich, und häufige Auswanderungen fanden statt nach den Ländern indischer Radschahs, welche den Landmann mit etwas mehr Menschlichkeit zu behandeln pflegten. Aber auch diese verlangten einen sehr großen Antheil an dem Rohertrage des Bodens, meistens ein Drittheil, oft die Hälfte; und daß auf diese Weise die unterste Klasse der Ackerbaubevölkerung im tiefsten Elende blieb, bedarf keiner Erwähnung.

Die ostindische Kompagnie befolgte anfangs, so viel wie möglich die barbarische Politik ihrer mahomedanischen Vorgänger, eine Reform dieses Systemes ward bald zur dringendsten Nothwendigkeit, nicht bloß um der Menschlichkeit willen, sondern weil das schändliche System durch seine eigene Macht mit reißender Schnelligkeit untergraben, und das Land erschöpft wurde. Lord Cornwallis war es, der kühn und energisch diese Reform durchsetzte, er war ein geschickter, redlicher und wohlwollender Staatsmann, aber seine unmittelbaren Rathgeber scheinen weder mit der eigenthümlichen Gesellschaftsordnung in Indien, noch mit den Bedürfnissen und Gesinnungen des Volks sehr vertraut gewesen zu seyn, und seine eigenen Ideen trugen zu sehr einen europäischen Charakter, als daß sie hätten für Indien passen sollen. Einen großen Fehler beging er, indem er das Verhältniß zwischen Zemindar und Reiot nicht genau bestimmte. Von seinen europäischen Theorien geleitet, erkannte er den Zemindar als den Lehensherrn des Distriktes an, über welchen seine Macht sich ausdehnte, zugleich aber dachte er zu menschlich, und fand die Rechte der Reiots allzu einleuchtend, als daß er sie der Willkür ihrer Obern ohne Weiteres hätte hingeben können, darum suchte er die Steuerforderungen der Zemindars zu beschränken, und den Reiots das Recht des Besitzes zu sichern. Die Folgen ließen sich voraus sehen: endlose Streitigkeiten entsprangen aus diesen Anordnungen, und wurden als unseliges Erbtheil der jetzigen Generation überliefert. Eine neue Ordnung der Dinge ist in diesem Punkte unerläßlich geworden, denn abgesehen von dem für das Volk daraus entspringenden Nachtheil, werden auch die Gerichtshöfe so sehr mit Prozessen dieser Art überladen, daß sie sich nicht zu retten wissen.

Eben so fehlerhaft war das neue Polizeisystem, das ganz in die Hände vom Staate besoldeter Leute überging. Fast überall hatte man seit undenklichen Zeiten in den Dörfern einen Theil des Bodens an Leute verliehen, welche dagegen für die öffentliche Sicherheit wachen mußten. Diese Einrichtung ward aufgehoben zum großen Nachtheile des Landes. Den Zemindars mußte man freilich die ausgedehnte Gerichtsbarkeit entziehen, die sie bisher ausgeübt hatten, warum aber auch die untergeordneten Agenten in dieß Verdammungsurtheil einschließen? Man erfuhr bald die ernsten Folgen dieser Maßregel; nicht nur waren nun die Magistrate des thätigen Beistandes einer großen Masse von Menschen beraubt, die man in den bengalischen Provinzen allein auf 100,000 anschlagen kann, sondern viele dieser Menschen, denen man ihre Grundstücke hätte lassen können, so lange sie sich gut betragen, wurden nun selbst Räuber. Die Nichtachtung der Municipalverhältnisse strafte sich hier schnell; man hatte zwar dem Zemindar die Macht genommen, in Polizeisachen willkürlich zu verfahren, aber man ließ ihm Mittel genug, sich auf Kosten des Volks zu bereichern, und was ihm auf der einen Seite entging, gewann er auf der andern.

Die Hauptfrage hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Zemindar und Reiot ist diese: soll der Vertrag der Regierung, welche

nach den einmal angenommenen Grundsätzen als die Landeigenthümerin betrachtet wird, mit dem Reiot oder mit dem Zemindar abgeschlossen werden? Die Geschichte eines Distrikts in der Nähe von Madras, welcher unter Zemindarrecht im Jahr 1802 verkauft wurde, gibt sowohl über das Verhältniß zwischen Zemindar und Reiot, als zwischen diesem und der Regierung ziemlich genauen Aufschluß.

Der Nabob von Carnatic hatte im Jahr 1765 der ostindischen Kompagnie einen Landstrich abgetreten, der sich vom See Pulikat nördlich von Madras bis wenige Meilen von Pondichery im Süden erstreckte. Die größte Breite betrug im Westen von Madras ungefähr 50 Meilen, im Norden und Süden war er schmäler. Bei dem Einbruch Heider Alis im Jahr 1780 wurde der Landstrich verheert, die Dörfer niedergebrannt, und die Einwohner zerstreut, oder in die Gefangenschaft geführt. Nach dem Ende des Kriegs im J. 1784 verpachtete Lord Macartney, damals Gouverneur von Madras, die Steuereinnahme dieses Distrikts in großen Unterabtheilungen, Pergunnahs genannt, auf zehn Jahre, und zwar so, daß die Steuersumme jährlich steigen sollte. Diese stieg aber zu schnell, und die Pächter machten bankerott, der eine früher, der andere später; im J. 1793 war nur noch Einer übrig. Sobald ein zehnjähriger Pächter bankerott machte, wurde sein Pergunnah in kleineren Abtheilungen abermals verpachtet. Alle diese kleineren Pachtungen endeten aber mit dem Jahr 1795, und nun wurde der ganze Distrikt unter einen europäischen Steuereinnehmer gestellt, wobei man die Reiots jedes Dorfs zwang, über eine Gesammtzahlung in Geld auf drei Jahre zu kontrahiren, d. h. man legte ihnen eine nach den Rechnungen der früheren Jahre geschätzte, willkürliche Steuer auf. Der Steuereinnehmer, welcher diesen gezwungenen Kontrakt ins Werk gesetzt hatte, gestand später selbst, es sey dadurch eine große Ungerechtigkeit begangen worden.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Schluß.)

Ich bin weit entfernt, Jemand für jene Ungeheuer interessiren zu wollen, die mit solchen anthropophagischen Scheußlichkeiten den Osten und Süden Frankreichs befleckten, aber man lasse mir den traurigen Trost zur Ehre des menschlichen Geschlechtes, daß diese Ausschweifungen mehr die Frucht des Wahnsinnes als des Verbrechens, mehr ein moralischer Tetanus waren, wenn ich mich so ausdrücken darf, als vorausbedachte Lasterhaftigkeit. Ein gelehrter Mann wird vielleicht eines Tages darthun, daß die Alten, die Alles wußten, was wir wissen, diese Fieberwuth der Seele unter den Symbolen des kindermörderischen Herkules, oder des von Furien gepeitschten Orestes: [illegible] uten wollten. So viel ist gewiß, daß alle Jehuisten, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, wenn sie ihre Blutschuld nicht dem Henker mit gleicher Münze bezahlten, an gänzlicher Entkräftung hinstarben, oder durch Selbstmord endeten, wie gewöhnlich die Monomanen. Wenn diese Scheusale nicht mehr morden konnten, richteten sie das Mordgewehr gegen sich selbst.

Ihre Wuthanfälle abgerechnet (doch ich schreibe dieß nicht ohne Besorgniß vor dem strengen Urtheil, das man hiebei über mich fällen wird, obgleich ich gewohnt bin, unumwunden meine Ueberzeugung auszusprechen), waren es zuweilen sanftmüthige, mitleidige und gefühlvolle Menschen, welche Thränen vergießen konnten über die Wittwen und Waisen, die sie gemacht hatten. Es giebt fünfzig Beispiele für eines, daß ein Jakobiner oder Mathevon die Tage der Proscription in Sicherheit bei einem Genossen der Jehubanden zubrachte, dessen Dolch ihn auf der Straße oder im Gefängnisse nicht verschont haben würde.

Man erzählt sich, daß manche einen Verfolgten verborgen, genährt und beschützt haben, der sie um ihr Vermögen gebracht und ihren Vater dem Blutgericht angezeigt hatte, weil er sein Unglück dem Schirm ihrer Gastfreundschaft anvertraute. Möchte man da nicht mit Real in seiner schönen Vertheidigung des Revolutionsgerichtes von Nantes ausrufen: „Geschworne, sind das Blutmenschen?“

Es sind von mir bereits einige der furchtbarsten Jehuisten im östlichen Frankreich genannt worden. Man wird leicht begreifen, warum ich Dessen, von welchem hier zum Schlusse noch die Rede seyn soll, nur unter seinem Vornamen erwähne. Die Natur hatte Laurent mit einem verschwenderischen Reichthum von blendenden Gaben ausgestattet, als wollte sie in ihrem wunderlichen Eigensinn die seltsamste ihrer Antithesen schaffen. Seine männliche Schönheit wurde erhöht durch einen liebenswürdigen Ausdruck von Wohlwollen und Güte, die das Vertrauen ansprachen. Ohne sorgfältige Erziehung, und frühzeitig in den Strudel stürmischer Zerstreuungen hineingerissen, hatte er eben so wenig eine große Seelenstärke als einen gründlichen Unterricht gewonnen; aber eine Gewandtheit des Umganges, einen eigenthümlichen Zauber der Beredsamkeit, und jene einschmeichelnde Anziehungskraft des liebenswürdigen Menschen, von der man sich keine Rechenschaft geben kann. Obgleich von Natur, und wie man sich zu erzählen pflegte, durch ein sehr trauriges Begebniß seiner Jugend mit einem höchst reizbaren Nervensysteme begabt, wäre der Anblick eines Menschen, dem seine Aufwallung wehe thun konnte, für ihn hinreichend gewesen, ihrer Herr zu werden.

Einer Schaar von Feinden gegenüber kochte sein heißes Blut von Wuth und Rache; ein Kind hätte ihn entwaffnet. Wenn man ihm in der Gesellschaft eine gewaltthätige Handlung beigemessen hätte, so würde sich nur Eine Stimme wie gegen eine Verläumdung erhoben haben, und doch hätte die Verläumdung selbst nicht übertreiben können. In seiner Wuth war Laurent kein Mensch mehr. Das Volk pflegte auf den Straßen zu sagen: „Laurent ist in Wuth, Laurent ist krank; Laurent hat sein Blutgewand an; es wird Leichen setzen!“

Die furchtbaren Grausamkeiten hatten ihr Ende erreicht. Die Gerechtigkeit versuchte endlich wieder in ihre alten Rechte zu treten und ihre Hand auf jene Usurpatoren der öffentlichen Rache fallen zu lassen, die ihren heiligen Stuhl einzunehmen, und zu entweihen sich erdreistet hatten. Allein noch lange konnte sie nur ein Schattenbild der Kraft darstellen, da sie jeden Augenblick Gefahr lief, von ihrem Sitze wieder durch Leidenschaften herabgestoßen zu werden, die mächtiger waren als die Gesetze. Zweiundsiebenzig Genossen der Jehubanden in den Departements des Osten waren

nach Yssengeaux, im Departement der obern Loire, geschickt worden, um vor einem eigens dazu errichteten Tribunal abgeurtheilt zu werden. In jener Zeit, wo die Staatsgewalt noch so unsicher schwankte, und von Hand zu Hand ging wie es der Zufall wollte, ohne daß darüber mehr Zeit verging, als zwischen der Ankunft zweier Kouriere oder dem Todtengeläute zweier Sturmglocken verstrich, wo die Parteien ermüdet, aber nicht vernichtet waren, und mit drohenden Blicken einander gegenüber ihre fast noch gleichen Kräfte maßen — in einer solchen Zeit war eine solche Anzahl entschlossener Menschen, die in dem Gefängnisse einer kleinen Stadt mehr einquartiert als eingekerkert waren, leicht im Stande, das Schicksal einer Provinz zu entscheiden. So boten auch die Gerichtsverhandlungen eines jener bizarren Gemälde dar, welche die Zeit öffentlicher Unruhe bezeichnen. Die Anklage war furchtsam, die Zeugenaussage schüchtern und gleichsam demüthig, die Vertheidigung sorglos und keck. Alle Angeklagten wurden frei gesprochen, bis auf zwei, auf denen die Anklagen so schwer lasteten, daß sie selbst nicht wagten, die Offenkundigkeit so schreiender Thatsachen in's Gesicht Lügen zu strafen. Laurent und einer seiner Genossen wurden wieder in's Gefängniß geführt, um am andern Morgen hingerichtet zu werden.

Man mußte Laurent gesehen haben, um sich einen Begriff machen zu können von der Herrschaft, die seine schönen Gesichtszüge auch auf die gefühlloseste Menge ausübten. Man wird sich leicht denken können, welchen Eindruck ein solcher Mensch auf das Herz eines Weibes machen mußte, und es war in dem Gefängnisse von Yssengeaux ein Weib, ob die Tochter, Nichte oder Schwester des Kerkermeisters, weiß die Geschichte nicht zu sagen; aber wohl, daß sich seit unvordenklichen Zeiten dasselbe Begebniß schon unzähligemal zutrug, daß die Sagen und Lieder in jedem Dorfe von einem ähnlichen zu erzählen wissen, so daß es kaum der Mühe werth wäre, eine alte Geschichte hier wieder zu erzählen, wollte ich mehr Anspruch auf die schwierige Ehre machen, neu zu seyn, als gewissenhaft meine Erinnerungen wieder zu geben. Gegen zwei Uhr in der Nacht öffnete sich die schwere Gefängnißpforte, und herein trat der Rettungsengel, vielleicht weniger schuldloser Art, als jene Genien, die den Märtyrer mitten aus den schlafenden Wachen hinwegführten, aber von gleichem Gefühle beseelt zu retten, wozu die Liebe ermuthigt, die von demselben Gotte ausgeht. Es war ein junges und hübsches Mädchen, die ihn nur durch das Gitter seines Gefängnisses gesehn, auf die er aber mit allem verführerischen Zauber, der ihm eigenthümlich war, gewirkt hatte. Unter dergleichen Umständen ist man nicht sehr bedenklich über die Angemessenheit des Ortes: der Ringwechsel machte die ganze Feierlichkeit der Verlobung aus, und Laurent sah sich frei, ohne jedoch seinen Unglücksgefährten der in einem andern Gefängnisse am entgegengesetzten Ende des Hauses lag, befreien zu können. Ein Pferd erwartete ihn in einem benachbarten Dorfe, wo noch vor Tagesanbruch seine Braut ihn treffen wollte, deren augenblickliche Flucht noch durch einige Umstände verzögert wurde. Der Tag brach an, und noch immer ließ sie auf sich warten. Ungeduld und Besorgniß nahmen zu mit den Lichtstrahlen, die sich über den Horizont ausbreiteten; aber eben so ungeduldig harrte die versammelte Volksmenge auf die Hinrichtung, die in aller Frühe vor sich gehen sollte. Mehrmals hatte er sich schon Yssengeaux genähert, ohne seine Retterin erspähen zu können. Da fährt es wie ein Blitz durch seine Seele, sie ist auf ihrer Flucht ergriffen, und statt seiner in's Gefängniß geworfen worden. Sein wildes Blut läßt keine weitere Ueberlegung zu, er stürzt in das Städtchen, fliegt mitten unter dem Geschrei von tausend Stimmen, die seinen Namen rufen, an dem Gerüste vorbei, wo die Henker das Werkzeug seiner Hinrichtung zurechte machen, während die Gendarmen, im Gefängnisse die Verurtheilten abzuholen beschäftigt sind — er erblickt mitten unter einem Volkshaufen seine Befreierin, bricht sich Bahn, ergreift und wirft sie hinter sich auf's Pferd, und sprengt im Galoppe davon.

Man würde in der That sich höchlich irren, wenn man eine so edle oder brutale Todesverachtung bei allen Genossen dieser Mörderbanden suchen wollte. Selbst ihre bessern Eigenschaften waren mehr das Resultat einer besondern Naturanlage als der Grundsätze, mehr der gewaltsame Instinkt eines blinden Muthes als die Entwicklung einer höhern Seelenkraft. Sie waren dahin gekommen, den Tod ohne Rührung und ohne Reue zu empfangen, wie sie ihn ausgetheilt hatten; das ist Alles.

Neueste Expedition des Generallieutenants Berthezène gegen die Kabylen.

Die Unterwerfung der Araber und Kabylen oder Gebirgsbewohner in der Umgegend von Algier war immer sehr zweideutig. Die zahlreichen feindseligen Stämme, in welche diese Völkerschaften zerfallen, ließen nie auf lange Ruhe rechnen. Gewöhnt, sich stets gegenseitig zu befehden, vereinigen sie sich leicht gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Ihre Unbeugsamkeit und der ihnen eigene Wankelmuth nöthigte die Milizen des Dey von Algier oft zu Expeditionen gegen sie, um sie im Gehorsam zu erhalten oder aufs Neue zu unterwerfen; kein Jahr verging, wo man nicht mehrere tausend Mann gegen sie schickte, um sie zu bekämpfen oder zu plündern.

Man kann leicht denken, daß der ungezähmte Charakter dieser Stämme, die so eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit sind, seitdem Frankreich einen Theil des Landes besetzt hält, noch nicht geschmeidiger werden konnte. Vor Kurzem noch die beständigen Feinde des Dey von Algier, sind sie jetzt aus Fanatismus und Haß gegen alle Europäer noch weit mehr die geschwornen Feinde der Franzosen. Im November des vergangenen Jahres nöthigte ihre Unruhe den Generallieutenant Clauzel, bis nach Medeah in den Gebirgen des kleinen Atlas, mehrere Tagmärsche von Algier entfernt, vorzubringen; er erfuhr bei dieser Expedition, welche mit vieler Einsicht geleitet wurde, einen lebhaften Widerstand.

Im Anfange des verflossenen Mai fand Generallieutenant Berthezène ebenfalls einen Zug in die östlich von Metidschah gelegenen Gebirge nöthig, um mehrere Stämme zu zerstreuen, welche die Transporte von Lebensmitteln auffingen und die Reisenden ermordeten. Nachdem mehrere dieser rebellischen Horden an den Ufern des Harasch und Hamise streng gezüchtigt worden waren, kehrte er ohne den geringsten Verlust über Belida nach Algier zurück. Einige Zeit früher hatte er eine ähnliche Expedition bis an die Ufer der Chiffa, des Uadscher und Masafran geführt, ohne jedoch einen Schuß zu thun.

Diese Unternehmungen, obgleich sie die Truppen aufs Aeußerste ermüdeten, müssen öfter wiederholt werden, denn sie sind das einzige Mittel, die Ruhe des Flachlandes zu sichern. Der General Berthezène sah voraus, daß nach seiner letzten Expedition noch eine dritte und zwar nach Medeah nöthig seyn werde. In dieser Stadt selbst hatte sich eine gefährliche Verbindung gebildet; der von dem General Clauzel eingesetzte Bey war ohne Macht, und sogar sein Leben war bedroht; es war also von höchster Wichtigkeit, die in jenem Distrikt offenbar verletzte französische Autorität wieder herzustellen.

General Berthezène brach am 25 Julius mit ungefähr fünftausend Mann und einer Batterie Gebirgsartillerie auf. Er überstieg mit seinem Korps ohne Hinderniß die erste Hälfte des Atlas; allein als er vor Medeah kam, ward er von zwei- bis dreihundert Reitern, die jedoch sogleich geworfen wurden, mit Flintenschüssen empfangen. Die Stämme, welche bis jetzt Gehorsam verweigert hatten, wurden aufgefordert, Abgeordnete nach Medeah zu schicken, wenn sie nicht ihre Wohnungen verwüstet sehen wollten. Mehrere gehorchten und erklärten ihre Unterwerfung.

Am 1 Julius war man genöthigt, die Ernten und Lager derjenigen Stämme zu verbrennen, die jener Aufforderung getrotzt hatten. Bei dieser Gelegenheit hatte das Korps zehn Stämme zu bekämpfen, denen es bedeutende Verluste beibrachte. Nach einigen Stunden des Kampfes, in welchem die französischen Truppen nur geringen Verlust erlitten, kehrten sie ruhig nach Medeah zurück und machten sich am andern Morgen auf den Weg nach Algier. General Berthezène hatte die Vorsicht gebraucht, zwei Bataillone staffelweise aufzustellen, eines am Paß von Tenia, das andere bei der Meierei des Aga, um den Rückzug durch die Gebirge zu decken. Vierzig vereinigte Stämme, ungefähr zwölftausend Mann stark, hatten die Gipfel besetzt und suchten den Marsch aufzuhalten, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen. Ein langes Defilée, in welchem drei Stunden hindurch nur Einer hinter dem Andern gehen konnte, mußte passirt werden. Der Kapitän einer Kompagnie, welche den Nachtrab formirte, wurde getödtet; seine Leute, vom Feinde gedrängt und mit Erbitterung angegriffen, geriethen einige Augenblicke in eine Verwirrung, die sich dem nächsten Bataillon mittheilte. Bald aber ergriffen die Franzosen die Offensive wieder und behaupteten ihr Uebergewicht über Feinde solcher Art. Als sie das Flachland erreicht hatten, hielten sie im Angesichte der Araber eine neunstündige Rast, welche nicht beunruhigt wurde.

Die Stämme forcirten die gewöhnliche Fuhrt der Chiffa, weßhalb General Berthezène diesen Fluß auf der Straße nach Oran überschritt und ohne weiteres Hinderniß nach Algier zurückkam.

Der ungünstigen Umstände und der drückenden Hitze ungeachtet, gegen welche die Franzosen zu kämpfen hatten, wird es hinreichen, die Verluste der beiden Expeditionen nach Medeah zu vergleichen, um zu erkennen, welches Uebergewicht die Franzosen über die afrikanischen Völkerstämme behaupten. Die Expedition des Generals Clauzel hatte 162 Todte, und 501 Verwundete, die des Generals Berthezène 65 Todte und Vermißte, und 192 Verwundete, und die Unternehmungen auf Hamise und Masafran kosteten nicht einen einzigen Mann. Der letztere Verlust ist aus den Angaben der einzelnen Regimenter erhoben worden.

Vermischte Nachrichten.

Unter den Papieren Huskissons fand sich von seiner Hand geschrieben folgendes Zweigespräch zwischen John Bull und seinem Bruder Jonathan (bekanntlich England und Amerika) vom Julius 1825: Jonathan: „Ihr seyd ein guter und fleißiger Kunde in meinem Laden, John; Ihr kauft Weizen, Hopfen, Faßdauben und manche andere Artikel meines Handels; Ihr seyd ein guter Zahler, und ich handle immer gern mit Euch." John: „Ich glaube Alles, was Ihr mir sagt, und will auch ferner ein guter Kunde seyn; aber ich muß es sagen, Eure Art mit mir zu handeln ist ein wenig hart. So oft ich Sonntags oder Werktags nach Euerm Laden gehe oder schicke, muß ich am Schlagbaume vor Eurer Thür doppelten Zoll zahlen." Jonathan: „Ihr braucht Euch gar nicht zu bemühen; ich sende lieber meine Waaren durch meinen eigenen Träger meinen Kunden ins Haus, und da diese stets rasch und pünktlich in der Ablieferung sind, so sehe ich nicht ein, warum Ihr Euch beklagen solltet." John: „Ich beklage mich, weil mein Karren und meine Pferde nichts zu thun haben, und meine Leute vom Almosen leben, während ich Eure Träger bezahle. So gehts nicht länger." Jonathan: „Nun gut, wir wollen das am nächsten Christfeste überlegen; da kommen die Theilhaber an unserer Firma zusammen, um mit einander darüber zu sprechen." (John blieb noch ein Jahr ruhig; da er aber fand, daß der Sonntagszoll fortdauere, so fragte er im Julius 1826 wieder an, was Bruder Jonathan und seine Firma beschlossen hätten.) Jonathan: „Wir sind übereingekommen, neue Fristen in der Zahlung zuzugestehen; aber in den Bedingungen ist nichts geändert." John: „Wenn das ist, so entziehe ich Euch meine Kundschaft." Jonathan: „Der Teufel auch!" — (Bei Seite.) „Wir haben ihn für geduldiger genommen, als er wirklich ist. „Wie machen wirs, daß er wiederum in unsern Laden kommt?"

•

Ungefähr zwanzig (englische) Meilen von Mount Hoor in Neu-York ist ein Haus, das in zwei Staaten, drei Grafschaften und vier Stadtgebieten gebaut ist. Die Staaten sind Neu-York und Vermont, die Grafschaften sind Rensselaer, Bennington und Washington, und die Stadtgebiete sind Bennington, Shaftesbury, White Creek und Honsac. Eine amerikanische Zeitung erzählt darüber Folgendes; „Das Haus wurde gebaut von einem Herrn Matthews, der wegen einiger Unglücksfälle in seinem Vermögen jener unwillkommenen Gäste, genannt Sheriffs, gewärtig seyn mußte. Einst klopfte der Sheriff der Grafschaft Bennington in Vermont ans Haus und erfuhr auf seine Anfrage, Herr Matthews sey in den Staat Neu-York gegangen. Da der Speisesaal desselben sehr geräumig war und die Grenzlinie zwischen beiden Staaten gerade mitten durch denselben ging, so lud ihn Herr Matthews mit seiner gewohnten Gastfreiheit zu Tische ein. Der Sheriff nahm die Einladung an und setzte sich in seinem eigenen Staate nieder, während Herr Matthews, der die andere Seite vorzog, sich ihm gegenüber setzte, und allen Sheriffs im Staate Vermont Trotz bot."

•

Ein Landmann von Saint-Merd-La-Brouille, im Arrondissement von Aubusson, hat auf seinem Felde zwei und fünfzig Goldstücke gefunden, die verschiedenen Zeitaltern angehören. Eine dieser Münzen trägt als Gepräge den Prinzen von Wales, Herzog von Aquitanien, der in einem Tabernakel sitzt, mit dem Schwerte in der Hand, und zu seinen Füßen die Leoparden oder vielmehr Löwen Englands mit der Umschrift: „Dominus adjutorium: protectio mea speravit cor meum." Auf der Kehrseite erblickt man das Kreuz mit den Lilien und Kronen in den Winkeln, und die Legende: „Edwardus primogenitus regis Angliae, princeps Aquitanie." Eine zweite Münze ist ein so genannter Agnel von feinem Golde, ein Goldgulden mit dem Lamm und der Fahne und der Legende: „Agn. Dei qui toll. pec. mundi;" auf der Kehrseite befindet sich das Kreuz mit den Lilien und die Umschrift: „Christus vincit, Christus imperat, Christus regnat;" eine in jener Zeit gewöhnliche Münzaufschrift. Dieser Agnel stammt aus König Johanns Zeit und den Jahren 1354 oder 1355. Die andern sind unter der Regierung Karls V (1364 oder 1365) und Karls VI (1386 oder 1387) geprägt.

•

Außer Paris bestehen noch in zwölf andern Städten Frankreichs Sparkassen. Die Sparkasse zu Paris wurde im Jahre 1818 gegründet und erhielt bis zum Jahre 1830 von 751,567 Depositären die Summe von 43,201,523 Fr. Unter 11,800 neuen Deponenten zählte man im Jahre 1829 4,500 Arbeitsleute, 2,800 Dienstboten u. s. w. Die Zahl der Arbeitsleute betrug also 1/3; im Jahre 1826 war sie nur 1/6. Die der Dienstboten ist sich gleich geblieben. Es ergibt sich daraus ein fortwährend steigendes Verhältniß der Zunahme der Moral unter der untern Volksklasse, von der sie auch während der Julinstage vorigen Jahrs so glänzende Beweise abgelegt hat.

•

Die theilweise Austrocknung des durch Walter Scotts Beschreibung wohlbekannten Loch Leven ließ auf dem gewonnenen Boden einige alterthümliche Sachen finden; nämlich eine kleine Statue von Marmor, und mit großem Fleiße gearbeitet, zunächst an der Insel Saint Serf, und die wie man glaubt in einer Nische der Façade des dort gelegenen Klosters gestanden haben mochte. Der andere Fund besteht in einem schönen Szepter von Rohr und Elfenbein gefaßt und mit Silber ausgelegt, auf dem man noch ganz deutlich lesen kann: „Mary, Queen of Scots." Die schöne und unglückliche Maria Stuart wurde bekanntlich auf einer Insel des Sees Leven eine Zeit lang gefangen gehalten. Das Scepter fand man in der Nähe von Marie-Know, wo die Königin bei ihrer Entweichung aus der Gefangenschaft gelandet haben soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 225. 13 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

Drei Millionen wendet das Ministerium Perier zur Jahresfeier der drei Juliustage auf, und fast eben so sehr vernunköstigen sich seine Journale mit rührenden Artikeln über die Herrlichkeit dieser Feste und den allgemeinen Volksjubel. Es ist ein altes Kunststück, das Volk auf Volkeskosten einmal zechfrei zu halten, um es bei guter Laune zu erhalten, und nichts ist leichter, als dem ehrlichen Geschöpf einen Rausch anzuhängen. Allein eine eben so alte Erfahrung ist es, daß der Rausch verfliegt, und eine um so größere Erschlaffung zurückläßt, je übermäßiger die Begeisterung war. Diese Jubiläen und Geburtstagsfeste von lebendigen und leblosen Dingen wirken in unserer Zeit höchstens einen Tag, und man könnte sogar behaupten, daß sie bei der vorherrschend ernsten Stimmung der Völker meist eine entgegengesetzte Wirkung, als man beabsichtigt, hervorbringen. Die Völker denken zu viel nach, und der Glanz und die Herrlichkeit des heutigen Festes läßt sie morgen Vergleichungen anstellen, durch die ihr wirkliches Elend in nur allzu grellem Lichte hervortritt. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo dieses kindische Jubelfeuerwerk zu dem andern despotischen Flitterstaat in die Trödelkammer geworfen werden wird. Selbst die Freiheit wird kein Geburtsfest mehr haben. Man wird sich ihrer freuen, wie man sich des Lebens freut, das sehr übel angewandt seyn würde, wenn man aus Freude darüber jeden Tag, den Gott gibt, durch Schmaus und Ball begehen wollte. Dann wird man endlich einsehen lernen, daß das Volk nicht immer und ewig ein Kind bleibt.

Genug, Paris war drei Tage außer sich, es war es auch vor einem Jahre. Aber wie der böse Feind nie müßig ist, sein Unkraut zu säen, so mußte den Machthabern in ihrer Freude ein Artikel sehr ungelegen kommen, der ihr wenig ehrenvolles Benehmen an jenen blutigen Tagen des Barrikadenfestes mit der schonungslosen Wahrheit aufdeckte, deren Nacktheit gewissen zarten Augen von jeher ein Gräuel war. Das mürrische Republikanerjournal, „die Tribune,“ enthielt diesen Artikel, der, aus Armand Marrast's Feder geflossen, alle Beweiskraft eines vollgültigen Zeugnisses hat. Das arglistigere, aber jovialere Journal der Legitimität „die Gazette“ ermangelte nicht, ihn mit gewohnter Schadenfreude zu wiederholen, und wir, die fern dem Einen wie dem Andern stehen, theilen ihn als ein historisches Dokument von großer Wichtigkeit mit.

* * *

Der 26 Julius 1830.

Eine dumpfe Bestürzung war der erste Eindruck, den die verhängnißvollen Ordonnanzen hervorbrachten; bald folgte der Ueberraschung Zorn und Entrüstung. Die erste Erschütterung brach natürlich dort aus, wo am unmittelbarsten auf Interessen der Todesstoß geführt wurde, bei den Journalisten; nur wenige Augenblicke waren diese zu einem Entschlusse gelassen. Die Ordonnanzen die gegen sie gerichtet waren, sollten noch an demselben Tage in Vollzug gesetzt werden; jeder Drucker hatte von dem Polizeipräfekten eine Zuschrift erhalten, worin auf den folgenden Tag die gewaltsamsten Maßregeln angedroht waren. Es blieb nur unter drei Dingen zu wählen; man mußte sich unterwerfen, zu Grunde gehen, oder Widerstand leisten.

Die Gazette, die Quotidienne und der Universel suchten um die Erlaubniß nach erscheinen zu dürfen; für diese Journale lag in dieser Unterwerfung weniger Schmachvolles; sie schlossen sich nur ihren Freunden an. Aber das Journal des Debats, das nur unter Knechtschaft, Untergang oder Widerstand zu wählen hatte, zog die erstere vor.

Zwischen zwölf und ein Uhr hatten sich die Hauptredakteure der übrigen Journale auf dem Bureau des National versammelt. Das Journal des Debats ward weder in dieser Versammlung noch in einer andern vertreten. Ein anderes Blatt, dessen ausgebreiteter Leserkreis ihm ein so großes Gewicht in der Wagschale gab, bewies bei dieser Gelegenheit auf eine bedauernswürdige Weise, wie sehr die Vortheile einer einträglichen Spekulation in den Augen der Aktionäre über der Begeisterung des Patriotismus erhaben stehen. Zum Glücke traten zwei Redakteure des Constitutionnel aus freiem Antrieb den Beschlüssen ihrer Kollegen bei. Die andern Journale der Opposition blieben ihren Grundsätzen treu. Zwar sprachen sich auch unter ihren Redakteuren verschiedene Ansichten aus, allein glücklicherweise ist es zu der mir vorliegenden Aufgabe nicht nöthig, Reden anzuführen, die damals gehalten wurden, noch der heldenmäßigen Herzhaftigkeit eines unsrer damaligen Kollegen Meldung zu thun, der späterhin sehr reich und mächtig geworden einen dem Lande wenig ersprießlichen Unterminister und winzigen Staatsmann abgab, zuletzt aber sich unter dem großen Haufen der sogenannten Männer von Geist verlor.

Auch er verschanzte sich hinter die Gesetzlichkeit, und während seine Freunde, als Männer von Herz, zur Flinte griffen, schrie er

über Unklugheit, und machte inzwischen eine Landpartie. Ich würde von ihm kaum gesprochen haben, wäre Herr Thiers nicht abermals in der Bewerbung um eine Deputirtenstelle aufgetreten, und hierin von Herrn Perier selbst unterstützt worden.

Mitten unter den Verhandlungen der Journalistenversammlung trat Herr de Laborde ein, dem der Vorsitz übertragen wurde. Auch eine Deputation der jungen Leute von der Rechtsschule kam hieher, und sprach von der Nothwendigkeit die Waffen zu ergreifen. Herr de Laborde antwortete ihnen: „Meine Herren, kehren Sie zu Ihren Kameraden zurück, um ihnen zu sagen, daß Sie uns von denselben Gesinnungen beseelt gefunden haben, und bereit das Gleiche zu thun. Suchen Sie sich diesen Abend gegen zehn Uhr in noch größerer Anzahl zu vereinigen, wir werden Ihnen dann unsren Entschluß wissen lassen. Nicht mehr mit leeren Worten ist es gethan, es muß mit Nachdruck gehandelt werden, und hiezu bedarf es der Einmüthigkeit und einer wohlgeordneten Leitung. Gehen Sie meine Freunde, und zählen Sie auf uns . . .“

Indeß hatten die Journalisten eine Kommission von drei Mitgliedern ernannt, um eine Protestation im Namen Aller zu entwerfen. Herr Chatelain fertigte hiezu den Entwurf. Man trennte sich mit der gegenseitigen Versicherung, Alles aufzubieten, um am folgenden Tage die Blätter erscheinen zu lassen. Der Entschluß stand fest, aus allen Kräften es zum Aufstande zu treiben.

Herr de Laborde ging, um in seiner Wohnung die in Paris anwesenden Deputirten zu versammeln. Die Zusammenkunft war auf sieben Uhr Abends angesagt. Gegen acht Uhr waren ungefähr zehn Deputirte eingetroffen: es waren die Herren de Laborde, Daunou, Marschal, Villemain, F. Lefebvre, Bassal, Bernard, von Schonen, Bavour.

Herr Laborde nahm als Herr vom Hause das Wort; er erzählte, was in der Versammlung der Journalisten vorgegangen, er sprach von der Stimmung der Jugend, und wies auf die Nothwendigkeit hin, eine energische Erklärung gegen die Ordonnanzen zu erlassen. Herr Bavoux nahm das Wort: Unsere Handlungsweise ist uns bei dieser Gelegenheit von unsern Vätern vorgezeichnet: wir dürfen nicht zögern im Angesichte eines gleich großen Verbrechens gegen die Freiheit. Die Mittel sind gleich gezählt; es gibt nur Eines, uns als Nationalversammlung zu konstituiren. Als Mandatare des Volks haben wir seiner Rechte und Freiheiten zu wahren. Heute wie vor vierzig Jahren gilt es ein Spiel im Ballhause. — Herr Daunou. Ich trete ganz der Ansicht des Herrn Bavour bei. Unser Mandat muß uns doppelt heilig seyn, wenn damit Gefahr verbunden ist. Die Nation sendete uns, ihre Freiheit zu vertheidigen, und die Stunde ist da, diese Freiheit zu erkämpfen. Hiezu haben wir nicht mehr unsere natürliche Kraft, das freie Wort von der Tribune; so bleibt uns nur die Berufung an das Volk. Eines Verrathes an dem Vaterlande machten wir uns schuldig, wollten wir dieß Mittel versäumen, das einzige und letzte. — Herr von Schonen. Ganz richtig! Wir sind Deputirte und wir müssen uns fest in unsern Grundsätzen beweisen. Man muß zu den Waffen rufen, wenn es nöthig ist. Was mich betrifft . . . .

Hier meldete man Herrn Casimir Perier.

Nach einer augenblicklichen Unterbrechung wird die Verhandlung wieder aufgenommen, und von Allen anerkannt, daß Jeder seine Pflicht als Deputirter erfüllen müsse.

Herr Perier. Einen Augenblick bitt' ich, meine Herren. Ich höre da von Deputirten sprechen, von Konstituirung einer Nationalversammlung u. s. w. Man muß vorsichtig seyn . . . Uebereilen wir Nichts, wenn wir nicht Alles verderben wollen. — Herr Bavour. Ich sehe nicht, was noch zu verderben wäre... Herr Perier (mit Ungeduld.) Erlauben Sie, ich für meine Person erkläre, daß ich die Kammer für rechtmäßig aufgelöst halte. (bel et bien dissoute, eigene Worte des Herrn Perier.)

Mehrere Deputirte. Nein! Nein! Keineswegs!

Herr Perier. Und doch, und doch ist es so. Seit der Moniteur erschienen ist, gibt es keine Deputirten mehr, zum Teufel! (eigene Worte des Herrn Perier). Herr Bernard. Glauben Sie, das Mandat habe aufgehört, weil es schwieriger geworden ist? . . . Herr Marschal. Ich begreife nicht, wie man eine Kammer auflösen kann, die sich noch gar nicht konstituirt hat . . . Herr Villemain. Das ist handgreiflich, bevor sie aufgelöst wird, muß sie . . . Herr Perier lebhaft: Pah — das schlägt in die Methaphysik ein. (eigene Worte) Die Thatsachen sprechen deutlicher als Ihre Argumente; die Ordonnanz ist erlassen, sie ist erlassen, gestützt auf einen Artikel der Charte, der ihr hiezu das Recht gibt. — Herr Daunou. Aber eben dieses Recht ist es, was wir in Abrede stellen. Herr Perier. Sie stellen in Abrede! Sie stellen in Abrede! Das ist ganz gut; aber wer ist der Schiedsrichter zwischen Ihnen und der Gewalt . . Herr Daunou. Das Volk! — und eben deßhalb muß man es zur Insurrektion auffordern. Herr Perier. Sie gehen sehr weit. Herr Bernard. Die öffentliche Meinung ist bereits in voller Gährung und es steht zu erwarten, daß die französische Nation nicht ungestraft aller ihrer Rechte, aller ihrer Freiheiten sich berauben lassen wird. — Herr Perier. Dann glaube ich gebietet die Klugheit, die Ereignisse abzuwarten, und Nichts aufs Spiel zu setzen, was uns kompromittiren könnte, ohne zu nützen. Herr de Laborde. In diesem Augenblick sind die Journalisten, mehrere Wähler, und einige Patrioten auf dem Bureau des National versammelt; es wäre von Wichtigkeit mit ihnen in Verbindung zu treten. Wollen Sie, meine Herrn, daß einige von uns in Ihrem Namen mit ihnen sprechen? — Allerdings! Allerdings! — Die Herrn de Laborde, von Schonen und Villemain begeben sich auf das Bureau des National. Ihre Ankunft verursacht dort eine allgemeine Bewegung. Mittlerweile unterhält sich Herr Perier mit seinen übrigen Kollegen. „Die Ordonnanzen,“ sagt er, müssen durchaus zurückgenommen werden, die Entwicklung der öffentlichen Meinung die man hervorruft, wird endlich diesen Menschen doch die Augen öffnen . . . Seyen Sie überzeugt, man wird zu uns kommen. Nur in diesem Sinne können wir eine Erklärung erlassen, wenn anders eine erlassen werden muß. — Herr Marschal. Aber Sie können doch nicht wollen, daß wir stumm und gefühllos zusehen sollen, wie man alle unsere Rechte mit Füßen tritt? Wer soll sie vertheidigen, wenn wir nicht das Beispiel geben? Ist es unsrer Würde angemessen, hierin hinter den Journalisten zurückzubleiben? Glauben Sie nicht, daß unsre Stimme allgewaltig auf die öffentliche Meinung wirken wird? — Herr Perier. Die öffent-

liche Meinung! Die öffentliche Meinung! Man hat schon oft auf sie gezählt; sie ist gewöhnt, sich durch die legalen Organe auszusprechen, und man darf keineswegs glauben, daß sie zur Gewalt schreitet, und wenn auch, so würde sie nur unterliegen. Was war der Erfolg von allen Unruhen von 1820 und 1821, was gewann man aus allen den mißrathenen Verschwörungen, und insbesondere durch die jüngste von 1827? . . Sich auf den bewaffneten Widerstand der Meinung verlassen, scheint mir in die Luft gebaut. Uebrigens ist der Eindruck noch zu neu, man muß ihm Zeit lassen seine Wirkung hervorzubringen, und die Gemüther zu durchdringen. Wir werden dann sehen, was er zu Wege bringt. Herr Bavour. Allein unsere Erklärung würde dazu beitragen diese Wirkung zu beschleunigen. Wir dürfen uns nicht von der öffentlichen Meinung am Bande führen lassen, an uns ist es, ihr den Anstoß zu geben.

In diesem Augenblick kommen Herr de Laborde und seine Begleiter zurück. Sie sind sehr aufgeregt. „Die Wähler und die Journalisten," sagen sie, „sind fest entschlossen, den lebhaftesten Widerstand zu leisten. Wir haben ihnen die Unterstützung der Deputirten zugesagt. Es ist deßhalb höchste Zeit, unseren Entschluß kund zu geben. Sie versichern uns, daß ein einziges Wort von uns hinreichen würde, dem Volke den Sieg zu sichern."

Diese Worte finden Beistimmung unter den Deputirten.

Herr Bernard. Wohlan, meine Herrn, wir müssen diesem Vertrauen entsprechen. Herr Villemain wollen Sie sich der Abfassung unsrer Erklärung unterziehen?

Herr Villemain drückt durch ein Zeichen seine Zustimmung aus.

Herr Perier: Handeln Sie nicht zu rasch, meine Herren. Bedenken Sie unsre geringe Anzahl. Eine solche Entschließung über Hals und Kopf noch an diesem Abend zu fassen, ohne Beirath der übrigen in Paris anwesenden Deputirten, ist Dieß nicht, zum wenigsten gesagt, Leichtsinn? Ihre Gesinnungen sind aller Ehren werth, herrlich; ich begreife sie; aber wir dürfen uns nicht von einer unbedachtsamen Aufregung hinreißen lassen. Warten wir die Ereignisse ab. Morgen können wir, wenn es Ihnen beliebt, bei mir zusammenkommen. Bis dahin werden die Ordonnanzen mehr bekannt geworden seyn; wir werden ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung kennen lernen, und man wird dann um so leichter die Mittel finden, wodurch man den König auf den bessern Weg zurückführen kann. — Herr Villemain: Jedenfalls wird auf einem Verzug von zwölf Stunden keine große Gefahr haften. Der Vorschlag des Herrn Perier scheint mir das Klügste. — Mehrere Deputirte: Gut denn, auf Morgen. Aber man sollte auch alle übrigen dazu einladen. Herr Perier. Das soll meine Sorge seyn. — Hierauf trennte man sich. Herr Perier ist im Hinabgehn noch mit einigen im Gespräche begriffen; unter Anderm sagt er: „Wir dürfen nicht wie Kinder handeln. Wir haben da," fuhr er fort zu zweien seiner Kollegen gewendet, „einige Hitzköpfe; sie würden Alles mit ihrer Nachahmung der alten Zeit und ihrem Ballhause verderben. Man muß das Alles besser einleiten. Morgen bei mir werden wir weiter davon sprechen."

Zu Hause angekommen, ertheilte Herr Perier Befehl zur Zusammenberufung. Als er jedoch noch an demselben Abende von der aufgeregten Stimmung des Volkes, und vollends am nächsten Tage von dem Vorhaben der Jugend und den Arbeitern in Kenntniß gesetzt wird, überlegt er sich die Sache reiflicher und fürchtet zu weit gegangen zu seyn. So erhielten mehrere Deputirte eine der bereit geschehenen Einladung des vorigen Tags entgegengesetzte Weisung. Ich begnüge mich für diese Thatsache nur den Fall mit Herrn Bondy, dem Präfekten der Seine, anzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Aufenthalte Ludwig Philipps in Amerika.

(Von dem Amerikaner Neville.)

Die Erhebung des Herzogs von Orleans auf den Thron von Frankreich ruft einige frühere Erinnerungen zurück, und wenn man mir erlauben will, gleich der liebenswürdigen Scheherezade, von meinem Gegenstande abzuschweifen, so viel mir beliebt, so stehen ein oder zwei Bilder aus längst vergangenen Tagen zu Diensten.

Um das Jahr 1799 oder 1800, wenn ich mich anders recht entsinne, kam dieser erlauchte Fürst von seinen zwei Brüdern Montpensier und Beaujolais begleitet, nach dem westlichen Theile des Landes. Als sie nach Pittsburg kamen, das damals noch ein kleines Dorf war, fanden sie einige Emigrirte, die unter der vorigen Regierung bedeutende Stellen bekleidet hatten, jetzt aber durch einen kleinen Handel sich kümmerlich ernährten. Einer von ihnen, der Ritter B — c, einer der edelsten Menschen und großer Philosoph, hielt eine kleine Bude, die er par Excellence einen Konditorladen genannt hatte. Die verkäuflichen Gegenstände und zwar die einzigen, welche den Chevalier zu diesem anlockenden Aushängschilde berechtigten, waren die Kerne von Haseln, Wallnüssen und Pfirsichen mit gebranntem Ahornzucker überzogen, der fabrizirt wurde von den geschickten Händen des Ritters selbst. Von B — c war ungemein beliebt bei den Bewohnern von Pittsburg; er hatte einen Affen voll bewunderuswerther Eigenschaften, und sein Wachtelhund, Sultan, konnte gleich dem Hunde in tausend und Einer Nacht falsches Geld vom ächten unterscheiben; wenigstens glaubten Dieß die ehrlichen Leute, welche unsern kleinen Markt mit Butter und Federvieh versahen. Belustigend war es, den Herrn des Ladens seine beiden Hausgenossen herbeirufen zu hören, um ihm im Absondern des guten vom schlechten Gelde zu helfen. „Hurtig, Sultan, zeige der guten Frau, was gutes und was falsches Geld ist." Nun folgte eine wichtige Berathung zwischen Hund und Affen; der Affe grinzte und kratzte sich in den Seiten; Sultan schnupperte und scharrte das Geld in die Schublade. Da es nicht falsch war, so irrte Sultan selten. „Frau," sagte mein Freund zu der pausbäckigen Bäuerin, „mein Hund ist unfehlbar wie der Papst." Sultan und Bijou legten den Grund zum Vermögen des guten Mannes; sie lockten eine Menge von Kunden in den Laden, und setzten ihn in den Stand, diesen nach zwei bis drei Jahren in ein schönes Modewaarenlager zu verwandeln, wo eine neue Lockspeise aufgestellt wurde, die Hund und Affen bald um einen Theil von der Bewunderung des Publikums brachte: dieses war eine reichvergoldete Spieluhr mit zwei weißen und rothen Figuren, welche jedesmal, ehe die Stunde schlug, einen Walzer spielten. Das war ein unschätzbares Werk; solche Musik hatte man im Westen noch nicht gehört, und nur diejenigen, welche in dem Menschengewühle waren, welches nach unsern Museen strömt, können sich einen Begriff von dem Aufsehen machen, welches diese Uhr erregte. Damals wurde jedes seltene Geräth, jede zierliche Spielerei für eine aus den Plünderungen der französischen Revolution gerettete Kostbarkeit gehalten, und häufig als ein Eigenthum der Königin von Frankreich ausgegeben; daher verbreitete sich bald das Gerücht, die Uhr des Ritters habe einst das Boudoir der unglücklichen Marie Antoinette geschmückt. Wurde er gefragt, was sie koste, so wich er schlau der Antwort aus. „Ach, Freund," sagte er traurig, „die französische Revolution hat schreckliche Folgen; es war ein großes Opfer; sie ist fünfzehnhundert französische Goldstücke werth." Die Uhr nebst dem Hunde und Affen trugen dem Ritter fünfzehntausend Dollars ein; er erwarb diese Summe in wenigen Jahren mit einigen Pfunden Zucker und einer Metze Haselnüsse.

So war der Ritter von B — c in seinem Magazin; er gab ein treues

Bild des französischen Charakters zu jener Zeit, der sich in jede Lage des Lebens zu schicken wußte, und aus dem Seeminister, gleich Bedredden, einen Pastetenbäcker, und aus dem jungen Egalité einen Schulmeister in der Schweiz machte. Doch dieß ist nur die eine Seite des Gemäldes. Von B — e, wenn er seinen Laden geschlossen hatte und in Gesellschaft ging, war die Seele derselben. Er vereinigte mit vollendeter wissenschaftlicher Bildung die feinsten Sitten des alten Hofes. Er war ein jüngerer Sohn, oder wie die Franzosen es nennen, der Cadet eines adeligen Hauses; er war viel gereist und hatte tiefe Erfahrungen gemacht; er war im heiligen Lande gewesen, nicht als Pilger, sondern als Attaché der französischen Gesandtschaft in Konstantinopel, deren Chef sein Verwandter, Sausboeuf, war. Er benutzte diese Gelegenheit, um einen größern Theil von Asien kennen zu lernen, als bis dahin von europäischen Reisenden besucht worden war. So war mein alter Freund B — e, dessen Gelehrsamkeit und Kenntnissen in den schönen Wissenschaften ich die genußreichsten Stunden meines Lebens danke, indem er mich mit den reichen Schätzen der französischen Literatur bekannt machte, und dieß war der Mann, den die Söhne Orleans in einem kleinen amerikanischen Grenzdorfe fanden. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welchen Zweck diese interessanten Fremden eigentlich hatten; aber gewiß ist, daß B — e die Veranlassung war, daß sie länger in Pittsburg verweilten, als es ihre frühere Absicht war. Er nahm sich vor, die Fremden beim General N — einzuführen, bei dem er jeden Sonntag zu speisen pflegte, und dessen Haus ein Tempel der Gastfreundschaft war, in dem der unglückliche Emigrant einer herzlichen Aufnahme gewiß war. Der General nahm den Vorschlag anfänglich kalt auf; er sagte, er sey Soldat der Revolution, der Vertraute Rochambeau's und Lafayette's gewesen, und hege folglich innige Achtung gegen das Andenken des unglücklichen Ludwigs — nicht als Monarchen, sondern als liebenswürdigen und tugendhaften Mannes, und er glaube, daß von dem Aufwiegler der Jakobiner, von dem fluchwürdigen Egalité, nichts Gutes kommen könne. „Aber, mein General," sagte der Chevalier mit Achselzucken und einer traurigen Verdüsterung seines runzlichen Gesichts, „sie sind im größten Elende, und gleich uns Andern von diesen verruchten Sansculotten vertrieben worden." Der Chevalier kannte seinen Mann, dessen Gutherzigkeit immer den Sieg über den General davon trug. „Nun wohl," sagte er, „melden Sie den Reisenden meinen Respekt, und ich erwarte sie morgen Mittag zur Tafel." Die Fremden nahmen diese Höflichkeit an und wurden bald mit der Familie des liebenswürdigen Amerikaners vertraut. Die angenehme Unterhaltung des Herzogs von Orleans und seine mannichfaltigen literarischen Kenntnisse machten bei seinen Zuhörern bald die schrecklichen Vergehungen seines Vaters vergessen. Wenn mein kindisches Gedächtniß mir noch treu ist, so war er oft in sich gekehrt und schwermüthig; zuweilen nahm er eine halbe Stunde lang keinen Antheil an dem Gespräche und starrte in die Flamme des Kamins. Wenn er dann aus seinen Träumen erwachte, rief er, gleichsam um jene Verletzung des Anstandes zu entschuldigen, eines der Kinder zu sich, die er französisch lesen lehrte. Bei solchen Gelegenheiten habe ich viele Stellen, die er aus dem Telemach wählte, vor ihm gelesen; der Ausdruck, mit dem er die Beschreibung der Grotte der Kalypso las, ist mir noch lebhaft im Gedächtnisse. Er sprach selten über die Revolution; aber er beurtheilte die Schlachten jener Zeit, besonders die von Jemappes, mit so viel Sachkenntniß, daß die Offiziere, deren mehrere in Pittsburg lebten, sich bald von seiner vorzüglichen militärischen Bildung überzeugten.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im Innern Englands nehmen die Assoziationen der Arbeiter und ihre Fortschritte einen immer drohenderen Charakter an; ob sie, wie schon behauptet wurde, in verschiedenen Grafschaften mit einander Verbindungen unterhalten, steht noch dahin; was indeß diese Assoziationen an einzelnen Orten für Unruhen veranlaßten, davon nur zwei Beispiele, die im Monat Julius in Northumberland und Wales vorfielen. In der ersten Grafschaft standen sieben Kohlengruben leer; die Arbeiter waren noch am Ende des Monats nicht zum Geschäfte zurückgekehrt. Jeder Tag bewies, daß die früher in manchen Fällen gemachten Konzessionen zu groß waren; sie sind geneigt, ihre Arbeitsherren zu tyrannisiren. Es gibt Fälle, wo die Arbeiter die sie verpflichtenden Kontrakte nicht achteten und sie für unverbindlich erklärten. Einige machten zur Bedingung, wenn sie wieder arbeiten sollten, so müßten diejenigen, welche bei der Arbeit geblieben waren, während die größere Anzahl müßig ging, entlassen werden: offenbar ein feindseliges System auch gegen die Arbeiter, welche nicht zur Assoziation treten wollen. Andere verweigerten die Arbeit so lange, bis man Leute dinge und zur Arbeit anstelle, deren man gar nicht bedurfte, die aber von der Assoziation in Schutz genommen worden waren. Kein Mann, der Arbeitsleute in irgend einem Geschäfte anstellt, kann es dulden, daß man auf diese Weise Bedingungen vorschreibt und den Gehorsam verweigert. In Wales war es noch ärger; dort widersetzte man sich der Gerichtsverwaltung mit offener Gewalt. Sie zwangen den Schreiber der Court of Requests, ihnen alle Bücher und Papiere auszuliefern, welche sodann verbrannt wurden. Militär kam herbei, die Aufruhrakte ward verlesen und sie wurden befragt, weßhalb sie sich zusammengerottet hätten; sie antworteten, ihr Taglohn müßte augenblicklich erhöht werden. Vergebens suchten die Fabrikanten sie zu beschwichtigen: sie stürzten sich auf die Soldaten, um ihnen die Waffen zu entreißen; diese aber gaben Feuer, ein und zwanzig blieben auf dem Platze, siebenzig bis achtzig wurden schwer verwundet. Die Masse zerstreute sich, rottete sich aber am folgenden Tage abermals zusammen, und zwang die Arbeiter von fünf andern Eisenwerken, sich mit ihnen zu vereinigen: zehntausend Mann waren beisammen. Jetzt aber wurde eine größere Militärmacht entwickelt, und der Haufe zerstreute sich zum zweiten Male; um aber die Wiederkehr solcher Scenen zu hindern, mußte Militär in der Nähe stationirt werden.

An einem andern Orte derselben Grafschaft, wo zur Erzielung von Zimmerholz ein Wald von eilftausend Acres umzäunt war, wurde gleichfalls von Arbeitern die Umzäunung auf mehrere Meilen weit niedergerissen. Anfangs waren es achtzig Personen; im Laufe des Tags wuchs die Zahl auf fünfhundert, und am folgenden Tage auf zweitausend. — So drohende Symptome müssen in Bälde die Aufmerksamkeit der Parlaments in Anspruch nehmen.

In den Kämpfen der drei Juliustage belief sich (einem im Moniteur bekannt gemachten Berichte der Nationalbelohnungskommission zufolge) die Zahl der Todten auf 788, die Zahl der Verwundeten auf 4500. *) Die Kommission hat die Ansprüche von 228 Witwen, von 231 Ascendenten, 281 Waisen und 429 Verwundeten auf Pensionen liquidirt. Es wurden auf ihre Vorschläge an 1,722 Personen Ehrenkreuze und an 3,700 Denkmünzen vertheilt; deßgleichen wurden auf ihre Empfehlung 266 Unterlieutenants, 549 Unteroffiziere, 178 im Civildienst angestellt; nämlich: 84 bei dem Ministerium der Finanzen, 9 bei dem Ministerium des Innern und der Justiz, 28 bei dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts und der Marine, 57 im Kriegsministerium und im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Außerdem enthalten die von der Kommission den verschiedenen Ministerien vorgelegten Listen noch 800 zur Anstellung empfohlene Personen. Die Geldvertheilungen, über welche die Kommission bis zum 31 Mai verfügte, beliefen sich auf 850,455 Fr.; die Dekorationen kosteten 22,500 Fr., die Medaillen 70,000 Fr., die Kosten des Bureaus 26,873 Fr. 52 Cent.

In der Grafschaft Camden in Nordcarolina kam es zwischen zwei Landwirthen, Gregory und Cason, auf dem Felde wegen der Ernte zu einem Streite, in welchem man handgemein und Gregory von Cason erschlagen wurde. Der Sohn des letztern, der einzige Zeuge des ganzen Vorfalls, nimmt hierauf seinen Vater gefangen und überliefert ihn dem Gefängnisse. Die Untersuchung wird eingeleitet und Cason auf die Aussage seines Sohnes vor das Geschwoenengericht gestellt. Auch vor diesem tritt der Sohn als Zeuge gegen den Vater auf und wird als solcher angenommen. Der Ausspruch der Geschwornen lautete schuldig, und Cason wurde zum Tode verurtheilt.

*) Hiermit ist die von Doktor Menière (Ausland, S. 591) angegebene Zahl zu vergleichen.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 226. 14 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Fortsetzung.)

Der 27 Julius.

Je mehr die Ordonnanzen öffentlich bekannt wurden, desto allgemeiner wurde die Aufregung in allen Gemüthern, in der Hauptstadt war eine heftige Gährung. Zahlreiche Gruppen, die sich in der Straße St. Honoré und auf dem Vendomeplatze zu bilden anfingen, wurden von der bewaffneten Macht auseinander getrieben. Die Jugend der Schulen und die Arbeiter in den Druckereien stießen zuerst das Geschrei der Empörung aus. Die Journalisten selbst, wie sie Abends zuvor versprochen hatten, stellten sich mit dem Beispiele des Widerstandes voran. Ungeachtet des Verbotes der Ordonnanzen und der thätigen Wachsamkeit der Polizei erschienen am frühesten Morgen des 27 Julius schon die Zeitungen, die noch gedruckt werden konnten. Junge Leute kauften und lasen sie mit lauter Stimme im Garten des Palais Royal und in den nächst gelegenen Straßen vor. Die zuhörenden Volksgruppen feuerten einander an, mit den Waffen in der Hand die Freiheit zu vertheidigen.

Das Journal des Debats hatte sich unterworfen. Es war gegen 10 Uhr. Einige Deputirte kamen bei Herrn de Laborde zusammen. Herr Lafitte und Herr Lafayette waren noch nicht zugegen, man sendete Kouriere nach ihnen. Die Versammlung, der sich auch Bürger, die keine Deputirte, beigesellten, war nicht sehr zahlreich, aber voll Leben. Eine Zusammenkunft bei Casimir Perier in der Straße des Luxemburg war auf Nachmittags zwei Uhr angesagt. Der Name Perier erschreckte einige Deputirte. Man wußte, wie sehr seit zehn Jahren seine Meinung eine andere Richtung genommen, man kannte die ausgezeichneten Rücksichten, die ihm Karl X bewiesen, und Perier's Freunde machten in vertrauter Unterredung kein Geheimniß daraus, daß er in das erste ein wenig liberal ausfallende Ministerium zu treten hoffe. Allein man vergaß an diesem Tage jede Gefahr.

Das Gerücht von einer Versammlung der Deputirten gelangte auch zu den Ohren der Jugend, die sich in die neue Straße des Luxemburg begab, zahlreich, aber ohne Waffen, wenigstens ohne sichtbare. Gegen zwei Uhr drangen von beiden Enden dieser Straße die nur eine einzige Seitenverbindung hat, zwei Gendarmeriebrigaden ein. Die Gendarmen sprengten in Galopp an; einer großen Anzahl der jungen Leute gelang es zwar, den Pferden zu entkommen, nur die, welche sich in der Mitte der Versammlung befanden, hatten keinen andern Ausweg, als sich in die Häuser zu flüchten, so wollten auch einige im Hofe des Herrn Perier eine Zuflucht suchen. Dieser durch das Getümmel und hundertstimmiges Geschrei davon in Kenntniß gesetzt, eilte sogleich hinab, und ließ ohne Mitleid die Thore schließen. Achtzehn junge Leute erhielten so Säbelhiebe und wurden zu Boden geritten. Man trug sie in ein Wartzimmer des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten.*) Die Deputirten, die nach und nach bei Perier anlangten, mußten, bevor sie eingelassen wurden, erst ihre Namen angeben. Die Versammlung war ziemlich zahlreich. Herr Labbey de Pompières erhielt als Alterspräsident den Vorsitz. Hier folgt die treue Schilderung dieser Sitzung.

Herr Labbey de Pompières: Meine Herren, Sie kennen die gegenwärtige Stimmung der Gemüther; sie kennen auch die Ordonnanzen. Ich werde Denjenigen das Wort geben, die einen Vorschlag zu machen haben. — Herr Dupin, der ältere: Eine Vorfrage muß zuerst entschieden werden, die präjudizirlicher Natur ist, und alle folgenden entscheidet. Es handelt sich darum zu wissen, unter welchem Titel wir hier versammelt sind. — Mehrere Stimmen: Doch als Deputirte! — Herr Dupin (mit Nachdruck) das ist es eben, was ich auf's Entschiedenste in Abrede stelle. Die Bestimmung der Charte ist deutlich ausgesprochen: sie gibt dem Könige bei jeder Gelegenheit das Recht, die Kammer aufzulösen, sie macht keine Unterscheidung über das Vor oder Nach der Zusammenberufung der ernannten Deputirten. Dieses Recht der königlichen Gewalt ist unbeschränkt. Ohne deßhalb auf die Ordonnanzen als solche einzugehen, und selbst angenommen, daß sie offenbar ungesetzlich sind, läßt sich wenigstens nicht in Abrede stellen, daß die Auflösung vollkommen legal vor sich gegangen ist, und wir somit unsre Eigenschaft als Deputirte verloren haben. (Gemurmel von mehrern Mitgliedern: So laßt uns also gehen, so laßt uns gehn!) Herr Dupin fährt fort: Ich sage, meine Herren, daß wir als Bürger das Recht haben, uns zu versammeln, unsern Einfluß, unser Ansehn unter

*) Dieses Ereigniß lag als eine so schwere Verantwortlichkeit auf Herrn Perier, daß er sich im Monat August im „Temps“ dagegen zu vertheidigen suchte. Niemand widerlegte damals dieses Journal, weil man sagte, Perier stimme im Conseil mit Lafitte und Dupont. Allein unsere Angabe ist geschichtlich treu.

der Bevölkerung geltend zu machen, nur als Deputirte können wir nicht legal verfahren. Und erwägen Sie wohl die Wichtigkeit unsrer Stellung: wir wissen nicht, welche nachtheilige Folgerungen für uns die Verläumdung daraus ziehen kann, wir wissen nicht, was zu den Ohren des Fürsten gelangen .... (Bewegung des Erstaunens) Herr Mauguin. Ich muß gestehen, ich bin sehr erstaunt über die so eben gehörten Ansichten. Kann man wohl im Ernste noch von Gesetzlichkeit sprechen? So wäre diese für uns allein von verbindlicher Kraft, und die Macht könnte sie nach Willkür verletzen? Es handelt sich heute nicht mehr darum, welcher Punkt legal oder illegal ist; es handelt sich um Leben oder Tod, um Freiheit oder Knechtschaft, um eine konstitutionelle oder eine spanische Regierung. (Mehrere Deputirte: Ganz richtig! ganz richtig! Unterbrechung.) Herr Sebastiani: Meine Herren, erhitzen wir uns nicht. — Die Herren de Laborde, Melleret, Bertin de Vaux und Villemain sprechen in demselben Sinne wie Herr Mauguin. Einer von ihnen schlägt vor, sich schriftlich an Karl X zu wenden, um ihm unterthänige Vorstellungen zu machen. Herr Andry de Puyraveau: Ich widersetze mich ausdrücklich jeder Vorstellung; eine Protestation schiene unsrer Würde angemessener. — Herr Sebastiani Die Frage ist von höchster Wichtigkeit. Ich glaube daß, Allem was man sagte ungeachtet, unsre Eigenschaft als Deputirte durch die Auflösungsordonnanz aufgehoben worden ist. Indeß, wir sind gewählt und wir haben allerdings das Recht wenigstens dem Könige eine ehrerbietige Vorstellung zu machen, sey es durch ein Schreiben, sey es durch eine Audienz, um die wir bei Sr. Majestät ansuchen können. (Bewegung in getheiltem Sinn. — Man verlangt die Meinung des Herrn Perier zu hören. — Herr Perier gibt durch verschiedene Zeichen seine große Unschlüssigkeit zu erkennen. — In diesem Augenblick wird Herr Perier abgerufen; gleich darauf kommt er zurück und scheint sehr aufgeregt.)

„Meine Herren,“ sagt er sehr angegriffen, „in der schwierigen Lage, in der wir uns befinden, sollte die ängstlichste Klugheit unser einziges Gesetz seyn; wir sollten vor Allem es als eine gebieterische Pflicht betrachten, unsre Entschließungen nur unter dem Siegel der größten Heimlichkeit zu fassen, um jede Art von Aufsehen zu vermeiden. Und nun steht ein Wahlkomité der Stadt Paris vor der Thüre und verlangt vorgelassen zu werden. Wer konnte so etwas voraussehen? Wer mag nur die Wähler veranlaßt haben, an uns eine Deputation zu schicken? Sieht man nicht alle Folgen dieses Schrittes ein? Bedenken Sie, in welche Verlegenheit man uns bringt: empfangen wir die Deputation, so wird man es in den Tuilerien erfahren, man wird vielleicht darüber aufgebracht werden, und wer weiß, welche Maßregeln man dann gegen uns ergreift? Nehmen wir die Deputation nicht an, so wird sie sich beklagen, sie wird sich unter dem Volke zerstreuen und in diesem Zustande der Aufregung, in welchem alle Köpfe sind, wer verbürgt uns ... Meine Herren, man übereilt uns hier auf eine höchst unangenehme Weise ... Herr Dupin: Eine Deputation? Wo denken Sie hin, meine Herren? Wo glauben Sie zu seyn? Sie konstituiren sich als berathende Versammlung, Sie ernennen einen Präsidenten, Sie wollen eine Deputation annehmen! — Wie .... Herr Labbey de Pompières, mit Eifer: In diesen Augenblicken glaubte ich, könne nicht die Rede von leeren Förmlichkeiten seyn; allein da man das Präsidium in Frage stellt, so kann ich es nicht länger verwalten. (Er erhebt sich und will einen andern Platz einnehmen. Mehrere Deputirte drängen sich um ihn und bitten ihn, die Ordnung der Diskussion aufrecht zu halten. Während dieser Unterbrechung rufen mehrere Stimmen, man solle die Deputation vorlassen.)

Herr Perier zuckt die Achseln: „Wie Sie wollen, meine Herren.“

Die Deputation wird eingeführt. Man bemerkt unter ihr die Herren Boulay de la Meurthe und Merilhou. Diese Herren setzen auseinander, daß durch die Ordonnanzen die Charte verletzt, und den Bürgern als einziger Ausweg der Aufstand gelassen sey. „Was will man sich noch auf gesetzliche Ordnung berufen?“ rief einer von ihnen. Wenn das Grundgesetz umgestoßen wird, ist gesetzliche Ordnung nur ein leeres Wort ohne Sinn. Bereits haben mehrere Fabrikanten unsres Bezirkes ihre Arbeiter entlassen; wir selbst sind entschlossen, Blut und Gut in einer Bewegung aufzusetzen, die zum Zwecke hat, unsere angetasteten Rechte wieder zu erlangen. An Ihnen ist es, meine Herren, der Wohlfahrt des Vaterlandes eingedenk, des Vertrauens sich würdig zu beweisen, das wir in Sie gesetzt haben. Es bedarf jetzt vor Allem einer leitenden Hand.“

Tiefes Stillschweigen unter den Deputirten. Herr Delaborde schüttelt einem der Herren die Hand, und flüstert ihm zu: „Sehr gut.“ Eine Art Unterhaltung findet zwischen einzelnen Mitgliedern statt.

Herr Labbey de Pompières. Wir wollen Ihren Antrag in Berathung ziehen.

Die Deputation tritt ab. Inzwischen langt eine neue an. Herr Perier geht ihr allein entgegen, und empfängt sie oben an der Stiege mit den Worten: „Was wollen Sie, meine Herren?

Einer der jungen Leute. „Mein Herr, wir kommen im Namen einer zahlreichen Association, und indem wir uns für die ganze Jugend verbürgen, bieten wir den Deputirten eine Schutzwache an, die ihre Berathungen in jedem Falle sichern wird; wir sind entschlossen, die Waffen zu ergreifen ...

Perier unterbricht den Sprecher: „Ach, meine Herren, wohin denken Sie, wohin denken Sie? Wollen Sie ihren Feinden das Recht in die Hand geben, Sie illegaler Handlungen anzuklagen? Verlassen Sie sich auf uns; aber nur keine Unbesonnenheit. Sie würden im Straßengefecht nur den Kürzern ziehen.

Einer der jungen Leute: Das ist einerlei; so werden wir sterben!

Perier. Sie werden zwecklos sterben. Glauben Sie, daß man von der andern Seite keine Vorsichtsmaßregeln genommen hat? Diese Unbesonnenheiten werden uns den Todesstoß versetzen; entfernen wir uns nicht von der Gesetzmäßigkeit!

Einer der jungen Leute, mit dem Ausdruck des Zornes: Sie sprechen noch von Gesetzmäßigkeit, wo man alle unsre Rechte mit Füßen tritt! Von Gesetzmäßigkeit, während wir vor ihrer Schwelle niedergeritten und niedergesäbelt werden!

Herr Perier, ungeduldig: Kurz, meine Herren, Sie verlassen sich auf uns, Ja oder Nein? Ich kehre in die Versammlung zurück.

Die jungen Leute, indem sie die Treppe hinabgehen: „Welche

Feigheit! Welche Sprache! Fort, laßt uns nicht auf sie zählen! — Einer der Deputation: „Man muß ihren Einfluß hindern; sie würden alle Bewegung hintertreiben! Fort, laßt uns bekannt machen, daß sie uns verrathen!" — Ein Anderer: „Nein, dieß würde allzu sehr entmuthigen. Laßt uns nur unsre Sache gut machen, und sie werden schnell sich uns anschließen."

Einige Stunden darnach entfernte sich auch die Deputation der Wähler und einige von ihnen, die sich unter die jungen Leute mischten, ließen dieselbe Klage vernehmen. Indeß hatten die Deputirten ihre Berathung wieder aufgenommen; die Herren Sebastiani, Bertin de Vaux und Villemain bestanden durchaus auf der Ansicht daß man den König von den Ministern unterscheiden müsse. Die Ordonnanzen, behaupteten sie, seyen einzig die Folgen des Systems vom 8 August; der König werde einsehen lernen, wie tief die öffentliche Meinung verletzt worden, und sein System ändern. Dahin müßten alle Entschließungen der Deputirten gerichtet seyn. Aller Meinungen vereinigten sich endlich dahin, daß man Karl X eine Vorstellung einreichen müsse; hiebei blieb man stehen.

Herr Labbey de Pompières: Ich sehe, meine Herren, daß wir zu Ende sind .... Herr Perier: Man muß die Ereignisse abwarten. Mehrere Deputirte: So müssen wir also diesen Abend wieder zusammenkommen. — Andere: Nein, morgen — (Ungewißheit, Ausflüchte und ablehnende Antworten.) — Herr Perier. Jedenfalls glaube ich, daß wir den Ort unserer Zusammenkunft so geheim als möglich halten müssen. Dieß könnte Gelegenheit zu Zusammenrottungen und Unglück geben. Mein Haus ist zu nahe bei den Ministerien gelegen; ich möchte Sie daher bitten, einen andern Ort zu wählen; denn Sie sehen ein ... Herr Sebastiani: Allerdings, besonders wenn es ernsthaftere Auftritte geben sollte, müßte man ...

Herr Audry de Puyraveau: So kommen wir denn, meine Herrn, wenn Sie wollen, bei mir zusammen. Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung, und ich verbürge mich, daß wir dort wohl bewacht seyn werden.

Herr Labbey de Pompières. Also Morgen Mittags, meine Herren, bei Herrn Audry de Puyraveau! . .

Die Deputirten entfernen sich mit aller möglichen Vorsicht, einzeln, zu zwei und zwei, die einen durch das große Thor, die andern durch die Hinterpforte.

Herr Persil wird von einigen jungen Advokaten angesprochen. „Denken Sie sich, sagt er zu ihnen, dieser ... Dupin hat steif und fest behauptet, daß wir keine Deputirten mehr sind. Alle diese Leute besitzen nicht einen Funken von Energie." — — „Aber wozu hat man sich entschlossen?" — — „Mein Gott, zu nichts; daß man sich insgeheim wieder versammeln soll."

Die jungen Leute unter einander: „Seht doch, Persil scheint auf dem rechten Weg zu seyn!"

Einige Deputirte waren noch bei Herrn Perier versammelt, als eine neue Deputation der Wähler erschien. Letztere hatten sich nämlich entschlossen, alle zwei Stunden zwei oder drei Bürger in die Versammlung der Deputirten zu schicken, um deren Muth anzufeuern, und sie zu irgend einem kraftvollen Schritte zu bestimmen. Die Herrn Thiers und Chevalier Lemore befanden sich unter diesen Abgeordneten.

Herr Chevalier Lemore zu Perier: „Mein Herr, das Volk wird die Waffen ergreifen; alle Wähler sind entschlossen, wenn es nöthig ist, ihren Kopf daran zu setzen, und warum wollen die Herren Deputirten nicht ein Gleiches thun? — Herr Perier: Sie sprechen von Deputirten ... von Deputirten ... aber wir sind nicht im mindesten konstituirt. — Die Ordonnanz hat uns aufgelöst. — Ein Bürger: Aber Sie haben ja doch die königlichen Einberufungsschreiben auf den 3 August. — Herr Perier: Wohl, allein dann müßte man, um nach aller Strenge des Buchstabens zu verfahren, bis zum dritten August warten. Es ist nicht genug, meine Herren, eine Revolution zu wollen, man muß sie auch durchführen und durchführen können. Diese Menschen sind stark, sie haben die Kanonen auf ihrer Seite. Und was haben Sie dagegen? Ihre Handschuhe und Hüte. Es ist daher höchst unklug, etwas zu thun, was uns außer der gesetzlichen Bahn entfernte. (Alle Anwesenden stoßen einen Schrei aus.) Der König, von allen diesen Bewegungen in Kenntniß gesetzt, wird einsehen, welchen falschen Weg er eingeschlagen hat, und Sie werden leicht begreiflich finden, daß er sein Ministerium entlassen, und die Ordonnanzen an demselben Tage, zurücknehmen wird, wo er einsieht, wie ernstlich man die Monarchie kompromittirt hat. Aber alle diese Gassenaufläufe und Zusammenrottungen sind Thorheit. Geben wir ihnen nicht einen neuen Vorwand, uns noch mehr Unrecht zuzufügen.

Da die Wähler sahen, wie unmöglich es sey, die Gesinnung des Herrn Perier umzustimmen, so entfernten sie sich, indem sie sagten: Mein Herr, wenn die Deputirten darauf beharren, sich selbst bei dieser Gelegenheit aufzugeben, so werden sie für immerdar Einfluß und Zutrauen einbüßen.

Man trennte sich. .

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Aufenthalte Ludwig Philipps in Amerika.

(Schluß.)

Auf Montpensier, den zweiten Bruder, kann ich mich nicht mehr recht besinnen; allein Beaujolois — der junge interessante Beaujolois — steht noch lebhaft vor meiner Seele. Sein Charakter trug das Gepräge des Romantischen und dem Roman der Frau von Genlis: „die Schwanenritter," in welcher diese liebenswürdige Schriftstellerin ihren jungen Zögling so schön besingt, hatte eben jedes junge Gemüth zu diesem vollkommenen Knaben geneigt. Er war groß und voll Anmuth, von kindlichem Gemüth und der allgemeine Liebling. Er war einige Jahre älter als ich; aber wenn wir beisammen waren, so schienen wir von gleichem Alter zu seyn. Eine Wolke von Trübsinn überflog oft mitten in den heitersten Spielen seine schönen Züge; aber sie schwand bald wieder, gleich den weißen Wolkenflöckchen eines heitern Sommerhimmels. Wir schrieben sie einer kindlichen Erinnerung an die prachtvollen Umgebungen des Palais-Royal, im Vergleiche mit den einfachen häuslichen Scenen, zu, deren Zeuge er jetzt war. Es ist leicht möglich, daß sie die Folge des Krankheitskeims war, den er damals schon in sich trug, und der einige Jahre später ihn ins frühe Grab senkte.

Ein unbedeutender Vorfall brachte einen besondern Eindruck auf mich hervor. Ich stand eines Tages mit mehreren Franzosen am Ufer des Monongahela, als einer ihrer Landsleute, der beim Quartiermeisteramte als Aufseher über die Flußboote angestellt war, vorüberging. Pierre Cabot, oder, wie man ihn gewöhnlich nannte, der französische Peter, war mit einem weißlichen Galliottenrocke, mit einer Kappe statt des Hutes und mit Moccasins wie ein canadischer Bootsmann bekleidet. Von B—e

rief ihm und stellte ihn den französischen Prinzen vor. Diese Scene erregte selbst bei dem Knaben moralische Betrachtungen. An den Ufern des Ohio, in der Verbannung, faßten die Repräsentanten der ersten Familien einer der größten Nationen Europa's ihren Landsmann im freundlichen und traulichen Gespräche bei der Hand, dessen Loos es war, unter der niedrigsten Menschenklasse zu leben, und der sich wohl nie dachte, daß jene sich zu einem Manne herablassen würden, mit dem sie jetzt fast auf einer Stufe standen.

Peter war kein Jakobiner; er war ausgewandert, ehe noch der philanthropische Robespierre und seine Kollegen ihre Mitbürger bis zu jener Unmenschlichkeit und Grausamkeit aufgeklärt hatten. Der ehrliche Cabot hatte daher noch alle Liebe und Achtung gegen die Prinzen, welche die Franzosen der alten Regierung gegen die Angehörigen des „großen Monarchen" nie aus den Augen setzten. Ich war sehr gut Freund mit dem alten Peter; das nächste Mal, als ich ihn traf, schloß er mich in seine Arme und sagte mit Thränen in den Augen: „Wissen Sie, lieber Freund, was mir begegnet ist? Ich hatte die Ehre, mit Monseigneur auf offener Straße zu sprechen. Großer Gott, was ist es doch für eine abscheuliche Sache um die Revolution!"

Die Brüder ließen bei ihrem Abschiede von Pittsburg sehr freundliche Erinnerungen in dem kleinen Kreise zurück, der sie mit so viel Herzlichkeit aufgenommen hatte. Mit besonderer Vorliebe verweilte das Andenken bei dem liebenswürdigen Beaujalois, und als wenige Jahre nachher die Nachricht von seinem Hinscheiden in Sicilien zu uns gelangte, bezeugte der Familienzirkel des Generals N — die innigste Theilnahme.

Nachdem sich der Chevalier B — c durch Betriebsamkeit und Oekonomie ein ziemliches Vermögen erworben hatte, ging er nach Philadelphia, um mehr unter seinen Landsleuten zu seyn. Nach der Restauration der Bourbons lagen ihm seine Freunde an, nach Frankreich zurückzukehren, um den frühern Rang seiner Familie wieder einzunehmen; allein es war zu spät; der emigrirte Philosoph hatte zu lange in amerikanischer Abgeschiedenheit gelebt, um noch an den Gesellschaften von Paris, wo die Sitten sich zu sehr geändert hatten, als daß er sie sich hätte aneignen können, Geschmack zu finden. Die folgenden Zeilen sind eine Stelle aus einem seiner Briefe, den er bald nach seiner Ankunft in Paris an seinen alten Freund, den verstorbenen General N — schrieb:

„Da bin ich wieder auf dem Schauplatze wo ich die seligen Tage der Kindheit verlebte; aber, mein theurer General, Ich bin nicht glücklich — ich theile die Gefühle des alten Mannes, der, nach einer Ihrer englischen Erzählungen, vierzig Jahre gefangen saß, und durch die Gnade eines neuen Monarchen in Freiheit gesetzt wurde, um seine Verwandten und Freunde im Grabe und sich selbst vergessen zu finden, und der den Monarchen bat, ihn lieber wieder in sein altes Gefängniß zurückzusenden. Seufzend sehne ich mich jetzt in Ihren kleinen Familienzirkel und nach meinem kleinen Laden an den Ufern de la belle Rivière zurück; ich bin ein Fremdling in Paris geworden, unbekannt und ungekannt. Unbekannte Gesichter, unbekannte Namen, neue Titel und, was für mich das Beschwerlichste ist, neue Sitten umgeben mich. Welche Veränderung! Diese Metamorphosen wären der Feder eines Ovid würdig — es ist die Verwandlung einer liebenswürdigen zarten Nymphe in einen rauhen Baumstamm. Entschuldigen Sie, daß ich wie ein Franzose spreche; aber ich muß es leider sagen, der feine gesellschaftliche Ton, der Frankreich weltberühmt machte, ist untergegangen für immer. Wir wenigen, grauköpfigen Reste des alten Hofes, die wir hieher zurückkehrten, sind zu schwach, um ihn wiederherzustellen. Wir haben jetzt Soirées, aber die reizenden petits Soupers kennt man nicht mehr. Die Musik hat keine Rückschritte gemacht; aber der Tanz, theurer Freund, ist, das Ballet ausgenommen, nicht mehr, was er bono sub Ludovico war. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich so befangen wäre, zu glauben, daß im Ganzen die Dinge nicht besser seyen. Der wunderbare Mann, der nach St. Helena verbannt worden ist, wird, obgleich er ein Tyrann erster Klasse war, für manche seiner Sünden in der Welt Vergebung finden wegen der Liberalität, mit der er Künste, Literatur und Wissenschaften unterstützte. Mehrere wesentliche Verbesserungen in der Regierung sind vorgenommen worden, und wenn die alten Royalisten den neuen König nur ermuthigen wollten, die großen Veränderungen des gesellschaftlichen Lebens und der Ansichten zu würdigen und anzunehmen, so wird Alles gut werden; indeß muß ich bekennen, theurer Freund, daß ich meinen alten Unglücksgefährten, besonders denen, die in Europa geblieben sind, so viel Einsicht und gesunden Menschenverstand nicht zutraue. Als Patriot und Philosoph muß ich die Fortschritte und Verbesserungen in meinem Vaterlande anerkennen; als Mensch hingegen kann ich nur trauern; der Sturm hat keinen Zweig meiner Familie verschont; das Blut meines Geschlechts floß unter der Guillotine, und ich, der letzte eines Namens, dessen Stolz es einst war, seinen Ursprung bis in vergangene Jahrhunderte, die in der Geschichte Frankreichs mit ruhmwürdigen Thaten bezeichnet sind, zu verfolgen, stehe am Rande des Grabes. Mit dem beredten Häuptlinge Logan, dessen Rede Sie mir so oft vorgelesen haben, kann ich sagen, „daß kein Tropfen meines Blutes in den Adern eines lebenden Wesens rinnt." Ich muß nach Amerika zurück; auf dem Boden will ich sterben, wo ich meine glücklichsten Tage verlebte."

Der Chevalier kehrte jedoch nicht zurück; er lebte von da an in mehreren Seehäfen Frankreichs, bis endlich der Tod in Bordeaux seiner irdischen Laufbahn ein Ziel setzte.

Vergiftete Kugeln der Russen.

Der Obrist Langermann schrieb an den General Lamarque folgenden Brief aus dem Bivouak von Minsk, vom 30 Junius 1831: „Zu Siedlce fand ich in einem Magazin eine Kiste mit ungefähr zweihundert Kugeln, von denen ich Ihnen eine Abbildung sende; später sollen Sie, wenn ich Gelegenheit finde, eine der gefundenen Kugeln selbst erhalten. Die Polen erwarten von Ihnen, mein trefflicher Freund, daß Sie von der Tribune aus diese Verletzung des Völkerrechts verkünden. Die Spitze dieser Kugeln ist von Messing und schraubenförmig, damit man sie nicht mehr herausziehen kann, und die Wunde durch den sich ansetzenden Grünspan verschlimmert werde. Die Oeffnung, die oben zu bemerken ist, enthält einige Haare von Menschen oder Pferden, und die, wenn man das Fleisch aufschneidet und die Kugel herauszieht, zurückbleiben, um durch stete Eiterung die Vernarbung der Wunde zu hindern. Die russischen Jäger haben bei Tykoczyn mit solchen Kugeln auf mich geschossen; man feuert damit aus nur geringer Entfernung und sie machen ein Geräusch wie große Fliegen, so zwar, daß ich bei dem Angriffe auf den Feind öfters die Hand ausstreckte, um das sonderbar summende Insekt, das ich nicht kannte, zu haschen.... Ich habe einen Anfall von Cholera, aber meine Freunde versichern mir, daß ich bereits außer Gefahr sey, wiewohl ich darauf mich nicht verlasse. Jedenfalls liegt es in Gottes Hand, so oder so zu sterben. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, meldet man mir, daß diese furchtbare Geißel wieder zu wüthen anfängt; heute Nacht sind von meiner Brigade vier Mann daran gestorben. Auf dem Marsche ist die Krankheit minder heftig; aber eine reiche Ernte findet sie, wenn wir im Lager liegen, und besonders, wenn wir auf die Russen Jagd machen; denn sie sind davon noch weit ärger heimgesucht als wir; das ist ein Trost, und da sie zwei- oder dreimal stärker sind als wir, so fallen auch verhältnißmäßig mehr Leute an dieser Seuche. So ist die Cholera unser treuester und standhaftester Bundesgenosse. Die Preußen selbst haben davor Furcht, und dieß hindert sie ein wenig, unsere Feinde ganz so, wie sie möchten, zu unterstützen; indeß versehen sie die Russen mit Lebensmitteln, Munition und selbst mit Artillerie. Jüngst noch diente Preußen der russischen Armee als Basis; besser wäre es, wenn sich Se. königl. Maj. von Preußen offen gegen uns erklärte. Welche Schande für unser Vaterland, eine solche Neutralität zu dulden!"

Vermischte Nachrichten.

Jüngst wurde zu Islington eine Frau begraben, die vor fünf Jahren gestorben war. Ein naher Anverwandter von ihr hatte ihr in seinem Testamente jährlich dreißig Pfund ausgesetzt, so lange sie auf Erden seyn würde. Der Gatte dieser Frau, der sie überlebte, miethete ein kleines Zimmer ober einem Stalle in der Nähe von Horton, wo er die Leiche in einem Kasten bis zu seinem Tode aufbewahrte.

Die irländischen Katholiken werden demnächst die Erlaubniß erhalten, am Samstage Fleisch zu essen. Die Sache schwebte unter der Berathung der Prälaten ihrer Kirche. „Werden die Prälaten," bemerkt hiezu ein englisches Blatt, „eben so das Fleisch wie den Ablaß geben?"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 227. 15 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Fortsetzung.)

Der 28 Julius.

Am folgenden Tage, den 28 Julius, sah man den Hof und die Zugänge des Hauses des Herrn Audry de Puyraveau mit bewaffneten und nicht bewaffneten Bürgern erfüllt. Die Deputirten langten nur langsam an. Einige von ihnen wurden im Hineingehen von Personen angesprochen, die sie ermunterten, doch endlich die Bewegung des Volkes zu unterstützen. — Man hatte sich am Dienstage Abends mit Muth geschlagen. Eine große Anzahl hatte bereits für die heilige Sache geblutet. Die Entrüstung wurde allgemein.

Die Deputirten waren endlich in ziemlich großer Anzahl versammelt. Einige Journalisten fanden sich ein, und baten Herrn Audry de Puyraveau in den Saal treten zu dürfen, wo man sich zur Berathung versammelt hatte. „Von Herzen gern würde ich es thun," erwiederte dieser, Sie könnten ihnen vielleicht ein wenig einheizen (pour que vous le chauffiez un peu); aber sie wollen durchaus Niemand zulassen . . ." Indeß standen die Fenster des Versammlungssaales, der zu ebener Erde war, offen.

Nachdem Jedermann Platz genommen hatte, suchten die Augen vergebens den ältern Dupin. Er war nirgends zu sehen. Herr Lafitte und Herr Lafayette waren zugegen. Herr Manguin nimmt das Wort: „Meine Herren, die Ereignisse, die Sie abwarten wollten, sprechen bereits deutlich genug. Man schlug sich gestern Abends lange, und schlägt sich auch heute Morgens seit fünf Stunden. Sie hören hier den Donner der Kanonen und das Gewehrfeuer: Sie haben auf dem Herwege alle Bürger voll des Zornes die Waffen ergreifen und auf den Kampfplatz eilen sehen. Es ist nicht mehr Zeit zu zögern, eine Revolution ist im Werke, deren Leitung zu übernehmen an uns ist. (Bewegung . . Unterbrechung . . Herr Sebastiani und Villemain schreien zu gleicher Zeit) . . . Ja, meine Herren, eine Revolution! Und ich glaube, daß wir nur zwischen dem Volke oder der königlichen Garde wählen müssen.

Herr Karl Dupin mit Ungestüm sich erhebend: Wenn man den geringsten Schritt außer der legalen Grenze thut, so werde ich mich augenblicklich entfernen.

Herr Sebastiani: Und auch ich! Wir sind nicht hier um von Gefechten zu reden, sondern um die legale Ordnung aufrecht zu halten.

Herr Lafayette lächelnd: Ich muß gestehen, daß ich seit dem Moniteur von gestern und den zweitägigen Metzeleien die legale Ordnung nicht gut begreife.

Herr Guizot. Meine Herren, zwei Dinge sind es, auf die ich Sie mit Ihrer Erlaubniß aufmerksam zu machen wünschte. Erstens, daß wir mit politischen Funktionen bekleidet uns durchaus nicht die geringste Unklugheit zu Schulden kommen lassen dürfen, durch die wir das gute Rechte verscherzen könnten, in welchem wir uns gegenwärtig behaupten. Zweitens ist nicht minder wichtig so schnell als möglich in der Mitte der Bevölkerung handelnd aufzutreten, nicht, wie unser ehrenwerther Kollege vorgeschlagen hat, indem wir uns für eine oder die andere Partei erklären, sondern vielmehr, indem wir als Vermittler zwischen beiden auftreten. Um aber diese Stellung einnehmen zu können, dürfen wir nicht die legale Ordnung überschreiten. Nur auf diese Weise können wir dem Könige zeigen, wie weit er von seinen Ministern irre geführt ist, nur so aber auch der Bewegung des Volkes Einhalt thun . . .

In diesem Augenblicke stürzt ein junger Mensch in das Haus des Herren Puyraveau. Dieser verläßt die Versammlung, und die Deputirten können die Worte hören: „Das Hotel de Ville ist in den Händen des Volks! Aber man schlägt sich noch mit Erbitterung auf dem Grèveplatz. Die Schweizer feuern mit Kartätschen nach allen Seiten. Es ist ein furchtbares Blutbad. Neue Regimenter rücken zu ihrer Unterstützung an."

Herr Audry de Puyraveau berichtet, was ihm eben gemeldet wurde, und setzt hinzu: Nach allem diesem wird man wohl nicht mehr von einer schriftlichen Vorstellung sprechen wollen. — Herr Guizot: Nein, von einer schriftlichen Vorstellung kann nicht mehr die Rede seyn, ich habe eine Protestation entworfen, die ich vorlesen will. —

Mehrere Deputirte: Man lasse hören!

Herr Guizot liest nun den Entwurf vor, der in den letzten Tagen von dem Temps unter der Schlußformel der Unterthänigkeitsbezeugung an den König abgedruckt wurde. Einige Deputirte, wie Daunou, Lafayette, Mauguin, Audry, de Laborde finden diesen Entwurf zu schüchtern; sie sind der Meinung, daß er die beabsichtigte Wirkung verfehlen werde.

Herr Lafitte. Es ist zu bemerken, meine Herren, daß die

Forderungen des Volkes zunehmen, je mehr es sein Blut vergießt. Gestern hätte diese Verwahrung noch genügt, ich weiß nicht, ob man sie heute zulänglich finden wird. Herr Sebastiani: Es liegt nichts daran, wie man sie finden wird, wenn wir uns nur nicht von der legalen Ordnung entfernen. Herr Perier: Meine Herren, eine Sache scheint mir dringender als jede andere: es muß dem Blutvergießen Einhalt gethan werden. Denn um Vorstellungen zu machen, zu unterhandeln, muß man wenigstens gehört werden können. Und Paris ist bereits, wie Sie sehen, ein Lager. Marmont ist Oberbefehlshaber; könnten wir nicht von ihm so lang einen Waffenstillstand erlangen, bis wir unsere Klagen dem Könige vorgetragen haben? Ich schlage vor, daß eine Kommission von fünf Mitgliedern im Namen der in Paris anwesenden Deputirten an den Marschall abgesendet werde.

Von allen Seiten. Sehr gut! sehr gut! — Die Kommission wird ernannt, und besteht aus den Herren Perier, Lafitte und Mauguin.

Herr Labbey de Pompières: Sonach Druck der Protestation und Absendung einer Kommission an den Marschall! Für den Augenblick wäre also nichts mehr zu thun.

Herr Sebastiani. Nein, durchaus nichts mehr; wir müssen die Ereignisse abwarten. — Herr Lafayette: Ganz gut, allein die Umstände drängen, und es wäre an der Zeit, eine wichtigere Entschließung zu fassen. Wir berathen und kommen zu keiner Entscheidung. — Herr Mauguin: Während wir warten, schlägt und würgt man sich, und ganz Paris ist mit Verwundeten und Sterbenden angefüllt. — Mehrere Deputirte: Es ist ein großes Unglück! — Herr Audry: Es ist entsetzlich! —

Die Sitzung wird aufgehoben. Man hat beschlossen, Nachmittags um vier Uhr bei Herrn Bérard sich wieder zu versammeln, um den Bericht der an den Marschall abgeordneten Kommission zu vernehmen. Als die Sitzung auseinandergeht, werden die meisten Deputirten von einem Haufen höchst aufgeregter Bürger umringt. Man sah gerade fünf oder sechs Verwundete vorüber tragen, und von allen Seiten verbreiteten sich die unheilvollsten Gerüchte: „Sagen Sie uns, meine Herren, wozu haben Sie sich entschieden? — Sind Sie endlich entschlossen, den Kampf mit uns fortzusetzen? — Wie, kein Wort, keine Erklärung an das Volk?" — Herr Guizot: Wir haben so eben eine Protestation erlassen, die bereits abgesendet und wahrscheinlich morgen gedruckt wird. — „Morgen! — Und dort welche Scene! So will denn Keiner von Ihnen zu den Bürgern reden, Keiner ihnen Muth zusprechen?" —

Fast alle Deputirte entfernten sich, ohne eine Antwort zu geben, einige, indem sie diese grausame Apathie verwünschten. Um vier Uhr fand die Zusammenkunft bei Herrn Bérard statt. In diesem Augenblicke war das Hotel de Ville von den königlichen Truppen erstürmt worden, aber man hatte es von Neuem angegriffen. Auf andern Punkten war das Volk gleichfalls geschlagen worden; Mißtrauen, Furcht erweckten bei den Einen Entmuthigung, bei den Andern Wuth und Verzweiflung. Die Besorgnisse stiegen mit jedem Augenblick, die Schlacht wurde als verloren betrachtet. So war auch die Versammlung der Deputirten minder zahlreich. Die Kommission erstattete ihren Bericht. Einige Deputirte entrüstet über die erhaltene Antwort riefen: „Jetzt ist nicht länger mehr zu zögern! Der Bürgerkrieg hat begonnen! Wollen wir diese unglückliche Jugend und diese ganze Bevölkerung von Arbeitern hinschlachten lassen, ohne uns an ihre Spitze zu stellen, wir, die ihnen so lange die Lehren vorgepredigt haben, die sie jetzt in Anwendung bringen?"

Anfangs tiefes Stillschweigen. Endlich knüpfen sich unter den Einzelnen Zwiegespräche an. Man sagt sich, daß Paris in Belagerungsstand erklärt worden ist. — „Es ist gewiß. — Werden Sie heute Nacht zu Hause schlafen? — Warum? — Man versichert, es sey beschlossen, einige Deputirte aufheben zu lassen. — Teufel, man muß sehen! Paris ist groß. — Wir müssen auf unsere Sicherheit Bedacht nehmen! Es sind infame Menschen!" —

Ein Wähler des sechsten Wahlbezirkes und zwei Journalisten werden eingeführt. Die Versammlung hat nicht im Mindesten den Anschein eines politischen Körpers, der zu einer Berathung beisammen ist. Jeder scheint nur an sein eigenes Heil zu denken. Niedergeschlagenheit spricht aus allen Gesichtern. Die beiden Journalisten bringen die gedruckte Protestation. Sie haben auf ihre eigene Faust mit Beirath einiger Deputirten die Ausdrücke der Unterthänigkeit gegen den König weggelassen, der das Volk mit Kartätschen niederschießen läßt. Man kann sich aus Furcht nicht entschließen, die Protestation in dieser Form gut zu heißen. Indeß werden doch einige Deputirte von den Worten der Bürger, die zu ihnen gekommen waren, tief ergriffen: „Wir stellen uns, sagen diese, „zu Ihrer Verfügung. Die Jugend wird Sie vertheidigen, und zu Ihren Füßen sterben. Aber um Gottes Willen ergreifen Sie eine Partei. Die Bürger kommen um, da es an aller Leitung fehlt. Der Muth erschöpft sich. An einigen Orten sind wir Sieger, an andern geschlagen; man hat keine Fahne, keinen Haltpunkt, keine Einigkeit. Haben wir nicht auch unsre Existenz auf's Spiel gesetzt? Die Zeit drängt. Jeder Augenblick Verzug bringt entsetzliches Unglück! Ach, meine Herren, kommen Sie dem Vaterlande zu Hülfe! Es verehrt, es liebt Sie! lassen sie es nicht hülflos bluten! Bedenken Sie die furchtbare Verantwortlichkeit, die auf einem solchen Abfall lastet! . . ."

Diese Rede wird von einigen Deputirten mit allen Zeichen der tiefsten Erschütterung aufgenommen. Herr Sebastiani wendet sich an Herrn Bertin de Vaux mit den Worten: „Wollen Sie gehen, Herr Bertin?" — Herr Bertin seufzend: Wohlan, gehen wir! — Ein Deputirter zu Herrn Sebastiani: Wie, in einem solchen Augenblicke können Sie davon gehen? Wenn Ihnen das Heil des Vaterlandes gleichgültig ist, so denken Sie wenigstens an Ihr eigenes. In den Augen des Hofes sind sie bereits genug kompromittirt indem Sie unseren Versammlungen beiwohnten . . . Herr Sebastiani: Mein Herr, Jeder weiß, was er zu thun hat; Jeder sorge für sein Bestes, wie er es versteht, ich glaube nicht, daß irgend Jemand das Recht hat, sich in mein Verhalten zu mischen.

Einige Augenblicke später tritt ein Bedienter ein, der Herrn Gérard im Namen des Herrn Sebastiani ersucht, hinauszukommen. Herr Gérard nimmt seinen Hut und geht. Es bleiben nur noch acht bis neun Deputirte. Selbst Herr Berard klagte bitterlich über ein solches Benehmen. Bald darauf langt die Nachricht an, daß das Hotel de Ville von dem Volke wieder genommen ist, daß

aber der Greveplatz, die Quais und Brücken mit Leichen bedeckt sind.

Herr Mauguin, mit dem Tone bittern Vorwurfes: Wenigstens aufzuopfern wußte sich diese Armee, die sich ohne Generale schlägt! — Herr Lafitte: Sorgen wir wenigstens dafür, morgen diese Protestation bekannt zu machen. — Ein Journalist: Hier ist sie, aber sie sollte zuvor unterzeichnet werden. Herr Lafitte: Unterzeichnet! und unsrer sind nicht mehr als acht. — Hierauf entspinnt sich über das, was zu thun ist eine Diskussion, die Herr Lafitte mit den Worten beendigt: „Es bleibt uns nichts übrig, als die Namen aller Deputirten, die in Paris anwesend sind und von deren Gesinnung man sich den Beitritt versprechen zu dürfen glaubt, darunter zu setzen. Machen wir demnach die Protestation bekannt, als wenn sie gegenwärtig und damit einverstanden gewesen wären. Werden wir überwunden, so werden sie es abläugnen und beweisen können, daß unsrer nicht mehr als acht waren; werden wir siegen, so dürfen wir darüber ganz beruhigt seyn; Jeder wird zuerst unterzeichnet haben wollen.“

Man trat dieser Meinung bei und in der Hoffnung, eine größere Anzahl von Deputirten zusammenbringen, und endlich eine energische Entschließung fassen zu können, beschied man sich zu einer abermaligen Zusammenkunft auf acht Uhr Abends. Herr Audry bot abermals sein Haus dazu an. Es wurde angenommen. — Gegen acht Uhr waren bei ihm ungefähr sechs, höchstens acht Deputirte versammelt, und nur zu allgemeinem Erstaunen sah man auch Herrn Sebastiani ankommen. Es war zum Ersticken heiß, die Fenster waren offen und eine Menge Bürger, die im Hofe standen, konnten jedes Wort vernehmen, das im Saal gesprochen wurde. Herr Mauguin dringt von Neuem darauf, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Herr Audry erzählt, daß seine und Herrn Lafayette's Wohnung den ganzen Tag von bewaffneten Bürgern umringt gewesen sey, die einen Anführer verlangten und Befehle einholen wollten. „Schon hat die Jugend,“ fügt er hinzu, „Sie begriffen, meine Herren, und überall durch Anschläge bekannt gemacht, daß eine provisorische Regierung sich zu organisiren beginne. Man hat sogar die Namen derselben angegeben, und dieß allein schon erfüllte die Streitenden mit neuem Muthe.“

Endlich zeigen sich auch die übrigen Deputirten geneigt, eine Entschließung zu fassen. Man erzählte, Herr Lafayette, um nicht ganz allein zu stehn, erwarte nur die Zustimmung seiner Kollegen, um sich an die Spitze des Volkes zu stellen. Da nimmt Herr Sebastiani das Wort und dringt mit der größten Hartnäckigkeit darauf, daß jede Entschließung bis auf morgen verschoben bleiben solle.

Ein Deputirter: Man könnte wirklich sagen, dieser Mensch ist überall, wo es darauf ankommt, uns am Handeln zu hindern. — Alle, die diese Verhandlungen mit angehört hatten, bezeugten laut und in den stärksten Ausdrücken ihren Schmerz, ihre Verachtung, ihren Zorn. Man trennte sich abermals ohne zu einem Entschluß gekommen zu seyn. Die Zusammenkunft wurde auf den folgenden Tag Morgens bei Herrn Lafitte anberaumt.

(Fortsetzung folgt.)

Rammohun Roy und die Braminen.

Ueber den Zweck der Reise des schon öfters in diesen Blättern erwähnten Braminen Rammohun Roy zerbrechen sich die indischen Zeitungen in mancherlei Muthmaßungen die Köpfe. In der „Chundrika“ stellt ein anderer Bramine darüber Betrachtungen an, die nur allzusehr beweisen, daß so weit der Himmel reicht, aufgeklärte und weise Männer, wenn sie die geistigen Fortschritte ihrer Nation zu fördern streben, von den Bonzen jeder Farbe hämisch verlästert, und wenn diese dazu das Heft in der Hand haben, wüthend verfolgt werden. „Was thut Rammohun Roy in England? fragt der würdige Priester des Brama. Einige sagen, er gehe dahin als Abgesandter des Kaisers von Delhi, Andere aber erwiedern darauf, unter den Mogul gebe es eben so taugliche Männer; warum also ihn wählen? Doch dieß hat nichts mit seiner Reise zu schaffen. Meine Meinung ist, daß er hingegangen ist, um eine Art Anstellung zu erhalten, da er hier schon seit so vielen Jahren keine Stelle mehr bekleidet. Viele jedoch widersprechen dieser Ansicht und glauben, daß er die Reise unternahm, um seine Kenntnisse zu bereichern. Aber auch dieß können Viele nicht glauben, denn bis jetzt hat noch kein ausgezeichneter Hindu zu Schiffe in ein Land der Mlitschis gehen wollen; wessen Aussage könnte ihn also dazu bewogen haben? Gelehrte Männer, wird man sagen, kümmern sich nicht um die Kaste.“ Dann frage ich aber, warum geht er nicht, um Kenntnisse zu sammeln, nach Mecca oder Medina, oder sonst wohin? Doch auch dieß ist nicht der Zweck seiner Reise; er geht unsres Volkes wegen hin; er will dort das zu erlangen suchen, was die Wohlfahrt desselben befördert. Es gibt dort viele große Männer, die er von den Leiden und dem Elende des Volkes in diesem Lande unterrichten will. Wenn man fragt: Was könnte noch gesagt werden, was Jenen nicht schon bekannt wäre? so ist die Antwort: er wird ihnen sagen, daß die Hindu's und insbesondre die Bengalesen in Elend versunken sind, weil sie Alles, was sie erwerben, an ihre Götter und Vorfahren verschwenden, und dadurch zu Bettlern werden, und daß er deßhalb schon lange her auf seine eigenen Kosten eine Menge Bücher drucken und vertheilen ließ, worin er sie, wiewohl vergeblich, auffordert, nicht ferner so zu thun, daß Keiner darauf geachtet, und daß er deßhalb bitten wird, die Indier anzuhalten, seinen Worten zu folgen. Dieß ist ohne Zweifel der Zweck seiner Reise. Dagegen hörte ich von Einigen folgende Einwendungen machen. Rammohun Roy, sagen sie, ist ein zu verständiger Mann, als daß er verlangen sollte, was ihm nicht gewährt werden kann; denn warum sollte die Regierung das ganze Land in Elend stürzen, einem einzigen Manne zu Gefallen? Wenn man sagt, er werde behaupten, daß die Beobachtung der Religionsgebräuche so viel Elend erzeuge, so mag man Recht haben. Aber man bedenke, daß, wenn ein Volk es angenehm findet, Fische zu essen, der König es nicht daran hindern wird; deßhalb wird er keinen solchen Antrag stellen. Wir glauben, daß er, da er bereits sehr an Jahren vorgerückt und London ein sehr kühler Ort ist, wo man im Ueberflusse herrlich zu essen und zu trinken findet, dort lange Zeit in Behaglichkeit leben und den Ruhm seiner Heiligkeit und Gelehrsamkeit durch viele Länder verbreiten wird. Einige sagen auch, er werde; da noch kein Eingeborner dieses Landes nach England gegangen ist, dort mit großen Ehren aufgenommen werden, und Viele würden kommen, ihn zu sehen: gerade wie hier bei uns schaarenweise Alles hinströmt, wenn ein neues Bild ausgestellt ist. Dagegen kann man einwenden: so viele hundert Kalaschis und Khimutgars sind nach England gegangen; aber man hat nie gehört, daß das Volk sich versammelte, um sie zu sehen. Wenn man aber sagt, daß er kein gemeiner Mann, sondern ein berühmter vornehmer Hindu aus der Braminenkaste, daß er gelehrt und schön ist, und daß von seiner Ankunft schon vorläufig Meldung geschehen, und daher viele kommen werden, um ihn zu sehen, so wird diese Ehre ihm nicht erzeugt werden, weil er ein Hindu, sondern weil er ein Gelehrter ist. Wie nun aber, wenn es dort Leute gibt, die noch gelehrter sind als er; weßwegen wird man ihm dann Ehre erweisen? Dann wird die Ehre ihm also als Braminen gelten? Allein das kann nicht seyn; denn wie könnte der die Ehre eines Braminen genießen, der die Pflichten eines Braminen so oft und vielfach verletzt hat?“ — Wir theilten die ganze Diatribe des ehrwürdigen Mannes, die übrigens dem spitzfindigsten Scholastiker und Pater-Jesuiten keine Unehre machen würde, etwas umständlicher mit, weil sie eben so charakteristisch ist durch die Art ihrer Argumentation als durch ihre schleichende Bosheit, gleißnerische Sanftmuth und pfäffische Arglist. — Uebri-

gens hat der fromme Bramine doch nicht das Rechte getroffen, wie er es auch wahrscheinlich nicht im Sinne hatte. Rammohun Roy war der Ueberbringer einer Petition einer großen Anzahl der angesehensten Hindu's an das Parlament, worin sie für das im vorigen Jahre von dem Gouverneur Lord William Bentink erlassene Suttiverbot (s. Ausland vorigen Jahrgangs, S. 530) sich verwenden, und zugleich bitten, auf eine andere Petition, die von den Anhängern der alten Religionsgebräuche verabfaßt worden, und um Wiedereinführung des Sutti eingereicht werden würde, keine Rücksicht zu nehmen; zugleich wollen die Petitionäre, an deren Spitze Rammohun Roy steht, das Parlament gegen die Ansicht aufmerksam machen, als spreche die Eingabe ihrer Gegner die wahre Gesinnung der Hindubevölkerung aus. Dagegen bitten sie, das von Lord Bentink erlassene Verbot zu bestätigen und in seinem ganzen Umfange kräftig vollziehen zu lassen. „Die Bittsteller," heißt es am Schlusse dieser Petition, „können sich nicht dem Glauben hingeben, daß solch ein Gebrauch, der allen Gefühlen der Natur, so wie den Grundsätzen einer guten Regierung und den Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft widerstreitet, die Bestätigung des geehrten Hauses erhalten, vielweniger aber noch, daß der britische Name und Charakter durch die Wiederherstellung dieses abgeschafften Mißbrauchs befleckt werden dürfe."

Der Aufstand in Podolien.

(Bericht des Hayssiner Landboten Jelowizki.)

Seit die große Stunde der Wiedergeburt unsers Vaterlandes geschlagen, seit der National-Reichstag die Befreiung der unter der scharfrichterlichen Hand des Tyrannen seufzenden Polen der Welt zugeschworen, beschlossen wir, wo immer es möglich sey, die Mühseligkeiten und Gefahren der Befreier des Vaterlandes zu theilen, und Allem zu entsagen, Alles dem Verluste preiszugeben, um mehr als Alles zu erlangen.

Derselbe Funke, der die glorreiche Revolution in Warschau entzündete, glomm stets in unsern Herzen, und von ihr angefacht, wäre er längst ausgebrochen, wenn, der Gefahr des Aufstandes in einem von feindlichen Heeren angefüllten Lande ungeachtet, die Besorgniß, daß ein unwirksamer Aufstand nicht nur zur allgemeinen Sache nichts beitragen, sondern vielmehr unsere dem ganzen Lande zugehörigen Reichthümer dem Raube der Feinde preisgeben könnte, unsern Eifer nicht zurückgehalten hätte.

Die nach Verhältniß des glücklichen Fortgangs unserer heiligen Sache steigenden Verfolgungen von Seite der russischen Regierung vermochten keineswegs die gutgesinnten Bürger, die sich fortwährend mit Vorräthen von Kriegsbedürfnissen aller Art heimlich versorgten, abzuschrecken. Jeder war bereit, das Pferd zu besteigen, und erwartete mit Ungeduld den Augenblick des Befehls. Dieser Augenblick war endlich erschienen. Ein gewisser Offizier höhern Rangs, angeblich von der Nationalregierung beauftragt, erließ einen Befehl, den Aufstand am 27 April l. J. zu bewerkstelligen. Aber vier und zwanzig Stunden nachher schickte er einen andern Befehl umher, den Aufstand zu verschieben. Der erste Befehl langte in vielen Orten die Nacht vor dem zum Aufstande bestimmten Tage an. Diese Verzögerung führte die schrecklichsten Folgen herbei, und ist die erste und auch die vorzüglichste Ursache des mißlungenen Aufstandes, da derselbe nur theilweise erfolgte. Denn die Einen warfen sich auf das erhaltene Aufgebot aufs Pferd, gaben aber ihr Vorhaben wieder auf, als der Gegenbefehl anlangte, und mußten sogar ihre Häuser verlassen, um der für einen so kühnen Schritt unausbleiblichen Verfolgung von Seite der russischen Regierung zu entgehen; diejenigen, welche in einem Augenblicke zwei einander entgegengesetzte Befehle erhielten, harrten einer Aufklärung der Dinge entgegen; noch Andere, die sich in Folge des Befehls schon zu bedeutenden Abtheilungen gesammelt hatten, sahen kein Mittel, sich ohne Schaden aus der Gefahr, in die sie durch Hinhaltung des Aufstandes gestürzt wurden, zu retten. Die Insurgenten aus den der österreichischen Grenze näher liegenden Kreisen, namentlich aus dem kamienietzker, proskirower, mohilower und uszytzker Kreise, mußten nach Gallizien entweichen. Der Aufstand des winnitzker Kreises, zur Zeit seiner Entstehung nicht mehr als fünfzig bewaffnete Mann zählend, wurde von einer Schwadron russischer Dragoner angefallen. Mit dem größten Muthe warf er den aus mehr als sechzig Reitern bestehenden Feind zurück und machte ihn gefangen. Ein feindlicher Obrist und Kapitän blieben auf dem Platze. Eine so kleine Anzahl Helden konnte von diesem glänzenden Siege keinen Nutzen ziehen; der Befehl, den Aufstand einzuhalten, beraubte sie jedes Beistandes, und die sie umringenden zahlreichern feindlichen Truppen nöthigten sie endlich, sich zu verbergen, und umherirrend einen günstigern Augenblick zum Aufstande abzuwarten.

Die Insurgenten des olhopoler Kreises, beinahe dreihundert Pferde stark, versammelten sich in dem einige fünfzig Meilen von Gallizien entfernten Dorfe Piantkowka, und beschlossen, die Waffen in der Hand, die fernern Vorfälle abzuwarten.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Cobbet beklagt sich in seinem „Register" über die englischen Zeitungen, daß sie in ihrem Berichte über seinen letzten Prozeß so parteiisch zu Werke gegangen seyen und seiner Vertheidigung nur oberflächlich erwähnt hätten. „Und nun," fügt er hinzu, „will ich jungen Leuten sagen, wie es möglich ist, daß ein Mann von fünf und sechzig Jahren eine Rede von vier und einer halben Stunde halten kann, ohne mit einem Muskel zu zucken, oder mit einer Sylbe zu fehlen; ohne seine Lippen mit einem Trunke oder sonst einem Labsal zu benetzen. Ich stand alle Morgen um vier Uhr auf — barbirte mich und kleidete mich an — ging in den Garten — sah nach meinem Korn und meinen Blumen — gab für den Tag meinem Gärtner die nöthigen Weisungen — kam dann um halb fünf Uhr wieder ins Haus, lang bevor noch auf den Straßen die Wagen zu rasseln anfingen — arbeitete dann zwei und eine halbe Stunde mit heiterer Seele an der Einleitung zu meiner Grammatik. Um sieben Uhr fingen die Wagen an auf den Straßen und die Mägde mit dem Frühstücke in der Stube zu rasseln. Die Grammatik wurde dann bei Seite gelegt, und ich machte noch einen Spaziergang in den Garten und nach meiner Meierei, wo ich nach meinen Schweinen und Kühen sah. Zwischen dem Frühstücke und Mittagessen kam die Reihe an das Register, an den Trash oder die Geschichte. Um ein Uhr wurde zu Mittag gegessen, und wenn ich dann meine Augen mit dem Garten, meinen Schweinen und Kühen so lange offen behalten konnte, ging ich um acht Uhr zu Bette . . . So muß man es anfangen, um ein nüchternes Leben zu führen. Gott hat mich nicht anders geschaffen, als wie jeden andern Menschen; aber die Verfolgungen, die ich auszustehen hatte, und mein Wunsch, meine Feinde unter meinen Füßen zu sehen, hat mich nüchtern und enthaltsam zu seyn gelehrt, und Nüchternheit und Enthaltsamkeit haben mir die Kraft des Leibes und der Seele verlängert."

*

Man hat neuere Nachrichten über den blinden Reisenden James Holman erhalten, denen zufolge er nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in China wieder zur See ging, um Van Diemens Land und Neu-Süd-Wales zu besuchen. So viel man weiß, ist es seine Absicht, auch die Inseln des stillen Ozeans, dann die Westküste Amerika's zu besuchen, und dann queer durch diesen Kontinent nach den Vereinigten Staaten zu gehen.

*

Der Name Chateaubriand übt im französischen Buchhandel noch immer seinen alten Zauber aus. Von der vollständigen Ausgabe seiner Werke wurden viertausend fünfhundert Exemplare gedruckt, und von seinen historischen Studien dreitausend; beide reichten nicht hin, die Nachfrage zu befriedigen, und der Buchhändler Lefèvre hat von letzterm Werke bereits eine neue Auflage angekündigt.

•

Die Einfuhren in den Hafen von Buenos Ayres beliefen sich im Jahre 1850 auf 11,455,270 Dollars, die Ausfuhren auf 28,696,558.

•

Ein Engländer hat den Antheil der chinesischen grünen Theepflanze (Camellia viridis) in einem Thale von Breconshire, zunächst der Quelle von Urk, ungefähr tausend Fuß über der Meeresfläche und über den Linien des einheimischen Holzes, der Erlen und Birken, versucht, und zwar mit dem günstigsten Erfolge. Die Pflanze dauerte den Winter über ans und litt nichts durch die Kälte des 1 Mai d. J.; sie hat bereits sehr kräftige Schößlinge getrieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 228. 16 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Fortsetzung.)

Der 29 Julius.

"Wenn die Nacht die Zeit der Ruhe ist, so hatte der 28 Julius keine Nacht. Der Kampf hatte aufgehört, aber nun arbeitete man an den Barrikaden. Wer war Augenzeuge dieses Schauspieles, und vergäße es je! All dieß Volk so glühenden Eifers voll! Handwerker, Künstler, junge Leute aus allen Ständen vereint, durcheinander, die nur eine Börse hatten, oder auch keine, die Brod aßen und stark gewässerten Wein tranken, den ein patriotischer Weinschenk ihnen reichte, dessen Haus die einzige gemeinschaftliche Tafel war. Alles arbeitete, und mit welchem Herzen!

"Nur zwei standen auf der Wache. Die Wer da? folgten sich schnell, und die Antwort lautete oft so traurig! Manchmal war es ein Verwundeter, den man auf den Armen oder der Bahre dahertrug. Dann drängte man sich mit Fragen herbei: Wo ist er getroffen? Was ist geschehen? Und Einige der Begleitung erzählten dann, was sie gesehen, den Muth des Volkes, die Demoralisation der Soldaten; deßgleichen, daß mehrere Offiziere der Linie auf das Volk zu feuern verweigert; daß das Volk im Hotel de Ville festen Fuß gefaßt, daß die aller Orten in der Stadt begonnenen Barrikaden morgen jede Bewegung der Truppen fast unmöglich machen würden. Man hatte viele Waffen genommen, man bezeichnete die Häuser, wo man Pulver finden könne. Aber es gab so viele Todte und Verwundete . . . „Morgen Rache!“ sagten die jungen Leute; „es wird einen heißen Tag geben,“ die Arbeiter. Man arbeitete fort und fort an den Barrikaden. Die Nacht verging über diesen Anstalten. Nie war der Himmel so heiter, nie war das Volk so schön!

"Gegen ein Uhr Morgens gab es Lärm in der Nachbarschaft des Platzes Cadet. Eine Gruppe von fünf oder sechs unbewaffneten Menschen, die sich nur sehr mit Mühe fortzubewegen schienen, näherten sich einer Barrikade. Die Schildwache schrie: „Halt! Korporal befrage sie!“ Der Korporal, es war ein Arbeiter: „Ihr kommt einem Posten nahe, ihr Hinkebeine da, und ihr werdet wohl so gut seyn, uns zu sagen, was ihr so spät da herumstreicht!“

Die Gruppe näherte sich dem Posten. Hier wurde jeder der Unbekannten näher befragt: ein Mann von einem gewissen Alter, aber von ehrwürdigem Aeußern, vor welchem in zwei oder drei Barrikaden Lücken gebrochen worden seyn mußten; dann noch drei jüngere Männer, die seine Adjutanten zu seyn schienen. Das Alles schien dem Kommandanten sehr verdächtig, er fuhr den alten Mann ziemlich barsch an. Dieser erwiederte: „Mein Kapitän, Sie sehen mich tief gerührt, von dem Schauspiele, dessen Zeuge ich bin: umarmen Sie mich, und Sie werden sehen, daß ich einer ihrer alten Kameraden bin.“ Der Kommandant zögert noch. „Es ist der General Lafayette,“ sagt Jemand. Nun stürzt sich Alles in seine Arme. Aber der Kommandant nimmt den ganzen Ernst seiner Würde wieder zusammen: „Meine Herren,“ ruft er, „zu den Waffen!“ Sogleich stellt man sich in Reih und Glied; der General hält Musterung wie über das regelmäßigste Heer von der Welt.

"Es war zwei Uhr Morgens, der General ging nach der Straße Cequenard, wo ihn sein Wagen erwartete. Die Herren, die ihn begleiteten, waren: Carbonel, Dumoulin und der junge Lasteyrie. Mit Tagesanbruch hatte das Gefecht wieder begonnen. Alle noch übrigen feindlichen Posten wurden entwaffnet. Bald schlug sich das Linienmilitär auf Seite des Volkes, und machte mit ihm Brüderschaft. Nur die königliche Garde und die Schweizer hielten noch Stand. Aber in allen benachbarten Gassen angegriffen, mußten sie das Feld räumen und zogen sich in die Höfe des Louvre und der Tuilerien zurück. An diesem Donnerstage Morgens stürzte sich das Volk voller Hoffnung in den Kampf, wie zu einem bereits gewissen Siege.

Gegen neun Uhr begegnete ich Herrn Casimir Perier, der sich rechts und links auf zwei Personen stützte, die ihm über die Barrikaden zu steigen halfen. Ein großes Gedränge sammelte sich um ihn her. Ist das ein Verwundeter? fragte man. — Nein, es ist ein Deputirter. — Wer? — Casimir Perier. — Ha, ein guter! antwortete das Volk. Es lebe Perier! — Und er blaß, gelb, abgemattet, ließ sich hinschleppen zum Siege, doch entzog er sich baldmöglichst dieser herzlichen Ovation. Zwischen zehn und zwölf Uhr fanden sich bei Herrn Laffitte gegen dreißig bis vierzig Deputirte ein. Herr Bertin de Vaux war wieder gekommen, Herr Gerard war wieder gekommen, Herr Villemain war wieder gekommen, kurz alle, die Abends zuvor sich entfernt hatten, waren wiedergekommen. Herr Sebastiani schien voll Leben und Geschäftigkeit. Endlich war auch der ältere Dupin zum Vorschein gekommen, der

damals mit Herrn Laffitte so ganz Ein Herz und Eine Seele war, daß er von seiner Gastfreundlichkeit, ein, so zu sagen, revolutionäres Frühstück annahm. Herr Laffitte führte den Vorsitz der Versammlung; er entwickelte die gegenwärtige Lage der Dinge, zeigte die Nothwendigkeit, die Leitung der Bewegung zu übernehmen, und schloß, indem er Herrn Mauguin das Wort gab. — Herr Mauguin: Meine Herren, ich werde Ihnen heute nichts Anderes sagen, als was ich schon vorgestern gesagt habe: nur habe ich die Hoffnung, daß es besser Gehör finden wird. Die Tapferkeit der Pariser hat uns den Weg vorgezeichnet. Ich glaube also, daß wir so schnell als möglich die provisorische Regierung organisiren müssen, die man durch eine sehr glückliche Lüge schon bereits seit gestern ausgerufen hat. — Ein Deputirter, der so eben erst vom Lande angekommen ist: Wie? in der That — so hätte man . . . jedoch meine Herren — — Herr Sebastiani wendet sich zu ihm, und sagt lächelnd: Es handelt sich nur von einer Sicherheitsmaßregel. In diesem Augenblick wird der General Gérard hinausgerufen. Es waren Bürger vom Hotel de Ville gekommen, die dort die Nacht zugebracht hatten. „General, wir sind gekommen, um mit Ihnen oder dem General Lafayette Rücksprache zu nehmen. Man hat uns gesagt, daß dieser noch nicht zugegen sey . . Der General: Wenn Sie warten wollen, er wird sogleich kommen . . . Oh, mein General, wir können es eben so gut Ihnen sagen. Das Hotel de Ville ist jetzt gesäubert; es kommen jetzt unzählige Leute hin, welche fragen: Wo ist denn die provisorische Regierung? Bis jetzt haben wir Niemand eingelassen, wohlverstanden, weil keine Seele darin ist. Nun kommen wir also mit der Bitte an Sie, sich dahin zu begeben, um die gehörigen Befehle zu erlassen. Der Kampf ist noch nicht zu Ende, General. — Der General: Ich bin nicht von der provisorischen Regierung, und ich weiß nicht, warum man dieß Gerücht ausgestreut hat. Uebrigens könnte ich mich nicht an die Spitze des Volkes stellen, bevor ich nicht meine Kollegen zu Rathe gezogen. Suchen Sie den General Lafayette auf. — Er ging in die Versammlung zurück. Eine andere Person richtete einige Augenblicke darauf an ihn dieselbe Bitte, und erhielt dieselbe Antwort.

Indeß war Lafayette angelangt und schüttelte den Bürgern die Hände: „Meine Freunde, ich verlange nichts Besseres, als heute zu erneuern, was ich im Jahre 89 gethan habe. Euer Muth macht mich nicht erstaunen, aber er rührt und ermuthigt mich. Ich will nur zwei Worte mit meinen Kollegen sprechen, und bin dann sogleich wieder bei Euch.“

Es wurde unter den Deputirten beschlossen, daß der General Lafayette den Oberbefehl der ganzen Militärgewalt übernehmen, und General Gérard die wirklichen Operationen leiten solle. Hierauf schritt man zur Ernennung einer Munizipalkommission, um sich mit den Angelegenheiten im Allgemeinen zu beschäftigen; sie bestand aus den Herrn Mauguin, Laffitte, von Schonen, Audry de Puyraveau, Lobau und Casimir Perier.

Seit länger als einer Stunde schon war das Louvre erstürmt, die Tuilerien eingenommen, und das Volk, um seine Gesinnung noch deutlicher auszusprechen, hatte eine Leiche auf den Thron Karls X gelegt.

Die Generale Lafayette und Gerard zeigten sich auf den Boulevards in ihren Uniformen. Der Zuruf des Volkes war einstimmig; es war der begeisterte Ruf eines Volkes, das sich vor seinen eigenen Augen erhebt, der Ruf eines Sklaven, der seine Ketten gebrochen hat; es war die ganze Trunkenheit des Sieges.

Ein wenig später traf die Kommission auf dem Hotel de Ville ein. Bald darauf erschien dort eine Deputation, die aus den Herren d'Argout, Semonville und Vitrolles bestand.

Blut war in Strömen geflossen, das Kartätschenfeuer war zu Ende, Marmont auf dem Rückzuge. „Was wollten diese Herren also noch? Sie waren gekommen, um der Kommission Vorschläge anzubieten, im Namen Königs Karl X und seiner erlauchten Familie. „Die Ordonnanzen sind zurückgenommen,“ fügten sie hinzu, „Herr Casimir Perier zum Ministerium der Finanzen, Herr Gérard zu dem des Kriegs ernannt.“

Herr Audry: Das Volk ließ den ganzen Tag den Ruf hören: Nieder mit den Bourbons! Wir haben Ihnen nichts Anderes zu sagen. — Es ist zu spät! setzte Herr Mauguin hinzu.

Herr Perier war zugegen: er erwiederte kein Wort. Auf seinen Zügen sprach sich die höchste Gemüthsbewegung aus, als seine Kollegen mit solchem Nachdruck sich erklärten. Die Abgesandten, die im Hotel de Ville eine so derbe Abfertigung erhalten hatten, versprachen sich eine bessere Aufnahme von den bei Laffitte versammelten Deputirten. Herr von Semonville jedoch allzusehr ermüdet, zog sich zurück; Herr von Vitrolles aus andern Gründen; so erschien Herr v. Argout, der eifrigste unter den treuen Dienern seines königlichen Herrn, vor der Versammlung; es war halb eilf Uhr. Herr von Argout: Ich komme, meine Herren, im Namen Karls X um Ihnen anzuzeigen, daß er sich beeilt hat, die Ordonnanzen zurückzunehmen, die zu den vielen Unordnungen Anlaß gegeben, von denen Paris Zeuge gewesen ist. Eben so hat er sein Ministerium geändert, und ein neues unter den Mitgliedern gewählt, die der öffentlichen Meinung am meisten zusagen werden. Ich glaube, meine Herren, daß Sie Ihren Einfluß auf die Bevölkerung anwenden werden, um alle Unruhen zu stillen, und die Sachen auf den Punkt zurückzuführen, wo sie vor Verletzung der Charte gestanden haben. Ich bitte Sie dringend, meine Herren, mir darüber eine Antwort zu geben; ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich beauftragt bin, dieselbe Karl X zurückzubringen.

Herr Lafitte als Präsident: Mein Herr, wir haben zuerst alle Schritte versucht, die uns unsre Pflicht vorzeichnete. Gestern richteten wir an den Generalstab die Bitte, das Feuer einzustellen. Man gab uns eine abschlägige Antwort. Man wollte den Streit durch die Waffen entscheiden lassen. Er ist entschieden, der Sieg ist unser. Es gibt fortan keinen Karl X König von Frankreich mehr; es gibt keine Ordonnanzen in seinem Namen mehr, und weil Sie, mein Herr, den Auftrag haben, unsere Antwort zu hinterbringen, so hören Sie sie in einem Worte: Es ist nicht mehr Zeit!

Herr von Argout: Allein, meine Herren, in einem konstitutionellen Staate fallen die Mißgriffe den Ministern zur Last. Der König kann getäuscht worden seyn . . . Herr Lafitte zu den übrigen Deputirten gewendet: Sie werden ohne Zweifel der Meinung seyn, meine Herren, daß die Einwendungen dieses Herrn unnütz sind.



KOSSYNIER.

Tnie chwacko tęga kosa,
Nią wrogom utrzem nosa.
Hey bracia! w imię Boże!
Bóg nam dopomoże

Scharf ist der Hieb unserer Sense.
Mit ihr zerstören wir den Uebermuth des Feindes
Wohlan Brüder in Gottes Namen!
Gott wird uns beystehn.

Herr von Argout steht auf und geht. „Gleich darauf wird Herr Forbin-Janson, der Schwager des Herrn Mortemart gemeldet. Er zeigt an, daß der von Karl X ernannte Präsident des Konseils nicht nach Paris kommen konnte, wo es damals keine Polizei gab, und wo die Polizei doch so gut gehandhabt wurde. Er war zu Anteuil verhaftet worden, und ließ die Herren Deputirten bitten, ihm sicheres Geleit zu schicken, um sich in ihre Mitte begeben zu können. Herr Sebastiani eilt mit dem größten Eifer aus dem Salon und wendet sich mit lauter Stimme an einige Bediente des Herrn Laffitte: „Zwei Freiwillige, die den Herrn begleiten wollen.“ So entfernt sich Herr Forbin-Janson bis zur Barrière de la Conference begleitet.

Die Deputirten kamen überein, auf Herrn von Mortemart bis ein Uhr Morgens zu warten. Mehrere Deputirte entfernten sich jedoch bereits um Mitternacht. Herr Laffitte blieb allein zurück, um Vorkehrungen zu treffen; wie er sie für zweckmäßig erachtete, jedoch mit Vorbehalt der Einwilligung von Seite seiner Kollegen. Herr von Mortemart blieb jedoch aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zemindars in Indien.

(Schluß.)

Im Jahr 1802 kamen endlich Befehle aus England und Bengalen wegen dieser Sache an, der Distrikt wurde in 69 Zemindarien eingetheilt, eine bestimmte unveränderliche Steuer für sie festgesetzt, und dieselben nun unter folgenden Bedingungen zum Verkauf ausgesetzt. Zemindars und andere Landbesitzer sollen mit ihren Reiots ein Uebereinkommen treffen, entweder auf eine Rente in Geld oder in Naturalien, und innerhalb einer angemessenen Zeit jedem Reiot einen schriftlichen Kontrakt einhändigen, worin der Betrag der zu leistenden Zahlung, und jede Bedingung des Vertrags genau angegeben sind; auch sollen die Zemindars den Reiots für alle in Geld oder in Natura geleistete Zahlungen regelmäßig Empfangsscheine ausstellen. Wenn nach vollzogener Verbindlichkeit der Zemindar dem Reiot den obenbezeichneten Kontrakt auszustellen unterläßt, oder sich dessen weigert, so soll er vor dem Kriminalgericht angeklagt werden können, und den von demselben ausgesprochenen Strafen unterworfen seyn. — Alle Käufer von Ländereien succediren in den Lehenrechten, welche die Regierung in ihrer Eigenschaft als allgemeine Landbesitzerin ausübt; um aber Mißbräuchen in der Ausübung dieses Rechts zuvorzukommen, wird die Regierung Anordnungen treffen, zum Schutz der Rechte, Freiheiten und gewohnheitlichen Vortheile der niedern Klasse des Volks: um aber Streitigkeiten von Seiten der Reiots zuvorzukommen, wird erklärt, daß der Landkäufer oder Zemindar nur zu dem Antheil am Ertrag berechtigt ist, den die Regierung beziehen würde, und welcher durch das Gesetz festgestellt ist.

Der Verkauf fand ungefähr 10 (engl.) Meilen von Madras statt, und ward zahlreich besucht, sowohl von solchen, welche Zemindars, als von solchen, welche Reiots werden wollten. Obgleich zur Zeit, als dieser Verkauf von Zemindar-Rechten statt hatte, in dem ganzen Distrikte keine Zemindars von ausgedehntem Landbesitz sich vorfanden, war dennoch der Grundsatz der Zemindarherrschaft allen Reiots, und überhaupt allen Anwesenden völlig bekannt. Lord Macartneys zehnjährige Pächter waren Zemindars auf ihre Pachtzeit, und 2 bis 300 Dörfer, sowohl zur Zeit des Verkaufs, als auch schon lange vorher im Besitze von Zemindars, d. h. von Obrigkeiten, denen die Rechte der Regierung übertragen waren; manche von diesen waren Sudras und über Braminendörfer, viele Mahomedaner und über Hindugemeinden gesetzt. Die größere oder geringere Anzahl Dörfer, die unter einem Zemindar stehen, macht weder in ihren Rechten, noch in denen der Reiots den geringsten Unterschied. Viele dieser Zemindars fallirten, was aber nur dem zu hoch berechneten Steueransatze zuzuschreiben ist. Die Regeln, nach welchen die Zahlungen der Reiots bestimmt werden, sind an verschiedenen Orten außerordentlich verschieden, und die Regierung wollte sich mit einer so verwickelten Sache, als die Detailbesteurung der Reiots ist, nicht befassen, und die Sache wurde daher den Zemindars im Großen zugeschlagen: dieß ist die seit Jahrhunderten geübte Praxis, und die Regierung traf nur in so fern eine Aenderung, daß sie den Betrag der durch die Zemindars zu leistenden Zahlungen unveränderlich machte, statt ihn wie früher jährlich neu zu bestimmen. Die Bestimmung der von den Reiots zu machenden Zahlungen blieb Sache des Privatrechts.

Mag das Zemindarsystem gut oder schlecht seyn, diese Art, die Grundsteuer einzuziehen, ist einmal die altherkömmliche, und den Reiots durchaus nicht unangenehm. Die Zemindars verwenden zum Einsammeln der Steuern nur Landeseingeborene, die nicht nur Sitten und Gewohnheiten des Landes, sondern auch den Charakter der einzelnen Reiots kennen, mit denen sie zu thun haben. Es ist eine durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß man bei der Gerichtsverwaltung, um diese hinreichend wirksam zu machen, eine Menge Landeseingeborene verwenden muß, da die Unkenntniß der Sprachen, Sitten und Gewohnheiten dem Europäer die Untersuchung von Streitigkeiten äußerst schwierig macht: um wie viel mehr muß dieß bei den verwickelten Steuerangelegenheiten der Fall seyn, wo die Zahlungen der Reiots nach örtlichen Gewohnheiten bestimmt werden müssen. Viel wurde von Leuten, die mit dem indischen Steuersystem sehr wohl bekannt, über die Vortheile und Nachtheile des Zemindarsystems gestritten, so wie aber die Sache einmal steht, wird man dasselbe, vielleicht nur mit mehr rechtlichen Schutzmitteln für die Reiots, beibehalten müssen.

Die Sensenmänner.

(Mit einer Lithographie.)

Die Sensenmänner haben sich weniger fast in dem jetzigen Kriege der Polen gegen die Russen, als in dem vom Jahre 1794, furchtbar gemacht. Erfolge der Polen haben dieser Waffe ein großes Ansehen verschafft, so zwar, daß bei manchen Enthusiasten der Gedanke aufstieg, leichte Truppen mit Sensen statt mit der Muskete und dem Bajonnette zu bewaffnen. Dieß ist nun freilich lächerlich, da die Polen selbst, sobald sie Gewehre erobern, ihre Sensenmänner damit bewaffnen, und diese dann die Sense wegwerfen. Indeß ist die Sense nichtsdestoweniger eine furchtbare Waffe, und es verlohnt wohl der Mühe, über den Gebrauch derselben Einiges zu sagen.

Bei allen den vielfachen Streitigkeiten über die verschiedenen Arten von Bewaffnung hat man in der Regel Eines vergessen, daß nämlich der Muth und die Kraft mehr thun als die Waffe. Seit Vauban ist in den europäischen Heeren auch vollends die Pike ihren Vorgängern der schweren Partisane und

Hellebarde nachgefolgt, und die sämmtliche Infanterie vertauschte sie mit dem Gewehre und dem Bajonnette. Auffallend ist, daß alle grossen Kriegslehrer von Folard an bis auf Bülow herunter der Wiedereinführung der Pike das Wort redeten, und nicht minder auffallend ist, daß seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bis zu den Revolutionskriegen die Bajonnettangriffe und überhaupt das Cominus certare der Infanterie zu den sehr seltenen Dingen gehörten; wer seinen Feind aus der Ferne niederstrecken kann, geht ihm nicht gerne allzunah auf den Leib; zwei Angriffe mit dem Degen in der Faust, der eine von viertausend Panduren gegen achttausend Preußen bei Landshut, der andere von zweitausend Bergschotten gegen sechstausend Engländer bei Culloden werden von Kriegsschriftstellern als ganz unerhörte Dinge angeführt. Die Revolution, welche die Soldatenmaschine wieder zum Kämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes erhob, und überhaupt den Krieg wieder ernster und darum blutiger machte, führte auch den Kampf in der Nähe wieder herbei, und die Bajonnettangriffe häuften sich. Die Meinung der Militäre war jedoch immer noch für das Bajonnett, und man griff zur Pike nur aus Noth, wie im Anfange der französischen Revolution oft geschah; wer aber dann die Pike erhielt, war nicht der manövrirfähige, an Ordnung und taktische Uebung gewöhnte Soldat, sondern der undisziplinirte Haufe, der wegen seiner Ordnungslosigkeit nichts ausrichtete.

Als im Jahre 1794 der polnische Aufstand ausbrach und die Russen aus Warschau verjagt wurden, fehlte es sehr an Truppen, die man einem schlachtgewohnten Feinde entgegenstellen konnte. Noch mehr beinahe fehlte es an Waffen, darum griff der empörte Bauer zu der, welche ihm zunächst lag, und die er am Besten zu handhaben verstand, zur Sense. Diese soll sich auch der preußischen Kavallerie an mehreren Orten furchtbar gemacht haben, und die russischen Grenadiere stutzten gewaltig, als sie bei einem der ersten Gefechte gegen Kosziuskos Sensenmänner auf sich einstürzen sahen; das Bajonnett nützte ihnen dagegen freilich sehr wenig. Als nach der Revolution vom 29 November 1830 die Polen sich zum entscheidenden Kampfe für ihre Landesfreiheit und Unabhängigkeit rüsteten, führte der Mangel an regelmäßigen Waffen abermals zur Sense. Es ist indeß zu bemerken, daß in den Kriegsberichten nicht besonders viel von den Sensenmännern die Rede ist, weil man in ordentlichen Gefechten es selten wagt, solche ungeordnete Schaaren gegen den kriegsgeübten Feind zu führen. Als die Waffe des Landsturms wird sie indeß vor vielen andern den Vorzug verdienen, besonders gegen Reiterei; denn wenn diese Waffe von starken Armen geführt wird, kann sie mit einem Hiebe zwei Reiter niederschlagen, da sie den Vortheil hat, zum Hauen eben so gut und fast noch besser als zum Stoßen gemacht zu seyn. Gegen streifende Kosakentruppen kann sich ohne Zweifel der polnische Landmann leicht und mit Erfolg durch die Sense vertheidigen, und wird durch das allgemeine Aufgebot die Kommunikation zwischen den verschiedenen Armeekorps erschwert oder gar abgeschnitten, werden einzelne Detaschements von den streifenden Landleuten aufgefangen und niedergemacht, so leisten sie dadurch der Sache ihres Vaterlands einen Dienst, den ihr nicht so leicht eine regelmäßige Truppe leisten kann.

Die neuesten Untersuchungen über den Ursprung der orientalischen Pest.

In einer neulich gehaltenen Versammlung der medizinischen Akademie las Doktor Pariset unter Anderm einen Brief vor über die Arbeiten der ärztlichen Kommission in Aegypten, deren Präsident er gewesen war. Bekanntlich wurde dieser Arzt auf eigenes Ansuchen nach Aegypten gesandt, um unter den vielen Vermuthungen über den Ursprung der Pest und die Mittel dagegen die Wahrheit zu erforschen. Wir entheben seinem Berichte die vorzüglichsten seiner Beobachtungen, nebst einigen der Betrachtungen, die er anzustellen Gelegenheit nahm. Montesquieu und Volney haben bereits gesagt, daß die Pest in Nieder-Aegypten heimisch ist, wo sie durch Zersetzung thierischer Stoffe unter Einfluß der Ueberschwemmung des Nils und der Hitze des Klima's entsteht. Indem Herr Pariset diesen Satz mit medizinischen Erläuterungen und seinen an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen belegte, suchte er zu beweisen, daß sich die Pest erst in Aegypten gezeigt habe, seit das Einbalsamiren der Leichen nicht mehr üblich sey; daß dieß eine religiöse und eine gesundheitspolizeiliche Verordnung zugleich gewesen; daß die jährliche Wiederkehr der Pest nur örtlich sey, und genau mit den Umständen zusammentreffe, welche an gewissen Orten die Fäulniß thierischer Stoffe begünstigen, und daß endlich, um diese Landplage verschwinden zu machen, das einzige Mittel sey, die Begräbnißart, welche die neuern Aegypter statt des Einbalsamirens eingeführt haben, wieder abzuschaffen.

Gewöhnlich sind die Gräber der gemeinen Leute in Aegypten sehr flach; in den meisten Dörfern sind sie der Erde gleich aus Backsteinen und andern kleinen Steinen, welche mit Kalk und Lehm etwas zusammengefügt werden, erbaut. Man gibt ihnen die Gestalt länglicher Backöfen, worin die Todten neben einander geschichtet liegen wie Brode. In andern Dörfern dagegen gräbt man ganz tiefe Gruben, um die Todten oft während einiger Monate des Jahrs vom Nilwasser nicht wegschwemmen zu lassen. An einigen Orten errichtet man auf die erste Schichte der erwähnten langen Oefen noch eine zweite, dritte, vierte und so fort, bis diese Gräber die Gestalt einer Pyramide erhalten, welche sich weit über die benachbarten Häuser erhebt. Jeder solche Ofen oder vielmehr jede Gruft dieser Art hat meist an der nach Osten gebauten Seite eine freie Oeffnung. In Alexandrien und Kairo weicht man etwas von dieser Verfahrungsweise ab; was ist aber die Folge davon? Durch Wind, Thau, Regen und Hitze bekommt das Gemäuer Risse, spaltet sich und zerfällt endlich; schädliche Dünste strömen heraus; Millionen von Fliegen fallen auf die in Fäulniß übergegangenen Kadaver und theilen den aufgesaugten Moder andern Gegenständen, den Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, dem Hanf, Linnen, der Baumwolle, dem Gesichte, den Händen und allen unbedeckten Theilen des Körpers, auf die sie sich setzen, mit, und auf diese Weise sah man oft Beulen entstehen und dieser Art von Einimpfung die Pest folgen. Ungeachtet der ansteckenden Luft, die diese schlecht geschlossenen Gräber aushauchen, sieht man oft ganze Stunden lang trauernde Weiber, Mütter dort knien und beten, und in der Nacht wühlen Hyänen, Schakals und Hunde die Leichname aus dem Sande, um sie zu zerreißen. Bei den jährlichen Ueberschwemmungen endlich steigt der Nil, der sich über die Flächen des Delta verbreitet, oft bis zu den Begräbnißplätzen der Dörfer, erweicht und zerstört die schwachen Gebäude, und treibt die schwimmenden Kadaver umher.

Zahl und Größe der Begräbnißplätze richtet sich nach der Bevölkerung. In einem Quartier von Kairo, welches dreihundert von Kopten bewohnte Häuser enthält, befinden sich in jeder Wohnung auf gleicher Fläche mit dem Boden bald mehr, bald weniger solcher Grüfte. Herr Pariset zählte in dem Hause der unter den Kopten angesehenen Familie Galli deren acht, wovon jede achtzig bis neunzig Kadaver enthielt. Alle zwei oder drei Monate öffnet man bald eine, bald die andere, um Verstorbene hinein zu legen. Diese Grüfte befinden sich in einem Hofe in freier Luft; zwei davon enthalten nur ungefähr dreißig Todte, über denen eine Familie wohnte, die durch nichts als den Fußboden von den Leichen getrennt war. Unter der fünf bis sechs Stufen hohen Treppe, welche nach dieser Wohnung führte, hatte man die Leichname von eilf Kindern beigesetzt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zu Boulogne-sur-Mer lebt gegenwärtig eine Frau, die hundert und siebenzehn Jahre alt ist, und sich von Nichts mehr als von Kaffee ernährt; sie nimmt täglich dreißig bis vierzig Tassen davon zu sich, worin sie also sogar Voltaire übertrifft, der täglich nur vier und zwanzig nahm. Diese merkwürdige Frau ist zu Villeroux, drei Meilen von Chambery in Savoyen, geboren, verheirathete sich in ihrem sechs und sechzigsten Jahre mit einem fünf und zwanzigjährigen Manne und lebte mit ihm zwölf Jahre. Die Leibärzte Karls X prophezeyten ihr im Jahre 1827 noch eine Lebensdauer von dreißig Jahren, und sie ist gesonnen, es noch höher zu treiben.

In der Westminster Abtei werden alle Vorkehrungen zur bevorstehenden Königskrönung getroffen. Die Anstalten dazu sind noch umfassender als die bei der letztvollzogenen. Es werden Sitze für mehr als sechstausend Personen aufgeschlagen und dazu siebenhundert Ladungen Bauholz verwendet. Die Denkmäler der Kirche sind insgesammt unter hölzerne Gehäuse gestellt, um sie vor Beschädigungen zu wahren. Die Krönung wird auf einem zwölf Fuß hohen Gerüste vorgenommen werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
(Beilage: Abbildung eines Sensenmannes.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 229. 17 August 1831.

Neu=Seeland.

6. Fortgesetzte Bemerkungen über die neuseeländische Landwirthschaft. — Erntefest. — Baumarten. — Flachsbau. — Pflanzen. — Mineralogie. — Thiere. — Fischfang. —

Man hat sich in der Entwicklungsgeschichte der Völker lange mit der Ansicht getragen, daß die Menschen in ihrem frühesten Zustande nur mit der Viehzucht beschäftigt ein Nomadenleben führten, und erst allmählich sich zu festen Wohnsitzen und Ackerbau bequemten. Wenn sich diese Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens im Orient an diesen und jenen Völkern nachweisen läßt, so muß es mit den Neuseeländern und andern Völkern, die sich in gleicher Lage mit ihnen befanden, völlig anders gewesen seyn. Wir finden hier den Anbau des Feldes und eine ziemlich fortgeschrittene Landwirthschaft ohne irgend die Möglichkeit eines vorausgegangenen Hirtenlebens, da vor Ankunft der Europäer keine Spur von einem Hausthier zu finden war. Eben so wenig scheint eine andere Hypothese, daß die landwirthschaftliche Bearbeitung der Erde die Sitten mildere, und der Anfang zu einem gesetzlichen Verbande der Menschen sey, in Bezug auf die Neuseeländer haltbar. Aller Bemühungen der Missionäre ungeachtet hat sich in diesem Anthropophagenlande noch immer eine unbändige Wildheit erhalten, der Kannibalismus besteht noch fort, und die ganze gesellschaftliche Entwicklung ist noch nicht weiter als zu einer Stammverfassung in den rohesten Zügen gediehen, wie sie nur unter Nomaden gefunden werden kann. Von Eigenthum ist nur erst die leiseste Andeutung in dem auf dieser Insel üblichen Tabu zu entdecken. Und doch fand schon Cook die Neuseeländer bereits als ackerbauendes Volk, und wahrscheinlich waren sie es schon viele hundert Jahre vor seiner Ankunft. Alle, die dieses Land besucht haben, drücken ihr Erstaunen aus über den saubern und niedlichen Anblick der Felder, wo die Pflanzen in den schönsten Beeten angebaut sind und nicht eine Spur von Unkraut zu sehen ist, während die Einwohner in ihren schmutzigen Hütten ein Bild der Rohheit, Unsauberkeit und der dürftigsten Armuth darstellen. Dieselbe Sorgfalt und Zierlichkeit im Anbau des Feldes wird auch von den nordamerikanischen Indianern gerühmt, und diese so wie die Neuseeländer begehen die Aussaat und Ernte mit Festen und religiösen Gebräuchen, die man als die ersten Grundlinien der Naturreligion betrachten kann. Der Anfang der Kumara=Ernte ist in Neuseeland das Zeichen, alle Beschäftigungen einzustellen, die nicht damit in Verbindung stehen. Der Priester spricht zuerst einen Segen über das brachliegende Land aus, und wenn alle Früchte eingesammelt sind, tabuirt oder weiht er das öffentliche Vorrathshaus, wo sie aufgespeichert werden. Kapitän Cruise bemerkt, daß diese feierliche Weihe die Gemeinspeicher selbst im Fall eines feindlichen Angriffes benachbarter Stämme gegen Plünderung geschützt habe. Einer von des Kapitäns Schiffsvolk wohnte dem Erntefest von Schungie's Volke bei. Es wurde in einem Walde begangen, wo ein weiter Raum von Bäumen gelichtet worden war, in dessen Mitte drei Pfähle eingeschlagen waren, die einen ungeheuren Korb mit Kartoffeln trugen. Der Stamm Tiperi's von Wangarua war eingeladen, an dem Festgelage Theil zu nehmen, das mit einer Menge Tänzen um den Kumarakorb begann, und mit einem glänzenden Schmause schloß. Tiperi's Leute erhielten außerdem beim Abschiede noch so viele Kartoffeln zum Geschenke, als jeder tragen konnte. Alle Felder in Neu=Seeland sind mit dem Tabu umfangen, und auch das Volk ist so lange tabuirt, als es mit dem Anbau beschäftigt ist, keiner darf das heilige Gehäge verlassen, bevor die Arbeit vollendet ist; eben so wenig darf jemand Andrer die geweihte Einzäunung überschreiten.

Der ungeheuren Waldungen in Neu=Seeland ist bereits Erwähnung geschehen. „Es läßt sich," sagt der Missionär Nicholas, „keine noch so wilde und malerische Gegend in der Welt denken, die einen erhabneren und großartigeren Eindruck auf die Seele des Reisenden macht, als eine neuseeländer Waldung." Die Bäume erheben sich gemeiniglich zu achtzig bis hundert Fuß hohen Stämmen die von der Dicke eines Mastes, und nach unten ohne Zweige nur auf ihren Gipfeln mit einer Krone so dichten Laubwerks geschmückt sind, daß die Sonnenstrahlen es kaum zu durchdringen vermögen, und in der Tiefe ein dämmerndes Zwielicht lassen, in welchem keine Pflanzen fortkommen, sondern nur ein dichtes und engverschlungenes Gesträuch. Cook fand in der Nähe der Armuthsbai gegen zwanzig verschiedene Baumarten, die Niemand auf seinem Schiffe bekannt waren, und fast jede neue Landschaft ließ neue Varietäten wahrnehmen. Die Eingebornen benützen einen Baum, den sie Henau nennen, um daraus eine schwarze Farbe zu bereiten; eines andern, einer Art Korkeiche, Wau genannt, bedienen, sie sich gleichfalls zu ihrem Gebrauche. Dem Kapitän Cruise zufolge findet man insbesondere zwei Arten von Bäumen, von den

Neu-Seeländern Kaikaterre und Kaury oder Kaudy genannt, die sich vortrefflich zu Mastbäumen für große Schiffe eignen würden. Beide wachsen zu einer ungeheuren Höhe ohne Seitenäste, jedoch würde der Kaury, als der dickstämmigere, den Vorzug verdienen. Ein einziger Umstand erschwert die Benützung dieses herrlichen Baums; man trifft ihn nur auf den Spitzen der höchsten Berge, von wannen er kaum nach dem Meeresgestade gebracht werden kann; hingegen findet sich der Kaikaterre größtentheils in sumpfigen Niederungen, oft an den Ufern der Flüsse, so daß man ihn leichter an Bord bringen könnte. Uebeigens wurde das von Neu-Seeland zum Versuch nach England gebrachte Schiffbauholz von gleicher Schwere befunden mit den Spieren aus Riga und weit elastischer und stärker als das beste Tannenholz, das man aus dem Norden bezieht. Das Holz der neuseeländischen Bäume ist weit feinfaseriger als irgend ein anderes aus der Föhrengattung, und die Stämme sind so kräftig, daß sie zu großen Stengen und Vorstengen der größten Dreidecker vortrefflich geeignet sind. Der Prinz Regent, ein Kriegsschiff von hundertundzwanzig Kanonen, erhielt dergleichen Stengen aus Kauryholze, das von ausgezeichneter Brauchbarkeit befunden wurde.

Ein anderes vegetabilisches Produkt Neu-Seelands, auf das erst neuerdings wieder die Aufmerksamkeit der Europäer gelenkt wurde *), ist die Pflanze, von der die Eingebornen nicht allein ihre Angelschnüre und Netze und anderes Strickwerk verfertigen, sondern auch ihre Mäntel oder Matten, wie man manchmal völlig unpassend ihre Kleidung genannt hat. Cook erwähnt dieses Gewächses wiederholt, und Anderson schreibt dem aus demselben gewonnenen Flachse eine seidenartige Feinheit und trefflichere Eigenschaften zu, als Allem, was von dieser Art bekannt ist. In der Nachbarschaft von Königin-Charlotten-Sund, auf der südlichen Insel, wächst er überall nahe an der See, und an manchen Orten beträchtliche Strecken weit Anhöhen hinauf, schießt aus der Erde in Büscheln oder Sträußern von rietgrasähnlichen Blättern, und trägt an einem langen Stängel gelbliche Blüthen, aus denen sich länglich runde Schooten bilden, die mit glänzend schwarzem Samen spärlich gefüllt sind. Nicholas fand die Pflanze auf der nördlichen Insel, an offenen, wie verdeckt gelegenen Orten in gleich üppigem Wachsthum, und zu einer Höhe von fünf bis sechs Fuß aufgeschossen; sie gehört zu dem Phormiumgeschlechte des Linée; und man hat bereits sieben Varietäten derselben auf Neu-Seeland gefunden. Eine derselben wird wegen der Leichtigkeit empfohlen, mit der sie sich fasern läßt; eine andere zeichnet sich durch seidenartigen Glanz und Feinheit aus, letztere wächst indeß, so viel man weiß, nur in dem südlichen Theile der Insel. Nicholas brachte einigen Samen von dem neuseeländischen Phormium mit nach England, allein er verlor auf der Ueberfahrt die Keimfähigkeit; einige Jahre früher soll die Pflanze in der Nähe von London zur Blüthe gebracht worden seyn; in Frankreich gedieh sie unter freiem Himmel vortrefflich. Sie trieb einen Stängel von sieben Fuß sechs Linien, der am untern Ende drei Zoll vier Linien maß, und zwei und einen halben Zoll in der Mitte. Man zählte auf einem Stängel hundert und neun Blumen einer grünlich gelben Farbe; man gewann aus den Blättern den Flachs mit ganz geringer Mühe, und verfertigte daraus sehr starke Seile.

*) iehe Ausland d. J. S. 844.

Nach Rutherford's Bericht gehen die Eingebornen bei der Bereitung des Flachses in folgender Art zu Werke. Wenn die Pflanze abgeschnitten, und büschelweise grün nach Hause gebracht ist, in welchem Zustande man sie koradee nennt, werden die Blätter mit einer großen Muschelschale geschabt; und wenn die äußere Haut weggekämmt ist, die inwendigen Fasern dann mit den Nägeln der Daumen, die man zu diesem Ende sehr lang wachsen läßt, auseinandergetheilt. Doch scheinen sie sich hiezu auch eines Werkzeuges zu bedienen, das viele Aehnlichkeit mit dem unserer Wollenkrämpler hat. Die äußere Schale wird weggeworfen, und das Uebrige zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet, von der es schneeweiß gebleicht wird. Nach dieser Zubereitung heißt der Flachs Muka, wahrscheinlich ein und dasselbe Wort mit Mana, reif oder gekocht, das in des Professors Lee neuseeländischem Wörterbuch vorkommt. Gesponnen oder vielmehr gedrahtet wird er in einem doppelten Faden mit der Hand auf dem Schenkel, eben so wird er mit der Hand zu Matten verwebt: gewöhnlich weben drei Weiber zu gleicher Zeit an einer solchen Decke. Nicholas sah eines Tags das vornehmste Weib Duaterra's mit Weben beschäftigt. Die Matte, an der sie arbeitete, war nur ein einfaches Gewebe; ihr Webstuhl bestand aus hölzernen Pflöcken, die in gleicher Entfernung von einander in den Boden geschlagen waren; an diese waren die Fäden befestigt, die den Einschlag des Gewebes bildeten; sie nahm jedesmal sechs derselben, und zwei, die den Zettel ausmachten, auf, und schlug sie sorgfältig in Knoten an einander. „Es war erstaunenswürdig,“ setzt der Missionär hinzu, „mit welcher Gewandtheit und Sicherheit sie die Fäden handhabte, und wie vortrefflich ihr Gewebe war.“ Man versicherte ihn, daß zur Verfertigung einer andern Matte, die er sah, und die mit großer Geschicklichkeit und Eleganz verfertigt war, zwei bis drei Jahre erforderlich seyen.

Die Versuche, die man in Europa mit neuseeländischem Flachs anstellte, zeigten, daß er sich nicht so gut zu Leinwand eignet, als zu Seilen und Draht jeder Art, worin er an Haltbarkeit allen russischen Hanf übertrifft. Obgleich er in seinem natürlichen Zustande viel stärker aussah als unser Flachs und Hanf; so wurde er mit Potasche gebrüht doch so schwach, daß man nur mit der größten Schwierigkeit ihn auf dem Webstuhl verarbeiten konnte. Die Stärke und Zähheit des neuseeländischen Flachses scheint einem äußerst elastischen Gummi zugeschrieben werden zu müssen, der zwischen den Fasern liegt und durch heißes Wasser aufgelöst wird; hiemit stimmt auch überein, was Rutherford sagt, daß der Flachs, wenn man ihn wässert, schwarz wird, was gleichfalls von der Auflösung der harzigen Theile herkommen mag. Uebrigens wird der Flachs in Neuseeland dreimal des Jahres geschnitten. Man kann ihn in England um achtzig Pfund die Tonne beziehen, also um ein Siebentheil wohlfeiler als den russischen Hanf. Daß er somit einen sehr vortheilhaften Handelsartikel abgeben wird, ist bereits in diesen Blättern (S. 844 des laufenden Jahrgangs) erwähnt worden.

Unter den nützlichen Pflanzen, die man bis jetzt Neuseeland verdankt, gebührt auch dem Sommerspinat (Tetragonia expansa) eine Erwähnung. Derselbe wurde auf Cook's erster Reise von Joseph Banks entdeckt, und von dem Schiffsvolk als Gemüse gekocht und

gegessen. Forster sah ihn späterhin auf Tongatabu, wiewohl die Eingebornen ihn nicht benützten; Thunberg hingegen fand ihn bei den Japanesen als Küchengewächs gezogen. Auf seine Benützung machte zuerst der Graf d'Auraches in den Annalen für Agrikultur aufmerksam; seine vorzüglichste Eigenschaft besteht darin, daß seine Blätter den trockensten Sommer über bis zum Eintritte der Fröste, wo der gewöhnliche Spinat nicht mehr zu brauchen ist, ausdauern; nur an Wohlschmack steht er unserm Spinate etwas nach.

(Schluß folgt.)

Ueber englische Ansiedlung in Indien.

(Schluß.)

Ein gewisser Robertson sagt über das Landeigenthum in Oberindien Folgendes: „Man kann sagen, es gehöre in einem Dorfe der ganzen Gemeinde an. Oft ist einer, das Haupt des Dorfs, der Eigenthümer, obgleich er in vielen Fällen gerichtlich verzeichnete Theilhaber und Mitbesitzer hat. Diese Männer behaupten, entweder durch Abkunft, oder auch durch persönlichen Einfluß bei ihrer Kaste, eine Oberherrschaft im Dorfe, und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Die Leute von ihrer Familie und Kaste haben gewisse Privilegien und Antheile an dem Ertrag, die übrigen Ländereien werden manchmal an Leute desselben Dorfs, manchmal auch an Leute benachbarter Dörfer in Pacht gegeben, während die verschiedenen Handwerker auch Anspruch auf einen gewissen Theil des Ertrags haben." Er bestätigt diese Angabe durch eine auffallende Erzählung. „Der Eigenthümer eines solchen Landstrichs war der Regierung an rückständigen Steuern 700 Rupien schuldig, seine Besitzung wurde zum Verkauf ausgesetzt. Da aber, wie zu erwarten, kein Käufer erschien, so nahm die Regierung das Gut selbst zu einem bestimmten Preise an. Dieß wollten die Dörfer nicht, sie brachten die Summe nicht ohne Mühe unter sich auf, und der alte Eigenthümer kehrte auf Verlangen der Gemeinde wieder zurück. Kurze Zeit darauf aber mißbrauchte er das in ihn gesetzte Vertrauen, und verkaufte die Besitzung an einen Herrn Marwell, einen Indigopflanzer von indobritischer Abkunft. Die Theilhaber machten ihm indeß das Recht strittig, mehr als seinen eigenen Antheil zu verkaufen, und kamen bei dem Distriktsrichter um die Nichtigkeitserklärung des Verkaufs ein. Die Entscheidung fiel zu ihren Gunsten aus, und die vornehmsten Einwohner der zur Besitzung gehörigen Dörfer bezeigten ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie einige berittene Räuber, welche in der Nachbarschaft geraubt und geplündert hatten, verfolgten und einfingen. Der Kriminalgerichtshof in Calcutta erkannte demjenigen, der sich dabei besonders ausgezeichnet hatte, eine namhafte Belohnung zu. Mittlerweile aber stieß der Civilgerichtshof den Ausspruch des Distriktsrichters um, und „derselbe Mann, dem der Kriminalgerichtshof eine Belohnung zuerkannt hatte, ging am hellen Mittage in das Haus desjenigen, welcher das Dorf an Marwell verkauft hatte, schleppte ihn heraus auf die Straße, schlug ihm den Kopf ab, und floh dann über den Ganges, wo er vermuthlich sich mit den Räubern in Audh vereinigte."

Tausende und aber Tausende in Indien hätten unter ähnlichen Umständen eben so schnell und blutig Rache genommen; die Anhänglichkeit des Hindu an den Boden seines Dorfs und an die kleine Gemeinde, mit der seine eigenen Rechte unzertrennlich verbunden sind, geht über Alles; heftig ist manchmal der Ausdruck dieses Gefühls, aber das Gefühl selbst hat unendlich viel Gutes, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß der Hindu von der ackerbauenden Klasse, wenn diese Kette gebrochen ist, entweder in völlige Apathie versinkt, oder in einen Zustand geräth, worin er sein eigenes Leben und das Leben Anderer gleich wenig mehr achtet. Sehr wenige Glieder der Mittelklasse werden geneigt seyn, ihr Erdeigenthum an britische Kolonisten abzutreten. Nur die größern Zemindars, welche schon nicht mehr so einfach leben, oft in Geldverlegenheiten, und gar nicht in dem Maße, wie der gemeinere Hindu an dem Boden hängen, werden sich vielleicht gefälliger finden lassen, aber sie können nichts als die Rechte verkaufen, die sie selbst besitzen, und welche oft in der Praxis sehr beschränkt sind. Lord Cornwallis, der vor ungefähr 40 Jahren die bürgerliche Verwaltung Indiens ordnete, war zu sehr von europäisch-aristokratischen Ideen ausgegangen, und hatte die Zemindars als Lehensherren, und das übrige Volk als eine Art von Hintersassen betrachtet; dieß waren jene aber, wie es scheint, früher keineswegs, sondern nur Beamte, welche die Steuer erhoben, und natürlich in den frühern unruhigen und gesetzlosen Zeiten sich immer mehr Gewalt anmaßten. In neuern Zeiten hat man aber ihr Verhältniß zum Volke näher kennen gelernt, und die Rechte desselben werden ihnen nicht mehr geopfert.

Es ist einleuchtend, wie schwierig für Engländer das Erwerben von Landeigenthum werden muß, wo eigentlich Keiner das Recht hat zu verkaufen. Der Zemindar kann zwar über sein Recht, die Steuern zu erheben, verfügen, aber der Kolonist, der eine Zemindarei kauft, in der Absicht Zucker zu pflanzen, kann den Bau desselben nur in dem Theile erzwingen, den der frühere Zemindar für sich behielt, und diese Theile sind weder überall vorhanden, noch irgend wo sehr groß. Auch darf nach dem Hindugesetze keiner sein ererbtes Grundeigenthum ohne Zustimmung seiner Söhne und Enkel verkaufen, und die englischen Gerichtshöfe müssen die Gerechtigkeit streng nach den Gesetzen des Landes verwalten.

Wie sehr man also auch aus sehr vielen Gründen wünschen mag, daß sich Engländer im Innern Indiens ansiedeln, so ersieht man doch aus dem Obigen, wie langsam und vorsichtig dabei zu Werke gegangen werden muß. Die Lage der Dinge in Indien ist sehr verschieden von der, worin sich die Engländer Amerika gegenüber befanden. Indien ist dicht bevölkert, und in hohem Grade angebaut, jeder Fleck Landes hat seinen Herrn, und es wäre eine knabenhafte Thorheit, ein Land das 100 Millionen Einwohner zählt, an seiner verletzbarsten Stelle, an dem Eigenthum und den Rechten über seinen eigenen Boden anzugreifen. Es befindet sich in Indien vielleicht nicht eine halbe Million Engländer und Indobriten, und wäre es auch eine Million, welches Gewicht kann dieß gegen jene unermeßliche Bevölkerung in die Wagschale legen? Nur durch überwiegende Energie, Einsicht, und die höchste aller Herrschertugenden, die Gerechtigkeit, kann diese schwache Herrschaft sich halten.

Die neuesten Untersuchungen über den Ursprung der orientalischen Pest.

(Schluß.)

Wie nachtheilig auch die Folgen dieses gesundheitswidrigen Verfahrens sind, so äußern sie sich doch nicht allenthalben auf gleich verderbliche Weise. In Ober-Aegypten zum Beispiele, und mehr noch in Nubien oberhalb der Wasserfälle, ist es, ungeachtet der schlechten Beschaffenheit der Begräbnißplätze, des Mangels jeder Gesundheitspolizei in Städten und Dörfern, und ungeachtet aller Fehler der Verwaltung, doch fast unmöglich, daß die Pest von selbst entstehe, oder daß sie, einmal ausgebrochen, einen kontagiösen Charakter annehme. Alle jene Nachtheile werden hier durch die gute Beschaffenheit des Bodens, den leichten Ablauf der Gewässer, die geringe Bevölkerung und die heftige Bewegung der Luft aufgewogen, welche wie ein Strom das lange Nilthal durchstreicht und es reinigt. Allein auf dem Delta und in Kairo ist es anders; kein Jahr, keine Jahrszeit, kein Monat, ja selbst keine Woche und kein Tag vergehen, ohne daß sich nicht die Pest in einzelnen Fällen, in allen Graden und unter allen nur denkbaren Gestalten zeige. Nach Verlauf einiger Stunden schon werden oft die gesundesten Personen dahingerafft; den Einen befällt mitten in der Nacht heftiges Kopfweh, Delirium und Erbrechen; schwarze Flecken oder pestartige Beulen bedecken die Haut; ein Anderer bekommt plötzlich Husten, Blutbrechen und heftiges Kopfweh; große Drüsenbeulen brechen aus den Weichen und Achselhöhlen hervor; er stirbt nach drei Tagen ganz mit Peteschien bedeckt. Diese traurigen Erfahrungen werden sogar durch ein Volkssprüchwort bestätigt, welches sagt, daß zu Kairo selbst während der günstigsten Jahrszeit ein Mann, eine Frau, ein Kind, ein Eingeborner, ein Fremder, von welchem Lande, Alter, Geschlechte, oder von welcher Farbe, von welchem Temperament oder Gewerbe er auch seyn möge, früher oder später von der guten oder bösartigen Krankheit oder Pest befallen werden müsse, ohne daß irgend Etwas ihn dem Tode entziehen könne, der meistentheils das Loos der in Kairo ansässigen Franken wird.

Alle diese Thatsachen sind der Regierung bekannt, die sie verheimlicht oder nicht beachtet; Beweis, daß sie sie kennt, gibt die Aeußerung eines der Minister des Vizekönigs, der in Ober-Aegypten zu Herrn Pariset sagte: „Sie suchen die Pest; in Kairo können Sie sie finden; da ist sie immer.“ Was der Minister hier von Kairo sagte, muß man vom ganzen Delta, und besonders von den untern Gegenden dieses Theiles von Aegypten verstehen. Man muß also den berühmten Aerzten der französischen Armee, Desgenettes, Larrey u. A. beistimmen, daß die Pest in Aegypten einheimisch ist; daß sie von selbst entsteht, und daß sie aus eigenen Ursachen selbst dann sich entwickeln würde, wenn der übrige Theil der Erde gar nicht existirte. Dieser endemische Charakter, diese Heftigkeit, mit der sie von selbst ausbricht, ist entweder bleibenden oder zufälligen Umständen, der Jahrszeit, der Lokalität und selbst der Verwaltung zuzuschreiben.

Einer der wichtigsten dieser Umstände ist der Austritt des Nils; indeß hat man die Pest nach zwei verschiedenen Ueberschwemmungen, die man in Aegypten durch die Benennungen großer und kleiner Nil unterscheidet, entstehen sehen. Nach einem kleinen Nil ist die Ernte schlecht, die Lebenskräfte werden abgespannter, und der Körper ist geeigneter, den Krankheitsstoff aufzunehmen. Dieß war der Fall im Jahre 1718. Um sich an der Unmenschlichkeit der Großen zu rächen, flehte das Volk von den Höhen der Minarets um diese Landplage; die Erhörung folgte nur allzuschnell. Diese Pest tödtete rasch; in dem kurzen Zeitraume von fünfzig Tagen raffte sie zweimalhunderttausend Menschen dahin. Im darauf folgenden Jahr verbreitete sie sich über ganz Syrien, und noch ein Jahr später drang sie bis Marseille. Nach einem großen Nil, wenn der Fluß die Begräbnißplätze bewässert und diese großen Niederlagen von thierischen Stoffen aufgerührt hat, die er dann bei dem Rücktritte in seine Ufer unbedeckt läßt, ist es eben so gewöhnlich, daß die Pest ausbricht, wie dieß in den Jahren 1800 und 1818 der Fall war. Allein von allen diesen das Uebel vermehrenden Ursachen ist wohl die wirksamste jener Regen, welcher während der schlechten Jahrszeit in den Monaten November, Dezember und Januar in Unter-Aegypten, und selbst in der Hauptstadt fällt; man kennt seine Folgen. Sobald er vorüber ist, entwickelt sich die Pest; die ersten Spuren der Krankheit zeigen sich im Februar, bald früher, bald später; dann nimmt die Pest im März und April zu; behauptet, oder bricht sich im Mai und nimmt gegen Ende des Junius ab. Diese Beobachtung beweist zweierlei, erstens, daß dieser gleichförmige Gang mit einer Ansteckung von Außen, die nicht so regelmäßig wiederkehren würde, nicht wohl vereinbar ist, und zweitens, daß gegen die Meinung mehrerer Aerzte der Kamsin keinen Theil an Erzeugung der Pest haben kann, da er nur während dem Frühlings-Aequinoctium und der Sonnenwende des Sommers weht.

Um endlich den Einfluß der Lokalität und die Selbsterzeugung der Pest mit Einem Male zu beweisen, führt Herr Pariset folgende ihm von Augenzeugen überlieferte Thatsache an, die er als entscheidend betrachtet: „Im Winter von 1823 auf 1824 ließ der Pascha in Keliub, einem kleinen Städtchen nördlich von Kairo, eine Kattunfabrik errichten. Man legte den Grund des Gebäudes zwischen alten und neuen Gräbern. Eines Tages gegen Mittag klagte ein Steinmetz über Kopfweh; man schickte ihn nach Hause, und binnen vier Stunden war er todt. Der Leichnam ward nicht untersucht, und die ganze aus acht Personen bestehende Familie starb denselben Tag Abends mit Geschwüren und Pestbeulen bedeckt. Die Stadt ward bald angesteckt; von fünftausend Einwohnern verlor sie zweitausend. Die Krankheit verbreitete sich über Alt-Kairo, Gisels, Bulah, und endlich bis Kairo, wo sie sechzigtausend Menschen wegraffte. Man hatte in diesem Jahre einen großen Nil und große Regengüsse gehabt. Man muß bemerken daß keine Pest in der Gegend herrschte, und daß Keliub keine Ansteckung, weder von Kairo noch Alexandrien, und noch weniger von Konstantinopel erhalten hatte.“

Die Pest hat seit ihrer Entstehung ihren Charakter nicht geändert; sie ist noch immer die nämliche, die sie zu den Zeiten Prokops und Justinians war. Warum sollten auch ihre Wirkungen anders seyn, da die Ursachen noch immer die nämlichen sind. Diese Ursachen, eingeführt durch blinden Fanatismus, und durch Unwissenheit aufrecht erhalten, sind Jahrhunderte lang nicht verbannt worden, und werden jetzt durch eine schlechte Regierung so zu sagen unterstützt. Wer sollte es glauben? Vor der Regierung Mahomed Ali's war jede große Pest für die Pascha's eine Quelle von Reichthümern. Starb der Eigenthümer eines Dorfes, so fiel das Dorf an den Pascha, der es einem neuen Käufer überließ; ein solches Dorf ward oft vier- bis fünfmal in einer Woche verkauft, und so trug eine solche Pest einem Pascha oft in einigen Monaten mehrere Millionen ein; warum sollte man also trachten, sich von einer so ergiebigen Landplage zu befreien?

Alle die angeführten Ursachen wohl erwogen, dürfte es nicht schwer seyn, die Pest sowohl für Aegypten als auch für die übrige Welt auszurotten, wenn man in jenem Lande die alte Beerdigungsweise wieder einführte, und überhaupt entsprechende, der europäischen Polizei entlehnte Maßregeln in Anwendung brächte: allgemeine Begräbnisse von zweckmäßiger Form in der Tiefe der Erde, und ähnliche Anstalten im Innern der Wüste für die in jenen Gegenden liegenden Dörfer, und sowohl bei diesen als bei jener die genau zu haltende Verordnung, daß die Leichen mit einigen Schichten Natrum bedeckt werden, einer Substanz, von der der Nil jedes Jahr reiche Ausbeute gibt.

Anekdote.

Paganini hatte zu Cheltenham ein gefährliches Abenteuer zu bestehen. Er hatte dort zwei Konzerte gegeben, die wie natürlich übervoll waren. Ein drittes war angesagt, aber auch zugleich an demselben Abende ein Ball, weßhalb der Künstler glauben mochte, er werde dadurch an seiner Einnahme verkürzt werden. Indeß war das Haus doch abermals gedrängt voll, und man erstaunte billigerweise nicht wenig, als der Geigendespot ankündigen ließ, er werde heute nicht auftreten, wenn man ihm nicht außer seiner Einnahme noch zweihundert Pfund bezahle. Sogleich erhob sich die ganze Versammlung, forderte unter mörderischem Geschreie ihr Geld zurück und bedrohte den Künstler mit noch mehr als dem Verluste der schönen Summe. Die Obrigkeit legte sich ins Mittel, und endlich kam ein Vergleich zu Stande, worin Paganini sich außer andern demüthigenden Bedingungen anheischig machte, die ganze Einnahme einer wohlthätigen Anstalt zu überlassen. Erst Nachts zehn Uhr trat er auf, und zwar vor einer Versammlung, die nicht geneigt schien, ihn besonders gütig aufzunehmen; allein er spielte ein Adagio, über das die Leidenschaft sich selbst vergaß; ungeheurer Beifall lohnte ihn, und Paganini hatte sich eines Triumphs zu rühmen, auf den bis jetzt nur der fabelhafte Orpheus Ansprüche hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 230. 18 August 1831.

Skizzen aus Abyssinien. *)

Abyssinien ist für uns ein noch so unbekanntes Land, daß jede Nachricht darüber willkommen seyn muß. Nathanael Pearce, der seine Abenteuer während eines neunjährigen Aufenthaltes in diesem Lande, auf eine einfache, manchmal auch etwas langweilige Weise beschrieben hat, kam mit Herrn Salt dahin. Er hatte vorher geraume Zeit ein abenteuerliches Wanderleben geführt, war endlich von einem englischen Schiffe in Morha desertirt, und Mahomedaner geworden. Arabiens und seines neuen Glaubens bald müde, wandte er sich an Lord Valentin, als dieser sich auf dem rothen Meere befand, und dieser nahm ihn gütig auf. Salts Expedition nach Abyssinien ward beschlossen, und Pearce sollte ihn begleiten. Die Geschichte dieser Expedition ist bekannt, Pearce blieb freiwillig im Lande zurück, ward von dem Ras von Tigré sehr gütig behandelt und verweilte dort neun Jahre. Im Jahre 1819 ging er nach Kairo, schrieb dort sein Journal, und war eben im Begriff nach England zurückzukehren, als ihn im Juni 1820 eine Krankheit dahin raffte. Er starb in seinem einundvierzigsten Jahre. Wir heben aus diesem Tagebuch einzelne interessante Gegenstände aus, und werden später auf die Geschichte des Mannes selbst und seiner Schicksale in Abyssinien zurückkommen.

Die Beschreibung, welche er von den Verheerungen der Blattern macht, ist in der That schauderhaft, sie glichen allmählich mehr einer Pest, in manchen Städten und Dörfern starben alle Kinder, so wie eine große Anzahl erwachsener Personen, welche die Krankheit noch nicht gehabt hatten. Die einzige Art, wie sie sich gegen das Uebel schützen zu können glaubten, bestand darin, daß sie sich gegen die äußere Luft möglichst verwahrten, und nicht einmal Jemand zu sich ließen, der außerhalb der Thüre oder im Sonnenschein gewesen war. Auch waschen sie in dieser Zeit weder sich noch ihre Kleider, obgleich sie sonst ausnehmend reinlich sind. „Vergeblich,“ sagt der Verfasser, „suchte ich sie von der Ungesundheit dieses Verfahrens zu überzeugen, um ihnen aber ein Beispiel zu geben, brachte ich eilf von meinen Leuten, welche die Blattern hatten, in ein abgesondertes und reinliches Haus, führte sie Morgens und Abends in die frische Luft, und ließ sie sich waschen. Obgleich Dieß ihnen sehr zuwider war, und Niemand sich hierein zu mischen wagte, kam ich doch in täglichen Streit mit meinen Nachbarn, wenn ich ihnen sagte, es geschehe zu ihrem Besten, um sie nicht wie Hunde sterben zu lassen; zum Glück fügte es Gott, daß in kurzer Zeit alle meine Leute gesund wurden. In Axum war die Sterblichkeit so groß, daß in manchen Häusern kein Mensch übrig blieb, um nur das Vieh auf die Weide gehen zu lassen, man fand in einem einzigen Stalle 30 Kühe todt. Ambara, Tigré, Enderta und die umliegenden Distrikte, Samen, Lasta, Begemeler, Gondar und Gojam litten nicht minder. Hiezu kam noch die Landplage der Heuschrecken, so daß ein großer Theil des Landes völlig verödete. Des Königs von Gondar, Bruder Ito Jasos, und seine Schwester Ozoro Mantwaub, starben gleichfalls: sie wurden zu Chelicut begraben, und ein Haus über ihrem Grabe erbaut: der Sarg wurde aus dem Stamm eines großen Darro-Baums gemacht; man nähete den Körper in ein feines weißes indisches Tuch, und die Haut, auf der sie starb, ward darüber hergebunden: diese Haut, auf welcher Alles vom König bis zum Bettelmann schläft, heißen sie Neet und wird von einer Kuh oder Ziege genommen; doch breitet man auch einen Teppich darüber.“ Pearce trug die Leiche der Verstorbenen auf seinen eigenen Armen von der Kirche bis zum Grabe; während ihrer Krankheit durfte außer den Priestern, den weiblichen Dienerinnen und Eunuchen nur Pearce die Prinzessin besuchen. Nicht einmal ihren Verwandten und Freundinnen wurde diese Auszeichnung erlaubt. Ozoro's Tod betrübte Jedermann der sie kannte; sie war eine der liebenswürdigsten Personen in ganz Abyssinien, und das geliebteste Weib des Ras, der bei ihrem Bette saß, bis sie den letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Als er bemerkte, daß sie verschieden sey, zog er sein Schuttie, einen Dolch, und wollte sich entleiben; Pearce fing seinen Arm auf und hinderte ihn, mit Hülfe einiger Diener am Selbstmorde. Dann lag der Fürst eine Zeit lang bewußtlos am Boden, und kam erst wieder zu sich, als man ihn mit Wasser begoß; noch mehrere Tage lang schien er untröstlich, nahm keine Speise zu sich, und wiederholte in Einem fort: „Zürnet Gott auf mich?“ Zu gleicher Zeit starben eine Menge seiner Verwandten, und im ganzen Lande erscholl nichts als Wehklage.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus The life and Adventures of Nathaniel Pearce, written by himself from 1810 to 1819; together with Mr. Coffin's Account of his Visit to Gondar. Edited by J. J. Halls. 2 Vol. London 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Fortsetzung.)

Der 30 und 31 Julius.

Drei Tage brauchte das Volk zu seiner Revolution, am vierten ruhte es. Der Hof war damals das Hotel de Ville, die Garde bildeten Menschen mit nackten Armen, einige Bürger in Lizentiatenkleidung, und die ganze polytechnische Schule. Der Grèveplatz wurde mit Kanonen besetzt, auf den wichtigsten Punkten wurden Posten ausgestellt; im Louvre, in den Tuilerien waren aus dem Stegreif Gouverneure geschaffen worden, in andern Theilen der Stadt setzte man das Abends zuvor schon begonnene traurige Geschäft fort — man warf tiefe Gruben auf und beerdigte die Todten.

Im Innern des Hotel de Ville endlich eine Regierung. Zuerst der große Saal, der Thronsaal genannt, in welchem sich das Volk aus- und eindrängte. Die lilienbesäete Tapete war von oben bis unten entzweigerissen, eine Büste Ludwigs XVIII umgestürzt, die Karls X in Stücke zerschlagen. Links dem ungeheuren Saale befand sich die Munizipalkommission, zur Rechten in einem geräumigen Salon der Obrist Zimmer als Chef des Generalstabes, etwas weiter davon hinter ihm der General Lafayette und seine Adjutanten. Zunächst diesem hatte in einem anstoßenden Gemache Herr de Laborde, als Präfekt von Paris, sein Bureau aufgeschlagen.

Welch ein Bild ließe sich entwerfen von diesem immerwährenden Drängen und Treiben im Hotel de Ville! Welche Menschen kamen! Welche Petitionen langten an!! Intrike! Intrike! — Doch ich schreibe nicht die vollständige Geschichte jener Tage; ich habe bloß das Benehmen der Deputirten zu schildern unternommen.

Will man der Wahrheit treu bleiben, so muß man sagen, daß damals Lafayette und die in seinem Namen handelten die eigentliche Regierung waren; seine Stimme war der Hebel, der die Bevölkerung in Bewegung setzte, hieher wurden die Neuigkeiten gemeldet, hieher kamen die Deputationen; allein der General, auch dieß muß gesagt werden, bewies gegen seine Kollegen eine nur allzugroße Willfährigkeit . . .

Es fehlte nicht an Vorstellungen; wenn die Abgeordneten Karls X kamen, so erschienen auch die der Barrikaden, tapfere Freunde und Kampfgenossen des Volkes, die kaum noch von den Anstrengungen der drei Tage ausgerastet, und mit so freimüthiger Stimme und so edlem Herzen die Wünsche dieses „heroischen Pöbels“ (canaille héroique) aussprachen, unter den sie sich gemischt hatten. Auch kannten sie die ganze Feigheit dieser Deputirten; sie fürchteten ihre Gewandtheit nach dem Siege. — Sie sprachen laut, sie hatten noch die Waffen in der Faust, man mußte behutsam mit ihnen umgehen, man versprach ihnen goldene Berge. Und wer konnte es ihnen verargen, daß sie alles Vertrauen auf Lafayette setzten?

Das Wahre an der Sache ist dieses. Laffitte, von dem der Herzog von Orleans mehr als Eine Botschaft erhielt, hatte mit großer Gewandtheit der Regierung alle moralische Gewalt entzogen. Freitags um zehn Uhr kam man noch bei ihm zusammen; fast alle Deputirten fanden sich dort ein: man bemerkte da Gestalten, die einer Revolution wunderlich genug anstanden. Allein der Kampf war beendigt, es handelte sich nur noch davon, den Sieg zu plündern.

Da erschien zum erstenmal der Herr von Broglie. Lebhafte Unterredungen fanden statt. Was sollte man thun? Die Jugend ist voll Feuer. — Man spricht viel von der Republik. — „Meine Herren,“ sagt endlich Herr Laffitte, „es gibt nur Ein Mittel, ihr auszuweichen, es besteht darin, den Herzog von Orleans auszurufen.“ Dieser Name, zum erstenmal hingeworfen, wurde verschieden aufgenommen. Allein die Partei war stark, sie hatte mehrere Organe, man bestand darauf. Man brachte einige übelgelaunte Personen zur Vernunft.

Indeß schien noch nichts entschieden. Es gab noch allerlei Ausflüchte zu überwinden, Herr Dupin der ältere hatte alle Energie seiner Beredsamkeit, und alle Autorität seines Mandates wieder gewonnen; er sprach mit Feuer für den Prinzen, dessen Advokat er war; er bot sich an, zu Fuß nach Neuilly zu gehen.

Da die Unterhaltung sehr lebhaft wurde, sagte Herr Laffitte: „Meine Herren, unsere Berathungen sind hier bloß eine freundschaftliche Besprechung. Da es sich jetzt um die Niedersetzung einer Regierung handelt, so wollen wir unsre Plätze einnehmen; begeben wir uns demnach in den Sitzungssaal der Kammer. — Der Quästor, Herr Boneyt: Ich gehe, um den Saal in Ordnung richten zu lassen; in einer Stunde wird man damit fertig seyn. — Mehrere Deputirte: Man könnte dort den Herrn von Mortemart empfangen. — Herr Laffitte: Dieß kann mit allem Fuge geschehen.

Während man so einstweilen die Berathungen aussetzte, verdoppelte die Partei Orleans ihre Anstrengungen. Dieselbe war übrigens schon längst organisirt. Es ist heutigen Tags für Niemand mehr ein Geheimniß: Der National, nicht wie er heut zu Tage unter der Redaktion Armand Carrel's ist, sondern wie er damals unter Thiers und Mignet bestand, war das Organ dieser Partei. Herr von Talleyrand war ihr wärmster Beschützer. Er hat sich damit seinen Gesandtschaftsposten verdient. Vom National ging die erste Proklamation für den Herzog von Orleans aus; zu seinen Gunsten wurden bei dem National die zahlreichen Anschläge gedruckt. Man hatte geschickte Hände, mächtige Mittel und eine Popularität, die einen starken Rückhalt gewährte.

Das Ziel war ausgesteckt, man hatte seinen Mann bei der Hand. Die Krone von Frankreich wurde eskamotirt. Herr Laffitte insbesondere war es, der alle Minen springen ließ.

Um zehn Uhr Morgens hatten sich die Herren Thiers, Mignet, Larreguy und noch ein vierter Journalist zu ihm begeben, und hier beschloß Herr Laffitte, ohne erst die Beistimmung der übrigen Deputirten einzuholen, auf eigene Faust, der Herzog von Orleans müsse auf den Thron gesetzt werden, nachdem man von ihm zuvor gewisse Garantien geben lassen. „Man muß sogleich etwas aufsetzen,“ sagte er, und Herr Thiers begab sich in ein Nebenzimmer, wo er in der Eile einige Zeilen in Form einer Proklamation niederschrieb. „Hier,“ sagte er dann zu Mignet, „schneide Dieß etwas zurecht, um es auf der Stelle drucken zu lassen.“ — Herr Laffitte: Gut, wir sollten aber die ganze Presse für uns haben; (zu Lareguy) hier dieß für das Journal du Commerce. — Lareguy: Gut, und ich werde auch etwas dergleichen in den Constitutionnel zu bringen suchen. — Herr Laffitte zu Mignet: Nur sollte man auch den Courrier haben. — Thiers unterricht

ihm: Das sey meine Sorge, ich gehe, um Chatelain aufzusuchen. Er ist zwar etwas halsstarrig, allein ich will ihn schon herumzubringen suchen. Es wäre vielleicht auch nicht übel, wenn man auf eine große Anzahl der Proklamationen die Worte setzen ließe: „Aus der Druckerei der Regierung.“ Das Volk wird dann glauben, es sey schon Alles abgemacht.

Diese Herren verließen Laffitte, als die Deputirten ankamen. Eine Versammlung muthiger Bürger und liberaler Wähler fand sich bei Lointier. Auf Laffitte's Wunsch begab sich Herr Laregny dahin und sprach von dem Herzog von Orleans (Bewegung in verschiedenem Sinne). Mehrere Personen, unter ihnen Herr Cadet de Gassicourt, schlossen sich seiner Meinung an, verlangten aber die stärksten Garantien. — Herr Hubert: Wir haben insgesammt, weder die Einen noch die Andern, ein Mandat, eine Regierung zu konstituiren, welcher Art sie auch sey. Das Volk allein hat gesiegt, und das Volk allein muß darum befragt werden. Und selbst wenn man ihm ein Provisorium vorschlagen wollte, so könnte ihm meiner Meinung nach, kein schlechteres vorgeschlagen werden, als dieses. — Herr Isambert: Wenn man alle erforderlichen Garantien geben läßt, so kommt es auf den Namen nicht an, und der des Herzogs von Orleans scheint mir so gut als jeder andere. Aber man müßte vor Allem verlangen, daß die Erklärung der Deputirtenkammer von 1815 proklamirt werde. Hiedurch würde das ganze Wundenmahl der Restauration verlöscht; unsere Unabhängigkeit erklärt, unsere natürlichen Gränzen wieder erlangt werden; wir knüpfen so die Gegenwart wieder an die Vergangenheit an, und unsere Emanzipation aus der Vormundschaft Europa's würde mit der Epoche der Wiedererlangung unserer Rechte zusammentreffen. — Mehrere Stimmen: Sehr gut! — Man muß es verlangen. — Man sprach Laffitte, er fand diese Idee vortrefflich, aber die Zeit drängte.

In der Kammer hörte man inzwischen nichts als unfruchtbare und verwickelte Berathungen. Man sprang von Einem auf das Andere. Hier war der Herzog von Orleans, dort Heinrich V, noch anderswo der Herzog von Angoulême mit Concessionen. Indeß war offenbar Alles zu Gunsten der Familie Karls X gestimmt. Man erwartete Herrn von Mortemart; er kam nicht. An seiner Statt kam Herr Collin de Sussi. Da er auf dem Hotel de Ville so übel angelaufen war, so brachte er die Ordonnanzen Karls X über die Zusammensetzung eines neuen Ministeriums Herrn Laffitte und drang in ihn, dieselben den ernannten Ministern zukommen zu lassen. Herr Laffitte, unwillig über seine Zudringlichkeit, fuhr ihn barsch an: „Mein Herr, ich bin nicht der Briefträger Karls X.“

Herr Sebastiani hingegen, als er erfuhr, daß man die Nationalfahne aufgepflanzt habe, erwiederte: „Es gibt heute keine Nationalfahne als die weiße.“ — Herr Gérard, ein anderer General des Kaiserreiches, schien eben so wenig für die drei Farben eine geheiligte Erinnerung zu bewahren; denn der erste Gebrauch, den er von dem erhaltenen Oberbefehl machte, bestand darin, daß er den Generallieutenant Noguet in alle Kasernen schickte, um den Obristen anzudeuten, daß sie die weiße Kokarde aufgesteckt lassen sollten, bis ihnen hierüber neue Weisungen zugekommen.

Und was machte inzwischen Herr Casimir Perier? Seit dem Donnerstage hatte er sich mit dem Hofe in Verbindung gesetzt, für den er offenbar unterhandelte. Der Mann, dessen er sich als Zwischenhändler bediente (ich will ihn nennen, weil es unnütz ist, den Schleier des Geheimnisses zu bewahren), war der Oberjägermeister Herr Gerardin. Mehrere Botschaften wurden am Donnerstage Abends, den ganzen Freitag und noch am Vormittage des Sonnabends hin und her gesendet. Was weiter dabei vorging ist mir unbekannt. Aber so viel weiß ich, daß an einem dieser Tage zwei Männer auf das Hotel de Ville kamen, und anzeigten, daß sie Herrn Casimir Perier in einem Cabriolet in der Richtung nach St. Cloud fahren gesehen. Ein Mitglied der Kommission sagte: „Das ist nicht möglich; das wäre Verrätherei.“

Einer dieser Männer begab sich auch in den Saal des Generalstabes, wo er dieselbe Anzeige machte. Hier befanden sich junge Leute, die die Sache ernsthaft nahmen, und es wurde auf der Stelle Befehl gegeben, Herrn Casimir Perier zu verhaften, und auf das Hotel de Ville zu bringen. Die Schuld diesen Befehl ausgefertigt und unterzeichnet zu haben, trägt aber niemand Anderer als eben der Schreiber dieser Zeilen. Herr Perier hat es gegenwärtig in seiner Hand, ihm dieß Verfahren heimzugeben. Heut mir, morgen dir.

Ein gleicher Verhaftsbefehl wurde gegen einen andern Deputirten, Herr Arthur von Labourdonnaye ausgefertigt, den man spädes Abends auf dem Felde in der Gegend von Montrouge herumstreifen gesehen. Herr Laffitte legte gegen diese Befehle eine fast drohende Reklamation über die Unverletzlichkeit der Deputirten ein. Und eben hatte man doch Karl X verjagt! Schon fühlte Herr Laffitte seine Kraft; er spielte vorsichtig, er spielte gut, er gewann das Spiel. Aber er hat sein Haus zu Grunde gerichtet — — Undank gesäet — Friede! —

Herr Casimir Perier und Alle, die für Karl X Unterhandlungen einleiteten, verloren Zeit und Mühe. Das Volk war in diesem Punkt unbeugsam. Indeß zeigte es sich auch dem Herzog von Orleans nicht sonderlich gewogen. Als am Sonnabend die Proklamation erschien, riß das Volk sie herunter und bewaffnete Posten verhafteten und mißhandelten Alle, die es versuchten, sie wieder anzuheften. Der Name Bourbon entflammte überall den Zorn. Die Aufregung wurde bedenklich; die Kommission mußte selbst einen Aufruf erlassen, er fing mit den Worten an: Karl X hat provisorisch aufgehört zu regieren. — Herr Casimir Perier weigerte sich ihn zu unterzeichnen; er that noch mehr, er begab sich in die Druckerei der Regierung (das Wort königlich war überall ausgelöscht worden) und wartete da, bis der Druck vollendet war, um gewiß überzeugt zu seyn, daß sein Name nicht hineingeschwärzt werde. Noch denselben Abend begab er sich auch auf das Bureau des Moniteur und verbot ausdrücklich, seinen Namen unter diese Proklamation zu setzen. Sagen diese Thatsachen noch nicht genug?

Herr Laffitte hatte den Sieg errungen: der Herzog von Orleans war im Palais-Royal; die Adresse der Deputirten war fertig. Obgleich er, am Fuße verletzt, kaum gehen konnte, machte sich Herr Laffitte doch an der Spitze seiner Kollegen auf den Weg zu dem Herzog, und nachdem er seinen offiziellen Vortrag erstattet, sagte er leise zu seinem Korrespondenten der vorhergegangenen Nächte: „Monseigneur, was ich da in der Hand habe, ist sehr schön. Es

ist eine Krone. Indeß sehen Sie nicht auf meine Füße (die Hälfte seines Beines war entblößt); ich will nicht sagen, daß eine Sanskulotte sie Ihnen überreicht; doch sieht er einem solchen etwas ähnlich."

Der Herzog von Orleans fand diesen Witz allerliebst und wiederholte ihn; er unterließ aber auch nicht zu betheuern: „ich bin Republikaner und war es stets." Er zögerte nicht, nach dem Hotel de Ville zu gehen, und von dem General Lafayette sich anerkennen zu lassen. Der Weg dahin war nicht ohne Schwierigkeiten. Da der Herzog so republikanisch gesinnt war, so mußte er zufrieden seyn, denn von allen Seiten tönte ihm der Ruf: Es lebe die Republik! Es lebe Lafayette! entgegen. Wohl schrie man auch: Es lebe der Herzog von Orleans! Allein das waren sehr heisere Stimmen.

An dem Treppenaufgang des Hotel de Ville gab der Herzog von Orleans Herrn Laffitte seinen Arm; er bat auch Herrn Lafayette um den seinigen. Dieser umarmte ihn, und unter dieser doppelten Protektion stieg er bis zum großen Saale hinauf, wo er als Generallieutenant des Königreiches ausgerufen wurde.

Hier war es auch, wo der General Dubourg, indem er hinauswies auf den mit Menschen und Kanonen bedeckten Grèveplatz, der noch mit Blut befleckt und mit Barrikaden verbollwerkt war, zu dem Generallieutenant sagte: „Monseigneur, Sie kennen unsre Bedürfnisse und Rechte, wenn Sie ihrer vergessen sollten, werden wir Sie daran erinnern."

(Schluß folgt.)

Die Einfahrt der französischen Flotte im Tajo.

Die von dem Admiral Roussin erzwungene Einfahrt in den Tajo wurde bis jetzt für ein höchst gefährliches Wagestück gehalten. An der Mündung dieses Flusses befinden sich zwei Sandbänke, eine gegen Norden, die andere gegen Süden; letztere liegt mit ihrer breitesten Seite dicht an der westlichen Küste. Beide Bänke bilden zwei Durchfahrten, von denen die gegen Süden die breitere ist, und ihre Richtung fast nordöstlich und südöstlich nimmt. Durch diese befahl der Admiral seiner Flotte in den Tajo einzudringen. Der Wind war Nord zum Westen; er blies mit Heftigkeit und in Stößen. Die Schlachtlinie war mit zugesetzten Steuerbordshälsen (amures à babord, den Wind zur Linken) aus folgenden Kriegsschiffen gebildet: der Marengo, zu seiner Seite die Brigg Endymion; der Algesiras; der Suffren, ihm zur Seite die Brigg der Drache; die Stadt Marseille; der Trident, neben ihm die Korvette die Perle segelnd; der Algier, die Fregatte Pallas, Melpomene und Dido; seitwärts der Melpomene befand sich die Egle. Das Geschwader segelte mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen in einer Stunde; den Cours fast geradezu auf das Fort St. Julian gerichtet; um halb drei Uhr Nachmittags begann dieses und der Thurm Bugio ein wohlgenährtes Feuer. Die Korvetten und Briggs beschossen den Thurm und brachten ihn in Kurzem zum Schweigen. Das Fort St. Julian konnte noch nicht beschossen werden, da die Richtung, in der das französische Geschwader segelte, mit dem feindlichen Feuer einen allzuspitzen Winkel bildete, so daß nur das vorderste Schiff aus dem Vordertheile zwei oder drei seiner Stücke benutzen konnte. Da die Schiffe nicht abfallen, d. h. keinen größern Winkel mit dem Winde bilden konnten, um die Schiffsseiten dem Fort zuwenden zu können, weil sich die erwähnte Sandbank zu ihrer Rechten befand; so mußten sie das Feuer desselben eine Viertelstunde aushalten, und konnten es dann erst erwiedern. Innerhalb zehn Minuten waren nun die Portugiesen zum Schweigen gebracht.

Die Durchfahrt war in der That ein schwieriges Unternehmen, und man konnte dabei von Glück sagen; es blieb wie schon gesagt immer sehr gewagt. Wenn der Wind, der immer wechselte, ein wenig nach Osten umgeschlagen hätte, so würden die hintersten Schiffe des Geschwaders nicht durch den Kanal haben kommen können, wobei das auflaufende Wasser sie nicht vom Stoßen (auf den Grund zu gerathen) abgehalten haben würde. Der Admiral hatte die Vorsicht gebraucht, die Schlachtlinie so zu bilden, daß jedes Schiff ein wenig luvwärts demjenigen blieb, das hinter ihm segelte, und keines in dem Wasser seines vordern Beistehers (vorausssegelnden Schiffes) fuhr.

Nachdem der erste Schritt geschehen und das Fort St. Julian wie der Thurm Bugio zum Schweigen gebracht waren, mußte man sich vor den Quais von Lissabon noch vor Anker legen. Die Flotte gelangte dahin mit reißender Schnelligkeit, indem sie nach der Reihe alle Batterien vom Fort St. Julian bis Belem zum Schweigen brachte. Ein Theil des Geschwaders legte sich nun vor Anker, während der andere auf die portugiesische Flotte loszugehen sich anschickte, die queer über dem Tajo in einer schönen Stellung vor Anker lag. Die Flotte Don Miguels strich die Flagge wie die Forts; sie bestand aus acht Schiffen, unter denen sich ein Linienschiff von vier und siebenzig Kanonen, drei Fregatten von acht und vierzig, zwei Korvetten und zwei Briggs befanden. Der Kontreadmiral Roussin verlangte nun wiederholt, vor den Quais von Lissabon vor Anker liegend, binnen zwei Stunden Erfüllung aller von ihm in vierzehn Artikeln vorgeschriebenen Bedingungen, auf die dann auch die portugiesische Regierung, wie schon aus öffentlichen Blättern bekannt ist, unverzüglich einging.

Die Franzosen hatten bei dem ganzen Gefechte ungefähr fünftausend Kanonenschüsse abgefeuert und eben so viel die Portugiesen. Der Verlust von Seite der Franzosen war unbedeutend zu nennen, was zwar Wunder nehmen kann, aber in den Annalen der Seegefechte nicht selten ist. Es läßt sich daraus weder ein Schluß auf die Geschicklichkeit der Franzosen ziehen, noch auch daß die portugiesischen Geschütze schlecht bedient gewesen seyen.

Witz Ferdinands VII.

Ein Einwohner von Avila wurde vor den Bischof citirt, weil er behauptet haben sollte, es gebe keinen Teufel. Der Bischof ließ ihn verhaften und vor ein geistliches Gericht stellen. Hier gestand der Missethäter nicht nur seinen Frevel, sondern suchte auch mit der größten Hartnäckigkeit seine Meinung zu verfechten. „Ich war allzeit ein glaubensfester Mann," sagte er; „aber da ich sah, daß es mit mir auf keinen grünen Zweig kommen wollte, so gab ich Alles, was ich noch an Vermögen besaß, aus, um zu unserer lieben Frau Messe lesen zu lassen, in der Hoffnung, sie würde mir Glück und Segen verleihen; allein Alles war vergebens. Endlich in die größte Armuth gerathen, fiel mir bei, gehört zu haben, daß der Teufel denen, die ihm ihre Seele verschreiben, Reichthum gibt. Ich schrieb also nach der vorgeschriebenen Weise mit meinem eigenen Blute einen Kontrakt, und ging wohl zwanzigmal des Nachts auf das Feld und rief dem Teufel mit lauter Stimme; aber er kam nicht. Nun bin ich fest überzeugt, daß es keinen gibt, sonst würde er gekommen seyn; denn gewiß hat noch kein Mensch ihn so inbrünstig und von Herzensgrund angerufen." Der geistliche Gerichtshof verurtheilte auf dieß Geständniß den Mann zu zehnjähriger Transportation. Ein Vetter des Verurtheilten, der Arzt des Königs war, und bei diesem großes Vertrauen genoß, verwendete sich für den Unglücklichen, und bat, die Strafe der Transportation in Einsperrung in ein Irrenhaus zu verwandeln, wozu aller Welt Meinung nach Grundes genug vorhanden war. „Ich werde mich hüten, so etwas zu thun," erwiederte Ferdinand. „Denkt Euch, daß Jemand sich herausnehmen wollte, die Welt zu überreden, daß es keine Krankheit gebe. Würdet Ihr darüber nicht äußerst ärgerlich werden, da ohne Krankheit Eure Kunst Hungers sterben müßte? Nun, und wie glaubt Ihr denn, sollen die Geistlichen leben, wenn es keinen Teufel mehr gibt? Die Narrheit Eures Vetters, wenn es Narrheit ist, verdient die strengste Bestrafung, und ich wundere mich nur, daß der geistliche Gerichtshof so gelind mit einem Manne verfahren ist, der so geradezu die Wurzel der geistlichen Macht angegriffen hat." Indeß gewährte Ferdinand, ungeachtet dieses Witzes, doch die Bitte, und der arme Mensch kam ins Irrenhaus. Unglücklicherweise fuhr er hier fort, seine neue Lehre zu predigen, und einer der Insassen, der sich für den Astaroth selbst hielt, wurde darüber, daß Jemand seine Existenz läugnen wollte, so erbost, daß er den Philosophen auf eine Art zurichtete, die in wenigen Tagen dessen Tod zur Folge hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 231. 19 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Schluß.)

Das Programm des Hotel de Ville.

Da ich mich während der Juliustage glücklicherweise in der Nähe des Generals Lafayette befand, so hatte ich Gelegenheit zu hören und zu sehen. Ich will daher gewissenhaft erzählen, was sich zutrug.

Herr Viennet hat auf der Tribüne die Erklärung der Deputirten vorgelesen, die sie ergehen ließen, als sie den Herzog von Orleans zur Statthalterschaft des Königreiches beriefen. Diese Erklärung aber und das oft besprochene Programm sind zwei ganz verschiedene Dinge. Von ersterer ist also hier nicht die Rede. Es wird mir erlaubt seyn, den Vorgang der Sache umständlich zu erzählen; ich bin dabei weder Richter noch Anwalt, ich bin Zeuge.

Der Name des Herzogs von Orleans wurde, als man seiner zum erstenmale auf dem Hotel de Ville erwähnte, mit mehr als Kälte von dem größten Theil der Bürger aufgenommen, die den Gefechten beigewohnt, deßgleichen von denen, deren Brüder und Freunde in den drei Schlachttagen gefallen waren. Ein Adjutant, der sich gegenwärtig in der nähern Umgebung des Königs befindet und der Alles, was in den verschiedenen Sälen des Hotel de Ville vorging, zu beobachten aufgestellt war, hatte Gelegenheit genug, die Opposition zu bemerken, die gegen den Namen Orleans sich erhob. Man hatte nichts gegen die persönlichen Eigenschaften des Prinzen einzuwenden, aber er gehörte einer Familie an, gegen welche die noch auf den Straßen liegenden Leichname und die gehässigen Erinnerungen der fremden Invasion zeugten. Die Begeisterung des Kampfes, und die Hoffnungen, die der Sieg zu verheißen schien, trugen ohne Zweifel bei, diese feindselige Stimmung noch mehr zu beleben. So viel ist gewiß, daß diese so weit ging, daß mehrere junge Leute selbst in dem Augenblicke, wo der Herzog von Orleans in den Thronsaal trat, mit Thränen in den Augen laut ausriefen: „Keine Bourbons mehr!“ und während die Deputirten und einige andere Personen den Ruf wiederholten: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ riefen eben diese jungen Leute mit noch größerer Hitze: „Es lebe Lafayette!“ Der General Dubourg, der seit dem 29 Julius in unserer Mitte sich befand, ward das Organ der Sieger und sagte zu dem Herzog von Orleans, wie schon oben gemeldet: „Monseigneur, Sie kennen unsere Bedürfnisse und Rechte; wenn Sie ihrer vergessen, werden wir Sie daran erinnern.“

Alle diese Umstände beweisen, daß in dem Hotel de Ville eine starke Opposition bestand, nicht von Seite der Rathsherren (délibérans), sondern unter denen, die so zu sagen mit Staub und Schweiß bedeckt, die Waffen noch in den Händen hielten, mit denen sie die Schweizer geschlagen hatten. Wie man noch jetzt behaupten darf, und man damals gar wohl wußte, diese hatten das Heft in Händen; sie allein hatten das Feld erstritten, und durch genug des Blutes das Recht erkauft, wenigstens auch ein Wort mit zu reden über Das, was man wieder aufbauen wollte.

Indeß man sprach von einem König, die Deputirten waren aus ihren Zufluchtswinkeln wieder zum Vorschein gekommen, oder von ihrem Landaufenthalte angelangt; die gestickten Röcke ließen sich wieder sehen, und Alles schien anzudeuten, daß wir Gefahr liefen, in die Hände jener Intrikanten zu fallen, die aus allen Systemswechseln Vortheil zu ziehen wußten. Genug die Partei des Sieges fühlte die Nothwendigkeit, Garantien zu fordern; sie erklärte, daß sie den vereinigten Deputirten keine andere Gewalt einzuräumen gesonnen sey, als die von dem Drange der Umstände gebotene, daß Jemand die Initiative ergreifen müsse; die patriotischen Deputirten versammelten sich um den General Lafayette, die Bürger, die im Hotel de Ville sich befanden, schlossen sich ihnen an. Man ververlangte Garantien; man wollte vor Allem, daß die Regierungsform, von welcher Art sie auch seyn würde, der unmittelbaren Sanktion des Volkes unterworfen werden sollte. Um diesen Forderungen Gewicht zu geben, hatte man sich von Neuem bewaffnet, und das Volk zeigte sich entschlossen, noch einmal auf das Schlachtfeld zu rücken.

Der General Lafayette von diesen Bewegungen unterrichtet, ließ einige dieser Leute zu sich kommen, und forderte ihnen das Ehrenwort ab, daß sie dazu beitragen wollten, die Ruhe von Paris acht und vierzig Stunden lang nicht stören zu lassen. Die Bürger versprachen es, doch unter der Bedingung, daß der Generallieutenant des Königreiches für sich und die Seinigen die Propositionen annehmen werde, die sie ihm vorschlagen wollten. So wurde das oft besprochene Programm entworfen und übergeben.

Die Hauptartikel desselben bestanden in Folgendem:

1) Die Souveränetät der Nation wird als das Grunddogma der Regierung an die Spitze der Verfassung gesetzt. 2) Keine erb-

liche Pairie mehr. 3) Vollständige Erneuerung der Magistratur. 4) Ein Munizipal- und Departementalgesetz auf der breitesten Grundlage des Wahlsystems. Keinen Wahlcensus mehr. 5) Die Wahl auf alle untern Magistraturen angewendet. 6) Verschiedene Punkte in Betreff der die Industrie lähmenden Privilegien und Monopole u. s. w. 7) Alles dieß sollte jedoch nur provisorisch angenommen werden, bis es der Sanktion des Volkes vorgelegt worden, das allein die Macht habe ein Regierungssystem zu wählen, das es für sich angemessen erachte."

Dieß Programm wurde dem General Lafayette überreicht, und von ihm als der Ausdruck seiner eigenen Ansichten anerkannt. Er übernahm es, dasselbe dem Generallieutenant mitzutheilen; er faßte es selbst in Kurzem zusammen, indem er sagte, es handle sich davon, einen Thron von republikanischen Institutionen umgeben zu gründen. Der General Lafayette begab sich nach dem Palais Royal, und wir erwarteten seine Rückkehr. Bald darauf kam er und sagte uns mit Begeisterung: „Der Herzog von Orleans und sein Sohn theilen alle unsere Ansichten, unsere Vorschläge sind ihnen wie aus der Seele genommen, und wir können nichts besseres thun, als ihnen die Sorge für das Glück Frankreichs zu überlassen."

Auf dieses begaben sich mehrere von uns nach verschiedenen Theilen von Paris, und es kostete nicht wenig Mühe, die Ruhe wieder herzustellen. Was mich betrifft, so gelang es mir nur wenig, und als ich nach dem Hotel de Ville zurückkehrte, begegnete ich Herrn M . . . ., der gerade von dem General Lafayette fortging; ich sagte ihm, die im Odeon versammelten jungen Leute seyen höchlich entrüstet über den Gang, den die Berathung in der Deputirtenkammer nehme, und entschlossen laut ihre Ansicht kund zu machen, die nichts Anderes bezwecke, als daß die Nation allein ihren Willen auszusprechen das Recht habe. Herr M . . . . erwiederte mir: „der General Lafayette hat für die Ruhe von Paris mit seinem Ehrenworte sich verbürgt, und auch wir haben ihm das unsrige gegeben; nur über seine und unsre Leiche kann man zur Kammer gelangen."

Inzwischen erschien die Proposition des Herrn Berard; sie war weit entfernt, Das zu erfüllen, was man versprochen und was wir verlangt hatten. Nun erst sahen wir ein, daß man uns zu hintergehen suche. Es war nicht einmal mehr die Rede von einer Sanktion des Volkes, die Deputirten stimmten ab, entschieden ohne eine weitere Berufung zuzulassen; die Usurpation lag auf flacher Hand, und die Entrüstung vermehrte sich, als wir vernahmen, daß man noch in derselben Nacht die Erblichkeit der Pairie votiren werde.

Da geschah es nun, daß eine Anzahl junger Leute, die sich in der Eile versammelt hatten, vor dem Sitzungssaale der Kammer anlangte unter dem Rufe: Verrätherei! — Nicht, die Reden Labbey de Pompières, Benjamin Constants u. s. w. hätten sie aufgehalten; da erschien der General Lafayette. Er erinnerte uns, daß er auf unser Wort hin keine Maßregel genommen habe, um die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten, und daß dieser Tumult unsere und seine Ehre bloßstelle. Er versicherte uns auch, er werde Alles aufbieten, um wenigstens einige Versprechungen in der Charte in Erfüllung zu bringen. Wir erlangten das Einzige, daß die Abstimmung über die Erblichkeit der Pairie vertagt wurde.

Dieß ist die thatsächliche Geschichte des Vorgefallenen. Dieß war das Programm des Hotel de Ville, auf das sich Lafayette wiederholt in der Kammer bezog. Unter dieser Bedingung nur opferten die Sieger Ansichten, die ihnen theuer waren; und weit entfernt ihre eigenen Wünsche Jemand aufdringen zu wollen, verlangten sie nur Eines, daß das wieder souverän gewordene Volk wenigstens aufgefordert werden sollte, zu sanktioniren, was die aus dem Drang der Umstände hervorgegangene Gewalt beschlossen hatte.

Wiederholt haben wir diese Geschichte einer Zeit, die wie ein Traum verschwunden scheint, nur deßhalb, weil so viele Leute sich stellen, sie vergessen zu haben.

Neu-Seeland.

6. Fortgesetzte Bemerkungen über die neuseeländische Landwirthschaft. — Erntefest. — Baumarten. — Flachsbau. — Pflanzen. — Mineralogie. — Thiere. — Fischfang. —

(Schluß.)

Die Mineralogie Neuseelands ist noch eben so unvollkommen bekannt als sein Pflanzenreich. Eine blaue Farbe, deren sich die Eingebornen zum Bemalen ihres Gesichts bedienen, scheint Braunstein zu seyn. Ihre Waffen und schneidenden Werkzeuge verfertigen sie aus einem grünen Talkstein oder Jaspis, der nur in der südlichen Insel gefunden wird, und bevor die Neuseeländer mit dem Eisen bekannt wurden, bei ihnen in großem Werthe stand. Cook bemerkte bei seiner ersten Anwesenheit große Quantitäten Eisensand, der von jedem Bach, der aus den Bergen kam, an's Seeufer gespült wurde; er schloß daraus auf Adern dieses Metalles, die nahe an Tag liegen müßten. Nicholas sah auch einige Stücke Bimsstein, dessen sich die Eingebornen zur Polirung ihrer Speere bedienten, und auch vulkanische Verglasungen. Der Häuptling Korrokorro zeichnete ihm einen Aufriß der nördlichen Insel, und bemerkte einen hohen Berg, der zwischen dem Ostkap und Königin-Charlotten-Sund liege und von Zeit zu Zeit Feuer und Rauch ausstoße. Obgleich Korrokorro wie alle seine Landsleute gerne log, so konnte er doch, wie uns scheint, dieß unmöglich erdichtet haben. Dafür scheint auch die Erderschütterung zu sprechen, die Kapitän Fourneaux an dieser Seite der Küste am 11 Mai 1773 in zwei heftigen Stößen wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Rutherford bemerkt ausdrücklich, daß an den Gebirgen im Innern der nördlichen Insel schöne Steinkohlenadern bemerkbar sind, wie wohl die Eingebornen sich nur des Holzes zur Feuerung bedienen. Auch behauptet er, Bänke von Austerschalen drei Fuß tief unter dem Boden in einer Entfernung von zehn Meilen von der Küste bemerkt zu haben, von denen die Eingebornen, wie er naiv hinzufügt, nicht zu sagen wußten, wie sie dahin gekommen seyen. Auch will er in der Nähe des Ostkaps eine Ebene von einer Quadratmeile gesehen haben, die mit Gras bewachsen ist, aber unter der Oberfläche einen hellgelben schwefelähnlichen, mehrere Fuß tiefen Grund hat, dessen Staub auf der Haut Blasen zieht und warm anzufühlen ist.

Die ursprünglichen Thiere von Neuseeland sind nicht sehr zahlreich. Das gewöhnlichste wird dem englischen Fuchshund ähnlich geschildert und manchmal geschlachtet und gegessen. Dasselbe lebt wild in den Wäldern, hat ein schwarz und weißes Fell, spitzig aufrechte Ohren und langes Haar. Allein man zweifelt billig, ob selbst dieses Thier ein einheimisches ist. Der Hund wird in Neuseeland Pero genannt, was offenbar das spanische Perro ist, woraus man schließen könnte, daß dieses Thier eingeführt wurde. Doch wird von den Missionären als der Name des Hundes auch Koradde angegeben. Wie die Neuseeländer den Hund Pero nennen, so heißen sie das Schwein Porka, gleichfalls ein europäisches Wort. Cook ließ die ersten Schweine im Lande, doch waren diese Thiere den Eingebornen von früher her nicht unbekannt. Als er mit Hülfe des Taheiters Tupia eine Unterredung mit mehreren Eingebornen hielt, erzählten diese, daß vor langer Zeit ein Kanoe ungefähr ein Monat lang nordwestlich gesegelt, und an ein großes Land, Namens Ulimaroa gekommen sey, wo das Volk Schweine esse. Zwar konnten sie diese Thiere nicht beschreiben, aber sie nannten sie Buak, was fast der Name ist, unter welchem das Schwein auf Taheiti, Tonga, den Marquesas- und andern Südseeinseln bekannt ist. Nach Rutherfords Aussage leben die Schweine jetzt in den Wäldern und werden mit Hunden gejagt. Auch einige Ratten und Fledermäuse sind auf Neuseeland zu finden. Die Küsten werden häufig von Seehunden besucht. Einer der Eingebornen erzählte dem Kapitän Cook, daß es im Innern des Landes eine Eidechse von acht Fuß Länge und von der Dicke eines Mannes gebe, die in Höhlen wohne, und manchmal Menschen fresse. Auch dem Missionär Nicholas entwarf ein Häuptling eine ähnliche Beschreibung; wahrscheinlich ist es ein Alligator. Die Eingebornen haben die größte Furcht vor den Eidechsen, in deren Gestalt sie sich den Atua, einen Dämon, zu denken pflegen, der von den Sterbenden Besitz nehme und ihre Eingeweide verzehre. Sie erzählen, dieses Thier richte in den Gegenden, wo es sich aufhalte, große Verwüstungen an, indem es die Kinder fortschleppe und auffresse.

Von Insekten bemerkte man nur einige wenige Stechfliegen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Spinnen und schwarze Ameisen. Dagegen findet man eine ungeheure Menge von Skorpionfliegen, und ein Insekt, das sich in den Füßen einbeißt und so schmerzhafte Stiche als der Muskito verursacht.

Die neuseeländischen Vögel sind zahlreich und fast durchgehends dem Lande eigenthümlich. Unter ihnen gibt es eine Menge Arten von Wildenten, große Waldtauben, See-Möven, Drosseln, Papagaien, Parakits u. s. w. Meist sind sie äußerst zahm. Rutherford erzählt, daß er während seines Aufenthaltes unter den Wilden eine große Geschicklichkeit im Vogelstellen nach Art der Eingebornen erlangte: er fing Tausende von Papagaien an einer fünfzig Fuß langen Leine in Schlingen. Der merkwürdigste Vogel ist der von Cook's Schiffsvolk wegen der Mannichfaltigkeit seiner Töne sogenannte Spottvogel. Ein anderer, den die Engländer von einem kleinen Schopf weißer gekrauster Federn Poevogel nannten, weil sie zwischen ihm und den weißen Blumen, welche die Taheiter zum Staate in den Ohren tragen, und Poe nennen, Aehnlichkeit fanden. Dieser Vogel ist gleich ausgezeichnet durch die Schönheit seines Gefieders wie seines Gesanges. Die Kraft seiner Kehle ist um so merkwürdiger, als er zu den Kolibri's gehört.

Die bezaubernde Musik der gefiederten Waldbewohner Neuseelands wird von allen Reisenden einstimmig gepriesen. Cook sagt in der Beschreibung des ersten Tages, den er in Königin-Charlotten-Sund zubrachte: „Das Schiff lag nicht ganz eine Viertels-Meile weit vom Ufer, und des Morgens wurden wir durch den Gesang der Vögel aufgeweckt, deren Zahl unglaublich war und die sich in einem Wettgesang überbieten zu wollen schienen. Diese wilde Melodie übertraf Alles, was wir in dieser Art noch gehört hatten; sie glich kleinen wunderbar gestimmten Glocken." Auf nähere Erkundigung erfuhren sie, daß die Vögel hier stets gegen zwei Uhr nach Mitternacht zu singen anheben und ihren Gesang bis zu Sonnenaufgang fortsetzen. Nicholas beschreibt ein ähnliches Konzert, das er auf der nördlichen Insel hörte, mit noch größerem Entzücken.

Der größte animalische Reichthum Neuseelands besteht indeß in der Mannichfaltigkeit von Fischen, die seine Küsten besuchen. Sechs oder acht Mann mit Angeln und Netzen können mit leichter Mühe täglich so viel fangen, als eine ganze Schiffsmannschaft bedarf. Unter den verschiedenen Arten zählt man Makrelen, Hummer, Flünder, Häringe und eine Art Lachs u. s. w. auf; ferner unzähliche Spezies Schalthiere, Muscheln, Seeschnecken, Austern u. s. w. Das benachbarte Meer wird auch häufig von Wallfischen besucht, an denen die Neuseeländer außer dem Thran auch das Fleisch als den größten Leckerbissen schätzen. Die Neuseeländer sind äußerst geschickte Fischer, und eben so erstaunenswürdige Taucher; Rutherford erzählt, daß sie aus dem tiefsten Grunde lebendige Fische mit der größten Sicherheit heraufholen. Ihre Angeln und andern Fischgeräthe, die sie aus Knochen und Leinen verfertigen, sind mannichfaltiger und sinnreicher Art.

Brennender Berg in Australien.

Frühere Reisende haben diesen Berg, der am Hunter's River liegt, einen Vulkan genannt; ein neuerer aber, Herr Milton, sagt, derselbe habe gar keinen eigentlichen Krater; auch liege keine Oeffnung der Art zwischen den zwei Bergspitzen, wo indeß das Feuer wirklich brennt, welches Anfangs an der nördlichen Abdachung abwärts, dann an der südlichen Abdachung aufwärts fortschritt. An diesem Orte ist nichts als ein ungeheurer Sandsteinfels, und in dem Maße, als das Feuer Fortschritte macht, spaltet sich der Fels in einzelne Schlünde von verschiedener Weite; die Seiten desselben waren bis zur Weiße erhitzt, und Schwefeldämpfe stiegen aus dem Schlunde hervor; wenn man Steine hinabwarf, schien das Geräusch des Falls in einem ungeheuern Abgrunde allmählich zu ersterben. Die Fläche des Bergs, auf welchem das Feuer jetzt wüthet, mag ungefähr einen halben Morgen betragen. Aus den Spalten von verschiedener Weite steigen unaufhörlich schwefelige Rauchsäulen empor, deren Ränder von effloreszirendem Schwefelkrystall glänzten, dessen Farbe vom tiefsten Orange bis zum blassesten Strohgelb wechselte. Der Boden neben diesen Spalten war indeß zu heiß, um lange darauf stehen zu bleiben, und die Dämpfe bekamen auch der Lunge keineswegs gut. Eine spröde und glänzend schwarze Substanz war am Rande mehrerer Spalten zu sehen; aber keine Lava irgend einer Art, auch keine Spur von Kohlen. Die Höhe des Bergs mag ungefähr fünfzehnhundert Fuß über der Meeresfläche betragen.

„Meiner Meinung nach," fährt Herr Milton fort, „muß der Brand in diesem Berge schon seit undenklichen Zeiten — lange vor Erscheinung des jetzigen schwarzen Menschenschlags auf der Insel — seinen Anfang genommen haben, und wird noch immer weiter gehen. An einem Theile des Berges, wo ganz offenbar früher das Feuer gewüthet haben muß, stan-

den Bäume von beträchtlichem Alter, welche erst, als das Feuer hier erloschen war, emporgewachsen seyn konnten; denn alle Bäume, welche sowohl an der jezt brennenden Stelle als auch an der, wo kürzlich erst der Brand wüthete, standen, wurden vernichtet, und viele Stämme liegen noch halb verbrannt am Boden. Ueber der ehemaligen Brandstelle auf einer Strecke von ungefähr hundert Morgen sind viele Steine wie verglast, und dieser Theil des Berges ist von Bäumen bedeckt, die offenbar von hohem Alter sind."

Vermischte Nachrichten.

Zu Neu-York befindet sich eine Besserungsanstalt für Kinder, die ein Verbrechen oder Vergehen begangen haben. Man bemüht sich darin, die größtentheils durch älterliche Verwahrlosung in lasterhafte Verirrung gerathenen Kinder zur Tugend zurückzuführen, indem man sie an eine vernünftige und regelmäßige Lebensweise zu gewöhnen sucht. Man zählt jezt in diesem wohlthätigen Hause zwanzig Mädchen und fünfzig Knaben; leztere werden angehalten, in einem großen Garten die Vegetabilien, von denen sie leben, mit eigener Hand zu bauen. Ihre Wohnung besteht in kleinen abgesonderten Kammern, die im Winter geheizt und im Sommer durch Luftklappen gekühlt werden, außen mit Riegeln versehen sind und des Nachts sorgfältig bewacht werden. Fünf und zwanzig Knaben verfertigen Schuhe, und verdienen sich damit im ersten Jahre täglich einen Schilling, und anderthalb im zweiten. Fünf und zwanzig erlernen das Weberhandwerk. Einer von ihnen ist beauftragt, für die ganze Anstalt das Brod zu backen. Sie arbeiten des Tags neun Stunden. Die Mädchen wohnen in einem andern Flügel des Hauses, wo sie mit Ausbesserung der Kleidungsstücke und mit der Küche beschäftigt werden. Einige verfertigen Strohgeflechte mit großer Geschicklichkeit, und ihr gemeinschaftliches Zimmer ist sehr geräumig und mit Mustern ihrer Arbeiten und geographischen Karten, die man ihnen in eigenen Lehrstunden erklärt, behangen. Alle sind sehr reinlich gekleidet und werden selbst in ihren Erholungsstunden zu einer geregelten Arbeit angehalten. Die Gesundheit, die auf ihren Gesichtern blüht, beweist, wie vortheilhaft ihre Lebensweise und geordnete Thätigkeit selbst auf ihren Körper wirkt. — Ein anderes Gefängniß für erwachsene Verbrecher des Staates Neu-York befindet sich in dem Städtchen Auburn, hundert und fünf und siebzig englische Meilen von Albany, acht Meilen südlich vom Eri-Kanale, mit einer Bevölkerung von dreitausend fünfhundert Seelen. Das Gefängnißgebäude liegt innerhalb der Stadt und umfaßt in seinen Mauern fünf Morgen Landes. Die Wohnungen in diesem Gefängnisse sind zwei und drei Stockwerke hoch und aus behauenen Quadern gebaut. Es befinden sich darin im Durchschnitte sechshundert und fünfzig Verurtheilte, fünf und zwanzig weibliche mit eingerechnet. Die Gefangenen dürfen nie mit einander sprechen. Wenn sie bei ihren Manufakturarbeiten einander etwas zu sagen haben, so suchen sie sich durch Zeichen verständlich zu machen; gelingt ihnen dieß nicht, so sagen sie dem Gefängnißwärter ihr Verlangen, der dann das Gehörige bewerkstelligt. Sie schlafen in abgesonderten Kammern von sieben Fuß Länge und vierthalb Fuß Breite; je Einer in einem besondern Bette; nur hundert ungefähr schlafen aus Mangel an Raum zu Zweien. Die Verurtheilten von Auburn nehmen ihr Mittagsmahl gemeinschaftlich ein. Man speist sie täglich zweimal an einer langen Tafel, die mit hölzernen Tellern, Messern, Gabeln und Tassen besezt ist; lezterer bedienen sie sich, um daraus einen Roggenkaffee zu trinken. Hat Einer mehr Speise erhalten als er verzehren kann, so hebt er die rechte Hand auf, und der Wächter nimmt das Ueberflüssige und stellt es dem vor, dessen Hunger noch nach mehr verlangt, wovon er durch Aufhebung der rechten Hand ein Zeichen gibt. Die Portionen sind sehr reichlich und das gesalzene Rind- und Schweinefleisch vortrefflich. Man legt den Gefangenen keine Arbeit um Taglohn auf, sucht sie aber beständig zu beschäftigen. Das Gefängniß von Auburn besteht seit zwölf Jahren; es fielen während dieser Zeit zwei Selbstmorde vor. Die Gefangenen läßt man zweimal die Woche in eigens dazu eingerichteten großen Wasserbehältern baden. Die sorgfältigste Reinlichkeit und Ordnung wird in allen Stücken beobachtet. Die Mörder werden hier auf Lebenszeit gefangen gehalten.

Im „Monthly Magazine" für den Monat Julius liest man Folgendes: „Ein heftiger Kampf hat in Ireland zwischen den Zeitungen und den Vertheidigern der Episkopalkirche begonnen. Dr. Edrington schrieb ein Pamphlet oder eine Predigt, oder etwas der Art, und hierauf hat die Gegenpartei ein ganzes Heer von schmählichen Geschichten auf die Beine gebracht. Die „Evening Post," ein tüchtiges Blatt, und stets der Hauptopponent, gibt eine Anekdote, welche, wie wir hoffen, sehr übertrieben ist. Kirchban in Monaghan: Die Protestanten von Monaghan wollten eine Kirche haben, aber es fehlte an Fonds, deßhalb wurde eine Subskription beliebt. Lord Roßmore's Familie unterschrieb hundert Pfund, und Herr Henry Westenra, Parlamentsglied für die Grafschaft, versprach für die Musik zu sorgen, und eine Orgel, zweihundert Pfund an Werth, herbeizuschaffen. Wir wissen nicht, ob die andern Protestanten von Monaghan eben so religiös sind als unser Lord Roßmore, und können deßhalb den Betrag der Laienbeiträge nicht angeben. Wir erwarteten aber mit Sicherheit, daß die Dignitarien der Kirche und die bepfründeten Geistlichen unterzeichnen würden. Was gab Herr R. Robinson, der Rektor? Nichts. Der Bischof von Kilmore, der vier oder fünf Stunden davon wohnt? Nichts. Unterzeichnete der Erzbischof Primas, der fünf und zwanzig bis dreißigtausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte hat? Keinen Penny. Aber der Bischof der Diözese, von welcher Monaghan die Hauptstadt, der Dr. oder Lord Tottenham, Bischof von Clogher, der von dieser Grafschaft jährlich vierzehntausend Pfund bezieht, in einer zweiten siebenzehntausend Pfund jährlich an Privateinkünften hat, und in einer dritten lebt — gewiß, dieser sehr ehrwürdige Lord that etwas für die Errichtung einer Kirche in seinem kleinen Zion? Keinen halben Penny."

Der Graveur Brenuet hat nach fünfzehnjähriger Arbeit die Vendomesäule im vier und zwanzig Fuß verkleinerten Maßstabe vollendet. Dieselbe ist fünf Fuß sieben Zoll hoch und von der Basis bis zur Spitze mit der bewunderungswürdigsten Genauigkeit dem Original nachgebildet. Man erblickt jene erstaunliche Spirallinie von Basreliefs und jede auch noch so kleine Verzierung, jede Figur bis in die winzigste Kleinigkeit ausgeführt; so z. B. kann man, um nur das Eine zu erwähnen, an den Kamaschen der republikanischen Soldaten dieselbe Zahl von Knöpfen sehen, wie an dem Modelle. Nur in der Größe lassen sich Original und Kopie von einander unterscheiden. Indeß ist die Kunstschönheit dieses Werks nicht minder bewunderungswürdig als die materielle Nachahmung. Die zahllosen Figuren sind mit einer Schärfe des Umrisses und mit einer Richtigkeit der Zeichnung ausgeführt, die in Erstaunen sezt. So kommt es auch, daß dieses kleine Kunstwerk völlig die grandiose Wirkung auf den Beschauer hervorbringt, wie das riesenhafte Original. Obgleich, wie gesagt, nur fünf Fuß hoch, scheint es die Höhe von hundert zu haben. Es ist in Bronze gegossen und vom Künstler dem Könige zum Geschenke gemacht worden.

Ein hoher Beamter der ostindischen Kompagnie, der im verflossenen Junius aus Madras in England angekommen ist, läßt durch die öffentlichen Blätter auf den Gebrauch des Cajeputöles gegen die Cholera aufmerksam machen. Seiner Anweisung zufolge muß es gleich bei den ersten Symptomen der Krankheit in Dosen von fünf und zwanzig bis fünfzig Tropfen in einem halben Weinglase voll warmen Wassers genommen werden. Wenn der Magen die erste Dosis nicht behält, so müssen sogleich fünfzig Tropfen von Neuem eingegeben werden. Der Erfolg davon wird außerordentlich gerühmt. Von hundert und zehn Kranken starb nur ein einziger. Sobald die Symptome verschwanden, wurde auch die Arznei ausgesezt. Die Genesung erfolgte sehr schnell, und keine Nachkur war mehr erforderlich.

Einem an den König von Schweden erstatteten Berichte zufolge wird der Gothakanal, der die Nordsee mit dem baltischen Meere verbinden wird, so daß die schwedischen Schiffe den Sund nicht mehr zu passiren brauchen, im künftigen Jahre vollendet werden.

Der Staatspalast zu Raleigh, der Hauptstadt von Nordkarolina, ist, nach Nachrichten aus Neu-York vom 30 Junius, durch eine Feuersbrunst zerstört worden, und dabei die von Canova gefertigte Marmor-Statue Washingtons zu Grunde gegangen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 232. 20 August 1831.

Der Mann im Tigerfell.

(Schluß.)

„Von Nestan's Rathe aufgerichtet, und entschlossen ihm zu gehorchen, verließ ich sie in tiefer Unruhe; sie verweigerte mir ihre Umarmung. Kein Schlummer senkte sich auf meine Augenlieder, ich verweilte an der Stelle, wo ich Asmath gesehen hatte, den Blick nach den Sternen gerichtet, und jene schönen dunkeln Augenbraunen segnend, die den Kummer aus meiner Brust verscheucht hatten. Verflucht sey der Tag, wo ein Bote kam mir zu sagen: „siehe der Bräutigam naht!" Der König ließ mich zu sich rufen an das Thor des Palastes; er sprach: „Bleibe an meiner Seite, die Truppen und ihre Anführer werden ausziehen, ihn zu empfangen; ich werde hier ihn erwarten." Ein Zelt von rothem Damaste war auf dem Markte ausgespannt, um einstweilen den Bräutigam aufzunehmen, während der König Juwelen für seinen künftigen Schwiegersohn aussuchte. Doch hätte ich noch meine Wuth bezähmt, und vielleicht gezögert, meine Hand in sein Blut zu tauchen, wenn nicht eine dringende Botschaft, und ein Blick von dem Auge der Jungfrau, die der Aloe gleicht, von neuem meinen Muth entflammte. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Ich gebot hundert entschlossenen Sklaven, die Waffen zu ergreifen, und deutete ihnen den Ort an, wo sie mich erwarten sollten. Ich durcheilte die Stadt in tiefer Verkleidung. Ich schlüpfte in sein Zelt, weckte ihn auf, und schlug ihm eine tödtliche Wunde mitten unter seiner schlafenden Leibwache. Ich erreichte mein Roß und entfloh. Alles war in einem Augenblicke geschehen. Eines meiner festen Schlösser gewährte mir sichere Zuflucht. Wie soll ich den Schrecken und den Jammer des Königs schildern, und die furchtbare Bestürzung, von der die Stadt erfüllt war, als die unheilvolle Nachricht erscholl: „Der Schach ist todt! Der Amilbar hat ihn erschlagen!" Wie die grimmige Wuth der Zaubrerin Dawar, der Schwester des Königs, die ihre Nichte in eine ferne Wüste verbannte! Die gütige Asmath hinterbrachte mir diese unselige Nachricht."

Die erste Kunde von dem fernern Schicksale der unglücklichen Nestan erhält Tariel von einem andern Helden des Gedichtes, Awthandil, in dessen Abenteuer als eine dritte Episode die Geschichte der schönen Phatman und des Prinzen Nureddin Phridon verwebt ist. Letzterer ist von seinem grausamen Oheime aus seinem väterlichen Reiche vertrieben, und von dem in untröstlichen Liebesgram um die verlorene Nestan umherirrenden Tariel wieder auf den Thron von Mulghazanzar gesetzt worden. Nestan von Land zu Land umhergetrieben, ist endlich in die Hände der Kadj gefallen, die sie gefangen halten. „Diese Kadj," so erzählt die schöne Phatman ihrem Geliebten Awthandil, sind ein Volk von weisen und erfahrenen Zauberern, die der ganzen Welt Schaden zufügen, aber nicht beschädigt werden können; sie tödten ihre Feinde, indem sie ihnen die Augen ausstechen, und sie auf das grausamste foltern. Durch ihres Zaubers Macht vermögen sie zu blenden, die Winde zu entfesseln, die Schiffe von Meer zu Meer zu jagen, über die Wogenfläche hinzuschreiten, wie auf festem Lande, den Tag in Nacht und die Nacht in Tag zu verwandeln. Ihre bis auf diese Stunde nie eroberte Stadt umschließt in ihren Mauern einen Felsen, der hoch und steil und wohl befestigt ist. In diesem ist ein Guirab (wahrscheinlich ein unterirdisches Gefängniß), wo einsam schmachtet der Stern mit den brennenden Augen (Nestan). Die Pforten des Guirab sind von klugen Wachen vertheidigt, deren zehntausend, jung und tapfer, des Eingangs wahren."

Awthandil findet den Prinzen Phridon zu Mulghazanzar, und sucht mit diesem Tariel auf, um ihm diese glückliche Kunde mitzutheilen. Zehn Jahre war dieser bereits trostlos über Nestan's Verschwinden umhergeirrt. Wilde Bergesklüfte und die Sandmeere Arabiens hallten von seiner Klage wider. Doch mitten unter den wilden Thieren und feindseligen Dämonen des Waldes blieb ihm treu zur Seite die Dienerin Nestan's, entschlossen wie er, die theure Gebieterin aufzusuchen.

Zu seiner Nahrung erlegte Tariel scheue Gazellen, als Kleidung und Lager diente ihm das Fell eines Tigers, der unter seinen Streichen gefallen war. „Von den Thränen aus Blut und Feuer, die er täglich vergoß, entfärbten sich die Rosen und Lilien seiner Wangen zu einem schmutzigen Safrangelb, und sicherlich hätte seine glühende Seele die schwachen Fesseln durchbrochen, die sie an's Leben banden, hätte nicht die Erinnerung an die Sternenaugen Nestan's seine Kraft und seinen Muth stets von Neuem belebt."

In diesem Zustande finden ihn die beiden andern Prinzen, und alle drei kehren nach der Hauptstadt Phridon's zurück, sammeln ein Heer, erstürmen die Burg der Kadj, und Tariel sieht in seinen Armen Nestan. Nachdem die Vermählung zwischen dem treuen Paar vollzogen ist, führt Tariel seine Freunde noch einmal in seine

Waldhöhle zurück, theilt mit ihnen die Schätze die er bösen Geistern, welche sie bewachten, entrissen hatte, und die drei Freunde machen sich auf den Weg nach Arabien, um auch Awthandil zum Besitz der strahlenden Thinathin zu verhelfen, deren Vater Rostewan endlich zur Vermählung beider seine Einwilligung gibt. Alle brechen nun auf nach Indien, um auch den König Pharsadan zu versöhnen. Auf dem Wege vernehmen sie aber seinen Tod, und Tariel und Nestan besteigen ohne Widerspruch den väterlichen Thron. Die Kuarasmler greifen zwar zu den Waffen, werden aber von Tariel geschlagen und unterjocht. Auch Ramaz, der König des Heidenlandes, der seine einst erlittene Niederlage nicht vergessen kann, überzieht den neuen Herrscher, wird aber nochmals geschlagen und gefangen. Tariel und Awthandil beherrschen fortan in Glück und Frieden ihre Reiche, und sterben erst in hohem Alter. Phridon überlebt sie und ihre Gemahlinnen, die er nacheinander zur Erde bestattet.

Dieß ist die Geschichte des Mannes im Tigerfelle. Der französische Uebersetzer begleitet dieses Gedicht mit folgenden Bemerkungen über Werth, Geschichte und Uebersetzung desselben.

„Die abendländische Kritik, sagt er, wird ihm den Namen eines Heldengedichtes streitig machen, da ihm die Einheit der Handlung und der Zeit fehlt, die wir in den großen Epopöen Homers, Virgils und Ariost's als Kriterium festgestellt haben. Indeß ist es auch nicht bloß ein trockenes Tagebuch in Versen, das mit Geringschätzung bei Seite gelegt zu werden verdiente. Und müssen überhaupt die Schöpfungen der Phantasie nur mit dem Konscriptionsmaße des Aristoteles gemessen werden?“

„Die Zeit, die das Gedicht umfaßt, ist vielleicht zu lang, vielleicht zu kurz, da der Dichter uns nicht sagt, wenn seine Helden starben, allein die ganze Anlage ist so einfach, daß man sich mehr über ihre zu große Natürlichkeit als künstliche Verwicklung beklagen könnte. Mit Ausnahme Phridons, der zufällig Tariel auf seiner Wanderung als irrender Ritter begegnet, ist das Zusammentreffen der drei Prinzen ungezwungen und ohne Wunder herbeigeführt. Das Gedicht ist zu einem zweifachen Knoten geschürzt, allein ohne allen Aufwand von künstlichen Mitteln. Drei Ritter vereinigen sich, um das unglückliche Schicksal des Einen von ihnen zu bekämpfen, und zwei Liebende nach langer Trennung zu vereinigen. Allein das Interesse bleibt hauptsächlich auf Tariel und die schöne Nestan gerichtet, denn nur er vollbringt die glanzvollsten Thaten, und entflammt auch den Heldenmuth der übrigen, die so als Nebenfiguren in Schatten zurücktreten.

„Ueberdieß ermüdet selbst die Länge der Zeit, die das Gedicht umfaßt, nicht den Leser. Tariel tritt erst im zehnten Jahre seiner Irrfahrten auf, und erzählt seine früheren Begebenheiten. Awthandil's Abenteuer, die drei Jahre und drei Monate begreifen, füllen kaum zwei Seiten, und eben so kurz ist die Beschreibung von seiner und Tariels Herrschaft, die nur eine Schilderung eines glücklichen Volkes und seiner glücklichen Fürsten ausmacht. Phridon, der erste von den Rittern, dem ein glückliches Loos zu Theil wird, duldet nur unter politischem Mißgeschick, das durch Tapferkeit schnell besiegt wird. Unter den Charakteren des zweiten Ranges tritt vorzüglich die liebenswürdige Asmath, als freiwillige Leidensgefährtin Tariel's durch ihre gefühlvolle Seele und die muthige Weisheit hervor, zu der sie auch Tariel zu bekehren sucht.“

„Was die Uebersetzung betrifft, so waren bei ihr große Schwierigkeiten zu überwinden. Der glänzende Styl des Originals insbesondere ist es, der für die orientalischen Leser die größten Reize enthält. Für abendländischen Geschmack würde er bei einer wörtlichen Uebertragung unverständlich und ungenießbar seyn. Es mußte also ein völlig neuer Styl, der zwischen beiden die Wage hält, geschaffen werden, wollte man anders nicht Gefahr laufen, das Original ganz unkenntlich oder unzugänglich machen.“ Die Armuth der französischen Sprache mußte darin eine hauptsächliche Schwierigkeit seyn. Der Uebersetzer glaubt durch eine lateinische Uebertragung mehr dem Buchstaben treu bleiben zu können, und verspricht eine solche. Allein es läßt sich auch hievon nicht besonders Viel erwarten. Die deutsche Sprache würde unstreitig eine das Original am wenigsten beeinträchtigende Uebersetzung liefern können. Herr Brosset hat einige Stellen wörtlich gegeben, die wir am Ende anfügen wollen

Ueber die Namen der Orte und Personen findet sich der französische Uebersetzer zu folgenden Bemerkungen veranlaßt. „Tariel, eine mystische Perle (wie der georgische Dichter Rusthwell sich ausdrückt), wurde von diesem in Indien gefunden, er hielt sie von unschätzbarem Werthe, entkleidete sie ihrer persischen Fassung und suchte sie dem Geschmacke seines Volkes anzupassen. Vielleicht ist dieß jedoch nur eine poetische Erfindung, um sein Gedicht, als einen aus fernem Land geholten Schatz in den Augen seiner Landsleute werthvoller zu machen. Allein wenn auch die Namen der Personen und Orte ausländischen Ursprungs sind, wie es denn offenbar der Fall ist, so ist es mit den darin geschilderten Sitten ganz anders. Es scheint, daß Tariel eine historische Person aus Indien ist, daß die übrigen Namen Persien, und daß die Dichtung selbst völlig Georgien angehören. Rostan oder Rosten und Rustan ist sehr gewöhnlich in Persien und Georgien, man findet einen König Rustan, den Sohn des Daut-khan und Neffen Simons I des Großen, der nach der Geschichte in den Jahren 1635 bis 1659 herrschte. Nestan-Daredschan oder Daredscha findet sich gleichfalls sehr häufig in der Geschichte von Georgien, eben so ist es mit Awthandil, Phatman, Pharsadan u. s. w. Die Eintheilung Indoethi oder Hindustan's in sieben Königreiche muß den indischen Literatoren zur Untersuchung heimgegeben bleiben. Als Orte findet man noch genannt, Gulanscharo oder Gulacharo, man gelangt dahin von Arabien aus zu Meer, wie Awthandil und seine beiden Freunde. Es ist die Hauptstadt des Königreiches der Meere und der Mittelpunkt eines großen Handelsverkehres mit Bagdad und Aegypten. — Nicht weit davon ist Mulgazanzar, die Hauptstadt des Königreiches des Prinzen Phridon, zehn Tagreisen vom Meere, sechzig von der Höhle, in der sich Tariel aufhält. Zunächst dieser beiden Reiche ist das Zaubervolk der Kadj, die ihre Gefangenen blenden, wie die Dew von Masanderan bei Ferdusi. Am obern Kur lag eine Stadt, die vormals Kadjthakalaki hieß, und jetzt unter dem Namen Artan oder Hur bekannt ist. Kadj bedeutet blind. — Mizgitha oder Masdjitha, die Hauptstadt des Königs Rostewan scheint korrumpirt aus Mtzkheta, heilige Stadt, Begräbniß der Könige, die alte Hauptstadt Georgiens. Von allen vorkommenden Namen ist der von Ramaz am schwierigsten zu bestimmen.

Er kömmt in den beiden Manuskripten des Gedichtes häufig mit Khataethi und dem Volke Kathaweli oder Katheeli verbunden vor; was auf das georgische Wort Kathai hinweist; Khati ist Bild, Figur, Mkhatawi, Verfertiger von Bildnissen, Khataweli, Leute von Bildnissen, was Götzendiener zu bezeichnen scheint.

Hier noch einige der wörtlich übertragenen Stellen des Gedichtes:

„Wie der Sonnenstrahl verwundet die Schönheit das Auge des Liebenden. Wen nicht Weisheit, Edelmuth, Gewalt über viele Sklaven, Reichthum, Bescheidenheit, Geduld bei Unglücksstreichen, Triumph über die Feinde begeistern, ist nur ein unvollkommener Liebender.“

„Die Liebe ist weit verschieden von Wollust; ein unermeßlicher Raum trennt sie, und ich liebe nicht die thörichten Verbindungen, wo man Küsse und Umarmungen verschwendet.“

„Die Liebe schrickt nicht zurück vor Leiden; sie erduldet Alles, sie begräbt sich in die Wüsten, und die verschwornen Winde machen sie nicht wanken. Der ist des Namens eines Liebenden unwürdig, der heute einen Gegenstand liebt, morgen einen andern, der den Gedanken der Trennung ertragen kann, der seinen Schmerz zur Schau trägt, der wie ein Feiger seufzt, der über die Geliebte klagt. Für die Liebe sind Qualen Vergnügen, für sie trotzt man den Flammen; denn Standhaftigkeit ist der Liebe Eigenthum.“

„Die Dichtkunst der Alten, ganz göttlich und von Weisheit voll, wie sie ist, erhebt das Herz des Hörers zu Gott; und noch jetzt erlaben sich daran gefühlvolle Gemüther; die längste Rede kürzt sich ab in schönen Versen.“

„Du wirst dem wahren Dichter begegnet seyn, wenn er in seinen Werken, der Frucht seiner Arbeit, einen neuen Gegenstand besingt, ohne zu verkürzen, ohne zu schwächen, wenn er, von wunderbarer Fruchtbarkeit in geschickter Hand den Tschogan ertönen läßt. (Tschogan, persisch Tschaghanah, die Geige.)“

„Der Dichter darf nie von sich selbst reden, auch nicht von seinen Leiden, er muß nur zu gefallen suchen; dahin müssen alle seine Gedanken gerichtet seyn.“

Der Aufstand in Podolien.

(Schluß.)

Auf unserm Marsche begegneten wir am 17 Mai zwischen Michalowka und Tywrow, wo wir den Fluß Boh zu passiren beabsichtigten, zwei Schwadronen russischer Uhlanen, eine von unsern Eskadrons, welche in der Vorhut war, stürzte mit solcher Heftigkeit auf den Feind los, daß sie ihn in einem Augenblicke zum Rückzuge nöthigte, mit der größten Schnelligkeit verfolgte, und dicht bei Tywrow in den Fluß Boh trieb, wo er fast die Hälfte seiner Mannschaft und Pferde einbüßte. Dieses Gefecht endigte mit einer fast gänzlichen Vernichtung dieser feindlichen Abtheilung, die gegen hundert Todte und Verwundete verlor; der kommandirende Rittmeister und zwanzig Gemeine fielen als Gefangene in unsre Hände. In dieser Schlacht fand einer von den Unsrigen einen ehrenvollen Tod; zehn wurden verwundet. Die in Gefangenschaft gerathenen Soldaten und Unteroffiziere suchten wir über unsre Angelegenheit und über ihr Elend zu belehren, und ließen sie, nachdem wir einem jeden zwanzig polnische Gulden gegeben, frei, damit sie den Ihrigen unsre Leutseligkeit und die von uns erhaltenen Erklärungen mittheilen möchten. Nach diesem glänzenden Siege bemühten wir uns, über den Boh zu setzen; aber da wir sahen, daß der Feind Alles aufbot, um dieses zu verhindern, so wollten wir uns einem erfolglosen Verluste nicht aussetzen, und beschlossen weiter oberhalb bei Janow über den Fluß zu gehen.

Als wir nach einem mühsamen den ganzen Tag und die ganze Nacht unter immerwährendem Regen fortgesetzten Marsche uns am 19 Mai vor Sonnenaufgang dem Dorfe Obodne näherten, sahen wir aus diesem Dorfe den Feind in Schlachtordnung hervorkommen. Seine Streitmacht bestand aus drei Schwadronen verschiedener Kavallerieregimenter und einer Kompagnie Artillerie, unter dem Befehle des Divisionsgenerals Szczuzki. Der Feind begann sein Kanonenfeuer, bevor noch unsere Schwadronen geordnet waren. Nur Soldaten von zweien derselben, welche eine aus höchstens hundert und fünfzig Mann bestehende Avantgarde ausmachten, warfen sich mit Wuth auf beide feindliche Flügel, während einige Freiwillige auf die Kanonen losstürzten; der erste unter denselben schleudert mit den drohenden Worten: „schieße nicht, oder Du bist verloren,“ dem Kanonier die Lunte aus der Hand. In einem Augenblicke bemeisterten wir uns beider Kanonen, aus denen nur fünfmal geschossen wurde, und nöthigten den Feind zum Rückzuge, die Hälfte der von unserer Seite Kämpfenden blieb, in der Meinung, daß hiemit das Gefecht zu Ende sey, bei den eroberten Kanonen zurück; die andere Hälfte hingegen, welche eine Meile weit mit einem sechsmal zahlreichern Feinde scharmuzirte, nahm alle gefangen, da oft fünf und zwanzig Feinde vor zwei bis drei unsrer Soldaten das Gewehr streckten. Wir bedauerten nur den Verlust zweier von den Kartätschen getödteter Brüder; dagegen blieben beinahe sechzig Feinde auf dem Schlachtfelde; der General Szczuzki, der Obrist Karabanow, sechzehn Offiziere verschiedenen Rangs und zweihundert und neunzig Gemeine wurden zu Gefangenen gemacht. Wir erbeuteten zwei Kanonen, sämmtliche Waffen, alle Pferde und Wagen.

Da wir so viele Gefangene hatten, konnten wir uns allerdings wegen aller Grausamkeiten und Martern, welche die Russen an unsern Mitbürgern, Müttern und Weibern verübten, rächen: aber der unsrer Nation eigenthümliche Edelmuth, und um weder die Geschichte unsrer Nation noch die unsrer heiligen Revolution zu beflecken, gewannen über die Begierde einer blutigen Rache die Oberhand. Wir gingen mit den Gefangenen wie mit Freunden um, so daß sie sich selbst über unsere Gastfreundschaft, die sie weder erwarteten, noch verdienten, wunderten. Bloß bei den Kanonen behielten wir einige Kanoniere zurück, weil wir keine Leute hatten, die mit dieser Waffe umzugehen wußten; die übrigen Soldaten hingegen beschenkten wir noch am Tage der Schlacht mit Geld und ließen sie frei.

Dieser für unsere Waffen so glänzende Tag war desto erfreulicher, da die Nachricht von Dwernizki's Einzug in Kamieniez uns überraschte; wir eilten daher schnell unsern Brüdern entgegen. Aber unsere Hoffnungen dauerten leider zu kurz, den folgenden Tag brachten wir die traurige Wahrheit in Erfahrung, daß wir, von aller Hülfe entblößt, uns selbst überlassen seyen. Wir beschlossen demnach, uns wenigstens durch die Vereinigung unsrerer Streitkräfte mit dem in den Gegenden von Bar sich bildenden Aufstande zu vereinigen. Nachdem wir den Boh in Janow überschritten, langten wir am 23 Mai des Morgens bei dem zwischen Anhöhen und Waldungen gelegenen Dorfe Maydan an. Unsere Avantgarde war schon hinter dem Dorfe, und dieses war mit Feldwagen angefüllt, als aus den Waldungen feindliche Kavallerie sich blicken ließ; unsere Arrieregarde warf zwar mit Ungestüm die feindliche Vorhut zurück, mußte aber vor der sämmtlichen Streitmacht des Gegners weichen. Die in dem Dorfe zurückgebliebenen Wagen konnten auf der andern Seite desselben nicht durchdringen; auf einigen derselben befanden sich unsere Verwundeten, welche dem wilden Feinde in die Hände fielen und auf die grausamste Weise ermordet wurden. Unsere Vorhut, welche zu weit vorgedrungen war, vermochte nicht durch den schmalen in dem dichten Walde mit Feldwagen verrammelten Weg zu kommen. Ein kleiner Theil also nur von den Unsrigen durchbrach mit Beihülfe zweier Kanonen in einem blutigen Gefechte mehrere Male die feindlichen Reihen und brachte ihnen eine schreckliche Niederlage bei; allein da er von den russischen Kanonieren, welche sich nicht bewegen ließen, auf unsere Seite zu treten, verlassen wurde, da er ferner neue feindliche Streitkräfte sowohl zu Pferde als auch zu Fuß mit Kanonen herannahen sah, mußte er, nachdem er sein Geschütz vernagelt hatte, weichen; und so blieben alle unsere Feldwagen, alle gemachte Beute, und beinahe die ganze Kasse in feindlicher Hand zurück. Der General und die russischen Offiziere, welche sich in unserer Gefangenschaft befanden, er-

langten damals ihre Freiheit wieder. Von den Unsrigen geriethen gegen dreißig Verwundete oder solche, die ihre Pferde verloren, in Gefangenschaft. Die Russen wußten uns die zarte Behandlung, welche wir ihren Gefangenen zu Theil werden ließen, nur dadurch zu vergelten, daß sie die Unsrigen auf dem Schlachtfelde erschossen. Indeß blieben wir vom Feinde unverfolgt und setzten auch ungehindert unsern Marsch auf dem einmal gewählten Wege fort.

Am 21 Mai vereinigten wir uns eine Meile von Bar mit einer Abtheilung von Insurgenten aus dem Jampoler, Winnizker und Latyczower Kreise. Diese Insurgenten zerstörten in Bar in einer Anzahl von dreihundert bei der größten Gefahr verschiedene Regierungsdepots. Gleich nach unserer Vereinigung faßten wir den Entschluß, uns nach Wolhynien zu wenden, mit den neuen Insurgenten-Abtheilungen zu vereinigen und den kleinen Krieg zu führen; aber benachrichtigt, daß die podolische Legion, die im Augenblicke unsers Aufstands von Kamieniec her einrücken sollte, gänzlich unthätig war, daß der Feind neue Hülfstruppen erhielt und uns schon umringte, gingen wir, sechshundert Pferde stark, bei Satanow über die Grenze nach Gallizien, um Schutz bei der neutralen Macht zu suchen. So ist das Schicksal des tapfern Dwernizkischen Korps auch uns zu Theil geworden. Alle unsere Waffengefährten hegen jetzt den einzigen Wunsch, in den Reihen der regulären Truppen die Beweise von Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu erneuern.

Dieß ist das treue Gemälde der Ereignisse unsers Aufstands; es beweist hinlänglich die grenzenlose Aufopferung, die außerordentlichen Anstrengungen, mit denen unter den Augen des bewaffneten Feindes die Insurrektion begonnen wurde, die Todesverachtung Aller und den allen Drangsalen trotzenden Heldenmuth unsers Volks. Wenn gleich der Erfolg des Aufstands unserm Willen nicht entsprach, so kann man ihn doch keineswegs als fruchtlos betrachten. Denn da wir einige Wochen hindurch den Andrang des Feinds aushielten, so waren wir hiedurch der Vereinigung des ganzen Roth'schen Korps mit der im Königreiche Polen operirenden feindlichen Armee hinderlich; noch mehr, wir überzeugten durch diesen Schritt unsere um die gemeinschaftliche Freiheit kämpfenden Brüder, daß wir ihrer nicht unwürdig sind; und ganz Europa kennt nun unsern einzigen Wunsch, so schnell als möglich das Joch des gehässigen Tyrannen abzuschütteln, zur Wiedererlangung der Freiheit und des Vaterlands beizutragen, und gemeinschaftlich mit unsern Brüdern uns ihrer neuen Größe zu erfreuen.

Ob die so bedeutende und bei Daszow von uns abgesonderte Insurgenten-Abtheilung fernere Operationen unternommen, und ob der Aufstand sich in andern Orten unserer Wojewodschaften verbreitete, können wir mit Zuverlässigkeit nicht angeben. Aber wenn auch der Aufstand in diesem Theile von Polen momentan gedämpft würde, ist doch stets die schleunigste Wiedererlangung dieses Gebietes für den Reichthum, das Glück und den Ruhm der polnischen Nation entscheidend. Alle unsere darin wohnenden Landesgenossen und eine Menge, welche als Opfer wahrhafter Vaterlandsliebe in Gefängnissen seufzen, erwarten mit Sehnsucht die Befreiungsstunde. Ungeachtet mehrerer Kriegsverheerungen von geringer Bedeutung, hat dieser Landstrich Materialien zur Erneuerung eines wirksamen Aufstandes aufbewahrt; denn selbst der Feind behandelt ihn, in der Hoffnung, dort die Ruhe zu erhalten, und in der Ueberzeugung, daß er einen wesentlichen Bestandtheil seiner Streitkräfte ausmacht, mit Schonung. Diese Materialien bieten noch ungeheure Reichthümer dar; und nur ein Zusammenfluß von Unglücksfällen konnte uns hindern, unsern Brüdern den Weg zu denselben zu bahnen. Aber sobald nur reguläre Truppen dieß Land betreten, werden die Sklavenketten gesprengt werden, und unsere unglücklichen Brüder, den Klauen der Tyrannei entrissen, Euch umarmen und mit grenzenloser Aufopferung von Leib und Gut das von Euch wiederhergestellte Vaterland und die ihnen gebrachte Freiheit begrüßen.

Englische Gerichtsverhandlungen.

In Maidstone ist ein vierzehnjähriger Knabe, Namens Bell, wegen Ermordung eines neunjährigen Kindes, Namens Taylor, zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden. Bell und sein Bruder lauerten im verflossenen März letzterm, das wöchentlich in eine benacharte Stadt geschickt wurde, um für seinen Vater ein Almosen von neun Schillingen abzuholen, in einem Walde auf, um es zu berauben. Der eine Bruder hielt die Wache, während der andere den kleinen Taylor, unter dem Vorwande, ihm einen nähern Weg zu zeigen, ins Gebüsch lockte, dann aber auf einmal sich stellte, als ob er sich verirrt habe. Taylor fing hierauf zu weinen an und setzte sich auf den Boden nieder; in diesem Augenblicke stürzte sich das kleine Ungeheuer auf ihn und schnitt ihm die Kehle ab. Nun bemächtigte sich der Mörder der neun Schillinge, die der Entseelte so fest in der Hand hielt, daß er sie ihm nur mit Mühe herauswinden konnte. Alles dieß gestand der Verbrecher gleich bei dem ersten Verhöre ein. Die Geschwornen sprachen nach einer Berathung von wenigen Minuten ihr Schuldig aus, und der Richter verurtheilte ihn zum Tode, wobei er eine Rede von länger als einer halben Stunde an den Verbrecher hielt, der aber davon durchaus nicht ergriffen schien, selbst als ihm angekündigt wurde, er dürfe nicht die mindeste Hoffnung auf Begnadigung hegen. Bell ist für sein Alter von einer auffallend kurzen Leibesgestalt, aber untersetzt und stark gebaut; sein Gesicht ist ganz das eines Kindes, von einer schönen, nur etwas sonnverbrannten Farbe. Seine Gesichtszüge, von Flachshaaren umschattet, scheinen nicht gutmüthig, aber auch nicht verwildert und thierisch; nur in seinen tiefliegenden Augen herrscht ein Ausdruck von Kühnheit. Während der Verhandlungen zeigte er keine Anwandlung von Rührung, obgleich seine fest auf die Zeugen gerichteten Blicke verriethen, daß er dem Gange der Verhandlungen mit Aufmerksamkeit folgte. Acht ganzer Stunden lang blieb er aufrecht stehen, ohne sich zu setzen oder eine Erfrischung zu nehmen. Die Hinrichtung des kleinen Verbrechers wurde auf den 7 August festgesetzt, und selbst als ihm dieß angekündigt wurde, blieb er unerschüttert; nur als man ihm zugleich andeutete, daß sein Leib der Anatomie übergeben werden solle, vergoß er einige Thränen. — Erst als er wieder in seinem Gefängnisse war, fing er bitterlich zu weinen an. Als ihn am Tage vor seiner Hinrichtung seine Mutter besuchte, machte er ihr Vorwürfe und klagte sie an, an seinem unglücklichen Ende Schuld zu seyn. Die Hinrichtung hatte eine ungeheure Menschenmenge herbeigezogen. Als der Strick um den Nacken des armen Sünders befestigt war, schrie er mit lauter und fester Stimme: „Herr, erbarme Dich meiner! Alle, die hier versammelt sind, mögen an mir ein Beispiel nehmen!" Wenige Augenblicke darnach hatte er aufgehört zu leben. — Noch bevor er zur Hinrichtung geführt wurde, beichtete er seine That noch einmal umständlich, und fügte nur hinzu, daß der von ihm ermordete Knabe, als er Bell mit dem Messer in der Hand auf sich zustürzen sah, auf die Knie gefallen sey, und ihm sein Geld, seine Kappe und was er sonst noch wolle, angeboten habe, mit dem Versprechen, ihn sein ganzes Leben lang zu lieben, und nie einem Menschen von dem Vorfalle etwas zu entdecken. Statt aller Antwort stieß ihm der Mörder das Messer in den Hals.

Vermischte Nachrichten.

In einer Sitzung der Akademie zu Marseille zeigte der Bergwerksingenieur de Villeneuve die Entdeckung eines Steinlagers zu Aix an, welches vortreffliche Steine zur Lithographie liefern wird. Man stieß auf dasselbe, während man auf Gips grub. Diese Steine bestehen aus einem graulichen mit Mergel gemischten Kalksteine von sehr feinem Korne, und wurden einige Dezimeter unter den untersten Lagen des Gipses gefunden. Schon bei nur oberflächlicher Nachgrabung förderte man sehr breite Platten ohne Risse oder Makel zu Tage; nur zu dünn werden die bisher gefundenen für den Druck der lithographischen Presse gehalten. Indeß hofft man auf stärkere Steinplatten zu stoßen, da sich, wie man dafür hält, dieses Steinlager von Aix bis nach Aiguilles und Saint Cannat erstrecken wird. Für Frankreich, das seine lithographischen Steine bis jetzt mit großen Kosten aus dem Auslande beziehen mußte, ist diese Entdeckung von großer Wichtigkeit.

Der „russische Merkur" berichtet aus offizieller Quelle: „In dem Hause eines Juden zu Kiew hatte in der ersten Hälfte des Monats Junius eine Katze einen Hund geworfen. Das Thierchen lebte aber nur vier und zwanzig Stunden; denn durch die vielen Menschen, welche das Thier sehen wollten, wurde die Katze scheu, entfloh und zeigte sich den ganzen Tag nicht; daher denn das Hündchen vor Hunger umkam. Es ist in Spiritus aufbewahrt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 233. 21 August 1831.

Reisebilder aus Peru. *)

Reise von Lima bis Cavallero.

Der Rio Seco.

Nachdem ich mich entschlossen hatte, einen Freund von mir, einen englischen Kaufmann von Lima, der aus Auftrag einer Gesellschaft die Ableitung des Wassers aus den Minen von Pasco übernommen hatte, zu begleiten, verließen wir die Hauptstadt am Mittag des 21 Junius. Unsere Gesellschaft bestand aus sechs Personen; außerdem hatten wir noch drei englische Arbeiter der Kompagnie, einen Bedienten, und drei Maulthiertreiber bei uns, acht beladene Maulthiere schlossen den Zug.

Von Lima aus läuft die Straße ungefähr eine Stunde lang gegen die Küste hin, bis zu einem Ort Arnipuquio genannt, dann schlingt sie sich um die Hügel, welche die beiden Thäler trennen, läuft mit der Straße nach Chillon zusammen und geht landeinwärts. Die Regenzeit, der Winter der Küste, hatte eben begonnen, und die Hügel fingen an, die Wirkungen der Feuchtigkeit zu zeigen, indem überall wo der Felsen mit Erde bedeckt war, ein spärliches Grün zum Vorschein kam. Eine halbe Stunde außer Lima, in dieser Richtung, befindet sich ein kleines Thal, von ziemlich hohen Hügeln umgeben, welches Los Amancaes genannt wird, weil beim Eintritte des Winters eine große Menge dieser Blumen hier blüht. Die beträchtliche Höhe dieser Hügel ist Ursache, daß sie häufig mit Nebeln bedeckt sind, was eine üppigere Vegetation hervorbringt, als man gewöhnlich an der Küste sieht. Wenn die Regenzeit im Innern vorüber ist, so treiben diejenigen Indianer, welche Heerden halten, dieselben nach mehreren Stellen der Hügel und Thäler des niedern Landes bis an die Küste hinab, und so weiden zu dieser Jahreszeit eine beträchtliche Menge kleiner Heerden zu Los Amancaes. So lange diese Triftzeit dauert, hat der Platz wegen der Menge von Volk, die hier zusammen speist und den Tag damit zubringt im Thal umherzuschwärmen, sich mit Blumen zu schmücken, zu tanzen, sich mit Pferderennen und anderen Spielen zu unterhalten, das Ansehen eines Jahrmarkts.

Diese jährliche Versammlung beginnt mit dem St. Johannistage, wo die Amancaes in voller Blüthe stehen, und schon bei früher Tageszeit sieht man die farbige Bevölkerung von Lima in festlicher Kleidung von so verschiedenen Farben als ihre Gesichter den Hügeln zuströmen. Wenn der Tag hell ist und der Nebel nur auf den Hügeln lagert, so hat man einen eigenen malerischen Anblick. Auf einer Seite die steilen Felsenwände des Thales mit Heerden besäet, welche von ihren indianischen Eigenthümern geweidet werden und allmählich in den Nebeln verschwinden, je nachdem sie die Höhe hinanklimmen; die Ebene unterhalb, in welcher das Hauptthal des Rimac sich ausbreitet, ist mit Gruppen bedeckt, welche sich mit verschiedenen Spielen unterhalten, und die durch die stets Neuankommenden vermehrt werden; am jenseitigen Ufer des Flusses, entfernte Gebirge im Hintergrund, blicken die weißen Thurmspitzen der Stadt zwischen den Orangewäldchen in den Gärten der Vorstädte hervor, und tiefer unten streift das Auge durch ein angebautes Thal nach dem Ocean, aus dem in der Ferne die Insel St. Lorenzo auftaucht.

Es war schon spät im Jahre, und das trübe Wetter hatte sich nicht weit nach dem Innern des Landes erstreckt, so daß, als wir unsre Reise noch einige Stunden fortgesetzt hatten, die Hügel vollkommen frei wurden, und gegen die Mais- und Kleefelder im Thale einen auffallenden Kontrast bildeten. Noch vor Sonnenuntergang erreichten wir eine Besitzung, Punchanea genannt, fünf Stunden von Lima, deren Eigenthümer, ein alter Spanier, dem einer meiner Gefährten während der Revolution einen wesentlichen Dienst erwiesen hatte, uns freundlich aufnahm und ein herrliches Abendessen, ohne Knoblauch, bereiten ließ. Unseren englischen Sitten zu Ehren ward das Essen nicht eher abgetragen, bis der Thee auf der Tafel stand.

Mit Betten ist die südamerikanische Gastfreundschaft für Fremde nicht versehen. Jeder, der ein lasttragendes Maulthier hat, führt Bettzeug mit sich, hat aber auf jeden Fall einige Wollendecken zum Lager, und eine leichtere zum Zudecken über seinem Sattel, die nebst seinem Poncho gar wohl zu statten kommen, wenn man den Tag über auf dem Maulthiere zubringen muß. Wir waren daher für das unendlich große Gemach, welches man uns als Schlafzimmer anwies, hinlänglich mit Bettzeug versehen. In Chili schlafen die meisten Reisenden lieber unter freiem Himmel. Wer nie die Wollust genossen hat, eine Nacht unter dem strahlenden Sternenhimmel eines Klima's wie das von Chili zuzubringen, hat keinen Be-

*) Account of an excursion from Lima to Pasco. In a letter from Alexander Cruckshanks Esq. to Dr. Hooker. Aus Dr. Hookers Botanical miscellanies for March P. V. VI. S. 177 — 198.

griff weder von dem gesunden und erquickenden Schlaf, den der Reisende da genießt, noch von der Heiterkeit des Geistes, mit der er, ohne die geringste Spur von Ermüdung von seinem Rasenlager aufspringt, wenn der Maulthiertreiber ihn ermuntert, daß der Tag anbricht, und die Maulthiere warten, um die Reise fortzusetzen. Allein in Peru, besonders in den Thälern nächst der Küste, wo das Klima unbeständig ist, schläft man gewöhnlich unter Dach; der Reisende, welcher ohne an das Klima gewöhnt zu seyn, es wagen wollte, unter freiem Himmel zu schlafen, könnte leicht mit einem Fieber erwachen; es bleibt ihm also meist keine andere Wahl, als sich über Nacht, mitten im Rauch und der Unsauberkeit einer indianischen Hütte zu betten.

Am 22 Junius konnten wir nicht eher als um acht Uhr aufbrechen, weil wir auf ein fettes Schaf warten mußten, das unser Wirth für uns zu schlachten befohlen hatte. Nachdem wir das Fleisch gehörig in das abgezogene Fell gepackt hatten, wurde es zwischen zwei Koffern auf einem Maulthiere befestigt und nun ging es vorwärts, von unserem freundlichen Wirth begleitet, der mit uns bis an die Gränze seines Gebietes ritt. Die Straße wand sich fortwährend um den Fuß der Hügel an der Südseite des Thals nach der Station Cavallero, wo sich ein Posthaus befindet, in dem gewöhnlich das erste Nachtlager von Lima aus, wovon es sechs Stunden entfernt liegt, gehalten wird. Nicht weit von hier bildet das Thal eine Krümmung, weßhalb man, um den dadurch entstehenden Umweg zu vermeiden, gewöhnlich durch eine Schlucht zwischen den Hügeln durchgeht, welche nach einigen Stunden wieder auf die Straße im Thal führt. Diese Schlucht wird Rio Seco (trockener Fluß) genannt, und ist in der That auch sehr trocken, denn auf einer Strecke von fünf Stunden war auch nicht ein Tropfen Wasser zu sehen, ungeachtet deutliche Spuren da sind, daß hier einst das Bett eines beträchtlichen Stromes war.

Skizzen aus Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Die Beschreibung von Gondar ist nicht uninteressant: auf einer kleinen Anhöhe östlich von der Stadt kann man diese ganz übersehen. Des Königs Palast, Itsa Gamb (Königsthurm) genannt, stand in der Mitte auf einer kleinen Erhöhung, hatte aber mehr das Ansehen einer portugiesischen Kirche, als eines königlichen Palastes; auch hält sich der König seit geraumer Zeit nicht mehr darin auf. Der abyssinischen Bauart zufolge ist die Stadt über eine weite Strecke ausgebreitet: jeder Theil derselben erhält seinen Namen von der Kirche, dem Markt, oder dem Volke, das denselben bewohnt. Dschegge Bate, ein weiter Platz, groß genug um eine Stadt darauf zu bauen, ist der Wohnort des Dschegge oder Oberbischofs von Abyssinien, kein Verbrecher, der sich dahin flüchtet, darf ergriffen werden. Die Wohnungen des Abuna haben das gleiche Vorrecht. Der Stadttheil, wo die Mahomedaner wohnen, die jedoch vielfach mit Christen untermischt sind, heißt Salem Ga. Arberdhol ist der Name der Hauptstraße, die zu dem königlichen Palast führt, wo Markt gehalten wird: derselbe Weg führt nach dem Goldmarkte (wock gavier) wo man Gold gegen Salz umtauscht, aber nur öffentliche Beamte, welche immer Silberschmiede sind, dürfen das Gold auswägen. Wäre Gondar regelmäßig gebaut, so würde der achte Theil des Bodens hingereicht haben. Die Häuser sind alle mit Schilf gedeckt, weil aber der Lehm keine Festigkeit hat, so sind sie genöthigt, ihre Mauern gleichfalls mit Schilf zu überkleiden, um sie gegen Regen zu schützen; in vielen Gegenden Abyssiniens jedoch widerstehen Lehm und Steine, wovon die Häuser aufgeführt sind, dem Regen viele Jahre lang. Die ganze Stadt ist mit Wanzatrabäumen bepflanzt, welche die Häuser oft völlig verdecken, daß man sie nicht sieht, als bis man innerhalb der Baumreihen steht.

Der Wein des Landes ist sehr gut, die Einwohner können ihn aber nicht über drei bis vier Wochen vor dem Sauerwerden bewahren, weil sie zu seiner Aufbewahrung nur irdene Gefäße haben, die innen nicht verglast sind. Pearce bewahrte seinen Wein in englischen Flaschen ein ganzes Jahr auf.

Die Priester sind sehr zahlreich in Gondar, jede Kirche besitzt eine gewisse Strecke Landes, und unterhält von dessen Ertrage eine große Anzahl von Geistlichen. Diese Landstrecke ist, wie überall in Abyssinien, in eine Anzahl gleicher Theile, Rihm genannt, eingetheilt: die Oberpriester haben zehn solcher Theile, andere nach Verhältniß, der eine vier, der andere zwei. Quosquom ist jetzt die Mutterkirche, sie ist wohl gedeckt, und mit blauer Seide und großen Spiegeln verziert, ein Geschenk der Königin Eligge Mantwand, welche 50,000 Wakeahs reines Gold auf deren Ausschmückung mit goldenen Kronen, Kelchen, seidenen Tapeten, Vorhängen u. s. w. verwendet haben soll. Eligge liebte die Weißen sehr und ließ die Kirche von Griechen und Armeniern erbauen. Dieselbe ist übrigens aus keinem bessern Material gebaut, als die andern Häuser der Stadt, niemand versteht Mörtel zu machen, und so sind Lehm, rohe Steine, Holz, Rohr und Stroh Alles, was man dazu verwendet. Die Kirche bildet ein längliches Viereck, hat ein flaches Dach und ist innen mit gutem Lehm verkleidet, außerhalb ist sie gedeckt, um sie gegen den Regen zu schützen: eine solche Verkleidung, von Leuten gemacht, welche die Sache verstehen, dauert dreißig bis vierzig Jahre ohne Reparatur zu bedürfen: sie decken nicht mit Stroh, sondern mit einem langen starken Schilf, der während der Regenzeit fast auf allen Bergen wild wächst, man trocknet ihn an der Sonne und netzt ihn sodann wieder, wo er dann sehr biegsam wird: sie nennen ihn bate sar (Hausgras); die Priester nennen Gondar die Stadt der vierundvierzig Kirchen (Cuttermer arbar arrat Bate er Christian), *) von denen jedoch die meisten verfallen sind.

Ihre Art zu malen ist sehr seltsam: wenn die Mauer mit Lehm verkleidet und völlig trocken ist, bedecken sie dieselbe mit einem baumwollenen Tuche, das durch eine klebrige aus Kuhhaut oder der Frucht des Wanzatra-Baums gemachten Substanz aufgeklebt wird. Dieses Tuch übertünchen sie mit einer Masse, die aus Kalk oder Kreide gemacht ist, erst gebrannt, dann gestoßen, und mit Wasser vermischt wird, wozu sie noch wenig von der obenbezeichneten Substanz fügen, womit das Tuch an der Mauer festgeklebt wird.

---

*) Diese Worte zeigen, daß hier noch die mit der semitischen verwandte Amharasprache gesprochen wird.

Dann zeichnen sie die Umrisse des Gemäldes mit Kohlen, und malen sie dann mit einer schwarzen Farbe aus, die von Hanfsamen bereitet wird, welchen sie brennen, bis er verkohlt ist. Dann schattiren sie das Gemälde, indem sie die Farbe verstärken oder verdünnen. Im Lande selbst bereiten sie sonst keine Farbe, ein feines Roth ausgenommen, das sie aus einem Holze, Zanew genannt, machen und womit sie das Elfenbein färben. Alle andern Farben erhalten sie trocken aus Arabien, reiben sie selbst und vermischen sie mit Eierweiß und Gummiwasser.

Kaum ein Volk, das sich christlich nennt, ist in einen tiefern Aberglauben versunken: er geht fast ins Fabelhafte. Nur einige Beispiele. Wenn eine Mutter schon mehrere Kinder geboren, und alle verloren hat, so glauben sie das Leben eines Neugebornen dadurch zu retten, daß man das linke Ohrläppchen des Kindes abschneidet, in ein Stück Brod, Scherro genannt, wickelt und der Mutter in den Mund steckt, welche es unter den Worten: „im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes!“ verschlingt. „Noch ärger ist Folgendes: „Die Leute, welche in den größern Städten leben, besonders die Handwerker, führen das ruhigste Leben und gelten für die besten Christen, die, welche in Silber, Gold, Messing arbeiten, oder Zimmerleute sind, werden als Personen von hohem Range betrachtet: diejenigen aber, welche Eisenarbeiten oder Töpferwaaren verfertigen, sind von der gewöhnlichen Gesellschaft ausgeschlossen, und dürfen nicht einmal das Sakrament als Christen empfangen. Selbst ihre nächsten Nachbarn glauben, sie hätten die übernatürliche Gewalt, sich in Hyänen oder andere wilde Thiere zu verwandeln, und deßhalb fürchtet sie Jedermann. Dieser Aberglaube ist unglaublich verbreitet; man nennt die Eisenarbeiter und Töpfer Budja, und sie unterscheiden sich von allen andern Klassen durch einen besondern goldenen Ohrring, den die ganze Klasse trägt, und welcher beglaubigter Maßen in den Ohren getödteter Hyänen oft gefunden wird.

(Schluß folgt.

Die verschiedenen Stämme von Tübet. *)

Unter der Dynastie Tang gehörte Ta-tseen-loo, eine feste Stadt im Westen von Sze-chuon, den Tyo-for oder Tübetanern. Die Yuens oder Mongolen in China gründeten hier sechs Erbfürstenthümer. Als die jetzige Mandschu-Dynastie auf den Thron kam, bewirkte sie durch ihre ausgezeichneten Eigenschaften mehrere wohlthätige Aenderungen und die Häupter dieser Distrikte nahmen unsere (die chinesischen) Sitten sowohl als die chinesische Kleidung und Mützen an. Die Häupter baten um Erlaubniß, gleich den chinesischen Offizieren Jubas, d. h. sammtne mit Drachen gestickte Kleider, weite Krägen und schmale Aermel ohne Spitze zu tragen. Ihre gewöhnliche Kleidung war eine Juba von dickem Sammt oder Prouh **) gemacht. Hinsichtlich ihrer Mützen folgen sie der tübetanischen Sitte: im Winter sind diese von gewirktem Sammt mit Fuchs- oder Luchspelz verziert. An der linken Seite tragen sie ein kurzes Schwert; ihre Schuhe sind von Leder. Gewöhnlich hängen sie an ihren Gürtel eine Börse, einen Becher, eine kleine Tasche oder sonst etwas der Art. Sie durchbohren das linke Ohr und tragen einen Schmuck von rothen Korallen oder Türkissen darin.

Die tübetanischen Stämme, welche Ta-tseen-loo und Ho-tew bewohnen, fabriziren weiße Filze, Zeuge und Jubas aus Prouh. Sie durchbohren das linke Ohr und hängen kleine Zinn- oder Eisenblättchen hinein. Diejenigen von ihnen, welche schreiben, haben an der Lende eine kleine Stahlbüchse mit einigen Rohren und eine kleine kupferne Flasche mit Dinte hängen; sie schreiben auf Häute und auf Papier, und zeichnen die Linien von der Linken zur Rechten. Die Weiber dieser Barbaren theilen gewöhnlich das Haar in zwei Zöpfe, die sie über dem Kopfe mit einem rothen Tuche zusammenbinden, und hinten daran befestigen sie noch Silberplatten und anderes Schmuckwerk von Korallen, Türkissen, falschen Korallen, Silbergeld oder Seemuscheln. Sie kleiden den Körper in einen kurzen Rock ohne Aermel, und über diesen eine Art von Jacke. Reiche Personen tragen auf ihrem Rücken große Ledergehänge, welche mit Perlen und andern glänzenden Dingen geschmückt sind. Die Kaufleute von Ta-tseen-loo sind verbunden, in ihren Handelsgeschäften gewisse Weiber zu verwenden, welche auf dem Markte Handel treiben, auch wenn sie schwanger sind.

Diese Stämme leben in Wohnungen, welche Backsteinthürme genannt werden. Sie thürmen auch Steinhaufen auf einander, welche sie Buddhas nennen. Die Männer steigen an Leitern sicher auf und ab, und vertheidigen dieselben mit Gewehren und kleinen Kanonen. Die Wohnungen von Tübet sind auf dieselbe Weise gebaut, und da Küche und Viehstall nur eins ist, so sind sie sehr schmutzig, jedoch geräumig. — Diese Stämme trinken Thee mit Milch und ein aus Gerste gemachtes geistiges Getränke; sie essen Tsan-pa, d. h. Kuchen aus Mehl, das vor dem Feuer geröstet ist, Rindfleisch und Hammelfleisch. Sie bekennen sich zur Religion Buddhas. Wenn sie krank sind, so brauchen sie weder Arzt noch Arzneien, sondern sie wenden sich an die Lama's. Sie nähren ihre Lampen mit Butter, und verbrennen wohlriechende Dinge. Bei ihren Opfern bedienen sie sich eines heiligen Wassers. Sie werfen ihre Todten ins Wasser, oder verbrennen sie, oder lassen sie von Raubvögeln und Hunden verzehren. Sie belustigen sich mit Springen, Tanzen und Spielen. Ein Dutzend Weiber mit runden Mützen von weißem Linnen auf den Köpfen schießen mit Bogen nach einer Scheibe; dann kleiden sie sich in verschiedene Farben, erheben ihre Hände, bilden einen Kreis, springen in die Höhe, nähern sich einander, singen, tanzen u. s. w. Das sind die Vergnügungen fremder Länder. Am Ende des Jahrs bringen sie ein Opfer dar und feiern es mit Fasten und zahlreichen Zusammenkünften. Das Volk von Ta-tseen-loo und von Tübet gehört zu demselben Stamme, und darum sind auch ihre Sitten, ihre Kleidung und ihre Lebensart ähnlich.

Die Bewohner von Li-tang

Da Li-tang jetzt unter der Gerichtsbarkeit von Ta-tseen-loo ist, so verbreiten sich chinesische Sitten allmählich. Die Lokal-Mandarinen folgen hinsichtlich ihrer Kleidung und Mützen den Reichsordnungen. Die Weiber theilen ihre Haare in eine große Anzahl kleiner Zöpfe und bedecken sie oben auf dem Kopfe mit einer Art von Platte; auch geschieht dieß mit Juwelen, aber wegen des verworfenen Zustands, in dem sich das Volk befindet, achtet es nicht auf Reinlichkeit.

Die Bewohner von Ba-tang.

Die Lokal-Mandarinen und Oberhäupter tragen Kleider und Mützen wie die von Ta-tseen-loo. Das Volk kleidet sich meist in baumwollene Tücher und trägt graue oder blaue Mützen. Die Art ihrer Schuhe ist chinesisch. Sie rasiren den Kopf nicht und schneiden ihre Haare nur ab, wenn sie zu lang sind. Die Weiber malen und kleiden sich gerade wie die von Ta-tseen-loo; der einzige Unterschied ist, daß sie keinen Schmuck auf dem Kopfe tragen und rothe oder grüne Schuhe haben. Die von Ghiamtsa abhängigen Häuptlinge tragen als Kopfputz ein Ding wie ein Vogelkäfig, das aus acht Hölzern besteht; sie tragen große Ringe in den Ohren, woran eine rothe Perle und Bänder herabhängen. Die Häuptlinge von Schypan-tew rasiren den Kopf nicht und tragen Jubas. Sie sind sehr gewaltthätig und gehen nur mit Pfeilen, einer Muskete oder einer Lanze bewaffnet aus.

Die Bewohner von Gi-tsang.

Das Land von Tsiambo bis Hlari gehört jetzt zu Tübet. Die unverheiratheten Weiber von Tsiambo tragen selten irgend einen Kopfputz.

*) Diese von Herrn Klaproth aus dem Chinesischen übersetzten Nachrichten über Tübets Bevölkerung können zugleich als Probe chinesischer Ethnographie betrachtet werden. A. d. R.

**) Dieß ist ein aus Haar oder Wolle gemachter Zeug.

Wenn sie heirathen, so besuchen sie ihre Verwandten nicht; die, welche nach ihrem väterlichen Hause zu gehen wünschen, läßt man dort nicht eintreten; sie bleiben außerhalb der Thüre und trinken da Thee und Wein. Die Mutter stattet einen Besuch in der Wohnung ihrer Tochter ab. Im Allgemeinen fürchten sich verheirathete Weiber, ein fremdes Haus zu betreten, indem sie glauben, es bringe Unglück. Die Zucht in den Klöstern und Tempeln ist streng; wenn ein Lama des Beischlafs schuldig befunden wird, so werden er und seine Geliebte lebendig geschunden; ihre Haut wird mit Stroh ausgestopft und ins Wasser geworfen, oder in der Wüste Andern zum Beispiele ausgesetzt. Dieß Verfahren ist jedoch in Zang nicht üblich.

Die Bewohner von Brough=ba.

Die Stämme von Brough=ba sind im Südwesten von Zang; ihr Land gehörte früher zu Bengalen; aber im zehnten Jahre Yang=ching's (1732) erkannten die Brough=bas die Oberherrlichkeit des chinesischen Reiches an. Ihr Boden, Klima und Produkte sind beinahe dieselben, wie die von China. Von ihrem Lande bis an die Grenze des Reichs von Teen=chu oder Indien bedarf es der Reise eines Monats in der Richtung nach Süden. Sie sind fast völlig zu der wahren Religion bekehrt, ehren Buddha und lesen die Bücher seiner Lehre.

Die Ho=yu=Wilden von Joo=ba.

Das Land der barbarischen Ho=yu ist einige tausend Li südlich von Zang; man nennt das Volk Hlota; sie sind sehr dumm und thierisch, und wissen nichts von der buddhistischen Religion. Sie machen mehrere Einschnitte in die Lippen und füllen diese mit verschiedenen Farben. Sie lieben das Salz sehr; sie bauen weder den Boden, noch weben sie Kleider. Im Winter bekleiden sie sich mit Fellen, im Sommer mit Baumblättern. Jagd ist ihre Hauptbeschäftigung; auch fangen und verschlingen sie giftige Schlangen. Verbrecher, welche in Tübet zum Tode verurtheilt sind, werden nach den Distrikten geführt, welche der Roo=keang durchströmt; dorthin kommen Abtheilungen von den Hlotas; vertheilen dieselben unter sich und verzehren sie.

Die Einwohner von Bhal=bo oder Nepal.

Das Land Bhal=bo, auch Phrädung genannt, ist südwestlich von Zang und grenzt an Malam. Das Klima ist warm. Die Produkte des Landes sind Reiß und andere Kornfrüchte, ferner feine Stoffe, Baumwolle und Pfauen. Drei Khane regieren das Land. Im zehnten Jahre Yang=ching's schickten sie eine Gesandtschaft an den chinesischen Gouverneur, der in Zang befehligt, um sich dem Reiche zu unterwerfen. Die Familie Ghorka folgte später, und im drei und fünfzigsten Jahre Keen=lung (1788) erregte Rana Bahadar, Haupt der Ghorkas, der sich im Handel mit Tübet bereichert hatte, Unruhen und griff unser Gebiet an; da er aber den Zorn des Kaisers fürchtete, so sandte er einen der Häuptlinge des Landes, Namens Mamrung, mit Tribut. Das Volk ist schwer zu besiegen, ist hinterlistig, kühn, unruhig und zu Einfällen in das Gebiet von Tübet geneigt. Aber alle ihre Bemühungen sind fruchtlos. Wir treiben sie leicht zurück, und zwingen sie stets, unser Gebiet zu achten; unsere Truppen, in Verbindung mit denen des Landes, decken unsere Grenzen, welche sehr genau bezeichnet sind.

Charles Wetherell.

Sir Charles Wetherell (vormaliger Attorney=General und gegenwärtig Mitglied der Reform=Opposition) ist ein Mann von ansehnlicher Größe, etwas gebückter Haltung, aber von einem gewissen Schwung im Gange. Sein Gesicht hat den Ausdruck von großem Verstande und noch mehr von Sonderbarkeit; seine Stirn ist breit; sein Auge nicht groß, aber voll Humor; seine Nase straff und kurz; wenigstens scheint sie so im Verhältnisse zu der ungewöhnlichen Länge seiner Oberlippe und seines Kinns; seine Stimme ist gut, aber ohne Wohlklang, und seine Gebärdensprache macht manchmal durch ihre gemessene Ruhe einen Eindruck; größtentheils aber ist sie selbst bei den wichtigsten Gelegenheiten von einer baroken Wunderlichkeit begleitet, die ihn überhaupt in seinen Reden als Rechtsanwalt bezeichnet. Früher beschuldigte man ihn gewöhnlich der Saumniß; wenn er aber eine Sache mit Vorliebe angriff, so fand man nicht leicht einen nützlichern Rechtsbeistand; denn so sonderbar er auch in seinen Manieren erscheint, so sind doch seine Gesichtspunkte scharf gefaßt und schlagend, und Nichts bringt ihn in Verwirrung. So sehr er stets darauf ausgeht, das letzte Wort zu haben, so ist doch in dieser Hartnäckigkeit nichts Beleidigendes oder Ungestümes, sondern sie erscheint mehr als ein löblicher Eifer und ist mit so seltsamen Eigenheiten gemischt, mit so viel wunderlichen Citaten und scherzhaften Anspielungen verbrämt, daß sein Gegner sich gezwungen sieht, vor seinem Humor die Segel zu streichen und mit zu lachen, selbst wenn er geschlagen ist. Seine Beredsamkeit besteht in einer äußerst eigenthümlichen Mischung von wirklichem Ernste und kräftigen Argumenten mit nicht zur Sache gehörigem Schnörkelwerke oder wenigstens scheinbaren Nebendingen, die er aber wieder durch einen tollen Seitensprung, den nur er auszudenken im Stande ist, mit seinen Hauptargumenten glücklich zu verbinden weiß. Wenn man ihn auf der Straße gehen sieht, fällt seine Erscheinung noch befremdender auf als vor Gerichtshöfen. Seine Kleidung scheint in der Eile von dem Fenster eines Trödlerladens zusammengerafft zu seyn, ohne zu berücksichtigen, ob die einzelnen Stücke zu einander passen. Er verachtet die Anwendung von Hosenträgern, und nur selten trägt er eine Weste, die lang genug ist, das andere aus Mangel an Halt weit unter die allgemein angenommene Gürtellinie herabgesunkene Kleidungsstück zu überdecken. Sein Unter= und Oberrock, denn gewöhnlich ist er mit zwei Röcken angethan, sind von ehrwürdigem Alter, und ihre gewaltigen Schöße flattern hinter ihm her im Winde, wenn er daher steuert, mit sich selbst murmelnd und die beiden Hände tief in die Abgründe seiner Hosentaschen begraben. Seine Halsbinde scheint nicht zusammengelegt, sondern aufgerollt und im Dunkeln nicht eben von den saubersten Händen auf gut Glück um den Hals gestrickt. Er trägt ungeheure Schuhe, mit großen schwarzen oder wenigstens schwarz seyn sollenden Zwirnbändern gebunden; denn gewöhnlich sind diese wie sein Hut durch die Unbill der Zeit ein wenig ins Braune geschossen. In diesem Anzuge schreitet er dahin. Mancherlei Geschichten erzählt man sich von seiner Lebensweise in früherer Zeit, als er noch nicht nach Hofe zu kommen gewohnt war; man sagt, er habe sich damals eines Stücks Spiegelglases bedient, das an der Wand befestigt für sein ganzes Toilettenbedürfniß ausgereicht habe. Kam Jemand zu ihm, während er gerade im Begriffe stand, sich zu rasiren, so vergaß er oft das begonnene Werk zu vollenden, und erschien dann Abends noch mit einer Seifenschaumkruste auf dem Gesichte. Manchmal sieht man ihn auf der Straße daherkommen, in sich vertieft und mit einem Gegenstande beschäftigt, den er in unverständlichem Gemurmel abhandelt; plötzlich aber zieht das Fenster eines Pfandverleihers seine Aufmerksamkeit an, und dann wird er eine halbe Stunde lang Fensterscheibe für Fensterscheibe durchmustern, gründlich mit der Untersuchung der bunten Sammlung beschäftigt, die man an solchen Fenstern ausgestellt sehen kann.

Huskisson's Unstern.

Den gegenwärtig zu London im Drucke erschienenen Reden Huskissons findet sich folgende Bemerkung angehängt: „Es gibt, wie man sagt, Leute, die nie einem Treffen beiwohnen, ohne dabei verwundet zu werden. Huskisson scheint unter einem gleich bösen Gestirne geboren worden zu seyn. Von seiner frühesten Jugend an hatte er die größten Fährlichkeiten zu bestehen. Als Kind brach er einen Arm; wenige Tage vor seiner Vermählung stürzte er mit dem Pferde und nahm gefährlichen Schaden; bald darauf wurde er von einer Wagendeichsel zu Boden gerannt. Im Jahre 1801 wollte er auf einem Gute des Herzogs von Athol in Schottland über einen Graben springen, sprang zu kurz und zog sich eine gefährliche Fußknöchelverrenkung zu, wobei einige Bänder und Sehnen seines Fußes sprangen, so daß er mehrere Wochen das Bette hüten mußte. Später brach er durch einen Fall vom Pferde nochmals den Arm zu Petworth, und durch einen Wagensturz zog er sich dasselbe Unglück im Jahre 1817 zu. Außerdem begegneten ihm noch eine Menge minder wichtige Zufälle, und sein ohnehin durch Leiden geschwächter Körper wurde in den letzten Jahren dadurch so unbehülflich, daß er in allen Bewegungen gehindert war. Ohne Zweifel wurde er hiedurch auch dem unglücklichen Ende seines für sein Vaterland unschätzbaren Lebens zugeführt.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 234. 22 August 1831.

Die Kriegerkaste in Indien.*)

Wer waren die Kshatriyas Indiens? Hat diese Kriegerkaste von Anfang an eine geschlossene Gesellschaft gebildet? Liegt die Quelle ihres Daseyns im Gesetze, wie Manu's Gesetzbuch andeutet, oder hat die Natur ihr das Daseyn gegeben, wie das System der Vedas will? War sie jemals nach den Grundlagen geordnet, welche die indische Gesetzgebung angibt, oder beruht nicht diese Gesetzgebung auf mehr oder minder willkürlichen Anordnungen, welche die Priesterkaste den Völkern auflegen wollte, ohne daß es ihr völlig glückte?

Für's Erste muß man zwischen den nach Manu's Gesetzbuch als Kaste organisirten Kshatriyas und der kriegerischen Nation desselben Namens unterscheiden, welche von den ältesten Zeiten an in vielen Gegenden gegen die Priesterkaste Krieg führten. Die indische Gesetzgebung verstand anfangs unter der Benennung Kshatriyas eine ganz andere Klasse Menschen, als die Krieger der heroischen Zeiten, welche stets von der Priesterkaste unabhängig waren, aber endlich mit ihr kapituliren und einigermaßen die Ordnung der alten und ursprünglichen Kaste der Kshatriyas annehmen mußten, welche völlig unter der Herrschaft der Brahmanen stand. Nach Manu's Gesetzbuch sind die Kshatriyas, die Waisampatis, d. h. die Könige der Kaste der Wisas oder Waisyas, welche die Masse des indischen Volks ausmachen, das Prakrit, einen Dialekt des Sanskrit, sprechen, und aus Bacteiana (?) stammen. Das sind keine heroischen, kriegerischen Könige, sondern friedliche Fürsten, welche unter der Vormundschaft der Brahmanen stehen und eingesetzt sind, um die Waisyas zu schützen. Anfangs waren sie nur die obersten Richter des Volks der Waisyas, und nur durch eine spätere Gleichstellung mit den kriegerischen Kshatriyas verschmolz der Charakter eines Waisampatis mit dem eines heroischen Eroberers.

Auch der Waisampati trug die Waffen, die Brahmanen gaben sie ihm in die Hand zur Vertheidigung des Volks gegen die Einfälle kriegerischer Stämme, aber sein Beruf war nicht der Krieg um des Krieges willen, sondern der Schutz und die Vertheidigung des Brahmanen, der seinen politischen Rath bildete, und des Waisyas, der Hirte, Ackerbauer und Handelsmann war, und Tribut zahlte, jedoch nicht als Sklave. Der heroische Kshatriyas dagegen war ein Kriegshaupt, wie bei den persischen Pehlwanen, den Aetoliern, Achäern, Joniern, Doriern, den Deutschen und skandinavischen Eroberern; er liebte den Krieg um des Kriegs willen, er trug kein Joch, und kein Gesetz, sondern er selbst gab sich die Macht. Die Ursachen, die ihn nach und nach nöthigten, sich der Herrschaft der Brahmanen zu unterwerfen, sind sehr complizirt und ihre Analyse würde einen allzugroßen Raum einnehmen. Eines der wichtigsten Mittel den Unterschied zwischen den beiden Arten von Kshatriyas allmählich zu verlöschen, waren vermuthlich Heirathen, und vielleicht Eroberungen unter der Oberleitung der Brahminen: bei den ersten Niederlassungen der Brahminen in dem Reiche Ayodhya ist der kriegerische Kshatriyas mit dem friedlichen Waisampati schon so identificirt, daß die Amalgamation schon vor der Gründung dieses Reichs in Ländern vorgegangen seyn muß, woher die Völker stammen, die das Sanscrit sprechen. Die Amalgamirung war indeß keineswegs vollständig; die Könige in Ayodhya, die sich Abkömmlinge der Sonne nannten, zeigten sich mehr als einmal widerspenstig gegen die Anforderungen der Brahmanen, und dieß ist z. B. der Grund, warum Parasu-Romas, Anhänger der Brahmanen und Feind der Kshatriyas die letztern bekriegte. Die andere Dynastie indischer Könige, die ihren Ursprung vom Monde herleitete, und in Hastinapura herrschte, war noch widerspenstiger gegen die Priestergesetzgebung, welche nur nach dem völligen Sturze dieses Herrschergeschlechts triumphirte. Aber alle die kriegerischen Stämme im Westen von Hindustan, die sich bis auf die neuern Zeiten erhalten haben, behaupten von jenen alten Söhnen des Mondes abzustammen, was zu beweisen scheint, daß ihre Vernichtung nicht so vollständig war, wie die Puranas angeben. Die Könige des Friedens waren vom Anfang an mit ihren Familien und Angehörigen Mitglieder einer geschlossenen Kaste, wie die Pharaonen Egyptens vor ihrer Befreiung von der Vormundschaft der Priester, welche zur Zeit der Sesostriden vorging. Anfänglich waren sie Hirtenkönige, und die Waisyas nannten sich auch Gowansas, Söhne der Kuh, welche das Symbol des Hirtenlebens und des entstehenden Ackerbaues ist. Die Brahmanen, welche die Kasteneintheilung entwarfen, trennten die Waisampatis von den Waisas, die Könige von der Masse der Nation, aus der sie hervorgegangen sind, und machten daraus eine besondere Kaste, welcher sie unter dem Namen Kshatriyas die Vertheidigung des Landes und die Verwaltung der Gerichtsbarkeit übertrugen, indem sie es sich vorbehielten, den Rath derselben zu bil-

*) Nach Herrn von Eckstein, in der Gazette litteraire Nro. 39. p. 558.

den, und ihr Gewissen im Privatleben zu leiten. Die kriegerischen Kshatriyas mochten die Organisation einer geschlossenen Kaste unter der Vormundschaft der Priester nicht anerkennen; sie erscheinen überall als Eroberer; aber ihre Amalgamirung mit den Waisampatis war, wie gesagt, beim Beginne der Kolonisation Indiens schon geschehen. Die ganze Politik der Brahmanen bestand darin, die erobernden Kshatriyas, die Söhne der Sonne und des Mondes, wie sie sich nannten, so viel wie möglich zu friedlichen Waisampatis zu machen. Die Puranas und die epischen Gedichte zeigen uns diese fortwährenden Bemühungen, und lösen das eigentliche Räthsel der alten Geschichte Indiens.

(Schluß folgt.)

Reisebilder aus Peru.

2. Gefährliche Pässe von Rio Seco bis Obrajillo.

Rio Seco gewährt ein treues Bild von peruanischer Unfruchtbarkeit, wovon man sich nicht leicht eine Vorstellung machen kann, ohne es gesehen zu haben. Ich habe bereits des öden Anblicks der Küste gedacht, wo man ganze Tage lang auf lauter Sand ohne die mindeste Spur von Vegetation reist, oder wo die Straße zuweilen an Reihen von Bergen hinläuft; wo die Szenerie nur durch Massen nackter Felsen eine Abwechselung erhält, von denen ganze Stücke, welche so frisch und so wenig mit Erde bedeckt sind, als ob sie erst gestern der Hammer eines Steinbrechers abgeschlagen hätte, die Straße bedecken.

Später als wir aus der neblichten Atmosphäre der Küste in den reinen, dunkelblauen Luftraum einer tropischen Gebirgsregion kamen, fanden wir die Hitze außerordentlich groß. Auf der Höhe des Rio Seco schlängelt sich die Straße über einen steilen Hügel, von dessen Gipfel aus man auf eine Strecke von zwei Stunden das grüne Thal erblickt, nach welchem der Wanderer die zwei Stunden hindurch schmachten muß, die sein Maulthier braucht, um über den rauhen steinigen Boden der Schlucht, welche dahin führt, zu klettern.

Wir kamen gegen drei Uhr wieder in das Hauptthal, bei einem Ort, Yanga genannt, welcher aus ungefähr einem halben Dutzend Häusern besteht; über demselben hinaus liegt das Dorf Alcocota, welches auf der Straße, welche wir kamen, 5 Stunden, auf dem Weg durch das Thal aber sechs und eine halbe Stunde von Cavallero entfernt ist. Das Thal aus dem wir kamen, war kaum eine Stunde breit, hier aber verengerte es sich bis auf eine englische Meile, und die Hügel welche es begränzen, sind hoch und steil, besonders an der Seite wo die Felsen eine senkrechte Wand bilden.

Alcocota gilt als die Gränze der regnichten Gegend; hier kommen die Regenschauer nur zuweilen, aber wenige Stunden aufwärts regnet es den ganzen Gebirgswinter hindurch.

Als wir jene zwei Stunden zurückgelegt hatten, kamen wir nach Santa Rosa de Quive, einem kleinen Ort, der nur aus einigen Hütten an der Hügelseite besteht; eine Kirche und mehrere Häuser im Thal wurden während der Revolution niedergebrannt. Hier blieben wir über Nacht. Die kleine Hütte, in welche wir zusammen geschichtet werden sollten, war nicht groß genug, um nur ein Drittel unsrer Gesellschaft zu beherbergen, da wir indeß ziemlich hoch über dem Thal waren, so war keine Gefahr dabei unter freiem Himmel zu schlafen, wir nahmen also unser Nachtlager in einem offenen Schupfen.

Nachdem wir den Angriffen der Muskitos, deren es unzähliche in diesem Thale gibt, glücklich entgangen waren, standen wir, sobald der folgende Tag anbrach, auf, und machten uns auf den Weg.

Obgleich die Bewohner von Yazo auf einer natürlichen Hochebene, weit ober dem Thal leben, so werden sie doch häufig von Wechselfiebern heimgesucht, und der Ort steht deßhalb bei denen, welche nach Pasco reisen, nicht im besten Rufe; es ist indeß gewiß, daß die Leute den Krankheitsstoff aus dem Thal mitbringen. Sie arbeiten täglich auf kleinen Strecken feuchten Bodens in dem engen Thal, wo die Hitze, durch die abprallenden Sonnenstrahlen an den steilen Felsen, die nebst dem noch die freie Cirkulation der Luft hemmen, bedeutend verstärkt wird, und sind dann nach Sonnenuntergang durch die Feinheit der Luft einer plötzlichen Kühle ausgesetzt, während eine feuchte drückende Atmosphäre sie in diesem beschränkten Raum umgiebt. Bei meiner Rückkehr war ich genöthigt hier zu übernachten, und obschon ich mich eben erst von einem starken Fieberanfall erholt hatte, brachte mir das Schlafen in einem offenen Schupfen doch keinen Nachtheil.

Die Hügel in der Nähe von Yazo sind sehr steil, und die Straße oft ziemlich eng, besonders an einer Stelle, wo sie am Abhang einer fast senkrechten Felsenwand nur an einem Vorsprung hinläuft. Ein Paß dieser Art wird eine Ladera genannt. Der Wall oberhalb, welcher aus herabgerollten, großen mit Sand umkrusteten Steinen besteht, zeugt von dem häufigen Regen, welcher im Winter in unzähligen Rinnen hier herabströmt und in dieser Jahreszeit muß jene Strecke gefährlich zu passieren seyn. Mit der Erde, welche sich bei dem Erdbeben im Jahr 1828 losriß, stürzte ein Mann sammt mehreren Maulthieren in das Thal hinab und wurde zerschmettert.

Zu Huarimayo war nur eine einzige Hütte, wo die Reisenden ihre Maulthiere ein wenig rasten lassen, weil von hieraus eine lange und hohe Ladera, Pacron genannt, zu passieren ist. Sie befindet sich an der nördlichen Seite des Flusses, den wir weiter unten auf einer sehr gebrechlichen Brücke von Baumzweigen, welche von Ufer zu Ufer gelegt waren, überschritten hatten.

Als wir Huarimayo verlassen hatten, gingen wir die nördliche Seite des Thals entlang, das kaum so breit ist, um dem Fluß einen Durchgang zu gestatten. Die Berge steigen hier so jäh empor, daß bei Anlegung der Straße es nöthig war, sie hoch an den Felsen hinauf zu führen, indem man einen natürlichen Einschnitt, der in demselben hinlief, dazu benützte, so daß die eingehauene Bahn zwischen einem Abgrund auf der einen, und einer meist senkrecht emporsteigenden Felsenwand auf der andern Seite nur einige Fuß breit hinansteigt. Das Getöse des brausenden Stroms wurde immer schwächer, je höher wir stiegen und verstummte, bevor wir noch die größte Erhebung, fast 400 Fuß über seinem Bett, erreichten. Das tiefe Schweigen, welches in einsamen Gebirgsgegenden herrscht, wo

keine Bäume sind und wo man weder den Gesang der Vögel noch das Summen der Insekten hört, ward hier nur durch das Geschrei der Maulthiertreiber unterbrochen, mit dem sie ihre Thiere, welche in einer langen Reihe sich auf dem schlangenförmigen Felsenpfad langsam fortbewegten, antrieben. Zuweilen zeigte sich ein schwerbeladenes Maulthier geneigt Halt zu machen und zu ruhen: natürlich mußten dann Alle die ihm folgten stehen bleiben, und das meist an Orten, wo es unmöglich war, ihnen beizukommen; allein in solchen Fällen hatte ein Hagel von Steinen, Flüchen und Drohungen bald die gewünschte Wirkung und Alles ging wieder vorwärts.

Zufällig gingen noch mehrere Züge beladener Maulthiere, welche nach Pasco bestimmt waren, zugleich mit uns über die Ladera. Unsere Maulthiertreiber hatten die nöthige Vorsicht unterlassen, einen Boten vorauszusenden, um die etwa Entgegenkommenden zu benachrichtigen, nicht eher aufwärts zu gehen, bis wir auf der andern Seite hinabgestiegen seyn würden; die Folge war, daß wir am Ende der Ladera auf eine andere Karawane stießen, welche eben heraufgestiegen war, und da unsre Maulthiertreiber die Schuld trugen, so bestanden jene darauf, daß wir umkehren sollten, wovon indeß keine Rede seyn konnte, da noch eine große Zahl von Maulthieren hinter uns sich an Stellen befand, wo es unmöglich war, umzukehren. Nachdem lange hin und her gestritten worden, kam man überein, daß unsre Gegner, welche mehr Raum hatten, ihre Thiere auf eine Anhöhe oberhalb der Straße, welche weniger steil war, zu treiben suchen sollten; dieß wurde endlich mit Hülfe unsrer Maulthiertreiber ins Werk gesetzt, und während wir hinunterstiegen, blieben Jene an einer Stelle hängen, die eben geräumig genug war, daß Ziegen darauf hätten festen Fuß fassen können. Das Herabsteigen ist vielleicht gefährlicher als die Ladera selbst, da die Straße mehrere plötzliche Wendungen an der Vorderseite des Hügels macht, wo Staffeln eingehauen sind, um zu verhüten, daß die Maulthiere nicht ausgleiten.

In dieser Gegend des Thales erhebt sich an der Südseite plötzlich ein Hügel von fast tausend Fuß Höhe, von dessen Gipfel sich ein Bach wie ein Silberband zwischen dem Grün durch die steilen Krümmungen hinabwindet. Auf dem höchsten Punkt, den man jedoch von dieser Stelle nicht erblicken kann, befindet sich ein kleines indianisches Dorf, wohin man nur mühsam emporklimmen kann, und dessen Einwohner in der Quichua-Sprache mit dem jetzt klassischen Namen „Kinder des Nebels" bezeichnet werden. Das Thal, welches sich bis zu einer bloßen Schlucht verengt hat, erweitert sich ein wenig, wenn man sich der Stadt Obrajillo, drei Stunden von Huaximayo, nähert.

Obrajillo liegt ein und zwanzig Stunden von Lima entfernt und ist ungefähr der halbe Weg von letzterer Stadt nach Pasko. Die meisten der Maulthiertreiber, welche die Verbindung zwischen den Minen und der Hauptstadt unterhalten, wohnen hier; eine große Bequemlichkeit für die Reisenden, welche hier für die zweite Hälfte der Reise frische Maulthiere miethen können. Das Thal ist weit genug, um einiges Feld zwischen der Stadt und dem Strome bebauen zu können, und oberhalb derselben, gegen Süden, erheben sich niedrige runde Hügel, welche die Bewohner abgetragen und in eine Reihe von schmalen Terrassen verwandelt haben, auf denen Getreide und Küchengewächse angepflanzt werden; eine Art der Landwirthschaft, in der die alten Peruaner berühmt waren. Diese Felder werden durch Wasser, welches von Oben herabgeleitet wird, gewässert; der tuffsteinartige Fels löst sich wegen der beständigen Feuchtigkeit leicht auf, und bildet, mit der Pflanzenerde, welche vom Regen herabgeschwemmt wird, einen schwarzen fruchtbaren Lehm, welche ohne viele Arbeit eine reiche Ernte trägt. Auf einer Höhe am Ende dieses angebauten Landes und eine halbe Meile, in gerader Linie, von Obrajillo entfernt, liegt Canta, die Hauptstadt der Provinz desselben Namens, und Residenz eines Intendanten und Gouverneurs; sie besteht wie Obrajillo aus kleinen Häusern, wenig besser als Hütten, und die Bevölkerung beider Städte, meistens Indianer, nur aus achthundert Seelen.

Den Tag nach unserer Ankunft war das Fest des heiligen Johannes, des Schutzpatrons von Obrajillo. Da einer unsrer Maulthiertreiber den Namen des Heiligen trug und einer von den Alkalden der Stadt war, so war seine Gegenwart bei dem Feste nöthig. Noch dazu erinnerte man sich, daß mein Freund ebenfalls Johannes heiße; da nun die Bewohner der Stadt größtentheils von dem Verkehr leben, welchen die Minen veranlassen, und da derselbe durch Einführung von Dampfmaschinen bei der Wasserableitung noch vergrößert werden sollte, so ward bewiesen, daß bei dem Unternehmen nicht auf den Schutz des Heiligen zu rechnen sey, wenn wir uns weigern würden, ihm einen Tag zu weihen. Ein stärkeres Argument als dieses war indeß, daß die frischen Maulthiere in bedeutender Entfernung auf der Weide waren und nicht zeitig genug zur Fortsetzung unsrer Reise am andern Tage herbeigeschafft werden konnten, und auch, wie wir aus Erfahrung wußten, selbst wenn wir es gewollt hätten, nicht herbeigeschafft worden wären; weßhalb wir uns genöthigt sahen, dem Heiligen unsre Ehrfurcht zu bezeugen. Ich für meinen Theil war mit dem Rasttage wohl zufrieden, da er mir Zeit gab, meine Sämereien einzupacken, die Papiere zwischen meinen Pflanzen zu wechseln und in der Nachbarschaft zu botanisiren.

Ueber die Verhältnisse von Algier.

General Clauzel hat über den Stand der Dinge in Algier folgendes Schreiben an den Kriegsminister erlassen:

„Mein Herr Marschall! Ich wußte, daß das Kriegsministerium nur eine unvollkommene Kenntniß des Standes unsrer Angelegenheiten in Afrika hatte. Das Schreiben, womit Sie mich am 5. d. M. beehrten, beweist mir, daß es keine Idee von der Art der Verhältnisse hat, in welche man mit den Provinzen Oran und Constantine treten muß. Sie glauben, man dürfe nicht bedauern, daß die Expedition gegen Constantine nicht Statt gehabt habe, und Sie gründen diese Meinung auf das Benehmen der Tunesen. Sie fürchten, sagen Sie, dieselben Ausschweifungen möchten in Constantine begangen werden.

„Es genügt, Herr Marschall, einige Zeit in den der Herrschaft der Moslemin unterworfenen Ländern sich aufgehalten zu haben, besonders wenn man eine Autorität daselbst ausgeübt hat, um zu wissen, daß man den Gehorsam und die Unterwerfung dieser barbarischen Völker nur durch Gewalt erringen kann. Ohne Zweifel ist dieß eine traurige Nothwendigkeit; aber man muß sie anerkennen, wenn man sich ihr nicht entziehen kann. Nur nach und nach, und wenn die Civilisation Fortschritte gemacht hat, kann man sich auf die Mittel der Güte und Ueberredung beschränken. Die Thatsachen, welche, wie Sie angeben, zu Oran Statt gefunden haben, und die mir sehr übertrieben scheinen, sind mehr das Werk der Eingebornen des Landes als der Tunesen, deren Anzahl sich nur auf zweihundert beläuft, und welche also alle die Unordnungen, deren man sie anklagt, nicht be-

gangen haben können. Eine große Anzahl Einwohner hat sich mit den tunesischen Truppen vereinigt, um Ordnung und Ruhe im Lande wiederherzustellen, und wenn die Stämme, gegen welche diese Truppen marschirten, in ihrer Pflicht beharrt hätten, so wären sie sicherlich nicht beunruhigt worden.

„Ich kann Sie versichern, daß von allen Völkern der Nordküste Afrika's die Einwohner von Tunis für die am mindesten grausamen gelten, und unbestreitbar am weitesten in der Civilisation vorgeschritten sind; keine andere Gattung muselmännischer Truppen hätte dieselben Garantien der Milde und Mäßigung dargeboten. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Araber außerhalb der Städte den Franzosen Kontributionen bezahlen werden, ohne daß man sie dazu mit Gewalt zwingt. Die Türken selbst, troz aller Vortheile, welche ihnen Gleichheit der Religion und eine langbestandene Oberherrschaft gewährte, mußten eben so verfahren. Glaubt man, daß eine fremde Administration, welche von den Eingebornen wegen Verschiedenheit der Religion mit Verachtung angesehen wird, einen größern Einfluß auf die Gemüther ausüben wird?

„Unsere Autorität kann sich in den Provinzen von Oran und Constantine nur durch die häufige Absendung mobiler Kolonnen erhalten, welche das Land in jeder Richtung durchstreifen. Hat man an die Beschwerden und Verluste gedacht, welche unsere Truppen auf diesen Zügen heimsuchen werden? Diese Detaschements, ohne Unterlaß auf ihrem Marsche geneckt, manchmal durch überlegene Streitkräfte völlig vernichtet, würden wegen der Leichtigkeit, womit die nun ununterworfenen Stämme ihnen entgingen, nur unvollkommen ihren Auftrag erfüllen. Weil ich alle diese Schwierigkeiten voraussah, glaubte ich eine Anordnung treffen zu müssen, welche dem Schatze eine Million Franken abwirft, uns aller Mühe und Verlegenheit enthebt, und uns in den Stand sezt, die Souveränität des Landes mit einer schwachen Besazung in den Forts von Mers und Kibir zu behaupten. Wenn man das Beylik Oran mit französischen Truppen behaupten will, so gehören wenigstens zehntausend Mann dazu, und damit wird man nur einige Punkte im Innern besezen können; die Garnisonen werden an den Orten, wo sie sich befinden, eingeschlossen werden, sie werden nur mit Schwierigkeit unter sich kommuniziren können; man wird fortfahren, Franzosen die Köpfe abzuschneiden; die Stämme werden die Auflagen verweigern und die Einkünfte werden sich auf die Zölle beschränken, die nicht über hunderttausend Franken des Jahrs betragen werden, wegen der Leichtigkeit, bei Arseau und auf andern Punkten der Küste zu landen. So viel über Oran, gehen wir nun auf Constantine über.

„Hier finden sich die bezeichneten Nachtheile noch in größerm Maße wegen der Schwierigkeit des Terrains und des kriegerischen Geistes der Stämme im Beylik von Constantine. Zehntausend Mann würden kaum zureichen, um das Land zu besezen, und troz dieser starken Truppenzahl würde man unsrer Obergewalt in jedem Augenblicke trozen. Es sind zehn bis zwölf starke Tagmärsche von Algier bis Constantine. Das Land, das man durchziehen muß, ist sehr uneben, und die kriegerischen Völkerschaften dieser Gegenden sind die furchtbarsten der ganzen Regentschaft. Es gibt keine für Artillerie und Wagen tauglichen Wege: kaum können die Reiterei und die beladenen Maulesel der Infanterie folgen. Hat man die Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Marsches erwogen in einem Lande, wo man Alles mit sich nehmen muß und die Truppen nicht einmal die nothwendigsten Lebensbedürfnisse finden? Wie wird man Lebensmittel, Munition und Fourage nachschleppen? Wie die Verwundeten und Kranken transportiren? Auf welche Weise wird man den Abgang der Lebensmittel ersezen und Verbindungen mit Algier unterhalten? Man könnte freilich die Truppen zur See nach Stora führen und von da mit Leichtigkeit nach Constantine vorrücken; aber die Seeoperationen sind bekanntlich langsam, schwierig und kostbar, besonders wenn Pferde transportirt werden müssen, und wenn man nicht eine Niederlassung in Stora gründen will, wozu es noch zu früh ist, bleibt immer noch die Schwierigkeit, mit Algier zu kommuniziren.

„Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß wenn man die in Afrika gebliebenen Truppen fast ohne Noth langen und beschwerlichen Märschen und mörderischen Gefechten aussezt, sie bald wieder in dem Zustande seyn werden, in dem ich sie fand. Ich lege alle diese Ansichten Ihrer Klugheit und Beurtheilung vor, Herr Marschall, und wiederhole Ihnen, daß ich nur, nachdem ich mich von allen Nachtheilen eines andern Verfahrens überzeugt hatte, beschloß, die Einrichtungen zu treffen, welche durchaus keinen diplomatischen Charakter haben, sondern lediglich als Akte der innern Administration betrachtet werden müssen. Alles würde leicht, wenn man das System der Kolonisation befolgt hätte, das ich aufstellte. Da ich mich nicht mehr mit Constantine und Oran zu beschäftigen hatte, verwandte ich alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf die Stadt Algier und ihre Umgebungen. Unsere leicht zu beaufsichtigende Ansiedlung auf diesem Punkte hätte nach und nach, und fast ohne Kosten eine hinreichende Ausdehnung je nach Maßgabe der Ankunft europäischer Kolonisten bekommen: man würde Terrain gewonnen haben, und wenn die Bedürfnisse der Kolonie es erheischt hätten, so würde man einen hinreichenden Theil des Gebiets von Oran und Constantine genommen haben. Die ganze Regentschaft auf einmal kolonisiren, auf allen Punkten Garnisonen halten, und schon jezt Alles unter unsre unmittelbare Herrschaft bringen wollen scheint mir ein chimärisches Projekt; den Versuch dazu machen, hieße den Erfolg unsrer Niederlassung in Afrika kompromittiren, und ohne Noth und Nuzen den Staat zu verderblichen Ausgaben verleiten.

„Modifiziren, ändern, vernichten Sie, was ich that, das hängt von Ihnen ab; aber die Zukunft wird meine Voraussicht rechtfertigen und Sie zwingen, mit großen Kosten das Zerstörte wieder aufzubauen. Erlauben Sie mir, Herr Marschall, Ihnen zu sagen, daß ich besser als Ihre Bureaux Algier kenne; ich habe das Land während meines dortigen Aufenthalts mit der größten Aufmerksamkeit studirt, und ich sage es mit Bedauern, weil ich innig davon überzeugt bin, wenn das Ministerium in seiner Verfahrungsweise beharrt, wird es mir in kurzer Zeit eine traurige Genugthuung verschaffen, die ich keineswegs wünsche.

„Genehmigen Sie u. s. w. Generallieutenant Clauzel.

„P. S. Machen Sie nicht aus Algier ein zweites Spanien."

Vulkanischer Ausbruch im mittelländischen Meere.

An der südlichen Küste von Sicilien, sechs bis sieben deutsche Meilen vom Strande von Sciacca, also fast auf halbem Wege von Sciacca nach der Insel Pantaleria, an einer Stelle, die gewöhnlich die Korallenbank (Secca del corallo, wahrscheinlich der Banco Nerita, 37° 2' bis 5' Breite, 30° 30' Länge) genannt wird, hat ein vulkanischer Ausbruch Statt gefunden, durch den eine Insel, bereits vierzig Fuß über den Wasserspiegel erhoben, aus dem Meere emporgetrieben worden seyn soll. Ein Sicilianer, Francesco Tresilleti, der die Brigantine Gustavo führte und von Malta nach Palermo segelte, will das hiebei Statt gefundene Phänomen am 8 Julius um ein Uhr Nachmittags acht und dreißig Miglien im Süden vom Strande vom Sciacca bemerkt und dann auf eine Entfernung von drei Miglien beobachtet haben. Er sah hier eine Wassersäule von der Dicke eines Schiffes zu einer Höhe von hundert Palmen ungefähr emporsteigen, die von einem graulichen Rauche umgeben und von heftigkrachenden Schlägen begleitet eine große Bewegung des Meers hervorbrachte, so oft sie sich erhob, und dieß geschah in sechsthalb Stunden zehn- bis zwölfmal, worauf sie auf einmal und in einem Augenblicke entschwand. Man fand viele todte Fische auf dem Wasser schwimmen, in deren Eingeweiden sich kleine Stücke einer graulichen Materie, die man für vulkanisch hielt, vorfanden. Die neapolitanische Regierung hat sogleich ein Schiff an Ort und Stelle abgesandt, um dieses Phänomen noch genauer zu beobachten. Auch ist der Professor der Geologie, Herr Hoffmann aus Berlin, und die Doktoren Herren Philippi und Schulz aus Berlin, und Herr Escher aus der Schweiz dahin abgegangen, um Beobachtungen anzustellen. — Ein anderer Kapitän, Jean Corrao, Kommandant der Brigg Theresia, will nach dem Berichte des „Semaphore" am 26 Julius auf seiner Herreise von Girgenti nach Marseille an derselben Stelle, wo er bei der Hinreise eine Wassersäule von ungefähr 60 Fuß Höhe und vierhundert Klafter Dicke hatte emporsteigen sehen, von gleichem Umfange jezt eine Insel erblickt haben, die 12 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben, in der Mitte den Krater eines Vulkanes bildete, aus welchem man des Nachts glühende Lava strömen sah. Die Insel war von Rauchwolken umgeben. Das Senkblei gab rings um die Insel eine Tiefe von 100 Klafter. Der Kapitän Corrao sezt die Lage dieses vulkanischen Eilandes unter 37° 6' der N. B. u. 10° 26' der O. L. nach dem Pariser Meridian. — Ein anderes Schiff, das von Malta zu Genua ankam, berichtete von einem Fischerboote gehört zu haben, daß am Tage, wo der Ausbruch des Vulkans statt fand, eine Brigg und ein sie begleitendes Fischerboot durch die Meeresbewegung verschlungen worden seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 235. 23 August 1831.

Skizzen aus Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Die Gewalt, welche die Priester über das Volk ausüben, und der schamlose Mißbrauch, den sie davon machen, gränzt ans Unglaubliche. Die Häuptlinge des Distrikts Hamazen hatten das Gebiet eines Nayibs (Fürsten) bei dem sich der Abuna (Patriarch und Nachfolger Christi) gerade aufhielt, geplündert, und eine Menge Vieh weggeführt. Der Abuna verlangte dessen Rückerstattung, und der Ras *) sandte zu denselben, um sie dazu zu ermahnen. Um des Abuna willen wollten sie 2500 Stück zurückgeben, dieß genügte aber dem Nayib nicht, sondern er setzte den Abuna gefangen, bis Alles zurückerstattet sey. Als dieser erfuhr, daß seine Kinder, die Abyssinier, an dieser Behandlung Schuld seyen, sandte er sogleich einen Priester mit dem Kreuze und seinem Silberstabe, um dem Ras und allen seinen Unterthanen zu erklären, daß er das Christenthum von ihnen nehme, und sie für Mahommedaner erkläre; sie dürften kein Sakrament empfangen, und keine Kirche öffnen, bis sie dem Nayib Alles zurückgegeben hätten. Dieß beunruhigte die Abyssinier so sehr, daß sie unter Anführung von Blingatore Woldi Gorgis sogleich ein Heer absandten, um das Volk von Hamazen zu zwingen, alles geraubte Vieh zurückzuerstatten, und sogar das, was zufälligerweise gefallen war, zu ersetzen; zugleich mußten sie dem Nayib ein Stück Land zurückgeben und schwören, es ihm nicht wieder abzunehmen, wenn er dem Patriarchen die Abreise gestattet haben würde. Als Dieß beigelegt war, verlangte er auch noch 500 Thaler, als die gewöhnliche Abgabe für die Erlaubniß durch sein Gebiet zu reisen; dieß wurde schleunig bezahlt, und Maulesel und Diener hingeschickt, um den Patriarchen von Massowa nach Chelicut zu führen.

Dieser hatte erfahren, daß Pearce ein gutes Haus und einen Garten zu Chelicut habe, und sandte einen Priester an den Ras, mit dem Ansinnen, Pearce aus dem Hause zu vertreiben, es durch Priester sodann weihen zu lassen, und Alles für seine Aufnahme bereit zu halten. Der alte Ras war über dieß Verlangen sehr in Verlegenheit, und schickte endlich den Boten an den Abuna mit der Antwort zurück, er könne keinen Christen, der sein Haus mit eigener Mühe und Kosten erbaut habe, und noch überdieß jetzt an einer schmerzhaften Krankheit darnieder liege, ohne weiteres aus dem Hause jagen. Uebrigens könne er das beste Haus in Chelicut haben, das früher dem Bruder des Ras Manosses zugehört hatte. Allein diese Antwort erzürnte den Abuna so sehr, daß er augenblicklich dem Oberpriester, Abba Guebra Mariam, der nach Massowa gesendet worden war, um ihn her zu geleiten, den Auftrag gab, zu dem Ras zu gehen, und ihm zu sagen, wenn er Pearce nicht augenblicklich aus dem Hause jage, so sey er kein Christ mehr, und er, der Abuna würde nicht nach Chelicut kommen, bis sein Befehl befolgt sey. Zugleich ließ er dem Ras sagen, Pearce sey kein Christ, sondern ein Feringhi, ein Feind der heiligen Jungfrau, ein Spion, den man ins Land gesendet habe, um einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem man ins Land dringen, und seine Kinder, die Abyssinier, überwältigen könne. Der alte Ras wollte immer noch nicht hören, und ließ antworten, er habe geglaubt, der Patriarch würde mitleidiger gesinnt seyn, und nicht einen ihm ganz unbekannten Mann, der, wie er, der Abuna, ein Fremdling im Lande sey, so grausam behandeln. Dieß brachte den Patriarchen so in Wuth, daß er den Boten mit seinem Kreuze schlug, bis es zerbrach, und unmittelbar darauf ließ er den Befehl ergehen, daß im ganzen Gebiete des Ras Welled Selasse keine Kirche geöffnet, kein Sakrament, nicht einmal den Sterbenden, ertheilt werden, und daß kein Priester bei dem Begräbniß der Todten anwesend seyn solle, bis Pearce aus seinem Hause vertrieben sey. Viele Tausende, welche sich am Wege versammelt hatten, um des Abuna Segen zu empfangen, mußten nun warten, und starben fast vor Hunger, da sie nur wenig Speisevorrath mit sich genommen, und alsbald wieder nach Hause zurückzukehren gehofft hatten. Der hartherzige Priester hatte kein Mitleiden mit den Armen, welche genöthigt waren, ihre Schilde, Messer, Schaffellkleider u. s. w. zu verkaufen, um nicht vor Hunger umzukommen.

Der Ras erfuhr das Alles, wollte aber immer nicht weichen, bis Priester aus allen Theilen des Landes ihn vor des Abuna unversöhnlichen Bannfluch warnten und bedrohten. Endlich gab er, wiewohl ungern, nach, aber Pearce widersetzte sich, und rüstete sich zum gewaffneten Widerstande. Da wandten sich die Leute des Ras an Pearces Frau, und diese bewog endlich ihren Mann, der Gewalt zu weichen; er miethete „um fünfzig Stücke Salz" jährlich ein anderes Haus in der Nähe, und ließ sein Vieh und sein Hausgeräthe

*) Titel des Fürsten in der Amharasprache. Warum der Nayib nicht so nachgiebig war, darüber werden wir im Dunkeln gelassen. Er scheint ein Mahommedaner.

sogleich dorthin schaffen. — Schaaren von Priestern und Mönchen, einige in weißen, andere in gelben Kleidungen kamen nun heran, während Tausende des Volks in ihre Schaffelle gekleidet, längs den Bergen, gleich großen Schafheerden fortzogen. Zahlreiche Häuptlinge mit ihren Truppen trieben sich mit den blinkenden Lanzen in bunter Verwirrung umher, und suchten dem Patriarchen so nahe wie möglich zu kommen; eine Menge Menschen wurden in der Verwirrung todt getreten. — Der Abuna war mit seiner Wohnung und den für ihn bereiteten Speisen so wohl zufrieden, daß er an dem Tag seiner Ankunft das Haus nicht mehr verließ, um dem Volke seinen Segen zu geben und es zu entlassen; erst um zehn am andern Morgen zeigte er sich, stieg auf ein kleines Gerüst, das man zu dem Ende an der Thüre des Hauses errichtet hatte, schien aber völlig betrunken, und machte einen großen Lärmen, schlug auf mehrere seiner Diener mit dem Kreuze, bis es zerbrach, und erschreckte das Volk durch sein tolles Benehmen. Nach langer Berathung hielt er endlich ein anderes Kreuz empor, das man ihm gebracht hatte, hieß das Volk nach Hause gehen, und sagte, er habe ihm seinen Segen ertheilt, könne aber, ehe er nicht eine Woche anwesend gewesen, keine neuen Altäre, Priester oder Diakonen bestätigen, oder irgend Jemand christlichen Trost geben, der ihn nicht schon von frühern Abunas empfangen hätte.

Nach dieser Scene fing das übermüthige Benehmen des Patriarchen von Neuem an. Der Ras hatte Pearce wissen lassen, der Abuna habe seinen Garten nicht verlangt, er solle deßhalb denselben durch eine Umzäunung von dem Hause trennen. Pearce sandte demnach zwei lahme Leute hin, die er gewöhnlich zur Arbeit verwendete; diese brachten die Verzäunung in kurzer Zeit zu Stande. Aber der Abuna hatte schon von seinem Zimmer aus den Garten gesehen, und die beinahe reifen Trauben, den englischen Kohl u. s. w. den einzigen in diesem Theile der Welt bemerkt. Als er erfahren hatte, wem sie gehörten, befahl er sogleich seinen Dienern eine Oeffnung in die Verzäunung zu brechen, und eilte in den Garten. Die beiden armen Lahmen warfen sich ihm zu Füßen, er schlug sie jedoch unbarmherzig, nannte sie Teufel des Feringhi, ließ die ganze Verzäunung niederreißen, und das Holz zum Feuern in seine Küche tragen. Die armen Lahmen, welche nicht davon laufen konnten, mußten sich von dem zornigen Patriarchen prügeln lassen, bis er selbst müde war, worauf er sie endlich von seinen Leuten aus dem Garten werfen ließ.

(Schluß folgt.)

Die Kriegerkaste in Indien.

(Schluß.)

Die Jagd war das Hauptvergnügen der Könige in der heroischen Zeit, doch war sie nicht bloß ein Vergnügen, sondern auch eine Wohlthat in jenen alten Zeiten, wo wilde Thiere Alles anfüllten, ehe sie vor der gewaltigen Hand des Menschen und vor seiner Civilisation zurückwichen in undurchdringliche Wälder, oder unzugängliche Sümpfe. Man muß aber die aus edlem Blut entsprossenen Jägerkönige von einigen Jägerstämmen unterscheiden, die man in den Gebirgen Windhya und andern Theilen Indiens findet. Diese letztern gehörten nicht zu den Völkern der Sanskritsprache, sondern gelten für fleischfressende Barbaren, die vom Ertrag ihrer Jagd lebten, wie die Nishadhas; man bezeichnete sie auch als Räuber, wie die Pallis oder Bhils, deren in Manu's Gesetzen und in den epischen Gedichten schon Erwähnung geschieht. Auf ihren Wägen durchzogen die Jägerkönige die Wälder, und ihre Jagden werden mit dem größten Glanze der Poesie beschrieben. Man vergleicht sie mit dem Himmelsgott, der den Donnerwagen führt. Auch die Sonne war eine solche Jagdgottheit, und das Sternbild des Orion gehört zu den ältesten in der Sternkunde des Orients und Griechenlands.

Das Leben des Jägers war ursprünglich ein nomadisches, wie das des Rinderhirten, und besonders des Pferdehirten; der Waisyas, der Sohn der Kuh, wie er sich nannte, konnte leicht den Ackerbau oder den Handel ergreifen, niemals der Kshatriyas der Reiter und Jäger war. Indeß sind nicht alle Rinder- und Pferde-Hirtenstämme Indiens Kshatriyas; die Abhiras in Kaschmir und die Gopalas in Wrindawana gehörten nie zur Kriegerkaste. Die Kshatriyas, welche Rindvieh auf die Weide trieben, sind die Yadus in der Epopöe, das Volk Krischnas, des heldenmüthigen Hirten, der sie beschützt. Die Hirten, welche Heerden von Pferden hatten, stammen ursprünglich aus den Ebenen von Bactriana, aus den Thälern von Candahar und Cabul. Man nennt sie in Indien Haihayas oder Turangamas, was gleichbedeutend mit Centauren ist.

Die Perser und Meder kennen diese unter dem Namen Aspier (Reiter), die Wedas unter dem Namen Aswapati (Reiterfürst). Sie sind von späterem Ursprung als die Govanias, Rinderhirten, hielten sich fern von ihnen, und betrachteten sich als eine höhere Race, obgleich sie wahrscheinlich von ihnen abstammten. Dieß ist der Ursprung der Kriegerkaste, die man uns gewöhnlich als Abkömmlinge von Räuberbanden darstellen will. Die indischen Schriften stellen die Räuber des Alterthums stets als wahre Wilde dar. So sind die Bhils nach dem Mahabarata Räuber, aber sie sprachen ursprünglich nicht einmal ein Idiom des Sanskrit, und konnten nie das Stammvolk von Helden seyn. Jenes eigenthümliche Volk, das unter dem Namen Zigeuner noch bis auf diesen Tag in Europa umherwandelt, und ursprünglich aus Indien stammt, wie seine Sprache darthut, scheint von jenen Bhils herzukommen, die sich im Laufe der Zeit wahrscheinlich mit andern unrein geachteten Stämmen Indiens vermischt haben.

So weit Herr von Eckstein. Wir folgten der Entwicklung seiner Ideen über die indische Kriegerkaste ohne die sie begleitende naturphilosophischen Abschweifungen mit aufzunehmen, die weder dazu beitragen, das Dunkel der Urgeschichte Indiens aufzuhellen, noch deutlichere Begriffe von dem indischen Feudalsysteme zu geben, wie wir sie in dem minder naturphilosophischen aber aus unmittelbarer Ansicht des Landes und Volkes geschöpftem Werke des Obristen Todd's über Radschastan finden. Es dürfte von Interesse seyn, einige historische Bemerkungen des Letztern in Bezug auf das indische Feudalwesen hier anzufügen. Die erste und wichtigste ist die, daß unter den Sudras und Waisyas, d. h. nach den jetzigen Verhältnissen, unter den Handwerkern und Handelsleuten, die Erbschaft der Eltern zu gleichen Theilen unter alle Kinder ge-

theilt wird, oder gemeinschaftliches Eigenthum der Familie bleibt; unter der Aristokratie und der militärischen Klasse aber, d. h. unter den Brahmanen und den Resten der Kshatriyah-Kaste ist das Erstgeburtsrecht durchaus herrschend. Dieß hängt eines Theils mit dem Stande des eigentlichen Ackerbauers, des Reiot, andern Theils mit dem ganzen Zustande des Staats zusammen. Der Reiot zahlt als Abgabe den dritten Theil des rohen Ertrags; zahlt er diesen, so wird ihm Niemand seinen ererbten Besitz am Boden entreißen, denn Niemand, am wenigsten der Feudalherr, hat ein Interesse daran. Ob der Reiot diesen dritten Theil des Rohertrags dem Beamten des Fürsten oder einem Feudalherrn zahlt, kann ihm gleichgültig seyn und ist es auch; der Fürst auf der andern Seite kann an einen Feudalherrn nicht mehr verleihen, als er selbst hat. Hierin liegt die Unverletzlichkeit der agrarischen Gesetze, von der schon Diodorus Siculus sagt, daß Krieg und feindlicher Einfall den Landbebauer unangetastet lasse. *)

Herr Eckstein bemerkt mit Recht, daß das ganze Geheimniß der alten Geschichte Indiens in dem Kampfe zwischen den Brahmanen und Kshatriyas hänge. Die Saken, Pehlwanen, Yavanas und Tschasos jenseits des Hindukoh gehörten nach Menu so gut zum Stamme der Hindu, als die Völker diesseits des Indus, und sie hörten erst dann auf zum Stamme der großen Hindufamilie zu gehören, als sie Brahmanen und heilige Bräuche von sich stießen. Bei den nordwestlichen Stämmen sank also zuerst die Macht der Brahmanen, vielleicht kam sie auch dort nie recht empor, und eben diese Stämme wurden in den innerlichen Kriegen zwischen Brahmanen und Kshatriyas von den letztern unaufhörlich herbeigerufen, was aus den Ramayana und andern Resten indischer Literatur deutlich erhellt. Unter den ewigen Kämpfen bei den stets sich aus dem Norden rekrutirenden Eroberern mußte das Feudalsystem sich ausbilden und befestigen, das von Jaggernat bis Jaggot Cunt, wie sich der Obrist Todd ausdrückt, d. h. von dem Tempel des Moloch, an den Ufern von Orizza bis zur Lade Krischnas am westlichen Ocean sich vorfindet. Nur in den unter der unmittelbaren Herrschaft der Moslemin stehenden Ländern ist es gesunken, aber die Spuren davon trifft man noch allenthalben. Man hat das Bestehen des Erstgeburtsrechts in Indien gegen alle Evidenz und Erfahrung bestritten, weil sich in den Gesetzbüchern Menu's nichts davon finde, aber wenn sich bei den zahlreichern Völkerschaften des alten Indiens ein System zeigt, das mit den Grundsätzen dieses Hindu-Gesetzgebers durchaus nicht übereinstimmt, so muß man daraus schließen, daß fremde Gesetze, wie fremde Geschlechter, sich mit den einheimischen vermengten. Die Verbindungen des nordwestlichen Indiens mit dem nordöstlichen Persien sind für uns noch in ein tiefes Dunkel gehüllt, das wohl schwerlich je besonders aufgehellt werden wird, obgleich diese Verbindungen sehr mannichfach gewesen seyn müssen. Noch bis auf diesen Tag gehören das Pandschab des Indus und jenes des Orus zu den fast unbekannten Ländern, und es ist sehr zu bezweifeln, ob europäische Waffen, und mit ihnen europäischer Forschungsgeist je dorthin dringen werden.

Einweihung der neuen Londonbrücke.

Mit großem Pompe ward diese Feierlichkeit am 1 August vorgenommen; seit Jahren hatten die Themse und die umliegenden Plätze keinen so glänzenden Anblick dargeboten. Schon zwei Tage vorher hatten die Boote und Barken, welche bestimmt waren, die doppelte Linie zu bilden, zwischen welcher der königliche Zug von der Sommerset-Treppe bis an die Londonbrücke seinen Weg nehmen sollte, ihren Standpunkt genommen; die Zahl der Boote war aber so groß, daß sie an manchen Stellen in doppelter und dreifacher Reihe hintereinander standen; manche von diesen, besonders diejenigen, welche Sommerset-House gegenüber sich aufstellten, waren mit allen Nationalflaggen Europa's geschmückt. Der Anblick der Brücken trug nicht wenig dazu bei, das Interessante der Scene zu erhöhen. Die Balustraden der Waterloobrücke waren vom frühen Morgen an gedrängt voll, und viele hatten sich mit Frühstück, Dejeûner, Mittag- und Abendessen versehen; waren also, wie es scheint, entschlossen, den ganzen Tag auszuhalten. Eintrittskarten waren mit fünfzig bis sechzig Pfund bezahlt worden. Daß die Ufer und die umliegenden Häuser gleichfalls gedrängt voll waren, versteht sich von selbst; aber ins Ungeheure geht, was von Herrn Calverts Hause erzählt wird: hier war eine Anzahl Sitze für die Hausfreunde bereit gehalten, und diese wurden, wie man sagt tausend an der Zahl, bei dieser Gelegenheit prachtvoll bewirthet.

Die königliche Familie und Ihre Majestäten versammelten sich um zwei Uhr im Palaste, und ein Viertel vor drei Uhr wurde der Zug, der aus zwölf Wagen bestand, im Garten des Palastes gebildet; um drei Uhr kündigte das Aufpflanzen der königlichen Standarte über Sommerset-House die Ankunft des Königs an. Dieses Signal ward mit lautem Hussa von der auf dem Wasser und an beiden Ufern versammelten Volksmenge und von Salven von Kanonen jeder Art auf den Werften und Barken empfangen. Das Beifallrufen ward betäubend, als der König und die Königin an den Stufen ankamen, die zu dem Einschiffungsplatze hinabführen. Als sie durch die doppelte Linie hinfuhren, ward ihre Gegenwart von den Schiffen aus, an denen sie vorbeikamen, eben so enthusiastisch begrüßt. Da die Fahrt, dem Wunsche des Königs gemäß, ziemlich langsam von Statten ging, so war es vier Uhr vorbei, als die königlichen Barken die Brücke erreichten. Diese war zum Empfange des Königs und seines Gefolgs aufs prachtvollste ausgeschmückt. Ueber den einen Theil der Brücke war eine Zeltdecke ausgespannt. Auf der Londoner Seite der Brücke in der Nähe des alten Fischmarkts war ein prächtiger Pavillon für Ihre Majestäten, das königliche Gefolge, die bürgerlichen Autoritäten u. dgl. errichtet. Erbaut aus Standarten, die einst über den Armeen fast aller civilisirten Nationen der Welt geweht hatten, entsprach er in jeder Beziehung dem Zwecke, wozu er bestimmt war. Er war so breit als die Brücke selbst, von viereckiger Form, und an den vier Ecken standen auf breiten Piedestals Gruppen von Männern in Waffenrüstung, was einen ausnehmend pittoresken Anblick gewährte. Die Säulen, die den Pavillon stützten, waren mit Flaggen, Schilden, Helmen und massiven Schwertern geziert. Die Sitze des Königs und der Königin waren unter einem ungeheuer großen Baldachin von karmoisinrothem Tuche, dessen Hinterwand von Spiegelglas gebildet wurde. Rechts und links von diesem Baldachin waren Plätze für die königliche Familie, die Minister und viele aus dem Adel. Von diesem Pavillon an dehnte sich das Zelt längs der Brücke ungefähr fünfhundert Fuß weit aus. Auf beiden Seiten waren Tafeln für die Gäste, die sich, namentlich Frauen, in großer Anzahl eingefunden hatten. Ueber der ruhmreichen Flagge von Altengland bemerkte man die schwarzen Adler von Rußland und Preußen, die Schlüssel und die Mitra des Papstes, die reichblasonirten Schilde des Königs beider Sicilien und von Spanien, die Flaggen Amerika's und die Farben von Trinity-House. Das Ganze der Brücke bot einen ungemein großartigen Anblick dar.

Nicht minder neu und imposant war der Anblick von der Brücke aus; denn so gedrängt voll waren die Schiffe, daß der Fluß einer mit Menschen angefüllten Straße glich; wäre nicht in der Mitte Raum gelassen gewesen für den königlichen Zug, so war die Täuschung vollständig. Als kurz nach

*) Der nur kriegerische Kshatriya oder Rajput konnte durchaus keinen Vortheil dabei finden, den Landbebauer zu sehr zu drücken, oder zu mißhandeln; er hatte bloß ein Interesse, den Ertrag zu genießen, und seinen Feind aus demselben zu verdrängen. Die Völker, welche von Nordwesten her, in Indien eindrangen, waren in den ältern Zeiten durchaus von demselben Stamme.

vier Uhr das laute Gejauchz die Ankunft des Königs verkündete, drängte sich Alles gegen die Brücke. Von der an der Southwark-Brücke aufgestellten Brigg wurde der königliche Gruß abgefeuert; das Geschrei des Volks am Flusse mehrte sich, die Glocken aller Kirchen mischten ihre Stimme in das ununterbrochene Freudengeschrei, und nach wenigen Minuten fuhr die erste der königlichen Barken durch das mittlere Joch der Southwark-Brücke. So ging es fort bis zur neuen Londoner Brücke, wo Ihre Majestäten ausstiegen, und die mit karmoisinrothem Tuche bedeckte Treppe hinaufgingen. Der König ward mit allen bei solchen Gelegenheiten üblichen Ceremonien empfangen, und Herr Jones, der Präsident der Kommittee, welche die Aufsicht über den Bau geführt hatte, übergab ihm eine zum Andenken an diesen Tag geprägte goldene Medaille; diese trug auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der andern stellte sie die Brücke vor mit dem Datum der dießmaligen Ceremonie und dem der Grundsteinlegung. Hierauf ging der Zug bis an das andere Ende der Brücke, womit also diese eröffnet ward. Sobald sich der König mit seinem Gefolge der Brücke näherte, stieg der Aeronaut Green mit noch einem Begleiter in seinem Luftballon auf. Der König zeigte sich mehrmals am Geländer der Brücke, und war offenbar höchst überrascht von dem Anblicke, den der Fluß darbot. Hierauf kehrte man in den Pavillon zurück, wo ein überaus glänzendes Mahl bereitet war. Nach dem Essen ward die Gesundheit des Königs und der Königin unter lautem Zurufe getrunken, und der Lord Mayor bot sodann dem erstern einen goldenen Becher von großer Schönheit dar; er brachte dem Handel der Stadt London einen Toast und trank aus dem sogenannten „Loving Cup," woran alle übrigen Mitglieder der königlichen Familie Theil nahmen. Dann trank der König noch auf die Gesundheit des Lord Mayor und der Lady Mayoresse; der erstere dankte aufs ehrerbietigste, und der König bezeigte nun seinen Wunsch, sich zu entfernen. Sein Rückweg war von demselben lärmenden Beifalle begleitet; auch der Herzog von Sussex ward mit Freudengeschrei begrüßt; Sir Robert Peel aber ausgezischt. Unglücksfälle kamen nur sehr wenige vor, troz des furchtbaren Gedrängs; nur ein junger Mensch ward von seinem Sitze ins Wasser hinabgestoßen und ertrank. Auch die Taschendiebe schienen die günstige Gelegenheit zu einer reichen Beute nicht ungerupft vorbeigehen lassen zu wollen; wenigstens hatte die Polizei schon vorher Kunde, daß sie sich hiezu vorbereiteten. Wer mit dem Zuge des Königs ging, mußte Knöpfe mit dem Bilde des Königs haben, und ein luchsäugiger Polizeibeamter hatte wenige Tage vorher ausgezeichnete Mitglieder der edlen Gesellschaft in eleganten blauen Fracks mit dergleichen Knöpfen bemerkt. Man fürchtete einige dieser Leute möchten sich, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, Eintrittsbillete erschlichen haben, um selbst unter den Augen Sr. Maj. ihr halsgefährliches Gewerbe zu treiben.

Das Mißgeschick, welches fast alle öffentlichen Bauten befahren, daß sie nur mit größtmöglicher Verschwendung ausgeführt werden können, scheint auch die neue London Brücke betroffen zu haben. Das „Westminster Review" berechnet, daß die Kosten mit Einschluß der durch die Lage der Brücke nothwendig gewordenen Demolirung von Gebäuden, sich auf drei Millionen Pfund Sterling belaufen werden. Im Jahre 1821 war der Bau auf 500,000 Pf. St. veranschlagt; im Jahre 1825 auf 900,000; im Jahre 1829 bereits auf 1,750,000, und im Jahre 1832 wird er im Verhältnisse der Progression auf 2,600,000 Pf. gestiegen seyn. Das erwähnte Journal glaubt auch tadeln zu müssen, daß man die von andern Baumeistern eingerichteten vortrefflichen Pläne, die auf bei weitem geringere Ausgaben berechnet waren, nicht berücksichtigt habe.

Schlüßlich führen wir noch aus dem „Globe," um einen Begriff von dem Aufwande des bei der Einweihung statt gefundenen Festes zu geben, die Zahlen der für das Dejeûner verbrauchten Speisen an. Aus dem Londoner Kaffeehause wurden hiezu geliefert 370 Schüsseln mit Hühnern, 150 mit Schinken und geräucherten Zungen, 50 französische Pasteten u. s. w., 75 Taubenpasteten, 40 Lendenstücke Rindfleisch, 250 Schüsseln mit Austern, 200 Schüsseln mit Salat, Gurken u. s. w., 200 Früchtentorten, 200 mit Gallerten, Kremen, Erdbeeren u. s. w., 850 Pfund Ananas, 100 Schüsseln mit Treibhausfrüchten, 100 Schüsseln mit Nektarpfirsichen, Aprikosen u. s. w., 200 mit Orleanischen Pflaumen, Rosinen, Stachelbeeren u. s. w., 150 mit savoyischen Kuchen, 500 mit Gefrornem, 100 mit kleinen Törtchen, Konfituren u. s. w. — Es waren dazu nicht weniger als 250 Aufwärter erforderlich.

Vermischte Nachrichten.

Der vormalige Präsident der Vereinigten Staaten, James Monroe, ist am 4 Julius, dem Jahrestage der Freiheit seines Vaterlands, mit Tod abgegangen. Merkwürdig ist, daß von vier Präsidenten bereits drei an diesem glorreichen Tage verschieden sind. — J. Monroe ist im Monat September des Jahres 1758 zu Monro's-Creek, in der Grafschaft Westmoreland, geboren. Bei dem Beginne der nordamerikanischen Revolution in seinem achtzehnten Jahre, ging er als Freiwilliger zur Armee, stieg bis zum Grade eines Majors und kämpfte an der Seite Lafayette's, als dieser in der Schlacht bei Brandywine verwundet wurde. Washington übertrug ihm später die Organisation eines neuen Armeekorps und ließ ihn zum Obristen eines virginischen Regiments ernennen. Nach dem Ende des Kriegs wurde er zum Deputirten im Kongresse ernannt, und begleitete später zweimal die Stelle eines Gouverneurs in dem Staate, in welchem er geboren war; auch zu diplomatischen Unterhandlungen wurde er benutzt und trug mit dem Kanzler Livingston hauptsächlich zu dem Vertrage mit Frankreich bei, durch welchen die Vereinigten Staaten Louisiana erhielten. Monroe trat unter der Präsidentschaft Madisons ins Ministerium; später wurde er selbst zu dieser hohen Würde erhoben und zum zweiten Male dazu ernannt. Nachdem er diese Stelle wieder niedergelegt hatte, verwaltete er das bescheidene Amt eines Friedensrichters im Bezirke von London, und verband sich mit Jefferson und Madison zur Gründung der Universität von Virginien. Sein leztes Staatsgeschäft war die Reform der Konstitution von Virginien, da er zum Präsidenten der Revisionskommission ernannt worden war.

•

Man findet an den Ufern des Eismeers noch die Köpfe zweier unbekannten Thierarten. Die erste Art dieser Köpfe, ein wenig größer als der des Rennthiers, hat die Zähne eines kräuterfressenden Thiers, und unterscheidet sich von dem Rennthiere nur durch die Hörner. Diese bedecken den Kopf mit einer sehr dicken Hornschichte, welche der Länge nach durch einen ziemlich engen Zwischenraum getrennt sind; weiter abwärts sind sie enger zusammengerückt, und ehe sie den Hals erreichen, biegen sie sich mit einer ziemlich kurzen Spitze aufwärts. Das Horn ist gelb mit gelbbraunen Adern. Der zweite Kopf ist ein und achtzig Centimètres lang und seine größte Breite beträgt ein und dreißig Centimètres. Die Stirn ist platt und hebt sich dann mit einem Male. Der abwärts gebogene Theil der Nase ist regelmäßig mit Reihen knochenartiger Auswüchse bedeckt, wie die Gänse sie im Kleinen und nicht so regelmäßig haben. Mit diesen Köpfen gräbt man etwas aus, was weit mehr einer Klaue als einem Horne gleicht; die längste dieser Klauen, die man kennt, ist zwanzig Centimètres lang. Dabei sind sie schmal, oben fast platt und innen schneidend, gegen unten zu biegen sie sich ein und enden in einer scharfen Spitze. Die frischen Klauen haben eine gelbgrüne Farbe; alt oder schon getrocknet sind sie braun. Von Vogelklauen unterscheiden sie sich nur durch ihre übermäßige Größe. Die Jukagiren suchen dieselben auf und brauchen sie zu ihren Bogen, welche weit elastischer werden als die von Fischbein. Sie betrachten diese Klauen und Köpfe als die Reste von Vögeln, und es cirkuliren unter ihnen viele Sagen von diesen ungeheuern Thieren. Entweder haben sie solche aus Tausend und Einer Nacht geschöpft, oder der Verfasser jener Erzählungen hat den Jukagiren die Beschreibung des Vogels Rock entlehnt. Gewiß gehören diese Köpfe auch einer Art von unbekannten Thieren an, welche durch die fürchterliche Revolution zu Grunde gingen, die den Norden Sibiriens in ein Eisland verwandelte.

•

Auf der Insel Kotelnoi zwischen den Ausflüssen der Lena und Kolhma fand man Knochen und Köpfe von Schafen und Hornvieh, unter Anderm auch einen ungeheuern Büffelkopf mit einem ganzen Horne. Zu welcher Zeit konnten Heerden, sogar von Büffeln, auf dieser Insel weiden?

•

Ein Brief aus Sevilla zeigt an, daß Herr Csomo di Körös von Kunaor dahin zurückgekehrt ist mit einer großen Menge tübetanischer Bücher. Er hat, wie es scheint, eine Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache vollendet, die ungefähr drei Jahre angestrengter Arbeit erforderten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 236. 24 August 1831.

Skizzen aus Abyssinien.

(Schluß.)

Pearce war über alles Dieß höchst aufgebracht, sah aber wohl ein, daß jede Klage eine Thorheit wäre. Der alte Ras ging jedoch, als er den Hergang erfahren hatte, sogleich zu dem Abuna, der ihm eine Zeit lang den Zutritt verweigerte, und ihm denselben erst gestattete, als er ihn eine Viertelstunde hatte vor der Thüre unter seiner Dienerschaft sitzen lassen. Anfangs sprach er sehr höflich mit dem Ras, versicherte ihn, es thue ihm ungemein leid, daß er ihn so lange habe warten lassen; da dieß aber seine, des Abuna, Betstunde sey, so hoffe er, der Ras werde es nicht übel deuten. Dieser war gleichfalls möglichst höflich, um den Patriarchen bei guter Laune zu halten, und sagte demselben sodann, der Garten gehöre Pearce, der ihn mit eigener Mühe und Kosten angelegt, und mit Saamen aus seinem Vaterlande angepflanzt habe. Pearce habe bereits, obgleich krank, sein eigenes Haus hergegeben, seine Heiligkeit möchte ihm doch den Garten lassen. Kaum hatte der Dolmetscher *) dieß zur Hälfte gesagt, als der Abuna in die größte Wuth gerieth, ihm eine Maulschelle gab, und ihm gebot, niemals wieder das Amt eines Dolmetschers zu versehen, und das Zimme im Augenblick zu verlassen. Der alte Ras ging nun gleichfalls im höchsten Unmuth; sein Zorn, so wir die Furcht ihn zu zeigen, überwältigte ihn ganz. „Die Zunge dieses Abuna," sagte er, „hat mich in's Herz verwundet; ich kann mich nicht rächen, meine Religion gebietet mir es zu ertragen, aber ich glaube, wir sind ein schwaches Volk."

Der Abuna trieb nun die Verfolgung gegen Pearce noch weiter und die Entwicklung ist nicht unmerkwürdig; er ließ seine und seiner Diener Maulthiere auf eine Pearce zugehörige Wiese treiben, und Pearce nach der Sitte des Landes die Thiere pfänden, und diejenigen, welche sie mit Gewalt wieder holen wollten, zu seinem Hofe hinausprügeln. Ein anderer Engländer. Namens Coffin, war noch bei Pearce, und da dieser gerade seine Jagdflinte bei sich hatte, so behauptete der Abuna, Coffin habe ihn erschießen wollen. Es war gerade Sonnabend vor dem großen Pfingstfest, und alsbald wurden Priester nach allen Richtungen ausgesandt, um dem Gottesdienst Einhalt zu thun, bis des Abuna Befehle vollzogen seyen. Pearce und Coffin sollten als Feringhi und Kaffers (Ungläubige) nackt ausgezogen und dreimal um den Marktplaz Antalo herumgepeitscht werden. Lebten sie dann noch, so sollten sie ins Gebiet der Gallas gebracht, und dort ihrem Schicksal überlassen werden, erstens weil Pearce seine Maulesel gepfändet und seine Leute geschlagen, und zweitens weil Coffin ihn habe erschießen wollen.

Da zugleich alle Kirchen geschlossen worden, und Niemand essen, trinken, Feuer anmachen, Wasser schöpfen, noch mit einander reden sollte, so war zu befürchten, das abergläubische Volk möchte die Fremdlinge angreifen. Der Ras sorgte deßhalb zuerst für ihre Sicherheit, gürtete dann sein Schwert um, und ging, begleitet von allen damals am Hofe befindlichen Häuptlingen zu der Wohnung des Abuna; dieser aber ließ die Thüren schließen, und vergebens bat die außenstehende Menge mehrere Stunden lang um Gehör. Endlich stand einer der Häuptlinge, Namens Warum Comfu auf, und redete das versammelte Volk, meistens Soldaten der Häuptlinge, also an: „Wer sich als einen Christen betrachtet, der weiß, daß es besser ist, einige Tage zu fasten, ja vor Hunger zu sterben, als seine Gefährten auf eine barbarische Weise aufzuopfern. Obgleich nicht von unsrer Nation, haben die Fremden unser Glück und Unglück getheilt, sie haben muthig an unsrer Seite gegen die Feinde gestritten, und sich für unser Land denselben Todesgefahren, wie wir ausgesetzt. Pearce's Benehmen in Edjo kann keinem, der dabei gegenwärtig war, entfallen seyn; Wer nicht für solche Kameraden zwei Tage fasten kann, ist kein Soldat, und Wer ihnen, um der Befehle des Abuna willen ein Leides thun will, der ist ein Feigling." Diese Rede wirkte, Hunderte von Soldaten schrien: „wir wissen nicht, was der Abuna will, daß er uns das Essen verbietet; will er Niemand leben lassen als sich selbst?" Die abergläubischen Leute rührten indeß zwei Tage lang keine Speise an, obgleich die Wotadas, Soldaten, selten fasten, und dießmal um so weniger dazu geneigt waren, da sie erfuhren, der Abuna habe zwei Kühe schlachten lassen, und feiere Feste mit seinen Leuten. Auch der arme alte Ras nahm durchaus keine Speise, und das Vieh, das er hatte schlächten lassen, ward von den Soldaten verzehrt.

Einige Priester und Bauern verlangten, daß die Befehle des Abuna vollzogen werden söllten. Da am Sonnabend Nachmittags ein furchtbares Hagelwetter mit Schloßen so groß als Muskatnüsse das Getreide, den Pfeffer und andere Feldfrüchte vernichtet, und

*) Der Patriarch sprach also die Tigrésprache, welche von der semitischen Amharasprache durchaus verschieden ist. A. d. R.

sogar einiges Vieh erschlagen hatte; so hielt der dumme Pöbel dieß für ein Strafgericht Gottes, während Andere meinten, es sey der Zorn des Himmels über ihre Thorheit, daß sie wegen der Wuth eines Mannes, der doch selbst ohne zu essen nicht leben könne, fast Hungers stürben. Indeß wagte man doch keinen Angriff auf die Fremden, die nicht allein eine gute Schutzwache hatten, sondern auch selbst entschlossen waren, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

So verfloß die Zeit bis zum Montag, wo dann der Ras, begleitet von allen seinen Häuptlingen, sich sehr früh nach des Abunas Wohnung auf den Weg machte. Anfangs schloß man ihm die Thore, als aber die Soldaten des Ras unter lärmendem Geschrei über die Mauer zu steigen, und die Achtung gegen den Abuna aus den Augen zu setzen begannen, so fing dieser an sich zu fürchten, und gewährte dem Ras Gehör. Alle Häuptlinge drängten sich mit in die Thüre, der Abuna schien sehr verdrossen und sprach kein Wort. Endlich fragte ihn Warum Comfu, ob er Pearce und Coffin Verzeihung angedeihen lassen wolle: „wir haben für sie gefastet,“ sagte er, „wo wir hätten Feste feiern sollen, und wir würden gern noch mehr für sie thun, so groß ist die Achtung, die wir für diese beiden Männer haben, und könnt Ihr (hier bückte er sich, um dem Abuna die Füße zu küssen) ihnen nicht um eurer Kinder willen vergeben?“ Es dauerte eine Weile, ehe der Abuna das Stillschweigen brach, endlich sagte er: „wie kann ich den Elenden vergeben, welche die Rücken meiner Landsleute peitschten und mit Salz einrieben, als sie in Aegypten die Oberhand hatten?“ Jetzt erhob sich ein sehr alter Priester, der bei dem Ras war und sprach: „Abuna, laßt mich ein Wort in Eurer Gegenwart sagen; ich bin ein alter Mann und so erfahren, als irgend einer meiner Landsleute. Unsere Religion lehrt uns barmherzig zu seyn, nicht Rache zu suchen, und Dem auch den linken Backen zu reichen, der uns auf den rechten geschlagen hat.“ Der Abuna befahl, den alten Mann hinauszuwerfen, ihm die Priestermütze vom Kopfe zu reißen, und erklärte ihn für ausgeschlossen aus der Priesterschaft, weil er es gewagt habe, dem Abuna Lehren zu ertheilen. Die ganze Versammlung schwieg jetzt und erwartete des Patriarchen Antwort auf die erste Bitte Warum Comfus, aber keine Antwort erfolgte, als die, daß man durch den Dolmetscher fragen ließ, warum das Volk sich nicht entferne. Dieß erzürnte die Häuptlinge, und ein Murren erhob sich. Chellica Comfu benahm sich, wie man es nannte, sehr trotzig gegen den Abuna, indem er denselben erinnerte, daß er sowohl, wie sie selbst etwas von Hams Blut in sich hätte, während Pearce und Coffin reine Abkömmlinge von Sem oder Japhet seyen. Mehrere andere sprachen noch ziemlich derb über die Sache, bis endlich der alte Ras aufstand, und mit Thränen in den Augen sagte: „Höre mich zum letztenmal, Abuna; ich kenne mehrere weiße Menschen, die ich in diesem Lande gesehen. Auch kenne ich meine Landsleute sehr wohl, und darum vergleiche ich die Weißen mit einem metallenen Topfe, die Abyssinier aber mit einem dicken irdenen Topfe. Ein metallener Topf siedet bei wenig Feuer und ist sogleich wieder kalt, wenn er vom Feuer genommen wird. So sind die weißen Männer leicht in Hitze zu bringen, aber auch schnell wieder zu versöhnen. Ein irdener Topf braucht viel Feuer bis er zum Sieden kommt, und wenn er einmal heiß geworden, so hat man Mühe ihn am Ueberlaufen zu hindern; und er siedet sogar noch geraume Zeit fort, wenn er vom Feuer weggenommen ist. Wir Abyssinier gleichen diesem irdenen Topfe: wir werden nicht leicht zornig, aber wenn wir zornig sind, so hört es auch nicht sobald wieder auf.“ Damit stand der alte Mann auf, und die ganze Versammlung zerstreute sich, sie waren aber noch nicht weit weg, so ließ der Abuna bekannt machen, er habe Pearce und Coffin vergeben, und das Volk könne jetzt wieder seinen regelmäßigen Geschäften nachgehen.

Es ist bereits oben des unter dem Volke herrschenden Aberglaubens in Betreff der Eisenarbeiter und Töpfer (Budjas) Erwähnung geschehen. Außerdem, daß man ihnen zuschreibt, sich in Hyänen oder andere wilde Thiere verwandeln zu können, erzählt man sich auch eine Menge seltsamer Geschichten von Krankheiten, die sie ihren Feinden durch ihr „böses Auge“ anhängen; und die Abyssinier sind so sehr überzeugt, daß diese unglücklichen Schmiede in ihren mitternächtlichen Verwandlungen die Gräber berauben, daß Niemand es wagt, Quanter, d. h. getrocknetes Fleisch in ihren Häusern zu essen, während man durchaus keine Abneigung zeigt, ein Gericht frischen Fleisches mit ihnen zu verzehren, wo die vorgenommene Abschlachtung des Thiers ihren frühern schrecklichen Wahn mit einemmale zerstreut. Pearce's Gefährte, Coffin, erzählt Folgendes, wovon er Augenzeuge war. Einer seiner Bedienten war ein Budja, und erbat sich eines Abends von seinem Herrn die Erlaubniß, sich bis zum andern Morgen entfernen zu dürfen. Die Erlaubniß ward ohne Umstände ertheilt, und der junge Mann ging; kaum hatte sich aber Herr Coffin zu seinen andern Bedienten umgewandt, als einer von diesen ausrief: seht! seht! da verwandelt er sich in eine Hyäne! Herr Coffin blickte augenblicklich hin, sah allerdings von der Verwandlung nichts, aber der junge Mann war verschwunden, und eine große Hyäne rannte in der Entfernung von ungefähr hundert Schritten dahin. Dieß geschah in einer offenen Gegend, wo kein Baum und kein Busch die Aussicht hinderte. Der junge Mann kehrte am Morgen zurück, ward von seinen Gefährten wegen seiner Verwandlung angegangen, und schien nach der Weise seiner Standesgenossen die Sache eher zu bestätigen, als zu läugnen. Aus diesem letztern Umstande scheint hervorzugehen, daß dieser Aberglaube von den Budjas selbst absichtlich unterhalten wird, und der Grund davon ist vielleicht der, daß ihre Geschäftszweige zu den gewinnreichsten im Lande gehören, und da sie ausschließlich in den Händen einiger Familien sind, wo das Recht vom Vater auf den Sohn übergeht, so wollen sie sich wahrscheinlich dadurch gegen alle Concurrenz schützen, fangen vielleicht einige Hyänen, und behängen sie mit Ohrringen, und lassen sie sodann wieder laufen. Doch nicht das Volk allein ist so abergläubisch, auch unter den Vornehmen scheint die Aufklärung noch nicht sehr weit gediehen zu seyn. Herr Coffin erzählt von einem Besuche des Ras in der Kirche von Chelicut, wo besonders die von Coffin aufgestellte Orgel seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er guckte in die Blasbälgekästen, und schien in tiefes Nachdenken versunken. „Ich höre es Athem schöpfen,“ sagte er, als die Bälge angezogen wurden, die aber ein kleines Loch hatten, aus dem der Wind hervorzischte. Der Ras hielt sein Ohr näher und sagte: „Beim heiligen Michael, es ist eine Schlange darin!“ — Er sprang mit Schrecken zurück und meinte, solch ein Ding, worin ein Teufel stecke, könne nicht für

eine Kirche passen. Aller Warbe, der Oberpriester, der dabei stand, sagte: „Sanvar, erlaube mir zu sagen, daß es ein Engel und kein Teufel ist; unsere Kirche hat, seitdem das Werk hereinkam, keinen Schaden erlitten, vielmehr an Glück und Segen zugenommen. Ito Pearce hat in Gegenwart des Cormart (die Versammlung der Priester) es geöffnet, und alle waren der Meinung, daß nur eine menschliche Weisheit, wie Gott sie Salomon verlieh, so etwas zu Stande bringen könne. Abuna Comfu hat uns gesagt, daß er zu Rom in der Kirche des heil. Peter und Paul eines sah, das zwanzigmal größer noch als dieses ist."

Daß die Priester den Glauben des Volks an Zaubereien und Teufelsbeschwörungen benutzen, im Lande herumziehen, das Volk betrügen und sich bereichern, ist eine Erscheinung, wegen der wir nicht nach Abyssinien zu gehen brauchen; wir können deßhalb die Beispiele hievon füglich überspringen, und wollen für jetzt nur noch einige Eigenheiten in den Verhältnissen der Weiber erwähnen. In Amhara sowohl als in Tigré werden die Mädchen unglaublich jung verheirathet. Wenn sie nach den Ansichten der Eltern das Alter hiezu haben, so schmückt man ihre Haare, und schwärzt ihre Augen mit einem Mineral, Cohot genannt, das sie von den aus Aegypten kommenden Karawanen erhalten; auch die Hände werden mit einer Wurzel, Socella genannt, dunkelroth gefärbt. So setzt man sie bei trockenem Wetter an die Thüre, daß Jeder sie betrachten kann, dabei spinnen sie, oder reinigen Korn, und die Mütter lehren sie, wenn junge Leute oder Fremde vorübergehen, das Weiße ihrer gewöhnlich sehr großen Augen hervorzudrehen, und wenn man Fragen an sie richtet, mit Bescheidenheit zu lächeln. Wenn irgend Jemand, er sey jung oder alt, an einem an der Thüre sitzenden Mädchen Gefallen findet, so geht oder sendet er zu ihrer Mutter oder einer sonstigen nahen Verwandten, und hält um sie an. Die von höherem Range, wie Distriktsoberhäupter, Landbesitzer oder Handelsleute, sehen sich gewöhnlich nach Schwiegersöhnen von Leuten um, die denselben Rang haben wie sie, und die Heirath wird in Gegenwart der Schummergildas geschlossen, wobei die Eltern beider Theile eine Ausstattung geben. Nur die Hälfte von der Ausstattung der Tochter erhält der Sohn, obgleich in Amhara beide gleich sind. Bei der Heirath des Sohns oder der Tochter eines Häuptlings geben die Eltern eine gewisse Anzahl Feuergewehre, Säbel, Vieh, Kleider, baares Geld und Salz, die gewöhnliche Currentmünze des Landes. Die Heirath wird sehr festlich begangen.

Die abyssinischen Frauen sollen einer ganz seltsamen Krankheit unterworfen seyn, deren Heilung noch weit seltsamer ist. Pearce's eigne Frau ward davon befallen, er hielt es anfangs für Verstellung und versuchte die Peitsche, jedoch ohne Erfolg. Man nennt die Krankheit Tigretier, gewöhnlich sind ihr nur Weiber, doch manchmal auch Männer unterworfen. Anfangs gleicht sie einem heftigen Fieber, bald aber wird sie zehrend, verwandelt die Kranken in Skelette, und tödtet sie oft, wenn die Verwandten nicht das geeignete Heilmittel anwenden können. Die Sprache wird zu einem Stammeln, das Niemand versteht, als wer gleichfalls an dieser Krankheit darniederliegt. Sobald die Verwandten überzeugt sind, daß die Krankheit die wirkliche Tigretier ist, so vereinigen sie sich, um die Kosten der Heilung zu bestreiten. Zuerst wendet man sich an einen gelehrten Doktor (Priester), welcher das Evangelium Johannis liest, und den Kranken sieben Tage lang täglich mit kaltem Wasser überschüttet, wovon, wie natürlich, der Kranke häufig stirbt. Die wirksamste Heilung aber ist folgende. Die Verwandten dingen um eine bestimmte Summe eine Bande Trompeter, Pfeifer und Trommler, man kauft eine Menge Getränke, und versammelt alle jungen Männer und Weiber des Orts in dem Hause der Kranken, wo, wie Pearce erzählt, folgende seltsame Ceremonie vorgenommen wird. „Ich wurde einst von meinem Nachbar zu seiner jungen Frau gerufen, die mit dieser Krankheit befallen war; sie wies meine Arzneien nicht zurück, diese halfen aber durchaus nichts, weder ich noch irgend einer ihrer Verwandten konnten sie während dieser Zeit ein Wort verstehen. Der Anblick eines Buchs oder eines Priesters verursachte ihr Zuckungen, und eine Fluth von Thränen, wie Blut mit Wasser gemischt, entströmte ihren Augen. Drei Monate lag sie in diesem Zustande, und hatte während der Zeit so wenig Nahrung zu sich genommen, daß es kaum möglich schien, wie sie dabei leben konnte. Endlich entschloß sich ihr Mann zu dem gewöhnlichen Mittel; er dingte die Bande, entlehnte von seinen Nachbarn allen ihren Silberschmuck, und belud ihre Arme, Beine und ihren Nacken damit. Als am Abend die Bande mit ihrer Musik anfing, saß ich hart an ihrer Seite, nach zwei Minuten begannen ihre Schultern sich zu bewegen, bald darauf ihr Kopf und ihre Brust, und in weniger als einer Viertelstunde saß sie aufrecht da. Ihr wilder Blick veranlaßte mich, obgleich sie zuweilen lächelte, mich etwas zu entfernen, da es mich beinahe beunruhigte, ein halbes Skelett sich mit solcher Kraft bewegen zu sehen; ihr Kopf, Hals, Hände, Schultern und Füße bewegten sich nach dem Klange der Musik, und so ging es fort, bis sie aufrecht auf dem Boden stand. Endlich begann sie zu tanzen, manchmal zu springen, und als der Lärm der Musik und der Sänger zunahm, sprang sie oft drei Fuß hoch vom Boden. Hiebei zeigte sie nicht die geringste Ermüdung, obgleich die Musiker völlig erschöpft waren, und als diese innehielten, um sich durch Trinken zu erfrischen und ein wenig auszuruhen, zeigte sie Mißvergnügen. Am folgenden Tage wurde sie dem Gebrauch dieser Kurmethode zufolge, auf den Markt gebracht, wo mehrere mit Maize oder Tsug zum Trinken für die Musiker und Tänzer gefüllte Gefäße standen. Als die Musik begann, fing sie an zu tanzen, und während derselben die allerwunderlichsten Stellungen anzunehmen. Dieß dauerte den ganzen Tag. Gegen Abend begann sie ihren Silberschmuck von Hals, Armen und Beinen nach und nach fallen zu lassen, so daß sie nach drei Stunden davon völlig entblößt war. Ein Verwandter ging ihr nach, las den Schmuck, den sie fallen ließ, auf, und gab ihn sodann den Eigenthümern zurück. Als die Sonne unterging, sprang sie auf einmal mit einer Schnelligkeit fort, daß die raschesten Läufer ihr nicht gleich kommen konnten, aber in einer Entfernung von 200 Schritten ungefähr fiel sie nieder, als hätte sie ein Schuß getroffen. Bald darauf ging ein junger Mann zu ihr hin, feuerte ein Gewehr über ihr ab, schlug sie mit der breiten Seite seines großen Messers auf den Rücken, und fragte sie um ihren Namen, worauf sie mit völliger Besinnung antwortete; ein sicherer Beweis ihrer Heilung, denn während der Krankheit antworten die damit Behafteten nie, wenn man sie bei ihrem Taufnamen ruft. Sie wurde nun in einem

Zustande von großer Schwäche nach Haus gebracht, und ein Priester taufte sie wieder im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, womit die Ceremonie ein Ende hatte.“ —

Die neue London Brücke.

Man hat Grund zu glauben, daß die Erbauung der ersten Brücke über die Themse zwischen die Jahre 993 und 1016 fällt; sie war von Holz und lag ein wenig ostwärts von der jezt so genannten alten London Brücke. Diese hölzerne Brücke wurde im Jahre 1136 sehr durch Feuer beschädigt und im Jahre 1163 wieder aufgebaut. Im Jahre 1209 endlich erbaute man die gegenwärtig noch stehende steinerne alte Brücke, die jedoch, wie sich leicht denken läßt, im Laufe der Zeit mannichfache Veränderungen erfuhr.

Die Akte zur Erbauung der neuen Brücke erhielt die königliche Genehmigung am 4 Julius 1823. Der erste Rostpfahl wurde am 15 März 1824 geschlagen, und der Grundstein am 15 Junius 1825 gelegt. Die feierliche Eröffnung derselben ist bereits in dem gestrigen Blatte mitgetheilt worden.

Dieses große Bauwerk wurde nach Herrn Rennie's Plan und unter seiner und seines Sohnes Leitung von den Entrepreneurs Joliffe und Banks ausgeführt. Die nach dem anfänglichen Vertrage stipulirte Summe betrug 426,000 Pf. St., und 30,000 Pf. für nothwendige Veränderungen und Reparaturen an der alten Brücke. Diese Summe wurde im Gange des Baues auf 506,000 Pf. St. erhöht, wozu die Lords der Schazkammer 42,000 Pf. Zuschuß bewilligten, um die Brücke sechs Fuß breiter auszuführen als Anfangs bestimmt war, nämlich zwei Fuß auf dem Fahrwege und zwei Fuß auf jeder der beiden Fußbahnen.

Die jezt eröffnete Brücke besteht aus fünf schön geformten elliptischen Bogen, von denen der mittlere 152 Fuß in der Breite (der breiteste elliptische steinerne Bogen, der bis jezt noch bekannt ist) und 29 Fuß 6 Zoll in der Höhe hat. Die Pfeiler auf beiden Seiten dieses prachtvollen granitnen Bogens haben 24 Fuß im Durchmesser. Die Bogen zu beiden Seiten des Hauptbogens haben eine Spannung von 140 Fuß und 27 Fuß 6 Zoll Höhe. Die Pfeiler zwischen diesen und den Uferbogen messen 22 Fuß in der Breite. Die äußersten Bogen zunächst dem Ufer sind in einer Breite von 130 Fuß und in einer Höhe von 24 Fuß, 6 Zoll gesprengt. Die Widerlager der Brücke messen 73 Fuß an der Basis.

Diese fünf Bogen sind von einander durch glatte Granitpfeiler mit massiven Vorlagern und Eisbrechern getrennt; ober ihnen in gleicher Richtung mit der Fahrbahn läuft eine kühn vorspringende doppelte Kranzleiste nach Art der antiken Stammillen hin. An den beiden äußersten Enden der Brücke gehen zwei gerade Treppen von 22 Fuß Breite an den Fluß hinab.

Die ganze Länge des Wasserwegs beträgt 692 Fuß; die Länge der Brücke mit Inbegriff der Widerlager 928 Fuß, ohne die Widerlager 782 Fuß; die Breite der Brücke von Brustwehr zu Brustwehr 56 Fuß; die Breite der Fahrbahn 36 Fuß; die eines jeden Trottoirs 9 Fuß. Die ganze Höhe der Brücke an der östlichen Seite vom niedersten Wasserstande an gerechnet mißt 55 Fuß.

Die Pfeilerroste sind von Buchenholz, mit eisernen Spizen versehen, und zwanzig Fuß tief in den zähen blauen Thon eingerammt, der das Flußbette bildet. Auf den Kopf dieser Rostpfähle sind zwei Reihen horizontaler Riegelhölzer von zwölf Zoll im Gevierte gelegt, und diese mit buchenen Planken von sechs Zoll Dicke belegt, auf denen das unterste Mauerwerk ruht.

Die Außenwände bestehen aus dreierlei Granitarten: die östliche Seite aus purpurrothem Aberdeener, die westliche aus lichtgrauem Devonshirer und die Schlußsteine der Brückenbogen aus dem rothbraunen Granit von Peterhead. Die Füllung der Pfeiler, der Fahrbahn u. s. w. besteht aus hartem Derby, Bramley Hall und Whitby Gestein.

Der äußere Anriß der Brücke bestand nach der ursprünglichen Zeichnung des jezt verstorbenen Rennie in einem sehr flachen Bogensegment, das durch eine vorgenommene Erhöhung der Uferbogen noch flacher geworden ist, und gegenwärtig nur sieben Fuß steigt.

Vermischte Nachrichten.

Es ist auffallend, daß unter den Hindernissen, welche der Bekehrung der Hindu's zum Christenthum entgegenstehen, den Erbfolgegesezen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Nach den gelehrtesten Kommentatoren verliert der Hindu, wenn er seine Religion ändert, alles Recht auf Erbschaften, und nach der Behauptung einiger sogar das Recht auf erworbenes Eigenthum. Bis jezt haben Bekehrungen fast nur unter der ärmern Klaße Statt gefunden, und drei oder vier Beispiele sind bekannt, wo der Bekehrte durch seinen Uebertritt zum Christenthum ein beträchtliches Vermögen verlor, oder vielmehr aufgab; denn die Frage ist wahrscheinlich nie in einem Gerichtshofe vorgekommen. Wie ein solcher sie entscheiden würde, ist nicht leicht zu sagen; der gesunde Menschenverstand und die Gerechtigkeit eines christlichen Richters würde sich gegen die intolerante Lehre der Hindu's empören; und da jeder Tag die Nothwendigkeit auferlegt, zum Besten des Volks selbst die abgeschmackten Hindugeseze zu verlezen, so könnte die Nothwendigkeit wohl auch in diesem Falle eine denselben entgegengesezte Entscheidung rechtfertigen.

Im Laufe des lezten Dezembers kam auf dem Dampfboote Irawaddy ein birmanischer Gesandter mit einem Gefolge von fünf und achtzig Personen in Calcutta an. Der birmanische Hof scheint durch den lezten Krieg nicht hinreichend gedemüthigt zu seyn. Die Grenzen von Assam sind ein Gegenstand des Streits zwischen beiden Regierungen, und die Unterhandlungen werden von den birmanischen Beamten auf eine nichts weniger als versöhnliche Weise geführt. Sie nehmen in der Unterredung mit den Engländern einen hohen Ton an, und sagen, der König werde die Ansprüche, welche die brittische Regierung hinsichtlich der Grenzen gemacht habe, durch Kanonen entscheiden lassen. Sie glauben, der lezte Krieg sey für die brittischen Truppen so nachtheilig gewesen und habe die Hülfsquellen der Engländer so erschöpft, daß sie Alles ungestraft wagen könnten. Der Beweis hievon liegt darin, daß von den stipulirten Kriegskosten neun Laks noch unbezahlt sind, troz der heftigen Drohungen der brittischen Residenten.

Wenn man den noch ungedruckten Memoiren der Herzogin von Perth Glauben schenken darf, die jezt an einen Londoner Buchhändler verkauft seyn und wichtige Mittheilungen über den Hof Ludwigs XIV und Königs Jakob während seines Aufenthalts zu Saint-Germain-en-Laye enthalten sollen: so ist das englische Nationallied „God save the King“ bloß eine Uebersezung aus dem Französischen. „Als der König Saint-Cyr besuchte,“ erzählt die Herzogin, „und die Kapelle betrat, sangen die adeligen Fräulein folgende Worte, die von dem Sieur de Sully komponirt waren:

Grand Dieu, sauvez le roy!
Grand Dieu, sauvez le roy!
Vangez le roy!
Que toujours glorieux,
Louis victorieux
Voye ses ennemis,
Toujour soummis.
Grand Dieu, sauvez le roy!
Grand Dieu, sauvez le roy!
Vive le roy!

Nur wenige Schriftsteller werden sich rühmen können, mit ihrer Feder so viel verdient zu haben als Scribe, der gegenwärtig ein jährliches Einkommen von fünfzigtausend Franken genießt. Das Kapital davon ist die reine Frucht seiner dramaturgischen Thätigkeit. Scribe trat als Dichter zuerst im Jahre 1816 auf, so daß er also sein Vermögen, das sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf sechzigtausend Pfund Sterling beläuft, innerhalb fünfzehn Jahren erworben hat. Hierin übertrifft er bei weitem Walter Scott, den man bisher für den erwerbreichsten Schriftsteller gehalten hat. Von Scribe's Fruchtbarkeit sich einen Begriff zu machen, braucht man indeß bloß zu wissen, daß zu Paris in einer Woche drei und zwanzig neue Stücke von ihm auf den verschiedenen Theatern gegeben wurden.

Es ist bekannt, daß Alexander der Große einem indischen Gaukler, der sich rühmte, eine Erbse durch ein Nadelöhr werfen zu können, einen Mezen Erbsen zum Lohne geben ließ; nicht so vielleicht, was der brittische Salomo Jakob I einem Manne verlieh, der zur Feier des Einzugs des Königs in Salisbury auf dem Thurmknopfe der Kathedrale sich auf den Kopf stellte — er gab ihm und allen seinen männlichen Nachkommen (die weiblichen sollen davon ausgeschlossen gewesen seyn) das Privilegium, auf allen Kirchthurmknöpfen von England auf dem Kopfe zu stehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 237. 25 August 1831.

Jagdstücke aus Nordamerika. *)

1. Die Jagd des Cougar oder amerikanischen Löwen. **)

In dem Theil des Mississippi-Staates, welcher sich bis auf das Choctaw-Gebiet erstreckt, liegt ein großer Sumpf, der an den Ufern des Mississippi, nicht weit von einem Chicasaw Dorfe, an der Mündung einer kleinen, unter dem Namen Vanconnah bekannten Bucht beginnt, und durch das Austreten mehrerer großen Landseen zum Theil überschwemmt wird, von denen der größte, der jenen Sumpf in seiner ganzen Ausdehnung durchschneidet, sich nicht weit von der Mündung des Flusses Yazoo ergießt. Dieser merkwürdige Landsee wird der falsche Fluß genannt. Der erwähnte Sumpf folgt den Krümmungen des Yazoo, bis dieser aufwärts gegen Nordost sich in zwei Arme theilt und einen Fluß bildet, welcher der Kaltwasserfluß genannt wird, unterhalb welchem der Yazoo Zufluß von einem andern Landsee erhält, sich gegen Nordwest wendet und den falschen Fluß nicht weit von der Stelle durchschneidet, wo dieser sein Wasser vom Mississippi erhält. Diese vielleicht etwas allzu ausführliche Nachricht von der Lage dieses Sumpfes glaube ich deßhalb geben zu müssen, um alle Naturforscher, welche zufällig dieses Wegs kommen sollten, auf ihn aufmerksam zu machen und sie zu einer Untersuchung desselben zu veranlassen, die sich reichlich belohnen würde, da er einen Ueberfluß an seltenen und interessanten Gewächsen, Vögeln, Quadrupeden, Reptilien und Mollusken enthält, von denen viele noch gar nicht beschrieben sind.

Bei Gelegenheit eines meiner Streifzüge stieß ich an den Ufern des Kaltwasserflusses auf die Hütte eines Ansiedlers, in welchem ich einen guten Jäger und einen Mann kennen lernte, der mit der Lebensart der größern Thiere und Vögelgattungen wohl bekannt war, wie es denn jene abenteuerlichen Einsiedler in den unbebauten Gränzdistrikten meist zu seyn pflegen. Dieser Mann zeigte mir einige Bären- und andere kostbare Felle, die er auf jenem Sumpf erbeutet, wobei er mich versicherte, daß jene Gegend von merkwürdigen Thieren wimmle; zugleich rieth er mir, eine Jagdpartie dahin zu unternehmen. Auf meine Frage, ob er mich durch den großen Sumpf begleiten wolle, nahm er zu meinem Vergnügen alle meine Vorschläge bereitwillig an, so daß wir bald mit einander über den Tag einig wurden, an welchem unser Streifzug angetreten werden sollte. Ich brachte die Nacht mit meinem Wirth, seinem Weib und seinen zwei Söhnen, in dem einzigen Gemach der Hütte auf Bärenfellen zu.

Mit Tagesanbruch weckte mich die Stimme des Ansiedlers, der seine Schweine zusammen rief, die in einem beinahe wilden Zustand leben und ihr Futter sich in den Wäldern suchen. Ich war bald angekleidet und begab mich zu ihm. Die Schweine hatten sich auf den Ruf ihres Herrn, der ihnen etwas Körner vorwarf und sie überzählte, versammelt; er klagte mir, daß ihre Anzahl durch die Verwüstungen eines großen Panthers, so wird in Amerika der Cougar genannt, sich sehr vermindert habe, und daß dieses räuberische Thier, von dessen Kühnheit er mir manches merkwürdige Beispiel erzählte, sich nicht mit den Ferkeln allein begnüge, sondern ihm auch schon Kälber entführt habe, und daß er troz aller Mühe es noch nicht habe erlegen können. Gereizt von seiner Beschreibung, erbot ich mich ihm bei der Jagd seines Feindes beizustehen, worüber er zwar sehr erfreut war, mich aber versicherte, daß, ungeachtet mehrere seiner Nachbarn mit ihren Hunden uns begleiten würden, der Versuch dennoch fruchtlos seyn werde. Bald nachher bestieg er ein Pferd, um mit seinen Nachbarn, von denen einige mehrere Meilen von ihm entfernt lebten, wegen des Tages Verabredung zu treffen, an dem sie zur Jagd zusammen kommen wollten.

An einem schönen Morgen versammelten sich die Jäger bei Sonnenaufgang vor der Thüre der Hütte. Es waren ihrer fünf, alle vollständig zur Jagd ausgerüstet und auf Pferden, die in manchen Gegenden von Europa als elende Klepper betrachtet werden würden, die aber durch Ausdauer, Schnelligkeit und Stärke weit besser zur Verfolgung eines Bären oder Cougar durch Wälder und Sümpfe geeignet sind, als irgend eine andere Pferderace. Eine Koppel häßlicher Hunde machten eben mit denen meines Wirths Bekanntschaft, als seine beiden besten Pferde vorgeführt wurden, die er und ich bestiegen, während seine Söhne sich mit schlechteren begnügen mußten.

Es wurde nur wenig gesprochen, bis wir eine Spitze des Sumpfes erreicht hatten, wo beschlossen wurde, daß die Gesellschaft

*) Hunting the Cougar or American Lion; and Deer Hunting, by John James Audubon.

**) Nach Linné Felis concolor; nach Trail Felis Puma; im vierten Theil des Wernerischen Verzeichnisses.

sich zerstreuen solle, um die frische Spur des Panthers aufzusuchen; Derjenige, welcher sie finden würde, sollte in sein Horn blasen und auf dem Platze bleiben, bis alle sich bei ihm versammelt hätten. Noch war keine Stunde verflossen, als ein Hornruf ertönte; und fest an den Ansiedler geschlossen, ging es jetzt durch dichtes Gehölz, dem von Zeit zu Zeit ertönenden Rufe des Jägers zu. Wir erreichten bald den Platz, und kurz nach uns trafen auch die Uebrigen ein. Der beste Hund ward voraus geschickt, um den Cougar aufzuspüren, und in wenig Augenblicken folgte die ganze Koppel emsig spürend nach dem Innern des Sumpfes. Die Flinten wurden nun in Stand gesetzt, und die Gesellschaft folgte den Hunden in verschiedenen Entfernungen, doch so, daß Einer den Andern im Gesicht behielt, fest entschlossen, auf kein anders Wild zu schießen, als auf den Panther.

(Schluß folgt.)

Russische Novellen und Novellendichter. *)

Thaddäus Bulgarin.

Wenn Thaddäus Bulgarin an Fruchtbarkeit sich nicht mit dem federfertigen Alexander Orlow messen kann, der in diesem Jahre allein fünfzehn größere und kleinere Romane zu Moskau in Druck gegeben hat, **) so kann er doch außer Puschkin der populärste aller lebenden Schriftsteller Rußlands genannt werden — populär nicht sowohl als Günstling des Publikums, sondern vielmehr in Betracht seines Styles und der Wahl und Behandlung seines Stoffes. Es läßt sich zwar nicht behaupten, daß in seinen Schriften eine Ader besonderer Originalität fließe, aber er ersetzt sie durch Talent, Gewandtheit und Fleiß; während die Gegenstände seiner Dichtungen von einer Art sind, daß sie einen großen Kreis von Lesern ansprechen, und Rußland mit jenen Luxusartikeln unterhaltender Lektüre versehen, die es bis jetzt von dem Auslande beziehen mußte. Allerdings sind diese inländischen Produkte nicht an und für sich wegen ihres innern Werthes schätzbar, verdienen aber dennoch jede Aufmunterung. Bulgarin's Verdienst wäre immer groß genug, bestände es auch in weiter nichts, als unter seiner Nation die Leselust geweckt zu haben. Der einmal in die dürre Steppe geworfene Brand greift mit unwiderstehlicher Schnelligkeit um sich, verzehrt das schädliche Gewürm des Despotismus und der Dummheit, und düngt mit seiner Asche den Boden für künftige Anpflanzungen. Der angeregte Geist wird nach neuer Nahrung begierig, die Nachfrage nach schriftstellerischen Erzeugnissen vermehrt sich; und ist die Bahn gebrochen, auf welcher das Talent der Anerkennung entgegegen eilen kann, so wird es auch nicht an Schriftstellern fehlen, die sie betreten, und vielleicht auch Werke von höherem Verdienste zu Tage fördern werden.

Die russische Literatur war bis jetzt nur noch mit sehr wenigen Erzeugnissen der sogenannten schönen Wissenschaften gesegnet, und diese wenigen waren von geringer Bedeutung. Diesem Mangel ist es auch zuzuschreiben, daß die russische Prosa noch allzu wenig von jener Elastizität und Ausbildung erlangt hat, zu der allein eine mannichfaltige Originalität eine Sprache erheben kann. Hätte Batiuschkov seine Feder diesem Fache zu weihen fortgefahren, so würde er seine Muttersprache ohne Zweifel mit einigen Meisterwerken bereichert haben; seine prosaischen Versuche sind ausgezeichnet durch die zierliche Schönheit ihres Styles; allein sie sind allzusehr nur bloße Versuche und stehen allzu vereinzelt da, als daß sie den Zweig der Literatur, der bis jetzt in seinem Vaterland noch so unfruchtbar geblieben ist, zur vollen Blüthe treiben konnten. Dasselbe gilt von den Werken des Fürsten Wiazemsky, Glinka's u. A. m., die bei allem innern Werthe doch bei weitem nicht imposant genug aufgetreten sind, um dem Geschmack eine Richtung zu geben, oder die erwähnte Lücke auszufüllen. Alles was in dieser Art bis jetzt geleistet wurde, blieb auf einige Beiträge zu Journalen und andere kleine Arbeiten beschränkt, die in einigen müßigen Stunden vollendet nicht jenen Eindruck auf das Publikum hervorbringen konnten, den eine mit Ausdauer fortgesetzte Kraftanstrengung allein zu erringen vermag. Die kleinen noch so zierlich aufgeschossenen Blumen werden übersehen und zu Boden getreten, nur der Baum, der in kräftiger Entwicklung stämmig geworden, mit seinen Zweigen nicht blos Duft, sondern auch Frucht und Schatten bietet, wird gepriesen und bewundert. Dieses Schicksal erfuhren auch unsre kleinen Dichter, die ersten Frühlingsboten unserer schönen Literatur, wie Gesner, Salis, Matthison, Hölty u. s. w., die fast vergessen wie Veilchen am Zaune stehen, und kaum noch ein oder das andere kindliche Gemüth erfreuen; während wir vor unsern großen vaterländischen Eichen Schiller und Goethe hinauflauschen nach dem wunderbaren Brausen des Geistes, der aus ihren Wipfeln spricht. Auch Puschkin zersplitterte seine großen Talente zu bloßen skizzenartigen Bruchstücken, statt sie zu einem Werke von nur einigermaßen beträchtlichem Umfange gesammelt in Bewegung zu setzen.

Bei einer solchen literarischen Unfruchtbarkeit auf russischem Boden, erscheint Bulgarin als der erfreuliche Vorbote einer gesegneten Zukunft, und stellt sich um so vortheilhafter dar, als man aus seinen, wenn auch minder vollkommenen, Zeichnungen, doch ein

---

*) Nach dem Foreign Quarterly Review, Julius-heft.

**) Die übersetzten Titel dieser Schriften sind: 1) Begegnung der Pest und der Cholera, oder die unerwartete Vereitlung menschlicher Absichten. Moskowische Erzählung. 21 S. 2) Die Beerdigung eines Kaufmanns, oder zwei einander widersprechende Testamente. Gedicht. 19 S. 3) Die Chlunowschen Steppenbewohner Ignat und Ssidor, oder die Kinder Iwan Wuishigins. 2 Bde. 4) Der Ritter vom weißen Schuhu, Schtschetina, Erbe des Ilja Muromez. Satyrischer Roman. 74 S. 5) Der Falke wäre wohl ein Falke gewesen, aber die Henne hat ihn aufgegessen, oder die entlaufene Frau. 44 S. 6) Die Gastwirthe, oder das rothe Bändchen der Frau. 39 S. 7) Der ächte russische Kaufmann, oder die Hochzeit der schönen Parania. 24 S. 8) Die lebendigen Ohnmachten oder Schattenrisse der Unwissenheit, Ränkesucht, Dummheit und des Betruges. 34 S. 9) Das traurige Schicksal. 59 S. 10) Dunlatschka, kritischer Roman. 36 S. 11) Der bankerutte Kaufmann. Moralisch-satyrischer Roman. 40 S. 12) Die Chlunowschen Hochzeiten Ignat's und Ssidor's, der Kinder Iwan Wuishigin's. Satyrischer Roman. 112 S. 13) Tod des Iwan Wuishigin, moralisch-satyrischer Roman, nebst dem Porträt des Verfassers und der genealogischen Tabelle des Iwan Wuishigin. 78 S. 14) Die Krähenfedern, satyrische Erzählung. 55 S. 15) Marfa Iwanowna Wuishigin. 2 Theile. — Der Titel der letztgenannten Schrift war als ein Scherz angekündigt worden, und ist von Orlow aufgegriffen und ausgeführt worden.

Russischer Merkur.

richtiges Bild von den ihm vor Augen gestandenen Originalen erhält, und oft mehr als eine oder zwei Figuren, auf denen der Blick mit Vergnügen weilt. Wenn man so lange nur bissenweise seinen Hunger stillen mußte, und bei dem Verlangen nach einer derbern Kost die niedlichen Speisen auf dem Gaumen zerfließen fühlte, so gewährt es immer keine geringe Befriedigung, einmal zu einem nahrhaften Essen sich niedersetzen zu können, wenn auch nicht zu einem glänzenden Gastmahl.

Thaddäus Bulgarin, obgleich er jetzt völlig als Russe betrachtet werden kann, ist von Geburt ein Pole, und erblickte das Licht der Welt in Litthauen im Jahre 1789. Er gehört einer angesehenen Familie an, und sein Vater und viele seiner Anverwandten nahmen thätigen Antheil an dem preiswürdigen Kampfe, durch welchen Kosciuszko sein Vaterland von einem schmachvollen Joche zu befreien strebte. Durch den unglücklichen Ausgang der polnischen Revolution erlitt das Vermögen seines Vaters eine solche Zerrüttung, daß sich Bulgarins Mutter genöthigt sah, nach Petersburg zu gehen, wo ihr der General Ferven, der die Familie in Polen gekannt hatte, rieth, ihren Sohn in die Militärschule unterzubringen, über die der General die Oberaufsicht führte. Unter diesen Umständen betrat der Knabe im Jahre 1798 diese Anstalt, aber sein Vater, der damals gefährlich krank darnieder lag, wurde durch die Trennung von seinem Kinde so angegriffen, daß der Kummer bald darauf seinem Leben ein Ende machte. Thaddäus vergaß hier bald seine Muttersprache und wurde völlig in einen Russen umgeschaffen. Schon frühzeitig entwickelten sich seine Anlagen wie sein Geschmack für die Literatur; die Erstlinge seiner jugendlichen Feder, einige Fabeln und satyrische Versuche in Versen, so wie verschiedene prosaische Ausarbeitungen lenkten bald die Aufmerksamkeit der zwei vornehmsten Lehrer des Institutes auf den geistvollen Knaben, dem sie fortan eine fast väterliche Liebe zuwendeten, seiner Ausbildung besondere Sorgfalt widmeten und ihn in mehreren ausländischen Sprachen unterrichten ließen. Als Bulgarin im Jahre 1805 die Militärschule verließ, wurde er von dem Großfürsten Konstantin unter sein Uhlanenregiment aufgenommen, wo er denn während der zwei folgenden Jahre in den Feldzügen der Preußen gegen Frankreich Gelegenheit hatte, seine Sporen zu verdienen. In der Schlacht von Friedland zeichnete er sich so vortheilhaft aus, daß ihm der St. Annenorden dritter Klasse zum Lohne wurde, eine Auszeichnung, mit der man dazumal noch nicht so freigebig umzugehen pflegte, wie heut zu Tage. Bald darauf schloß der Frieden von Tilsit die Feindseligkeiten, und Bulgarin kehrte nach Petersburg zurück. Allein bald wurde er wieder aus der Ruhe auf das Schlachtfeld gerufen; der Krieg zwischen Rußland und Schweden brach aus, und Bulgarin rückte mit den gegen dieses Königreich abgesendeten Truppen in Finnland ein, wo er unter Graf Kamensky, der die Vorhut des Heeres führte, bis Torneo vordrang. Nach seiner zweiten Rückkehr nach Petersburg entsagte er dem russischen Dienste und begab sich, sey es aus Verdruß oder widerwärtigen Verhältnissen, nach Warschau, wo noch einige seiner Verwandten lebten. Von hier ging er nach Frankreich, trat unter Napoleons siegreiche Adler und zog in den Reihen des französischen Heeres im J. 1809 nach Spanien. Die Ereignisse, deren Augenzeuge er hier wurde, gaben ihm den Stoff zu einer interessanten Erzählung, die im Jahre 1823 unter dem Titel „Wospominiatiya ec.“ (Erinnerungen aus Spanien) im Druck erschien, seitdem aber seinen vermischten Schriften einverleibt wurde, von denen sie den siebenten Theil bildet. Später erhielt er die Bestimmung, den denkwürdigen Feldzügen von 1813 und 1814 beizuwohnen, gerieth zu Anfang des letztern Jahres in preußische Gefangenschaft, aus der es ihm jedoch nach vielen ausgestandenen Mißhandlungen und Leiden wieder zu entkommen gelang, worauf er sich von Neuem in Napoleons Hauptquartier begab, und hier eine Kompagnie Freiwillige zu befehligen erhielt. Mit dem Falle des großen Feldherrn, dessen Glücksstern er gefolgt war, erreichte auch Bulgarins militärische Laufbahn ihr Ende; er vertauschte ein unstätes und vielbewegtes Leben mit Ruhe und Zurückgezogenheit, die für ihn jedoch nicht minder ruhmvoll wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Jahre im Palaste Bourbon. *)

Das Interesse, mit welchem man in Frankreich die Entwicklung der Streitfragen verfolgt, welche sich über den Nachlaß des letzten Prinzen Condé erheben, verweilt jetzt auf einer von dem General Lambot, der vermöge seiner Stellung das vollkommene Vertrauen des Prinzen hatte, kürzlich unter obigem Titel bekannt gemachten Schrift. Hier einige Stellen aus derselben:

„Für den Herzog von Orleans,“ sagt der Verfasser, „waren die letztwilligen Verfügungen des Herzogs von Bourbon lange Zeit eine wahre Herzensangelegenheit; er glaubte übrigens, daß dieser geneigt sey, einen seiner Söhne zu adoptiren, und daß nur die Baronin von Feuchères (die Maitresse des Herzogs von Bourbon) dieß hintertreibe. Allein der Herzog dachte in der That drei Jahre vor seinem Tode noch nicht daran, und die Frau von Feuchères verhielt sich dabei völlig gleichgültig. Man hatte ihr glänzende Anerbietungen gemacht, um sie für die Sache zu gewinnen; allein sie verlangte und trachtete nach nichts Anderm als wieder bei Hofe erscheinen zu dürfen, wo man ihr aus Gründen, die ich verschweigen will, den Zutritt verweigerte. Diese Angelegenheit war für die Baronin eine Frage um Tod und Leben.

„Indeß wollte mit der Adoption, die man wünschte, es nicht recht vorwärts; Frau von Feuchères sprach endlich gar nicht mehr mit dem Prinzen darüber. Ihre persönlichen Interessen waren festgestellt, denn St. Leu sammt Zubehör war ihr bereits durch eine besondere Verfügung gesichert, und da sie also nichts für sich zu gewinnen oder ein Mittel sah, durch diese Angelegenheit wieder Zutritt bei Hofe zu erhalten, so war ihr die Sache bald gleichgültig; ja sie war sogar zuweilen geneigt, sich ihr zu widersetzen. Herr von Brovale sprach einst mit mir wegen der Adoption; ich verhehlte ihm nicht, wie diese Angelegenheit gar nicht zum Schlusse kommen wolle, und bemerkte, daß es gut seyn würde, wenn der Herzog von Orleans sich dem Prinzen zu nähern bemühe und ihn öfter besuche.

„Um diese Annäherung der Prinzen zu erleichtern und die beschwerlichen Vorschriften der Etikette zu umgehen, wurde die Uebereinkunft getroffen, daß der Herzog von Orleans ehester Tage mit dem Prinzen bei Frau von Feuchères im Palaste Bourbon zu Mittag speisen solle. Ich ward nach dem Palais Royal gesandt, um das Nöthige zu besorgen, und der Herzog von Orleans sagte mir: „Sehr gern werde ich mit dem Herrn Herzoge von Bourbon bei Frau von Feuchères, oder wo es ihm sonst belieben wird, speisen.“ Am 30 März 1829 schrieb mir Herr von Broval Folgendes: „Lieber General, der getroffenen Uebereinkunft zufolge, trägt mir der Herr Herzog von Orleans auf, Ihnen zu sagen, daß er nicht ermangeln wird, Dienstag um sechs Uhr zum Herrn Herzoge von Bourbon zu kommen, um die Ehre zu haben, mit Sr. königl. Hoh. zu speisen. Der

*) Trois ans au palais Bourbon, par le Général Lambot, Aide-de-camp de feu Monseigneur le Duc de Bourbon, dernier Prince de Condé

Herr Herzog von Chartres wird den Herzog seinen Vater begleiten, und sie werden Ihrem geäußerten Wunsche zufolge von zwei Adjutanten begleitet seyn."

„Das Diner fand statt. Alle Theile waren zufrieden, besonders Frau von Feuchères. Es war dieß die erste Aufmerksamkeit, welche das Haus Orleans der Eigenliebe und dem Ehrgeize dieser Dame erwiesen hatte, auch war sie so entzückt davon, daß sie von diesem Augenblicke an entschieden war, sich die Interessen dieses Hauses eifrigst angelegen seyn zu lassen.

„Bei allen Unterredungen bestand der Herzog darauf, sobald als möglich zum Schluß zu kommen. „Wir haben guten Wind," sagte er zu mir; „die Umstände sind so günstig als man sie nur wünschen kann; man muß sie also benutzen, mein lieber General. Es giebt Leute voller Vorurtheile; diesen zufolge sind Fürsten ehrgeizig und streben nach dem Throne der Erstgebornen. So hat man den Regenten beurtheilt, und so wird man vielleicht auch von mir urtheilen; sie können darüber entscheiden, denn sie sehen, wie friedlich und glücklich ich in der Mitte meiner Familie lebe. Alles, was wir wünschen, ist, daß Jene sich behaupten mögen."

„Nachdem ich einen bestimmten Entwurf über die testamentarischen und Adoptions-Verfügungen erhalten hatte, stellte ich ihn dem Herzoge von Orleans zu. Der König hatte mir den Wunsch geäußert, daß ich mich mit dieser Angelegenheit im Interesse der Familie Orleans beschäftigen möchte; und von welcher Art auch meine persönlichen Ansichten seyn mochten, so glaubte ich doch, den Wünschen Sr. Maj. entsprechen zu müssen. Der Herzog genehmigte den Entwurf und sagte mir, daß er ihn Herrn Dupin (seinem Rechtsanwalte) zur Untersuchung vorlegen werde.

„Einige Zeit später ging ich wieder nach Neuilly, um zu erfahren, ob die Verfügungen des Entwurfs den Wünschen des Herzogs von Orleans entsprächen. Dieser sagte mir, daß Alles vortrefflich sey, und daß alle Bedingungen genau erfüllt werden sollten; vorzüglich diejenige wegen der vier Millionen, welche der Herzog von Bourbon als Fideikommiß für Frau von Feuchères ausgesetzt habe.

„Indeß war der Prinz Ludwig Rohan mehr als jemals um Frau von Feuchères beschäftigt. Er überzeugte sich endlich, daß dieß zu nichts führe, und da die Prinzessinnen von Orleans entschlossen waren, nach Chantilly zu kommen, so glaubte er, die Damen seiner Familie dürften es nun auch nicht länger mehr aufschieben, sich dort zu zeigen. Prinzessin Bertha Rohan kam dem zufolge im Monate Januar 1830 nach Chantilly. Frau von Feuchères war außerordentlich zuvorkommend gegen sie, und von diesem Augenblicke an verdoppelte Prinz Ludwig seine Aufmerksamkeit gegen die Baronin, die er auf ihren häufigen Reisen von Chantilly nach Paris, hin und zurück begleitete.

„Eine so außerordentliche Dienstbeflissenheit fiel endlich dem Herzoge auf, besonders während einer Krankheit, welche den Herzog von Bourbon befiel, und er theilte mir seine Unruhe hierüber mit. Se. königl. Hoheit wollte nach Chantilly gehen, um den Herzog von Bourbon zu besuchen, der ihn jedoch, da er das Zimmer hüten mußte, nicht empfangen konnte. Der Herzog von Orleans bemerkte indeß, daß der Prinz Rohan dahin gehe, worauf ich erwiederte, daß Monseigneur daran gewöhnt sey, den Prinzen täglich zu sehen, und dessen Besuch ihm keinen Zwang auflege. „Ich begreife das wohl," sagte der Herzog von Orleans; „allein ein Kodizill ist bald gemacht." Ich versicherte Se. königl. Hoheit, sobald der Herzog im Stande seyn werde, ihn zu empfangen, würde ich ihn davon benachrichtigen.

„Ich unterrichtete Frau von Feuchères von dem, was mir der Herzog von Orleans hatte merken lassen; berührte jedoch das Uebrige der Unterredung nur obenhin. Wir machten aus, daß Se. königl. Hoheit nach Chantilly kommen sollte, sobald der Herzog im Stande seyn werde, ihn zu empfangen. Ich schrieb dem Herzoge von Orleans hierüber und gab ihm Nachricht von seinem erlauchten Oheim.

„Die königliche Familie war über diese Angelegenheit einverstanden; die vollkommenste Eintracht herrschte darüber. Der Einfluß der Herzogin von Berry, deren Tugenden ihrer Meinung ein großes Uebergewicht gaben, war dabei unverkennbar.

„Während des Aufenthalts des Königs von Neapel zu Paris hatte ich die Ehre, der Frau Herzogin von Berry aufzuwarten. Ihre königliche Hoheit erkundigte sich angelegentlichst nach dem Herzoge von Bourbon und sagte zu mir: „Ich bin recht erfreut über das, was er für die Orleans thut; es sind so gute Menschen.""

Nachdem der Verfasser Alles, was dem Tode des Herzogs von Bourbon voranging und ihm folgte, bis auf die kleinsten Einzelheiten berührt hat, schließt er wie folgt:

„Mit der gewissenhaftesten Genauigkeit habe ich Alles berichtet, was ich bei dieser traurigen Katastrophe sowohl selbst erfuhr als auch, was mir von zuverlässigen Zeugen mitgetheilt wurde.

„Jedermann hat sich berechtigt geglaubt, über dieses Ereigniß, welches einen so lebhaften Eindruck machte, seine Ansicht auszusprechen. Die innigen Beziehungen, in denen ich drei Jahre hintereinander zu dem Prinzen stand, berechtigen mich mehr als irgend Jemand, eine Meinung in dieser Hinsicht aufzustellen, und ich erkläre, daß es mir unmöglich ist zu glauben, daß der Tod des Prinzen ein freiwilliger gewesen sey.

„Der Rechtsspruch des königlichen Gerichtshofes in Folge einer Einleitung von acht Untersuchungen hat meine Ansicht in dieser Sache nicht ändern können; im Gegentheile spreche ich stärker als je den Wunsch aus, daß man alle nur möglichen gesetzlichen Mittel anwenden möge, um eine gerichtliche öffentliche Untersuchung der Umstände zu veranlassen, welche Frankreich des letzten der Condé's beraubt haben. Diese Katastrophe war zu ernst, und machte auf Volk und Regierung einen zu lebhaften Eindruck, als daß irgend ein Mittel vernachlässigt werden sollte, um das Geheimniß aufzuklären; und ich glaube, daß eine öffentliche Untersuchung vor unserer obersten Behörde, dem Gerichtshofe der Pairs, allein die wahre Ansicht über dieses unerhörte Unglück geben kann."

Die Aufhebung der Freimaurerei in Nordamerika.

Unter den vielen großartigen, die Entwicklung der staatsbürgerlichen Freiheiten befördernden Ideen, deren Anregung Europa der neuen Welt schon verdankt, darf eine neue Erscheinung in unsrer rühmlichst bewegten Zeit nicht unbemerkt bleiben, welche die nordamerikanischen Staaten bereits von einem Ende der Republik bis zum andern bewegt, nämlich die Absicht der angesehensten Mitglieder amerikanischer Maurerlogen, die Abschaffung der Maurerei in ganz Amerika auszusprechen und sich freiwillig aufzulösen. Die achtbarsten Mitglieder, die öffentliche Meinung berücksichtigend, haben sich entschieden für die Aufhebung dieses alten Gesellschaftsinstituts in dem Sinne erklärt: daß die sogenannte Maurerei von keinem fernern Nutzen in den Vereinigten Staaten mehr seyn könne, und ihre Fortdauer dem Fortschreiten unsrer Zeit vielmehr hinderlich sey. Ohne den Nutzen zu verkennen, den dieses Institut in seiner ursprünglichen Reinheit dem Fortkeimen der Freiheit und Humanität in despotischen Staaten noch gewähren mag, gestehen die Amerikaner offenherzig, daß dasselbe bei ihnen, wie in andern freien Ländern, bei dem regen Vorwärtsschreiten der Kultur und Wissenschaften schnell zu einer verkrüppelten Pflanze herabgesunken, die nur sehr wenig Früchte liefert, und gleich andern Spielzeuge in den Kinderjahren der Völker nicht verdient, von uns und unsern nachkommenden Geschlechtern noch gebraucht zu werden. Kein vernünftiger Mann zweifelt dort mehr, daß in wenig Jahren die Maurerei in ihrem Lande nur noch als ein antiquarisches Institut bekannt seyn wird, geschaffen für die Zeit des Feudalwesens, des Faustrechts und der Vehmen, das aber, unpassend für unsre Zeit, gleich vielen andern menschlichen Einrichtungen, den Tribut der Hinfälligkeit zahlen mußte. Nicht lange wird es dauern, wird auch in Großbritannien diese Angelegenheit zur Sprache kommen. Als Werkzeug der Wohlthätigkeit leistet die Maurerei hier eben so wenig wesentliche Dienste wie in Nordamerika. Unter den vielen Tausenden von wohlthätigen Instituten aller Gattungen in beiden Ländern sind die wenigen der Maurer, die sich auf einige meistens den Angehörigen ihrer eigenen Mitglieder gewidmete Erziehungs- oder Heilanstalten beschränken, kaum bemerkbar, als Mittel für Konvivialität hingegen legt sie nur in ihrem alten Flittermantel einer eitlen Tändelei und Heimlichkeit der Verwirklichung freier Ideen Fesseln an, und lenkt Nationen, die schon zu einer hohen Reife für die Erlangung wesentlich wirksamer konstitutioneller Rechte gediehen sind, nur auf ein unwirthbares Feld hin, das oft sogar auf Abwege führt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 238. 26 August 1831.

Russische Novellen und Novellendichter.

(Fortsetzung.)

Bulgarin schlug zuerst seinen Wohnsitz in Warschau auf, wo er seine Feder mit einigen humoristischen Arbeiten in polnischer Sprache beschäftigte, die er während seiner Feldzüge in Spanien wieder zu erlernen Gelegenheit genommen hatte. Von seinen Verwandten nach Petersburg gesendet, um dort eine Rechtsangelegenheit der Familie zu betreiben, fand er einige seiner Jugendfreunde und Schulgefährten wieder, und die Erneuerung dieser frühern Verhältnisse bewog ihn, sich in Petersburg niederzulassen. Entschlossen, nun völlig der literarischen Laufbahn zu folgen, schloß er sich seinem Freunde Gretsch *) an, in dessen Journal „Sin Otechestwa“ seine ersten Versuche in russischer Sprache erschienen.

Im folgenden Jahre (1823) gab er selbst eine periodische Schrift heraus, unter dem Titel „Swjernji Arkhiv“ (nordisches Archiv) das Anfangs ausschließlich historischen, geographischen und statistischen Inhaltes war. Indeß erweiterte er bald den ursprünglichen Plan und fügte eine Art Anhang von unterhaltender Lektüre aus seiner Feder bei. Hier fand er ein gelegenes Feld, seiner Vorliebe für humoristische und satyrische Arbeiten freien Lauf zu lassen, und diese lebensvollen Skizzen sagten dem Geschmacke des Publikums so ungemein zu, daß er fortan der Lieblingsschriftsteller des Tages wurde. Im Jahre 1825 begann er die Herausgabe der „nordischen Biene“ und in Verbindung mit Gretsch eines oder zwei periodische Blätter für Literatur. In demselben Jahre erschien auch von ihm die „Russkaja Talija“ (die russische Thalia), der erste dramatische Almanach in russischer Sprache; die Fortsetzung desselben unterblieb zwar, allein der Gedanke fand seitdem mehrere Nachfolger, wie Iwanov's „dramatischen Almanach,“ „den Blumenstrauß“ u. s. w. Die Sammlung vermischter Schriften, von der schon oben Erwähnung geschah, und deren erster Theil im Jahre 1827 im Druck erschien, enthält eine Auswahl von den damals in den verschiedenen Zeitschriften und Almanachen zerstreuten Arbeiten Bulgarins, die aus historischen und phantastischen Erzählungen, Anekdoten militärischer Abenteuer, vorzüglich aber satyrischen Sittenschilderungen bestehen; letztere, obgleich weder durch Erfindung noch durch üppigen Humor ausgezeichnet, müssen in unsern Augen doch immer einen vorzüglichen Werth behalten, da uns durch sie ein Blick in gesellschaftliche Verhältnisse eröffnet wird, die von den unsrigen durchaus verschieden sind. Zugleich lernen wir auch aus denselben kennen, welcher Spielraum in Rußland in dieser Beziehung dem Schriftsteller vergönnt ist. Indeß kann nicht geläugnet werden, daß Bulgarins Satyre etwas veraltet ist, und zuweilen an Swift und Holberg erinnert, deren Gulliver's und Niel Klimm's bereits ziemlich unter die Antiquitäten gehören. Häufig zwar sind seine Skizzen aus dem Leben genommen; aber mit Recht wird man ihnen nicht eine allzu geleckte, wohl aber eine zu mühsame Ausführung zum Vorwurf machen können; die Umrisse sind oft zu sehr übertriebene Karrikaturen, und die Färbung mehr blendend als kräftig. In seinen Figuren herrscht eine gewisse manierirte Steifheit, wodurch sie platt und schaal werden. Wenn in ihren Stellungen ein kräftiger Ausdruck nicht zu verkennen ist; so vermißt man in ihren Zügen pikante Schärfe und Individualität. Doch so mangelhaft diese Produktionen des Dichters gefunden werden mögen, immerhin ist man ihm wenigstens für Das, was er geleistet, Dank schuldig, da seine Sittengemälde in der russischen Literatur fast die einzigen und sicherlich die besten sind. Unter denselben bemerken wir als die vorzüglicheren Marina Mnischek, die Galanteriehandlung, eine philosophische Wanderung in einem Toilettenzimmer, eine Scene aus dem Privatleben des Jahres 2028, meine Bekanntschaft mit Karamsin, eine empfindsame Reise durch ein Vorzimmer u. A. m.

Hier schließt eine Strecke der literarischen Laufbahn Bulgarin's; seine folgenden Werke sind von bei weitem größerem Gehalte. Obgleich seine früheren Arbeiten eine zahlreiche Galerie bilden, so waren sie doch in zu enge Rahmen gespannt, als daß sie jenes Interesse hätten erregen können, das größere Charakter- und Sittengemälde, unter mannichfaltigen Verhältnissen und Gesichtspunkten dargestellt, in Anspruch nehmen. Um dieses zu gewinnen, sah Bulgarin ein, daß er nicht allein die Aufmerksamkeit des Publikums

*) Gretsch, der Verfasser einer historischen Skizze der russischen Literatur, ein ausgezeichneter russischer Grammatiker, hat jüngst gleichfalls eine Novelle „Ausflug nach Deutschland“ herausgegeben, die er Bulgarin widmete. Es ist sein erster, aber sehr geglückter Versuch dieser Art; obgleich ohne besondere Neuheit der Erfindung oder glänzende Imagination, ist sie jedoch in einem ausgezeichneten Style geschrieben, und beweist, daß der Verfasser ein scharfer Beobachter ist, und große Geschicklichkeit in der Charakterzeichnung besitzt.

zu erregen, sondern auch zu fesseln suchen müsse; vielleicht erkannte er auch, daß er sich am besten durch eine Art von Kompositionen auszeichnen könne, die in andern Ländern zwar bereits zu den gewöhnlichsten poetischen Erfindungen gehören, in Rußland aber bis dahin noch unbekannt waren — wir meinen die Schilderung von Nationalsitten, wodurch er wenigstens der russischen Literatur einen neuen Anstoß geben konnte. Ging Bulgarin von dieser Ansicht aus, so ist sie seitdem vollkommen gerechtfertigt worden; denn seit der Erscheinung seiner ersten Novelle haben noch mehrere andere Schriftsteller dieselbe Bahn betreten, und einer derselben wenigstens mit nicht geringerem Erfolge als Bulgarin selbst.

Bulgarin's Iwan Wishigin oder der russische Gilblas erschien im Frühjahre 1826 und erfuhr eine so günstige Aufnahme, daß bereits im Verlaufe des ersten Monats eine neue größere Auflage veranstaltet werden mußte — eine Auszeichnung, deren sich in der Geschichte der russischen Literatur nur ein einziges Werk: Karamsin's Geschichte, zu erfreuen hatte. Bulgarin hatte in diesem Fache bereits seine Vorgänger. Naraeshny's „Bursak" kam schon im Jahre 1824 zu Moskau heraus, und „die beiden Iwan" dieses Schriftstellers berechtigten zu schönen Erwartungen. Die Scene des erstgenannten Romanes spielt in Kleinrußland, und erhält ungeachtet des etwas ungefeilten Styles und der manchmal zu weit ausgesponnenen Erzählung durch den Wechsel abenteuerlicher Begebenheiten und eine wohlausgedachte Entwicklung den Leser in Spannung. Doch besteht das hauptsächlichste Verdienst dieser Novelle in der Neuheit der Scenerie, in welche sie versetzt. Der Bursak *) Neon, gleichfalls eine Art russischer Gil Blas, steigt aus dem Dunkel seiner Geburt unter den mannichfaltigsten Abenteuern und Glückeswechseln empor. Das Schulleben des Bursak's und der militärische Hofstaat des Hetmans Nikodim bilden die lebendigsten und anziehendsten Gemälde dieser Novelle. Indeß hatten sich beide Romane keiner besonders günstigen Aufnahme zu erfreuen, und Naraeshny verdankt seinem eigentlichen Ruf mehr seinen „Slavonischen Abenden," in denen er eine Galerie alter Volkssagen und Legenden, und die berühmtesten Helden der russischen Geschichte aufführt. Bei aller schriftstellerischen Gewandtheit fehlt es Naraeshny doch allzusehr an eigentlichem Talent, als daß er gleich Bulgarin eine Epoche in der prosaischen Literatur seines Vaterlandes bezeichnet hätte.

Auch die historische Novelle hatte mehrere Jahre vor Zagoskin's „Miloslawsky" und Bulgarin's „Demetrius" schon ihren Bearbeiter gefunden. Fedorow war mit seinem „Knias Kurbsky" aufgetreten, eine Art jener Romane, die „der große Unbekannte" in allen Theilen der civilisirten Welt in Schwung gebracht hat. Leider ist dieser erste historische Roman der russischen Literatur nur ein Bruchstück von sieben Kapiteln geblieben, und zeichnet sich, seinem schottischen Vorbilde getreu, eben sowohl durch historisch getreue Sittenschilderungen Rußlands im sechszehnten Jahrhunderte aus, wie durch lebendigen Dialog, wohlberechnete Charakterzeichnung und lichtvolle und genaue Lokalgemälde.

*) In Kleinrußland versteht man unter „Bursa" eine Erziehungsanstalt, deren Zöglinge „Bursaki" — offenbar unsre mittelalterlichen Bursen und Bursarien — genannt werden.

Die Geschichte Kurbsky's an sich ist einer der ergiebigsten Stoffe für romantische Bearbeitung; so wechselvoll sind die Schicksale dieses ausgezeichneten Mannes, der Anfangs in hohem Grade die Gunst Iwan's des Schrecklichen genoß, dann die Ungnade des Tyrannen auf sich zog, und um seinen Verfolgungen zu entgehen nach Polen floh, wo er von Begierde brennend, seine und seiner Freunde Unbill zu rächen, lange gegen sein Volk die Waffen trug; aber mitten im Glanz der Ehren und des Glückes, von Gewissensbissen über die Untreue gegen sein Vaterland gequält, von dem Schauplatze verschwand, und wie die Sage geht, sein Leben als Waldbruder in einsamer Zelle beschloß. Auch Bulgarin verwebte diesen wunderbaren Mann in seine Novelle „Demetrius," indem er diesen einen alten Einsiedler besuchen läßt, der im Rufe der Prophetengabe steht, und Niemand anders als jener berühmte Feldherr ist.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdstücke aus Nordamerika.

1. Die Jagd des Cougar oder amerikanischen Löwen.

(Schluß.)

Die Hunde schlugen bald an und beschleunigten plötzlich ihren Lauf; mein Gefährte schloß daraus, daß das Thier Stand gehalten habe, und indem wir unsre Pferde in mäßigem Galopp setzten, folgten wir dem Gebell der Hunde, welches immer stärker wurde und auf Einmal völlig verändert ertönte. Der Ansiedler trieb mich zur Eile an, indem er mir sagte, das Thier sey jetzt gestellt, und er glaube, es habe irgendwo einen niedern Ast eines großen Baumes erklettert, um einige Augenblicke zu rasten, und wenn wir es in dieser Stellung nicht zum Schusse brächten, so könnte die Jagd noch lange dauern. Als wir uns der Stelle näherten, schlossen wir uns nach und nach an einander an, da wir aber die Hunde am Fuß eines großen Baumes erblickten, sprengten wir aus einander um ihn zu umzingeln.

Jeder der Jäger machte seine Bewegungen nun äußerst vorsichtig, hielt seine Flinte schußfertig und ließ dem Pferde die Zügel, indem er langsam gegen die Hunde vorrückte. Ein Schuß von Einem von der Gesellschaft fiel, worauf der Cougar herabsprang und schnell davon eilte, da er nicht Willens war unserm Feuer länger Stand zu halten; die Hunde setzten eilig und mit einem betäubenden Gekläffe nach. Der Jäger, welcher geschossen hatte, kam herzu und versicherte, daß seine Kugel das Ungeheuer getroffen und wahrscheinlich eine seiner Vordertatzen nahe an der Schulter zerschmettert habe, denn dieß sey die einzige Stelle gewesen, auf die er habe zielen können. Wirklich war auch eine leichte Blutspur auf dem Boden sichtbar, allein die Hunde verfolgten so ungestüm, daß unsre Aufmerksamkeit mehr auf diese gerichtet war, und wir unsern Pferden die Sporen gaben und nach der Mitte des Sumpfes sprengten. Einer der Landseen war bereits durchwatet, hierauf ein noch breiterer und sumpfigerer, aber noch immer pürschten die Hunde vorwärts, und die Pferde fingen an so heftig zu keuchen, daß wir für

besser hielten abzusteigen und zu Fuß vorzurücken. Diese geübten Jäger wußten wohl, daß der Cougar einmal verwundet, bald einen andern Baum besteigt, wo er länger verweilt und es sonach leicht ist, der Spur der Hunde zu folgen. Wir stiegen also ab, entsattelten die Pferde, machten die an ihrem Halse befestigten Glocken los, kuppelten die Thiere und ließen sie nach Belieben herumlaufen.

Jetzt ging es durch den Sumpf, schlammige Pfuhle wurden durchwatet, und der bessere Weg führte über umgestürzte Bäume und verschlungene Binsen die den Boden bedeckten. Nachdem wir so einige Stunden zurückgelegt hatten, hörten wir die Hunde wieder; Jeder eilte vorwärts in der freudigen Hoffnung, jetzt sicherlich dem Cougar den Garaus zu machen. Einige der Hunde hörten wir winseln, während die Mehrzahl heftig bellte; wir waren nun gewiß, daß der Cougar gestellt war, und daß er einige Zeit rasten wollte, um sich von seinen Beschwerden zu erholen. Als wir zu den Hunden kamen, sahen wir das reißende Thier über einem großen Ast eines Baumwollenstrauchs liegen; seine breite Brust war gerade gegen uns gekehrt; seine Augen bewachten theils uns, theils die Hunde unter und um ihn; eine seiner Vordertatzen hing schlaff an der Seite herab, er selbst lag zusammen gekauert, die Ohren dicht an den Kopf gezogen, als glaubte er so unbemerkter zu bleiben. Auf ein gegebenes Zeichen wurden drei Kugeln auf ihn abgeschossen, worauf er einige Fuß von dem Ast wegsprang und dann kopfüber auf den Boden taumelte. Von allen Seiten von den ergrimmten Hunden angegriffen, vertheidigte sich der Cougar mit der Wuth der Verzweiflung, allein der Ansiedler, der an der Spitze der Jäger beinahe bis mitten unter die Hunde vorgedrungen war, brachte ihm jetzt von hinten unter dem linken Schulterblatte einen Schuß bei. Der Cougar krümmte sich einige Augenblicke im Todeskampf und war bald darauf verendet.

Die Sonne ging eben unter; zwei von den Jägern trennten sich von den übrigen, um Wildpret zu schießen, während die beiden Söhne schnell nach Hause gesandt wurden, um am folgenden Morgen für die Fütterung der Schweine zu sorgen; die übrige Gesellschaft lagerte sich auf dem Wahlplatze. Dem Cougar ward das Fell abgezogen und das Fleisch den hungrigen Hunden überlassen. Während wir beschäftigt waren, unser Lager zu bereiten, hörten wir einen Schuß fallen, und bald darauf kam einer der Jäger mit einem Schmalthiere zurück. Feuer wurde angezündet, und jeder der Jäger theilte sein Brod, und einer und der andere eine Flasche Whisky mit den übrigen; das Wild war bald zerlegt und stückweise an hölzernen Bratspießen über dem Feuer gebraten. Wir hielten ein herrliches Mahl, und als es dunkler wurde, wechselten Erzählungen und Gesänge ab, bis endlich meine ermüdeten Gefährten sich am Feuer niederlegten und einschliefen.

Ich wanderte noch eine Zeit lang umher und betrachtete die ganz eigene Wirkung, die das phosphorische Feuer hervorbrachte, welches den verfaulten Stämmen, die in den abenteuerlichsten Gruppirungen umherlagen, entströmte; ich konnte mich bei diesem Anblick eines geheimen Schauers nicht erwehren, und suchte eilig mein Lager an der Seite meiner Gefährten, wo ich bald mit der beruhigenden Ueberzeugung einschlief, daß die Hunde, welche sich noch um die Ueberbleibsel des Cougars zankten, keinen Feind in unsre Näh' claffen würden.

Mit Tagesanbruch verließen wir unser Lager, der Ansiedler trug das Fell des Cougars an einem Stocke über der Schulter, und wir gingen zu unsern Pferden, die sich nicht weit von dem Ort entfernt hatten, wo wir sie Tags zuvor zurückließen. Wir hatten bald gesattelt und dem Lauf der Sonne folgend, froh über unsre glückliche Jagd, die Hütte meines Wirths erreicht. Die fünf Nachbarn erlabten sich hier mit Allem, was Küch' und Keller vermochte, und wir trennten uns, um nach Hause zu gehen, ich, um meine Wanderungen fortzusetzen.

Ueber die kommerzielle Wichtigkeit Algiers für Frankreich. *)

Man hat in der neuesten Zeit Algier fast aus dem Auge verloren. Indeß bleibt diese Eroberung an der afrikanischen Küste von höchster Wichtigkeit für Frankreichs kommerzielle Verhältnisse. Algier, zu einer französischen Kolonie geworden, die nur hundert und dreißig Stunden von der Provence entfernt liegt, kann Frankreich nicht nur Weizen liefern, welcher zur Fabrikation der sogenannten italienischen Nudeln weit vorzüglicher ist als irgend einer des europäischen Kontinents, sondern auch alle übrigen Getreidesorten, welche sich weit besser aufbewahren lassen als die von Odessa. Der jährliche Ertrag eines Ackers beläuft sich auf das zwölf bis fünfzehnfache, steigt aber in den aufs Neue urbar gemachten Gegenden auf das zwanzig bis fünf und zwanzigfache und darüber. Die Fruchtbarkeit der Provinzen des mittägigen Rußlands ist nicht viel größer; der amerikanische Boden trägt nicht reichlicher, und der Handarbeiter, der in den Vereinigten Staaten auf vierzig bis fünfzig Sous täglich zu stehen kommt, kostet in der Gegend von Algier nur zwölf bis fünfzehn Sous, und in den Provinzen noch weniger.

Vermischt man die Schafe des Landes mit Merino-Widdern, so wird man eine Race erhalten, deren Wolle die Feinheit der spanischen und die Länge, Geschmeidigkeit und Elastizität der afrikanischen in sich vereint. Auf den öffentlichen Märkten in Algier wird ein Hammel sammt der Wolle zu fünf und zwanzig bis dreißig Sous verkauft; für acht und dreißig Fr. bekommt man einen Ochsen von dritthalb- bis dreihundert Pfund.

Die Pferderace der Berberei, welche ganz sich selbst überlassen ist, ist klein und unansehnlich geworden; allein es bedürfte nur einiger Sorgfalt, um sie wiederherzustellen, um der französischen leichten Kavallerie herrliche Remonten zu liefern.

Der Olivenbaum wächst wild in der ganzen Regentschaft, die eine Fläche von zweihundert und fünf und zwanzig Stunden Länge und ungefähr fünf und siebenzig Stunden Breite umfaßt. Die innere Feuchtigkeit des Bodens macht, daß der Olivenbaum sich hier ganz vorzüglich entwickelt; wird er durch Pfropfen fruchtbar gemacht, so trägt er vom zehnten Jahre an Oliven. Vom Jahre 1819 bis 1829 wurde in Frankreich für zweihundert und sechs und fünfzig Millionen Franken Olivenöl für den Bedarf der Fabriken eingeführt, was jährlich eine Summe von mehr als fünf und zwanzig Millionen Franken macht, welche an Spanien für den Ankauf dieser Oele bezahlt wurden, die Frankreich von seiner afrikanischen Kolonie beziehen könnte. Eben so könnte es für die Zukunft seine rohe Seide, für welche es jährlich fünfzig Millionen an das Ausland bezahlt, daher beziehen, so wie auch die vier und dreißig Millionen Kilogramme Baumwolle (denn das Klima von Algier ist dem Anbaue der Baumwolle eben so zuträglich als das von Georgien und Florida); die acht Millionen Kilogramme Reiß, und die sechs Millionen Kilogramme Tabak, welche bis jetzt jährlich vom Auslande bezogen wurden.

Zwischen dem sieben und dreißigsten und sieben und vierzigsten Grade

---

*) Vorliegende Bemerkungen sind einer kleinen Schrift des Herrn Juchereau de Saint Denis entnommen, der, früher mit mehreren diplomatischen Sendungen nach der Levante beauftragt, bei der Expedition im Jahre 1830 eine wichtige Stelle beim Generalstabe der afrikanischen Armee bekleidete, und seine Ansichten größtentheils an Ort und Stelle schöpfte.

A. d. R.

nördlicher Breite gelegen erhebt sich Algier in drei grossen Hochebenen vom Ufer des mittelländischen Meers bis zum kleinen Atlas, vom kleinen Atlas bis zu den Gebirgen von Titteri und von den Gebirgen von Titteri bis zum großen Atlas, auf einer Höhe von achthundert Mètres über das Gestade des mittelländischen Meers, und hat ein Klima, welches den Produkten des mittägigen Europa's eben so günstig ist als denen der heißen Zonen; es kann den Weinstock und das Zuckerrohr, den Kaffeebaum, Hanf und Flachs zugleich hervorbringen.

Durch die weisen militärischen und politischen Einrichtungen des Generals Clauzel und den glücklichen Erfolg seines Feldzugs nach Medeah hat die Bevölkerung von Algier bereits bedeutende Fortschritte in Civilisation und Industrie gemacht. Wird das System, nach welchem er handelte, nicht durch irgend ein Hinderniß gestört, so wird Algier, bis jezt der Schrecken und die Geißel Europa's, bald wieder, wie zu den Zeiten der Römer, einer der glücklichsten, blühendsten und civilisirtesten Theile der Erde werden. Statt der unbebauten Wüsten, in denen man nur wenige Ruinen alter Städte findet; statt der elenden Weiler von Schilfhütten mit Lehm überstrichen, wird man einst durch die schaffende Stimme der Industrie jene vierhundert Städte wieder entstehen sehen sehen, welche zur Zeit des heiligen Augustin existirten.

Sehr zu wünschen ist es, daß General Clauzel bald nach Algier zurückkehre, um die politischen und Verwaltungsangelegenheiten des Landes ferner zu leiten, und die Verbesserungen, die er bereits anfing, fortzusetzen, da Niemand als General Clauzel jene Talente, Entschlossenheit, Klugheit und Festigkeit zu vereinen scheint, welche erforderlich sind, um Algier die Fruchtbarkeit und den Reichthum wiederzugeben, die es zu jenen Zeiten besaß, wo das römische Reich die afrikanische Provinz unter seine reichsten und einträglichsten zählte.

Die Kosten der Besitznahme sind bereits mehr als hinreichend durch den Ertrag der öffentlichen Einnahmen ersezt; der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben betrug im Jahre 1830 1,137,554 Fr. Mit diesem Ueberschusse in Kasse begann die Verwaltung vom Jahre 1831; nach den Berechnungen des Militär-Intendanten, Herrn Vollant, wird der Ueberschuß dieser Verwaltung, die Geldbeiträge der Bei's von Oran und Constantine mit begriffen, fünf Millionen Franken betragen. Personen, welche das Land genau untersuchten und seine Hülfsquellen kennen, sind der Meinung, daß noch vor Ablauf von fünfzehn Jahren die jährlichen Einkünfte, welche die französische Regierung sowohl von Abgaben als von Pacht für öffentliche Domänen von Algier beziehen wird, sich auf fünf und zwanzig bis dreißig Millionen belaufen dürften.

Die Goldregion in Nordamerika.

Der neuentdeckten Goldminen in Nord-Carolina und ihrer Reichhaltigkeit ist bereits in unsern Blättern Erwähnung geschehen. Wir theilen hier aus einem Briefe, geschrieben am 1 Junius zu Rutherfordton in Nord-Carolina, noch folgende Notizen mit: „Eine ungeheure Menge von Goldminen ist in der Goldregion, wozu Nord-Carolina, Georgia, Florida und Süd-Carolina gerechnet werden, im Gange. Ueberall ist jedoch ein grosser Mangel an geschickten Bergleuten fühlbar. Das Gold wird auf dreierlei Art gewonnen: 1) gediegenes Gold in Flüssen und Bächen. In jedem Thale, gleich viel ob von Wasser durchströmt oder nicht, findet sich einen bis zehn Fuß unter der Dammerde ein Kies, der einen bis fünf Fuß tief lagert. Diesen gräbt man aus und wäscht ihn. Gewöhnlich gewinnt ein Mann ein bis vier Pennyweight (vier und zwanzig Gran Troygewicht), wobei er jedoch mit grosser Aufmerksamkeit zu Werke gehen muß, wenn er nicht bloß die ganz schweren Theile behalten will. Je gröber der Kies ist, desto größer ist gewöhnlich das Gold. In Meklenburg wurden in vergangener Woche in einem Tage hundert Pfund gewonnen. Das größte Goldkorn war von eintausend und neunzig, das kleinste von zwölf Pennyweight. Eine Stelle in der Nähe von Rutherfordton mit hundert Mann bearbeitet, ergibt jede Woche achthundert bis tausend Pennyweight. 2) Adern, welche von Bergleuten bearbeitet werden müssen. Der Boden in der Goldregion ist überall roth und sehr eisenhaltig. Die Adern bestehen aus weißem Quarz, worin sich schwarzer, gelber und brauner Eisenocker befindet, der meist sehr viel Goldstaub enthält. Im schwarzen sind die Theile groß aussehend, aber so dünn wie Schaum, und verfliegen beim geringsten Hauche. Dann gibt es eine Art Schwefelkies, der sehr reich an Goldstaub und von allen Farben, blau, gelb, grün, weiß ist. Er besteht in regelmäßigen Quadraten. Sehr oft stößt man in einem faustgroßen Loche des Quarzes auf gediegenen Schwefel, dem das Gold in dünnen Blättchen beigemischt ist. Die Adern sind einen bis sechs Fuß dick und nur achtzig bis hundert Schritte von einander entfernt; die meisten gehen von N. O. nach S. W. Die geringerhaltigen werden bis jezt noch nicht angegriffen. Man findet in diesen Adern nie gediegenes Gold, sondern nur Staub. 3) Eine dritte Art Mine ist wie die bei Bächen und Flüssen und im Thalgrunde befindliche, nur erstreckt sie sich über ganze Hügel und Berge. Die Bearbeitung ist mühsamer als bei jenen, da der Kies erst zum Wasser herabgeführt werden muß." Nähern Berichten über die Bearbeitung und Ausbeute dieses Goldlandes sehen wir entgegen.

Vermischte Nachrichten.

Bereits im Jahre 1543 bot ein gewisser Seeoffizier, Namens Blasco de Garay Kaiser Karl V eine Maschine an, durch die man ein Schiff ohne Beihülfe von Segel und Ruder in Bewegung sezen könne. Obgleich man die Sache für eine lächerliche Aufschneiderei hielt, so drang doch der Erfinder so ernstlich auf Untersuchung seiner Angaben, daß endlich der Kaiser eine Kommission dazu niedersezte, die aus Don Henriquez de Toledo, Don Pedro Cardona, dem Schazmeister Ravago, dem Vizekanzler Gralla und mehreren Seeoffizieren bestand. Der Versuch wurde den 17 Junius 1543 angestellt am Bord eines Schiffs, genannt Trinidad, von zweihundert Tonnen Ladung, das kurz zuvor mit Weizen befrachtet von Colibre angekommen war. Man sah das Schiff am bestimmten Augenblicke sich vorwärts bewegen und umlenken ohne Segel oder menschliche Kraft und ohne irgend einen andern sichtbaren Mechanismus als einen Kessel voll heißen Wassers und ein sehr kunstreiches Räderwerk. Die versammelte Zuschauermenge gerieth darüber vor Erstaunen außer sich. Der Hafen von Barcellona hallte wieder von dem Geschreie des Beifalls, und die Mitglieder der Kommission erstatteten einmüthig den vortheilhaftesten Bericht an den Kaiser. Nur der Schazmeister Ravago blieb, man weiß nicht aus welcher Ursache, gegen den Erfinder und seine Maschine eingenommen. Nachdem das Experiment vorüber war, nahm Garay seine Maschine wieder heraus, legte die hölzernen Theile derselben im Arsenal nieder, führte aber das eigentliche Getriebe mit sich hinweg. — So sonderbar diese Geschichte scheinen mag, so ist sie doch durch mehrere neulich in den Archiven von Simancas gefundene Urkunden beglaubigt, und durch die genauesten Angaben aller Einzelnheiten außer Zweifel gesezt. (A Year in Spain.)

•

Es ist bereits in diesen Blättern erwähnt worden, daß die Engländer Taylor, Elliot und Bowater auf ihrer Reise, den Lauf des Euphrats von Beer nach Hillah zu untersuchen, und sich über die Möglichkeit einer Dampfschifffahrt auf diesem Flusse Gewißheit zu verschaffen, verunglückt seyen. Die Bombay-Zeitung theilt jezt darüber die nähern Umstände mit: „Die Reisenden schlugen den Weg über Musul und Wardin nach Beer ein; Herr Taylor, in der Absicht, von da nach Aleppo zu gehen, die beiden Andern um den Euphrat hinab zu schiffen. Die Reise ging bis Musul ohne Hinderniß vor sich. Hier trafen sie die Herren Cockvell, Hull und Aspinal, und einen Rapidsche, der auf dem Wege nach Konstantinopel begriffen war, wohin er eine bedeutende Summe an den Schaz zu überbringen halte. Da dieser mit einem starken Geleite reiste, so verließen sie in seiner Gesellschaft sich in voller Sicherheit wähnend Musul. Allein in den Gebirgen von Slosar sahen sie sich von einem Haufen Yezedis und den Bewohnern des Dorfes Tal Autar angegriffen; ihre Schuzwache floh und mit ihr Jeder von der Karawane, dem es möglich war. Die Räuber begannen zu plündern, und griffen zugleich die Zurückgebliebenen, Taylor, Bowater und Aspinal an, die sich vertheidigten, und dabei das Unglück hatten, zwei Anführer der Bande zu tödten; endlich wurden sie jedoch überwältigt und zur Rache sogleich in Stücken gehauen. Hull, Cockvell und Elliot entkamen; die beiden Erstern sezten ihre Reise auf einem andern Wege fort, und Elliot kehrte auf dem Tigris nach Bagdad zurück."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 239. 27 August 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

Mit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs beider Sizilien schien für dieses schöne Reich wie für Italien überhaupt eine neue Aera zu beginnen. Eine glücklichere Zukunft, glaubte man, werde endlich aufgehen über einem Lande, das zugleich ein irdisches Paradies und eine politische Hölle ist, und als Italien sich erhob aus seiner Erniedrigung, das schmachvollste Joch abzuschütteln, das je ein Volk getragen hat, glänzte bereits in den Seherblicken der politischen Philanthropen die freudige Hoffnung, die Krone des aus seiner Zertrümmerung wiedergebornen Italiens auf dem Haupte des jungen Königs zu sehen. Jedenfalls versprach man sich tiefeingreifende Reformen in dem allseitig durch Alter und Despotismus zerrütteten Staatsgetriebe, zeitgemäße Institutionen und Lossagung von einem politischen Systeme, das als eine wahre Geißel Gottes durch die Bourbonen über Europa gekommen, und nur mit diesen vielleicht auf immer daraus verschwinden wird. In wiefern diese Wünsche und Hoffnungen durch die neue Regierung Siziliens gerechtfertigt wurden, haben wir bis jetzt aus öffentlichen Blättern ersehen, die nicht versäumten, die Zurückberufung einiger Verbannten, die Loslassung politischer Gefangenen, einzelne Veränderungen im Ministerium und dem Verwaltungspersonale, die Erleichterung der Volkslasten um einige hunderttausend Ducati, und andere dergleichen oberflächliche Reparaturen, deren Vortrefflichkeit Niemand fühlt und anerkennt als die Hofjournalisten, gebührend anzupreisen, als ob durch solcherlei Uebertünchung dem innern Wurmstich unsrer europäischen Staatsgebäude abgeholfen wäre. Diese leise Betastung des Uebels, an dem Europa leidet, gleicht nur allzusehr jenen Händeauflegungen und Segenssprüchen, die in frühern Zeiten Wunder gethan haben mögen, jetzt aber als bloße Quacksalbereien gelten, die weder an Menschen noch Völkern die Krankheiten heben können. Es ist das einzige Unglück für viele Fürsten unsrer Zeit, daß sie zu spät auf die Welt kamen; in der Mitte des vorigen Jahrhunderts würde man ihnen für Konzessionen, zu denen sie sich jetzt verstehen, die Füße geküßt und sie als Salomo's und Titus gepriesen haben, in dem unsrigen weiß Niemand ihnen Dank dafür, und selbst gerechte und weise Maßregeln werden gleichgültig hingenommen, als längst verfallene Schulden, die man einzufordern das Recht hat.

Es wird am besten einleuchtend werden, zu welchem großen Werke der Regeneration die gegenwärtige Regierung berufen war, wenn wir hier aus einer Denkschrift über das Königreich beider Sizilien ein Gemälde entwerfen von seinem Elende, seinem Unglücke, von der Unfähigkeit seiner Verwaltung, von dem Despotismus seines Polizeisystemes. „Ich werde," sagt der Verfasser dieser Denkschrift, *) hierüber nichts als Thatsachen anführen, die allein schon genugsam Zeugniß geben; diese bilden nach meiner Ansicht die wahre Beredsamkeit der Geschichte und vor Allem unserer zeitgenössischen. Ich verbürge ihre Wahrheit; denn ich habe mit eigenen Augen sie gesehen. Am Vorabend einer politischen Umgestaltung Italiens (und eine solche ist unvermeidlich) halte ich es für nützlich die gegenwärtige Lage der Dinge darzulegen; nur wenn man das Uebel ganz kennt, vermag man am besten die Heilmittel zu würdigen. Es sind neue Dokumente, die den Richtern vor Augen gelegt werden sollen; denn schon seit vielen Jahren schwebt der Prozeß Italiens vor dem Gerichtshofe der Nationen; es ist Zeit, daß sie endlich ein Urtheil fällen."

Das Königreich Neapel, gegen die Aufklärung des Kontinents den Kirchenstaat als Bollwerk vor sich, wird von vier Meeren, dem tyrrhenischen, adriatischen, jonischen und afrikanischen, bespült; es liegt wie ein Vorposten in der Mitte der europäischen Welt, wie eine Brücke zwischen drei Welttheilen. Es ist mit Europa verknüpft durch Sprache, Religion und Literatur; mit Afrika durch sein Klima, seine heißen Leidenschaften und seine Nähe; mit Asien durch seine Geschichte, seine Ueberlieferungen, seine Denkmäler. Es ist geschaffen zum Repräsentanten aller menschlichen Civilisationen.

Großgriechenland ist mehr griechisch als Hellas selbst. Syrakus, Agrigent, Gela, sind diese nicht Griechenland selbst? Oder vielmehr ist nicht Sizilien abwechselnd der Schauplatz aller möglichen gesellschaftlichen Verhältnisse, aller Völker der Welt gewesen, die in die Geschichte des Abendlandes eingegriffen? Anfangs ein Hirtenland, dann mit kriegerischen Stämmen erfüllt, später griechisch, karthagniensisch, endlich römisch und dem byzantinischen Kaiserthum zugefallen, wurde das herrliche Land wie der goldene hesperische Apfel der Gegenstand des Kampfes zwischen Barbaren, Sa-

*) Charles Didier, Notice sur le Royaume de Deux-Siciles in der Revue Encyclopédique Juniusheft 1831.

razenen, Normannen, den schwäbischen Kaisern, Franzosen, Spaniern, Engländern. Mit welchen großen historischen Erinnerungen sind alle Völker Europa's an diese Insel geknüpft! Was von der Insel Sizilien gilt, gilt auch von dem Sizilien des Kontinents; beide haben mit wenigen Ausnahmen dieselben Phasen durchlaufen.

Das Königreich Neapel bildet den Sporn und Absatz des sogenannten Stiefels von Italien. Der Apennin dringt in dasselbe durch die nördlichen Provinzen ein, schlängelt sich quer durch die Abruzzen, das alte Samnium, jetzt die Provinz Molise, die beiden Abruzzi ulteriore und citeriore, und spaltet sich zu einer Gabel in der Basilicata. Der östliche Arm, bei weitem weniger schroff und wild, nimmt seine Richtung nach der Puglia, dringt in dieselbe ein, durchschneidet die Provinz Bari unter dem Namen der Murgia, senkt sich zu niederen und felsigen Hügeln herab, und verliert sich an dem Rande von Otranto im Angesichte Griechenlands. Die große Kette, die den Namen der Apeninnen beibehält, krümmt sich ein wenig gegen Mittag und läuft in gewaltigen Bergen, deren Seiten von Felsen und Wäldern bedeckt sind, quer durch die Basilicata, die drei Calabrien und endet am Farus dem Insellande gegenüber. Aus den Einschnitten des Gebirges an dem einen und dem andern Gestade, an dem Zusammenfalle seiner hervorspringenden oder zurücklaufenden Winkel hat man längst schon geschlossen, daß das Festland hier vom Meere durchbrochen worden und die Kette der Madonia (die alten Nebroden Sikaniens) wären sonach nur eine Fortsetzung des Apennins von Calabrien.

Diesem gebirgig zerschnittenen Boden des Landes entspricht die mannichfaltige Nuancirung im moralischen Charakter seiner Bevölkerung, und der Bewohner der Ebenen von Puglia scheint mir eben so verschieden als der Lombarde von dem Gebirgsvolke Calabriens und der Abruzzen. Der Anblick einer so scharfen Scheidung der Volksindividualitäten läßt recht klar in seiner ganzen Ungerechtigkeit den Mißbrauch einer universellen Legislatur erkennen, und einsehen, wie weit jene Föderativstaaten, wie wir sie bei den alten Griechen und den heutigen Schweizern sehen, wo jeder Kanton nach seinen eigenen Gesetzen sich regiert, den ungefügen Monarchien vorzuziehen sind, die — jederzeit das Werk eines der möglichst vielseitigen Entwicklung feindseligen Despotismus — unter ihrem eisernen Drucke alle nationale Eigenthümlichkeit ersticken, und das wahre Prokrustesbette der Völker sind. *)

*) Diese Ansichten eines Franzosen über die vielgepriesenen großen Reiche, das grand empire mit eingerechnet, ist um so bemerkenswerther, als sie die gegenwärtig in Frankreich aufkeimenden Ideen gegen das tyrannische Centralisationssystem aussprechen. Unbedingt dürften wir Deutsche zu den letzten sieben Zorneksschalen, die noch über uns ausgegossen werden könnten, das vielgelobte deutsche Kaiserthum zählen, wenn es anders Gott gefallen möchte, dieses letzte Unglück über uns kommen zu lassen, und uns mit einer österreichischen oder gar preußischen Universalmonarchie zu beschenken; wie denn dieser leider noch immer selbst in den geistreichsten Köpfen spukende Traum aus der Deutschthümelei erst neulich in Pfizer's sonst so geistvollem Briefwechsel zweier Deutschen verfochten, aber auch noch geistvoller von Menzel im Literaturblatte in seiner ganzen Unhaltbarkeit gezeigt worden ist. A. d. R.

Das Meer und die Gebirge üben ohne Zweifel einen verschiedenen Einfluß auf den Charakter der anwohnenden Bevölkerung aus, und der Mangel an Heerstraßen im größten Theile des Königreiches wodurch die Entfernungen beträchtlich vergrößert und vielfältige Scheidewände zwischen die Einwohner eines und desselben Landes geworfen werden, hindert jenen lebhaften Verkehr, der durch gegenseitigen Austausch immer von einem Volke auf das andere etwas überträgt. Otranto und Reggio können in der That nicht fremdartiger der Hauptstadt gegenüberstehen als Bordeaux oder Marseille Paris. Man kann sagen, daß jede neapolitanische Provinz einen für sich abgeschlossenen Staat bilde. Siziliens nicht zu gedenken, das als ein abgesondertes Königreich von eigenthümlicher Nationalität erscheint, sind alle Inseln verschieden von dem Festlande, die Bewohner des Seegestades verschieden von denen der Gebirge, Neapel verschieden von allen Städten der Provinz.

Abgesehen von den Hindernissen, die eine argwöhnische Polizei durch die schmachvollste Verletzung des Briefgeheimnisses und des Völkerrechtes der Korrespondenz entgegen stellt, ist es in Neapel leichter und überhaupt sicherer mit dem Auslande, als mit den Provinzen Briefwechsel zu führen. Ein Brief aus Genf gelangte richtiger an mich, als einer aus Crotona oder Reggio. Was Sizilien betrifft, so ist Dieß völlig eine andere Welt. Ein Brief von Girgenti oder Syrakus braucht länger als vierzehn Tage, um auf der Post nach Neapel zu gelangen: nicht so viel von Paris. Im Winter ist der Postverkehr ganz und gar unzuverlässig, denn da es weder Brücken noch gebahnte Straßen gibt, so werden die Posten entweder durch angeschwollene Flüsse aufgehalten, oder können wegen der bodenlosen Wege nicht von der Stelle kommen. Die öffentlichen Behörden bedienen sich zu ihren gegenseitigen Mittheilungen des Telegraphen, und kümmern sich um Privatkorrespondenzen nur in so fern, als sie das Geheimniß des Siegels verletzen; denn es ist dem untersten Beamten nicht allein erlaubt, sondern sogar anbefohlen, alle Briefe seines Gerichtsbezirkes zu lesen; aus seiner Hand empfängt sie der Postbote, in seine Hand übergiebt sie dieser, und Dieß so weit das Königreich sich erstreckt. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß man seine Zuflucht lieber zu eigenen Boten, als zur Post nimmt, und Dieß geschieht auch größtentheils aller Orten. Der sizilianische „Serio" ist der wahre δρομοκηρυξ der alten Griechen, ein Bote, der jeden Augenblick bereit ist, eine Sendung zu übernehmen. Halb nackt, und mit einem langen dünnen Stab ausgerüstet, trägt er die anvertrauten Briefschaften in einer Tasche an der Seite, und wandert fort Tag und Nacht, indem er nur von Zeit zu Zeit unter einem Baum etwa anhält, um mit schwarzem Brod seinen Hunger, und mit dem Wasser aus Cisternen oder Brunnen seinen Durst zu stillen; so legt er in Einem Laufe unausgesetzt wohl fünfzig Meilen zurück. Diese Menschen, deren Natur sich vor dem Alter erschöpft, und gewöhnlich einem frühzeitigen Tode unterliegt, lassen sich sehr theuer bezahlen, aber sind von erprobter Treue. Unter den schwierigsten und zartesten Umständen habe ich mehr als Einmal ihrer mich bedient, und jederzeit ihre Zuverlässigkeit und Schnelle bewundert. Diese Sorglosigkeit der Regierung ist eines von den tausend Hindernissen, welche die Entwicklung des Verkehrs lähmen, und in einem andern europäischen Lande der Civilisation wird man sich schwerlich einen Begriff von

den Verlegenheiten und Sorgen machen, in die man durch dergleichen Verzögerungen in Privatangelegenheiten versetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdstücke aus Nordamerika.

2. Wildjagd.

Die verschiedenen Arten, das Wild zu jagen, sind in den Vereinigten Staaten nur allzu gut bekannt, und werden fast mit allzu glücklichem Erfolg betrieben. Unter der unglaublichen Zahl von schönen Thieren, die in den dortigen Wäldern und Steppen hausen, wird allmählich eine so große Verwüstung angerichtet, daß sie in wenigen Jahrhunderten dort so selten seyn werden, als es jetzt Bären und Wölfe in unsern civilisirten Ländern sind.

Drei Arten zu jagen, sind in Amerika üblich, die in den verschiedenen Staaten und Distrikten etwas von einander abweichen. Die erste wird die stille Jagd genannt, und ist die am meisten verwüstende; die zweite ist die Feuerjagd, und nächst jener die zerstörendste; die dritte, die man mehr als Unterhaltung betrachten kann, heißt die Treibjagd.

Die stille Jagd wird von den meisten Gränzbewohnern als eine Art Handwerk betrieben; sie erfordert große Thätigkeit, um mit Erfolg zu lohnen, viele Erfahrung im Gebrauch des Gewehrs, und die genaueste Kenntniß des Waldes, nebst einer vollkommenen Bekanntschaft mit den Gewohnheiten des Wildes, nicht allein zu den verschiedenen Jahreszeiten, sondern auch zu jeder Stunde des Tags, da der Jäger das Lager, das es vorzugsweise wählt, und in dem es zu jeder besondern Zeit am leichtesten aufgespürt werden kann, genau kennen muß.

Die Kleidung des wahren Jägers, so wird der stille Jäger meist genannt, besteht in einem Jagdhemd von Leder und einem Paar Beinkleidern von demselben Stoff. Seine Füße sind mit guten Mokassinen versehen; um den Leib trägt er einen Gürtel; seine schwere Flinte hängt über seiner kräftigen Schulter; an der einen Seite hat er seine Kugeltasche, welche von dem Horn eines alten Büffels überragt wird, das einst der Schrecken der Heerde, jetzt ein Pfund des besten Pulvers faßt; in dem Riemen, an dem es hängt, steckt zugleich sein Waidmesser; hinten ragt ein Tomahawk hervor, dessen Griff durch den Gürtel geschoben ist. Sein Jagdschritt ist so scharf, daß nur Wenige, außer seines Gleichen, ihm folgen können. Bald bleibt er stehen, untersucht das Zündkraut auf der Pfanne, oder das Leder über der Batterie, bald blickt er nach dem Himmel um die Richtung zu erspähen, die er einschlagen muß, um am leichtesten dem Wilde beizukommen. Der Himmel ist klar, der rothe Strahl der Morgensonne blitzt durch die untern Zweige der hohen Bäume, an der Spitze jedes Blattes glänzt ein Thautropfen. Das smaragdene Grün des Laubes hat sich bereits in die glühenderen Tinten des nordamerikanischen Herbstes verwandelt. Ein leichter Reif hängt an den Gehägen der kleinen Kornfelder. Im Vorwärtsschreiten haftet sein Blick auf dem abgefallenen Laub, um daran mit geübtem Auge die Fährte von den Läuften eines Bocks zu erspähen. Bald bückt er sich nach dem Boden, wo irgend etwas seine Aufmerksamkeit angezogen hat, bald ändert er seine Richtung, verdoppelt die Schritte und hat in Kurzem einen fernen Hügel erreicht. Nun schleicht er vorsichtig weiter, hält an jedem Baum, und guckt vorwärts, als sey ihm das Wild bereits schußgerecht. Immer weiter geht es, aber mit immer größerer Vorsicht. Schon hat er den Abhang des Hügels erreicht, den die Sonne mit dem ganzen Schimmer ihres erstarkten Lichtes anstrahlt — nun nimmt er seine Flinte von der Schulter, schiebt die lederne Decke des Schlosses auf die Seite und benetzt die Schärfe des Steins mit der Zunge. Nun steht er unbeweglich wie eine Bildsäule, vielleicht um zu sehen, ob er in der gehörigen Schußweite ist und hebt langsam die Flinte an den Backen; der Schuß fällt, und er eilt schnell nach dem Thier, welches in seinem Lager in einem Dickicht von Weinreben, Sumach- und Pechtannengesträuch, in seinem Schweiße liegt. Nun hängt der Jäger den Bock an einem Baum auf, streift ihm die Haut ab, schneidet die Keulen aus, und überläßt den Rest des Wildprets den Wölfen und Geiern. Die Flinte wird jetzt auf's Neue geladen, die abgeschnittenen Keulen in die Haut eingeschlagen, mit einem Riemen auf den Rücken gebunden, und der Jäger wandert fort, um neues Wild zu suchen, da er wohl weiß, daß er in der Nachbarschaft des eben geschossenen, kein anderes zum Schusse bringen wird.

(Schluß folgt.)

Sitten und öffentliches Leben in den Vereinigten Staaten.

Ein neuerlicher Streit zwischen zwei Ministern der Vereinigten Staaten hat so eben bewiesen, bis zu welchem Skandal Männer der Regierung in einem Lande, wo Preßfreiheit herrscht, den Mißbrauch der Oeffentlichkeit treiben können. Wenn man mit diesen Excessen sich bekannt gemacht hat, so vergleiche man die Sprache der französischen Journale, über welche man sich am meisten beklagt, mit dem Tone der amerikanischen Journale, welche unter dem direkten Einflusse der Depositairs der souveränen Gewalt der Union geschrieben sind. Der Telegraph, ein Blatt, das zu Washington erscheint, und das unter dem Einflusse des Herrn Ingham, Ministers der Finanzen, stehen soll, enthielt in seiner Nummer vom 17 Junius die folgende Note, die auf einen Artikel Bezug hat, in welchem er die Ursachen der Auflösung des Kabinets untersucht hatte.

„Es ist bewiesen, daß die Familien des Marine-, Finanz- und Justizministers mit Madame Eaton in keiner gesellschaftlichen Verbindung stehen wollten."

Madame Eaton ist die Frau des Kriegsministers, welcher, aufgebracht über diese Note, die er Herrn Ingham zuschrieb, sich beeilte, ein Schreiben an den Finanzminister zu richten, worin er ihn bittet, ihn wissen zu lassen, ob er einen Artikel, der nur unter seiner Ermächtigung bekannt gemacht worden seyn konnte, anerkenne, oder ob er geneigt sey, öffentlich demselben zu widersprechen. In einem so dringenden Falle konnte er nur mit einer Lüge oder mit einer höhnenden Beleidigung antworten; der Finanzminister wählte das Letztere. „Wenn Sie glauben," schrieb er an seinen Kollegen, „daß Ihr Zorn mich veranlassen werde, das für unwahr zu erklären, was die ganze Stadt weiß und die Hälfte der Einwohner der Vereinigten Staaten glaubt, so kann ich nur Ihren Irrthum bedauern." Am folgenden Tage sandte Major Eaton eine Ausforderung an Herrn Ingham. „Er wage zu hoffen, wenn er, der Finanzminister, die Niederträchtigkeit gehabt habe, ihn, den Kriegsminister, so zu verleumden, so werde er wenigstens den Muth haben, sein Unrecht mit den Waffen in der Hand wieder gut zu machen." Man sollte glauben, Herr Ingham werde in der Lage, worein er sich durch seine Hartnäckigkeit versetzt hatte, die Ausforderung, die er selbst veranlaßt hatte, als eine natürliche Folge seines Betragens annehmen. Keineswegs, eine Antwort, noch herausfordernder,

als die erste, war Alles, was der Major von seinem Gegner erhielt. „Ich begreife," schreibt Herr Ingham an Herrn Eaton, „die Rolle sehr wohl, welche man Sie in einer Komödie spielen läßt, welche unter den Augen des amerikanischen Volks vorgeht; Ihre Drohungen schrecken mich eben so wenig, als Ihre Beleidigungen mich reizen, und Sie werden mich zu keiner Handlung treiben, welche dem Mitleiden und der Verachtung, das Ihre Lage und Ihr Benehmen mir einflößen, entgegen wäre." Dieser skandalöse Wechsel von Provokationen dauerte in demselben Tone fort. Der Major Ingham konnte troz aller Beschimpfungen, welche sein Zorn über den Herrn Finanzminister ausschüttete, niemals dahin gelangen, ihn aus seinem beleidigenden Phlegma herauszubringen. Der Präsident wurde von diesem bedauernswerthen Streite bald durch Herrn Ingham selbst unterrichtet, der sich über einen Mordversuch beklagte, den sein Feind und dessen Anhänger gegen ihn angestiftet hätten. Nachdem Herr Ingham die gehässige Thatsache dieser bedauerlichen Geschichte bekannt gemacht hatte, zog er sich auf seine Besizungen in Pennsylvanien zurück.

Dieser schimpfliche Prozeß, den das Publikum zu schlichten berufen wurde, erregte einen allgemeinen Unwillen. Die Frauen wurden genannt; die Geheimnisse des Privatlebens dem öffentlichen Skandal preisgegeben. Die Bürger sahen bei dieser unglücklichen Streitsache noch etwas Anderes, als zwei Individuen, die sich so weit vergaßen, daß sie dem öffentlichen Rufe Troz boten; man sah, wie zwei hohe Beamte, denen der Staat eine Macht übertragen, die Würde des Landes kompromittirten, indem sie ihren Namen herabwürdigten und sich gegenseitig bemühten, ihre Ehre zu beschimpfen. Die Ursache eines so unversöhnlichen Hasses zwischen zwei in vielen Beziehungen schäzenswerthen Männern datirt sich schon von lange her. Es ist nicht ohne Nuzen, die Ursachen hievon bekannt zu machen, nicht um die Verirrungen zu entschuldigen, sondern um sie zu erklären.

Madame Eaton hatte in erster Ehe den Purser, d. h. den Rechnungsbeamten eines Staatsschiffs geheirathet. Während der Abwesenheit ihres Gemahls schien die junge Frau den Matronen von Washington nicht die Zurückhaltung zu beobachten, welche ihre neue Lage ihr vorschrieb; sie empfing die Besuche des Herrn Eaton, der nach dem Tode des Rechnungsbeamten die Frau heirathete, welche für seine Eroberung galt. Ueber den Punkt der ehelichen Treue sind die amerikanischen Sitten unerbittlich. Der Major Eaton, ein genauer Freund des Generals Jackson, wurde von diesem, als er Präsident wurde, ins Kriegsministerium berufen. Aber die ausgezeichnetsten Damen Washingtons verziehen der Gemahlin des Ministers die Fehler nicht, welche sie der Frau des Rechnungsbeamten vorzuwerfen das Recht zu haben glaubten. Seine Versuche, sie in die Zirkel, von denen sie zurückgestoßen wurde, einzuführen, brachten ihr nichts als Demüthigungen zuwege. Ihre Visitenkarten wurden ihr mit Verachtung zurückgeschickt, die Frauen des Attorney-Generals, des Marine-Ministers und Finanz-Ministers ziehen sich zurück, wenn sie in dem Salon des Capitols unter dem Schuze ihres Gemahls erscheint, der durch die Aegide seiner Macht die frühern Fehler derjenigen, mit welcher er sich verband, zu bedecken glaubte. Der Premier-Minister, Herr van Büren, will einen lezten Versuch machen; er wagt es, mitten in der Gesellschaft die Frau vorzustellen, welche diese Gesellschaft zu entfernen wünschte; abermals zieht sich Alles zurück. Der Präsident sezt sich selbst in den Kopf, dieser grausamen Abneigung, dieser hartnäckigen Opposition ein Ende zu machen; er droht, Jeden abzusezen, der seinem energisch ausgesprochenen Willen sich widersezen würde. Die Frauen der Minister bleiben standhaft und die Minister werden abgesezt. Das Kabinet, bereits politischen Streitigkeiten zur Beute, kann diesem lezten Streiche des Despotismus nicht widerstehen; es trennt sich unwillig und überläßt dem Volke die Sorge, die Thatsachen eines solchen Streits und einer solchen Auflösung zu würdigen.

Das Publikum wird in der That diesen Prozeß schlichten; die Wahlen kommen heran, dann wird die Nation die Assisen halten, und die amerikanischen Bürger werden beweisen, wie sehr es sie schmerzt, einen Nachfolger Washingtons von dem Stuhle, auf den die Vereinigten Staaten ihn erhoben, herabsteigen zu sehen, um seinen Namen mit Intriken in Verbindung zu bringen, wovor die unbedeutendsten Privatleute erröthet haben würden.

Vermischte Nachrichten.

Zu London hat man die ersten Numern einer neuen afrikanischen Zeitung: „Der liberische Herold," erhalten, die in der nordamerikanischen Negerkolonie Liberia oder Monrovia in Westafrika erscheint. Die in den erwähnten Blättern enthaltenen Neuigkeiten berühren meist nur lokale Interessen. So geben sie unter Anderm Jagdberichte des Inhalts: „Seit dem Anfange der Regenzeit sind zwischen Millsburg und Marhon sieben und vierzig Elephanten, sechs Seekühe und vier Büffel erlegt worden. Das Wild wird so kühn, daß es in unsre Felder eindringt und unsre Pflanzungen zerstört." — Uebrigens lauten die Nachrichten aus dieser Niederlassung sehr befriedigend. Sie zählt gegenwärtig fünfzehnhundert Einwohner, die einer durchaus freien Verfassung genießen. Der Boden ist fruchtbar und das Klima der Natur der Bevölkerung angemessen. Die Kolonisten haben Handelsverbindungen und freundschaftlichen Verkehr mit den Häuptlingen der benachbarten Stämme angeknüpft, und mehr als hundert Kinder der leztern befinden sich in Liberia, um in den daselbst errichteten Schulen unterrichtet zu werden. Ein angesehener Londoner Kaufmann hat zwei Schiffe in dem Handel mit Liberia beschäftigt. Beträchtliche Kapitalien von Neu-England, Neu-York und Baltimore sind gleichfalls in dem Verkehr mit der jungen Kolonie und dem benachbarten Küstenlande angelegt. Man schmeichelt sich in England mit der Hoffnung, daß bald ein ausgedehnterer Verkehr zwischen den inländischen Häfen und Monrovia statt finden werde.

*

Eine Anzahl von Goethe's Verehrern in England, unter denen sich die Namen Walter Scott, Lord Leveson Gower, Lockert, Rodgers, Carlyle, der Verfasser von Schillers Leben, Doktor Maginn, Fraser, Churchill u. A. m. befinden, hat jüngst unserm Dichter als Zeichen ihrer Verehrung ein Siegel übersendet, das an Geschmack und Schönheit mit den besten antiken Gemmen sich messen kann. Dasselbe ist von Herrn Salter geschnitten, und enthält als Devise einen Stern, den eine Schlange umgibt, mit dem deutschen Motto in gothischer Schrift: „Ohne Hast, aber ohne Rast." An dem untern Rande sind die rothen und weißen Rosen, mit Eichenlaub umgeben, die Embleme Englands, angebracht. Oben erblickt man einen Eulenkopf unter Epheublättern und ein schönes und kühn geschnittenes Satyrhaupt; das Ganze ist von Blumengeflechten umgeben. Ringsherum laufend und mit den Epheuranken verflochten, schlingt sich die englische Inschrift: „To the German Master, from friends in England. 28th of Aug. 1831."

*

Unter dem europäischen Adel, sagt das Hofjournal, ist der Marquis von Stafford der Reichste. Sein Einkommen beläuft sich auf mehr als dreimalhunderttausend Pfund Sterling. Der Herzog von Medina Coeli, den man bis jezt als den Krösus des Adels anzusehen pflegte, bezieht bloß hundert und vierzehn Millionen Realen, ungefähr hundert und fünfzehntausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte; dabei muß er einen fast königlichen Hofstaat halten, wie er denn immer noch seine Ansprüche auf die Krone Spaniens nicht aufgegeben hat. Seine Hofhaltung hat eine Dienerschaft von mehr als zweihundert Personen. Zunächst dem Herzoge von Medina Coeli sind die reichsten Granden Osuna und der Herzog von Alba und Berwick; Lezterer ist jedoch sehr verschuldet. Indeß können die Einkünfte der Großen von Spanien in keinen Vergleich gestellt werden mit denen der englischen Aristokratie. Die Revenuen von fünfzig spanischen Granden würden nicht hinreichen, den ungeheuern Einkünften der Herzoge von Buccleugh und Bedford, oder der Earls von Grosvenor und Fiz William, und einem oder zwei Andern gleichzukommen.

*

Nach dem Ende des Kriegs im Jahre 1815 war die Zahl der englischen Offiziere mit vollem Solde dreizehntausend fünfhundert, mit halbem Solde viertausend neunhundert, im Ganzen achtzehntausend vierhundert. Im Jahre 1830 zählte man Offiziere mit vollem Solde sechstausend einhundert acht und siebenzig, mit halbem achttausend siebenhundert zwei und dreißig, im Ganzen vierzehntausend neunhundert und zehn, also dreitausend neunhundert neunzig weniger als vor fünfzehn Jahren; hiezu kommen aber noch sechshundert auf halben Sold gesezte Offiziere der Artillerie und Marine, die zu andern Dienstgeschäften verwendet wurden; so daß also die Minderzahl viertausend und neunzig beträgt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 240. 28 August 1831.

Die englische Winkel-Journalistik.

Es ist bereits in diesen Blättern (S. 352 dieses Jahrganges) der Winkeljournalistik in London gedacht worden, die unter den niedrigsten Volksklassen ungestempelte Zeitungen um den Preis von wenigen Pfenningen in Umlauf bringt, und an demagogischer Verwegenheit Alles überbietet, was noch in dieser Art gehört worden ist. Ungeachtet des wohlfeilen Preises, der diesen gefährlichen Schriften unter den niedrigsten Volksklassen eine ungeheure Publizität verschafft, müssen deren Herausgeber dennoch daraus einen unermeßlichen Gewinn ziehen, da sie die auf die gesetzmäßig erscheinenden Blätter gelegte hohe Stempeltaxe umgehen, was der Regierung um so mehr Grund gab, auf diese journalistischen Schmuggler ein doppelt wachsames Auge zu halten. Endlich gelang es, einem derselben, der sich Bürger Hetherington nannte, auf die Spur zu kommen, und ihn wegen der Verbreitung ungestempelter Zeitungen vor Gericht zu fordern. Indeß fahren die Agenten des erwähnten Bürgers Hetherington fort, das Land mit ihren Flugschriften zu überschwemmen, während er selbst sich unsichtbar zu machen gewußt hat. Nicht bloß unter der arbeitenden Klasse von London, sondern auch in den Manufakturdistrikten werden diese Blätter mit der größten Begier gelesen und aus den folgenden Auszügen mag man beurtheilen, welche Wirkung sie hervorbringen können, zumal wenn man erwägt, daß eine zahlreiche Menge ungebildeter und leichtgläubiger Leute durch die wegen der Reformbill in den meisten Gemeinden herrschende Spannung außer Arbeit gekommen, also ohne Brod ist, und um so bereitwilliger jeder aufwieglerischen Einflüsterung Gehör gibt. In einem der genannten Winkeljournale liest man unter der Aufschrift:

„Die Folgen davon, daß wir Könige, Pfaffen und Herren haben.“ Nachstehendes.

„Ein Todtschlag macht
Zum Schurken, tausende zum Helden,
Die Fürsten sind zum Mord berechtigt,
Weil Zahl Verbrechen heiligt.“

„O Privilegien! Privilegien! Das ist auch eines von euren Stücken! Ihr macht einen Mann zum „Helden,“ weil er mit dem Todtschlag einen Großhandel treibt, und laßt die Speichellecker seine blutigen Thaten glorreiche Verdienste nennen!“

„Mitbürger! In einer Sitzung der Gesellschaft zur Beförderung der Aristokratie, sonst genannt Haus der Gemeinen, am vergangenen Donnerstag, zog der Bürger Attwood auf die Minister los, wegen ihrer immerwährenden Berufung an das Volk; Dieß schicke sich besser, sagte er, für einen Zustand, wohin sie zu gelangen trachteten, aber wohin sie, wie er hoffe, nie und nimmermehr gelangen würden!!! So sind also die immerwährenden Berufungen an das Volk dem braven Mann ein Eckel! An Wen will er denn in's Teufels Namen seine Berufung richten? Etwa an Ihre gefallene Hoheit die schurkischen Boroughmäckler? Oder sollen die Minister an die Newcastles, die Exeters, Lowthers, Beauforts, Northumberlands und andere dergleichen Zierden der Aristokratie und des menschlichen Geschlechts appelliren?“

„Parlamentsverhandlungen. — Wir sind so fest überzeugt, daß die Parlamentsreform so gut als nichts für Euch ist, Freunde und Mitbürger, daß wir unsere Spalten auf Kosten besserer Dinge nicht damit anfüllen wollen; es ist genug zu wissen, daß die zweite Verlesung durch die ungeheure Majorität von 136 Stimmen durchging, die Gesammtzahl der Stimmenden war 359, dagegen stimmten 223.

„Die Liberalen. (Ha! Ha!) Whigs, die für nichts Zeit haben, als für ihre betrügerische Reformbill, finden übrigens Zeit genug, das Geld, das sie aus Euch herausgeplündert haben, durchzubringen, indem sie ihre bewaffneten Sklaven und ihre bettelarmen Freunde und Verwandten besolden — sie haben keine Zeit, tyrannische und drückende Gesetze abzuschaffen, aber Zeit dieselben auf die möglichst despotische Weise zu verstärken, um ihre Gefängnisse anzufüllen — sie haben Zeit, neue Gesetze auszuhecken, die noch zehnmal tyrannischer sind, als die, wodurch Tyrannen verdientermaßen ihre Throne verloren haben, Gesetze, die noch grausamer sind als selbst die abscheulichen sechs Akten des blutdürstigen Tory Castlereagh!“

„Gleichheit.“

„Gleich seyd ihr All': Es schuf Natur euch so.
Gleichheit ist eu'r Geburtsrecht! Sehe ich
Den stolzen Palast und den einen Mann,
Im blutgepurperten Gewand des Königthums,
Beim trägen Schmaus, von Millionen Herr! —
Und wende dann mich zu der Armuth Hütten,
Wo von dem Elend aufgezehrt der Arbeitsmann
Den kargen Bissen mit den Kindern theilt,

Dann seufz' ich, und empört von solchem Bild,
Erröth' ich ob der menschlichen Geduld."
(„Walter Tyler, bevor er stahl.")

„Erklärung des Eigenthumssystemes. — Es gibt keinen Gegenstand, auf welchen die Aufmerksamkeit des menschlichen Geschlechtes — vorzüglich bei der gegenwärtigen Lage der gesellschaftlichen Verhältnisse — mit grösserem Nutzen verweilen könnte als das Eigenthum. Es ist aber ein Gegenstand, der so von Schwierigkeiten starrt, daß die meisten Menschen und selbst Männer von gelehrten und liberalen Ansichten eine nähere Beleuchtung desselben scheuen. Aber was ist Eigenthum? — das Mittel, wodurch die Bedürfnisse des Menschen befriedigt werden — Nahrung Kleidung und Obdach für seinen Leib — Unterricht für seine Seele. Auf Befriedigung dieser Bedürfnisse hat jeder Mensch gerechten Anspruch. — Alles Eigenthum ist ein Produkt des Bodens, der angebaut oder durch menschliche Hände und Geschicklichkeit in verschiedene Formen verarbeitet wird. — Das große Wesen, von dem der Mensch in die Welt gesetzt — von dem er mit den Organen ausgerüstet wurde, wodurch das Leben erhalten, fortgesetzt und erfreut wird — das große Wesen, das die gütige Erde mit Fruchtbarkeit schwängerte, war nie gewillt, daß seine Geschöpfe mitten im Ueberflusse umkommen oder daß ein Mann sich bereichern sollte durch angehäufte Schätze, die durch die Arbeit von verhungerten Tausenden gesammelt werden. Nein, jeder Mensch hat das Recht zu leben und des Lebens sich zu freuen. Wenn aber Jedermann das Recht hat zu leben, so hat er auch das Recht auf die Mittel, durch welche allein das Leben erhalten werden kann. Das Leben kann aber nicht ohne die vorhin aufgezählten Mittel — die das Eigenthum ausmachen, erhalten werden. Eigenthum ist das Produkt des Bodens, das durch Arbeit gewonnen wird — jeder Mensch ist also berechtigt zu einem solchen Antheil an diesem Produkt, der hinreicht, um seine körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und die Entwicklung seiner physischen und moralischen Kräfte zu begünstigen — in sofern hat also jeder Mensch ein Recht auf das Eigenthum des Bodens. Leeres Geschwätz von Civilrecht — leeres Geschwätz von Uebereinkunftsrecht — leeres Geschwätz von Erbrechtsgesetzen! Kann es ein heiligeres Recht geben als das der Schöpfung? — Kann es ein gebieterischeres Gesetz geben als die Nothwendigkeit?"

„Abgenützte Institutionen. — Wenn die Monarchie, das Haus der Lords oder die herrschende Kirche dem Volke wahrhaft nützlich wären, so würden sie es doch gewiß selbst einsehen und sagen: Niemand weiß gewiß besser, was ihnen nützlich ist als sie selbst. Sind aber diese Institutionen unnütz, warum sollen sie beibehalten werden? Sie wurden uns durch Gewalt aufgelegt, aber dieß ist kein Grund, sie noch fortdauern zu lassen. Das ist die Trefflichkeit dieser Zeiten, daß die Menschen anfangen zu untersuchen, wozu ihnen eine Einrichtung nützlich ist? Ich hoffe nicht, daß Lord Winchelsea im Sinne hat zu sagen: unsere Vorfahren erwarben diese Einrichtungen durch Gewalt, und ich will sie aufrecht erhalten durch das Recht des Schwertes; obgleich Lord Grey in seinem Wahnwitz schwach genug war über die Aufrechthaltung seines Standes zu schwätzen.

„Gefolterte Menschenmetzger. — Obgleich wir eine unüberwindliche Antipathie gegen Jedermann haben, der die königliche Blutliverei trägt, so können wir doch nicht vergessen, daß sie Menschen sind — wenigstens daß sie die menschliche Gestalt haben; und aus demselben Grunde, als wir mit Unmuth hören würden, daß ein Geschöpf, wär' es auch ein Tiger, muthwilligerweise gemartert worden, empört sich unser Herz bei der Nachricht, daß eines unserer Mitgeschöpfe (obgleich ein Menschenmetzger) auf eine viehische Weise mißhandelt worden ist. — Die Zeitungen berichten uns, daß vergangenen Freitag zweien Männern von dem Regimente, an dessen Spitze der Held von Waterloo — sonst auch Europa's Heiland genannt!!! — steht, mit den neun Katzenschwänzen *) das Fleisch so lange vom Rücken abgerissen wurde, bis die Natur überwältigt die Todesqual nicht länger ertragen konnte."

„Ein Wort mit den irländischen Faulthieren, Vielfräßen und Wölfen — Irländische Aristokraten! Ihr seyd mit wenigen Ausnahmen ein steinherziges, unmenschliches Gezücht von Ungeheuern! Das weiß Gott und die Welt. In frecher Schändlichkeit überbietet ihr noch eure englischen Aristokratenbrüder, und das will Viel heißen. Bei all der brutalen Selbstsucht und dem empörenden Stolz der englischen Herrlichkeiten habt ihr auch nicht eine ihrer wenigen guten Eigenschaften. Einige von Euch blicken mit Seelenruhe auf das Elend ihrer Landsleute, und das *Höchste*, was ihr thut, um dieses Elend (das ihr doch selbst geschaffen habt) zu erleichtern, besteht darin, daß ihr bei uns Fremden um Almosen für sie bettelt. Ihr preßt den letzten Blutpfennig aus den Händen der unglücklichen und verhungernden Bauern, und dann verlangt ihr mit der eisernsten Stirne, die ihr nur vom Teufel geliehen haben könnt, von dem durch Abgaben ausgemergelten Volk dieses Landes, die Leere zu füllen, die eure wölfische Gefräßigkeit gemacht hat. Nachdem ihr von dem armen, unglücklichen Volke den letzten Pfennig des Unterhaltes herausgefoltert, und durch eure teuflische Unbarmherzigkeit Hunger und Pestilenz hervorgerufen habt, *verlangt* ihr von der brittischen Nation, auf Gegenmittel zu denken. Ihr Diebsgriffigen, schamlosen Geyer, wie oft glaubt ihr soll euch dieses Gaunerstück noch gelingen? Nie und nimmermehr. Die wahren Ursachen und die dauerhaften, wirksamen Gegenmittel für den heillosen Zustand Irelands sind nun erkannt. Der Kampf hat begonnen, und wir müssen den Knebel der Furcht und Verstellung sprengen; der Streit ist unvermeidlich, und wir müssen ihn mannhaft antreten: da gibt es kein Ausweichen mehr; nicht mißhandeln, aber standhaft abläugnen wollen wir unsern Herrn das Recht, das Haus der Gemeinen uns zu verschließen; wir wollen unser Recht verlangen, und das despotische Gesetz, das uns dessen berauben will, nur mit Verachtung behandeln, wir wollen es mit Füßen treten und jeder Gewalt Troß bieten, die es uns aufzwingen will." —

Ein anderes Blatt dieser wildwachsenden Journalistik enthält Artikel unter folgenden Ueberschriften: „Das neue noch nicht ausgeschriebene Parlament — Ein Wort an die nicht Repräsentirten — Republikanismus in Frankreich und Belgien. — Polen. — Blutdürstige Zehentwehrwölfe. — Auswanderung und unangebautes Land. — Allgemeines Stimmrecht. — Papiergeld. — Beutel-

*) Cat-o'-nine-tails, eine Peitsche mit neun knotigen Strängen. Der Winkeljournalist spielt hier auf die im Auslande S. 844 erzählte scheußliche Exekution an.

schneider. — Toren auf die Aufklärung, die Glorie der Schurken. — Wahlen. — Plaudertasche. — Die Quelle der Macht. — Ankündigungen.

Die gegebenen Auszüge werden hinreichen, Geist und Richtung dieser geheimen Journalistik zu bezeichnen, zugleich aber werden sie auch einen neuen Beweis geben, daß jede Beschränkung der Preßfreiheit — und diese ist in England, ungeachtet der vollsten Freiheit zu schreiben, was man will, durch die unmäßigen Stempelauflagen im hohen Grade vorhanden — durch weit größern Unfug, als ihn je die unbeschränkteste Presse verüben kann, gerächt wird. Ueberall, wo man den menschlichen Geist durch äußere Gewalt niederzuhalten versucht, wird er vermöge seiner nie zu tödtenden Lebenskraft und Beweglichkeit auf eine oder die andere Art sich Bahn zu brechen suchen. Eine so giftige Pflanze, wie diese Winkeljournalistik, kann nur aus dem Wust und Moder einer so tiefen Erniedrigung keimen, zu welcher die sinnloseste Aristokratie das englische Volk verdammt hat.

Jagdstücke aus Nordamerika.

2. Wildjagd.

(Schluß.)

Bei warmer Witterung spürt der Jäger das Bett des Bocks auf der Schattenseite der Hügel auf; im Frühjahr sucht er ihn am Rande entfernter Seen im Röhricht, wo das Thier bis an den Kopf sich im Wasser niedergethan hat, um seinen Körper gegen die schmerzhaften Stiche der Muskitos zu schützen, im Winter in tiefliegenden sumpfigen Wäldern, wo es Moos und Baumflechten im Ueberfluß gibt, welche zu dieser Jahreszeit die Aesung des Thiers ausmachen, und womit die Bäume einige Fuß hoch von der Erde bedeckt sind. Zu gewissen Zeiten merkt sich der Jäger genau jene Stellen, wo das Thier durch Reiben an niedern Strauchstämmen den Bast des neuen Gehörnes fegt, und wo es auch häufig mit seinen Vorderläufen die Erde aufscharrt. Zu einer andern Zeit besucht er jene Plätze, wo viele Datteln und Buchnüsse wachsen, denn unter diesen Bäumen hat das Wild dann gewöhnlich seinen Stand, da diese Früchte sein Lieblingsgeäse ausmachen. Im Anfang des Frühlings ahmt der Jäger das Blöcken der Geiße nach, und wird auf diese Art sehr oft der Mutter und des Kalbes habhaft. Zuweilen befestigt er auch, nach Art einiger indianischer Stämme, den Kopf eines Thiers an einem Stock, und indem er ihn vor sich hinhaltend durch das hohe Gras kriecht, lockt er das Thier bis auf Schußweite heran. Auf diese Art wird die sogenannte stille Jagd ausgeübt, auf welcher Tausende von Thieren jährlich erlegt werden, meist nur um der Decke willen, denn selbst die besten Stücke des Wildprets bleiben unbeachtet liegen, wenn nicht etwa der Hunger oder vielleicht die Aussicht des Verkaufs auf einem nahgelegenen Markt den Jäger bestimmen, sie nach Hause zu tragen.

Die Feuerjagd, oder wie sie in einigen Gegenden des Landes genannt wird, das Waldlicht (Forestlight), wird bei Nacht gehalten. Der Jäger bedarf hiezu einer Menge von Fichtenknorren, welche mit Harz gefüllt sind, und einer alten eisernen Pfanne. Er begiebt sich, mit noch einem Gehülfen, zu Pferde und mit Schießgewehr versehen, auf den Platz, wo er zu jagen gedenkt; hier wird das Fichtenholz in der Pfanne angezündet, und einer der Jäger geht damit jener Richtung zu, die für die vortheilhafteste gehalten wird. Die Flamme beleuchtet nur die nähern Gegenstände, die entferntern bleiben in ein tiefes Dunkel gehüllt. Der andere Jäger mit der Flinte folgt dem erstern unmittelbar, und bald sieht er zwei schwache Lichtpunkte vor sich, welche der Widerschein der Flamme aus den Lichtern (Augen) eines Hirsches oder Wolfes sind, welcher unbeweglich steht. Der Jäger nähert sich ihm nun oft so sehr, daß er die Umrisse der Gestalt unterscheiden kann, und erlegt es durch einen Schuß. Er zerwirkt es hierauf auf die oben beschriebene Weise und setzt seine Jagd bis zu Tagesanbruch fort, wo er denn, je nachdem der Wildstand reichlich ist oder nicht, von fünf bis zu zehn Thieren in einer Nacht erlegt.

Das Verfahren bei der Treibjagd ist das nämliche wie in Europa: die Hunde suchen die Fährte des Wildes, und die Treiber treiben es nach den Ständen, auf denen die Jäger vertheilt sind. Das Wild verläßt in der größten Flucht seine Fährte nicht, selbst wenn auf derselben öfter nach ihm geschossen wurde; diese Fährten werden von kundigen Leuten zu Pferde in den Wäldern aufgesucht, und dann eine Reihe von Ständen bestimmt, welche die Fährte bestreichen, die das Wild verfolgt. Hat man durch Vorsuchen gefunden, wo das Wild im Wald hinein und hinausgezogen ist, sind seine Wechsel und Stände gefunden, und es bestätigt, so werden die Freunde von dem zur Jagd angesetzten Tag benachrichtigt. Die Treiber jagen mit Hülfe der Hunde das Wild auf, und wissen ihm meist jene Richtung zu geben, wo es seinem Feind in den Schuß kömmt; sollte es indeß einen andern Weg einschlagen, so werfen sich die Jäger auf die Pferde und jagen durch die Wälder, um es abzuschneiden, wobei sie nach dem Ton der Hörner und dem Gebell der Hunde sich richten, und so glückt es ihnen meistens das Wild zu erlegen. Diese Jagd ist sehr angenehm und meist sehr ergiebig. Das Wild von dem bei diesen Jagden die Rede war, ist der virginische Hirsch, Cervus Virginianus.

Pest in Persien.

Die Pest herrschte im vorigen Jahre auf eine furchtbare Weise in Persien. Der Kronprinz wollte alle Kranken aus Teheran entfernen lassen, aber das Volk widersetzte sich, und die Sache unterblieb. Wegen der Vorurtheile des Volks gegen die Mittheilung böser Nachrichten ist es schwer, über die Krankheiten und Todesfälle sichere Nachrichten einzuziehen, da Personen, in deren Hause die Krankheit herrscht, dennoch auf Befragen antworten, sie habe aufgehört. In einem Umkreise von zwanzig englischen Meilen um Teheran sollen von der Mitte des Monats Junius bis in den September hinein dreißigtausend Menschen gestorben seyn. In einem Dorfe von fünf und achtzig Häusern zählte man bereits zweihundert Todesfälle, und noch immer starb täglich eine oder zwei Personen. An einigen Orten stand das reife Korn verlassen da, weil Niemand es einerntete; das Vieh streifte in den Thälern umher ohne Hüter, und nicht ein Fuß breit Landes ward gepflügt. Dieß gibt schon allein eine lebendige Idee von dem allgemeinen Elende, das diese schauderhafte Krankheit erzeugte. Bei ihrer ersten Erscheinung verließen die Bauern die Dörfer, zerstreuten sich in einzelnen Häufchen, und bauten sich Hütten und Zelte, so gut sie es vermochten. Es ist indeß sehr zu vermuthen, daß die Krankheit bereits Wurzel gefaßt hatte, und aller Wahrscheinlichkeit nach weit zerstörender wurde, weil sich

die Unglücklichen nun abwechselnd den Ausdünstungen des Bodens bei Nacht und der Hitze bei Tage aussetzten. Der Anblick wird als fürchterlich geschildert, indem jede Familie in einer kleinen Entfernung von der andern blieb, während eines oder zwei ihrer Glieder, von der Pest ergriffen, hülflos am Boden lagen. Sie waren durchaus unthätig, versuchten kein Gegenmittel, und so zeigte sich kaum ein Beispiel von Wiedergenesung. Die Krankheit schien sehr unter dem Einflusse des Wetters zu stehen; denn bei einem Nordostwinde von dem kaspischen Meere her fühlte man sich erfrischt und neu belebt; die Zahl der Todesfälle nahm dann ab. Wenn aber die Luft wieder schwer und dumpfig wurde, fielen verhältnißmäßig wieder viel zahlreichere Opfer. Südlich von Maragha, zu Sof-Bulagh u. dgl., richtete die Seuche noch furchtbarere Verwüstungen an, besonders unter den Curden, welche Sunniten sind, und wegen ihres stärkern Glaubens an Vorherbestimmung keine Vorsichtsmaßregeln ergriffen, und keiner Ansteckung durch die Flucht auswichen. Man darf daher nicht erstaunt seyn, daß die Bevölkerung ganzer Dörfer ausstarb. Aus diesen und mehrern andern Nachrichten — auch die Cholera wüthete in Tiflis, Georgien und den angränzenden Ländern — geht hervor, daß das Jahr 1830 für Asien überhaupt sehr ungesund war; ein Umstand, der gewiß die Aufmerksamkeit denkender Aerzte in hohem Grade verdient.

Einweihung eines Feuertempels.

Im November des vorigen Jahrs weihten Bomandschi Rustomdj und Ardasir Hormuzdschi den Hauptfeuertempel Atesch Bhi'ram ein; zahllose Parsis strömten aus Surat, Broach, Nauserry und andern Orten Indiens nach Bombay, um der heiligen Ceremonie beizuwohnen; eine so zahlreiche Versammlung von Feueranbetern hatte man in Indien nie gesehen. Das Gebäude ist viereckig und ausnehmend elegant gebaut. Die Halle ist reich geschmückt mit Leuchtern, Spiegeln u. dgl.; der Platz, wo das Feuer unterhalten wird, ist mit Marmorsteinen gepflastert, und in deren Mitte erhebt sich eine große silberne Vase, über vierzigtausend Rupien werth, in welcher das Feuer brennt. Reichliche Geschenke wurden dargebracht; die ganze Ausgabe vom Beginne des Baues bis zur Einweihung betrug ungefähr hunderttausend Rupien. Alles ging auf eine lobenswerthe Weise vor sich; alle religiösen Cerimonien standen unter der Aufsicht des Hohenpriesters Edeldaru, welchem von den vornehmsten Parsis wegen seines Eifers und seiner Thätigkeit bei dieser heiligen Handlung mehr als dreißig Shawls zum Geschenke dargebracht wurden.

Die Todavers.

In den Nilgherry Gebirgen in Ostindien findet sich ein äußerst interessanter Stamm, die Todavers genannt, welche noch in einem hohen Grade patriarchalischer Unschuld und Einfachheit leben. Sie sind Hirten und leben in einem fast vollkommenen Naturzustande: sie sind offen, unabhängig, furchtlos, edelmüthig und gastfreundlich, redlich und zutraulich, haben wenige Bedürfnisse und keine Feinde, denn ihre natürliche Liebenswürdigkeit ist so groß, daß sie von den übrigen Gebirgsstämmen geachtet und bewundert werden, und mit diesen sowohl als unter sich selbst in so gutem Vernehmen leben, daß keine Art von Waffen, nicht einmal Bogen und Pfeile, die doch sonst bei allen rohen Völkern sich vorfinden, ihnen bekannt sind. Armuth scheint bei ihnen Vielmännerei und Kindermord erzeugt zu haben; das letztere Laster ist wahrscheinlich eine Folge der erstern Sitte, und es ist zu hoffen, daß auch dieß nach und nach abnehmen und die demoralisirende Wirkung, welche diese Sitte auf beide Geschlechter haben muß, aufhören wird; denn ihre Armuth vermindert sich, weil die Nachfrage nach dem Ertrage ihrer Heerden steigt. Zu fürchten ist aber, daß in Folge ihrer nähern Bekanntschaft mit den Europäern auch ihre einfachen Sitten leiden.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Kämpfe zwischen den Eingebornen und Kolonisten von Vandiemensland (s. Ausland, S. 856) erhält man folgende nähere Nachrichten: Die Eingebornen sind gegen die Kolonisten äußerst aufgebracht, und ermorden dieselben, wo sie können. Am 9 September 1830 erließ der Vizegouverneur, Oberst Arthur, einen Aufruf an die Kolonisten, sich zu vereinigen und die feindlichen Stämme sämmtlich gefangen zu nehmen, oder für immer aus den angebauten Distrikten zu vertreiben. Die Eingebornen der Insel, sagt er in diesem Aufrufe, seyen mit weniger Ausnahme äußerst furchtsam und flöhen in Eile beim Anblicke von zwei oder drei Bewaffneten; aber die Straflosigkeit ihrer grausamen gegen die Weißen verübten Mordthaten machte sie kecker. „Wenn ein glücklicher Erfolg die entworfenen Maßregeln krönt,“ fährt er fort, „so müssen die Gefangenen mit der größten Menschlichkeit behandelt werden.“ Bei einer Zusammenkunft der Einwohner in Hobart-town am 22 September ward der entworfene Plan durchaus genehmigt, und hiebei drückte auch noch ein H. Hackett sein Bedauern aus, daß die Weißen so wenig sich Mühe gegeben hätten, die Sprache der Eingebornen zu lernen; er glaube es seyen nicht fünf Leute in der Kolonie, die mit ihnen sprechen und diese Unglücklichen von den wohlwollenden Absichten der Pflanzer in Kenntniß setzen könnten. Am 1 Oktober verließ der Vizegouverneur Hobart-town an der Spitze der ganzen verfügbaren Mannschaft, der regulären wie der freiwilligen, die Verbrecher mit eingeschlossen; ihre Zahl belief sich auf mehr als dreitausend. Der vorgeschlagene Plan war, sich in kleinen Trupps von zehn Mann und diese wieder in Patrouillen von drei Mann aufzulösen, und die Schwarzen so nach Süden auf die Halbinsel Tasman zu treiben, welche etwa sechzig- bis achtzigtausend Acres groß ist, und nur durch eine schmale Erdzunge mit der übrigen Insel zusammenhing. Von Sorell-town zog sich die Postenkette in einer krummen Linie bis Prosser'sbay, eine Ausdehnung von dreißig (englischen) Meilen. Bei ihrem Vorrücken erreichten sie zwischen Sorell-town und dem Dreibaumenberg einen dichten Wald voll Unterholz und Gesträuch, so daß er fast undurchdringlich war; er dehnte sich sieben oder acht Meilen gegen Osten und zwei bis vier in der Breite aus. Die Bäume waren dick und hoch. Hier hatte sich die große Masse der Eingebornen versteckt; statt sie nun nach der Halbinsel zu treiben, beschloß man, sie in diesem ihrem Verstecke einzuschließen und zu fangen. Demgemäß drangen etwa dreihundert Mann ins Dickicht ein und schossen dabei häufig ihre Gewehre ab, um die Schwarzen gegen den Mittelpunkt zu treiben. — Nachrichten vom 18 November zufolge sollte eine große Anzahl derselben schon eingeschlossen, einige Stämme sogar gefangen seyn; allein die letzten Nachrichten, welche bis Ende Dezembers gehen, besagen, daß der Erfolg der Erwartung nicht entsprochen habe, und daß die Schwarzen in Kurzem mit verstärkter Rachgier zu ihren Angriffen zurückkehren würden. Merkwürdig ist, daß die Kolonialtruppen, je weiter sie drangen, allmählich auf sichere Spuren von Europäern trafen; z. B. auf Fußtapfen von Schuhen, die mit Nägeln beschlagen waren, auf europäische Waffen u. dgl. Manche Eingeborne sprechen sogar Englisch, was ein sicherer Beweis ist, daß sich Engländer unter ihnen befinden.

•

Zu London wurden unlängst in Gegenwart des Königs von der englischen Kavallerie Versuche mit dem bei den südamerikanischen Völkerschaften üblichen „Lasso“ angestellt. Der „Lasso“ ist ein zwanzig Fuß langer Riemen mit einer beweglichen Schlinge an dem einen Ende, die der Reiter seinem Feinde oder einem Wilden auf der Verfolgung in vollem Galopp über den Kopf zu werfen sucht. Alle Soldaten der englischen Reiterei sind mit einem solchen Riemen versehen worden. Die Kavallerie hat bei den vorgenommenen Uebungen Pulverkarren, Kanonen u. dgl. an solchen Riemen im Galoppe mit sich fortgeführt, die man sonst im Felde bei mangelnder Bespannung stehen lassen muß. Die Engländer nennen den Lasso Surcingle.

•

Bei einem Besuche, den der Wundarzt Bennett auf einer der polynesischen Inseln, Rotuma, machte, wurden an ihn von einem Häuptlinge, Namens Usangnot folgende Worte gerichtet: „Bleibe zu Rotuma und heile das Volk, da hier vieles Volk stirbt und Du Einige geheilt hast, und weißt, wie man das Volk heilen soll, und Du sollst Weiber, Yam und Schweine die Fülle haben, großes Land, und geehrt seyn wie ein König.“ Wir erfahren nicht, ob der Arzt diese gewiß nicht unvortheilhaften Bedingungen ausgeschlagen hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 241. 29 August 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Bei den großen Staatskörpern der neuern Zeit, denen als Erbübel die legislative Einheit anklebt, liegt das einzige Gegengewicht einer so drückenden Einrichtung in der Wahl der Magistraturen. Man setze auf den Richterstuhl Männer, die mit der Kenntniß der Gesetze die Kenntniß des Nationalcharakters verbinden, und hierdurch fähig sind, jene durch diesen zu modifiziren, so werden sie in ihrem Geschäftskreise durch Billigkeit ausgleichen, was das im Prinzip gerechte Gesetz durch allzu buchstäblich strenge Anwendung Ungerechtes haben kann.

Doch ein anderes System waltet bei der Wahl der Magistratur in Napel ob. Die Regierung hat nur Ein Ziel im Auge, nämlich sich in dem eng und blutig gezogenen Kreis zu behaupten, mit welchem Gewohnheiten, Ueberlieferungen und wenn man so sagen darf, selbst die Ueberzeugung des Despotismus sie umschlossen haben. Nur bis an diese Peripherie geht ihr Schritt, nichts von Dem, was über diesen beschränkten Gesichtskreis hinausliegt, findet in ihrem kleinen Fassungsvermögen Aufnahme. Wozu Gerechtigkeit, wozu Aufklärung! Man will blinden Gehorsam, blinde Unterwürfigkeit, und fähige Köpfe gelangen nur durch Versehen in das königliche Heiligthum der Verwaltung. Befragt man einen Gesetzkundigen an seinem Schreibtische über die Organisation des Gerichtswesens in Neapel, so wird man sie, was die Theorie betrifft, vortrefflich finden, wenigstens als die beste in Italien, und man erstaunt über die Klagen und das Elend des Landes. Aber man durchwandere die Provinzen, man beobachte die Menschen, die mit der öffentlichen Macht bekleidet sind, man prüfe die Verwaltung, man folge den Gerichtsverhandlungen und man wird finden, daß jede an sich gute Einrichtung wieder zu nichte gemacht und aufgehoben wird durch ein abscheuliches Verwaltungspersonal, durch ministerielle Rundschreiben, königliche Dekrete, und tausend Ausnahmsmaßregeln, die alle Gesetzeskraft erlangen. Indem so die Regierung ein neues Recht schuf, ein ungerechtes und gehässiges Recht, hat sie sich mit allen Garantien umgeben, und auf der andern Seite keine anderen gelassen, als Verfolgung und Blutgerüste.

Das Land diesseits des Farus ist in fünfzehn Provinzen oder Intendanzen abgetheilt, von denen jede wieder in Distrikte oder Unterintendanzen zerfällt, die sich in Arrondissements, wie diese in Gemeinden abtheilen; was den Präfekturen, Unterpräfekturen, Friedensgerichten und Kommunen in Frankreich entspricht. In beiden Ländern ist der Geschäftskreis jeder dieser Magistraturen fast einer und derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß er in Sizilien in einem leeren Rahmen besteht, der seiner Ausfüllung entgegensieht; und hier liegt die Lebensfrage des Landes; denn der Rahmen kann vortrefflich seyn, und das Gemälde doch über alle Maßen schlecht.

Erstlich hat der König alle Beamten zu ernennen, von dem Intendanten an bis herab zu einem Mitglied des „Decurionato" oder Gemeinderathes. Diese Wahl aber leitet nur die empörendste Parteilichkeit, Verkäuflichkeit und Bestechung. Nie fällt das königliche Auge auf einen mit dem Carbonarismus befleckten (macchiato) Menschen, d. h. auf keinen, der eine unabhängige Meinung behauptet. Alle diese sind auf immer von einem öffentlichen Amte ausgeschlossen, und keine Rücksicht vermag die Regierung von dieser streng vorgezeichneten Bahn abwendig zu machen. Aber an welchem Wahlzeichen erkennt man den unbefleckten Unterthanen? Ein offiziell unbefleckter Mensch ist derjenige, der regelmäßig beichtet und Messe hört, seinen Hut vor jedem Muttergottesbilde abzieht, bei Prozessionen auf die Knie fällt, den untersten Sakristan demüthig grüßt, keine Zeitung liest, kein Buch aufschlägt ohne Erlaubniß seines Bischofs; ferner Derjenige, der seine Anhänglichkeit an Thron und Altar, seinen Haß gegen jeden Carbonaro durch unermüdliche Angriffe, durch die frechsten Denunziationen, gleichviel ob wahr oder falsch, ob gegen Freund oder Vater oder Bruder gerichtet, an den Tag legt, der nie den Namen des Königs ausspricht, ohne ehrfurchtsvoll beizufügen „augusto nostro Signore che Dio guardi!" (unser erhabener Herr, den Gott behüte!) und der endlich von der Revolution des Jahres 1820 nie anders als von einer abscheulichen Empörung und einer ruchlosen Gottlosigkeit redet. An diesen Zeichen wird der gute Bürger erkannt. Man nehme Dieß nicht als einen Scherz; ich habe Polizeiberichte gelesen, wo diese herrlichen Eigenschaften der wahlfähigen Kandidaten Stück für Stück aufgezählt waren. Allen Bürgern, die nicht von dieser loyalen Glorie umgeben sind, ist nicht nur die Pforte der Anstellung auf immer verschlossen, sondern sie werden auch noch auf die Liste der Verdächtigen gesetzt, und auf jedem Schritt' und Tritt ihres Privatlebens belauert.

Hinzufügen muß ich noch, daß jede Reise ins Ausland als eine feindselige Handlung gegen die Regierung gilt, und der Stirne Dessen, der den Herd des Despotismus zu verlassen gewagt hat, das Brandmal der Verwerfung aufdrückt. Die Verdächtigen und sogar die nur lauwarmen Anhänger der Regierung sind an die Scholle ihres Heimathbodens gefesselt; sie dürfen ohne höhere Erlaubniß nicht einen Tag aus ihrer Gemeinde sich entfernen, und oft wird ihnen nicht einmal Dieß gestattet. Der Polizeiminister, der allein die Pässe in's Ausland ertheilt, ist unerbittlich. Vergebens rufen die dringendsten Verhältnisse einen befleckten Bürger über die Gränze des Königreiches; er ist hier ein Gefangener, und gelingt es ihm auch hinauszukommen, so mag er nur für immer auf die Hoffnung der Rückkehr verzichten; er hat sich dann selbst in die Reihe der Verbannten geschrieben.

Der Einfluß des Auslandes wird der Art gefürchtet, daß die Luchsaugen der Polizei Tag und Nacht den Fremden beobachten. Ich rede hier nicht gerade von denen, die zu Neapel leben, und für die der Vesuv und Pästum die Herkulessäulen Italiens sind. Es leben dort so viele Ausländer und man ist an ihren Aufenthalt so gewöhnt, daß ihre Sicherheit selten gefährdet wird, vorausgesetzt, daß sie sich in nichts einmischen, was die Politik oder die Regierung betrifft. Uebrigens stehen auch die meisten unter dem besondern Schutze ihrer Gesandten, und das diplomatische Korps wird von dem neapolitanischen Hofe, der feig gegen Mächtige und übermüthig gegen Schwache ist, unendlich gefürchtet. Ich rede hier von dem Reisenden, der die Provinzen durchwandern will; tausend Argusaugen haften auf seinen Fußtapfen, tausend hinterlistige Nachstellungen werden ihm durch vorausgegangene Umlaufschreiben bereitet, tausend Fallen ihm gelegt. Ungeachtet aller Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Wagestückes, unternahm ich es, da ich mit eigenen Augen die öffentliche Stimmung und das Elend des Landes sehen wollte. Unter der Maske eines Alterthumsforschers durchwanderte ich fünfzehn Monate die Provinzen sowohl diesseits als jenseits des Farus; ich verweilte überall lange genug und nahm genug Erinnerungen mit mir hinweg, um ein ganzes Leben mit Haß gegen die Willkür und mit Liebe für die Freiheit auszufüllen. Meine Wanderungen fanden vor der Juliusrevolution statt, aber als hätte die Regierung schon eine Ahnung von dem nahen Sturm gehabt, die Franzosen wurden mit der äußersten Strenge bewacht und mehrere Umlaufschreiben waren gegen sie erlassen worden. Es ging das Gerücht, französische Emissäre durchwanderten als Pilgrime verkleidet das Königreich, um das Unkraut der Empörung unter den schönen Weizen der Loyalität zu säen, und es war an alle Militär- und Civilbehörden der Befehl ergangen, nicht allein ihre Papiere auf das genaueste zu untersuchen, sondern sie auch im Nothfalle festzunehmen; so daß also die Reisenden von der Gnade des nächsten besten Gendarmen abhingen. Bemerkt muß hiebei nur werden, daß dergleichen Umlaufschreiben gewöhnlich so perfid und zweizüngig abgefaßt sind, daß im Falle sich darüber Erörterungen und Klagen erheben sollten, die Schuld auf die unteren Behörden geschoben werden kann.

Wenn es erlaubt ist hier von mir selbst zu reden, so muß ich doch mit einigen Worten der Quälereien erwähnen, mit denen man mich auf meiner Wanderung verfolgte. Ich war dem Marquis Intonto, damaligem Polizeiminister, als verdächtig, wahrscheinlich als Carbonaro denunzirt worden. In diesem Lande hat jede Denunziation einen guten Klang und die gegen mich erhobene blieb nicht ohne Früchte. Ich befand mich in Sizilien, als ich durch die Unbedachtsamkeit eines Richters in Erfahrung brachte, daß ein Umlaufschreiben in Betreff meiner von der höchsten Regierung selbst (del governo) ergangen sey. Unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit theilte er mir es mit. Es stellte mich unter unmittelbare Polizeiaufsicht mit den Worten acciò questo individuo sia fatto posto a vigilanza etc. Da mir dieser Empfehlungsbrief bis in das kleinste Dorf des Königreiches vorausgelaufen war, so konnte ich unmöglich meine Reise weiter fortsetzen, ohne mich in die größte Gefahr zu stürzen, vorzüglich aber ohne nicht Jedermann, der mit mir in Berührung kam, in Verdacht zu bringen; so daß also der ganze Zweck meiner Reise verfehlt worden wäre. Ich wendete mich daher an das Ministerium und verlangte, daß dieses Umlaufschreiben zurückgenommen würde. Dieß wurde Anfangs abgeschlagen, obgleich ich nicht den mindesten Anlaß zu Verdacht gegeben, und die Klugheit so weit als möglich getrieben hatte. Mein Konsul erwirkte nichts, oder wollte nichts erwirken und ich verdankte die Rücknahme der ministeriellen Note nur der Verwendung eines meiner Freunde, des Gesandten einer großen auswärtigen Macht; doch nicht auf sein Wort allein hin geschah es, er mußte unter einer im Namen seines Souveräns förmlich ausgestellten diplomatischen Note die Bürgschaft für mein Verhalten auf sich nehmen. Ein neues Rundschreiben erging aus Neapel, das mich aller Orten als einen dem Ministerium bekannten Fremden empfahl, und so wurde ich auch überall mit der dieser Empfehlung schuldigen Rücksicht aufgenommen. Ich würde dieses kleinen Abenteuers nicht erwähnt haben, wenn es nicht einen Begriff von dem finstern Charakter der neapolitanischen Polizei und ihrem Widerwillen *gegen alle* Reisen in die Provinzen des Königreiches gäbe. So viel ist gewiß, daß die chinesische Polizei nicht eifersüchtiger ihre Grenzen bewachen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Novellen und Novellendichter.

(Fortsetzung.)

Doch wir kehren von dieser Abschweifung, die uns der Leser zu Gute halten wird, auf Bulgarin selbst zurück. Der russische Gil Blas ist bereits in mehrere europäische Sprachen übertragen worden und dem Publikum vielleicht aus Oldekop's und Kaiser's Uebersetzungen nicht unbekannt. In Rußland selbst blieb er von dem kritischen Areopag nicht unangefochten. Man suchte ihm das Verdienst, eine Schilderung des russischen Volkslebens zu seyn, *wie er* sich geltend machen wollte, abzustreiten, und fast möchte man *diesem* Urtheile beizutreten sich geneigt fühlen. Sicherlich dürfen seine Schilderungen nicht ohne Mißtrauen als treue Gemälde des wirklichen Zustandes der Gesellschaft in Rußland hingenommen werden. Manches mag von dem Dichter übertrieben worden seyn, um den Effekt durch starke Lichter und tiefe Schattengebung zu erhöhen. Einzelne Züge mögen aus dem Leben gegriffen und unverfälscht

wieder gegeben seyn, und dennoch können sie durch die gedrängte Zusammenstellung eine unrichtige Ansicht des Ganzen geben, da dergleichen Gemälde die in der wirklichen Welt zerstreut liegenden Thorheiten und Laster in einem Focus sammeln, und hiedurch weit von der lebendigen Wahrheit sich entfernen. Wie wir oft Porträte sehen, die uns durch die Aehnlichkeit mit dem dargestellten Gesichte überraschen, aber auch zugleich die Unähnlichkeit mit demselben fühlbar werden lassen, so finden wir an dergleichen Schilderungen des wirklichen Lebens gewöhnlich, um nicht zu sagen immer, zwar Aehnlichkeiten, müssen uns aber zugleich gestehen, daß sie in vielen Beziehungen nur leidige Karrikaturen sind. Uebrigens bleibt es immer eine Frage, ob die Geschichte eines Abenteurers die bestgewählte Form ist, um in ihr eine Schilderung der Gesellschaft aufzustellen. Zwar kommt ein Held dieser Art mit allen Ständen am leichtesten in Berührung, in jeder Sphäre des Lebens findet er sich in seinem Elemente, da er eben so gut fliegen als kriechen kann; aber er geräth doch auf diesem Wege sicherlich nicht mit den besten Varietäten des menschlichen Geschlechtes in Konflikt, die Anlage des Ganzen mag noch so scharfsinnig ausgedacht seyn. So werden wir an Wischigin's Seite wirklich mehr mit Juden, Gaunern, Spielern, lockern Mädchen, Intrikanten und mit anderm dergleichen Abschaum der Gesellschaft, der sich in allen Ländern so ziemlich gleich bleibt, als mit den edleren Menschen bekannt, die allein als Repräsentanten einer ganzen Nation betrachtet werden können. Indeß finden sich in dieser Novelle viele Stellen, die beweisen, daß die Censur in Rußland entweder sehr kurzsichtig, oder nicht wenig liberal ist; da sie sonst schwerlich Manchem ihr Imprimatur bewilligt haben würde. Es muß uns vorbehalten bleiben, in einem spätern Artikel auf dieses Sittengemälde zurück zu kommen, weßwegen wir seinen Inhalt hier vorläufig unberührt lassen, und uns einer dritten Novelle Bulgarin's, der „Geschichte Peter Iwanowitsch Wuishigin's," zuwenden. Das Titelblatt belehrt uns, daß sie eine moralisch-historische (d. h. sittenschildernde) Novelle des neunzehnten Jahrhunderts ist. Die Erzählung ist in die Kriegsereignisse des Jahres 1812 verflochten, und wenn gleich letztere nur episodisch eingefügt sind, so bilden sie doch nicht den uninteressantesten Theil des Ganzen. Was die Sittengemälde selbst betrifft, so sind dieselben in jenem moralischen Halbdunkel gehalten, das wir an unsrer eigenen Literatur zur Genüge aus jener Zeit kennen, wo sie die Kinderschuhe noch nicht vertreten hatte.

Die Geschichte des jungen Wishigin ist hinsichtlich der Anlage durchaus von der des ältern verschieden. Peter Iwanowitsch ist nicht wie sein Vater sein eigener Biograph, auch erscheint er nicht gleich vornherein auf der Bühne. Eine Unterredung zwischen dem Fürsten Kurdinkow, und seinem weiland Kammerdiener, gegenwärtig aber Geschäftsführer und geheimen Rath Khodakow, macht den Leser mit einigen merkwürdigen Details der Haushaltung eines russischen Großen bekannt, dessen durchaus vernachlässigte Oekonomie, verbunden mit der blindesten Verschwendung seiner Gemahlin, sein Vermögen dergestalt zerrüttet hat, daß nach der Ansicht des weisen Haushofmeisters, der in unheilbarer Entkräftung hinsiechenden Kasse des Fürsten eine baldige Auflösung prophezeyt wird. Da es bekanntlich in dem barbarischen Rußland keine gutmüthigen Landstände gibt, die sich für die Schulden ihrer Fürsten verbürgen, so tönt dieses Grabgeläut aus dem Munde Khodakow's nur um so betrübter in das Ohr des Fürsten, als er eben im Begriffe steht, ein Fest zu geben, das an Glanz Alles überbieten soll. In dieser fürstlichen, man möchte sagen königlichen Verlegenheit, steigt wie ein Himmelsbote sein Freund Graf Khollenkow zu dem in der Löwengrube der Schulden schmachtenden Fürsten mit einem Trost und Rettung verheißenden Vorschlage herab. Worin dieser besteht, erfahren wir in einem zweiten Kapitel, wo der Fürst sich herausnimmt, seine Gemahlin mit dem bevorstehenden Schiffbruch ihres Glanzes bekannt zu machen, und ihr zugleich als einzigen Nothanker eine Heirath ihrer Tochter Paulina vorzuschlagen. Allein Anna Paulowna weiß, was kein Held des Homers gewußt hat, sie weiß welches Blut in ihren Adern rollt, und schaudert zurück bei dem Gedanken es durch eine Vermischung mit einem Parvenu zu beflecken, der Nichts besitzt, als Alles — nämlich Geld. Indeß die Gründe des Gemahles überwinden alle heraldischen Schwierigkeiten, und die Fürstin entschließt sich endlich, die wohlvergoldete aber bittere Pille eines reichen Schwiegersohnes zu verschlucken. Dieser aber, dem die patrizische Hand Paulinens zugedacht wird, ist kein anderer als Peter Iwanowitsch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera in Warschau.

(Auszug aus einem Briefe des englischen Arztes Searle aus Warschau.)

Ich bin bei einem Hospital angestellt, welches zur Aufnahme der armen Kranken bestimmt ist, und ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt liegt. Eine der ersten Schwierigkeiten, die ich zu bekämpfen habe, ist, daß die meisten Kranken nicht eher überbracht werden, als bis ihre Extremitäten schon schwarzgelb sind, der Puls am Handgelenke nicht mehr fühlbar ist, und die Ausleerungen von selbst aufgehört haben. Hieran ist eine Verordnung der medizinischen Behörde Schuld, welche denen, die von dem Uebel befallen worden, Aderlaß und eine große Menge warmen Wassers zum Getränke empfahl; natürlich werden diese Mittel für spezifisch gehalten, und die Leute denken nicht eher daran, ins Hospital zu gehen, als bis sie von ihrem Irrthum überführt sind, nicht zu gedenken der Beschwerden und Kosten, die ihnen der weite Weg nach dem Spital in diesem Zustande verursacht. Kommen sie nun an, so ist Niemand da, um die vorgeschriebenen Mittel zu bereiten als einige russische Gefangene, und um die Kranken zu pflegen, Niemand als ein Paar Gehülfen, die weglaufen, sobald ich den Rücken wende, so daß für die armen Leute Nichts geschieht, als was ich selbst thue. Ich habe den Chefs des Departements Vorstellungen über Vorstellungen deßhalb gemacht, bin aber bis auf den heutigen Tag mit Versprechungen über Versprechungen hingehalten worden.

Die hiesige Krankheit hat ganz den Charakter der indischen Cholera; sie gehört, wie ich bewiesen habe, unstreitig in die Klasse der Fieber, und entsteht aus derselben Ursachen, welche den typhösen Fiebern gewöhnlich zum Grunde liegen, nämlich aus sumpfigen, pestartigen Ausdünstungen niedriger, dumpfer und sumpfiger Gegenden, welche nicht von der Luft durchstrichen werden. Zur Entwicklung der Krankheit und um für Ansteckung empfänglich zu seyn, gehört indeß allem Anscheine nach eine gewisse körperliche Disposition oder Vorbereitung, die hier, wo Unreinlichkeit jeder Art so häufig angetroffen wird, sehr vorherrschend ist. Eine der vorzüglichsten Ursachen, welche Ansteckung herbeiführen, ist, wie ich glaube, die Schwäche; deßhalb sind Arme, welche schlecht genährt und gekleidet, oder solche, welche der Strenge der Witterung oder den Abwechslungen der Temperatur ausgesetzt sind, und dabei noch durch Mangel an Nahrung oder körperliche Anstrengung erschöpft werden, den Anfällen der Krankheit am häufigsten ausgesetzt. Die Behandlung, welche ich am ersprießlichsten gefunden habe, stimmt mit der in meinem Werke gegebenen

überein; zuerst eine Ausleerung des Magens mittelst eines guten Eßlöffels voll Bittersalz in einem großen Glase voll warmen Wassers: dieß wirkt meistens schneller als ein Brechmittel. Wirkt wegen Schwäche des Magens die erste Dosis nicht, so kann eine zweite gereicht werden. Hierauf wird der Patient der Reinlichkeit wegen, mittelst eines Schwamms mit einer Mischung von zwölf Unzen Salpetersäure mit vier und zwanzig Unzen warmen Wassers über den ganzen Körper gewaschen; dann mit bereitgehaltenem gewärmtem Flanell eine halbe Stunde lang gerieben. Hierauf wird der Kranke in ein gewärmtes Bette in einem gut gelüfteten Zimmer gebracht, und ihm alle halbe Stunde fünf Gran Calomel mit einer Mischung von einem Eßlöffel Franzbranntweins mit zwei Eßlöffeln warmen Wassers gegeben. Sobald der Schweiß ausbricht, werden die Dosen Calomel in längern Zwischenräumen und mit weniger Branntwein gegeben; jedoch so lang damit fortgefahren, bis ein gallichter Stuhlgang und der Urin sich einstellt. Sollten schwerere Athembeklemmungen im Herzen und Kopfe eintreten, so ist ein Aderlaß nöthig, jedoch kein zu starker. Das Fieber, welches nun meistens folgt und von ganz typhösem Charakter ist, erfordert vorsichtige Behandlung; die meisten Kranken sterben hier aus Vernachlässigung. Dieses Fieber ist immer mit einiger organischer Entzündung verbunden, welche nicht durch Ausleerungen gehoben werden kann; es läßt sich indeß, wie ich glaube, ganz verhüten, wenn man mit dem Calomel fortfährt, bis das Zahnfleisch sich erweicht und ein gelinder Speichelfluß eintritt. Meine Absicht ist indeß, statt den Calomel bis zu dieser Wirkung fortzusetzen, auf den Eintritt des gallichten Stuhlgangs und des Urins, oder der Wiederherstellung der Ausleerung, Quinin oder Weidenrinde mit Wein folgen zu lassen. Ich habe eben einen Apparat zum Einathmen der Chlorine vollendet, mit der ich einen Versuch zu machen gedenke. Ich würde dem Salpeteroxyd oder Sauerstoffe den Vorzug geben, doch es sind da Schwierigkeiten, welche, wie ich fürchte, unüberwindlich sind. Ich halte es keineswegs für unwahrscheinlich, daß diese oder eine ähnliche Krankheit auch nach England kommen wird, und ich kann nicht umhin zu glauben, daß ihre Erscheinung in Europa mit einem epidemischen Einflusse der Atmosphäre zusammenhängt; denn als ich durch Berlin kam, herrschte daselbst ein epidemisches Fieber, an dem von zweimalhunderttausend Einwohnern vierzigtausend krank lagen, und seitdem höre ich, daß auch in Paris eine Influenza oder so etwas epidemisch geworden ist. Die Verwandtschaft zwischen Cholera und Fieber hat sich hier auf merkwürdige Weise dargethan; man sagte mir, daß schon vor der Cholera Wechselfieber herrschend waren, welche bei Erscheinung der erstern sich verloren, und wieder kamen, wenn die Cholera nachließ. Die Witterung war seit meinem Hierseyn meist unangenehm; vor einigen Tagen war eine so drückende Hitze, als ich mich kaum in Indien erinnere, erlebt zu haben; hierauf folgte beständiger Regen, und dieß macht den ohnehin wenig angenehmen Aufenthalt hier wahrhaft traurig.

Volksgeist in England.

Als ein Zeichen der Stimmung unter dem Volke in England muß die am 1 d. M. von mehr als fünfzehnhundert Londoner Handwerkern auf dem Kopenhager Felde gehaltene Versammlung betrachtet werden, um den Jahrestag der Barrikaden und der Juliusrevolution feierlich zu begehen, und an die Pariser Handwerker eine Adresse zu genehmigen, worin folgende Ausdrücke vorkommen: „Wir bedauern, daß das Prinzip der Volkssouveränität, wofür Ihr so heldenmüthig gefochten und geblutet, verscherzt worden ist, weil Ihr Euch die Waffen, mit denen Ihr die Ketten Karls X gebrochen habt, aus den Händen reißen ließt, bevor es fest gegründet stand. Ihr habt Euch Rechtsgelehrten, Agioteurs und solchem Gesindel vertraut, statt die Republik zu erklären. Hättet Ihr dieß gethan, so würde Euch Euer Bürgerkönig nicht mit dem Ausdrucke der Chimäre einer Republik verhöhnen und mißhandeln können. Was habt Ihr nun gewonnen? Mehr Armuth und weniger Sympathie — eine gefesselte Presse statt gleicher Rechte und gleichen Schutzes, die Euer Loosungswort seyn sollten. Widersteht Euern Tyrannen, wie Ihr Karl X widerstanden habt, und die Volkssouveränität wird nicht länger ein Spott, sondern eine große Wahrheit seyn. — Eure drei Tage beweisen, daß der Wille des Volks frei zu seyn unwiderstehlich ist.“ Ein Herr Walter, der die Adresse vortrug, bedauerte, daß die Pariser Handwerker ihre Waffen den Schurken von Boutikenkrämern der Nationalgarde übergaben; ein anderer Redner, Herr Elwer, sagte: „Die Helden von Thermopylä seyen nicht den vierten Theil so zahlreich gewesen als seine Umgebung. Die Gesetzgeber hier haben keine Zeit, die Leiden des Volks zu untersuchen, das inmitten des Ueberflusses verhungert, können aber aristokratische Bettler mit unserm Schweiße ernähren und der Königin hunderttausend Pfund Witwengehalt für einen Knix bewilligen. Fünfzig ungestempelte Zeitungsschreiber und Verkäufer seyen hinlänglich, das System umzuwerfen und der Nation ihre Rechte kennen zu lehren. Wollt nur, und Ihr seyd frey!“

Lionel Smith.

Der Generalmajor Sir Lionel Smith hat in Punah in Ostindien während vieler Jahre mit Auszeichnung die Truppen der Kompagnie kommandirt. Bei seinem Abgange gaben ihm nicht bloß die dortigen Engländer, sondern auch die Landeseingebornen Beweise ihrer Zuneigung und Dankbarkeit. Nach einem glänzenden Gastmahle erhob sich Tatlia Sahib Windschonger, begleitet von einigen der vornehmsten Eingebornen, die einen Kreis um den Generalmajor schlossen, und verlas folgende Adresse: „Sir Lionel Smith, Mann von Würde, Schützer des Verdienstes, und hoch im Range, möchte Eure Güte uns stets beglücken. Wir die unterzeichneten Surdars, Jaghirdars, Zemindars, Kaufleute und Landbesitzer in Deccan, die Subabs von Punah, Ahmedragor, Candisch und Darwar bieten Euch unsre besten Wünsche für Eure Gesundheit und Wohlfahrt. Im Jahre 1811 kamt Ihr als Befehlshaber des Heers der achtbaren Kompagnie in das Gebiet des Peischwahs; seit dieser Zeit habt Ihr gütig die Surdars unterstützt und ihnen in Zeiten der Gefahr Schutz verliehen, indem Ihr sie mit Euren Truppen begleitet und bei allen Gelegenheiten die Achtung für ihren alten Familienrang gezeigt, der Euch ihnen und allen übrigen so werth machte. Ihr seyd ohne Unterlaß mit Euren Truppen in verschiedene Gegenden gezogen, und habt bei der gerechten Erfüllung Eurer Pflichten jede Gewaltthat gegen das Landvolk verhindert; nie hat man eine Klage dieser Art vernommen. Im Jahre 1817 bei der Kriegserklärung gegen den Peischwah fürchteten die Einwohner nach der Schlacht von Punah und der Errichtung der englischen Regierung für sich selbst, ihre Familien und ihre Eigenthum. Ihr trugt Mitleiden mit den Einwohnern von Punah, da Ihr die möglichen schrecklichen Folgen kanntet; Ihr rettetet es vor der Plünderung und beschütztet den Rang und das Ansehen vieler hochachtbaren Personen. Es war stets Euer Wunsch und Wille, daß unsre Familien gedeihen und unterstützt werden sollten; diesem Umstande verdanken wir unsre Wohlfahrt und Ihr die Achtung, die Ihr genießt. Wir hatten gehofft, Ihr solltet stets bei uns bleiben, aber Ihr wollt uns verlassen. Wir bitten Gott, daß er Euch mit langem Leben segne, und daß wir an Euch einen Beschützer in England finden mögen. Möget Ihr Euch unsrer Aller erinnern.“ Eine andere Adresse wurde von mehr als viertausend angesehenen Einwohnern des umliegenden Landes und der Stadt überreicht. Es ist hiebei nicht zu vergessen, daß Sir Lionel Smith die Truppen des Peischwah, ihres Fürsten, allenthalben geschlagen, ihre Hauptstadt eingenommen und den flüchtigen Fürsten mit seinen siegreichen Truppen verfolgt hatte. Alle diese traurigen Erinnerungen aber waren durch sein kluges und menschenfreundliches Betragen erloschen.

Witzstacheln des Figaro.

Die Pairs von Frankreich werden sich nimmermehr entschließen, Kindermörder zu werden.

•

Herr von Polignac findet, daß man ihn allzu lange in Haft läßt; er will beweisen, daß er kein Patriot ist.

•

Man beschuldigt den General Guilleminot, er habe die Pforte aus den Angeln heben wollen.

•

Neulich war Feuer in der Kammer. Herr von Lobau lief nach seiner Spritze.

•

Wenn der Herr Marschall Feuerlärm hört, läuft ihm das Wasser im Munde zusammen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 242. 30 August 1831.

Reisebilder aus Peru.

3. Johannisfest zu Obrajillo. Die Puna.

Am 24 als am St. Johannistag versammelte sich ein großer Theil der Bevölkerung von Canta und Obrajillo in der Kirche der letztern Stadt, um die Messe zu hören. Die Außenwände des Gebäudes waren mit großen Sträußen und Gewinden von Blumen geschmückt und das Innere mit einer Menge von Kerzen beleuchtet, welche größtentheils von den armen Indianern geliefert worden waren, die solche fromme Beisteuern als eine heilige Pflicht zu betrachten gelehrt werden. Unter andern Verzierungen fiel uns besonders eine Drapirung von kleinen Fahnen auf, welche aus farbigen Schnupftüchern von verschiedenen Mustern, aus den Fabriken von Manchester und Glasgow, bestanden, und die an Stäben hingen, welche in der Mauer befestigt waren. Die Kirche war zu klein für die Versammlung, und Viele knieten vor der Thüre unter freiem Himmel, wo sie so lange ausharrten als die Messe dauerte; während der ganzen Zeit tanzten sechs indianische Mädchen unter ihnen herum, und sangen in quichuanischer Sprache. Als die unglücklichen Urbewohner dieser Gegenden von den Spaniern unterjocht und gezwungen wurden, die Gebräuche der katholischen Kirche anzunehmen, gestatteten ihnen die Priester, die bei den Festen der Indianer üblichen Gesänge und Tänze beizubehalten, und dieser Gebrauch besteht noch bis auf den heutigen Tag. Nach der Messe bildete die Versammlung eine Prozession, welche unter Anführung der Priester die Plaza umging, und während die letztern ihre Kirchenlieder absangen, fuhren die indianischen Mädchen fort, in Begleitung von Männern, die wie die alten Inkas gekleidet waren und das Gesicht mit scheußlichen Larven aus Kürbissen gemacht, bedeckt hatten, zu singen und zu tanzen. Dieß hörte sogar dann nicht auf, als die Priester bei einem Altar, der an einer Seite der Plaza errichtet war, ihren Gottesdienst hielten. Gleich nach der Prozession wurde ein Hahnengefecht gehalten, und der Rest des Tages mit Essen und Trinken zugebracht.

Die nächste Station von sieben Stunden liegt gegen die Cordilleras; auf dem ganzen Weg befindet sich kein Ort zum Nachtlager.

Eine kleine Strecke unterhalb Culluay breitet sich das Thal aus. Der Alkalde, in dessen Wohnung wir zu übernachten gedachten, weil sie die größte des Ortes war, befand sich gleich den übrigen Bewohnern auf dem Felde und da die Thür verschlossen war, so mußten wir geduldig seine Rückkehr erwarten. Es war bereits Abend geworden, als wir eintrafen, und gleich nach Sonnenuntergang fanden wir die Luft so durchdringend kalt, daß wir sehr erfreut waren, uns um ein Torffeuer in einer rauchigen Hütte, welche als Küche diente, herumkauern zu können, bis unser Wirth kam und das Abendessen fertig war. Eine Reisegesellschaft von Pasco kam bald nach uns an, und brachte die Nachricht mit, daß auf mehreren Stellen der Cordilleren Schnee gefallen sey; Schneegestöber ist nun zwar zu allen Jahreszeiten dort nicht selten, doch tritt es nur selten Nachmittags ein.

Da wir am 27 eine starke Tagreise vor uns hatten, so waren wir genöthigt vor Tagesanbruch aufzubrechen, wo denn Viele von uns, die mehrere Jahre lang nicht aus Lima gekommen waren, die frische Morgenluft, deren Temperatur nur wenig unter dem Eispunkt war, gar nicht angenehm fanden.

Von Culluay aus haben die Hügel, welche meist mit einem glatten, festen Ueberzug von Torf bedeckt sind, ein sehr gleichförmiges Ansehen. Eine lange Ladera führte uns nach dem Eingang des Thals, wo wir einen kleinen Bach überschritten, der in einer benachbarten Schlucht entspringt, und die Quelle des Flusses ist, dessen Lauf wir von der Küste aus gefolgt waren. Auf dieser Stelle, Alto de Jacaybamba genannt, zwei Stunden von Culluay, fingen wir an, den Pfad nach den Cordilleras aufwärts zu steigen. Er war, wie der zu Canta, steil und uneben und führte zwischen Porphyr und Tuffsteinfelsen durch. Ein großer isolirt stehender Hügel, La Viuda genannt, mehrere hundert Fuß hoch oberhalb der Straße auf dem höchsten Punkt des Passes, dem er den Namen gibt, besteht aus der letztern Felsengattung mit großen Massen Porphyrgerölle vermischt.

Als wir den Gipfel, eine Stunde vom Fuß des Gebirges, erreicht hatten, kamen wir in eine offnere Gegend als wir seit dem Anfang unsrer Reise gesehen hatten, obgleich auch hier die Aussicht etwas beschränkt war, da man für die Straße den am tiefsten gelegenen Punkt gewählt hatte, von dem wir nur zum Theil die Ansicht der höhern, entferntern, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge hatten. Wir stiegen sehr mählich zwischen niedern Schichten von schwarzem Kalkstein mit Muschelabdrücken herab; eine Formation, die in diesem Theil der Andes häufig vorkommt. Der Saum der

Hügel, die kleinen Thäler und Strecken von Hochgrund zwischen denselben waren mit Grün bedeckt, und an tieferliegenden Stellen befanden sich Seen, deren Wasser ganz tiefblau und dunkelfarbiger war als Meerwasser; bei einigen, deren Grund von weißlicher Farbe, und deren Wasser etwas lichter war, wechselten die dunkleren Stellen mit türkisfarbigen, glänzenden Streifen ab.

Ehe wir Culluay des Morgens verließen, wurden wir gewarnt kein anderes Frühstück als ein wenig Fleischbrühe zu nehmen, weil wir sonst Gefahr laufen würden, von der Puna oder Veta ergriffen zu werden, eine Uebelkeit, welche häufig diejenigen befällt, die nicht gewohnt sind, die dünne Luft dieser hochgelegenen Regionen zu athmen. Da Niemand von der Gesellschaft das geringste Unwohlseyn während des Aufwärtssteigens verspürte, so machten wir, nachdem wir noch eine halbe Stunde zurückgelegt hatten, bei einem See, wo die Erhebung bedeutend geringer war als auf dem Paß, Halt und frühstückten etwas kalte Küche. Allein wir wurden gar bald inne, daß unser Glaube, von der Puna verschont zu bleiben, zu voreilig gewesen war, und daß sie wie die Seekrankheit, der sie in vieler Rücksicht sehr ähnlich ist, nicht immer diejenigen unmittelbar befällt, die ihr besonders unterworfen sind. Kaum hatten wir uns eine halbe Stunde vom See entfernt, so bekamen mehrere der Gesellschaft Kopfweh, mein Freund und ich selbst befanden uns so übel, daß wir nur mit Mühe die Station, Casacancha genannt, erreichen konnten, wo wir um Ein Uhr anlangten. Kaum hier angekommen, wurden wir beide von heftigem Erbrechen und allen Symptomen, welche die Seekrankheit zu begleiten pflegen, befallen, nur war das pulsartig schlagende Kopfweh noch stärker und drückender.

Man sagt gewöhnlich, daß schwerer Athem eines der gewöhnlichsten und quälendsten Symptome dieses Uebels sey, allein dem ist nicht so. Nur Wenige leiden, obschon der Puls schneller schlägt, an erschwerter Respiration, während sie auf der geebneten Straße gehen oder reiten; nur auf rauhem Boden oder beim Erklettern der Berge wird das Athemholen beschwerlich und man ist genöthigt, öfter still zu stehen und zu verschnaufen.

Die Beschwerden, welche der Bergmann von Pasco 14,000 Fuß über der Meeresfläche zu erdulden hat, sind nicht größer als hier auf dem sechsten Theil dieser Höhe, und wirklich verrichten dort die englischen Arbeiter ihr anstrengendes Tagwerk, ohne daß sie etwas von dergleichen Anfällen zu leiden hätten. Mehrere von unserer Gesellschaft, welche öfter in Pasco gewesen waren, und lange da gelebt hatten, wurden nicht ergriffen, und der Einzige, welcher außer meinem Freunde und mir noch krank war, genas unmittelbar. Dieses Uebel gleicht auch darin der Seekrankheit, daß verschiedene Personen unter ganz gleichen Umständen in einem sehr verschiedenen Grade davon befallen werden, während andere gar nicht daran leiden. Bemerkenswerth ist noch, daß die nämlichen Personen von beiden Uebeln nie in gleichem Grad ergriffen werden. Mein Freund und ich hatten früher eine Reise zusammen gemacht, auf der er wenige Stunden seekrank war, während ich die ganze Reise hindurch nie ganz von derselben befreit wurde; dagegen litt er jetzt weit mehr als ich. Vollblütige Personen, die von der Puna befallen werden, brechen häufig Blut. Ein Engländer, bei den Minen angestellt, der einige Monate vor uns diese Straße passirte, um nach der Küste zu reisen, und der früher schon kränklich war, starb bald nach seiner Ankunft in Casacancha an einem Blutsturz, welchen das Springen eines Blutgefäßes in der Lunge veranlaßte.

Das Thal von Casacancha ist ungefähr eine halbe Meile breit, endet plötzlich mit den Kalksteinhügeln, welche uns oben aufgestoßen waren, und wird an der Seite von rothem Sandstein und Conglomerat begränzt. Wir wurden in einer elenden, von Steinen und Mörtel aufgebauten Hütte untergebracht. Das einzige Gemach, aus dem sie bestand, diente uns nach einander als Küche, Speise- und Schlafzimmer, das Essen wurde über einem Torffeuer gekocht, dessen Rauch bis zur Decke emporwirbelte, und dann zum Theil durch die nur vier Fuß hohe Thüre hinauszog.

Als wir am 28 mit Tagesanbruch das berußte Stück Tuch lüfteten, welches in unsrer Wohnung die Stelle der Thüre vertrat, sahen wir das ganze Thal so dick mit Reif bedeckt, daß es fast aussah, als hätte es in der Nacht geschneit. Wir wurden länger als zwei Stunden aufgehalten, weil einige unsrer Maulthiere sich in den Bergen verlaufen hatten. Da sich die Thiere durch dieses Futtersuchen bei Nacht ermüden, so finden sich da wo die Reisenden übernachten, gewöhnlich Indianer ein, welche gegen eine geringe Belohnung es über sich nehmen sie zusammenzuhalten; diese Hüter bringen die Nacht unter freiem Himmel, oft in Schnee und Kälte hin, und werden selten vom Schlaf befallen oder nachlässig in ihrer Pflicht gefunden. In der vergangenen Nacht hatte sich ein dichter Nebel ins Thal herabgesenkt, und den Wächter konnte kein Vorwurf treffen; allein nach den Schimpfworten, mit denen er überhäuft wurde, hätte man glauben sollen, er habe alle unsre Maulthiere stehlen wollen, da er doch nur einem oder zweien derselben durch den Nebel in dunkler Nacht mit den Augen nicht hatte folgen können.

Russische Novellen und Novellendichter.

(Fortsetzung.)

Der Leser wird nicht sehr erstaunen, wenn er erfährt, daß der glückliche Sterbliche, dem Fürst Kurdiukow die Ehre sein Schwiegersohn zu werden, zugedacht hat, Niemand anders als Peter Iwanowitsch ist. Der ältere Wuischigin ist nun Wittwer, und hat sein durch den glücklichen Ausgang seines Rechtsstreites erworbenes Vermögen als Geldverleiher in Moskau, bis zu dem Claurianischen Reichthum von sechs Millionen gesteigert. Zwar ist er für seine Person eben nicht von einem höhern Ehrgeiz gequält, und hat die verwünscht plebejische Einbildung, daß sein Geldkasten so viel werth sey, als eine ganze Arche Noah voll Ahnen; allein seinem Sohn möchte er doch gar zu gern auf einen edlern Stamm gepelzt sehen. Hat man das Unglück, ohne Vorfahren auf die Welt gekommen zu seyn, so ist es doch immer eine tröstliche Aussicht, mit der Zeit selbst ein Vorfahr zu werden. Zwar macht er sich aus dem verschuldeten Fürsten Kurdiukow wenig, allein desto mehr aus seinem fürstlichen Geblüte, das er um Alles in der Welt gern in die goldene Schüssel seines Reichthums abzapfen möchte. Mit Freuden geht er daher in alle Vorschläge des Grafen Khokhlenkow ein. Allein die Rechnung ist ohne den Wirth gemacht. Peter ist selbst Manns

genug nach einer Frau sich umzuthun; er hat Lisa, eine junge Waise, kennen gelernt, die von Romuald Smigallow und dessen Weib als ihre Tochter erzogen wird. Anfangs zufrieden, tagtäglich in dem Lichte ihrer Schönheit sich zu sonnen, verbrennt Peter bald dergestalt die Flügel, daß er nicht mehr ohne sie leben kann, ewige Liebe schwört, Heirath verspricht u. s. w. Die Einwilligung seines Vaters scheint ihm so gewiß, daß er daran kaum denkt. In der That läßt sich der Alte auch weich genug finden, seinen hochfliegenden Planen zu entsagen, und die Wahl des Sohnes zu billigen. Alles ist so im schönsten Gange, und zur Hochzeit fehlt Nichts — als die Braut. Lisa und ihre Pflegeeltern sind nämlich auf unbegreifliche Weise verschwunden. Nur so viel kann der bestürzte Iwanowitsch ermitteln, daß Smigallow mit einer Geldsendung an die russische Armee nach Litthauen beauftragt, und Lisa von einer vornehmen Dame abgeholt worden ist.

Iwanowitsch ist in Verzweiflung, nicht so der Leser, der bereits sehr gut weiß, daß Lisa keineswegs unter die Antipoden gegangen ist, sondern bloß nach Wilna, und sich in der Familie Morikonski befindet. Sie hat dahin eine verheirathete Tochter derselben begleitet, in der Hoffnung ihre Pflegeeltern in Wilna zu treffen. Allein ihre Besorgnisse sind nicht gering, als sie sich getäuscht und unter völlig fremden Menschen befindet, zumal da der Stadt allmählich das Kriegsungewitter näher zieht, und zwischen Rußland und Frankreich bereits der Krieg erklärt ist. Hier ergreift der Dichter die Gelegenheit, seine Leser aus den Abenteuern eines Familienlebens in die großen Begebenheiten der Zeit zu versetzen. Smigallow ist von einem französischen Streifkorps aufgehoben worden, wir begegnen diesem alten bekannten, neben einem andern — dem „kleinen Korporal," vor welchen der gefangene Russe als Spion geführt wird. Dieses kleine Zwischenspiel ist indeß bloß der Vorgrund zu einem größern Gemälde, in welchem der Dichter Napoleon im Kriegsrathe von allen Marschällen umgeben erscheinen läßt. Der freimüthige Coulaincourt zagt nicht, dem Kaiser die Gefahr, in die er sich und sein Heer zu stürzen bereit ist, offenherzig zu schildern.

„Schon seit fünf Jahren," erwiederte der Kaiser, „sammeln meine Emissäre zu Wilna, Petersburg und Moskau die nöthigen Erkundigungen. Der Herzog von Vicenza will uns mit dem Widerstande der ganzen russischen Nation schrecken; er glaubt der Krieg werde, wie sich auch der Kaiser Alexander gerühmt hat, ein Nationalkrieg werden. Unsinn! der Herzog hat so lange am russischen Hofe zugebracht, daß er selbst ein Russe geworden ist. Alles was russisch ist, sieht er durch ein Vergrößerungsglas. Und doch schildern Alle, die mit ihm zugleich in Rußland waren, den Geist und Charakter des Volkes ganz anders. Glauben Sie mir, der russische Adel besitzt nicht die moralische Kraft, einen Nationalkrieg zu beginnen oder zu führen, und das gemeine Volk ist zu erniedrigt und gleichgültig, als daß es Antheil nehmen sollte. Ich bin mit Petersburg und Moskau so gut bekannt, als ob ich dort gelebt hätte. Mein Kabinet ist voll von Berichten über die Unterthanen Rußlands."

„Sie sind getäuscht worden, Sire," erwiedert Coulaincourt, „wir dürfen keinen Schluß von einigen Stutzerantiquitäten, die noch dem verflossenen Jahrhundert angehören, auf die ganze Bevölkerung ziehen. Ein Theil der höhern Klasse in Rußland hat allerdings Sitten, Sprachen und Ideen der frühern französischen Generation angenommen; aber diese Menschen, bei ihrer Vorliebe für fremde Interessen, werden in einer solchen Krisis keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben. Eine neue und würdigere Generation ist in Rußland herangewachsen, und im Ganzen genommen hat der Adel in seiner Anhänglichkeit an den Souverain, und in dem Enthusiasmus, mit dem er zur Errettung des Vaterlandes jedes Opfer bringen würde, in der Welt nicht seines Gleichen. Die reicheren Kaufleute werden mit Freuden Hab und Gut hergeben, während das gemeine Volk auf den ersten Ruf seines Kaisers eben so willig sich in den Tod stürzen wird, für Glauben und Vaterland! Sire, Rußland ist eine Granitwand in der politischen Welt." —

„Durch die ich mir einen Weg nach Asien bohren will —" ruft der Kaiser dazwischen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des Doktors Abernethy.

Genie und Talent sind wie Dampfwagen nur für ihre eigenen Bahnen gemacht. Wenn sie sich auf der breitgetretenen Heerstraße der andern Menschen zeigen; werden sie nicht selten durch ihre wunderliche Bewegung und Unbehülflichkeit zu allgemeinem Gelächter? Oft geht es ihnen, wie dem guten Thales, daß sie den Blick nach den Sternen gerichtet daher wandeln, und plötzlich aus dem heiligen Schauen in eine irdische Lache fallen; wobei denn eine ehrbare Bürgersmagd hinzutritt, die Arme in die Seiten stemmt und sie tüchtig auslacht. Der Geist dieser sogenannten excentrischen Menschen spielt in einer so wunderlichen Harmonie, daß der Körper, der jeder Musik unwillkürlich folgt, gleichfalls in sonderbaren Sprüngen dazu den Takt schlägt. Es kann aber ein Mann, den Du mit dem Kopfe aus dem Fenster herausnicken und winken siehst und für etwas übergeschnappt hältst, gerade recht im Takt seyn mit allen seinen Sinnen von einer Musik, die hinter ihm aufgeführt wird, und von der Du nichts vernimmst.

Als einer dieser grillenhaften Sonderlinge war der jüngst verstorbene berühmte Arzt **John Abernethy** in ganz London bekannt. Seine unzugängliche und mürrische Gemüthsart die er mit vielen genialen Aerzten gemein hatte, gab oft zu den lächerlichsten Auftritten Anlaß, war aber mehr die Folge seines Widerwillens gegen weitläufiges Geschwätz und überflüssige Nebensachen, was wieder aus seinem Scharfblicke, aus der Klarheit seines Urtheils und dem Gefühle der Unabhängigkeit hervorging, als eines unfreundlichen und gefühllosen Herzens. Er verschmähte es durchaus, Ruf und Zutrauen durch jene kleinen Kunstgriffe zu erwerben, zu denen bisweilen selbst geschickte Aerzte greifen. Man las bei dem Besuche seiner Patienten gleichsam auf seinem Gesichte: „Hier bin ich und will Euch meinen Rath geben, wenn Ihr ihn bedürft, aber Ihr müßt ihn nehmen, wie Ihr ihn findet; ist er Euch nicht recht, auch gut; thut, was Ihr wollt; haltet Euer Maul und laßt mich ungeschoren." In einer solchen Stimmung fand ihn eines Tags eine Lady, die wohl wußte, welches unüberwindliche Vorurtheil er gegen das Erbübel der Töchter Evens hatte, und sich daher in ihren Antworten auf seine lakonischen Fragen so kurz als möglich faßte. Die Besprechung zwischen Arzt und Patientin fand in drei Besuchen auf folgende Weise statt. **Erster Besuch:** Die Dame tritt herein und hält dem Doktor ihre Finger hin — **Abernethy:** „Geschnitten?" — **Dame:** „Gebissen." — A.: „Hund?" — D.: „Papagei." — A.: „Geht nach Hause und legt einen Umschlag darüber." — **Zweiter Besuch:** Der Finger wird wieder hingehalten. — A.: „Besser?" — D.: „Schlechter." — A.: „Geht nach Hause und fahrt mit den Umschlägen fort." — **Dritter Besuch:** Der Finger wird abermals hingehalten. A.: „Besser?" — D.: „Gut." — A.: „Sie sind doch das empfindlichste Weib, das mir noch vorgekommen. Gott befohlen. Adieu."

Eine andere Dame hatte sich den Arm verbrüht und kam zur gewöhn-

lichen Stunde drei Tage hintereinander, wobei dieselbe lakonische Unterredung statt fand. Erster Tag: Die Patientin zeigt ihm ihren Arm und sagt: „Verbrannt.“ — A.: „Ich sehe es“ — er verschreibt ihr hierauf Umschläge und sie entfernt sich. — Zweiter Tag: Die Patientin kommt und zeigt ihren Arm. „Besser.“ — A.: „Ich sehe es.“ — Dritter Tag: Der Arm wird abermals gezeigt. „Ganz gut.“ — A.: „Das kann mir jeder Narr sagen. Was kommen Sie denn also noch einmal? Adieu.“

Ein Patient fragte Abernethy wegen eines Schmerzes im Arme um Rath und sagte: „Es schmerzt mich immer so, wenn ich ihn in die Höhe halte.“ — A.: „Nun zum Teufel, was braucht Ihr ihn denn so in die Höhe zu halten?“

Am ungehaltensten brach der rauhe Doktor los, wenn er auf Krankheitsfälle stieß, die aus Ueberladung und Unmäßigkeit entsprungen waren. Ein Landedelmann kam eines Tags mit einem solchen Uebel behaftet zu ihm und fragte ihn um Rath. „Ihr garstiges Thier,“ schrie der erboste Doktor statt aller Antwort; „erst stopft Ihr Euch den Wanst voll und dann soll ich ihn ausleeren!“ Eine junge Lady wurde eines Morgens von ihrer Mama zu Abernethy gebracht; sie spüre so große Beschwerden im Athemholen nach jeder Arbeit, und vorzüglich nach dem Essen, sagte die besorgte Mutter. Da der Doktor merkte, daß sie sehr eng geschnürt war, so ergriff er ohne ein Wort zu sagen eine Scheere und schnitt die Schnürbrust von unten bis oben auf; dann hieß er sie zehn Minuten spazieren gehen. Nachdem dieß geschehen war, fragte er sie, wie sie sich fühle? „Etwas besser,“ war die Antwort. Die obige Vorschrift wurde wiederholt, und da die Lady nach dem Spaziergange sich völlig wohl befand, so sagte er: „So geht es. Nehmen Sie Ihre Tochter und lassen Sie ihr keinen solchen Brustharnisch mehr tragen.“ Ein anderer Arzt würde in ähnlichen Fällen dem Patienten zu Gefallen auch dem Apotheker etwas zu verdienen gegeben haben. Nicht so Abernethy; er ging der Ursache geradenwegs zu Leibe und entfernte sie, ohne sich um den Verdruß der Kranken zu kümmern. Ein anderes Mädchen wurde an einem Sommermorgen zu ihm gebracht, und man klagte, sie habe eine Spinne verschluckt. Abernethy fing schnell eine Stubenfliege und hieß sie der Kranken in den Mund nehmen, indem er sagte: wenn sie die Mücke einige Augenblicke darnach ausspucken werde, so werde wohl auch die Spinne hinterher kommen.

War jedoch bei einer Krankheit wirklich Gefahr, so ließ es Abernethy auch nicht an der nöthigen Aufmerksamkeit fehlen. Bloß überflüssige Fragen und die lange Leier von eingebildeten Symptomen waren ihm zuwider. Gegen die armen Leute in den Spitälern war er voll Güte und Aufmerksamkeit, und Alle, die ihn kannten, geben seinem menschenfreundlichen und guten Herzen einstimmig das schönste Zeugniß, so rauh und widerhaarig auch sein Aeußeres schien. Ein berühmter Wundarzt sagte ihm einmal, er habe ausgerechnet, daß seine (des Doktors) Wunderlichkeit gegen die Patienten ihm jährlich zweitausend Pfund eintrage. Abernethy kehrte ihm ohne ein Wort zu sagen voll Verachtung den Rücken zu. Indeß hatte der excentrische Mann aller seiner Wunderlichkeiten ungeachtet eine ausgedehnte Praxis, und weit und breit erholte man sich bei ihm Raths. Als einen Beweis seiner Gutmüthigkeit erzählt man folgende Geschichte: Eine Witwe aus einer entfernten Landstadt war mit ihrer Tochter, die an einem langwierigen chronischen Uebel litt, nach London gekommen, um bei dem Doktor Hülfe zu suchen. Die Kur dauerte viele Wochen lang, und jeder Besuch des Arztes wurde regelmäßig mit einem Souveraind'or bezahlt. Die gute Frau schien ihrer beschränkten Mittel ungeachtet keine Kosten zu scheuen, um die Genesung ihrer Tochter zu erlangen. Als diese, endlich geheilt, die Rückreise wieder antreten konnte, übergab ihr der Doktor noch eine Büchse, worin er ihr, wie er sagte, zur Nachkur einiges mitgeben wolle. Wie erstaunte aber die Genesene, als sie zu Hause die Büchse öffnete und alle Goldstücke wieder fand, die der Doktor erhalten hatte. Auf diese zarte Weise vermied er es, die Frau in Verlegenheit zu setzen, indem er sich zugleich dem Danke entzog, den er nicht wohl leiden mochte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das „Canton Register“ gibt folgende Nachrichten über die Unruhen im Nordwesten von China: „Die mohamedanischen Stämme, welche ungefähr 150 (englische) Meilen nordwestlich von Caschgar wohnen, sind in die chinesische Tartarei eingebrochen.“ Die Peking-Zeitung, welche gleich den chinesischen Zeitungen diese Stämme An-tse-yen nennt, sagt unter dem 25 Oktober, daß eine am 26 September von dem Residenten zu Caschgar Cha-lung-o abgeschickter Eilbote an dem erstgenannten Tage angelangt sey und die Nachricht gebracht habe, daß die An-tse-yen in die Gränzen von Caschgar eingebrochen seyen. Bis zum 31 Oktober enthielt die Peking-Zeitung tägliche Befehle und Ernennungen, welche auf diesen Einbruch Bezug hatten. Yang-yu-chun, ein Name, der unter dem Triumvirate erscheint, das gegen Chang-ki-hur auftrat, wurde mit einem Titel und einem besondern Siegel beehrt, das ihm große Gewalt verleiht, und ihm seinen Standpunkt innerhalb des nordwestlichen Passes durch die große Mauer anweist; er hat zwei Millionen Taels zu seiner Verfügung und für Unterhalt zu sorgen, und die Mittel herbeizuschaffen, um eine Armee durch die Wüste Gobi zu führen.

Chang-ling, der Held von Caschgar, welcher Chang-ki-hur gefangen nahm, oder wie man jetzt sagt, verrieth, und der hier zu einer hohen militärischen Würde und zum Mitgliede des Kabinets emporstieg, ward in aller Eile abgefertigt, um den Oberbefehl über die mohamedanischen Städte in der kleinen Bucharei zu übernehmen. Gerüchte zu Canton geben die Sache als sehr bedeutend an; es ist aber dort Sitte, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen. Die Schritte der Regierung zeigen indeß, daß man in Peking die Sache für keine Kleinigkeit ansieht. Der Gouverneur von Canton hat Befehl erhalten, wegen der militärischen Operationen in der Tartarei mit den öffentlichen Arbeiten inne zu halten. Die Peking-Zeitung enthält zwar unterm 10 November den allgemeinen Inhalt einer Depesche aus Jarkend, der zufolge die Insurgenten bei einem Angriffe auf die mohamedanischen Dörfer in jener Gegend zurückgetrieben worden seyn sollen; aber ein Courier, den der Gouverneur von Canton aus Peking erhalten hat, brachte, wie man allgemein sagt, die Nachricht, daß die Insurgenten bedeutende Fortschritte machen. Ein späteres Schreiben aus Canton vom 28 Januar d. J. gibt an, man habe seit vierzehn Tagen nichts von den Fortschritten des Aufruhrs vernommen; auch würden keine großen Vorbereitungen gemacht auf einen Feldzug im Frühjahre, wie Dieß im Anfange von Chang-ki-hur's Aufstande der Fall war. Aus diesen Umständen scheint hervorzugehen, daß das Gerücht diese Sache sehr übertrieben habe; andere dagegen behaupten, gerade das Geheimniß, womit der Hof die Sache behandle, sey ein Beweis, daß sie von der höchsten Bedeutung sey. — Eine frühere Nachricht sagt, Chang-ki-hur's Sohn und Schwager hätten sich erhoben, um seinen Tod zu rächen.

•

Die Entrepreneurs der Londonbrücke gaben den Tag nach der Einweihung derselben auch den Arbeitern, fünfhundert an der Zahl, an denselben Tischen, wo der König und die königliche Familie mit ihrem Gefolge das Déjeûner eingenommen hatten, ein glänzendes Gastmahl, dem die Herren Joliffe und Banks, und die Ingenieure der Brücke, die Herren Georg und John Rennie, beiwohnten.

Witzstacheln des Figaro.

Nach Karls V Beispiele will die Pairskamer ihrem Leichenbegängnisse lebendig beiwohnen.

•

Die Mäßigung ist gegenwärtig die Cholera der Politik.

•

Der Komet von 1832 hat den Herrn Baron von Pasquier zur Feier des Weltendes um seine Perrücke bitten lassen.

•

Die Universität hat beschlossen, einen beeidigten Dolmetscher den Vorlesungen des Professors Cousin beiwohnen zu lassen.

•

Hussein Dey will Karl X wegen der Wiedererstattung der Regentschaft Algier belangen: Karl X bietet ihm als Ersatz die Regentschaft Heinrichs V an.

•

Minerva ist gewaffnet aus dem Haupte Jupiters entsprungen; Bellona aus einem holländischen Käse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 243. 31 August 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Eine ausgedehnte und nur Schritt für Schritt fortgesetzte Reise weihte mich ein in die innersten Verhältnisse der neapolitanischen Staatsverwaltung wie der Unterthanen, und ließ mir Italien unter einem ganz neuen Licht erbliken. Tausend handgreifliche Beweise stehn mir zu Gebote von dem heillosen Einfluß einer unmoralischen Regierung auf ein unwissendes und entmuthigtes Volk, dessen Unwissenheit und knechtische Furcht sie, gegen jede Aufklärung oder Ermuthigung bewaffnet, zu ihrem Vortheil zu benützen weiß. Die Erziehung hindern, die Presse fesseln, die Gerechtigkeit verdrehen — hier hat man in wenigen Worten die Regierungskunst des neapolitanischen Hofes. Eine intolerante und unwissende Geistlichkeit bewacht die Gewissen und den Unterricht, worin sie von der weltlichen Polizei unterstützt wird; von einer noch unversöhnlichern Strenge als diese selbst entwirft sie das Verzeichniß der verbotenen Bücher, und nur von ihr kann man die Erlaubniß einholen, dergleichen lesen zu dürfen. Man wendet sich mit einem solchen Gesuch an seinen Bischof, der dasselbe, wenigstens glaubt man so, nach Rom befördert. Es ist gewöhnlich in folgenden Worten abgefaßt:

„Heiliger Vater!

Der genannte **, der Diözese **, ... Jahre alt, ein Mensch von guten Grundsätzen und zu seinem Fortschreiten in den Wissenschaften einem eifrigen Studium ergeben, fleht Eure Heiligkeit unterthänig an, ihm auf Lebenszeit die Erlaubniß zu ertheilen, die verbotenen Bücher lesen zu dürfen." — Gewöhnlich erfolgt hierauf die lateinisch abgefaßte Entschließung von dem heiligen Stuhle in folgenden Worten:

„Mit Genehmigung Sr. Heiligkeit, unsers Herrn des Papstes *** wird dem Bittsteller (wenn seine Angabe der Wahrheit gemäß ist) auf Lebenszeit die Erlaubniß ertheilt, die verbotenen Bücher, theologischen, scholastischen, dogmatischen und moralischen Inhalts, deßgleichen die Grammatiker, Rhetoriker, Dichter, Philosophen, Mathematiker, Astronomen, Kirchen- und Profangeschichtschreiber zu lesen und zu haben, jedoch stets unter gutem Gewahrsam, damit sie nicht in fremde Hände fallen. Ausgenommen hiervon sind die Bücher astrologischen und abergläubischen Inhalts, die Werke des Niccolo Machiavelli, des Peter Bayle, des in's Italienische übersetzten Lukrez, das Gedicht der Pucelle d'Orleans, der Adonis des Marini und jedes obscöne oder unmittelbar gegen die Religion, vorzüglich die katholische, geschriebene Buch u. s. w."

Eine solche Urkunde bedarf keiner weitern Auslegung; sie kostet vier Ducati und muß sorgfältig aufgehoben werden, da die Polizeikommissäre von Zeit zu Zeit Haussuchungen in den Bibliotheken der Privatleute anstellen und es Denjenigen schlimm ergehen würde, die ihre päpstliche Lizenz nicht aufweisen könnten. Die Wegnahme der verbotenen Schriften, Geldstrafe und polizeiliche Beaufsichtigung würden davon die Folge seyn. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ein Verdächtiger niemals die geistliche Erlaubniß erhält, und daß selbst die Reinen, die darum nachsuchen und sie erhalten, nicht sonderlich gut angeschrieben stehn.

Bücher, die an sich nicht von der Kirche verboten sind, werden es gleichsam durch die Mauth, so groß sind die Auflagen, die davon erhoben werden. Ein Werk in Oktav, von welcher Seitenzahl es auch seyn möge, ist einer Taxe von drei Karlin unterworfen, ein Quartband zahlt sechs, ein Folioband neun. Noch schlimmer ergeht es den Journalen. Es versteht sich von selbst, daß jedes nur einigermaaßen freisinnige Blatt ausgeschlossen bleibt, und dasjenige, welches noch vor den Augen der Polizei Gnade findet, hat sich keiner von Seite der Douanen zu erfreuen. Jedes inländische Journal zahlt dreißig Centimes Abgaben für das Blatt, jedes fremde ungefähr sechszig.

Was die Staatszeitung für die beiden Sizilien betrift, so kann man sie kaum ohne Widerwillen lesen, und doch sind ihre Leser, obgleich das Blatt unmittelbar von der Regierung selbst ausgeht, im schwarzen Buch der Polizei verzeichnet. „Wozu will man lesen, was im Auslande vorgeht, so folgert diese. Es ist diese Neugierde immer das Zeichen eines unruhigen und widerspenstigen Kopfes." Die Neapolitaner müssen sich mit den Flugblättern der Intendanzen begnügen, einer Art von öffentlichen Anschlägen, durch welche die Verfügungen der Regierung bekannt gemacht werden. Zu Palermo erscheint ein wissenschaftliches und literärisches Monatsjournal per la Sicilia, das mit weitläufigen pedantischen Abhandlungen über die Alterthümer des Landes angefüllt ist.

Während meines Aufenthaltes in Sizilien war ein Abbé Bertini der Redakteur desselben. Man weiß genug, wenn man auf dem Titelblatt mit großen Buchstaben die Aufschrift liest: „Unter den Auspizien Sr. Erzellenz des Generaldirektors der Polizei."

Für die Erziehung der Jugend ist nicht besser gesorgt, als für die Aufklärung der Erwachsenen; die Studienanstalten in beiden Königreichen sind erbärmlich. Die Universitäten von Neapel und Sizilien verdienen kaum diesen Namen; man erlernt dort das Lateinische, die Anfangsgründe einer Scholastik, die des Mittelalters würdig ist, die Moral in einer Art von Katechismus; Geschichte und Philosophie sind völlig vernachlässigt, die Naturwissenschaft kaum angedeutet, und während meines Aufenthaltes in Neapel war man sogar daran, die mathematischen Vorlesungen, als den guten Grundsätzen gefährlich, aufzuheben. Ich weiß nicht, ob dieses Werk der Finsterniß in Vollzug gesezt wurde. Das Observatorium zu Neapel wurde von Murat mit großen Kosten eingerichtet und mit herrlichen Instrumenten des Münchener Reichenbach ausgestattet; allein das Lokal ist feucht, und da man selbst die geringen Kosten einiger nöthigen Reparaturen nicht aufwenden mag, so verrosten die Instrumente und werden in wenigen Jahren unbrauchbar seyn. Von der Regierung, wenn sie anders dieselben überlebt, darf man sicherlich nicht ihre Erneuerung hoffen. Die Sorglosigkeit der Verwaltung und die Verschleuderung der öffentlichen Gelder ist so groß, daß ein Optikus monatlich vierzig Ducati bezieht, um für die astronomischen Instrumente zu sorgen, allein er hat noch keinen Fuß in das Observatorium gesezt. Der Direktor Brioschi von Mailand hat aus seiner Stelle eine Sinecure gemacht. Er bezieht monatlich hundert Ducati, thut aber für die Wissenschaft so viel als nichts. Eigentlich ist er gehalten, alle Jahre einen Band seiner Beobachtungen bekannt zu machen, allein in zwölf Jahren, seit denen er dem Observatorium vorsteht, hat er erst eine einzige in Druk gegeben. Auch soll er astronomische Vorlesungen halten, denkt aber vor der Hand noch nicht daran. Man glaube jedoch nicht, daß es Brioschi an Kenntnissen fehlt; das Räthsel lößt sich, wenn man weiß, daß er durch seine Vorlesungen und durch das Gesuch um einige nothwendig gewordene Ausgaben die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf sich zu ziehen und hierdurch die Aufhebung des wissenschaftlichen Instituts, von dem er lebt, herbeizuführen fürchtet. Gerechtigkeit muß man jedoch dem unermüdlichen Fleiße des zweiten Direktors Capocci angedeihen lassen, der vor einigen Jahren für das Observatorium von Berlin eine Himmelskarte von Neapel entworfen hat, die 8600 Sterne bis zur zwölften Größe enthält. Das Observatorium zu Palermo ist etwas besser bestellt durch den Eifer des Professors Cacciatore, des Zöglings und Nachfolgers des Schweizers Piazzi, dem die Wissenschaft die Entdeckung eines achten Planeten, der Ceres, verdankt; aber die Astronomie wird hier eben so wenig als in Neapel mit Erfolg betrieben. So ist die herrliche Wissenschaft der Gestirne unter dem schönsten Himmel Europa's in gänzlichem Verfall.

(Fortsezung folgt.)

Reisebilder aus Peru.

4. Reise nach Huaylay und Pasko. Rückkehr nach Lima.

Mein Reisegefährte war noch immer sehr unpäßlich, und ob ich mich gleich beim Aufstehen ziemlich wohl fühlte, so hatten wir doch kaum eine halbe Stunde zurückgelegt, als das Kopfweh noch stärker sich wieder einstellte, und durch das Stoßen des Maulthiers bedeutend vermehrt wurde. Einige unsrer Gefährten wurden ebenfalls während des Reitens davon befallen.

Das Thal und selbst die Abhänge der Hügel waren so sumpfig, daß wir anderthalb Stunden hindurch nur langsam vorwärts kamen, nach deren Verlauf wir auf ein Hochland gelangten, welches uns zu dem kleinen Fluß Paicamayo, drei Stunden von Casacancha führte. Vom Paicamayo kamen wir über eine Reihe kleiner mit niederm Gras bedeckter Hügel; die dazwischen befindlichen Vertiefungen waren sehr sumpfig und wir sahen uns oft genöthigt einen großen Umweg zu machen, um ihnen auszuweichen.

Die ganze Strecke, durch die wir reisten, welche die Ebene von Bourbon, wohin unsre Bestimmung ging, in sich begreift, und das Land umher auf viele Meilen nördlich und südlich, kann man als ein ungeheures Bassin zwischen zwei entfernten Cordilleren betrachten. Durch den Regen und den Schnee, welcher im Winter fällt, und auf den Spitzen der Hügel und an den Felsenwänden während des Sommers schmilzt, wird der Boden der niedrigen Gründe stets feucht erhalten, und zahllose Quellen entspringen aus der Oberfläche. Auf den Flächen und Abhängen der Hügel wächst das ganze Jahr hindurch Gras im Ueberfluß, welches den zahlreichen Schafheerden, von denen die Bewohner der Thäler und Küsten ihren Unterhalt ziehen, zur Weide dient.

Der schlechten Straße wegen ging unsre Reise so langsam, daß es schon sehr dunkel war, als wir an der Schlucht ankamen, durch die der Weg nach Huayllay, einer kleinen indianischen Stadt, führt, welche den Mittelpunkt eines Bergwerkdistrikts, acht Stunden von Casacancha, bildet. Der einförmige Anblick der Hügel, zwischen denen unser Weg so langsam hindurch gegangen war, das unerträgliche Kopfweh, das uns peinigte und die schneidende Kälte des Abendwindes, alles dieß trug dazu bei, unsre Tagereise sehr ermüdend und unangenehm zu machen.

Einer von der Gesellschaft, ein Spanier, führte uns nach der Wohnung des Gouverneurs, der sein Landsmann war. Er hatte als Soldat in der spanischen Armee gedient, da er sich aber mit einer Indianerin aus Huayllay verehlichte, so ließ er sich in dieser Stadt nieder, wo ihm wegen seiner Geschicklichkeit und Thätigkeit der Posten des Gouverneurs übertragen ward, mit dem er das Geschäft eines Bergmanns und eines Krämers verband. Unser Gemach enthielt Beweise von den verschiedenen Beschäftigungen des Hausherrn, der Tisch war mit Papieren bedeckt, die sich auf die Rekruten und Abgaben bezogen, welche die Indianer seiner Jurisdiktion zu stellen und zu erlegen hatten; ein Haufe Silberstufen lag in einem Winkel auf dem Fußboden, und Kerzen, Zucker, Krüge mit Branntwein und ähnliche Waaren waren ziemlich unordentlich umher gestreut. Unser Wirth und seine kupferfarbige Gattin wetteiferten mit einander unsern Bedürfnissen zuvorzukommen, so daß

wir auf dem Boden der gastlichen Behausung ausgestreckt, gar bald die Puna und unsern ermüdenden Ritt von Casacancha vergaßen.

Am Morgen wurden wir abermals von dem glitzernden Reif begrüßt, der den traurigen und winterlichen Anblick der Stadt und der umliegenden Berge, wo kein Baum und keine Spur von Anbau zu sehen war, bedeutend erhöhte. Alle Vegetabilien, deren die Einwohner bedürfen, werden aus den Thälern, 15 bis 20 Stunden weit, heraufgebracht.

Da wir bei Nacht nach Huayllay kamen, so hatten wir nicht bemerkt, daß das Thal, in welchem die Stadt liegt, durch eine ausgedehnte Formation von Trachit führt. Ein kleiner Fluß rinnt in der Tiefe, aus welcher zu beiden Seiten steile mit Gras bewachsene Abhänge sich erheben, welche von einer jähen, abschüssigen Felsenwand von Trachit überragt werden. Eine halbe Stunde unterhalb der Stadt kamen wir an einigen heißen Quellen vorüber, deren Wasser einen kalkartigen Niederschlag gibt, der sich nach und nach an einer Seite des Thals ansetzt.

Am niedern Ende des Thals bildet der Trachit Säulen, welche mit einem schwärzlichen Moos überzogen sind, so daß er aus einiger Entfernung wie Basalt aussieht. Diese Massen haben mehr oder weniger vom Wetter gelitten, weil manche Theile derselben leichter angegriffen werden als andere. Manche Säulen stehen allein; sie sind durch quer laufende Risse schräg gespalten, und die verschiedenen Absätze auf sehr ungleiche Weise verwittert, so daß ein dünner Schaft oft eine ungeheure Masse auf seiner Spitze trägt und das Ganze wie Ruinen mit grotesken, kolossalen Figuren untermischt anzusehen ist.

Als wir aus dem Thal aufwärts gestiegen waren, befanden wir uns auf den Ebenen von Bourbon, welche sich auf 15 — 20 Stunden von Norden nach Süden erstrecken, und den Anblick einer großen Rasenfläche bieten. Wir hatten jetzt nicht mehr ganz sechs Stunden bis zu den Minen, welche sich auf den Hügeln an der Rückseite der Ebene befinden. Nachdem wir zwei Stunden zurückgelegt hatten, kamen wir über einen Engpaß von Kalkstein und hatten drei kleine Flüsse zu überschreiten. Als wir die unermeßliche Wiese übersahen, welche wir durchzogen hatten, begränzt von anmuthigen, schwellenden Hügeln, die dem Blick nach den entfernten Schneegebirgen einen Ruhepunkt gönnen, konnten wir uns kaum überreden, daß wir uns 14,000 Fuß über der Meeresfläche befanden.

Endlich war die Ebene zurückgelegt, und nachdem wir noch eine Reihe von Kalkfelsen überstiegen hatten, sahen wir mit einemmale die Stadt Cerro de Pasco mit ihren Minen vor uns, welche in einem Halbkreis von ungefähr einer Viertelmeile im Durchmesser umherliegen. Das Behagen, welches wir empfanden, endlich das Ziel unsrer Reise erreicht zu haben, ward noch erhöht, als wir in ein Haus geführt wurden, das von der Pasco-peruanischen Kompagnie eingerichtet worden war, wo wir uns wieder in einem gedielten Zimmer mit Glasfenstern und an einem Kohlfeuer in einem englischen Kamine befanden. Mein Freund war der Einzige von uns, der noch nach unsrer Ankunft an der Puna litt; er war einige Tage ernstlich krank und mußte eine Woche lang das Zimmer hüten.

Dieser berühmte Ort, von dem so viele Schätze ausströmen, hat ein ärmliches Ansehen; die Stadt besteht aus engen, zerstreut liegenden Straßen, die Häuser sind klein und finster, und die Volksmasse unrein und elend. Haufen von Unrath aus den Minen umgeben die Stadt, welche unmittelbar oberhalb einiger derselben liegt, und in den öffentlichen Straßen ist mancher Schacht gegraben, der ohne alle Verzäunung oder Bedeckung offen steht, so daß es bei einer dunkeln Nacht unmöglich ist, ohne Lebensgefahr von einem Ende der Stadt zum anderen zu gehen.

Ich war erstaunt, hier wie zu Huayllay, trotz des düstern Anblicks, den die Gegend gewährt, dennoch die Sonne mitten an einem glänzenden Himmel scheinen zu sehen, aber ich bemerkte bald, daß die Klarheit des Himmels selbst die Ursache dieses Phänomens war. Wegen der vollkommnen Durchsichtigkeit der Atmosphäre brechen sich die Sonnenstrahlen nicht, und ein blendendes Licht fällt auf die Gegenstände, die ihnen unmittelbar ausgesetzt sind, während andre Gegenstände, welche im Schatten sind, nur wenig indirektes Licht von dem dunkelblauen Himmel erhalten; so entsteht ein greller Kontrast zwischen dem Glanz der beleuchteten Oberfläche und den unbeleuchteten Schatten, der sehr verschieden von der Beleuchtung ist, welche das zerstreute Licht in der neblichten Atmosphäre der Küste hervorbringt. Jene Düsternheit wird noch durch den gänzlichen Mangel an Bäumen, und von der vorherrschenden dunkeln Farbe der umgebenden Gegenstände erhöht: die Hügel von bläulichem Kalkstein, mit der auf ihnen sparsam vertheilten ausgedorrten Vegetation; die stehenden Seen in einsamen Schluchten verborgen, wo sie nur ihr eigenes Bild zurückwerfen; die verfallenen Schilfdächer der Häuser; die graue und braune Kleidung der Indianer, deren dunkle Gesichter mit purpurfarbigen Blattern bedeckt sind, weil sie immer in der kalten Atmosphäre des Cordilleras leben, Alles vereinigt sich, den traurigen Anblick der Landschaft zu verstärken, welche aussieht, als ob sie mit einer einzigen Farbe überstrichen wäre. Doch wird man für all Dieß reichlich durch die schönen Nächte bei guter Witterung entschädigt, besonders auf den Hügeln oberhalb der Stadt, welche eine Aussicht bis an die Schneegebirge, von denen die Ebene von Bourbon umgeben ist, beherrschen; die Farbe des Himmels ist dunkel indigoblau, und die Sterne strahlen mit einem Glanz, gegen welchen der Schimmer der Gestirne in hellen kalten Winternächten auf der andern Halbkugel nur als ein schwacher Abglanz erscheint. Während meines Aufenthalts in Pasco machte ich einige Ausflüge in die Umgegend, und trat im Monat August meine Rückreise nach Lima an, wo ich am zweiten September wieder eintraf.

Aus dem Leben des Doktors Abernethy.

(Schluß.)

Abernethy war keiner jener Zuckerwasserärzte, die dem Kranken mit wichtigem Gesichte den Puls fühlen, und dazu heimlich über seine Leichtgläubigkeit in die Faust lachen; ein hochbegabter Mann, der jedes Ding bei seinem Namen nannte, und auf Kosten des Gefühls oder der Höflichkeit nie einer Unwahrheit sich schuldig machte. Die Welt nannte ihn dafür roh und ungeschliffen. „Seyn oder Nichtseyn?“ — so oft diese Frage an ihn gerichtet wurde, war seine Antwort unumwunden, und wer Seelenstärke genug besaß, den harten Spruch aus seinem Munde anzunehmen, fühlte

sich befreit von tausend Zweifeln, Hoffnungen und Befürchtungen, die das Erbtheil des Fleisches sind. Indeß fühlte doch Abernethy selbst, daß er bisweilen etwas zu weit ging. „Ich bin zu heftig,“ pflegte er wohl im vertrauten Kreise seiner Freunde zu sagen; „ich hätte nie Arzt werden sollen.“ So sehr die schüchternen Weiber vor dem auffahrenden Wesen des Doktors zitterten, und selbst ein entschlossener Mann betroffen da stand, wenn zuweilen der Doktor ihn mit dem entschiedenen Tone: „Geht, ich bin kein Doktor!“ anbrummte, so gab es doch auch Gelegenheiten, wo Abernethy seinen Mann fand. Ein lustiger Fuchsjäger aus der Nachbarschaft von Doncaster, der lange Zeit dem Denkspruche: „lustig gelebt und selig gestorben“ gefolgt war, fühlte sich auf einmal nicht recht behaglich mehr in seiner Haut; es fehlte ihm, er wußte selbst nicht, wo. Der Landapotheker hatte ihm schon weidlich mit seinen Pillen und Elixiren zugesetzt, und der arme Mann entschloß sich endlich, den weitberühmten Doktor John Abernethy aufzusuchen. Man warnte ihn zwar, sich in Acht zu nehmen, denn er würde da einen alten gehetzten Fuchs treffen, vor dem er wohl den Hut abziehen würde. Allein der handfeste Waidmann meinte, es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er ihm nicht das Neujahr abgewänne. So machte er sich also getrost zu dem Doktor auf den Weg und trug ihm sein Anliegen vor. Abernethy, der gleich sah, wo es dem Manne fehlte, fuhr ihn mürrisch an: „Sir, je eher Sie gehen, desto besser. Sie sind auf dem Narrenwege; ich bin kein Doktor.“ Der Fuchsjäger, sehr erstaunt, sagte: „So bin ich vielleicht irre gegangen und ich bitte daher um Vergebung, wenn ich Sie gestört habe. Aber fragen möchte ich doch, Sir, heißen Sie nicht Abernethy?“ — „Ja,“ erwiederte der Doktor, Abernethy heiße ich, aber ich bin kein Doktor.“ — „Abernethy und kein Doktor!“ rief der Fuchsjäger — „doch man sagte mir, Sie treiben gern einen Scherz; obgleich ein Scherz bei einem Manne, der zweihundert Meilen weit hergekommen ist, mir nicht am rechten Orte scheint.“ — „Scherz oder nicht Scherz,“ war des Doktors Antwort. „Sie werden finden, daß ich kein Doktor bin, und je eher Sie meine Schwelle verlassen, desto besser“ — bei diesen Worten zog er die Klingel, um seinen Bedienten zu rufen. „Hören Sie mich, Doktor Abernethy,“ hub hier der Fuchsjäger an, indem er seine Börse aus der Tasche zog; „ich bin kein solcher Narr, um mein Geld zum Fenster hinauszuwerfen; aber krank bin ich und will gerne zahlen, viel oder wenig, wie Sie es verlangen. Daß Sie ein Arzt sind, und noch dazu ein sehr geschickter, ist bekannt im ganzen Königreiche, und im Vertrauen auf Ihre Talente bin ich zweihundert Meilen weit hergekommen, um Ihren Rath zu hören. Daher nur keinen von Ihren Sprüngen gegen einen Reisenden! Mich Raths zu erholen bin ich gekommen, und Rath will ich haben.“ Somit lief der verzweifelte Fuchsjäger auf die Thüre zu, sperrte ab und schob den Schlüssel ruhig in die Tasche. „Rath wollt Ihr, unverschämter Mensch!“ schrie hier der Doktor; „Nichts von mir! Ich sage Euch noch einmal, daß ich kein Doktor bin!“ Der Fuchsjäger ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er stellte sich in eine Boxerauslage, und indem er dabei auf den Doktor anrückte, schrie er ergrimmt: „Nun, so mir Gott helfe; ich will aus Euch einen Doktor machen, und wenn Ihr mir nicht ohne die geringsten Umstände den Puls fühlt, so will ich Euern fühlen, und Euch mit einigen Mitteln aus meiner Praxis bedienen. Ein Brechmittel sollt Ihr haben ohne die geringste Latwerge, das Euch vier Wochen lang krank machen soll.“ Der Doktor retirirte sich und sagte erschrocken: „Was habt Ihr vor? Wollt Ihr mich schlagen?“ — „Das will ich,“ sagte der Fuchsjäger, noch immer in seiner bedrohlichen Stellung; „ich bin so kalt als eine Gurke, und Nichts soll mich irre machen; Gefahr fürchte ich keine; über einen Kirchthurm spränge ich, wenn mir ein Wild zu Gesicht kommt; deßhalb noch einmal sage ich Euch, fühlt meinen Puls, oder —“ Der Doktor legte sogleich die Hand auf die Faust vor seiner Nase und sagte beiseite mit dem lispelnden Tone eines Schauspielers auf der Bühne: „Und einen verflucht starken Puls hat der Teufelskerl“ — dann lauter: „Nun, gesetzt, ich hätte Euch den Puls nicht gefühlt, was dann?“ — „Was dann?“ antwortete der Fuchsjäger mit einem Blicke, der so deutlich sprach, wie sein Faustgelenk; „über den Haufen würde ich Euch gerannt haben schneller als einen Fuchs, und geduckt solltet Ihr Euch haben, wie ein Hase, bevor Ihr noch bei einem Eurer Kollegien Hülfe suchen konntet.“ — „Den Teufel würdet Ihr gewollt haben,“ brummte der Doktor; „aber ein Tollkopf seyd Ihr; so viel ist richtig. Doch ich will Euch Eure Grobheit zugute halten; Ihr seyd ein aufrichtiger Mensch, und so sollt auch Ihr mich finden. So hört denn meine Meinung. Euer Puls sagt mir, daß Ihr ein weit größeres Vieh seyd als das Pferd, das Ihr reitet. In der That, der Vergleich mit Euerm Pferde fällt nicht zu Euern Gunsten aus. Euer Pferd fühlt die Sporen und gehorcht; die Peitsche ist bei ihm nicht vergebens angewandt, und es frißt und säuft und schläft vernünftiger als sein Herr. Dagegen Ihr, ein Mensch mit einer Seele oder vielmehr mit einem Dinge begabt, das für Euch das Geschäft eines vernünftigen Wesens verrichtet, seyd die lautere Unmäßigkeit — Ihr trinkt unmäßig, eßt unmäßig, jagt unmäßig, raucht unmäßig —“ „Bravo, Doktor, oder vielmehr mein Freund!“ rief hier der Fuchsjäger entzückt dazwischen. „Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen! Aber sagt mir nur, daß ich zwar über die Schnur gehauen, aber noch nicht auf dem letzten Loche pfeife, daß ich wieder sattelfest werden und das lustige Hallo auf der Haide hören werde, und ich will Alles thun; ich will Euch loben und preisen.“ — „Nun laßt Geschehen geschehen seyn,“ sagte der Doktor lächelnd; es bleibt unter uns, und nun nehmt meinen Rath. Zuerst kauft mein Buch und laßt die Natur Euern Arzt seyn, und wenn Euch etwas fehlt, so schlagt Seite — — — auf, und Ihr könnt Euch selbst kuriren.“ — „Euer Buch soll ich kaufen!“ rief der Fuchsjäger; „ja, Das will ich, und ich will es für wohlfeil halten, und kostet es auch so viel als Rees Cyklopädie. Ich will es mit einer Andacht lesen wie die Bibel.“ — „Thut so und macht Euch auf den Weg,“ bemerkte der Doktor; „ich habe schon allzu viel Zeit mit Euch verloren.“ — „Ich bin draußen, wie ein Schuß,“ erwiederte der Fuchsjäger, „und die erste Gesundheit, die ich daheim in lustiger Waidmannsgesellschaft ausbringen will, soll: „Es lebe der Doktor Abernethy;“ seyn.“ — „Adieu, Fuchsjäger,“ fügte der Doktor bei; „denkt daran, daß Euer Pferd Euer Vorbild ist; trinkt nur, wenn Euch dürstet; eßt, wenn Ihr hungrig seyd, und geht zur Ruhe, wenn die Natur es verlangt.“ Die beiden Sonderlinge schüttelten sich die Hände; der Doktor, überzeugt, den wildesten Tollkopf von Altengland gesehen zu haben; der Fuchsjäger, daß unter zwanzigtausend Menschen kein so sonderbares Geschöpf zu finden sey, als der Doktor Abernethy.

Volkszahl in Kanton.

Die „Literary Gazette“ enthält folgende statistische Notizen über Canton: „Die Schuhmacher bilden die zahlreichste Klasse von Handwerkern in Canton; man schätzt ihre Zahl auf fünf und zwanzigtausend; auch will man in dieser Stadt fünfzehntausend Weber, siebentausend Steinmetzen, sechzehntausend Zimmerleute und Schreiner zählen. Mehr als achtzehntausend Handelsfahrzeuge von verschiedener Größe unterhalten den Verkehr zwischen Canton und Wampu. Die Tankas oder kleinen Häuser, in welchen das gemeine Volk für eine jährlich an die Polizei zu entrichtende Abgabe wohnt, belaufen sich auf fünfzigtausend.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 244. 1 September 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Wenn man einen Blick auf die übrigen Zweige der Wissenschaften wirft, so gewahrt man dieselbe Erstorbenheit, dieselben Fesseln*). Die praktische Arzneikunde wird noch mit einigem Erfolg in ihrer alten Wiege, der Schule von Salerno, gelehrt; allein die Prinzipien, auf denen diese Wissenschaft beruht, sind der Geistlichkeit allzu verdächtig, als daß sie in einem Lande, wo diese gleiche Macht mit dem Throne ausübt, in der nothwendigen Unabhängigkeit vorgetragen werden könnten. Was die Rechtsschulen betrift, so erlernt man hier mehr die Kunst der Gesetzverdrehung, als die Gesetze selbst, und jedes Jahr geht aus ihnen eine Heuschreckenwolke von jungen Advokaten hervor, die sich über das ganze Königreich verbreitet. Gegen sie hört man dießseits und jenseits nur Eine Stimme der Entrüstung. Man hat berechnet, daß es in Sizilien allein über zwanzigtausend Rechtsgelehrte gibt. Diese sind aber für das Eigenthum eben so viele Blutegel. — Man behauptet, daß man hier durch einen gewonnenen Prozeß eben so gut zu Grunde gerichtet werde, als durch einen verlornen.

Die Justiz ist der Politik und Verkäuflichkeit unterworfen; zwei Uebel, die allein hinreichten, ein Land ins Verderben zu stürzen und ein Volk zu demoralisiren. Unter Murat stand sie unabhängig; aber alle alten Beamten wurden entfernt, um dienstfertigere an ihre Stelle zu sezen. Die Tribunale scheinen mehr Werkzeuge der Rache und Verfolgung als Garantien der öffentlichen Sicherheit. Es ist hier der Ort, eines Rundschreibens oder vielmehr einer königlichen Verfügung zu erwähnen, die von dem Staatsrathe unter Vorsitz des Medici erlassen und als Gesetz an alle Behörden des Königsreichs übermacht wurde. Zu weitläufig, um sie in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen, soll hier nur ihr Geist und Inhalt gegeben werden.

Nach einer langen Einleitung, worin die königliche Huld und Gnade in den übertriebensten Ausdrücken geschildert und die Hartnäckigkeit der Rebellen als ein gottloser Schwindel dargestellt wird, in einem knechtisch-blutdürstigen Style, dessen ich den Leser überheben will, wird mit trocknen Worten gesagt, daß alle Behörden unter persönlicher Verantwortlichkeit und ohne alle Rücksicht unerbittlich streng gegen Alle verfahren sollen, „die direkt oder indirekt eine verbrecherische Absicht (tendenza) gegen den Thron hegen; daß sie in ihrem öffentlichen und Privatverfahren die religiösen und dem Thron ergebenen Unterthanen ohne Zurückhaltung auszeichnen sollen vor denjenigen, die auf ihren gefährlichen Meinungen beharren; daß sie die Erstern freundlich beschützen, zu allen öffentlichen Geschäften verwenden und wohlwollend (benevoli) begünstigen sollen, so daß die volle und ganze Huld der Regierung gegen sie dem Publikum bemerkbar werde; ferner wird ihnen eingeschärft, beharrlich darüber zu wachen, daß den aufrührerischen Köpfen nicht der geringste Einfluß in ihren Gemeinden oder sonst wo gestattet werde, und wo sich dergleichen Leute von schlechten Grundsätzen noch im Staatsdienste befinden, ihre Absetzung unverzüglich vorzuschlagen. Als Feinde des Throns und Altars, ihrer selbst und der allgemeinen Wohlfahrt, sollen diese Unglücklichen nicht mehr zu der großen Masse der treuen und geliebten Unterthanen Se. Majestät gezählt werden, und der König will, daß sie als unwürdig seiner Huld angesehen und behandelt werden*). Endlich erklärt Se. Maj. noch, daß er von Zeit zu Zeit eine strenge Rechenschaft über das Verhalten der öffentlichen Beamten anstellen lassen werde, und wenn sich unter diesen einer oder der andere aus Feigheit oder strafwürdiger Rücksicht für unfähig halte, den ihnen unerläßlich vorgeschriebenen Pflichten nachzukommen, so möge er unverzüglich seine Stelle niederlegen und hiedurch Se. Maj. der Nothwendigkeit überheben, gegen ihn die Maßregeln einer exemplarischen Strenge in Vollzug setzen zu lassen u. s. w."

Diese Verfügung, die mir von einem in Ungnade gefallenen Intendanten mitgetheilt wurde, ist eine Urkunde, die mit scharfen Zügen die Gewaltthätigkeit jener Epoche bezeichnet. Ein König erklärt die Hälfte seiner Unterthanen außer dem Gesetze, und warum? Weil sie einer Sache treu geblieben sind, die er zu vertheidigen geschworen und auf die unwürdigste Weise verrathen hatte. Jeden

*) Visconti, einer der geschicktesten Geographen Italiens, verlor seine Stelle bei dem topographischen Bureau blos seiner politischen Meinungen wegen. A. d. V.

*) Eine besondere Verfügung bestimmt außerdem noch, daß gegen diese außer dem Gesetz erklärten Unterthanen, die Richter bei jedem Vorfall das Maximum der Strafe, gegen die Auserwählten Sr. Maj. aber nur das Minimum verhängen sollen. A. d. V.

Keim des Guten, der noch in menschlichen Herzen leben kann, sucht er zu ersticken und zu vergiften; er untergräbt alle Grundlagen der Gesellschaft, indem er Haß und Mißtrauen unter die Kinder eines und desselben Bodens, und Verzweiflung in die Herzen der Bürger wirft, die geächtet aus dem gemeinschaftlichen Verbande gestoßen werden. Der Minister, der sich dieses ungeheuern Verbrechens gegen die heiligsten Rechte der Menschheit schuldig machte, hat, verhaßt und gemieden, auf fremdem Boden sein Leben geendet; der König, der ihm mit seinem Namen gesetzliche Kraft ausdrückte, ist ihm in die Grube gefolgt, erliegend der Entkräftung eines frühreifen Alters; aber ihr Werk überlebt sie, und die Jugend, die Erbin dieser schmachvollen Hinterlassenschaft, bewegt sich fort auf den blutigen Fußtapfen, die ein eidbrüchiger Greis dem Lande eingedrückt hat.

Der Fürst von Canosa war es, der Nebenbuhler Medici's, der zuerst auf den Gedanken kam, der Gesellschaft der Carbonari die der Calderari entgegen zu stellen, und durch diese eine Niedermetzlung der erstern zu veranstalten. Die Verbannung allein hinderte ihn dieses System in's Werk zu setzen, das er in einer eigenen Schrift weitläufig entwickelt hat; und diesem blutdürstigen Buche scheute er sich nicht, eine idyllische Aufschrift an die Stirne zu setzen. *)

(Fortsetzung folgt.)

Russische Novellen und Novellendichter.

(Fortsetzung.)

Wir theilen diesen kleinen Auszug nicht als Probe von dem Werke mit, da ein so abgerissenes Bruchstück davon eben so wenig einen Begriff geben würde, als ein Backstein von einem Gebäude, aber da es uns an Raum gebricht, dem Leser zur Begründung unsrer Ansicht über diese Novelle Bulgarins weitläufigere Auszüge zu liefern, so entliehen wir eine Stelle, die auch ohne Zusammenhang und Erläuterung verständlich ist. Wir kehren zur Geschichte zurück. Während ihres Aufenthaltes bei der Familie Morikonski findet Lisa (oder Elisabeth Stensky, wie sie sich jetzt nennt) freilich auf sehr betrübende Weise ihren geliebten Iwanowitsch wieder. Dieser hat nämlich im russischen Heere Dienst genommen, ist in Gefangenschaft gerathen, und von den Franzosen mit andern Kriegsgefangenen nach Wilna geschickt worden, wo es ihm gelang zu entkommen, und bei den Morikonski Zuflucht zu finden. Allein sein Aufenthalt wird entdeckt, und Lisa erfährt, daß sie ohne es zu wissen schon geraume Zeit mit dem Geliebten unter Einem Dache gewohnt hat, in dem Augenblicke, wo er von einem französischen Offizier in Verhaft genommen wird. Indeß erhält Lisa die Erlaubniß ihn in seinem Gefängnisse zu besuchen, wo sie ihm endlich das Räthsel ihres Verschwindens löst. Die Fürstin Kurdiukow hat sie nämlich genöthigt, mit Khodakow nach einem ihrer Landgüter abzureisen, wo sie in einer Art Gefangenschaft gehalten wurde. Der würdige Khodakow wollte sie jedoch in Freiheit setzen, um den geringen Preis — ihrer Hand. Mit Abscheu wurde natürlich dieser Antrag zurückgewiesen, und erst später war es ihr gelungen, mit Hülfe eines Freundes von Smigailow ihrer Haft zu entrinnen. Mit Morigonski war sie hierauf nach Wilna gekommen. Auch Iwanowitsch, der nun völlig getröstet ist, findet einen Befreier aus seinem Gefängnisse, in Adolph Morikonski, der zwar Offizier in französischen Diensten und Wishnigin's Nebenbuhler, aber doch großmüthig genug ist ihn zu retten. Iwanowitsch's anderweitige Abenteuer — wie er den Landsturm gegen die Franzosen zu organisiren beiträgt, an der Schlacht von Borodino Theil nimmt, die Schilderung dieses heißen Tages selbst, der Einzug der Franzosen in Moskau, die Flucht der Einwohner, Peters abermaliges Zusammentreffen mit Lisa zu Moskau, die aber im nächsten Augenblicke wieder von ihm getrennt wird — füllen den dritten Theil der Novelle, müssen aber von uns übergangen werden, obgleich sie vielleicht den anziehendsten Abschnitt bilden, und einige wahrhaft meisterhafte Szenen enthalten.

Iwanowitsch finden wir im vierten Theile zu Petersburg wieder. Die Franzosen sind bereits aus Rußland vertrieben. Von Neuem erhält er hier Kunde von Lisa, aber zu seiner größten Verzweiflung findet er sie — als Madame Yaroslawsky. Es wäre nun freilich das Einfachste gewesen, zu ihr hinzugehen und sie zu fragen, was eine solche abscheuliche Untreue zu bedeuten habe, und ob es Scherz oder Ernst sey; allein da Verliebte nie die ordentliche Landstraße halten, wo andere vernünftige Leute ihres Wegs gehen, so stürzt auch Iwanowitsch in voller Wuth fort, entschlossen auf das Grimmigste sich zu rächen — und verlobt sich mit der Gräfin Dnieprow. Bald nachdem das Schreckliche geschehen, löst sich die ganze Verwicklung auf. Lisa war verheirathet und nicht verheirathet, sie war vermählt aber ist noch Jungfrau, obgleich Wittwe. Ein russischer Offizier, Namens Yaroslaw war nämlich auf den Tod verwundet, von ihr und Smigailows Weibe so liebevoll gepflegt worden, daß er auf dem Sterbebette Lisa seine Hand reicht, um ihr das Erbe seines Vermögens zu sichern. Peters abermalige Verzweiflung läßt sich denken; die Gräfin Dnieprow ist jedoch so gut und vernünftig, ihn seines Wortes zu entbinden. Die lang getrennten Liebenden werden nun unverzüglich vereint, und erfahren bald darauf, daß ein bis jetzt zwischen Lisa und der Fürstin Kurdiukow anhängiger Rechtsstreit zu Gunsten der erstern entschieden worden ist. Um Dieß zu verstehen, muß der Leser wissen, daß Lisa die Erbin des Fürsten Pretschistensky (des Bruders der Fürstin Kurdiukow) ist, der heimlich die Tochter eines französischen Arztes geheirathet hat. Die Fürstin hatte bei ihrer Rückkehr aus Frankreich, wo ihr Bruder starb, das Kind mit nach Rußland genommen, und den Smigailow zur Erziehung übergeben, ohne sie jedoch mit seiner Abkunft bekannt zu machen. Dieß erklärt auch den Befehl der Fürstin Kurdiukow, Lisa auf eines ihrer Landgüter zu entführen, sobald sie von ihrem Liebesverhältnisse mit Iwanowitsch Kenntniß erhält.

Es bleibt uns noch übrig von Bulgarin's Demetrius zu sprechen und zu sehen, mit welchem Glück sich der Dichter auf einer andern Bahn der Dichtung bewegte, die ein ganz von der Novelle des mo-

---

*) Piferi della Montagna (die Hirtenflöte des Gebirges), weil er es zu Pisa am Fuß des Berges San-Giuliano schrieb, des Berges, von dem Dante sagt: perchè i Pisan veder Lucca non ponno.

A. d. V.

dernen Lebens verschiedenes Talent zu erfordern scheint, wir meinen den historischen Roman.

Wenn Bürgerkrieg und Schlachten und barbarische Pracht — wenn Tyranney auf der einen Seite, und Alles opfernde Vaterlandsliebe auf der andern, wenn Grausamkeit und Laster in ihrer anerschaffenen Häßlichkeit ungeschminkt von dem Einflusse des civilisirten Lebens, und ihnen gegenüber jene Beispiele erhabenen Heldenmuthes und großartiger Tugenden, die in ihrem ganzen Glanze nur in Nationalunglück hervortreten — wenn alles Dieß die Elemente des Romans bildet, so bietet die Geschichte Rußlands vor der Zeit des Herrscherhauses Romanow den wünschenswerthesten Stoff dar, und keine Periode in den Jahrbüchern des russischen Reiches liefert ihn in reicherer Fülle, als die, welche Bulgarin gewählt hat. Ob Demetrius wirklich Iwan Wassiliwitsch's Sohn, oder ein Betrüger war, gehört noch zu den unaufgelösten historischen Problemen, während ein gleicher Schleier des Geheimnisses über dem Charakter Godunow's schwebt, der von den Einen als ein blutdürstiger Tyrann seiner Unterthanen, als der Mörder des rechtmäßigen Thronerben geschildert wird, von den Andern als ein weiser und gütiger Fürst, der nur die Wohlfahrt seines Landes im Auge, Rußland auf die Bahn der Civilisation zu führen strebte. Die erstere Meinung fand ihren Vertreter in dem russischen Erzbischof Platon, während Karamsin und die meisten russischen Schriftsteller den Demetrius als einen kühnen Abenteurer bezeichnen, der entweder von den polnischen Jesuiten im Glauben, Iwans Sohn zu seyn, erzogen, oder von ihnen angestiftet wurde, sich für den Czarewitsch auszugeben und seine angeblichen Rechte auf den Thron des Hauses Rurik geltend zu machen, wofür er ihnen die Zusicherung gegeben, die katholische Religion in seinem Reiche einzuführen.

Der Dichter nahm den Demetrius als das arglose Werkzeug eines von fremder Hand tief angelegten Planes. Unter den Russen, die ihn nach Tula begleiten, erscheint ein Mann, der ihn erst später belehrt, daß er den Namen, auf welchem seine Größe beruht, nur ihm zu danken habe. Statt Iwans Sohn zu seyn, wie er sich einbildete, ist er nur ein Jüngling von niederer Herkunft, dessen Aehnlichkeit mit dem Czarewitsch dem alten Russen einen Racheplan gegen Godunow eingab, der ihn zur Ermordung des wirklichen Demetrius anstiftete, nachher aber für dieses Verbrechen bestrafen wollte. In dieser Absicht hat er den falschen Demetrius einem Mönche zur Erziehung übergeben und demselben vorgespiegelt, es sey der wirkliche Prinz, den er vom Tode gerettet, wobei er ihm zum Wahrzeichen ein Kleinod hinterläßt, das er dem ermordeten Demetrius abgenommen hat.

Diese Fiktion steht nicht gerade im Widerspruche mit einigen Erzählungen von der Geschichte des falschen Demetrius; allein es möchte dieß doch eher dem Drama, als einer historischen Novelle gleich der Bulgarins erlaubt seyn, die allen historischen Haltpunkten treu zu bleiben, und die hauptsächlichen Umrisse der Geschichte nicht zu ändern verspricht. Obgleich der Dichter, wie er auch in den jedem Bande beigefügten Noten den Leser berichtet, die vorzüglichsten Geschichtschreiber zu Rathe gezogen zu haben scheint und überall der Geschichte folgte, wo sie ihm einen Leitfaden anbot; so trug er dennoch kein Bedenken, manche Lücken ganz durch seine Imagination auszufüllen, und zwar nicht durchgehends mit erwünschter Wahrscheinlichkeit. Was die antiquarischen Kenntnisse betrifft, ohne welche dergleichen Novellen nur dramatisirte Chroniken, oder bloße Fiktion bleiben, scheint Bulgarin großen Fleiß und tiefes Studium verwendet zu haben, wenigstens gibt er uns schöne archäologische Aufschlüsse über Art und Sitte jener Periode. Der Hintergrund oder eigentlich das Stillleben des Gemäldes ist mit sorgfältiger Genauigkeit ausgeführt. Fast möchte man den Dichter tadeln, daß er an mehr als Einer Stelle zu freigebig mit dem Vorrath seiner historischen Kenntnisse umgegangen; dieß würde namentlich die Szene treffen, wo Demetrius und seine Begleiter die Bücher und Schätze in Godunow's Palaste in Augenschein nehmen. Allerdings steht diese Bücherschau außer Zusammenhang mit dem Ganzen, und ist bloß eingeflochten, um ein Bild von dem Zustande der russischen Literatur und Kunst unter Godunow's Regierung zu geben; allein dieser literarische Abstecher enthält so viel Neues, daß man ihn gern verzeiht. Uebrigens sind die Gemälde Bulgarin's sehr belehrend über die Sitten der Polen und Russen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Es ist uns hier nur vergönnt, in flüchtigen Umrissen den Inhalt des Romans zu entwerfen, wobei wir dem Leser wenig mehr als das Geripp desselben vorlegen können, und uns vielleicht einer Ungerechtigkeit gegen den Dichter schuldig machen, da wir statt seiner lebensvollen und interessanten Erzählung nur trockene Andeutungen zu geben vermögen, durch die der Leser immer nur einen schwachen Eindruck von der Wirkung des Ganzen erhält. Die erste Szene führt uns in eine geheime Versammlung bei dem polnischen Gesandten Sapieha zu Moskau, wo man sich über die Mittel berathschlagt, wie Godunow veranlaßt werden kann, entweder die von den Polen gemachten Forderungen zu bewilligen, oder offen mit ihnen zu brechen. Unter den Anwesenden erscheint ganz im Hintergrunde noch ein Jüngling, Namens Iwanizky, der kaum die Aufmerksamkeit erregt. Indeß erfahren wir bald darauf, daß eben dieser bestimmt ist, eine wichtige Rolle zu spielen, da er kein anderer als der unterschobene Demetrius selbst ist. Er entdeckt zuerst einem Mönche, dem Vater Leonidas, das Geheimniß, daß der Erbe des russischen Throns noch am Leben sey. Demzufolge wird nun der Plan entworfen, den unrechtmäßigen Besitzer der Krone zu stürzen. Anhänger werden geworben, Gerüchte unter das Volk ausgestreut, und die Verschwornen erwarten nur den günstigen Augenblick, den Aufstand gegen Godunow zu beginnen, als ihr Plan entdeckt, und hiedurch Iwanizky, Leonidas und einige andere, zur Flucht nach Polen gezwungen werden.

Wir verlieren die Flüchtlinge eine Zeit lang aus dem Auge, während Boris Godunow, den bösen Rathschlägen eines seiner Verwandten Semen Godunow Gehör gebend, letzterem den Auftrag ertheilt, alle verdächtigen Personen und die mißvergnügten Bojaren in Verhaft zu nehmen. Iwanizky und Leonidas haben inzwischen, nach mancherlei Abenteuer, Kiow, das damals dem polnischen Gebiete angehörte, erreicht; wo jener bei einer griechischen Wittwe Aufnahme findet, mit deren Tochter Kaleria Iwanizky er ein Liebesverhältniß anspinnt. Er verführt sie, und sinnt nun, ihrer überdrüssig, und um nicht in seine ehrgeizigen Absichten durch sie gehindert zu werden, darauf, sie aus dem Wege zu räumen. In dieser Absicht lockt er sie, unter dem Vorwande, sich mit ihr ins

geheim in einem Dorfe, durch die Hand des Priesters verbinden zu lassen, in einen Kahn, und stürzt sie in den Fluß. Leonidas beschuldigt ihn ihrer Ermordung, und hat eben den Dolch auf ihn gezückt, als sich Iwanizky als den russischen Thronerben zu erkennen gibt. Da Demetrius nun fürder nicht mehr auf Leonidas Beistand zählen zu dürfen glaubt, so verläßt er Polen, und flüchtet zu den Zaporogischen Kosaken, deren Hetmann er, um seine Gunst zu gewinnen, und die Anführer der Kosaken zur Unterstützung seiner Ansprüche auf die russische Krone zu bestimmen, auf einem Feldzuge gegen Tarabosan (Trebisonde) begleitet. So interessant diese Episode durch das eigenthümliche Gemälde einer militärischen Republik ist, so verliert sie doch an Wahrscheinlichkeit, da es nicht wohl denkbar scheint, daß Demetrius bei seinen andern politischen Absichten so lange hier verweilen, und so mancherlei Gefahren sich bloßstellen sollte.

(Schluß folgt.)

Die Insel Cuba. *)

Eine eben so interessante als merkwürdige Uebersicht würde es geben, wenn man ein Verzeichniß der Summen entwerfen könnte, welche die zahlreichen Kolonien gekostet haben, die von den europäischen Mächten seit dem sechzehnten Jahrhundert in Afrika, Asien und Amerika errichtet wurden. Der geringe Ertrag, den sie dem Mutterlande abwarfen, und der unbedeutende Verbrauch europäischer Artikel wog die Kosten ihrer Befestigung, der Erhaltung einer kostbaren Marine und der Kriege, die durch sie veranlaßt wurden, bei weitem nicht auf; einer Menge von Verlusten aller Art, die durch sie herbeigeführt wurden, gar nicht zu gedenken. Unter dieser langen Reihe von Unglücksfällen, welche die Geschichte aller Kolonien bietet, macht eine spanische eine fast wunderbare Ausnahme, die in jenem düstern Gemälde wie eine Oase in der Wüste erscheint; denn Cuba, weit entfernt, Spanien zur Last zu seyn, liefert ihm jährlich Schiffe und beträchtliche Summen. Der Revue Britannique, die über politische Oekonomie so viel schätzenswerthe Mittheilungen enthält, entheben wir die nachstehende Schilderung, die in der That so glänzend ist, daß man ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen könnte, wäre die Umsicht, mit welcher die Redaktion jenes Journals bei Auswahl solcher Dokumente zu Werke geht, nicht Bürge ihres Werthes.

Die politische und kommerzielle Wichtigkeit der Insel Cuba gründet sich nicht nur auf die Ausdehnung ihrer Oberfläche, die bedeutender als die der übrigen Antillen ist, auf die wunderbare Fruchtbarkeit ihres Bodens auf ihre militärischen Einrichtungen und die Natur ihrer Bevölkerung, welche zu drei Fünftheilen aus freien Menschen besteht; sondern sie wird auch noch bedeutend vermehrt durch ihre vortheilhafte geographische Lage. Ihre gerade längliche Gestalt bringt sie zugleich in die Nachbarschaft von Haiti und Jamaica, der mittäglichsten Provinz der vereinigten Staaten, Florida, und der östlichsten Provinz der mexikanischen Konföderation, Yucatan. Während der beiden letzten Jahrhunderte so weit herabgekommen, daß sie die zu Bestreitung ihrer innern Verwaltung nöthigen Summen aus den Kassen Neuspaniens beziehen mußte, war sie seitdem, in Folge der Aufhebung jener unbegreiflichen Hindernisse, welche der Entwicklung ihres Handels im Wege lagen, nicht nur im Stande, ihre eigenen Bedürfnisse zu bestreiten, sondern auch dem Mutterlande während des hartnäckigen Kampfs, den dieses gegen seine alten Kolonien des amerikanischen Kontinents führte, zu Hülfe zu kommen. Sie lieferte sowohl den Trümmern der Armee, die sich in Venezuela geschlagen hatte, als auch der Besatzung von San-Juan-Ulloa auf der Küste von Mexiko und zu den Seerüstungen sehr bedeutende Summen.

Diese Insel ist von allen spanischen Besitzungen unstreitig die ergiebigste, und seit den Unruhen in St. Domingo hat sich Havannah zu dem Range der ersten Handelsplätze erhoben. Ein glückliches Zusammentreffen politischer Umstände, die Mäßigung der Kronbeamten, die Freiheit des Austausches mit fremden Nationen, das kluge Betragen ihrer Bewohner und eine Menge von Konzessionen des Mutterlandes haben dazu beigetragen, das Gedeihen der Colonie von Cuba zu beschleunigen. Allein seit der traurigen Expedition des Generals Quesada haben die Neckereien der spanischen Regierung, die zahlreiche Garnison, die sie der Insel aufgebürdet hat, der Argwohn, mit dem sie die Einwohner bewacht, und die immer sich mehrenden Hindernisse, welche sie dem Verkehre derselben mit den neuen Staaten des amerikanischen Kontinents in den Weg legt, die Gemüther entfremdet, und große Veranlassungen zur Unzufriedenheit sind unter dieser, dem Mutterlande aufrichtig ergebenen Bevölkerung entstanden. Die Cubaner, aufgeklärt durch ihren häufigen Verkehr mit den Europäern, und die Zwistigkeiten, welche ihre Brüder des Kontinents seit der Emanzipation beunruhigten, beeilten sich bei mehreren Gelegenheiten, ihre Treue und Anhänglichkeit an das Mutterland auszusprechen; allein diese oft wiederholten Beweise einer aufrichtigen Ergebenheit haben der Insel keine andere Erkenntlichkeit verschafft als den Titel der „siempre fidelissima isla de Cuba,“ den der Hof von Madrid so gütig war, ihr zu verleihen; fürwahr eine fast höhnische Vergeltung für die zahlreichen Opfer, welche die edelmüthige Bevölkerung seit vierzehn Jahren sich auflegte. Die spanische Regierung hätte einsehen sollen, daß die Cubaner nur mit peinlichen Gefühlen sich genöthigt sehen konnten, die vortheilhaften Verbindungen abzubrechen, die sie mit Südamerika unterhielten, und daß es nach solchen Versicherungen billig gewesen wäre, ihnen kräftige Beweise von Zutrauen zu geben, um ihre Gefühle zu beleben und Erleichterungen für den Handel mit den getrennten Staaten zu bewilligen. Die Hindernisse, welche der Hof von Madrid jenen Verbindungen in den Weg legt, können nur dazu dienen, das Mißvergnügen zu vergrößern und die Emanzipation einer Kolonie zu beschleunigen, welche mehr noch als die Staaten des Kontinents in einer der Unabhängigkeit günstigen Lage sich befindet; denn ohne eine Empörung der geringeren sklavischen gegen die weit zahlreichere freie Bevölkerung fürchten zu dürfen, braucht Cuba nur zu wollen, und es ist frei. Also nicht mit einer auf verschiedenen Punkten zerstreuten Garnison von zwölf- bis fünfzehntausend Mann, welche noch dazu mit den Einwohnern sympathisirt, darf das verschuldete Mutterland hoffen, seine Herrschaft über eine Bevölkerung von siebenmalhunderttausend Seelen zu erhalten, die große Reichthümer besitzt, und die, über ihre wahren Interessen belehrt, dem Vorbilde ihrer klugen Nachbarn des Nordens zu folgen wissen wird, ohne in die Ausschweifungen ihrer südlichen Brüder zu verfallen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. hiemit die über diese Insel im Jahrgange 1830 S. 1109 und 1183 gegebenen Nachrichten, zu denen der vorliegende Artikel die nöthigen Ergänzungen bildet.

Vermischte Nachrichten.

Neuern statistischen Nachrichten über Aegypten zufolge beläuft sich die Bevölkerung dieses Landes auf ungefähr drei Millionen Seelen; worunter jedoch die Beduinen-Stämme, die in den benachbarten Wüsten herumziehen, nicht begriffen sind, obgleich dieselben gegenwärtig die Oberherrschaft Mohamed Ali's anerkennen und ihm Truppen stellen, aus denen irreguläre Kavallerieregimenter gebildet werden. Die ansässige arabische Bevölkerung theilt sich in Fellah's, Arbeitsleute und Abkömmlinge der Beduinen, die sich in den Städten des Nilthals niedergelassen haben und sich für edlerem Blute entsprossen halten als erstere. Die übrigen Mohamed Ali unterworfenen Länder sind: 1) Dongola, Sennaar, Kordofan, mit Einem Worte: der ganze über die Katarakten hinausliegende Landstrich bis an die Gränzen von Darfur und Abyssinien; 2) Hedschas mit den zwei heiligen Städten von Arabien; der Scherif von Mekka hat keine politische Autorität, und der Pascha von Dschidda ist dem Vizekönige untergeordnet; 3) die Insel Candia.

Die englische Missionsniederlassung auf Neu-Seeland hat einige Kapitel der heiligen Schrift und ein Gebetbuch in die Sprache dieser Insel zu übersetzen angefangen. Hiezu mußte man erst die grammatischen und orthographischen Regeln dieser Sprache ausarbeiten. Dieses Werk besteht aus 117 Seiten, und wurde zu Sidney, der Hauptstadt von Neu-Süd-Wales, gedruckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 245. 2 September 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Nach Allem, was wir über den Zustand der Rechtspflege in Neapel gesagt haben, wird es einleuchtend seyn, daß hier das Wort Gerechtigkeit ein leerer Schall ist und auf den Lippen erstirbt; man erröthet, es in einem solchen Lande auszusprechen, wie man ein heiliges Wort an einem unreinen Orte auszusprechen scheut. Wären die Gesetze die vollkommensten der Welt, so würden sie in dem Munde solcher Richter zu Schanden werden. Das Königreich Neapel befindet sich aber in einem Zustande, daß ein guter Beamter einem guten Gesetze vorzuziehen ist. Sizilien ist in dieser Beziehung noch schrecklicher mißhandelt, und die Verwirrung in den Gesetzen hat dort ihren Gipfel erreicht. Neapel und die Provinzen des Festlandes hatten doch wenigstens unter der langen Herrschaft eines französischen Hofes und einer französischen Verwaltung Zeit, sich an das französische Gesetzbuch zu gewöhnen; allein Sizilien, kaum dem Wickelbande des Feudalismus und der englischen Schutzherrschaft entgangen, sah sich mit einem Male aller seiner Freiheiten, seiner Parlamente und seiner Nationalexistenz beraubt, und erhielt dafür verstümmelte Gesetzbücher (denn man war weit entfernt, die französischen Gesetze unangetastet zu lassen). Diese Gesetzbücher waren aber auf so durchaus dem Lande neue Prinzipien gegründet, daß es sich bis auf diesen Augenblick noch nicht in diesem großen Labyrinthe zurecht finden konnte. So ist, um nur des Einen zu erwähnen, das Hypothekenwesen ein wahres Chaos. Viele Leute hatten ihr baares Vermögen den Händen der Barone anvertraut, die ihnen davon eine jährliche Rente bezahlten. Da aber die Fideikommisse und Feudalrechte aufgehoben wurden, so konnten die Schuldner nicht mehr bezahlen; man mußte demnach durch Grundstücke auszugleichen suchen, und man ernannte Richter, um eine Vertheilung vorzunehmen; da aber diese immer erst der Genehmigung des Königs bedarf, so entstehen daraus wieder unendliche Verzögerungen und tausend unentwirrbare Formalitäten. Das Gesetz ist den Landessitten fremd, und die Minister, die mit seinem Vollzuge beauftragt sind, begreifen es entweder selbst nicht, oder verdunkeln es durch Auslegungen, die Eigennutz und Ehrgeiz ihnen eingeben, so daß in dieser an sich schon fremdartigen Legislatur, Finsterniß auf Finsterniß gehäuft, und ihre wahren Prinzipien durchaus verfälscht werden. Unredlichkeit findet so viel Unterschleif, der Rechtsgang ist dergestalt langwierig, verworren und voll Schlangenwindungen, daß der Gläubiger keine Hülfe gegen seine Schuldner findet; und wenn man hiezu noch die politischen oder persönlichen Rücksichten und die zwanzigtausend Rechtsgelehrten zählt, von denen oben die Rede war, so kann man sich einen Begriff von dem Rechtszustande dieser unglücklichen Insel machen. Ich führe hier die Worte eines Mannes an, der in der Verwaltung hoher Staatsämter ergraute, und nach einander die Stellen eines Richters, Generalprokurators und endlich eines Präsidenten des obersten Gerichtshofes von Sizilien bekleidete, gegenwärtig aber zu Syrakus lebt, wo ich ihn kennen lernte. „Auf meiner vierzigjährigen Laufbahn, sagte er mir, sah ich nicht ein einzigesmal einen reichen oder mächtigen Mann von unsern Tribunalen verurtheilt werden.“

Die richterliche und administrative Organisation von Sizilien ist dieselbe, wie in den Provinzen des Festlandes. Die Insel ist in sieben Intendanzen getheilt; nur hat man aus Oekonomie die Stellen der Unterintendanten abgeschafft; alle Civilbeamten sind Sizilianer. An die Stelle eines Vicekönigs in dem Gebiete Jenseits des Pharus ist ein Staathalter getreten; allein er ist nur ein Schatten, da die Eifersucht des neapolitanischen Kabinets allzu argwöhnisch ist, um nicht Alles in sich zu concentriren. Wirklich ist auch die Centralisation vollkommen.

Die neapolitanischen Provinzen sind so unglücklich, daß sie Sizilien eine Republik nennen, allein die Sizilianer legen diese schmeichelhafte Benennung ihrerseits jenen bei. Die direkten Auflagen sind nämlich in Sizilien weit drückender, als in dem übrigen Königreiche und zwar aus folgendem Grunde. Die Engländer hatten während ihrer Occupation über die Insel das Gold mit vollen Händen ausgeschüttet, und die Renten des Grundeigenthums stiegen durch diesen vorübergehenden und erkünstelten Reichthum um das Zwei- und Dreifache. Damals entwarf man ein Kataster, und die Steuern wurden auf sieben und ein halbes Prozent festgesetzt. Diese Abgaben stiegen mit jedem Jahre, während das Grundeigenthum im Werthe sank, und gegenwärtig belaufen sie sich auf fünfzehn ein halb Prozent, wobei noch immer der Ertrag von 1811 als Grundlage dient. Um sich aber von dem Sinken des Güterwerthes zu überzeugen, darf man bloß wissen, daß die Salma Getreide, welche damals um zwanzig Oncie verkauft wurde, gegenwärtig drei oder vier gilt, und ein paar Ochsen, die mit 60 bezahlt wurden, jetzt

16 bis 18 kosten. So bezahlt also der Besitzer eines Grundeigenthums von tausend Unzen Werth, fünfzehn ein halb Prozent, von einem damals im Kataster auf fünftausend Unzen angeschlagenen Grundeigenthum. Außerdem lasten darauf noch anderthalb Prozente für Straßen- und Brückenbau, die man nirgends baut, und Sizilien hat zehnmal schon die Straßen bezahlt, die es nicht besitzt. Es besteht aber in Sizilien nur eine einzige Heerstraße, und diese wird größtentheils auf Kosten der Gemeinden unterhalten, die noch außerdem, wie Jedermann, Weggeld entrichten müssen.

Allein man darf nicht glauben, daß dieß die einzige direkte Steuer ist, es bestehen noch fünf oder sechs andere, die mit einander vereinigt, wenigstens ein Drittheil von den Einkünften des Eigenthümers verschlingen. Es herrscht daher unter allen Ständen ein gleiches Elend. Unter andern besteht auch noch eine Konsumtionssteuer, die äußerst willkürlich und ungerecht vertheilt wird. Man schätzt die wahrscheinliche Konsumtion einer Familie, und bestimmt nach dieser Basis die Steuerabgabe. Wenn also z. B. ein Familienvater zehn Personen am Tische hat, so wird der Wein, der in seinem Hause konsumirt werden kann, in Anschlag gebracht, und darnach zahlt er seine Abgabe. Es wird nicht darauf Rücksicht genommen, daß ihn vielleicht die Armuth zwingt, Wasser zu trinken, genug er zahlt. Man wird zugeben, daß eine Republik dieser Art nicht die wünschenswertheste genannt werden darf.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Novellen und Novellendichter.

(Schluß.)

Der dritte Theil des Romanes beginnt mit der Ankunft des päpstlichen Nuntius Rangoni zu Lwow, wo er eine Verabredung mit den Jesuiten über die Einführung des Katholizismus in Rußland trifft. Diese Entwürfe und die arglistische Politik der kühnen Gesellschaft Jesu sind mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit gezeichnet.

Demetrius wird dem Nuntius als der rechtmäßige Erbe des russischen Thrones vorgestellt; er zeigt, daß seine Hoffnungen, die väterliche Krone wieder zu erlangen, eben so gegründet sind als seine Ansprüche, gibt das Versprechen, Rußland in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen, erhält aber vorläufig nur unbestimmte Zusicherungen des Beistandes. Einen entschlosseneren und weniger behutsamen Freund findet Demetrius in dem Wojewoden Mnischek, bei dem er nach seiner Rückkehr von den Kosaken Dienste genommen hat. Die List, durch welche er sich dem Wojewoden als den Erben der russischen Krone kund gibt, ist sehr scharfsinnig ausgedacht. Er stellt sich todtkrank und entdeckt einem Geistlichen, den er zur Beichte holen lassen, sein Schicksal, indem er ihm zugleich anzeigt, daß unter seinem Bette ein Packet Schriften gefunden werden würde, die seine Abkunft außer allen Zweifel setzen. Die Dokumente werden hervorgezogen und der Wojewode davon in Kenntniß gesetzt, der in die Aussage eines todtkranken Mannes um so weniger einen Verdacht setzt, als Demetrius nach seiner bald darauf erfolgten Wiedergenesung seinen Thron mit Mnischek's Tochter Marina zu theilen verspricht. Es bleibt nun nichts mehr übrig, als den polnischen König Sigismund für Demetrius zu gewinnen, und von diesem ein Heer zur Unterstützung seiner Ansprüche zu erlangen. Die Schilderung von Sigismunds Hof zu Krakau, in der die vornehmsten Männer an demselben auftreten, die Aufnahme des Demetrius, Mnischeks großes Gastmahl zur Feier des bevorstehenden Einfalles in Rußland, und die hiezu veranstalteten Kriegsrüstungen bilden eine Reihe Gemälde von der größten Mannichfaltigkeit. Die Szene verwandelt sich nun in den Hof von Moskau; Godunow von der drohenden Gefahr erschreckt, läßt von seinem Günstling Peter Basmanow ein Heer sammeln, um dem angeblichen Prinzen entgegen zu rücken; allein bald darauf endet Gift, das Woltschanow, einer von Demetrius Verschwornen, bei einem Gastmahl in seinen Becher geworfen hat, Godunows Leben. Basmanow geht zu Demetrius über, und so steht dieser mit einem Male am Ziele seiner kühnen Entwürfe. Godunow's Sohn Fedor und seine Mutter werden ermordet, und nur die Prinzessin Xenia verschont, von deren Schönheit Demetrius in Liebe entbrennt. Von ihr mit Abschen zurückgewiesen, will er in einer Unterredung gewaltthätige Hand legen an die unglückliche Jungfrau, als eine Schreckensgestalt, die schon öfters dem Verbrecher in den Weg getreten, erscheint, und ihn mit drohenden Worten zu Boden schmettert. Es ist Kaleria, die von einem Fischer aus dem Strome gerettet, ihrem Verführer und Mörder Rache geschworen hat. Noch steht Demetrius von dieser furchtbaren Erscheinung niedergedonnert, als eine andere Thüre des Gemaches sich öffnet, und Marina, die seine Treulosigkeit geahnet, hereintritt. Mit bittern Worten tadelt sie seine thörichte Leidenschaft, während rings um ihn her Mißvergnügen und Empörung droht; während seine Freunde ihn des Undankes anklagen, und seine Unterthanen als Tyrannen verwünschen. Zu spät ist sein Entschluß, wieder mit Manneskraft aufzutreten; schon hat sich eine Verschwörung gebildet. Die Verschwornen sind in Schuisky's Hause versammelt, Kaleria beschwört sie, ihre und des Reiches Schmach zu rächen und einen Betrüger und Usurpator zu bestrafen. Alles ist bereit; das Zeichen zum Aufruhr wird gegeben, die Verschwornen und die Bürger dringen in den Kremlin ein, die wenigen Leibwachen werden überwältigt, Basmanow erschlagen, und Demetrius in äußerster Lebensgefahr stürzt sich aus einem Fenster. Furchtbar zerschmettert am Boden liegend, sieht er seinen bösen Genius — Kaleria vor sich stehen; mit seinem letzten Athemzuge bekennt er seine Schuld, und sie selbst sinkt todt auf die Leiche Dessen, der die zwei mächtigsten Leidenschaften ihres Herzens geweckt, der die Zärtlichkeit ihrer Liebe und den Grimm ihrer Rache empfunden.

Dieß der Inhalt einer Erzählung, deren Interessen fast ununterbrochen den Leser in Spannung erhält, selbst an solchen Stellen, wo ihre rasche Entwicklung gehemmt zu seyn scheint. Denn wenn der Dichter zuweilen, was nicht geläugnet werden kann, innehält, so geschieht es mehr, um uns bei einer herrlichen Gruppe oder sonst einer längern Beschauung würdigen Szene verweilen zu lassen. Die Charaktere sind größtentheils mit großer Geschicklichkeit, einige sogar meisterhaft gezeichnet. Demetrius ist kühn, unternehmend und beharrlich; das Geheimnißvolle, das auf ihm ruht, vermehrt das Interesse, das seine Abenteuer einflößen; nur hat der Dichter seinem Helden unstreitig dadurch geschadet, daß er ihn ein so

niederträchtiges Verbrechen, wie die beabsichtigte Ermordung der Ka- leria begehen läßt. Die Geistererscheinungen mit Kaleria selbst sind ein allzu handgreiflicher Bühneneffect, und gehören mehr in die Zau- beroper, als in einen historischen Roman. Die Frage, ob Demetrius ein Betrüger oder ein Betrogener gewesen, läßt Bulgarin unent- schieden. Uebrigens wird man das Buch nicht ohne einen tiefen Eindruck aus der Hand legen, und jedenfalls gestehen, daß Bulga- rin weit glücklicher ist in der Schilderung ferntentlegener Jahr- hunderte, als seiner Zeitgenossen. Seine, aus dem Leben gegriffenen Sittengemälde tragen alle die Spur seiner Neigung zur Karrika- turenzeichnung an sich.

Bevor wir schließen, müssen wir noch Sagoskins „Miloslawsky" erwähnen, der uns in der Geschichte derselben Zeit noch etwas weiter führt, wo nach Shuisky's Sturz Rußland dem zweifachen Unglücke der Anarchie und fremder Unterjochung heimgefallen ist. Die Umrisse dieses Romanes sind äußerst einfach, aber die Erzäh- lung voll Leben, und obgleich die geschichtlichen Begebenheiten selbst etwas im Hindergrunde gelassen sind, so treten doch einige der gro- ßen Männer darin auf, welche die Revolution von 1613 herbei- führten, wo Pozharsky und Minin ihr Vaterland von der Herrschaft Polens befreiten, und Michael Romanow auf den Thron setzten. Die- ser Roman, der gleich nach seinem Erscheinen in's Deutsche und dann auch ins Englische und Französische übersetzt wurde, erwarb seinem Verfasser eine Popularität, deren selten ein erstes Werk sich zu erfreuen hat. Gegenwärtig arbeitet Sagoskin an einer andern Novelle — „Roslawlew, oder Rußland im Jahre 1812," die einige historische Bilder aus jener verhängnißvollen Zeit enthalten wird. Noch einige andere Schriftsteller Rußlands, außer den bereits ge- nannten, haben sich auf das Feld der historischen Novelle gewagt; wir erwähnen unter ihnen nur noch Pogorälsky's und Uschakow's. Der letztere ist bei dem Beginne dieses Jahres zum erstenmale mit einer Erzählung in zwei Bänden der „Kirgis-Kaisak" aufgetreten, die zwar noch einige Unbehülflichkeit, aber kein gewöhnliches Talent verräth.

Die Insel Cuba.

(Fortsetzung.)

Die Verwaltung der Insel Cuba ist, wie alle vormaligen spanischen Besitzungen, aus fünf Abtheilungen zusammengesetzt. Wir wollen vier derselben nur kurz berühren, um uns dann mit der wichtigsten, der politisch-militärischen, zu beschäftigen, welche neuerlich von dem jetzigen Gouverneur Don Francisco de Vives eingerichtet und im Jahre 1827 vom Könige bestätigt wurde.

Die geistliche Abtheilung, die älteste von allen, die seit dem Jahre 1518 mehrere Veränderungen erfuhr, begreift jetzt zwei Diözesen, wovon die eine ihren Sitz in Cuba, die andere in Havannah hat. Die ganze Insel ist also in zwei große Sprengel getheilt, wovon der eine gegen Osten, der andere gegen Westen liegt, an deren Spitze ein Erzbischof und ein Bischof sich befinden, welche von zwei Generalvikaren und eilf Domherren unter- stützt werden. Die Einkünfte der letzteren belaufen sich nach den größeren oder kleineren Präbenden, die ihnen verliehen sind, von 2.000 bis auf 10.000 Piaster (10,600 bis 53,000 Franken).

Der Erzbischof residirt zu Cuba und genießt ein Einkommen von 15 bis 18.000 Piaster (82,500 bis 95,400 Franken). In seiner Diözese be- finden sich eine Kathedrale, zwei und dreißig Pfarreien und neun Vikariate.

Der Bischof hat seinen Sitz in Havannah; seine Einkünfte, welche weit beträchtlicher als die des Erzbischofs sind, können nach Angabe des Baron Humboldt auf 110,000 Piaster (585,000 Franken) geschätzt werden. Seine Diözese begreift eine Kathedrale, vier und vierzig Pfarreien, zehn Vikariate und sieben und fünfzig Filiale.

Das welt- und klostergeistliche Personal der Insel Cuba begreift in beiden Diözesen:

Diözese Cuba .	191	Weltpriester,	52	Mönche,	30	Nonnen
— Havannah	455	—	193	—	86	—
Zusammen . .	646	—	245	—	116	—

Die Civil-Justiz-Abtheilung bildet zwei Provinzen, Havannah und Cuba. Die erste begreift vierzehn Städte, Sitze eines Ayuntamiento und eines Alcade, welche ihre Jurisdiktion über zwei und achtzig Flecken und acht und fünfzig Dörfer erstrecken. Die zweite begreift sechs Städte, Sitze eines Ayuntamiento und eines Alcalde, welche zwei und fünfzig Flecken und acht und fünfzig Dörfer unter ihrer Gerichtsbarkeit haben. Diese beiden Provinzen stehen unter der Real Audiencia (Appellationsgerichtshof), deren Sitz zu Puerto-Principe ist.

Die Abtheilung der Finanzen oder der Verwaltung ist, bis auf wenige Abweichungen, fast die nämliche wie die militärische.

Die Marine-Abtheilung theilt sich in fünf Provinzen, deren Haupt- städte Havannah, Trinidad, San Juan de los Remedios, Nuevitas und Cuba sind.

Die drei großen Distrikte, welche die politisch-militärische Abtheilung der Insel bilden, haben ihre Benennung von der geographischen Lage, in welcher sie sich befinden; sie heißen die Departemente des Westens, der Mitte und des Ostens. Jedes wird in Sektionen und Partidos abgetheilt, welche jede einen Flächenraum von ungefähr zwei französischen Quadratmeilen be- greifen.

Das Departement des Westens hat eilf Sektionen in siebenzig Partidos abgetheilt, welche neun Städte, zwei und siebenzig Flecken und fünf und dreißig Dörfer enthalten. Die Hauptstädte sind: Havannah, Hauptstadt der Insel, Jarucco, Metanzas und Pinal del Rio.

Das Departement der Mitte, wo sich am Golf Nuevitas die seit dem Jahre 1818 gegründete Kolonie Fernandina befindet, hat fünf Sektionen, welche in sieben und sechzig Partidos eingetheilt sind, und fünf Städte, acht Flecken und neun und fünfzig Dörfer begreifen. Die Hauptstädte sind: Puerto-Principe, der Hauptort, Trinidad, Jagua, Villa-Clara und Santo-Espiritu.

Das Departement des Ostens hat fünf Sektionen in vier und neunzig Partidos eingetheilt, welche sechs Städte, sechs Flecken und acht und fünfzig Dörfer begreifen. Die Hauptstädte sind: Cuba, alte Hauptstadt der Insel und Hauptort, Bayamo, Holguin und Baracoa.

Diese drei Departemente stehen unter der Generalstatthalterschaft, de- ren Sitz zu Havannah ist; jedes von ihnen steht unter den unmittelbaren Befehlen eines Brigadiers, Generalkommandanten. Die Sektionen werden von einem Kommandanten und die Partidos von einem Kapitän verwaltet. Ungeachtet die meisten der hier angeführten Städte von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt sind, die einen ausgedehnten Handel treibt und große Reichthümer besitzt, so kann doch nur Havannah allein die Aufmerksamkeit eines Europäers fesseln. Vom Eingange des Hafens aus gesehen, bietet sie eine der lachendsten und malerischsten Ansichten des unter dem Aequator gelegenen Amerika; ihre Umgebungen, ohne das Wilderhabene der brasi- lischen Küsten zu haben, vereinen die anmuthige Scenerie unsrer ange- bauten Gegenden mit der organischen Kräftigkeit, welche die vegetabilischen Produkte der heißen Zone bezeichnet. Die festen Schlösser auf den Felsen im Osten des Hafens; sein mit Dörfern eingefaßtes Bassin, in dem sich die Flaggen der verschiedenen Nationen in glänzenden Farben entfalten; die pyramidenförmigen Spitzen einer Menge von Kirchthürmen, die bald hinter den federbuschartigen Wipfeln der Königspalmen, bald hinter den Masten der Schiffe hervorblicken; die grüne Farbe der Gärten der Stadt; die röth- lichen Giebel der Häuser bieten bei günstiger Beleuchtung einen bezaubernden Anblick.

Das Innere der Stadt entspricht jedoch bei weitem nicht diesem ersten Anblicke. Mit Ausnahme der Douane, des Posthauses, des Palastes des

Gouverneurs, der Tabakfabrik und einiger Paläste des Adels sieht man überall nur niedere Häuser, zwar solid gebaut, aber von Ballen, Kisten und Fässern versperrt. In seinen engen und schlecht gepflasterten Straßen, wo man von dem Geruche des Jasajo (eingesalzenen Fleisches) beinahe erstickt wird, begegnet man nur Lastträgern, beladenen Sklaven, Karren, Volanten der Geschäftsleute und Cabriolets ohne Federn, welche in ihrem schnellen Laufe den Koth umherspritzen oder Wolken von Staub aufjagen. Im Hafen, auf den Quais, im Innern der Stadt ist Alles voller Leben und Thätigkeit; aber ohne allen Luxus jener ausgesuchten Behaglichkeit, die man in dem größten Theile der europäischen Handelsstädte antrifft. Nur des Abends sind die herrlichen Alamedas von einem stets wechselnden Zudrange von Spaziergängern beiderlei Geschlechts belagert, deren Eleganz unsern Stutzern nichts nachgibt, und wird ein Theater oder eine Oper irgend eines berühmten Meisters gegeben, so kann man darauf rechnen, dort die Anmuth und pikante Schönheit der Frauenwelt von Havannah bewundern zu können.

Havannah ist unstreitig eine der reichsten und bevölkertsten Städte der neuen Welt; ihre glückliche Lage, die Sicherheit ihres Hafens, die mannichfachen Produkte der Ausfuhr, ihre immer wachsende Bevölkerung, die Vorsicht und der Scharfsinn ihrer Kaufleute geben ihr über die andern mit ihr um den Rang streitenden Städte ein unendliches Uebergewicht. Die Bevölkerung der Stadt und Vorstädte betrug nach der letzten Zählung 112.023 Einwohner, 22.830 Sklaven mit eingerechnet. Man zählt nicht weniger als 2.651 eigene und Miethfuhrwerke. Der jährliche Betrag ihrer Einfuhr kann im Durchschnitte auf sechzig Millionen und die Ausfuhr auf fünfzig Millionen Franken geschätzt werden. Der Hafenbesuch, der weit lebhafter als zu Bordeaux, Nantes, Odessa, Antwerpen, Riga, Memel, Boston, Philadelphia, Baltimore und Neu-Orleans ist, wies im Jahre 1827 1,053 ein- und 916 auslaufende Schiffe nach.

Havannah muß vermöge seiner Lage den Keim zu mancher verderblichen und tödtlichen Krankheit in sich tragen. Seine Befestigungen, welche von allen Seiten mit Erhöhungen umgeben sind, hindern den freien Durchzug der Luft, und so entstehen übelriechende Ausdünstungen, welche durch die gedrängt wohnende Bevölkerung und die umliegenden Sümpfe noch vermehrt werden. Diese Ausdünstungen, von denen die Städte fast beständig eingehüllt sind, erzeugen das schreckliche gelbe Fieber, hier Vomito negro genannt, dessen gefährliche Wirkungen jedoch nie die Gränzen der Küste überschreiten. Sobald die Krankheit sich zeigt, flüchten die wohlhabenden Einwohner nach ihren Landhäusern, die auf den Hügeln zwischen Regla und Guanabacoa gelegen sind, wo man aus herzugeleiteten Mineralquellen Badanstalten errichtet hat. Diese ländlichen Gegenden, wo man reine Luft athmet, bieten den Einwohnern, die dem Getümmel und den Gefahren einer volkreichen Stadt entfliehen wollen, einen eben so angenehmen als ruhigen Zufluchtsort.

Es ist unmöglich, jetzt die Zahl der Eingebornen zu bestimmen, die sich auf der Insel befanden, ehe die Spanier sich derselben bemächtigten; man kann indeß annehmen, daß sie nicht beträchtlich war, denn man hat hier keine Spur von jener Niedermetzlung in Massen, welche die Eroberung des amerikanischen Festlandes bezeichnete. Alles, was man weiß, ist, daß die Urbewohner den heimischen Boden gleichgültig verließen und sich nach Florida oder in die Provinz Yucatan zurückzogen. Die kleine Zahl, welche zurückblieb, bildete den Kern der Städte Guanabacoa, Caney und Jiguamy; allein schon lange haben jene Ueberreste sich mit der übrigen Bevölkerung verschmolzen, und es ist keine bemerkbare Spur der Urbewohner mehr vorhanden, so daß die heutige Bevölkerung von Cuba nur aus europäischen und afrikanischen Racen besteht. Werfen wir nun einen Blick auf ihre allmähliche Vergrößerung, und auf die Ursachen, welche ihre Entwicklung begünstigten.

Im Jahre 1511, dem Zeitpunkte der Eroberung, bestand die Expedition aus dreihundert Mann, die jedoch bald durch Auswanderer des Mutterlands und aus St. Domingo vermehrt wurde. Im Jahre 1523 bewilligte der Hof von Madrid die Einführung von dreihundert Negern, die bei der Wäsche des Goldsandes verwendet wurden; diese Bewilligungen wurden seitdem öfter erneuert, und schon im Jahre 1580 zählte man vierzehn- bis sechzehntausend Seelen auf der Insel; im Jahre 1602 war die Bevölkerung auf zwanzigtausend gestiegen. Der Verlust von Jamaica im Jahre 1655 veranlaßte viele seiner Einwohner, sich nach Cuba zu wenden, und man schätzte demzufolge die damalige Bevölkerung auf ungefähr dreißigtausend Seelen, da die Auswanderungen von Jamaica vom Jahre 1655 bis 1660 fortdauerten, so stieg zuletzt die Einwohnerzahl von Cuba bis auf vierzigtausend.

Als nach dem im Jahre 1763 unterzeichneten Frieden von Versailles die Engländer Cuba räumten, um Florida zu besetzen, so begab sich die spanische Bevölkerung dieses Landes sogleich nach Cuba, und im Jahre 1775, wo die erste amtliche Zählung statt hatte, ergab sich ein Resultat von hundert und siebenzigtausend dreihundert und siebenzig Einwohnern, von denen vier und vierzigtausend Sklaven waren.

Im Jahre 1780, zur Zeit des Kriegs Spaniens mit England, war durch den längern Aufenthalt einer europäischen Besatzung von zwölftausend Mann auf Cuba, durch die den Eingebornen und Fremden ertheilte Bewilligung, auf der Insel wohnen und Sklaven einführen zu dürfen, und die nacheinander folgende Ankunft einer Menge Auswanderer aus Europa, St. Domingo und den canarischen Inseln die Bevölkerung im Jahre 1791 bis auf zweimalhundert und zwei und siebenzigtausend einhundert und vierzig Seelen gestiegen.

Als nach dem Basler Frieden im Jahre 1795 Spanien seine Besitzungen in St. Domingo der französischen Republik abgetreten hatte, verließ der größte Theil der spanischen Bewohner jene Insel, um sich in Cuba niederzulassen. Dasselbe geschah nach der Abtretung von Neu-Orleans an Frankreich im Jahre 1803. Der europäische Krieg, Napoleons Einfall in Spanien und die Insurrektion des spanischen Amerika's veranlaßte zu jener Zeit ebenfalls eine Menge von Auswanderungen, so daß man im Jahre 1817 fünfmalhundert und ein und fünfzigtausend neunhundert und acht und neunzig Einwohner in Cuba zählte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der englische Schiffslieutenant Glennie, gegenwärtig im Dienste der mexikanischen Bergbautruppen, hat der geographischen Gesellschaft in London eine Abhandlung über die Pyramiden von San Juan de Teotihuacan im Thale von Mexiko zugeschickt, durch welche die Messungen des Herrn von Humboldt, wie sie in seinem Essai politique sur la *Nouvelle Espagne* (T. II. p. 66) gegeben werden, Bestätigung erhalten. Herr Glennie ist der Meinung, daß diese Baudenkmäler nicht vollendet sind, da noch eine große Pyramide zu fehlen scheint, um einen regelmäßigen Plan zu bilden. Diese Pyramiden, die große Aehnlichkeit mit den ägyptischen haben, waren ursprünglich mit einem weißen Mörtel überzogen, auf dem sich Inschriften befanden. Indeß hat man keinen Eingang in dieselben gefunden; auch verräth kein Anzeichen, daß sie einst zu Gräbern gedient haben sollten. Hingegen berichtet die Ueberlieferung, daß auf ihnen Bildsäulen aufgestellt gewesen seyen, wofür man jedoch keine nähern Beweise hat. Ohne Zweifel gehören sie einer frühern Zeit an als der mexikanischen Bevölkerung, die Cortez fand: denn damals waren sie bereits wie heutzutage noch Ruinen.

Die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wiederholt und sorgfältig angestellten Beobachtungen haben dargethan, daß Westasien eine tiefe Absenkung bildet, wobei das Kaspische Meer und der Aralsee am tiefsten zu liegen kommen, da ersteres 98, letzterer 62 Mètres unter der Meeresfläche liegen. Neuen barometrischen Messungen zufolge scheint aber diese Absenkung sich noch weiter in das Innere des Landes bis nach Saratow an der Wolga und bis Orenburg am Jaik oder Ural zu erstrecken; wahrscheinlich auch noch südöstlich bis zum untern Stromgebiete des Sihun (Jaxartes) und Amu (Oxus). — Bereits der Abbé Chappe, derselbe, der als Opfer seines Eifers für die Astronomie zu San Joseph, einem Flecken in Californien, starb, hatte nach den im Jahre 1732 bis 1739 von Herrn Leere zu Astrakhan angestellten meteorologischen Beobachtungen und den seinigen, die er zu Kasan anstellte, gemuthmaßt, daß das kaspische Meer 51 Toisen unter der Meeresfläche liegen müsse; allein da er Dieß nicht mit seiner Theorie über die Oberfläche der Erdkugel in Einklang bringen konnte, so erklärte er diese Wahrnehmung für eine Abgeschmacktheit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

④ a s A u s l a n d.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 246. 3 September 1831.

Neueste Fetwa-Sammlung zu Konstantinopel.

Das neueste im Jahre 1830 erschienene Werk der Presse Konstantinopels ist ein Folioband von 875 Seiten, die Sammlung der Fetwa des im osmanischen Reiche berühmtesten Sammlers derselben, Ali Efendi. Derselbe war zweimal mit der höchsten Würde des Gesetzes bekleidet, welcher er das erstemal unter Mahomed IV über zwölf Jahre, das zweitemal unter Ahmed II einige Monate bis zu seinem (im Mai 1692) erfolgten Tode auf das würdigste vorstand. Während andere Mufti und selbst der große Ebusuud, die Seele der Gesetzgebung Suleimans des Großen, ihren Ruhm mit Fetwa's befleckt haben, welche ungerechten Krieg, wie z. B. den cyprischen und kretischen oder Gesetzesmord rechtfertigen sollten, hatte Ali Efendi Menschlichkeit und Muth genug, Sultan Mahomed IV, welcher seine Brüder morden wollte, sich entgegenzustellen, indem er Gründe des Gesetzes angab, welche dem willkürlichen Kanun des Brudermords widerstritten, wodurch es ihm auch, den schwachen Tyrannen zu beschwichtigen und den Prinzen das Leben zu retten gelang. *) Schon dieser Zug allein erweckt das günstigste Vorurtheil für den gelehrten Mufti, dessen Sammlung von 5392 Fetwa die geschätzteste des osmanischen Reichs, nun nicht mehr bloß in seltenen Handschriften, auf Bibliotheken befindlich, sondern durch den Druck gemeinnützig gemacht, Allen, die Türkisch und Arabisch verstehen, offen liegt. Eine wahre Fundgrube für den Rechtsgelehrten und Staatsmann, welche beide selbst nach dem, was vom islamitischen Gesetze durch M. d'Ohsson's Bearbeitung des Multeka und Uebersetzung des Hedajet, europäischer Lesewelt bekannt geworden, darinnen Neues und Wichtiges genug finden werden. Der Ausspruch des Fetwa ist zwar wie bekannt, immer nur Ja **) oder Nein ***) als Antwort auf die gestellte Frage, aber dieses Ja oder Nein wird dann aus den Stellen der kannischen Bücher begründet, so daß selbst die absoluteste aller juridischen Entscheidungen die Nothwendigkeit der Rechenschaft über die zum Urtheile bewegenden Gründe anerkennt. Als Belege des Gesagten übersetzen wir hier einige solcher Fetwas, und behalten uns vor, denselben in Zukunft noch andere folgen zu lassen, indem diese Entscheidungen nicht nur für den Geschichtschreiber und Rechtsgelehrten, sondern auch für den Staatsmann und Politiker, für den Statistiker und Ethnographen gleich merkwürdig; es handelt sich hier nicht von veralteten Gesetzen, sondern von solchen, die noch heute in voller Kraft, von gesetzlichen Entscheidungen, welche durch die Herausgabe im Druck neuerdings sanktionirt worden sind. Die Anordnung der Fetwa folgt der der Bücher des islamitischen Gesetzes, und das ganze Werk ist in 224 Theile getheilt, welche theils Buch, theils Kapitel, theils Abschnitt überschrieben sind. Die Frage über die Zeit der Schwangerschaft und Geburt, binnen welcher das Kind dem Vater zugeschrieben werden kann, ist durch die folgenden Fetwa aus dem Kapitel der Erhärtung der Abstammung *) auf das allerliberalste, nicht nur zu Gunsten von Mosliminnen, sondern sogar von Christinnen, Gemahlinnen von Moslimen entschieden. Die Namen Seid für den Mann und Hind für das Weib, sind wie bei den römischen Rechtsgelehrten Sempronius oder Caja angenommen.

Frage. Wenn Seid sich von seinem Weibe Hind, das er beschlafen, trennt, und diese ohne abgegebene Erklärung, daß ihre Zeit wieder eingetreten, binnen zwei Jahren ein Kind gebärt, stammt dasselbe wirklich von Seid ab? Antwort. Ja. Grund. Jedes Kind, das in weniger als zwei Jahren nach erfolgter Trennung zur Welt kommt, wird dem Getrennten zugeschrieben, wenn es aber nach zwei Jahren zur Welt kommt, nur in dem Falle, daß er dasselbe als seines reklamirt, so das Bedajet **) in dem Abschnitte der Erhärtung des Stammes.

Frage. Wenn der Moslim Seid stirbt, und seine Gemahlin Hind die Christin, zehn Monate nach dem Tode ihres Mannes niederkommt, erbt das Kind? Antwort. Ja, nach dem Bedajet.

Frage. (S. 111). Wenn die an Seid vermählte Hind zehn Monate nach ihrer Vermählung niederkommt, und Seid sagt, das Kind sey nicht von ihm, Hind aber das Gegentheil behauptet, kann Seid die Abstammung des Kindes von ihm verwerfen? Antwort. Nein. Grund. Die kürzeste Zeit der Schwangerschaft ist sechs Monate, die längste zwei Jahre. (Multeka). Wisse, daß

*) Hammer's Gesch. des osm. Reichs VI Band. S. 366.
**) Olur.
***) Olmas.

*) Subut en-neseb. S. 110.
**) Bedajetol-mubtedi dol. Der Beginn des Anfängers vom Scheich Burhaneddin Ali Ibn Ebubekr von Meragha gestorben 593 (1196) eines der Grundwerke des islamitischen Gesetzes s. Hammers Staatsverfassung des osm. Reichs. I. S. 7.

das Bett ein dreifaches, ein schwaches, mittleres und starkes, das schwache ist das der Sklavin, das mittlere das der Sklavin Mutter eines Kindes, das starke das der Vermählten. Die Abstammung des Kindes ist erhärtet ohne Forderung, und kann nicht verworfen werden, selbst nicht mit Verwünschung. (Islah). Die Abstammung eines Kindes kann durch Betheurung und Verwünschung nicht abgestritten werden. (Ssadresch scheriaat), *) so auch im Dürrer. **)

Frage. (S. 112). Was ist die längste Zeit der Schwangerschaft? Antwort. Zwei Jahre. Grund. Die kürzeste Zeit der Schwangerschaft ist sechs Monate, die längste zwei Jahre. (Multeka).

Bruchstücke aus einer Reise in den Ural.

1. Reise von Ufa nach Slatust.

An einem schönen Augustabende verließen wir Ufa ***), indem wir in nördlicher Richtung den Weg durch die Steppe einschlugen, dem linken Ufer der Bielaya entlang. Am Morgen gingen wir über diesen Fluß zurück, und verließen ihn auf immer. Nun in östlicher Richtung unsre Wanderung fortsetzend, zogen wir über breite Bergrücken und durch tiefe Thäler dahin, bis wir Aiilina am Ali erreichten. Hier wechselt mit einem Male die Gebirgsformation; die Berge sind höher, ihre Formen nicht so mannichfaltig, ihre Umrisse kühner. Man betritt das Gebiet des Ural, der sich als eine besondere Bergkette darstellt, die deutlich verschieden von der sie umgebenden Kalkformation, von Süden nach Norden ihren Lauf nimmt.

In einer geringen Entfernung von Aiilina ergießt sich der Ali †) aus einer von hohen und steilen Felsenmassen verrammelten Schlucht, indem er sich durch eine graue einige hundert Fuß senkrecht emporsteigende Mauer, die nach allen Richtungen zerklüftet ist, hindurchwühlt. Man verläßt auf einem zwischen dem Flusse und den Felsen emporsteigenden Pfade bald die Ufer des Ali, und erklimmt einen ziemlich hohen Berg, von dessen Rücken aus man einer Fernsicht genießt, die zwar nicht von malerischer Schönheit, dennoch auf Aug und Herz einen Zauber ausübt, der nur Gebirgsgegenden eigenthümlich ist; man erblickt eine verworrene Masse waldbedeckter Berggipfel, an deren Wänden lichtgraue Wolkenschleier hängen, und die sich allmählich am fernen Horizont in blaue Streifen verlieren: ein unermeßliches Bild, das der Geist nicht zu fassen vermag, auf dem aber die eben so unermeßliche Phantasie sich gern in Träumen verliert; der Anblick des Ozeans oder des gestirnten Himmels läßt denselben Eindruck zurück.

Man steigt in ein enges Thal hinab, und gelangt bald darauf nach Sakti, einem beträchtlichen Dorfe mit einem Hüttenwerke, das sich längs eines Sees hin ausdehnt. Man rechnet von da bis Kutschina sechszehn Werste, der Weg geht nicht mehr so steil bergan, und man blickt hinter sich in ein Thal, wo man das Hüttenwerk und den See vor sich liegen hat; den Hintergrund füllt der Suratpul, ein Berg, der sich 500 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Ueber Kutschina hinaus steigt die Gegend immer bergan, die Gebirge schieben sich enger und enger in einander, und endlich erblickt man in einem Thal Slatust zu seinen Füßen.

Slatust liegt am Ali zwischen zwei Gebirgszweigen, die sich nach Norden hin ausdehnen. Der höchste westlicher gelegene ist oft unterbrochen, und bildet eigentlich eine Kette von einzelnen Bergen, die man unter dem besondern Namen des Jurma, Taganai und Urenga kennt; der Taganai hat eine Höhe von 4083 Fuß, der Urenga ist der Zweig, an welchem Slatust erbaut ist. Der östliche Gebirgsarm ist der Ural, der von weit geringerer Höhe als der andere ohne Unterbrechung fortläuft und die Wasserscheide bildet; er hat selten über 2000 Fuß Höhe über der Meeresfläche und kaum 1000 über Slatust; eine seiner Verzweigungen, an welche hin sich dieser Ort verlängert, heißt der Cossatur.

Slatust ist ein wichtiger, in ganz Rußland wegen seiner Waffenschmieden berühmter Ort, und liefert dem Heer jährlich 30,000 Säbel. Die Werkmeister sind größtentheils Deutsche aus Solingen und Klingenthal, die sich hier niedergelassen haben. Man könnte sich in eine deutsche Stadt versetzt glauben. Eine thätige und einträgliche Industrie hat in diese rauhe, unbekannte und fern von dem Mittelpunkte der Civilisation entlegene Gegend Glück und Wohlstand verpflanzt. Die deutschen Arbeiter leben unter einem Oberhaupte ihrer Nation, einem freundlichen und aufgeklärten Mann. Die Regierung beschützt diese nützlichen Leute auf jede Weise; die Werkmeister erhalten eine beträchtliche Besoldung, und müssen dafür eine bestimmte Anzahl von Waffen liefern. Außerdem haben sie freie Wohnung und werden in Krankheitsfällen unentgeldlich verpflegt; so leben sie in einem Lande, wo die Lebensmittel wohlfeil sind und der deutsche Name in hoher Achtung steht, nach ihren Sitten und Gewohnheiten, und genießen freie Religionsübung. Die Diener ihrer Kirche sind vom Staate besoldet. Man darf behaupten, daß die Lage der Deutschen hier besser ist, als in ihrer Heimath, wo die Fabrikstädte nicht selten ein Bild der Armuth darbieten. An Feiertagen geht der Handwerksmann spazieren, trinkt sein Glas Punsch und spielt Kegel. Man kommt außerhalb der Stadt in einer hübschen Gegend zusammen, wo die Deutschen gemeinschaftlich ein Haus besitzen, das zu diesem Zwecke eingerichtet ist, bei schlechtem Wetter hat man einen Unterhaltungsort in der Stadt. Man geht bei der Arbeit ganz nach der Methode von Solingen zu Werke; der Stahl ist vortrefflich, und wird an Ort und Stelle bereitet. Mehrere Eisengruben sind in der Umgegend im Gang. Jeder Meister hat seine eigene Werkstätte und mehrere russische Arbeiter im Dienste; polirt, geschliffen und vergoldet aber wird in einem gemeinschaftlichen Werkhause.

*) Ehrensitz des Gesetzes, ein Grundwerk islamitischer Gesetzwissenschaft. S. Hammers Staatsverfassung des osm. Reichs I. B. S. 9.

**) Dürrer ol—ah kam, d. i. die Perlen der Gebote von Molla Chosrew, gest. 885 (1480). ebend. S. 10.

***) Eine Stadt des europäischen Rußlands, Hauptstadt des Gouvernements Orenburg, das auch nach ihrem Namen benannt wird. Sie liegt auf dem linken Ufer der Bielaya, eine halbe Meile von ihrem Zusammenflusse mit der Ufa, 260 Meilen östlich von Moskau, und ist zum Theil in einer von Gräben und Bergwassern durchschnittenen Vertiefung, zum Theil amphitheatralisch an einem Hügel erbaut. Ihre Einwohnerschaft beläuft sich auf 6000 Seelen.

†) Die geographischen Wörterbücher des russischen Reiches nennen diesen Fluß auch Ai, er strömt nordwärts, und vereinigt sich nach einem Laufe von 55 Meilen mit der Ufa.

2. Der Taganai.

Den ersten heitern Tag benützten wir zu einem Ausfluge auf den Taganai. Mehrere lange und niedere Wagen (Katschalka) die zu Reisen in Gebirgen und auf schlechten Wegen sehr geeignet sind, wurden mit Lebensmitteln, Zelten, Teppichen und andern, zu einer solchen Wanderung nöthigen Gegenständen beladen, da wir zwei Tage und eine Nacht unter freiem Himmel zubringen mußten, denn in diesen wüsten Gegenden findet sich nicht eine einzige menschliche Wohnung, wo wir ein Obdach hätten erhalten können. Unser Zug war ansehnlich genug, außer mehreren jungen Bergbauoffizianten, die uns begleiteten, hatten wir ein Gefolge von Bedienten, zwei Kosaken und zwei Führer; einige Bergleute waren schon vorausgesendet worden, um an Orten, wo es merkwürdiges Gestein gibt, Felsen zu sprengen. Es waren unserer dreizehn zu Pferde, und der größte Theil der Gesellschaft beritten, da man zu Wagen selbst nicht bis auf den ersten Absatz des Taganai gelangen kann.

Der Weg führt unausgesetzt durch Wälder bis zu den Minskibergen, die von dem Taganai durch ein tiefes Thal geschieden sind. Dieser zeigt sich von hier aus in drei Spitzen, von denen zwei fast ganz mit Waldung bewachsen sind; die dritte ist völlig nackt. Nirgends gewahrt das Auge ein Dorf oder die Spuren menschlichen Fleißes, und diese wüste Einöde gibt der Landschaft ein düsteres Aussehen. Wolken umlagerten die Gipfel des Taganai, die Sonne begann bereits zu sinken, und nachdem wir uns an einer Quelle, deren Temperatur 4° R. zeigte, erlabt hatten und einige rauhe Quarzfelsen, die sich in der Nähe befanden, untersucht hatten, schlugen wir einen Weg ein, der uns links vom Taganai hinweg nach den Granatgruben von Akhmatow führte, wo wir mit einbrechender Nacht anlagten. Die vorausgesendeten Bergleute hatten bereits einiges Gestein zu Tag gefördert. Ein großes Feuer wurde angezündet, um das herum wir unser Lager schlugen, und auf dem Rasen unser frugales Abendbrot verzehrten. Wir befanden uns mitten in einer Fichtenwaldung auf Torfgrund; ein leiser Wind, der die Gipfel der Bäume bewegte, wiegte uns mit seinem Gemurmel in Schlaf; die tiefe Stille wurde nur von Zeit zu Zeit durch das Brummen der Bären unterbrochen, deren es in dieser Gegend eine gute Anzahl gibt. Die schneidende Kälte, die unter diesem Himmelsstrich statt der Morgenröthe, die das tiefe Dunkel der Wälder nicht zu durchdringen vermag, den Aufgang der Sonne verkündet, weckte uns auf. Bald saßen wir zu Pferde, und nun ging es wieder zurück, bald bergauf bald bergab, bis wir endlich an einen Wiesengrund kamen, der sich sanft aufwärts bis an den Fuß des Taganai erstreckt. Wir befanden uns jetzt 1000 Fuß über Slatust, und ungefähr 2900 Fuß über der Meeresfläche; ich glaube nicht, daß man in dieser Gegend des Ural eine höher gelegene Wiese antrifft. Nachdem wir hier gefrühstückt und unser Gepäcke, das uns nicht weiter folgen konnte, bis zu unserer Rückkehr zurückgelassen hatten, begannen wir den Taganai auf einem steinigen und sumpfigen Wege, auf welchem unsere Pferde oft bis an die Knie einsanken, zu ersteigen. Erst weiter oben wurde er trockener und besser.

Der Taganai erstreckt sich nordöstlich, wir erstiegen ihn auf der nordwestlichen Seite. Er bildet einen Bergrücken, der schroff emporsteigt, aber weiter oben ziemlich abgeplattet ist. Auf seinem Gipfel erheben sich am nordwestlichen Rande drei Spitzen von quarzigem, schroffen und rauhen Gestein, die wegen den an den Seitenwänden gelagerten ungeheuern Felsenblöcken fast unzugänglich sind. Nur bis zum Fuße dieser Kuppen kann man, wiewohl nur höchst mühsam, zu Pferde gelangen; aber diese selbst zu erklimmen, muß man vorsichtig von Fels zu Fels sich emporarbeiten. Das Plateau des Gipfels ist mit schönem Graswuchs bedeckt; hier und dort wachsen Birken, die jedoch keine sonderliche Höhe erreichen. Man sagte uns, daß es hier vor Zeiten auch Fichten gab, die durch irgend ein Naturereigniß, wahrscheinlich durch einen heftigen Frost, zu Grunde gingen. Auch sieht man wirklich hier und dort dergleichen halbvermorschte Stämme liegen; Brombeergesträuche drängen sich an der mittäglichen Seite und am Fuße der Spitzen zwischen den Felsblöcken hervor; die drei Bergkuppen selbst tragen außer einigen Flechtengewächsen nicht die mindeste Spur von Vegetation. Der Mittelspitz, der einen Kamm bildet, welcher sich nach Nordost hin erstreckt, ist am höchsten und erhebt sich ungefähr 3500 Fuß über die Meeresfläche. Dieser Punkt ist vielleicht die höchste Spitze des Ural, und nur der Jurma, den man hier gegen Nordwest als eine Verlängerung des Taganai erblickt, mag noch etwas höher seyn.

Von der höchsten Spitze aus genießt man einer Aussicht, die schwer zu beschreiben ist; man erblickt die Kette des Ural, die niedriger als der Taganai in vielen Armen und Verzweigungen sich ausbreitet. Unglücklicherweise waren alle Gegenstände von einem dünnen weißen Nebel überflort und die Annäherung eines Ungewitters, das in diesen hohen Gegenden furchtbar seyn muß, zwang uns, eilig den Rückweg anzutreten. Auf demselben Wege, dem wir aufwärts gefolgt waren, stießen wir wieder zu unserm Gefolge auf dem Wiesengrunde und langten Abends in Slatust an, als es gerade zu regnen begann.

Wenn man den Ural mit andern Gebirgen vergleicht, so gewahrt man einige auffallende Verschiedenheiten: er gleicht am meisten den Bergen des nördlichen Deutschlands, wie dem Harz und Fichtelgebirge. Außer dem Taganai, der mit dem Brocken in gleicher Höhe über der Meeresfläche liegt, hat der Ural noch mehrere eben so hohe Berge, was dieser Gebirgskette einen großartigen Charakter gibt, besonders in der Nähe von Slatust, wo die höchsten Spitzen sind; der nördliche Theil, namentlich der Jekaterinenbar umgebende, ist sehr abgeplattet. Allein wenn man hier die Gesteinformation in einer größern Entwicklung trifft, so findet man das Reich der Vegetation auf einer desto niedern Stufe. Die Pflanzenwelt ist in dem Ural fast ganz auf die Thalgründe beschränkt; auf Höhen, die doch noch weit unter der Schneelinie liegen (und kein Berg des Ural wenigstens zwischen Bogoslowsk und Slatust erhebt sich zu dieser) sind fast alle Pflanzen verschwunden. Die Gerste kommt nur kümmerlich in den Thälern fort; man erblickt fast Nichts als Fichten und Birken; nirgends eine Spur von einem Fruchtbaum; Obst, das aus fernen Gegenden hieher geführt wird, findet sich nur auf den Tafeln der Reichen; nur mit der größten Sorgfalt zieht man in den vor dem Wetter geschützten Gegenden einige Küchengewächse, wie Erbsen und Kohl. Man darf hier nicht den mit Blumenschmelz durchwebten Teppich suchen, der sich in den Alpen bis nahe an die Schneelinie ausbreitet.

Die Einwohner dieses Landes, die eine reichlichere und zuver-

läſſigere Ernte in dem Reich der unorganiſchen Körper finden, haben ihre Wohnungen in den Thälern aufgeſchlagen, wo ſie große Dorfſchaften bilden, während die höhergelegenen Gegenden völlige Wüſteneien ſind. Den Sommer über verweilen ſie höchſtens drei Wochen auf den Wieſen der Waldungen, um das für ihre zahlreichen Pferde, die ſie in ihren Hüttenwerken brauchen, nöthige Heu zu mähen. Gerſte wird nur in den tiefergelegenen Gegenden des öſtlichen Ural gebaut, und wenn die Ernte mißrathet, was häufig eintrifft, müſſen ſie ihr Getreide ſehr weit her beziehen. Im mittäglichen Ural treiben die Baſchkiren große Pferdezucht; Hornvieh iſt ſelten. Der morgenländiſche Gebrauch, den Sommer über in Zelten zu wohnen, iſt noch unter den Baſchkiren üblich, was dieſen Gegenden einen eigenthümlichen Charakter verleiht.

In dieſem Lande, wo jede Reiſe mit den größten Schwierigkeiten verknüpft iſt, kann man keine entferntere Wanderung unternehmen, ohne mit Lebensmitteln und einem Pferde verſehen zu ſeyn; nirgends wohl fühlt man ſich ſo ſehr gedrungen, ſich an Menſchen anzuſchließen, als hier, und man muß einen Theil ſeiner Zeit und Unabhängigkeit daran ſetzen, um die Zuneigung der Eingebornen in ſo weit zu erwerben, daß ſie ſich zu den großen Opfern entſchließen, die ſie oft bringen müſſen, wenn ſie allen Wünſchen der Reiſenden willfahren wollen. Mit Geld kann man ſo viel als gar Nichts ausrichten, ſo daß man ſich nur durch die Gefälligkeit der Beamten, und wenn man ganz unbekannt iſt, nur durch Empfehlungen der Regierung forthelfen muß. Glücklicherweiſe ſind die Bewohner dieſer Gegenden ſo gaſtfreundlich, daß man bei den Beamten überall die herzlichſte und zuvorkommendſte Aufnahme findet. Die Ankunft eines Fremden gibt der Einförmigkeit des dortigen Lebens eine kleine Abwechslung, ſo wie die Gelegenheit, in angenehmer Geſellſchaft Ausflüge in die entferntern Gegenden zu machen. So bewahre ich aus meinem ſechswöchentlichen Aufenthalte im Ural, ungeachtet des rauhen Klima's und der ausgeſtandenen Mühſeligkeiten, doch manche angenehme und ſchöne Erinnerung.

Der General Remarino.

Unter den Ausländern, die Polens Schlachtfeldern zueilten, um ihr Blut zu vergießen in der heiligſten Sache, die in Europa verfochten wird, haben ſchon zu wiederholten Malen die polniſchen Schlachtberichte des tapfern Generalmajors Remarino erwähnt, deſſen Name ſchon auf ſeine italieniſche Abkunft hinweist.

Der General Remarino — nicht Romarino oder Ramorino, wie er gewöhnlich genannt wird — iſt zu Genua geboren und betrat ſeine kriegeriſche Laufbahn unter den Auſpizien des größten Feldherrn unſers Jahrhunderts. Giovanni Remarino, der Vater des Generals, diente lange als Schiffskapitän, machte große Seereiſen und erwarb ſich einen rühmlichen Namen unter der italieniſchen Marine. Als die Waffen der franzöſiſchen Republik Italien eroberten, verließ er den Seedienſt und wurde Polizeidirektor zu Livorno. Die Prinzeſſin Eliſa, Großherzogin von Toscana, ertheilte der Verwaltung Giovanni Remarino's große Lobſprüche und vertraute ihm eine wichtige Sendung an den Kaiſer Napoleon. In dieſem Verhältniſſe wurde er dem Herzoge von Baſſano vortheilhaft bekannt und erhielt für einen ſeiner Söhne eine Freiſtelle in der Kriegsſchule von La Flèche. Hier erhielt der junge Remarino ſeine Erziehung und trat aus ihr im Jahre 1807 mit dem Range eines Unterlieutenants in ein Reiterregiment der großen Armee. Im Jahre 1813 war er bis zum Kapitän vorgerückt und ſtand unter einer Truppenabtheilung, über die Napoleon nach ſeiner Rückkehr von Moskau bei Weſel Heerſchau hielt. Der Kaiſer, der durch die Jugend des Kapitäns und die ſchöne Haltung ſeiner Schwadron auf ihn aufmerkſam wurde, und von dem Herzog von Baſſano wie von dem Obriſten des Regiments den vortheilhafteſten Bericht über den jungen Offizier erhielt, ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Remarino zeichnete ſich in allen Treffen jener Zeit rühmlich aus und wurde im Jahre 1815 Obriſt.

Als die Bourbons von den Verbündeten wieder nach Frankreich zurückgeführt wurden, nahm der Obriſt Remarino ſeine Entlaſſung und lebte bis zum Jahre 1821 in tiefer Zurückgezogenheit, wo ihn die politiſchen Ereigniſſe in Italien aufzufordern ſchienen, ſeinen Arm der Wiedergeburt ſeines unglücklichen Vaterlands zu leihen. Nach der Unterdrückung der Revolution kehrte er nach Frankreich zurück. Polens glorreiche Erhebung bot dem tapfern Obriſten eine neue Gelegenheit, dem Despotismus gegenüber das Schwert zu ergreifen für die leidende Menſchheit. Unter den Fahnen ſeiner alten Waffenbrüder ſah man ihn in der Schlacht des 2 April, mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe kämpfen. Der Oberfeldherr ernannte ihn auf dem Schlachtfelde zum Generalmajor einer Diviſion des polniſchen Heldenheeres. — Wilhelm Remarino, der jüngere Bruder des Generals, iſt bei den Douanen von Piemont angeſtellt; ihr Vater ſtarb im Jahre 1829.

Vermiſchte Nachrichten.

Die engliſche Induſtrie geht doch wirklich ins Unglaubliche. Kaum ſieht man, daß nach Paganini große Nachfrage iſt und einen großen Markt für diaboliſch-geniale Violinſpieleraffen, ſo hat man auch bereits ein Viertelduzend, denen der Urpaganini nicht den Fiedelbogen reichen darf. Man hat jezt in London vorläufig vier Paganini's fertig; den wahren italieniſchen, den engliſchen Paganini Collins, den polniſchen, von Polinski, und einen mit dem Vornamen Radſchah Ram aus Calcutta. Es iſt nicht abzuſehen, wo das enden ſoll. Die Paganiniverfertiger werden unbarmherzig zu arbeiten fortfahren, und bald wird man auch von einem flämiſchen, irländiſchen, hottentotiſchen, neuholländiſchen und wer weiß wie vielen noch hören.

*

Eine Neu-Yorker Zeitung vom Ende Julius ſchreibt: „Wenn man aus den neueſten Nachrichten, die man über das Pitcairn-Eiland erhalten hat, die Schilderung des glücklichen Zuſtands der Nachkommen der Meuterkolonie kennt, ſo wird man ſich mit Recht wundern, zu erfahren, daß die ganze Niederlaſſung ausgewandert iſt. Kapitän Wilcox, der mit dem Wallfiſchfänger „die Maria Thereſia“ geſtern in unſerm Hafen eingetroffen iſt, berichtet, daß, während er zu Taheiti war, das engliſche Transportſchiff „Lucian“ mit allen Einwohnern des Pitcairn-Eilands daſelbſt anlangte, die eine Niederlaſſung auf Taheiti zu gründen geſonnen waren, da es auf Pitcairn-Eiland an Waſſer zu fehlen anfing.“

*

Ein Herr Severn, eine parlamentariſche Nullität, wie ſich „der Atlas“ über ihn ausdrückt, hat neulich die Motion gemacht: „daß alle unverheiratheten Frauenzimmer in England, die hiezu die nöthigen Eigenſchaften beſitzen, das Recht bei den Parlamentswahlen mitzuſtimmen erhalten ſollen.“ Die nächſte Folge hievon würde dann natürlich ſeyn, daß ſie ſelbſt ins Parlament gewählt werden würden.

*

Engliſche Blätter erwähnen als Beiſpiel des Mißverhältniſſes in den Strafen dreier von den Weſtminſteraſſiſen neulich abgeurtheilten Fälle. Ein betrunkener Irländer hatte einem Polizeibeamten die Brille von der Naſe geriſſen und wurde zu drei Monat Gefängniß verurtheilt; ein Kutſcher von Windſor, der zwei Fußgänger mißhandelt, zu zehn Pfund Geldbuße, und ein Schiffskapitän, der einen Schiffsjungen mit einem dicken Tau eine Viertelſtunde lang bis auf den Tod geſchlagen hatte, zu fünf Pfund!!

*

Ein franzöſiſcher Arzt zu Warſchau, Herr Tayrol, hat an ſich das gewagte Experiment des berühmten Desgenettes in Aegypten machen laſſen, indem er, um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Cholera-Anſteckung darzuthun, ſich mit dem Blute eines lebendigen Cholera-Kranken einimpfen ließ.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 247. 4 September 1831.

Neueste persische Geschichtschreibung.

Bereits vor fünf Jahren ist aus der persischen Druckerei zu Tahran die Geschichte des regierenden Schahs Fethali hervorgegangen, von der bisher auch nicht einmal der Titel Meaßiri Sultanije die Herrscherdenkmale bekannt geworden. Wahrscheinlich ist das Werk selbst in England kaum bekannt, indem es auf der Liste der auf Kosten des Uebersetzungsausschusses zu druckenden Werke bisher noch gar nicht erschienen ist. Durch seinen Inhalt ist es wirklich eine der interessantesten Erscheinungen der orientalischen Literatur unsrer Zeit, und so merkwürdiger, als sich dasselbe durch einfachen schlichten Styl von dem Bombast der türkischen Reichshistoriographen sehr vortheilhaft unterscheidet. Der Verfasser Ibn Nedschehkuli Abderrisak Seid sagt auf der dritten Seite (das ganze nicht paginirte Werk hat deren in Großoktav 416), daß er vom Schah den Auftrag erhalten, die Thaten von dessen Regierung und den Ursprung von dessen Familie ohne Schmuck der Rede zu erzählen, und ist diesem Auftrage treulich nachgekommen. In 185 Abschnitten, deren erster mit der Abstammung des Geschlechtes der Kadscharen anhebt, und deren letzter mit dem Tode des russischen Kaisers Alexander schließt, werden die persischen Begebenheiten des ersten Viertels des laufenden Jahrhunderts mit weit größerer Treue, als dieselbe von der bekannten Hyperbelsucht der Perser zu erwarten war, ziemlich vollständig und getreu erzählt. Am wichtigsten für den Geschichtsforscher wäre der erste Abschnitt von der Abstammung des Herrscherhauses der Kadscharen von dem Stamme der Dschelair, wenn nicht jede historische Bemühung, neu auftauchendes Herrschergeschlecht mit altem Familienglanze umgeben zu wollen, Verdacht erwecken müßte. Die Familienbegebenheiten zwischen Fethali, dem Urgroßvater des heutigen Schahs, der zur Zeit Nadirschahs gerade vor Einem Jahrhunderte lebte, bis zur Thronbesteigung Fethalis i. J. der Hedschra 1215 (1800) werden nur sehr oberflächlich berührt, dann aber folgen ziemlich ausführlich die Kriegs- und Friedensbegebenheiten, die Botschaften und neuen Einrichtungen der ersten fünf und zwanzig Regierungsjahre Fethali's. Sowohl der Tapferkeit russischer Befehlshaber (indem manche Niederlagen der persischen Heere eingestanden werden) als den Verdiensten europäischer Gesandten und Offiziere, durch deren Anlaß und Beistand die neuen Einrichtungen des Festungsbaues, der Artillerie, der Fabriken und der Druckerei ins Leben traten, widerfährt mit auszeichnendem Lobe die gebührende Gerechtigkeit; so werden die englischen Gesandten Manesty, Sir Hartford, Jones Malcolm, und besonders Sir Gore Ouseley höchst ehrenvoll erwähnt; so die französischen Unterhändler, M. Jaubert Lajard und General Gardane, der einmal gar als Chan aufgeführt wird, und diesen Ehrentitel also vor Malcolm erhalten hatte; der Name des letzten ist immer in Malcom verstümmelt, die andern aber fast durchaus richtig geschrieben. Die Botschaft nach Indien, nach der Türkei, nach Frankreich, Rußland und England machen stattliche Figur, besonders die Mirsa Abul Hasans nach Rußland, bei welcher die Musterung, welche Kaiser Alexander am Tage des Botschafter-Einzugs hielt, als eine außerordentliche Ehrenbezeigung, als ob ihm der russische Kaiser an der Spitze von 16,000 Mann entgegen gekommen wäre, erscheint; damit hatte Mirsa Abul Hasan wirklich während seines Aufenthaltes zu Wien geprahlt. Da von dessen englischer und russischer Botschaft unter besonderen Abschnitten die Rede, so ist das gänzliche Stillschweigen über seine letzte Botschaft nach Wien, Paris und London im Jahr 1819 und 1820 so auffallender. Der Abschnitt, wo Rußlands Erwähnung zum erstenmal eintritt, enthält mehr wahre und besser geordnete Daten der russischen Geschichte, als in allen osmanischen Geschichtschreibern insgesammt darüber anzutreffen sind. Der Eifer des Islams tritt nur ein einzigesmal hervor, nämlich in dem Abschnitte vom Missionäre Pater Joseph. Dieser Abschnitt als einer der literarisch und polemisch merkwürdigsten, und als Probe folgt hier ganz übersetzt; derselbe befindet sich unter den Begebenheiten des Jahres der Hedschra 1220 (1805) des großen persischen Reformjahres gleich nach den Abschnitten der neuen Einrichtungen des Kronprinzen, mit der Ueberschrift:

Auch kam in diesem Jahre Pater Joseph der Franke *) nach Ißfahan. „Pater Joseph hatte vorzügliche Schriftkenntnisse und war in der Religion der Muselmanen wohl unterrichtet; vermög niederträchtigem Sinn, und in böser Absicht, schrieb er eine Abhandlung wider das Siegel des Prophetenthums (Mohammed), indem er die Wunder des Korans läugnete, und dawider mündlich und schriftlich grobe Beweise vorbrachte; einige Gelehrte in Irak und Fars schrieben dawider eine kurze, aber nicht

*) Vermuthlich der Missionär Giuseppe Sebastiani, der um diese Zeit über Konstantinopel nach Persien gegangen war.

genügende Antwort; indessen starb der Pater, und seine Blätter kamen dem Kaimakam zu Gesicht; aus faschimitischem Eifer für die Religion Mustafa's (Mohammeds) und die Wohlredenheit Murtesa's (Ali's) berief er zwei drei Mönche und Priester zu sich, forschte dem Pentateuchus und Evangelium nach, machte sich mit den Sekten der Christen und Juden vollkommen vertraut, bekämpfte die Nichtigkeit derselben, brachte eigene scharfsinnige Beweise bei, und befahl die Worte des Paters zu widerlegen. In der That ist er noch dermal mit der Schreibung dieses Buches beschäftigt; er hat aus eigenem edlen Genius Beweise beigebracht, welche den meisten Gesetzgelehrten bisher unbekannt geblieben; jedes seiner acht Hauptstücke ist mit acht Beweisen unterstützt, und dieses treffliche Achtmalacht wird nächstens, so Gott will! bekannt gemacht. In diesem glücklichen Jahre predigten die Gesetzgelehrten und die Verdienstbewährten von den Kanzeln Aserbeidschans, und offenbarten den Muselmanen die Schleichwege dieses Volks (der Russen); sie bohrten die Perlen der Ermahnung mit der Zunge der Wohlredenheit, und erweckten die Herzen der Zuhörer aus dem Schlafe der Sorglosigkeit. Eine Menge Freiwilliger und besoldeter Diener schürzten den Saum des Islams auf, mit Waffen bereit zum heiligen Streit; so wurden in Aserbeidschan und Irak gegen 100,000 Kämpen versammelt, die sich dem heiligen Kriege geweiht."

Die Buschmänner.

(Fortsetzung.)

Die Sprache der Buschmänner ist entschieden ein Dialekt, wie er bei den Hottentoten gesprochen wird, doch ist er meist zu gebrochen und verändert, als daß seine Abstammung leicht zu erkennen wäre. Einige sprechen fast die Sprache der Namaquas; Andere behalten wohl die Worte bei, sprechen sie aber anders aus und wieder Andere bedienen sich einer Sprachweise, die sowohl durch die Aussprache als auch durch neue Worte und Ausdrücke sich unterscheidet, die man annahm, theils um sich neue Gedanken mitzutheilen, theils auch um die Sprache schwierig und nur für die Glieder ihrer Stämme verständlich zu machen. Von diesen drei Abarten ist die letztere die gebräuchlichste, und bildet die Sprache, welche unter den Kolonisten mit dem Namen „Enese tal" bezeichnet wird, und von welcher wieder andere Abarten unter einzelnen Familien oder Gesellschaften im Gebrauch sind; Alle werden jedoch mehr oder weniger von der großen Bevölkerung verstanden, nur nicht von Fremden, die wohl die regelmäßige Sprache, nicht aber diese rohe verdorbene Mundart verstehen. Das ganz besondere Schnalzen, das durch verschiedene Zungenbewegungen hervorgebracht wird, und die Sprache der Hottentoten eigenthümlich auszeichnet, bemerkt man auch unter den Buschmännern, wo Viele es so unausgesetzt in Anwendung bringen, daß man keine artikulirten Töne, sondern nur fortwährende Zungenschnalzer zu hören glaubt, die gar nicht geeignet scheinen, irgend einen Gedanken auszudrücken, doch aber von denen, an die sie gerichtet sind, vollkommen verstanden werden; wobei zu bemerken ist, daß die Abarten der Sprache, welche bei mehreren Stämmen im Gebrauch sind, von andern Einwohnern nicht verstanden werden würden, wenn nicht Personen verschiedener Horden gelegentlich mit einander in Berührungen kämen, bei welcher Gelegenheit sie dann ihre verschiedenen Mundarten untereinander kennen lernen. Da jedoch solche Zusammenkünfte der Buschmänner mit andern Stämmen gewöhnlich nicht statt finden, so sind ihre Dialekte nicht nur Andern, sondern ihnen selbst nur mit Mühe verständlich. Daß nur ihre abgeschlossene Lebensart und nicht etwa ein wesentlicher Unterschied sie unverständlich macht, beweist, daß diejenigen, welche in näherm Verkehr mit den Hottentotenstämmen leben, die Worte ihrer Sprache so aussprechen, daß sie verständlich werden, und bei allen Abweichungen immer das Stammwort kenntlich wird.

Die Stoffe, worein sie sich kleiden, sind sehr einfach, roh und dürftig. Ein Karos fast von der Gestalt eines Mantels hängt auf ihren Schultern, je nach der Jahreszeit oder der augenblicklichen Temperatur, entweder leicht über den Rücken hinab, oder er umschließt, so weit es nämlich seine gewöhnliche Kürze gestattet, den Körper. Er besteht meist aus Schaffellen, die Wollenseite nach innen gekehrt, und ist ihr ganzer Schutz gegen Witterung, wobei er noch des Nachts als Decke dienen muß. Außer diesem Mantel haben sie noch eine Bedeckung, um das zu verhüllen, was die Scham verbietet, unbedeckt zu lassen. Bei den Männern wird ein Stück Fell, entweder von einem Schakal oder einer wilden Katze, an einem ledernen Gürtel, der um den Leib getragen wird, so befestigt, daß es vorn herunter hängt, gewöhnlich ist an diesen Gürtel noch ein Stück getrocknetes Leder befestigt, welches wenigstens einen Theil des Hintern bedeckt, wenn das Hauptkleidungsstück nicht groß genug seyn sollte, diesen Dienst zu verrichten. Bei den Weibern hingegen ist diese Bedeckung größer, und besteht gewöhnlich aus einigen zerschnittenen Fellen oder Stücken Leder, die um die Lenden getragen werden, welche sie bald mehr bald weniger bis zum Knie herab bedecken. Auch eine Kopfbedeckung tragen die Frauen, aus dem nämlichen Stoff, aus dem ihre übrige Kleidung besteht, können sie sich eine hinlängliche Menge davon verschaffen, so hat dieser Kopfputz gewöhnlich die Gestalt eines Turbans. Die Männer halten nichts auf eine solche Bedeckung, und gehen gewöhnlich in bloßem Kopf, außer auf der Jagd oder bei großer Hitze, wo sie eine Art Mütze tragen, welche sie aus Fellen von Thieren verfertigen, die sie auf der Jagd erlegen.

Die Unzulänglichkeit dieser Bekleidung hat sie noch auf andere Schutzmittel, außer den angegebenen geführt, worunter hauptsächlich das Einreiben ihrer Körper und Glieder mit reinem oder gemischten Fett gehört. Bei dieser Manipulation haben sie einen doppelten Zweck vor Augen, nämlich ihre Haut gegen das Austrocknen durch Wind und Hitze zu schützen, und dann um die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit ihrer Muskeln und Gelenke zu erhalten. Was man auch gegen diese Sitte sagen möchte, sie ist höchst nöthig und wohlthätig für Leute, welche eine gehörige Bekleidung entbehren. Da sie sich oft der größten Sonnenhitze aussetzen müssen, so veranlaßte sie Dieß sich eine Art von Sonnenschirm zu verfertigen der jetzt im Gebrauch ist, und der aus Straußenfedern besteht, welche rund um das eine Ende eines gewöhnlichen Stockes befestigt werden. Männer sowohl als Weiber zeigen eine heftige Begierde nach Zierrathen, und ein Verlangen nach Allem, was bunt und auffallend ist. Hohen Werth haben bei ihnen: Glasperlen, Knöpfe

und Stücke Kupfer, Messing oder polirter Stahl; was sie von diesen Dingen erwischen können, befestigen sie an verschiedenen Orten z. B. am Hals, in den Ohren, im Haar, an den Lenden u. s. w. und häufig auch auf ihrer Kleidung. Ihre Leidenschaft für den Putz ist so groß, daß sie in Ermanglung besserer Gegenstände ihre eigenen Fabrikate tragen, als Gürtel aus runden Stücken von der harten Schale des Straußeneyes zusammengesetzt, Stücke Holz, Zähne wilder Thiere, Muscheln, kleine Schildkrötenschalen u. s. w. die nach der Phantasie Dessen geordnet werden, der sie trägt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Cuba.

(Fortsetzung.)

Seit dem Jahre 1817 bestimmten die bürgerlichen Kriege des mittägigen Amerika, die definitive Abtretung Florida's im Jahre 1821, die immer bekannter gewordenen Annehmlichkeiten des Klima's von Cuba, die Fruchtbarkeit seines Bodens und der lebhafte Handel eine große Zahl von Auswanderern aus Europa, von den canarischen Inseln und aus dem amerikanischen Kontinent sich nach dieser Insel zu wenden, so daß im Jahre 1827 eine allgemeine Zählung in den drei Verwaltungsbezirken folgendes Resultat gab:

Weiße	311.051
Freie Mulatten	57.514
Freie Schwarze	48.980
Sklaven, schwarze und Mulatten .	286.942
Zusammen . . .	704.487.

Seit die ersten Europäer, welche sich auf Cuba niedergelassen hatten, die Ueberzeugung erhielten, daß der Boden weder Gold= noch andere ergiebige Erzadern enthalte, wie dieß der goldhaltige Sand, der an den Ufern einiger Flüsse gefunden wird, vermuthen ließ, widmeten sie sich ausschließlich der Viehzucht und dem Anbaue einiger europäischer Getreidearten. Schon im Jahre 1550 waren diese beiden wichtigen Zweige der Landwirthschaft unter ihren Händen so weit gediehen, daß sie die jährlich ankommenden nach den Küsten von Mexiko bestimmten Expeditionen mit Lebensmitteln versehen konnten. Im Jahre 1580 fing man an Tabak und Zuckerrohr zu bauen; aber sey es nun aus Unwissenheit oder Trägheit, oder weil die Bewohner größern Nutzen aus der Viehzucht zogen, der Anbau der beiden erwähnten Produkte wurde erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts allgemeiner. Jetzt wird der Anbau des Getreides fast ganz vernachlässigt und die Pflanzungen nach großem Maßstabe bestehen eigentlich nur für Tabak, Zuckerrohr und Kaffee; die anderen Kulturen behaupten nur den zweiten Rang. Im Jahre 1827 wurden kaum hundert und zwanzig Arobas Weitzen geerntet; die Reißernte deckte nicht die Hälfte des Verbrauchs, und obschon die Maisernte sehr beträchtlich ist, denn sie beläuft sich in gewöhnlichen Jahrgängen auf 1.600.000 Fanegas, *) so muß man dennoch zur Einfuhr seine Zuflucht nehmen, um den Bedarf zu decken. Der Mais ist die Nahrung der Sklaven und Hausthiere, und die Vereinigten Staaten führen davon jährlich siebenzigtausend Arobas in Körnern und fünftausend Barils als Mehl ein. Der Anbau des Gemüses und der Knollengewächse reicht für den Verbrauch hin.

Erst seit einigen Jahren beschäftigt man sich mit dem Anbaue der Baumwolle, des Indigo und des Cacau; allein die erzeugte Menge ist so unbedeutend, daß man diese Pflanzungen mehr als Versuche betrachten muß. Der Cacau scheint indeß eine schnelle Verbreitung zu gewinnen, denn sein Anbau ist sehr ergiebig und fordert wenig Arbeit, Rücksichten, die ein spanischer Pflanzer wohl zu würdigen weiß. Sehr nöthig ist es indeß, daß der Ackerbau in Cuba jenen zahlreichen Verbesserungen unterworfen werde, die er in Europa bereits erfuhr; denn bis jetzt ist dort noch der herkömmliche Gebrauch der einzige Lehrmeister des Pflanzers. Glücklicherweise darf in einem Lande, wo der Boden überhaupt fruchtbar und das Klima günstig ist, wo der Regen regelmäßig und hinreichend fällt, der Mensch nur wenig Sorgfalt auf den Anbau des Feldes wenden. Der einzige Dünger, den man dem Boden gibt, besteht darin, daß man an Ort und Stelle die Wurzeln der eingeernteten Gewächse verbrennt. Seit jedoch die Dampfmaschinen bei den Zuckerraffinerien eingeführt worden sind, haben die Pflanzer den Nutzen bemerkt, den sie aus den Verbesserungen der Landwirthschaft ziehen könnten, und sie lassen sich die Einführung derselben angelegen seyn, so daß man hoffen darf, daß in Kurzem die unermeßlichen Flächen, welche noch unbebaut liegen, urbar gemacht seyn werden.

*) Ein Fanegua ist etwas mehr als ein halber Hektolitre.

Die Insel Cuba hat einen Flächeninhalt von 31.468 Seequadratmeilen, deren jede 25' 55 Caballerias (ein lokales Feldmaß, welches 15 Hektaren oder 150.118 Quadratmètres gleich ist) enthält; zusammen also 828.657 Caballerias. Im Jahre 1827 betrug die Strecke des angebauten Landes in den drei Departementen:

Im Departement	des Westens	60.666	Caballerias
— —	der Mitte	17.598	—
— —	des Ostens	13.555	—
	Zusammen	91.817	Caballerias.

Nach dieser Uebersicht verbliebe also noch ein disponibler Ueberschuß von 736.858 Caballerias. Wenn man nun von dieser Zahl den Raum abzieht, den die Straßen, die bewohnten Orte, unfruchtbaren Strecken, der Zug des Wassers und der Gebirge einnehmen, so ergiebt sich, daß erst der siebente Theil der Insel angebaut ist. Da nun der Ertrag davon 91.817 Caballerias, theils für den Anbau von Nahrung, theils für Handelsartikel, überflüssig hinreicht, die Existenz von 730.000 Einwohnern zu sichern, so kann man annehmen, daß die Insel, wenn sie einst ganz angebaut seyn wird, eine Bevölkerung von fünf Millionen, also siebenmal mehr als sie jetzt enthält, zu ernähren vermag.

Das Zuckerrohr, welches von St. Domingo nach Cuba verpflanzt wurde, macht ohne Zweifel sowohl der bedeutenden Kapitale wegen, welche die mannichfaltige Bearbeitung des daraus gewonnenen Saftes erfordert, als auch wegen der Menge von Sklaven, die zu seinem Anbaue nöthig sind, den eigentlichen Reichthum des Ackerbaues der Insel aus. Die zahlreichen Verbesserungen, welche gegenwärtig in der Bauart der Oefen und dem übrigen Apparat eingeführt worden sind, haben, nebst der Anwendung der Dampfmaschinen, den Pflanzern eine neue Quelle des Gewinns eröffnet. Das Holz zur Feuerung, welches täglich seltener und theurer wurde, wird jetzt durch die Bagasse, das übriggebliebene Rohr, ersetzt, und die neuen Apparate haben, ohne die Auslagen zu vermehren, eine größere Menge Zuckerstoff geliefert als bisher, so daß wenn man den Ertrag von 455 Zuckersiedereien (ingenios), der im Jahre 1775 sich auf 1.500.000 Arobas belief, mit dem vergleicht, den die gegenwärtig sich im Gange befindenden 1000 Siedereien abwerfen, man findet, daß die letztern sechsmal mehr liefern als die erstern. Werfen wir jetzt einen Blick auf die Fortschritte, welche dieser Anbau seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machte.

(Schluß folgt.)

Volksgeist in England.

Vor das Polizeigericht der Bow=Street wurden jüngst zwei Jungen Namens Hancock und Little gebracht, als auf frischer That ergriffen, ungestempelte Zeitungen verkauft zu haben, von denen das eine Blatt den Titel führt: „des armen Mannes Wächter,“ das andere: „der Republikaner.“ Der Polizeidiener machte die Angabe, daß Hancock diesen Morgen auf offener Straße „des armen Mannes Wächter“ zu einem Pfennig das Stück verkauft habe, wobei er eine große Büchse auf einem Pfahl trug, der mit Anschlagzetteln behangen war, auf denen man mit ellenlangen Buchstaben geschrieben las: „Dem Gesetz zum Trotz vertheilte Bekanntmachung, um die Macht des Rechts gegen die Gewalt zu erproben.“— Ferner: „Werden zum Lesen ausgeliehen ohne Einlage auf unbestimmte Zeit für einen Pfennig.“ Der Angeklagte brachte zu seiner Vertheidigung vor, er habe nicht ein einziges Blatt verkauft, sondern Jedermann darauf aufmerksam gemacht, daß er, wie es auch auf den Anschlagzetteln zu lesen, gewesen sey, nicht verkaufen könne, und deßhalb die Blätter leihen wolle auf unbestimmte Zeit für einen Pfenning. Der Polizeibeamte, Sir R. Birnie, sagte, diese Ausflüchte konnten nicht als Ent-

schuldigung angenommen werden, worauf Hancock, sich als einen würdigen Schüler seines Meisters, des Bürgers Hetherington, erweisend, übrigens ein armes halbverhungertes Geschöpf, in folgende heroische Worte ausbrach: „Ich stehe hier, Eure Würden, auf Recht und Satzung Englands für die unerzogene (unedicated) Volksklasse dieses Landes. Man nennt sie unwissend, aber wer ist Schuld an ihrer Unwissenheit? Nichts Andres als die Taxen, die sie hindern, sich Bildung zu verschaffen. Eure Würden wissen selbst gar wohl die Ursache, warum man die Taxe auferlegt hat, nämlich um die Armen abzuhalten, ihre Rechte kennen zu lernen; denn wenn das arme arbeitende Volk seine Rechte kennen würde, so würde es bald die verfälschten Institutionen abschaffen, durch die es unterdrückt wird." — Sir Birnie: „Gut, junger Mensch, plaudert so viel Ihr wollt." — Hancock: „Die Parlamentsakte wurde ohne unsre Beistimmung gegeben, und ich werde appelliren." — Sir Birnie: „Ihr seyd noch nicht verurtheilt; aber die Parlamentsakte gestattet in diesem Falle keine Appellation." — Hancock: „Gut denn, ich muß in diesem und noch schlimmern Fällen der Gewalt weichen; ich darf nicht von einem Polizeigerichte an die Geschwornen appelliren und werde auf drei Monate ins Gefängniß geschickt werden. Aber würde solch ein Gesetz gemacht worden seyn, wäre das arme Volk vertreten gewesen? Doch sey wie ihm sey, das Gefängniß wird für mich keine Strafe seyn, so lange ich von der Nationalunion unterstützt werde." — Sir Birnie: „Was meint Ihr damit, von der Nationalunion unterstützt zu werden?" — Hancock: „Ich meine, daß die Union mich unterstützen und mir zu einem Anwalte helfen werde. Die Union ist stark in London, Birmingham, Manchester, Sheffield und andern Städten, und ich sage Euern Würden, daß ehe noch zwanzig Jahre vergehen, alle Eure verdorbenen Institutionen abgeschafft seyn werden." — Sir Birnie: „Gut, ich glaube genug gehört zu haben." — Nun trat Little hervor, gegen den dieselben Anschuldigungen vorgebracht wurden. Auf seinem Anschlagpfahl war eine dreifarbige Fahne angebracht. Little war nicht so durch und durch radikal als sein Freund, aber erklärte, es sey abscheulich von den Reichen, daß sie eine Taxe auf die Aufklärung gelegt hätten, um die Armen davon auszuschließen. Er verlangte, daß die Akte verlesen werden solle, was denn Sir Birnie auch that; sie lautet am Schlusse: „Verkauf ungestempelter Zeitungen, welche Neuigkeiten enthalten, ist ein Vergehen, das mit drei Monat Gefängniß im Korrektionshause bestraft wird." Sir Birnie verurtheilte demgemäß die Angeklagten zur ausgesprochenen Strafe.

Die Cholera in Jassy.

In der „nordischen Biene" findet sich folgender Brief aus Jassy über die Verheerungen, welche die Cholera dort anrichtete:

Jassy, den 23 Junius (5 Julius) 1831.

Die Annäherung der Cholera gegen das Fürstenthum hatte uns in Unruhe versetzt, obgleich man vom Anfange an alle nöthigen Maßregeln gegen diesen schrecklichen Gast ergriff. Im November vorigen Jahres befahl der bevollmächtigte Präsident des Divans, Generaladjutant Kisseloff, eine allgemeine und vollständige medizinische Beschreibung der Eigenschaften dieser Krankheit, und der Vorsichtsmittel dagegen abzufassen und allerwärts umherzusenden; auf dem rechten Ufer des Pruths ward ein Kordon gezogen und eine Quarantäne eingerichtet. Unsre guten Nachbarn, die Deutschen, bemühten sich mit ihrer gewöhnlichen Sorgsamkeit ihre ganze Gränze gegen Podolien und Wolhynien mit Kordons und Quarantänen zu umgürten, aber alles umsonst. Der vom Schicksal bestimmte Augenblick nahte heran, und die Cholera zeigte sich plötzlich auf verschiedenen Punkten Galiziens, der Bukowina und der Moldau. Wir erwarteten, sie werde in der Richtung der großen Straßen und Flüsse ihre Verheerungen anrichten; ganz das Gegentheil, Jassy ausgenommen, wo sie einigermaßen dieser Regel folgte, zeigte sie sich hauptsächlich in den Bergdistrikten, wo beinahe keine Kommunikationswege sind.

Anfangs war die Cholera in Jassy sehr schwach; in der Zeit wurden alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, denn die Stadt liegt, so zu sagen, in einem Sumpfloche; die Straßen sind enge; ein großer Theil der Bevölkerung besteht aus Juden und Zigeunern, die von Reinlichkeit so wenig wissen, daß man die Vorsicht nicht zu weit treiben kann. Alle diese drtlichen Nachtheile wurden durch ein häßliches Wetter noch verstärkt; fast wochenlang fiel der Regen ohne Unterlaß, die Cholera wuchs und begann auf eine schreckliche Weise ihre Verheerungen anzurichten; Leute jeden Standes, von vollkommener Gesundheit, wurden in einem Augenblicke befallen und verloren auch sogleich die Besinnung, in Zeit von einer halben Stunde, oder wenig mehr endete der Tod ihre heftigen Leiden. Unter den ersten Opfern der Krankheit waren beinahe alle Aerzte der Stadt; die Sterblichkeit stieg bis auf hundert und achtzig Menschen im Tage, wobei zu bemerken ist, daß von den Einwohnern, deren Zahl im Ganzen nicht über sieben und zwanzigtausend beträgt, nur die Hälfte in der Stadt geblieben war. Der Schrecken hierüber raubte den Einwohnern allen Muth, bei den nothwendigen Maßregeln der Regierung mitzuwirken, und sogar die Bojaren, die hiezu verpflichtet gewesen wären, suchten nur sich selbst zu retten. Zum Glück hielt die Gegenwart des bevollmächtigten Präsidenten, der von Bucharest herbeikam, die Ordnung aufrecht. Unterstützt von einigen russischen Beamten, die ihn umgaben, ließ er ohne Verzug alle Einwohner bivouakiren, beruhigte die Menge, und die Sterblichkeit nahm so endlich ab bis auf zehn Menschen des Tags. In Jassy starben vom 2 (14) Mai bis 23 Junius (5 Julius) 2779 Menschen, 2447 genasen. Am größten war die Sterblichkeit am 12 — 24 Junius, wo 991 starben; in der Woche vorher waren 918 gestorben, und in darauf folgender Woche starben nur noch 240. Mit dem Gefühle nationalen Stolzes kann ich sagen, daß unter den gegenwärtigen Gefahren unsre Russen mit ihrer gewohnten Selbstverläugnung handeln. Nach dem Beispiele ihrer Obern trotzen sie allen Gefahren und eilen überall hin, wo die leidende Menschheit sie ruft. Auf eine bedauernswerthe Weise vermindert sich die ohnehin beschränkte Zahl unsrer Mitarbeiter mit jedem Tage; kürzlich erkrankten mit einem Male fast alle Beamten, so daß der General vollkommen allein war. Aber Gott sey Dank, die unermüdliche Anstrengung hat die Stadt gerettet. Uebrigens bewährten sich unter dem hiesigen Klima als die besten Vorsichtsmaßregeln gegen die furchtbare Gewalt dieser Krankheit, weitläufig zu wohnen, den Körper warm zu halten und besonders mäßig zu leben.

Zufolge der Veränderung, welche bei den Wirkungen der Cholera in dem hiesigen Klima bemerkt wurde, lud der bevollmächtigte Präsident alle sowohl militärischen als bürgerlichen Aerzte ein, aus ihren Bemerkungen ein vollständiges Journal über die Eigenschaften, welche die Krankheit hier äußert, und über die Wirkungen der verschiedenen Arzneien bei den Kranken zusammenzutragen. Für die beste Abhandlung wurde eine reichliche Belohnung ausgesetzt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 248. 5 September 1831.

Bruchstücke aus einer Reise in den Ural.

3. Ausflug nach Miasse. Die Baschkiren. Goldwäsche. Kupferminen.

Einen zweiten Ausflug unternahmen wir nach Miasse und in die Umgegend dieses merkwürdigen Ortes. Miasse liegt an der östlichen Absenkung der Uralgebirge, die hier auf ihren höchsten Punkten sich nicht über 2000 Fuß über der Meeresfläche erheben; auf den breiten Rücken derselben erblickt man, wie auf dem Taganai in gewisser Entfernung von einander, Gipfel von rauhen Quarzblöcken, die selten über 100 Fuß hoch sind. Uebrigens ist der ganze Rücken des Ural, diese kahlen Spitzen ausgenommen, mit Wäldern, vorzüglich Birkenwaldungen bedeckt. Der Weg ist sehr gut und kommt einer gebahnten Heerstraße gleich; nur zur Regenzeit wird er durch die herabstürzenden Bergwasser schlechter. Von der Höhe des Ural bis nach Sirostan, dem ersten Dorf auf seiner östlichen Absenkung, wo man die Pferde wechselt, legt man 20 Werste zurück; über Sirostan hinaus senken sich die Anhöhen dergestalt, daß der Weg bis zu dem noch 20 Werste entlegenen Miasse fast eben hinlauft. Die Verbindungen zwischen Slatust und Miasse finden theils durch regelmäßig angelegte Posten statt, theils durch die der Bergbauverwaltung angehörigen Pferde, die an bestimmten Orten gewechselt werden, so daß man also auf diesem Wege schnell weiter befördert wird. Im Sommer legt man fünfzig Werste gewöhnlich in vier Stunden zurück.

Zu Miasse fanden wir bei dem Oberaufseher des Bergbaues freundliche Aufnahme und in seinem Hause Unterkunft. Dieses ist von Stein gebaut, gehört der Regierung an, und von seinem Balkone aus überblickt man das längs dem Ufer eines weit ausgedehnten Sees liegende Miasse, am jenseitigen Gestade Berge, die sich in der Ferne verlieren, zunächst ein neues Gebäude, das die verschiedenen Bergbau-Bureaux, den Gerichtssaal, das Gefängniß, und eine Sammlung der in der Umgegend gefundenen Mineralien enthält. Etwas weiter davon liegt eine geschmackvollgebaute neue Kirche. Alles Dieß gibt Miasse ein hübsches Ansehn, obgleich fast alle Häuser von Holz sind. Die ganze Bevölkerung besteht aus Bergleuten.

Die Umgegend von Miasse ist sehr verschieden von der Umgebung Slatust's, wo man nur tiefe Thäler und Schluchten erblickt, die von den zusammengedrängten Bergen gebildet werden. Die Landschaft um Miasse hingegen bietet den Anblick einer Steppe dar, deren gleichmäßig fortlaufende Oberfläche nur hier und dort von einzeln stehenden oder zu kleinen Ketten verbundenen Serpentin- und Diorit-Erhöhungen unterbrochen wird. Man begreift leicht, warum sich hier die Baschkiren niedergelassen haben; eine gebirgige Gegend wie die von Slatust zwingt die Einwohner, sich einander zu nähern und drängt sie in den Thalvertiefungen zusammen. Der Nomade würde daher in einer solchen Gegend keinen hinreichenden Raum für seine Pferde finden, die im Sommer auf den von keiner Sense berührten Wiesen ihr Futter zu suchen, und im Winter es mit den Hufen unter dem Schnee hervorzuscharren gewohnt sind. Außerdem sind auch an dem untern Theile der östlichen Absenkung des Ural die Winter weniger rauh, die Vegetation reicher und abwechselnder als an der westlichen. Die Gerste gedeiht hier sehr gut, und wird von den Baschkiren, die durch die Bemühung der Regierung eine Art Civilisation erlangt haben, an mehreren Orten angebaut. Indeß kehrt diese Bevölkerung, obgleich sie Dorfschaften bildet, im Sommer doch immer wieder zu ihrem Nomadenleben zurück, und wenn man ihre luftigen und reinlichen Sommerjurten mit ihren niedern und schmutzigen Winterwohnungen vergleicht, so wundert man sich nicht, daß sie ihre ursprüngliche Lebensweise einem festen Wohnsitze vorziehen. Die erwähnten Jurten sind kegelförmig, gewöhnlich sehr geräumig und leicht gebaut, schützen aber vortrefflich gegen Wind und Regen. Innerhalb stehen an der ringförmigen Zeltwand Kästen und Truhen, die mit Kissen und Teppichen bedeckt sind; gewöhnlich ist auch der Fußboden mit einem großen Teppich überkleidet. Ein eigener Ehrensitz ist für den Familienvater bestimmt, mehr ere niedrigere und minder schöne Sitze nehmen die Weiber ein, die Kinder und Knechte sitzen auf ihren Fersen am Fußboden. Der Kreis der Zeltwand ist nirgends unterbrochen, als am Eingange und dort, wo der Kumis aufbewahrt wird. Bekanntlich ist Dieß ein Getränke, das aus Pferdemilch und Wasser bereitet wird, und leicht gegohren ist. Die Baschkiren finden seinen Geschmack sehr angenehm, wenn es eine Reise gemacht hat, d. h. wenn es in den großen Schläuchen von Ziegenfellen, in denen man es aufbewahrt, auf ein Pferd geladen und tüchtig durchgeschüttelt worden ist. Im Sommer ist Milch fast ihre einzige Nahrung; denn Getreide bauen sie nur, um den Winter über Brod zu haben, oder es zu verkaufen; selten und nur an Festen bereiten sie Bischbarmak, nämlich Hammelfleisch, das in kleine Stücke geschnitten

und mit Mehl gekocht wird, woraus sich ein dicker Kuchen bildet, den man ohne Brod ißt. Diese Feste finden gewöhnlich nach beendigter Heuernte statt; denn obgleich die Pferde der Baschkiren, wie gesagt, im Winter ihr Futter unter dem Schnee hervorsuchen, so brauchen sie dennoch auch große Heuvorräthe für ihr Hornvieh, dessen Fleisch bei ihnen allmählich mehr als Nahrung gebraucht wird, für ihre Schafe und manchmal wohl auch, wenn der Schnee zu tief liegt, für ihre Pferde.

Dieser Lebensart zufolge wird der Feldbau von den Baschkiren nicht mit sonderlicher Sorgfalt betrieben; der Familienvater, durch alle Arten von Entbehrungen während des Winters abgemagert, denkt nur mit Sehnsucht an den Sommer, wo er sich wieder mit Kumis herausfüttern und unter seinen Weibern jenem süßen Nichts-thun überlassen kann, das für die Morgenländer einen so großen Reiz hat. Seine Pferde werden von den Knechten gehütet und vermehren sich, ohne ihm die geringste Mühe zu machen; die Stuten werden in der Nähe der Jurten gehalten, um sie täglich melken zu können, aber stets unter freiem Himmel; die übrigen Pferde läßt man frei umherlaufen, und wenn man ihrer bedarf muß man sie erst einfangen und oft lange darnach herumsuchen; gewöhnlich halten sich diese Thiere in großen Heerden zusammen, ohne sich weit zu entfernen.

Im Winter ziehen die Baschkiren in ihre Dörfer, deren hölzerne Häuser niedrig, eng und schmutzig sind. Das Innere derselben besteht gewöhnlich nur aus einer großen viereckigen Stube, deren Mitte der Herd einnimmt; das Feuer brennt den ganzen Tag, und die Familie auf Bänken, die an der Hüttenwand angebracht sind, gelagert wärmt sich daran. Da das Holz nicht aller Orten im Ueberfluß zu haben ist, so geht man sparsam damit um; deßhalb hat man auch die Wohnungen so eng gebaut, was die Luft ungesund macht, deren dumpfe Schwüle noch durch den in der Stube umherziehenden Rauch vermehrt wird. Die warme Asche benützt man, um darin die Kinder bis an den Hals einzugraben. In dieser Jahreszeit entbehrt der Baschkir seinen Lieblingstrank, den Kumis, und muß sich mit Brod und Wasser begnügen.

Ein junger Baschkir sagte mir mit einigem Stolz auf Russisch, was er wie auch die übrigen Tataren ziemlich geläufig sprach, daß seine Landsleute Schulen haben, daß sie lesen und schreiben können, und daß junge Baschkiren auf öffentliche Kosten nach Orenburg geschickt worden seyen, um unterrichtet zu werden, und daß sie von dort ohne Zweifel als gelehrte Männer zurückkommen würden; er fügte hinzu, daß es unter den Baschkiren zwar Edelleute, aber keine Leibeigenen gebe. *)

(Schluß folgt.)

Die Buschmänner.

(Fortsetzung.)

Da sie keine bestimmten Wohnplätze haben, so sind feste Hütten ihnen unnöthig, und ihr beständiges Hin- und Herwandern, um eine unsichere und dürftige Existenz zu fristen, macht, daß sie wenig Sorgfalt auf ihre vorübergehenden Wohnungen wenden. Sie errichten entweder für die Nacht eine Hütte von Baumzweigen, unter deren Schatten sie ruhen, oder sie graben eine Grube in den Boden, in die sie kriechen, oder suchen Zuflucht in einer Felsenhöhle, oder unter einem überhängenden Felsenstück, was ihnen für einen vorübergehenden Aufenthalt genügend ist.

Die Nahrung der Buschmänner besteht, wie bereits erwähnt, aus Früchten und dem Wildpret, das ihre Ebenen liefern. Fehlt es an einem von diesen, so tragen sie kein Bedenken, dem Mangel aus den Heerden der benachbarten Pflanzer abzuhelfen. Ungeachtet dieser verschiedenen Hülfsquellen sind sie doch oft dem größten Mangel ausgesetzt und genöthigt, Alles zu verzehren, was sich nur in ihrem Zufluchtsort findet. Von vegetabilischen Produkten machen viele Wurzeln, Fasern und Zwiebeln ihre Nahrung aus; von Beeren und Früchten essen sie fast alle, die der Gesundheit nicht nachtheilig sind, und von denen viele zu nichts taugen, als den Magen zu füllen. Unter die nützlichsten und nahrhaftesten ihrer vegetabilischen Nahrungsmittel gehört der Same einer Gattung Gras, welches sowohl in ihren Gegenden, als auch in den nördlichen Theilen der Kolonie wächst, und der wenn er gereinigt und gesotten ist, im Geschmack viel Aehnlichkeit mit Gerste hat. Diesen treffen sie zur gehörigen Jahreszeit häufig an, und ernten ihn auf zweierlei Weise; entweder sie sammeln die Aehren des Grases und scheiden den Samen aus, oder sie plündern die schwarzen Ameisen, welche ihn in großer Menge nach ihren unterirdischen Wohnungen schleppen.

Eben so ergiebig wie das Pflanzenreich, ist ihnen auch das Thierreich; denn vom größten vierfüßigen Thier, das jene Küsten bewohnt, bis zum ekelhaftesten Gewürm und bis zum kleinsten Insekt dient Alles zu ihrer Nahrung. Der Hippopotamus, die Zebra's, Quaggos, mehrere Gattungen Antilopen, Schakals u. s. w., sind eben sowohl als der Strauß und der Kasuar Gegenstände der Verfolgung der Männer, so wie Hasen, Hamster, Maulwürfe, Ratten, Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, Ameisen und ähnliche Thiere unter die Jagdbarkeit der Weiber und Knaben gehören. Es gibt nicht leicht ein vierfüßiges Thier, welches sie nicht zur Nahrung verwenden, wenn sie seiner habhaft werden, und kein Theil desselben, die Knochen ausgenommen, bleibt unverzehrt. — Fleisch von jeder Beschaffenheit wird gierig genossen; Magen und Eingeweide gelten ihnen für Leckerbissen; Leber und Nieren verschlingen sie oft roh, und den Inhalt des Magens der getödteten Thiere essen oder trinken sie entweder rein oder mit Wasser vermischt. Das Blut der meisten Thiere schätzen sie sehr hoch, und ob sie es gleich gewöhnlich kochen, ehe sie es genießen, so trinken sie es doch sehr oft, wenn es an Wasser fehlt, warm wie es vom Thiere kommt. Auch das Fell, wenigstens der größern Thiere wird nicht verachtet, sie essen es oft mit einer Gier, die sich nur durch den größten Hunger erklären ließe.

Einige der angeführten Gegenstände werden roh verzehrt, die meisten aber gekocht. Die vegetabilischen Produkte, welche einer Zubereitung bedürfen, werden entweder gekocht oder geröstet, und die aus dem Thierreiche werden gewöhnlich auf die letztere Art bereitet, mit Ausnahme der Heuschrecken, Ameisen und Straußeneyer, welche meist roh verzehrt werden; alle übrigen erhalten, wenn

*) Rußland hat den Khans, die sich unterworfen haben, freiwillig Geldgehalte, und einen Rang im Armeedienste verliehen, mit welchem der erbliche Adel verbunden ist, so daß ihre Nachkommen sich jetzt Edelleute (dworianine) nennen, obgleich sie sich in ihrer Lebensweise wenig von ihren Landsleuten unterscheiden.

es die Umstände gestatten, eine grössere oder geringere Zubereitung. Was die meiste Arbeit erfordert, sind die getrockneten Felle der grössern Thiere; diese werden zuerst in Wasser eingeweicht, dann geklopft und geröstet, oder erst geröstet und dann geklopft. Das Verzehren solcher Gegenstände, wie der zuletzt erwähnte, wird jedem, der die Qualen einer Hungersnoth noch nicht empfand, unglaublich scheinen, um wie viel mehr also eine Speise, die bei den Buschmännern öfter vorkommt, nämlich das Leder alter Schuhe u. s. w., aus dem sie ein kärgliches, schmackloses Mahl bereiten.

Die vegetabilischen Produkte werden, mit Ausnahme verschiedener Wurzeln, ohne besondere Arbeit gewonnen. Um diese letztern auszugraben, bedienen sie sich eines zugespitzten Holzes, welches sie dadurch härten, daß sie die Spitze etwas anbrennen, oder eines Gemsbockshorns; mit diesen Werkzeugen wühlen sie den Boden unglaublich schnell auf. Ihr Wildpret verschaffen sie sich zum Theil mit weniger, zum Theil aber auch mit vieler Anstrengung, bei der sie viel Scharfsinn und Gewandtheit entwickeln. Bogen und Pfeile sind ihre Jagdwaffen, und nächst diesen bedienen sie sich auch der Fallen und Hunde. Beim Gebrauche der erstern suchen sie sich entweder dem Thiere bis auf eine angemessene Entfernung zu nähern, um ihm eine schwere Wunde beizubringen, oder sie verbergen sich an dem Wechsel desselben in Gruben, oder suchen es endlich durch ein eingefangenes junges Thier in die gehörige Schußweite heranzulocken. Die Leichtigkeit, mit der sie kriechen, die Aehnlichkeit ihrer Hautfarbe mit der des dürren Bodens, auf dem sie jagen, und endlich die Schärfe ihres Gesichts, setzen sie in den Stand, sich dem Thier oft bis auf eine ganz geringe Strecke zu nähern und es durch einen vergifteten Pfeil zu tödten. Die Art, wie sie den Strauß jagen, ist folgende: sie graben eine Grube, in die sie sich verbergen und die Oeffnung mit dem Neste bedecken; hierauf wird ein Hund in das Nest auf die Eier gesetzt. Kommt nun der Vogel, so beeilt er sich den Hund zu verjagen, wobei er in die Grube fällt, und der List des Jägers zur Beute wird.

Die Fallen, in denen die Buschmänner viele Thiere fangen, sind von verschiedener Art. Einige bestehen aus Schlingen, welche sie auf den Plätzen befestigen, über die das Wild gewöhnlich zu streichen pflegt; andere bestehen aus breiten und tiefen Gruben in der Erde, welche mit Gras und andern Gegenständen so gut bedeckt werden, daß sie von dem umgebenden Boden nicht unterschieden werden können, bis irgend ein Thier darauf tritt. In Gegenden, wo Wasser oder Weidegrund ist, werden auf diese Art Seekühe, Zebras, Quaggos und mehrere Arten von Antilopen gefangen. — Heuschrecken werden gewöhnlich in langen schmalen Gräben gefangen, in die sie, besonders wenn sie in großer Menge gegen dieselben kommen, fallen und unvermögend sind wieder heraus zu springen. Die weißen Ameisen beschleichen sie, wenn diese in ihre Löcher kriechen, worauf sie die Erde so lange weggraben, bis das Nest aufgedeckt liegt, und sie die Eier und die größern Ameisen sammeln können. Zu diesem Zwecke machen sie oft Gruben von mehreren Fuß Tiefe und drei bis vier im Durchmesser, und werden doch nicht selten in ihren Erwartungen getäuscht.

Sind sie hingegen glücklich, so schaffen sie ihre Beute gleich nach ihren Wohnungen, wo sie mit Hülfe eines kleinen Stücks getrockneten Fells Erde und Unreinigkeiten davon sondern, und den Rest entweder gleich verzehren, oder ihn in einem Gefäß über dem Feuer ein wenig warm werden lassen, und fleißig umrühren, um das Anbrennen zu verhüten. Nach wenigen Minuten ist eine solche Mahlzeit fertig; auf diese Art bereitet sind sie nicht unschmackhaft und nur das Bewußtseyn, was man ißt, erregt einigen Ekel gegen diese Speise, welche bei den Buschmännern sehr geschätzt wird, und nebst den Straußeneiern unter die Leckerbissen gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Journale in Rußland.

Es erscheinen im russischen Reiche der Angabe des russischen Merkurs zufolge 81 Zeitschriften jeder Art. Ob das Verzeichniß ganz vollständig ist, möchten wir beinahe bezweifeln; in einer Note sagt der Verfasser, er wisse nicht, ob die bisher in esthnischer Sprache erschienenen drei Zeitungen noch fortdauern oder nicht; eben so wenig, ob die persische Zeitung in Tiflis noch erscheine. Der Verfasser sagt aber von Finnland gar nichts, wo doch gewiß finnische oder schwedische Blätter erscheinen; und wenn wir nicht sehr irren, kommen auch einige Zeitungen in tartarischer, und andern im Süden des Reichs herrschenden Sprachen heraus, von denen wir gleichfalls nichts erfahren. Von den obengenannten 81 Zeitschriften sind 45 in russischer, 21, oder wenn man die musikalischen hinzurechnet 27, in deutscher, 5 in polnischer, 4 in französischer und zwei in lettischer Sprache geschrieben. Wir können nun hier füglich alle andern weglassen und bloß die russischen aufzählen.

In Petersburg erscheinen 27.

1) Sanktpeterburgskija Wjedomosti, Sankt Petersburger Zeitung, sechsmal in der Woche. Als Intelligenzblatt wird ausgegeben: Pribawlenija kj Sanktpeterburgskim Wjedomostjam, Beilagen zur Sankt Petersburger Zeitung. Sie ist durchaus politischen Inhalts.

2) Russkii invalid ili wojennya Wjedomosty, der russische Invalid oder Kriegszeitung, sechsmal in der Woche.

3) Sjewernaja Pschela, die nordische Biene, sechsmal in der Woche; beschäftigt sich mit Politik und Literatur.

4) Sjewernii Merkurii, der nordische Merkur, erscheint dreimal in der Woche, und beschäftigt sich mit schöner Literatur und Kritik.

5) Sanktpeterburgskaja kommertscheskaja Gazeta, St. Petersburgische Handelszeitung; erscheint zweimal wöchentlich.

6) Literaturnya pribawlenija kj russkomy Invalida, Literarische Beilagen zum russischen Invaliden; trat an die Stelle des Slawænin (Slaven) und erscheint zweimal in der Woche.

7) Babotschka, der Schmetterling; erscheint zweimal in der Woche und ist literarischen Inhalts, jedoch bloß für die Unterhaltung, wie schon der Titel bezeichnet.

8) Sanktpeterburgskii Wjestnik, der St. Petersburgische Herold. Journal für schöne Literatur, Theater, Musik u. s. w.; zweimal in der Woche.

9) Kolokoljtschik, das Glöckchen. Literarische Zeitung; zweimal in der Woche.

10) Girlanda, Schurnal slowesnosti, Musyki, Modj i Teatra, die Guirlande. Journal für schöne Literatur, Musik, Moden und Theater; erscheint in Heften zwei bis drei Bogen die Woche.

11) Literaturnaja Gazeta, Literarische Zeitung; erscheint alle fünf Tage, und soll die ganze Literatur umfassen.

12) Sanktpeterburgskija Senatskija Wjedomosti, St. Petersburgische Senatszeitung, vom dirigirenden Senat herausgegeben; erscheint alle Sonnabende. Dabei erscheinen Objawlenia, Bekanntmachungen, und Soprechtschenija na nedwischimya imjenija, Verbote auf liegende Gründe.

13) Syn Oletschestwa i Sjewernii Archiwj, Vaterlandssohn und nordisches Archiv. Journal für Literatur, Politik und gleichzeitige Geschichte, herausgegeben von Gretsch und Bulgarin. Von diesem durch klassische Reinheit der Sprache ausgezeichneten Journal erscheint wöchentlich ein Heft in drei Bogen.

14) Sjewernii Murawei. Gazeta Promyschlennosti. Die nordische Ameise; Zeitung für Industrie. Wöchentlich ein Bogen.

15) Echo. Schurnal Slowesnosti i Modj. Echo, Journal der schönen Literatur und Mode. Wöchentlich zwei Bogen.

16) Christianskoje tschtenie. Christliche Lektüre. Monatsschrift, herausgegeben von der geistlichen Akademie zu St. Petersburg. Monatlich ein Heft.

17) Schurnal Manufacturj i torgowli. Journal der Manufakturen und des Handels. Monatsschrift, von dem betreffenden Ministerium herausgegeben.

18) Gornii Schurnal ili sobranie swedjenii o gornomj i soljaenomj djelje, cj prisowokupleniemj nowychj otnoylii po naukamj kj semu pred metu otnosja schtschimsjae. Bergwerksjournal oder Sammlung von Nachrichten über das Hütten- und Salzwesen, mit Hinzufügung neuer Entdeckungen in den hierher gehörigen Wissenschaften. Monatsschrift, herausgegeben vom Departement des Hütten- und Salzwesens.

19) Nowaja djetskaja biblioteka. Neue Kinderbibliothek. Monatlich zwei Hefte.

20) Schurnal inostrannoi slovesnosti i isjaschtschnychj iskusstwj. Journal der ausländischen Litteratur und der schönen Künste. Alle Monate zwei Hefte.

21) Schurnal ministerstwa wnutrennich djelj. Journal des Ministeriums des Innern. Alle zwei Monate ein Heft. Außer den kaiserlichen Verfügungen und den Vorschriften des Ministers ist Statistik des Reichs im ausgedehntesten Sinne sein Zweck.

22) Ukasateb otkrytiti po Physikje, Chimii, Estestwennoi Istorii i Technologii. Wegweiser zu den Entdeckungen in Physik, Chemie, Naturgeschichte und Technologie. Alle zwei Monate ein Heft.

23) Woyennii Schurnal po Wysotschaischemu Ego Imperatorskago Welitschestwa soiswoleniju isdawaumii wojenno-utschenymj komitetome. Kriegsjournal mit allerhöchster Genehmigung Sr. kaiserlichen Majestät, herausgegeben von dem Militärgelehrten-Komité. Alle zwei Monate ein Heft.

Zu unbestimmten Zeiten erscheinen:

24) Inschenernya Sapiski. Ingenieurs-Memoiren.

25) Wojenno-Medizinskii Schurnal. Militärisch-medizinisches Journal.

26) Schurnal Putei Soobschtschenija. Journal der Wegeverbindungen. Dieß erscheint zugleich auch französisch. Bis jetzt sind neunzehn Hefte erschienen.

27) Sapiski utschenago komiteta Morskago Schtaba Ego Imperatorskago Welitschestwa. Memoiren des Seestabs Sr. k. Majestät. Seit 1828 erschienen sechs Bände.

28) Powremennoje isdanie Imperatorskoi rossiiskoi Akademii. Periodische Schriften der kaiserlich russischen Akademie. Seit 1829 drei Bände.

In Moskau erscheinen:

29) Moskewskija Wjedomosti. Moskauische Zeitung. Erscheint seit 1756 bei der Universität zweimal in der Woche.

30) Moskowskie Listki. Moskauische Blättchen. Zweimal wöchentlich.

31) Damskii Schurnal. Damen-Journal; erscheint einmal wöchentlich mit einem Modekupfer.

32) Molwa. Die Fama; erscheint einmal wöchentlich.

33) Swodj sapreschtschenii cj 1740 po 1831 godj. Einmal wöchentlich.

34) Swodj rasreschtschenii. Einmal wöchentlich.

35) Moskowskii Telegraphj. Der Moskauische Telegraph. Zwei Hefte monatlich. Damit ist verbunden: Grbawlenie kj Moskowskomj Telegraphu: nowii Schiwopisezj obschtschestwa i litteratury. Beilage zum Moskauischen Telegraphen: der neue Maler der Gesellschaft und Literatur.

36) Teleskopj-Schurnal sowremjennago proswjeschtschenia. Der Teleskop. Journal für gleichzeitige Aufklärung. Monatlich zwei Hefte.

37) Nowii Magasin Estestwennoi Istorii, Phisiki, Chimii i swedjenii ekonomitscheskichj. Neues Magazin der Naturgeschichte, Physik, Chemie und ökonomischen Kenntnisse. Monatlich ein Heft.

38) Wjestnikj Estestwennychj naukj i Mediziny. Herold der Naturwissenschaft und der Medizin. Monatlich ein Heft.

39) Semledjeltscheskii Schurnal. Ackerbaujournal. Erscheint seit 1829; bis jetzt zwanzig Hefte. Mehrere mußten wieder neu aufgelegt werden.

In Kasan erscheinen:

40) Kasanskii Wjestnikj. Der Kasansche Herold, bei der Universität herausgegeben. Monatlich ein Heft.

41) Pribawlenija kj Kasanskomu Wjestniku. Beilagen zum Kasanschen Herold. Wöchentlich ein Bogen.

In Odessa erscheint:

42) Odesskii Wjestnikj. Odessaischer Herold. Zweimal in der Woche.

In Tiflis erscheint:

43) Tiphliskija Wjedomosti. Tiflis'sche Zeitung. Zweimal wöchentlich.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Versammlungen der geographischen Gesellschaft in London hat der Doktor Holland künftig nach Griechenland Reisende auf verschiedene Lücken in der Topographie und Alterthumskunde Griechenlands aufmerksam gemacht, die nähere Untersuchungen an Ort und Stelle wünschen lassen. 1) Verschiedene Zeugnisse behaupten, daß die große Ebene Thessaliens einst mit Wasser bedeckt gewesen. Es wäre also zu untersuchen, ob sich angeschwemmte Formationen an den Hügelketten wahrnehmen lassen, die sie umgeben. 2) Wäre die Lage der berühmten delphischen Höhle, wo die Pythia ihre Orakel ertheilte, näher zu ermitteln. Doktor Holland ist nach einer Stelle des Justin (XXIV, 6) der Meinung, daß diese Höhle etwas oberhalb der kastalischen Quelle zu suchen sey, indem man bis zu der Oeffnung oder jähen Spalte hinaufstiege, welche die zwei Gipfel von Delphi bildet, wobei die entzündlichen Strömungen von kohlensaurem Wasserstoffgas, die aus Felsenspalten wahrgenommen werden, zur Entdeckung leiten könnten. 3) Bedarf die Lage des berühmten Orakels von Dodona in Epirus eine genauere Bestimmung. Herr Holland hält dafür, daß es vielmehr in dem von der Arta (Arächtus) bespülten Gebiete als in dem von Janina gesucht werden dürfte, wohin die Reisenden es willkürlich verlegt haben. 4) Die Klöster von Meteora sollten wegen Handschriften untersucht werden; desgleichen die geognostische Formation der Felsen von Meteora und die hohe Gebirgskette des Pindus, der Lauf des Thales des Arächtus von Kalarithes bis Mezowo; eben so der Durchgang durch die Berge nach Thessalien. 5) Der Bezirk von Paramithia in Albanien wäre wegen der Alterthümer genauer zu durchforschen. 6) Verdient das alte Theater bei Janina die Aufmerksamkeit der Reisenden; nur Obrist Leake hat es genauer untersucht, während alle Andern es vernachlässigten. 7) Hat man noch keine Untersuchungen über die Lage der Tetrapolis von Doris angestellt; aber auch andere Gegenden Griechenlands, wie Theben, Korinth, Argos und Olympia, bieten noch ein weites Feld zu Nachforschungen, da politische Verhältnisse bis jetzt noch eine umsichtige Untersuchung derselben gehindert haben.

D'Jeck, der Elephant des Herrn Huguet, kam vergangener Tage von seinem Ausfluge nach Neu-York wieder in London an und hat in Nordamerika gute Geschäfte gemacht. Herr Huguet besuchte das gewaltige Thier in seinem Stalle und war fast ärgerlich darüber, daß er ganz von ihm vergessen worden zu seyn schien; auf einmal aber richtete der Elephant die Augen auf seinen alten Herrn und stand einige Augenblicke, wie in tiefes Nachdenken versunken, regungslos da; dann stieß er aber plötzlich die sonderbarsten Töne aus, schlug mit seinem Rüssel um sich, faßte damit seinen Herrn und hob ihn vom Boden, zerbrach einen Theil der Schranken und bezeigte sich vor Freude wie unsinnig.

Auch in London hat die sporadische Cholera, vorzüglich seit dem Beginne wärmern Wetters, sehr überhand genommen; und obgleich sie in einigen Fällen von sehr heftigen Symptomen begleitet war, hat sich doch nirgends ein Anzeichen der indischen Brechruhr ergeben. Man schreibt sie der Hitze, der ungesunden Nahrung, da man übermäßig viel Pflaumen und Gurken genießt, und zurückgetretenem Schweiße zu. Die Krankheit hat sich, wenn man bei Zeiten dazu thut, nirgends lebensgefährlich erwiesen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 249. 6 September 1831.

Don Pedro und die brasilianische Revolution.

Das politische Erdbeben, welches vor einem Jahre den Thron der Bourbonen zu Boden stürzte, und noch immer die Grundlagen der europäischen Staatengebäude erschüttert, ließ seine gewaltigen Schwingungen selbst jenseits des atlantischen Ozeans verspüren. Gleich der Cholera, die jetzt gegen die Körperwelt wüthet, und ihre furchtbaren Verwüstungen mit gleichem Grimm auf den Schneewüsten Rußlands, wie auf den versengten Niederungen Hindustans ausübt, stürmt mit der Wuth eines Wirbelwindes die Revolution durch die Welt, ohne einen Unterschied zu machen unter den Ländern, über die sie hinfährt, und auf ihrem Wege entwurzelnd liberale und despotische Herrscher — die Schildknappen der Könige von Gottes Gnaden und die Vertheidiger volksthümlicher Institutionen.

Das prophetische Wort: „die Freiheit wird die Reise um die Welt machen," ist kein leerer Schall gewesen. In dem engen Raume eines Jahres sah Cherbourg zwei flüchtige Monarchen in seinem Hafen — beide die Opfer der Revolution, aber in ihren politischen Laufbahnen und Grundsätzen so verschieden, als die Hemisphären, in denen sie herrschten.

Als Don Pedro von Alcantara im Jahre 1822 das Panier der brasilianischen Unabhängigkeit entfaltete, gab er der Welt den nie gesehenen Anblick eines Prinzen, der aufgesäugt an der eisernen Brust des Despotismus, und genährt mit dem Bärenmark der überspanntesten Begriffe von göttlicher Macht des Königthums, mit einem Male die Vorurtheile der Geburt und Erziehung abwarf, kühn hervortrat auf den Kampfplatz als Ritter der Freiheit, und seinen neuen Thron auf der Unterlage revolutionärer Prinzipien errichtete. Aber in demselben Augenblicke, da das Gestirn der Unabhängigkeit über Brasilien aufging, gewahrte man zugleich eine kleine Wolke, die ein künftiges Ungewitter ahnen ließ. Nicht so leicht zu verwischen sind, wie es scheint, die ersten Eindrücke der Jugend, und die Erinnerung an die Prinzipien, in denen er erzogen wurde, sind dem Kaiser nicht minder verderblich geworden, als die mißleitende Politik seiner Regierung; und schon in den ersten Augenblicken, wo er die kaiserliche Krone auf sein Haupt setzte, erwachte Argwohn gegen die Aufrichtigkeit seiner ausgesprochenen Gesinnungen in den Gemüthern seiner Unterthanen. An dem Tage seiner Krönung, wo dem oberflächlichen Beobachter Alles im Rosenlichte zu schimmern schien, verrieth ein geringfügiges Ereigniß die in seiner Brust schlummernden, oder wenigstens in Schlummer gewiegten Gefühle. Nach beendigter Feierlichkeit hielt Don Pedro — die Schläfe von dem kaiserlichen Diadem umgeben — von dem Balkon seines Palastes herab, eine Rede an das unten versammelte Volk, die beträchtlich lange währte und natürlich darauf berechnet war, der Eitelkeit und dem hyperbolischen Geschmacke der Brasilianer zu schmeicheln. Don Pedro schloß mit dem Schwur, die Unabhängigkeit Brasiliens und die Konstitution, die von den Cortes entworfen werden würde, zu vertheidigen. Indem der Kaiser diese Worte mit begeistertem Nachdrucke wiederholte, legte er zugleich die Hand an den Griff seines Schwertes. Die hastige Bewegung, mit der Dieß geschah, machte die Krone auf seinem Haupte wanken, und sie würde gefallen seyn, wenn nicht der Kaiser sie mit eigener Hand wieder zurecht gesetzt hätte. Dieser kleine Vorfall schien Vielen eine günstige Vorbedeutung, die ihnen den baldigen Sturz des jungen Kaiserthums zu verheißen schien.

Die Lage Don Pedro's war vom ersten Augenblicke an mit eigenthümlichen Schwierigkeiten umgeben. Der einzige Monarch rings umschlossen von neu gegründeten Republiken, und gewahrend, daß derselbe Geist, der das despotische Spanien von dem amerikanischen Kontinente vertrieb, auch mehr und mehr unter seinen eigenen Unterthanen Wurzel fasse, suchte er mit großer Geschicklichkeit und Scharfsicht bei jeder Gelegenheit die Gefühle des Volkes mehr zu leiten, als sich ihnen entgegenzustemmen, und indem er so dem Strome der Ereignisse voraneilte, gelang es ihm in der That eine Zeit lang, alle Ränke und Anschläge der republikanischen Partei zu vereiteln. Die ersten Schritte seiner Regierung verriethen eine wunderbare Kraft und Thätigkeit. Die Royalisten wurden nach einem kurzen Kampfe aus dem Lande vertrieben, und das geringfügigste Glied der Kette, die drei Jahrhunderte lang Amerika an Europa gefesselt hatte, bis auf die letzte Spur vertilgt. Drei Monate nach seiner Thronbesteigung berief er die gesetzgebende Versammlung und sprach vor ihr seine feste Ueberzeugung aus, daß die von dem legislativen Körper entworfene Konstitution gleich fern sich halten würde von jeglichem Despotismus, dem monarchischen sowohl als dem aristokratischen und demokratischen — „diese Konstitution," sagte er, „werde Brasilien zugleich zur Bewunderung und zum Schrecken der Welt machen." Wie wenig die Gesetzgeber den Hoffnungen des Kaisers und des Volkes entsprachen, und wie beinahe ihr ungestümer demokratischer Geist das Land in einen Bürger-

krieg stürzte, vor dem es nur Don Pedro's bewunderungswürdige Geistesgegenwart und Entschlossenheit bewahrte — ist aus der Geschichte jener Tage hinlänglich bekannt, und beweist nur allzusehr, daß der kaiserliche Thron von Anbeginn schon auf sehr morschen Grundlagen ruhte.

Indeß schienen die Verkündigung einer neuen Konstitution, die einem jungen Staate wie Brasilien angemessener seyn sollte — die Unterdrückung des revolutionären Geistes in den nördlichen Provinzen des Kaiserthumes, und vor Allem die von Großbritannien und Portugal ausgesprochene Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens, die Macht des Kaisers fester begründen zu wollen, und die geheime Politik, die darnach strebte, das unermeßliche Reich von Brasilien dem Hause Braganza zu sichern, ihrem Ziele nahe gerückt zu seyn. Aber selbst in jener Zeit, wo Don Pedro's Stern im Zenith stand, wälzte die gewaltige Fluth der Revolution sich heran, und gewann mit jedem Wogenstoße neuen Boden.

Es soll hier versucht werden, die Ursachen zu entwickeln, welche die letzterfolgten Ereignisse in Rio Janeiro hervorriefen; eben deßhalb aber müssen wir zuerst die Ursachen aufsuchen, welche zur Trennung Brasiliens von dem Mutterlande führten.

Es ist schon oft sehr richtig bemerkt worden, daß kein politisches Problem schwerer zu lösen ist, als das der Kolonien. Ueber ihre Kindheit zu wachen, die Stunde ihrer Mündigkeit in Acht zu nehmen; zu wissen, wann man ihren wohlgegründeten Vorstellungen nachgeben, oder strengern Gehorsam fordern soll — alles Dieß erfordert den höchsten Scharfblick. Aber noch größere politische Gewandtheit bedürfen jene kühnen Geister, die berufen sind, die Geschicke von Kolonien zu lenken; denn um eine wohlgeleitete Revolution zu verfolgen, muß die Stunde wahrgenommen werden, wo durch Erziehung das Volk vorbereitet ist, wo die Fähigkeiten der wenigen hochbegabten Männer, die zur Führung berufen sind, gereift, und die verständige Masse zu gehorchen bereit ist. War diese besonnene, entschiedene und kräftige Vernünftigkeit im Volke vorhanden, war die große Masse davon durchdrungen, trat diese Macht der Intelligenz hervor in der festen Ueberzeugung großer Köpfe — wirkte sie mit ihrer unwiderstehlichen und unbefleckten Gewalt überhaupt, als Brasilien die Fahne der Unabhängigkeit erhob? Wir antworten entschieden mit Nein. Das Land war nicht nur völlig unvorbereitet für eine Revolution, sondern es bestand im Grund genommen kein Anlaß dazu. Brasilien hatte aufgehört eine Kolonie zu seyn, und wandelte zwar langsamen aber sichern Schrittes unter dem milden Despotismus des Hauses Braganza die Bahn der Civilisation entlang. Bis dahin befand sich dieses herrliche Land in einer politischen Ruhe, die dem Spiegel eines glatten unbewegten Bergsees glich, und gewaltig abstach gegen die konvulsivisch erschütterten Staaten des spanischen Amerika. Das konstitutionelle System, im Jahre 1820 in Portugal ausgerufen, wurde wenige Monate darnach von Brasilien angenommen — ein politisches Begegniß, das über beide Länder alles Elend brachte, das man der Pandorabüchse zuzuschreiben pflegt. Die eigentliche Ursache der Revolution war ein Gefühl des tödtlichsten Hasses gegen Alles, was einem Europäer gleich sah — ein Gefühl, das allein durch Intrike hervorgerufen und genährt, mit unbegreiflicher Schnelligkeit sich ausbreitete vom Amazonenstrome bis zum Rio de la Plata. Zum Unglück für den Frieden und die Wohlfahrt des Landes lagen in ihm leider nur allzuviele Elemente bereit, welche die Absichten der revolutionären Partei zu fördern geeignet waren. Die europäischen Portugiesen waren bei weitem der intelligenteste Theil der Bevölkerung, und durch überlegenen Gewerbsfleiß fast ausschließlich im Besitze des ganzen Handels. Die revolutionäre Partei reizte gegen diese mehr die verwundete Eitelkeit der Brasilianer, als ihr Gefühl für Recht und Unrecht; und diese angeschlagene Saite gab ihnen mit gewaltigen Schwingungen Antwort. Die längst heimlich genährte Flamme kam plötzlich zum Ausbruch, und führte zu Gewaltthätigkeiten gegen die wehrlosen Europäer, vor denen die Menschlichkeit schaudert, und die ein ewiger Flecken in den Annalen dieses Landes bleiben werden. Selbst Don Pedro, der Politik des Augenblickes hingegeben, schien von diesem Europäerhaß angesteckt. Seine Proklamation gegen die Portugiesen athmete heiß wie der brasilianische Himmel, diese feindliche Gesinnung.

Er ahnete wohl nicht, daß die Löwen, die er jetzt erweckte, auch gegen ihn einst die Klauen drohend ausstrecken würden. „Ruhmvolle Bahianer (sagte er in seinem Aufruf vom 1 August 1822, nachdem er alle Ungerechtigkeiten und Leiden aufgezählt, die Brasilien von dem Mutterlande widerfahren), edler und unglücklicher Theil Brasiliens, an dessen Boden insbesondere jene hungrigen und verpesteten Harpyien haften, wie beklage ich euer Mißgeschick! Wie beklage ich es, daß ich nicht längst schon zu euch hineilen konnte, um eure Thränen zu trocknen, eure Verzweiflung zu lindern! Bahianer, die Ehre ist euer Wahlspruch: vertreibt aus euerm Schoße diese Ungeheuer, die sich von eurem Blute nähren!" — Keine böse Macht wird in der Geschichte herauf beschworen, die nicht Dem, der sie gerufen hat, mit verderblichen Früchten lohnt.

(Schluß folgt.)

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Der sizilianische Klerus ist zahllos und mächtig; in dieser Beziehung darf sich Sizilien mit Spanien messen. Die Klöster sind zwar nicht so reich wie dort, aber nicht minder zahlreich. Die Revolution hat unter ihnen nur auf dem Festlande aufgeräumt, wo fast alle Klöster aufgehoben wurden. Die Sitten der Mönche sind abscheulich, ihre Unwissenheit unglaublich, und Aberglauben und Intoleranz ihr Evangelium. Man scheut sich nicht, den Pöbel zur Mordlust aufzureitzen, indem man öffentlich predigt, daß die Ermordung eines Ketzers ein Werk sey, durch das man sich das Paradies erwerben könne. Geiz und Verkäuflichkeit treiben selbst auf dem Altare Wucher; Alles ist um Geld zu haben, bis auf das Abendmahl, und der Arme, der nicht „den Tari" für die Begräbnißkosten entrichten kann, findet nicht in geweihter Erde eine Ruhestätte. Ich sah zu Castrogiovanni einen jungen Bettelmönch, der in einer der Höhlen, die den unglücklichen Familien als Wohnung dienen, den armen Leuten die Hölle so heiß machte, bis er ihnen den letzten Obolus abgezwungen hatte.

Der Unterschied zwischen dem Klerus der Insel und des Festlandes besteht darin, daß der erstere weniger der neapolitanischen Regierung ergeben ist, daß er sie insgeheim als usurpatorisch verwünscht, und nur darum unterstützt, weil er von ihr Schutz und Beistand erhält. Der letztere hingegen bildet die wahre Leibwache derselben; er vertheidigt ihre Interessen mit einem unermüdlichen Eifer, weil sie auch die seinigen sind. Die Bannbulle, die im Jahre 1821 von Rom aus auf die Carbonari geschleudert wurde, sah man in allen Kirchen des Königreichs angeschlagen, und von allen Kanzeln verkünden; denn die Höfe von Rom und Neapel waren jederzeit durch die innigsten Bande verknüpft. Der Minister Tanucci war dem römischen Stuhle feindlich gesinnt, und der Erzbischof von Tarent, Monsignor Capece Latro zeichnete sich durch seinen aufgeklärten und freisinnigen Geist in diesem Kampfe der Nationalunabhängigkeit gegen fremde Lehensherrlichkeit aus; er schrieb bei dieser Gelegenheit ein Buch, worin er bewies, daß alles Unglück des Königreichs den Anmaßungen der Päpste zuzuschreiben sey. Später jedoch unterwarf sich die Regierung wieder demüthig der geistlichen Zuchtruthe, und das Konkordat von Terracina, das im Februar 1818 abgeschlossen wurde, stellte ausdrücklich die Lehensherrlichkeit des päpstlichen Stuhles über den Hof des Königreiches beider Sizilien fest. *) So sind beide Regierungen von gleichem Geiste beseelt, und von gleichen Prinzipien geleitet.

Die Bischöfe spielen in der Polizeiverwaltung eine wichtige Rolle: ihnen steht die Prärogative zu, die Staatsgewalt über den in ihren Kirchensprengeln herrschenden öffentlichen Geist ununterbrochen in Kenntniß zu erhalten, und ihre Empfehlungen oder Anschuldigungen legen ein großes Gewicht in die Wagschale des Werthes oder Unwerthes eines Bürgers. Ich schweige hier von der Ohrenbeichte, die man als eine neuerfundene Folter anwendet, um den Schuldigen, d. h. den Carbonari, die Namen ihrer Genossen zu erpressen. Diese Erfindung, würdig des Lohns, den ein Kaiser für Jeden aussetzte, der eine neue Art der Hinrichtung erfand, hat die Galeeren und Gefängnisse Siziliens bevölkert. Ich kenne keine größere Landplage als die Religion, die ein Werkzeug in den Händen der zeitlichen Gewalt geworden ist. Den Glauben und das Gewissen zu solchen unheiligen Zwecken mißbrauchen, ist die schmachvollste Arglist, die von Schwäche und Furcht ausgesonnen werden kann.

Bemerkt werden muß jedoch, daß viele Priester an der Revolution von 1820 thätigen Antheil nahmen, obgleich der höhere Klerus sich gleichgültig und sogar feindselig gegen die neue Ordnung der Dinge bewies. Man sah damals in Neapel ganze Gemeinden unter Anführung ihrer Pfarrer anlangen. Diejenigen, welche nachher der weltliche Arm nicht sogleich erreichte, büßten später unter der geistlichen Zuchtruthe das Verbrechen der Freiheit, aber dessenungeachtet werden sie auch noch bis auf diese Stunde von den argwöhnischen Augen der weltlichen Polizei beobachtet. Ich muß hier abermals auf diese furchtbare Polizei, diesen bösen Genius des Landes, zurückkommen, denn überall und unter allen Formen begegnet er Einem auf seinem Wege. Die Polizei ist hier der Staat. Ihre erste Waffe ist die Angeberei, ihre Stütze gegenseitiges und allgemeines Mißtrauen, ihr Zweck Alles in Knechtschaft niederzuhalten, was Gott frei erschaffen hat. Verrath, Gewaltthätigkeit, alle Mittel sind ihr gut.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man nannte das Konkordat damals zu Neapel mit einem Wortspiele: Con cor dato (von Herzen gegeben).

Bruchstück aus einer Reise an die Gränzen von Ladakh.

Bei einer Versammlung der asiatischen Gesellschaft in Calcutta ward ein Brief eines Dr. Gerards vorgelesen, welcher in der Mitte Julius über den Sutledsch ging, um von da seine Reise gegen den Norden fortzusetzen. Das Bett dieses Flusses, über welchen er auf einer Seilbrücke ging, ist 2500 Fuß über der Meeresfläche. Der Weg durch den Bergstaat Culu, der an Rundschit Sing tributbar ist, hat viele Abwechslung von Berg und Thal. Es war aber die Regenzeit, die Landschaft mit Nebel bedeckt und die Wege schlecht und sumpfig. In den heiligen oder Braminen-Dörfern, auf welche er bei seiner Reise traf, ward er mit Gleichgültigkeit behandelt; die Gegenwart einiger Leute des Radschah, welche ihm eine gute Aufnahme verschaffen sollten, fruchtete nichts. Die Seikhs dagegen waren höflich und artig. Der hohe Bergrücken, der die Wasserscheide zwischen dem Sutledsch und Bihs bildet, wurde in einer Höhe von ungefähr 10,700 Fuß überstiegen. Das Volk dieses Bergstaats gleicht dem in den südlichern Gebirgen, hat alle ihre Laster, ist aber kriegerischer. Neben der charakteristischen Erniedrigung der menschlichen Gesellschaft durch Sklaverei, Kindermord, Vielmännerei und dem völligen Mangel an weiblicher Tugend haben sie auch noch Menschenopfer. Die Beschreibung, welche Doktor Gerard von dem Aberglauben und den Grausamkeiten dieses Volks macht, gibt einen betrübenden Begriff von ihrem moralischen Zustande. Hier gibt es zahlreiche Gräber und heilige Plätze, zu welchen Schaaren von Pilgern wallfahrten. Am 27 Julius kam er an den alten Hyphasis bei der Fähre von Kurtor, wo der Fluß eine Breite hat, die er so nahe an seiner Quelle nicht zu finden erwartet hatte. Zu Sultanpore, der Hauptstadt von Culu, schlug er nahe am Ufer seine Zelte auf; er besuchte den Radschah in seinem Palaste und fand dessen Einrichtungen eleganter als er vermuthet hatte. Der Radschah, noch ein ganz junger Mann, benahm sich mit Gewandtheit, und war höflich und aufmerksam gegen den Reisenden. Die Beamten Rundschit Sings, hübsche Leute, kamen in großer Anzahl, einige verlangten ärztliche Hülfe. Sultanpore ist volkreich und stark von Fremden besucht; gute Wege sind aber völlig unbekannt. Die physische Gestaltung dieses Alpenlands ist gigantisch, und seine Gränzen sind genau bezeichnet. Der Sutledsch ist im Süden, der Hyphasis im Westen, und im Norden bildet der Kamm des Himalaya eine prachtvolle Gränze und eröffnet den Weg in Länder, die wir kaum dem Namen nach kennen. Gerard verließ Sultanpore und ging über den Bihs auf einer Doppelbrücke, die durch eine Insel mit einander zusammenhängen. Am 8 August schlug er sein Zelt am Abhange des Himalaya 10.000 Fuß über dem Meere auf, rings umgeben von einer üppigen Vegetation. Der Weg herauf bis zum Gipfel ist eine lange Treppe, die ein Fakir erbaute; am Wege ist ein Nest voll Schlangen, die fromme Gabe eines andern Pilgrims. Sie waren in einem Zustande von Erstarrung, bis die Musik einer Schäferpfeife sie ermunterte. Der Führer war der einzige, der sie mit einiger Achtung zu behandeln schien; der übrige Theil der Gesellschaft trieb Possen mit ihnen. Am 9 überstiegen sie den Himalaya beim Passe Rotang und wendeten sich ein wenig rechts nach den heiligen Bächen des Flusses, die hier in einem rund ummauerten kleinen Bassin zum Behufe der Abwaschung gesammelt sind. Hier ist die Quelle des Bihs, der in einer Entfernung von nur fünf Tagmärschen eine mächtige Breite hat. Die letzte abergläubische Cerimonie, die man an diesem Orte verrichtet, ist die, daß man für den Genius des Stroms ein Opfer in das Wasser fallen läßt. — Die größte Höhe dieser Stelle scheint ungefähr 15,000 Fuß zu seyn. Man stieg nun in einem steilen Abhange hinab und ging über den Chandera-baga, d. h. Mondsfluß, auf einer hängenden Brücke (cradle-bridge). Der Rei-

sende ward hier betroffen durch den Wechsel des Klima's und die Aenderung in dem Aeußern der Bewohner. Die Gestaltung des Landes ändert sich und der ewige Schnee weicht allmählich zurück an die Spitzen der Gebirge. Selbst der Himmel hat ein tieferes und glänzenderes Blau. Nichts war grün als die Saaten; die Vegetation mager und dürr, und die Strahlen der Sonne wirkten mächtig. Auf dem erstern Theile des Wegs war man täglich in Regen und Nebel gehüllt, die Vegetation war üppig und die Bergabhänge mit Fichten bekleidet gewesen. Hier war nichts sichtbar als die Trauerweide, die man pflanzt. Der Boden ist ohne Rasen, und die Luft trocken und elastisch. Am 15 August erreichte Doktor Gerard Tandeh am Ufer des Suredsch-baga, d. h. Sonnenfluß; eine zerbrechliche Brücke von Weidengeflecht führt über den Strom. Tandeh hat eine Höhe von 10,000 Fuß. Doktor Gerard mußte hier seiner Gesundheit wegen fünfzehn Tage bleiben. Während dieses Aufenthalts besuchte er den Tempel von Tilaknath, zwei Tagreise abwärts am Flusse; aber hier ist nichts Interessantes zu sehen, und die Einwohner sind unhöflich und argwöhnisch. Das Thal des Tschunab oder Acesines ist unter der Herrschaft Rundschit Sings; aber die Regierungsbeamten gehen selten bis Tilaknath hinauf. Das ganze Land ist voll alter riesenhafter Ruinen.

Am 29 August setzte er seine Reise längs des Suredsch-baga fort, und am 2 September erreichte er die letzte bewohnte Stelle des Landes, in einer Höhe von 11.000 Fuß. Die Dörfer und das angebaute Land im Thale boten einen schönen Anblick dar; aber das Volk war arm und mit Lumpen bedeckt. Einer der Thakurs des Landes bot ihm Branntwein, der aus Malz, Reiß, Atta und etwas Butter bereitet war, und zugleich seine Dienste an, indem er hinzusetzte, er sey das Oberhaupt des Orts. Fortwährend schien jetzt die Sonne, und die Temperatur stieg mit der Höhe, obgleich sie noch in der Nähe ungeheurer Schneemassen sich befanden. Dartscha ist das letzte Dorf im Thale, und die Sonnenstrahlen, welche von den dürren Felsen abprallten, hoben die Temperatur bis auf 84 Grad (Fahr.) im Schatten. Am 8 September ging Doktor Gerard in einer Höhe von 16,500 Fuß über die Paralasa-Kette, und verfolgte sodann den Suredsch-baga bis zu seiner Quelle, welche ein See ist, der nur 300 Fuß tiefer liegt. Er war gerade im seichtesten Wasserstande, was frühere Beobachtungen bestätigt; die Seen jenseits des Himalaya haben ihren höchsten Stand im Frühjahre, wenn das Eis bricht und thaut. Beim Uebergange über diese hohe Kette blies der Wind schneidend auf der einen Seite, während die Sonnenstrahlen mit sengender Hitze auf der andern brannten. Die außerordentlich dünne, trockene und kalte Luft hemmte die Lebenskraft mit furchtbarer Schnelle. Am sechsten Tage, nachdem sie die Gränze des bewohnten Landes verlassen, stiegen sie den Lätschi hinab, der sich vom Bette des Chander-baga, gleich einer unermeßlichen Mauer, jäh erhob. Auf diesem Bergrücken finden sich Fossilien von Seethieren. Nach einer höchst beschwerlichen Reise über rauhe und steile Berge und steinichte Landstriche schlug Doktor Gerard zum erstenmal sein Zelt auf dem Plateau der Tartarei auf. Das Barometer zeigte eine Höhe von 16,000 Fuß; vor ihnen lag ein schwarzer Bergrücken, der eine gleichförmige Höhe von 5000 Fuß über der Ebene zeigte; dennoch war kein Schnee auf seinem Gipfel. Der Boden war fast ohne alle Vegetation, dürr, hart und voll Risse. Der Himmel hatte eine glänzende Indigofarbe und die Luft war in hohem Grade durchsichtig. Die Bedienten, welche nach Uebersteigung dreier Bergrücken in ein schönes, ebenes Land zu kommen vermeinten, sahen mit unendlicher Bestürzung Alpen über Alpen sich erheben. Ein wildes Roß lief daher. Einer der Leute schoß darnach, aber man hörte kaum einen Schlag, so schwach war der Klang in der dünnen Luft. Auch eine Meute wilder ganz rother Hunde ließ sich sehen. Am 17 September hielt eine Zusammenkunft mit dem Wesir von Ladak die Weiterreise auf. Das Benehmen und die Kleidung dieses Mannes zeigte viel Anstand; seine Unterredung war offen und sein ganzes Aussehen hatte etwas Einnehmendes. Am folgenden Tage lud er den Doktor Gerard zum Essen ein; der Wesir schien im Ganzen ein munterer Bon-Vivant. Er schien das Nichtweiterreisen seines Gastes mehr von dessen Zartgefühl als von einer Autoritätsäußerung von seiner eigenen Seite abhängig zu machen, indem er ihm bemerkte, er werde seine Weiterreise nicht mit Gewalt hindern, die Folgen davon aber würden ihn, den Wesir, in Verlegenheit setzen. Die drei Tage, welche Doktor Gerard in des Wesirs Lager zubrachte, waren sehr interessant; trotz seiner offenen Vertraulichkeit schien er gar nicht munter zu Sinne zu seyn, bis sein Gast sich wieder gegen Süden gewendet habe, und sein Eifer, dessen Reise nach Spiti auf einem Wege längs der chinesischen Gränze zu befördern, zeigte seinen ängstlichen Wunsch, ihn bald aus den Umgebungen der Hauptstadt entfernt zu wissen. Am Morgen des 19 rauchten der Wesir und sein Gast der Sitte gemäß die Pfeifen zusammen und schieden sodann. Die Reise wurde nun sehr unangenehm, weil man sich in einem so wilden Lande der rauhen Nachtluft aussetzen mußte. Man begegnete verschiedenen Haufen wilder Pferde, auf welche vergeblich Jagd gemacht wurde. Südlich gegen Spiti schien sich die Landschaft in schroffen Berggipfeln zu erheben; nordöstlich aber zeigten die Gebirge ungeheure Umrisse, und die Schneelinie war gleichförmiger bezeichnet. Endlich lagerte man in einem Thale, das sich gegen den See Tschimorerel öffnet. Von dieser Stelle aus sah man zahlreiche Heerden Kaschmirziegen, Schafe, Pferde und Yaks. Das Thal ist, die Seeseite ausgenommen, rings eingeschlossen, und der See selbst breitet seine Fläche bis an den Fuß steiler Berge aus, welche das Thal von Spiti, durch dessen Windungen der Weg ging, scharf und hoch umgränzen. Am 27 September ging der Weg dem Seeufer entlang.

Der See Tschimorerel ist rings von Bergen umgeben; auf der nordöstlichen Seite aber hebt sich das Land schroff aus dem Wasser empor bis über die Schneelinie, welche nirgends unter 19.000 Fuß fällt. Weder dieser noch der andere See hat irgend einen Zufluß; und wenn einige Gelehrte dieß bezweifeln wollen, in der Meinung, die Ausdünstung sey in einer so hochgelegenen Gegend nicht hinreichend, um die Zuflüsse von dem geschmolzenen Schnee wieder abzuführen, so vergessen sie, daß die absorbirende Kraft der Atmosphäre durch ihre Verdünnung unendlich vermehrt wird, besonders in Landstrichen, die so trocken sind, da der Reisende oft ewiges unaufgethautes Eis in einer Temperatur von 50 Grad findet, und Waldbäche in ihrem Sturze gefrieren bei einer Temperatur von 20 Grad (Fahr.) über dem Gefrierpunkte. In Indien, wo das Thermometer im Julius und August oft über 90 Grad zeigt, wird die Ausdünstung gehemmt trotz dieser Hitze, weil sich bei der Dichtigkeit des Dampfs eine moderige Decke über Alles ausbreitet. Auf dem Hochlande von Tübet ist die Luft so trocken, daß kein Reif am Boden oder auf dem Grase sichtbar ist, auch wenn das (Fahrenh.-) Thermometer auf Null steht. Um diese Zeit flossen nur unbedeutende Flüßchen in den See Tschimorerel, aber die trockenen Bette, über die man zog, zeigten, daß zu einer gewissen Zeit des Jahrs mächtige Wassermassen sich in denselben ergießen. Der tiefste Wasserstand am Ufer betrug wohl schwerlich mehr als 5 Fuß über der Seefläche, und es ist nicht wahrscheinlich, daß er noch tiefer sinkt. Die höchste Wasserhöhe ist durchaus nicht im August, sondern umgekehrt im Februar, oder wenigstens im Frühjahre, wo die wiederkehrende Wärme das Eis und den Schnee schmelzt.

Der neue Diable Boiteux.

Die Verluste, welche der Pariser Buchhändler Ladvocat seit einem Jahre erlitten hat, haben die ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs veranlaßt, sich dahin zu vereinigen, daß sie demselben monatlich wenigstens zwei Hefte zu einer Flugschrift unter dem Titel: „Le diable boiteux à Paris, ou Paris et les moeurs comme elles sont," unentgeldlich schreiben wollen. Dieses Unternehmen, eben so ehrenvoll für den Buchhändler als die Gelehrten, von denen die meisten ihm glänzende Unterstützungen danken, ist unter die Redaktion der Herren Charles Nodier, de Latouche und Amadeus Pichot gestellt. Die Namen Lamartine, Victor Hugo, Meri und Barthelemi, Cousin, Mignet, Guizot, Casimir Delavigne, Thiers, Saint Marc Girardin Villemain, Arago, Karl Dupin, Chatelain, Nodier, Nestor Roqueplan, Redakteur des Figaro, Jouy, Jules Janin, Redakteur der Revue Encyclopédique, Carrel, Armand Marast, Jay, Etienne u. s. w. sichern diesem edeln Unternehmen einen glänzenden Erfolg. Man vermißt auf dem Verzeichnisse die Namen Chateaubriand, Barante, Beranger und Scribe; diese berühmten Schriftsteller befinden sich aber gegenwärtig nicht in Frankreich, und werden gleichfalls Beiträge nicht verweigern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 250. 7 September 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Im Monat Dezember des Jahres 1821 ließ man in der ersten Hitze der Verfolgung die Proscriptionslisten im Königreiche umherlaufen; man streute Gerüchte aus von erneuerten Verhaftungen und verdoppelter Strenge. Zu gleicher Zeit ließ die Regierung offiziell bekannt machen, daß alle diejenigen, welche Pässe in's Ausland wollten, solche erhalten würden, um sich so selbst zu verbannen. Alle Männer, die sich nicht ganz schuldlos wußten, beeilten sich nun, erschreckt durch die geheimnißvollen Listen, durch die dumpfen Gerüchte von Drohungen, Pässe zu verlangen, und erhielten sie auch. So klagten sie sich selbst an, was die Regierung eben gewünscht hatte. Die am ersten und schnellsten dazu gethan hatten, kamen ohne Hinderniß nach Rom, entweder weil die Aufpasser noch nicht an Ort und Stelle waren, oder weil die Höfe von Rom und Neapel (denn beide waren darüber einverstanden) den später erfolgten Ungerechtigkeiten einigen Schein geben wollten. Der Tag der allgemeinen Abreise erschien; ungefähr zweihundert Verbannte schifften sich auf verschiedenen Fahrzeugen ein; die Einen um sich nach Frankreich, die Andern um sich in die Schweiz zu begeben; der größere Theil wollte seinen Weg nach den verschiedenen Staaten von Italien nehmen; alle schlugen jedoch dieselbe Straße ein. Zu Terracina, der ersten Stadt des römischen Gebietes, angekommen, wurden sie von einem Polizeibeamten angehalten, unter dem Vorwande, er könne so vielen Leuten nicht den Eingang erlauben, und müsse darüber erst nach Rom berichten. Die Flüchtlinge mußten sich mehrere Tage in den elendesten Herbergen behelfen; endlich kamen die Befehle an: die Weiterreise wurde ihnen verweigert. Man führte sie an die neapolitanische Gränze zurück; allein der Rückweg in ihr Vaterland war ihnen bereits versperrt, und diese zweihundert Unglücklichen, auf das grausamste hintergangen, mußten mitten auf der Heerstraße allem Ungemach der Witterung preisgegeben bleiben. Es befanden sich darunter Greise und junge Leute, Geistliche und Laien, Menschen aus allen Ständen. Sie schickten Kourier auf Kourier nach Fondi, und wurden endlich nach Gaëta geführt. Hier erwartete sie ein Polizeibeamter aus Neapel, um ihnen neue Schlingen zu legen. Man bot denen, die sich nach Tunis begeben wollten, andere Pässe und Schiffe an, um sie dahin bringen zu lassen. Allein, da sie einen neuen Verrath und vielleicht ihre Ermordung auf offener See fürchteten, so schlugen sie dieses Anerbieten aus, und wurden durch die Gendarmerie nach Neapel geführt, hier in's Gefängniß geworfen, vor Gericht gestellt, und theils zum Kerker, theils zu den Galeeren verurtheilt. Diese Thatsachen wurden mir von einem alten Geistlichen mitgetheilt, der an dieser Auswanderung Theil nahm. Von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, ließ man ihn endlich frei, schickte ihn aber in seine Heimath und stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht, was eben so gut ist als die Strafe des Damokles.

Nachdem das Dogma der Angeberei in dem socialen Lehrbegriff aufgestellt war, bot die Polizei alle Mühe auf, um es auch in die Sitten zu verpflanzen. Die Gerichtshöfe in ihren Urtheilssprüchen, die Bischöfe in ihren Hirtenbriefen, die Missionäre in ihren Predigten wetteifern, dieses heillose System zu fördern. Es ist als Prinzip angenommen, daß jede Denunciation, selbst die anonyme, willkommen ist. Ein und dasselbe Individuum kann durch neun und neunzig Angeber angeschwärzt, und in Allem unschuldig befunden worden seyn, und doch wird die hundertste Anzeige über dieselbe Sache noch in Betracht gezogen werden. Dieß nennt man in Sizilien das „Scrutinio.“

Der Intendant einer Provinz handhabt zugleich die Administration und Polizei. Mit dieser doppelten Gewalt bekleidet ist er in seinem Bezirke allmächtig, und tausend Mittel stehen ihm zu Gebote, auf die Justiz willkürlich Einfluß zu üben. Nach Gutdünken kann er verhaften lassen, und sogar ohne vorher gegangenes richterliches Erkenntniß, wie ihm beliebt, einen Bürger verbannen; zwar nicht aus dem Königreiche, aber was oft noch schlimmer ist, in irgend eine Provinz, die ihm genehm ist, gleichviel ob der Unglückliche fünfzig oder hundert Meilen weit von dem Schoße seiner Familie, seinen Pflichten und seinen theuersten Interessen entfernt wird. Nimmt der Verbannte seine Zuflucht zum Ministerium, so sendet dieß seine Reklamation zur Berücksichtigung an den Intendanten zurück; welchen Erfolg man sich davon versprechen könne, läßt sich denken. Jedem Intendanten steht ein Unterintendant, ein Polizeikommissär und ein Polizeiinspektor, ein Kapitän und ein Lieutenant der Gendarmerie zur Seite, und alle diese beobachten sich gegenseitig, denunziren sich gegenseitig, und stürzen oft einander selbst in's Verderben. Eben dieses gegenseitige Aufpassen ist das zweite Dogma der Gewalt. Dieses unsichtbare Gespenst lauert auf

der Schwelle eines jeden Hauses, am Herd jeder Familie, auf dem Kopfkissen jedes Bettes, vergiftet die Luft, die man athmet und zerreißt alle Bande des geselligen Lebens. Die Provinz, wo vorzüglich diese Sittenverderbniß ihren Samen ausgestreut hat und die schauderhaftesten Früchte trägt, ist das Principato ulteriore, das im Jahre 1820 zur Militärabtheilung des Generals Guiglielmo Pepe gehörte, und wo zu Monteforte der erste Ausbruch der Revolution statt fand. Die Reaktion war dort im folgenden Jahre furchtbar; noch zehn Jahre darnach sah ich Städte und Dörfer dieser unglücklichen Provinz voll inneren Parteizwistes mitten in dieser wilden Gebirgsgegend den Anblick eines Bürgerkrieges und der gesellschaftlichen Zerrüttung bieten; wiewohl eigentlich vom Kampfe nicht mehr die Rede seyn kann, wo das Gleichgewicht längst gebrochen ist, und es nur übermüthige mit Plünderung beschäftigte Sieger und schweigende und geplünderte Besiegte gibt.

Wenn ich alle Mißbräuche aufzählen wollte, die von der Gewalt der Intendanten in ihrer zweifachen Eigenschaft, als Polizei- und Verwaltungschefs ausgeübt werden, so würde ich weit die mir vorgeschriebenen Gränzen überschreiten, ich kann daher, was noch zu sagen wäre, bloß errathen lassen. Genug, wenn man weiß, daß eine Provinz, d. h. mehrere hunderttausend Menschen der Willkür eines Einzigen preisgegeben sind, und daß man die Leute nur der Regierung als Rebellen zu bezeichnen braucht, um sie gegen alle Klagen taub, gegen alle Verfolgungen blind zu machen.

Auch die Militärgewalt steht dem Intendanten zu Gebote. Außer der Gendarmerie, die aus dem Auswurfe der Nation gebildet ist, gibt es auch noch eine Bürgergarde, die ihr zur Unterstützung dient; um unter ihr aufgenommen zu werden, muß man fleckenlos seyn; indeß würde dieß die geringste Sorge der Befleckten seyn, so wenig Ehre ist unter dieser Fahne zu holen. Die Bürgergarden haben keine Uniform, und zur Waffe Nichts als eine gewöhnliche Jagdflinte. Die Erlaubniß Waffen zu tragen, wird übrigens nur mit äußerster Schwierigkeit erlangt, und muß von dem Minister selbst durch das Organ des Intendanten eingeholt werden, der das Gesuch begutachtet. Man braucht nur an einem Freitage Fleisch gegessen zu haben, um von dieser Begünstigung ausgeschlossen zu werden. Mit Ausnahme einer geringen Anzahl von Auserwählten ist das ganze Königreich bei Leib- und Lebensstrafe entwaffnet.

Die Erfahrung lehrte mich, daß die Bezirksrichter (di circondario) dem Lande eben so viel Gutes als Schlimmes erweisen können. In der Wahl der untern Beamten kann man nicht vorsichtig genug seyn; bestimmt, immer und unmittelbar mit dem Volke in Berührung zu stehen, üben sie den ersten und vielleicht den größten Einfluß auf dasselbe aus; denn in ihren Händen liegt die präventive und initiative Justiz. Doch darum kümmert sich die Regierung wenig; meistentheils werden zu diesen Stellen junge Rechtsgelehrte ernannt, die mehr Ehrgeiz als Kenntnisse besitzen, durchaus aber ihrem Gerichtsbezirke fremd sind, so daß sie weder den Geist und die Bedürfnisse desselben kennen, noch auf die Sitten jenen wohlthätigen Einfluß auszuüben vermögen, der allmählich unter der Bevölkerung ein tieferes Rechtsgefühl begründet. Schlecht besoldet,*) sind sie außerdem einem beständigen Wechsel unterworfen, und werden fast alle drei Jahre von ihren Stellen versetzt. Selbst ein Intendant bleibt selten lange Zeit in einer und derselben Provinz; wie soll sonach Einheit in die Verwaltung gebracht werden? Die Regierung stets besorgt und argwöhnisch, fürchtet auch hier wieder Einfluß und freundschaftliche Verbindungen der Beamten bei längerem Verweilen an einem Orte. Eine Provinz braucht nur um Beibehaltung eines Beamten nachzusuchen, und sie darf seiner augenblicklichen Versetzung gewiß seyn.

*) Diese Beamten sind in drei Klassen abgetheilt, die der letzten Klasse erhalten täglich sechs Carlin (2 Fr. 20 Cents.) Besoldung.

Der Richter übt zugleich die Polizeigewalt aus, und vereint also in Einer Hand zwei Gewalten, die in wohlgeordneten Staaten stets getrennt seyn sollten. In den unter ihm stehenden Gemeinden wird die Polizei von Syndiken gehandhabt, und diese bilden den ersten Ring der eisernen Kette, in die das Königreich geschlagen ist. Ich habe viele Richter kennen gelernt, und unter ihnen treffliche Männer gefunden, die das Unglück ihres Vaterlandes tief beseufzten; junge Richter, die fern von allem politischen Hasse oft ihr Sbirrenamt vernachlässigen, aber dafür der Zurechtweisung höhern Ortes nicht entgehen. Ich war der Gast eines dieser jungen Beamten, mit dem ich mich sogar durch ein dauerhaftes Band der Freundschaft vereinigt fühle, als er ein Umlaufschreiben erhielt, worin der Intendant ihm zu erkennen gab, wie sehr der Polizeiminister sich über ihre Indolenz beklagen zu müssen glaube, da er sie in einem monotonen Geschäftsgang (dieß waren die eigenen Worte) eingeschlafen sehe. Der ganze Fehler dieser Beamten bestand aber darin, daß sie die Besiegten einmal Athem schöpfen, und auf einen Augenblick das Schwert der Verfolgung ruhen ließen. Die Richter sind eben so wenig vor Denunziation sicher gestellt als ihre Vorgesetzten. Bei jeder Angabe, sie mag nun von einem Namen unterzeichnet seyn oder nicht, schickt man Kommissäre ab, um sie in der Nähe zu beobachten; diese Kommissäre verbergen ihr Spionengeschäft unter der Maske einer Geschäftsreise oder administrativen Sendung und erstatten nach Gefallen an das Ministerium Bericht.

Es bleibt hier noch von der Staatsjunta, oder dem obersten Gerichtshofe zu sprechen, was mit zwei Worten geschehen ist, wenn man sagt, daß sie eine politische Inquisition ist.

(Schluß folgt.)

Don Pedro und die brasilianische Revolution.

(Schluß.)

Nach dieser flüchtigen Andeutung der Ursachen, die Brasiliens Losreißung von Portugal zur Folge hatten, bleibt noch zu untersuchen übrig, durch welche Veranlassungen Don Pedro seine Krone verlor, und sein Reich an den Rand der Anarchie geführt wurde. Hier bieten sich hauptsächlich drei Ursachen dar: 1) der Krieg mit Buenos Ayres, 2) die Intervention zu Gunsten der jungen Königin Dona Maria in die innern Angelegenheiten Portugals; 3) die Aufhebung des Sklavenhandels und die Sittenverderbniß, und der feile Sinn des brasilianischen Volkes.

Der Krieg mit der Republik von Buenos-Ayres, unternommen ohne irgend einen gerechten Grund, bloß aus Ehrgeiz und Ver-

größerungssucht, fiel nicht nur unglücklich für den Waffenruhm des Kaiserreiches aus, sondern zerstörte auch seinen Handel, erschöpfte seine Finanzen und nährte den tiefgewurzelten Geist des Mißvergnügens in allen Provinzen. Doch einen noch tödtlicheren Streich erhielt die Politik und Popularität des Kaisers durch seine Intervention in den politischen Verhältnissen Portugals; wobei er sich allzu weit von den großen Prinzipien der Revolution entfernte, die er einst selbst mit so viel Energie ausgesprochen, indem er zugleich geradezu gegen die theuersten Interessen des Landes anstieß, und hiedurch die öffentliche Meinung zu unumwundenem Widerspruch herausforderte. Die Richtung, die Don Pedro's Politik hiebei einschlug, erschien in einem so antinationalen Lichte, daß die Kammer der für die junge Königin zu London gemachten Anleihe geradezu ihre Bewilligung versagte. Auf der andern Seite sah die republikanische Partei mit Freude den Augenblick herannahen, der für ihre kühnen Entwürfe eine glückliche Entscheidung herbeizuführen schien. Mit machiavellistischer Gewandtheit schürte sie die Flamme, weckte die Furcht und regte die Leidenschaften in den Gemüthern des Volkes auf, dem sie vorspiegelte, es sey die Absicht des Kaisers, Brasilien wieder in seine alten Kolonialverhältnisse unter Portugals Herrschaft zurückzuführen. Der Hochmuth und die Anmaßungen der portugiesischen Flüchtlinge zu Rio-Janeiro trugen nicht wenig dazu bei, diesen Einflüsterungen die Farbe der Wahrscheinlichkeit zu geben. Doch blieb Dessen ungeachtet die Intervention in den Angelegenheiten Portugals mehr die entfernte, als unmittelbare Veranlassung der letzten Revolution, die Don Pedro eben so schnell von seinem Throne stürzte, als er ihn bestiegen hatte. Die eigentliche Ursache liegt weit tiefer, und muß in dem Charakter der brasilianischen Bevölkerung gesucht werden, deren Sittenverderbniß und feiler Eigennutz kaum von Jemand begriffen werden dürfte, der nicht bei einem längern Aufenthalt in diesem Lande die allgemeine moralische Verwilderung mit eigenen Augen gesehen hat. Die heillose Saat des alten Despotismus wucherte fort, und trug ihre verderbliche Früchte; unglücklicherweise für Don Pedro war er vom Geschick bestimmt, die Schuld seiner Vorfahren zu büßen. Das ist der Fluch des Bösen, der unabwendbar an seinem Fuße haftet bis in's dritte und vierte Glied der menschlichen Geschlechter. Unwissenheit, moralische Verschlechterung, feiler Sklavensinn, die Grundpfeiler der absoluten Gewalt, auf denen der Despotismus seine trügerische Macht zu bauen genöthigt ist, brechen endlich früher oder später über dem schuldbeladenen Haupte des eigenen Baumeisters zusammen. Leider sehen wir in der Geschichte oft erst Jahrhunderte darnach unter den Trümmern des bösen Werkes die schuldlosen Nachkommen eines verbrecherischen Geschlechtes begraben werden. Ludwig XVI mußte so mit seinem Blute den Frevel seiner Vorfahren, an der edlern Natur des Menschen verübt, bezahlen. Auch die brasilianische Revolution stieß nur das fehlerhafte System um, während die Verderbniß des Volkes fortbestand, die mit giftigem Zahne am Mark des öffentlichen und Privatlebens zehrte.

Diesen Augiasstall der nationalen Demoralisation zu säubern, war Don Pedro's unablässiges Bestreben; aber minder glücklich als sein fabelhafter Vorgänger, kostete ihm dieser Versuch die Krone. Sein Ministerium, gegen das so oft das Geschrei des Pöbels laut wurde, unterstützte nach Kräften die Absichten des Kaisers. Die Abschaffung des Sklavenhandels — eine Quelle unermeßlichen Reichthums für die Menschenfleischhändler, die ihn betrieben, obgleich offenbar im Widerstreite mit den besten Interessen des Landes — erweckte allgemeines Mißvergnügen, und als das Ministerium auf seiner Reformbahn fortschreitend die handgreiflichen Mißbräuche, die alle Zweige der Staatsverwaltung ergriffen hatten, auszurotten versuchten, durchbrach der wilde Strom der Revolution mit einem Male alle Dämme. Der Kaiser sah sich bis auf den letzten Mann verlassen, da selbst seine Anhänger aus Furcht vor der öffentlichen Rache, die sie heranschreiten sahen, sich der republikanischen Partei in die Arme warfen. Man nennt einen Marquis, der auch in diesem Lande nicht unbekannt ist, und durch reiche Vertheilungen unter die Truppen mächtig auf den Gang der jüngsten Ereignisse eingewirkt haben soll, indem er so aus dem Hintergrunde den Hebel der Bewegung leitete.

Welche neue Laufbahn der Kaiser für die Zukunft einzuschlagen gedenkt — ob er gleich Sulla, der Herrschaft müde, sich zurückziehen werde in die Stille des Privatlebens — ob er es unternimmt den Minotaurus Portugals von seinem geraubten Throne zu stoßen — oder ob vielleicht im Verlaufe von wenigen Monaten eine Gegenrevolution in Brasilien ihn wieder über den atlantischen Ozean zurückrufen wird — sind Fragen, die wir nicht zu beantworten wagen. So viel bleibt gewiß, daß Don Pedro das Opfer verwickelter Verhältnisse wurde, deren Gang zu hemmen, außer aller menschlichen Berechnung lag. Jedenfalls aber verdiente er ein besseres Schicksal, als womit ihm Brasilien lohnte, für dessen Krone er seinem königlichen Erbe in Portugal entsagte. Ueberhaupt hängt über Brasiliens künftigen Geschicken ein dichter Schleier furchtbarer Ungewißheit. Es ist bereits angedeutet worden, daß das brasilianische Volk zur Zeit der ersten Revolution weder würdig noch fähig genug war, freie Institutionen zu erhalten. Alle Phasen, die es auf der revolutionären Bahn durchlief, trugen mehr das Merkmal blinder Nachahmung als reiner Freiheitsliebe. Im Jahre 1821 rief es nach dem Vorbilde des Mutterstaates eine Konstitution aus; wenige Monate darnach erklärte es sich nach dem Beispiele des spanischen Amerika als unabhängig, und bei dem Thronsturze Don Pedro's scheint es von der Bewunderung der Pariser Juliustage fortgerissen worden zu seyn, wenn man anders den oft gehörten Ruf: „Viva a libertade franceza!“ so deuten darf. Bei einem nächsten Umschwunge der Dinge wird vielleicht St. Domingo sein Typus werden und hier möchte seine Nachahmungssucht die glücklichste Wahl getroffen haben; denn die gesellschaftlichen Elemente von Brasilien sind bei weitem analoger mit denen von St. Domingo, als von irgend einem andern Lande, das es sich bisher zum Vorbilde nahm. Wenn man die Grundstoffe zur Anarchie in Erwägung zieht, die in Brasilien gähren, so kann man nur mit Schrecken in die Zukunft dieses gesegneten Reiches blicken, das in seinen goldgeschwängerten Strömen die Mythen des Paktolus verwirklichen zu wollen scheint. Das Verhältniß der schwarzen und farbigen Bevölkerung zu den weißen Menschen, ist wie sieben zu eins. Das drei Jahrhunderte erlittene Unrecht schreit um Vergeltung. Die Binde, mit der eine unmenschliche Bedrückung so lange die Augen verschlossen hielt, ist plötzlich gefallen, und das farbige Volk fühlt seine eigene Kraft und Wichtigkeit. Die Gelegenheit — wie sehr zu fürchten

ist — wird nicht ausbleiben, den tödtlich gehaßten Weißen das erduldete Unrecht blutig heimzugeben. Die Schleußen des Ehrgeizes sind zertrümmert und dem Ausbruche der furchtbarsten Anarchie der Weg geöffnet, oder um uns Napoleons Worte zu bedienen: „Tous les élémens sont prêts, il ne faut qu'un point d'appui, qu'un homme. Brasilien wird wie Neapel seinen Massaniello haben.

Fortschritte der Civilisation in Aegypten. *)

Die Unsicherheit der Nilschifffahrt hat eine europäische Gesellschaft auf den Gedanken gebracht, eine Assekuranz-Kompagnie zu errichten; diese befindet sich jezt bereits in voller Thätigkeit, und Alles verspricht ihr günstigen Erfolg.

Die großen Beschwerden der Landreise von Alexandrien nach Rosette, die zwölf Stunden durch die Wüste führt, wo man nicht einen einzigen Punkt trifft, auf dem man anhalten könnte, veranlaßten mich, dem Vizekönige den Vorschlag zu machen, auf der Hälfte jenes Wegs, am Fuße eines Telegraphenthurms, wo man einen Brunnen mit trinkbarem Wasser entdeckt hat, ein Schutzhaus oder eine Art von Karawanserai bauen zu lassen. Nächst der Bequemlichkeit der Reisenden überhaupt hatte er bei diesem Vorschlage noch das Interesse des Handels, besonders das des französischen, im Auge, da dieser die kostbaren Waaren, als: Korallen, Cochenille, Tücher u. s. w. zu Lande nach Rosette verladet, um die Gefahren der See zu vermeiden. Der Vizekönig ging auf den Vorschlag mit vieler Bereitwilligkeit ein; die Reisenden haben dieser keine geringe Bequemlichkeit zu danken.

Es wäre zu weitläufig, alle Fragen rücksichtlich des Zustandes der Kanäle und des Ackerbaues zu beantworten. Was ich hierüber zu sagen weiß, behalte ich mir für eine andere Zeit vor und beschränke mich jezt nur darauf, Sie zu versichern, daß Mohamed Ali nie mehr Werth und Sorgfalt auf diese Gegenstände gelegt hat als eben jezt; mehr als 70.000 Menschen sind in diesem Augenblicke mit Ausgraben, Ausbessern und Ausmauern der Kanäle beschäftigt. Die Pflanzungen von Oliven und Maulbeerbäumen, die großen Nutzen versprechen, vermehren sich, und der Anbau des Mohns, zu Bereitung des Opiums, den man vor Alters in Ober-Aegypten betrieb, woher man auch das sogenannte Opium des Said bezog, gewinnt sehr an Ausdehnung. Der Vizekönig hat im vergangenen Jahre bereits 25.000 Feddans Land (5.920 Quadratmètres) besäen lassen; diese erste Ernte war sehr ergiebig. In diesem Jahre werden 25.000 andere Feddans besäet, und so fort bis auf 100,000; der Ertrag wird auf 12 Fr. das Pfund geschäzt.

Mohamed Ali, der wohl weiß, daß der eigentliche Reichthum Aegyptens in seinen Produkten besteht, verfolgt die Nachforschungen, welche die Mineralogen auf verschiedenen Punkten seiner Staaten anstellten, mit Eifer; weniger, um, wie die gemeinen Leute glauben, Gold und Silber zu finden, sondern um Blei, Kupfer und vor Allem Steinkohlen zu entdecken. Man hat auf dem Berge Sinai bereits Manganoxyd (Braunstein) in großer Menge gefunden, so daß Aegypten künftig nicht mehr nöthig haben wird, bedeutende Summen für die Fabrikation der Chlorpräparate nach Europa zu zahlen. Eben so hat man in Mokatam nahe bei Kairo ein Lager von schönem Töpferthon entdeckt; am rothen Meer findet man Schwefel; allein die Hoffnung, auf der Straße nach Suez Wasser zu entdecken, ist getäuscht worden. Der artesische Bohrer wurde ohne Erfolg angewendet.

Eine Unternehmung, die der großen Entwürfe Mohamed Ali's würdig ist, und womit er geneigt scheint sich unablässig zu beschäftigen, ist die Ausbesserung, Reinigung oder vielmehr neue Führung des mit so großen Kosten gegrabenen Verbindungskanals des Nils mit Alexandrien. Der Kanal von Mahmudieh wird im Augenblicke, wo der Nil zurücktritt, verschlammt, und ist auf der dem Flusse am nächsten liegenden Stelle durch sieben Monate nicht schiffbar. Man beabsichtigt dieses Jahr in der Mitte der verschlammten Stelle einen kleinen Kanal offen zu halten, in den man das Wasser mittelst einiger dreißig Schöpfräder bringt, die in Aegypten sehr häufig sind.

Merkwürdig ist die Anstelligkeit der Araber für medizinische und chirurgische Wissenschaften. Die Anstalt zu Abuzabel, von deren Gedeihen Herr Doktor Pariset, alle unterrichteten Reisenden und die jährlichen Berichte Sie in Kenntniß gesezt haben werden, und die unserm Landsmanne, dem Doktor Clot, so viele Ehre macht, hat uns Wunder sehen lassen, über die wir, eben so wie Mohamed Ali, um so mehr erstaunten, je weniger wir sie, nach dem Geschwäz, das Neid und Intrike erhoben hatten, erwarten durften. Bei Eröffnung des Kurses, dem ich nebst dem Herrn Michaud von der französischen Akademie und dem französischen Doktor Caporal, Oberarzte des Gouvernements von Candia, beiwohnte, ließ der leztere, dem man vielleicht Zweifel und Vorurtheile eingeflößt hatte, einen ganzen Morgen und Abend hindurch in unsrer Gegenwart über die Zöglinge eine strenge Prüfung ergehen, indem er ohne Unterschied an diejenigen, die die meisten Studienjahre, nämlich vier, hatten, die schwierigsten Fragen aus der Anatomie, Physiologie und der Wundarzneikunde richtete. Die Antworten waren so bestimmt, so richtig und in jeder Hinsicht so befriedigend, daß er sein höchliches Erstaunen ausdrückte, indem er uns erklärte, wie er nicht glaube, daß man in irgend einem andern Lande der Erde, in den trefflichsten Schulen, mehr erwarten und mehr leisten könne. Drei der nämlichen Zöglinge des vierten Jahrs haben dieser Tage, besser noch durch die That als durch die Antworten, bewiesen, was sie von ihrem Meister in chirurgischen Operationen gelernt hatten, indem sie solche mit eigenen Händen vor den Professoren und den versammelten Zöglingen der Schule verrichteten. Diese drei Zöglinge haben ganz allein, ohne Beistand, an drei Kranken den Steinschnitt vollzogen, ohne sich der kleinsten Irrung oder Vergeßlichkeit schuldig zu machen, und so schulgerecht und mit so viel Geschicklichkeit als es nur unsre geübtesten und geschicktesten Chirurgen gekonnt hätten. Denselben Abend überbrachte Doktor Clot in meiner Gegenwart dem Vizekönige die ausgeschnittenen Steine, mehr als dreißig an der Zahl, der versicherte, daß sie ihm lieber wären als Diamanten.

*) Auszug aus einem Briefe des Herrn Mimaut an Herrn Jomard, Vizepräsident der Central-Kommission der geographischen Gesellschaft aus Kairo, den 4 Mai 1831.

Vermischte Nachrichten.

Ueber den Vulkan auf Neuseeland, von welchem bereits in diesen Blättern Andeutungen enthalten waren, gibt die Literary Gazette folgenden nähern Bericht: „Dieser feuerspeiende Berg hat ungefähr drei englische Meilen im Umkreis und liegt auf der weißen Insel, ungefähr dreißig Meilen von der Küste der Plentybay, zwischen dem Ostkap und der Ausmündung der Themse (was also mit der im Auslande S. 922 erwähnten Angabe des neuseeländischen Häuptlings Korro-Korro übereinstimmt). Bei einem neuerlichen Besuche von Engländern auf dieser Insel bot der Vulkan, der Flammen und Rauch ausstieß, ein furchtbares Schauspiel. Ein See von kochendem Schwefel hatte sich an seinem Fuße gebildet, und der Boden der Umgegend war mit einer Schwefelkruste bedeckt. Die Eingebornen erzählten, der Vulkan habe seinen Verlauf unter dem Meere bis ins Innere von Neuseeland, zwanzig Meilen von der Küste, wo sich ein See von siedendem Wasser befinde, in welchem die Neuseeländer Lebensmittel kochen.“

•

Zu London wurden die Originalmanuscripte der Romane Walter Scotts versteigert; dieselben sind sehr gut erhalten, und man sieht daran nur wenig ausgestrichen oder verbessert. Diese merkwürdige Versteigerung hatte eine große Menge Neugieriger und Literaturfreunde herbeigezogen. Das Manuscript des Klosters wurde um 18 Pf. verkauft, das von Guy Mannering um 27 Pf., das der Puritaner um 33 Pf., das des Alterthümlers um 42 Pf., das von Rob-Roy um 50 Pf., das von Peveril vom Gipfel um 42 Pf. Waverley, der Abt, Ivanhoe, Nigel, Kenilworth und die Braut von Lammermoor wurden von 12 bis 17 Pf. versteigert. Die dreizehn Manuscripte trugen 316 Pf. 4 Sch. ein.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 251. 8 September 1831.

Die französischen Volksbücher.

Man würde sich sehr irren, wenn man auf die Bildung eines Volkes von seinen gelehrten Gesellschaften und Akademien oder aus den jährlichen Bücheranzeigen und Meßkatalogen schließen wollte. Die große Masse weiß von beiden vielleicht eben so wenig, als der arbeitende Magen von dem Dichten und Denken des Kopfes. Allerdings muß jede wahre Wissenschaft und Kunst einer Nation mit ihren tiefsten Wurzelfasern im Volksleben gegründet seyn; allein in ihrer Entwicklung macht sie sich immer mehr von ihm los, und die Krone ihrer Blüthe trägt sie frei und selbstständig, und nur die Farbe derselben verräth die Natur des Bodens, aus dem sie aufgewachsen ist. So sehen wir Zeitalter in der Geschichte, wie das goldene des Augustus, wo die Literatur in vollster Blüthe steht, während die Masse des Volkes in der tiefsten Versunkenheit liegt, und so sehen wir täglich Preisschriften krönen, und Akademien auf ihre lebendigen und todten Mitgliedern Lobreden halten, während das Volk — und vielleicht zum Glück derselben — kaum weiß, daß Jemand mit schwerem Geld dafür bezahlt wird, Abhandlungen über Volksglück und Volksbildung zu schreiben. Das Volk ist gegen solche unsterbliche Verdienste rasend undankbar.

So wenig man nun, wie gesagt, von der Menge gelehrter Gesellschaften und Bücher auf das Volk selbst schließen kann, so wenig kann man daraus, daß es sich um dieselben wenig oder gar nicht kümmert, schließen, daß es durchaus dumm und ungeschliffen sey. Vielmehr gewahrt man bei näherer Besichtigung, daß das Volk gerade je mehr es der hoch oder ihm gehegten und gepflegten Wissenschaft ferne steht, eine desto reichhaltigere und eigenthümlichere Literatur für sich hat, wenn auch nicht immer eine geschriebene oder gedruckte; wie der Magen — um bei diesem Vergleiche stehen zu bleiben — denn auch zu lesen und zu denken anfängt, eben wenn am meisten die Gehirnthätigkeit des Kopfes erloschen ist. Man denke sich aber diese Literatur, die man mit vielem Recht die somnambüle nennen könnte, die sich von Geschlecht zu Geschlecht größtentheils durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzte, bis man nach Erfindung der Buchdruckerkunst anfing, sie auch ordentlich in Bücher abzufassen, nur nicht beschränkt und einseitig; sie enthält alle Fächer, die später von den Gelehrten erst recht entwickelt und ausgebaut werden, wie das Samenkorn die schlummernde Blume; Theologie, Astronomie, Philosophie, Geschichte, Arzneikunde, Jurisprudenz u. s. w. Während die Gottesgelehrten über die Dogmen der allein möglichen Seligkeit streiten, geht das Volk neben her mit seinen Legenden; während die Geschichtschreiber die Thaten der Könige und Feldherren beschreiben, und des armen Volkes dabei gänzlich vergessen, schreibt es sich selbst seine Geschichte in seinen Sagen, die nicht minder gewissenhaft die Gerechtigkeit ausüben, als die Geschichte, wenigstens versäumen sie nie die Dränger und Drücker des Volks vom Teufel holen zu lassen; seine Philosophie und Jurisprudenz liegt in Sprüchwörtern aufgespeichert, nicht selten klarer und verständlicher als im Organon und den Pandekten; seine astronomischen, medizinischen und meteorologischen Kenntnisse sind in seinen Bauernregeln und Kalendern aufbewahrt. Indeß soll damit nicht gesagt seyn, daß alle diese Fächer bereits zu einem organischen Ganzen ausgesponnen und entwickelt sind, vielmehr liegen sie noch alle durcheinander verschlungen, und Eines spielt in's Andere über. Aber irren wird man deßhalb doch nicht, wenn man die Kinderanfänge unsrer Gelehrsamkeit in den Winterabenden der Rockenstuben, in den dämmerigen Bauernhütten, in den abgegriffenen Büchern oder dem Thürgesimse sucht.

Freilich sieht jetzt die Wissenschaft mit verächtlichem Lächeln auf ihre Spielzeuge und Kinderjäckchen herab, und die gelehrten Philanthropen konnten nicht eifrig genug dem Volke seine kindischen Dummheiten aus den Händen reißen. Besser hätten sie es vielleicht der Zeit überlassen, die allein Menschen und Völker groß zieht, und mündig werden läßt; dadurch daß man ein Kind in die Kleider eines Erwachsenen steckt, hat man noch nichts weiter gethan, als daß man es in dem schlotterigen Gewande bei jeder Bewegung der Gefahr aussetzt, elend hinzufallen. Glücklicherweise ist dem Volke eine so zähe Anhänglichkeit an das Alte angeboren, daß man trotz allem Stoßen und Drängen es niemals weiter vor- oder rückwärts bringt, als es eben selbst gehen will und kann, wodurch die alle Entwicklungsphasen übersteigende Aufklärungssucht ein heilsames Gegengewicht fand. Nicht einmal in Frankreich ist es ihr gelungen, dem Volke seinen kindischen Geschmack an Fabelbüchern und Aberglauben zu verleiden, und vielleicht besteht, ungeachtet aller Macht des Verstandes und der Preßfreiheit in Frankreich, nirgends noch eine größere Vorliebe dafür, als eben hier. Die folgenden Mittheilungen liefern hiezu merkwürdige Belege.

Längst schon waren hier philanthropische Gesellschaften thätig, durch populäre Schriften den Volksbüchern (zwischen beiden ist ein

großer Unterschied, ungefähr ein so großer als zwischen einem Zuckerbrod und einem Schulbuch) entgegen zu arbeiten. Man wählte die niedrigsten Preise, man versuchte alle möglichen Formen, um sie unter den niedern Volksklassen in Gang zu bringen. Allein diese Schriften hatten, so wohlgemeint sie waren, zwei Fehler, sie waren zu gescheidt und zu wohlfeil. Man wendete sich geradezu an den Verstand des Volkes, der noch nicht da war, und so wurden sie auch nicht verstanden. Dann vertheilte man sie fast umsonst, was dem Volke, das wie die Kinder auch scheu und argwöhnisch ist, verdächtig vorkam. Das arme Volk, es erhält nirgends etwas umsonst, das Gute schon an und für sich nicht, und nicht einmal das Schlimme, z. B. Strafen. Es ging ihm wie den Wilden in Afrika, die nicht begreifen konnten, daß Männer wie Mungo Park, Laining und Clapperton sich bloß der Erweiterung der Wissenschaft halber in unwirthbare Wüsten und Gefahren stürzen sollten, sie hielten sie für Zauberer oder Schatzgräber und schlugen sie bei Gelegenheit todt. So geschah es, daß die populären Schriften, die unter der Verwaltung Decazes um zwei und drei Centimes unter das Volk vertheilt wurden, überall hinter die Thüre flogen, und der „hinkende Bote" gelesen wurde nach wie vor. Der französische Bauer ist wie allerwärts; er achtet nur Das, was er bezahlt hat mit seinem schwerverdienten Geld, und vielleicht würde er nicht einmal prozessiren mögen, wenn er dafür nicht sündentheuer bezahlen müßte. In diesem Falle sind sie so gescheidt wie der gescheidteste Mann, der gern ein schönes Stück Geld für ein Buch ausgibt, das ihn interessirt, und dem Wohlthäter wenig Dank wissen würde, der ihm seinen Tisch unentgeldlich mit Schriften vollegen wollte, aus denen er nichts, was ihm anständig ist, schöpfen kann.

Niemand war, aus leichtbegreiflichen Gründen, so bereitwillig, gegen alle hinkenden Boten und wahrsagenden Kalender ein Auge zuzudrücken, als die Restauration; sie beging denselben Fehler als die Aufklärer; während diese das Volk in ihrem Treibhause nicht schnell genug hinaufschrauben zu können glaubten, so hätte sie um Alles in der Welt willen gern gesehen, wenn Jedermann wieder in die Kinderstube zurückgekehrt, die Birkenruthe fein andächtig geküßt hätte. Erst als der bei Stahl in Paris herauskommende „Double Liegeois" im Jahre 1830 die Stelle enthielt: „Wer noch so gutmüthig und willfährig ist, muß zugeben, daß ein System, wo Worte und Handlungen im geraden Widerspruche stehen, auf die Länge nicht dauern kann" — wurde die Aufmerksamkeit der Restauration auch auf die Volkskalender geleitet. Der „Double Liegeois" wurde in Beschlag genommen. Merkwürdig hiebei ist, daß die bedrohliche Prophezeiung unter dem 25 Julius zu stehen gekommen war. Es läßt sich denken, daß die gleich darauf statt gefundenen Ereignisse nicht wenig dazu beitrugen, den „Double Liegeois" bei dem gemeinen Mann in einen Kredit zu setzen, den alle Pfenningsschriften des Herrn von Decazes nie und nimmermehr erreicht haben würden.

Ueberhaupt können in Frankreich die Kalender als der Eckstein der Volksliteratur betrachtet werden. In manchen Departementen bilden sie die einzige Bibliothek von sechs Achteln der Bevölkerung. Es ist fast unmöglich die Zahl von Kalendern zu bestimmen, mit denen Frankreich alljährlich überschwemmt wird, da die Menge der Spekulanten sowohl, die sich mit diesem Handelszweige abgeben, als die der Nachdrucke ungeheuer ist. Man kann bloß annäherungsweise annehmen, daß die Hauptmärkte dieser Verlagsartikel: Troyes, Rouen, Paris, Beauvais, Lille, Montbelliard, Epinal, Nantes und Limoges von dem „Mathieu Lansberg" allein jährlich gegen drei Millionen Abdrücke in Umlauf bringen. Troyes allein liefert ein Sechstheil dieser Zahl und den Ruhm dieser Fruchtbarkeit bewährt es sich aus der grauesten Vorzeit der Kalenderliteratur.

Daß es darin unübertroffen blieb, muß man der Wohlfeilheit des Materials und der Arbeit zuschreiben, zwei Bedingungen, die dem Gedeihen von Spekulationen, welche von so geringem Vortheil abhängen, unumgänglich nothwendig sind. In dieser Beziehung, sollte man glauben, stehe Paris in weniger günstigem Verhältnisse, und dennoch liefert es einen Kalendervorrath, der wenig hinter dem der zweiten Hauptstadt der Champagne zurückbleibt. Stahl's „Double Liegeois" setzt jährlich 130 bis 180 Tausend Exemplare ab, und der von der Wittwe Demoraine und von Boucquaine, dem würdigen Nachfolger des berühmten Tiger am literarischen Schandpfahl, herausgegebene „Pariser Astrolog" hat einen noch weit größern Absatz; der letzterwähnte Astrolog ist nicht ohne gutmüthigen Witz geschrieben, und hat offenbar seinen Nebenbuhlern den Vorrang abgelaufen, obgleich oder vielmehr weil er dem Hunger nach Prophezeiungen, der den Hauptcharakter seines Publikums ausmacht, sein Schärflein nicht verweigert. Diese Nachgiebigkeit, mit der er dem Geschmack seiner Leser fröhnt, abgerechnet, findet man indeß auf seinen Blättern gute Sprüche und Klugheitslehren, ärztliche und meteorologische Winke, die auf lange Erfahrung gegründet sind, eine Uebersicht der Strafen, welche auf die vom gemeinen Volk am häufigsten begangene Verbrechen gesetzt sind, und einen Inbegriff der politischen Ereignisse. In Bezug auf letztere muß im Vorbeigehen erwähnt werden, daß in dem Pariser Astrologen von 1831 der Feldzug nach Algier erzählt wird, ohne des Feldherrn auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Vor der Juliusrevolution mußte es sich Napoleon wohl auch gefallen lassen, in einen Marquis Bonaparte verwandelt zu werden. „Gott ist groß" würde hiebei ein Türke sagen — und wir sind sehr klein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer Mexiko's.

Gegen Ende des vergangenen Jahres ist in England das große Prachtwerk über die mexikanischen Alterthümer vollendet worden, dessen Herausgabe die Welt der beispiellosen Municifenz des Lord Kingsborough verdankt. Dasselbe ist in sieben Foliobänden erschienen, und stellt sich würdig den berühmten Werken Daniels über Indien und Denon's über Aegypten an die Seite. Es enthält die wichtigsten Aufschlüsse über einen bisher noch völlig unbekannten Zweig der Archäologie, die Alterthümer der neuen Welt, auf die der gelehrte Humboldt zuerst die Aufmerksamkeit Europa's lenkte. *)

*) Der vollständige Titel dieses Werkes, auf dessen Herausgabe das Ausland in den Jahrgängen 1829 (S. 1207) und 1830 (S. 1176) aufmerksam machte, heißt: Antiquities of Mexico, comprising fac-similes of ancient Mexican paintings and hieroglyphics, preserved in the Royal Library of Paris, Berlin, Dresden; in

Herr Aglio hat die Herausgabe desselben geleitet. Man findet darin die Gemälde und Hieroglyphen des alten Mexiko gesammelt, die zerstreut in den Sammlungen von Dresden und Wien, in dem Museum Borgia zu Rom, in den Bibliotheken von Bologna und Oxford aufbewahrt werden, samt den Monumenten Neuspaniens, die von Dupaix im verkleinerten Maßstabe aufgenommen und mit darauf bezüglichen Erklärungen begleitet sind. Dieses Riesenwerk bildet eine vollständige Uebersicht der Sitten, Alterthümer und selbst der Literatur jenes merkwürdigsten Volkes von Amerika, das mit großen Schritten einer ganz eigenthümlichen, und mancherlei Aehnlichkeiten ungeachtet, doch völlig von der alten Welt verschiedenen Civilisation entgegenging, als das Schwert der europäischen Eroberer es fast bis auf die letzten Spuren hinwegtilgte. Wie erstaunt man mitten unter diesen Denkmälern der von den Spaniern unterjochten Nationen, deren Bildung und Künste von denen der Europäer verdrängt wurden, Spuren eines Volkes zu finden, von dem kaum noch der Name übrig ist, und dessen zahlreiche Denkmäler von einer Civilisation zeugen, die weit ausgebildeter und vollkommener gewesen seyn muß, als die der von Cortes besiegten Völker, auf welche es wahrscheinlich von alter Zeit her einen mystischen Einfluß übte! Wir meinen hier namentlich jene Ruinen von Palenque, die sich einige Meilen von Ciudad-Real *) mitten in der Wüste erheben, und Europa zuzurufen scheinen: Ihr kennt nicht das Alter dieses Bodens, den ihr die neue Welt genannt habt, dessen Civilisation vielleicht eben so alt ist, als die Aegyptens und Indiens; ein mächtiges Volk von durchaus eigenthümlichem physiologischen Charakter hat dieses Land beherrscht und eine ungeheure Stadt erbaut, deren Architektur oft an die griechischen und römischen Denkmäler erinnert, und verschwunden ist es von der Erde, so völlig verschwunden, daß die armen Indianer, die zwischen diesen Ruinen umherirren, keinen andern Namen dafür wissen als steinerne Häuser (casas de piedras), während sie selbst nur in elenden Hütten wohnen, und von dem Glanz der Künste zu Palenque eben so wenig eine Erinnerung bewahren, als die armseligen Araber von der Macht und Herrlichkeit Aegyptens. — Doch die Verwunderung steigt, wenn man die hieroglyphischen Bilder untersucht, die zu Dresden aufbewahrt und in dem Werke Lord Kingsborough wieder gegeben werden, und mitten unter symbolischen Figuren Charaktere erblicken lassen, die eine überraschende Aehnlichkeit und Beziehung mit gewissen Hieroglyphen zeigen, die man auf den Denkmälern von Palenque gefunden hat. Sind diese Schriften Bücher der unbekannten Stadt? Werden sie ihren Namen enthalten, oder das große Geheimniß lösen, das ihren Ursprung bedeckt? Werden sie für Palenque Das seyn, was die koptischen Bücher für Die waren, die sich mit Entwicklung der ägyptischen Hieroglyphen beschäftigten? Näher auf diese Fragen einzugehen, muß einer andern Gelegenheit aufgespart werden, und in der Hoffnung darüber in Kurzem unsern Lesern nähere Aufschlüsse geben zu können wenden wir uns hier dem rein geschichtlichen Theile des Werkes zu.

Der siebente Theil der mexikanischen Alterthümer — unstreitig einer der wichtigsten des ganzen Werkes — enthält die Geschichte Neuspaniens von dem Pater Bernardin de Sahagun. *) Die Wichtigkeit dieses bis jetzt nur als handschriftlich aufbewahrten Werkes wird einleuchten, wenn man weiß, daß sein Verfasser fünf und vierzig Jahre unter den Mexikanern lebte, daß er von dieser Nation selbst die politischen und religiösen Ueberlieferungen derselben sammeln konnte, wobei er, von seiner gründlichen Kenntniß der Landessprache unterstützt, eine Heerschaar grober Fehler berichtigen konnte, in die seine Vorgänger gefallen waren.

---

the Imperial Library of Vienna; in the Borgian Museum at Rome; in the Library of the Instituts at Bologna; and in the Bodleyan Library at Oxford; together with the monuments of New Spain, by M. Dupaix with their respectives scales of measurement and accompanying description the whole illustrated by many valuable manuscripts, by Augustin Aglio; in seven volumes. London, 1830. Das Exemplar, welches dem französischen Institute zum Geschenke gemacht wurde, schätzt man auf 18.000 Fr.

*) Man muß Ciudad-Real de los Indios nicht mit Ciudad-Real de los Espanoles verwechseln. Die berühmten Ruinen, von denen hier die Rede ist, liegen 15 Meilen NO. von Santo Domingo de Palenque, einem kleinen Marktflecken von Guatemala, in der Provinz Tzendales, 50 Meilen NNO von Gueguetenango, und 95 Meilen NNO von Guatemala; gegen den Zusammenfluß des Ocozingo und des Rio de los Zelbales — der Name Palenque ist spanisch, und bedeutet Schranken oder auch Weg von Planken oder Baumstämmen.

*) Historia universal de las Cosas de Nueva Espana, en doce libros i en lengua espanola; compuesta i compilada por el M. R. P. Fr. Bernardino de Sahagun de la orden de los Frailes Minores de la observancia.

(Fortsetzung folgt.)

Freimaurerei in Nordamerika.

Wir haben kürzlich S. 948 die Nachricht mitgetheilt, daß sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika das Streben offenbare, die Freimaurerei gänzlich abzuschaffen. Der folgende Artikel aus dem Courrier des Etats-Unis wirft zwar einiges Licht auf die dortige Freimaurerei, erklärt jedoch die Ursachen der Reaktion gegen dieselbe keineswegs.

„In dem Augenblicke, wo die am meisten despotischen Staaten Europa's die Maurerlogen ächten, und die Mitglieder derselben mit unbarmherziger Grausamkeit verfolgen, erhebt sich auch in den Vereinigten Staaten eine Partei, welche gleich jenen Regierungen die völlige Aufhebung der Freimaurerei bezweckt, und diesen Zweck dadurch zu erreichen sucht, daß sie jeden Freimaurer, der nicht der Gesellschaft entsagt hat, von den öffentlichen Aemtern entfernt. Eine große Anzahl aufgeklärter und gewissenhafter Männer in Amerika ist der Meinung, die Maurerei sey etwas Abgeschmacktes, und ihre Grundsätze verderblich für die Gesellschaft. Um diese Ansichten zu verbreiten, und ihnen unter der Masse des Volkes Eingang zu verschaffen, hat man alle die gewöhnlichen Mittel angewendet, und die Zahl der Proselyten wächst mit reißender Schnelle. In einigen Staaten haben alle unter sich getheilten Parteien zur Opposition gegen die Freimaurerei sich vereinigt. Die Erklärungen und das Benehmen ihrer Chefs tragen einen Stempel von Unduldsamkeit, welcher mit der von den Gesetzen und der gesunden Vernunft anerkannten Gleichheit im grellsten Widerspruche steht. Wir finden in diesen ungerechten Verfolgungen einen neuen Beweis, daß der Charakter des Menschen unter allen Regierungsformen und Klimaten derselbe bleibt, und daß man in Lissabon und Newyork durch zwar verschiedene, aber gleich irrige Beweisführungen auf denselben Schluß kommen kann."

„Im Jahre 1826 wollte ein gewisser William Morgan, zu Batavia im westlichen Theile von Newyork ansässig, sich in eine neu errichtete Maurerloge aufnehmen lassen, er ward zurückgewiesen, und lebhaft hierdurch beleidigt, kündigte er öffentlich seinen Entschluß an, die Statuten der Gesellschaft bekannt zu machen. Als Mitglied der Loge Royal-Arch hatte sich Morgan stets sehr eifrig gezeigt, aber er war ein unmäßiger und unsittlicher Mensch: er hatte kein Vermögen und wahrscheinlich hatte ihn nur die Hoffnung auf einen bedeutenden Gewinn angetrieben. Die Ankündigung seines Vorhabens machte Anfangs keinen Eindruck: endlich aber wurden doch einige Freimaurer besorgt, und von übermäßigem Eifer

fortgerissen, suchten sie das Manuscript zu zerstören, sie drangen in die Druckerei ein, und verbrannten dasselbe. Dieß war der erste Schritt auf dem Wege der Gewalt und des Truges. Bald darauf ward Morgan wegen einer sehr unbedeutenden Schuld gefangen gesetzt: ein gewisser Loton Lawson zahlte die Summe und verschaffte ihm dadurch die Freiheit, beim Ausgang aus dem Gefängnisse aber ließ man ihn mit mehreren Unbekannten in einen Wagen steigen, verband ihm die Augen und führte ihn nach dem Fort Niagara. Er kam dort den 15 Sept. 1826 an, ward eine kurze Zeit gefangen gehalten und dann ermordet. Nach dem Zeugnisse Eduard Giddins scheint der Plan zum Morde von Freimaurern angelegt und ausgeführt worden zu seyn, um hiedurch einer Verbindlichkeit nachzukommen, welche sie durch ihren Eid eingegangen zu haben meinten.

„Gewiß kann nichts mehr den tiefsten Unwillen in dem Herzen aller Redlichen, aller Bürger eines freien und civilisirten Staates erregen, als eine solche That. Was liegt an dem schlechten Charakter und an der Unsittlichkeit Morgans? Darf man einen Menschen seiner Familie entreißen, vor aller Augen verbergen, und wie man den Beweis hat, den Gesetzen und der Obrigkeit zum Trotze am hellen Tage ermorden, um dem unmenschlichen Ausspruch einer geheimen Gesellschaft Folge zu leisten, deren Befehle man über die öffentlichen Gesetze stellt? Darf man erstaunt seyn, daß nach einem solchen Verbrechen sich allenthalben eine lebhafte Entrüstung gegen dessen Urheber sich zeigt, und daß man laut verlangt, die Verhöhnung der Gewalt und Majestät der Gesetze mit aller Strenge gerächt zu sehen? Eine solche Gesinnung kann dem Volke nur zur Ehre gereichen.“

„Der Gouverneur Clinton ließ bekannt machen, daß eine Belohnung von 1000 D. demjenigen versprochen sey, der die Leute, welche Morgan entführt hatten, anzeigen könne. Die gesetzgebende Versammlung des Staates schuf eine Commission, welche speziell damit beauftragt wurde, die ganze Sache zu untersuchen, und vor den Tribunalen alle diejenigen zu verfolgen, welche an der Entführung und dem Morde Morgans irgend Theil genommen hatten. Mehr als fünfzig Prozesse wurden instruirt, einige Personen für schuldig erklärt, aber die wahren Mörder sind bis jetzt der Rache der Gesetze entgangen, und werden ihr wahrscheinlich für immer entgehen.

„Einige Thatsachen, die vor den Assisengerichten sich ereigneten, gehören nothwendig hieher, um den Streit zu erläutern, der sich in allen Staaten der Union über die Freimaurerei erhebt. Mehrere als Zeugen berufene Freimaurer weigerten sich, Zeugniß abzulegen, und ließen sich lieber zur Strafe für ihre Nichtachtung des Gerichtshofs, ein Jahr lang einkerkern; andere, die als Geschworne sitzen sollten, wurden nach einem langen Verhör über die Verpflichtungen, welche die Maurerstatuten ihnen auferlegten, abgewiesen, da sie nicht unpartheiisch über die Sache urtheilen könnten. Gestützt auf diese authentische Erklärung behaupten die Gegner der Maurerei, der Staat habe eine Klasse Bürger in seinem Schoße, die einem Codex heimlicher Gesetze folgten, und ihnen den Vorrang vor den öffentlichen Gesetzen einräumten: eine solche Einrichtung sey verderblich und untergrabe gleichmäßig alle Grundlagen des Rechts und des republikanischen Patriotismus.

„Die Verantwortung für den Mord Morgans liegt jedoch nur auf denen, die ihn begangen haben, nicht auf der Gesammtheit der Freimaurer. Die Loge Grand Royal Arch in diesem Staate hat mehrere Beschlüsse erlassen, worin sie „jede Mitschuld an diesem Verbrechen für alle ihre Mitglieder von sich weist, und dasselbe für eine Verletzung der Majestät der „Gesetze und der Rechte der individuellen Freiheit erklärt.“ Aehnliche Beschlüsse wurden von vielen andern Logen gefaßt, und es wäre also eine offenbare und schreiende Ungerechtigkeit, den gegen einen sehr kleinen Theil ihrer Gesellschaft erlassenen Urtheilsspruch auf alle Freimaurer auszudehnen. Man muß von einem fanatischen Eifer verblendet seyn, um sie alle für gleich schuldig erklären zu wollen. Dieß war indeß die Folge jenes Vorfalls, und alle Tage bringt man die Behauptung von Neuem vor, sie siegt über die feierliche Erklärung der Maurerlogen, obgleich bekannt ist, daß der größte Theil der ausgezeichneten Männer, welche Newyork besitzt, damals Freimaurer waren, und es noch sind.“

Portugiesische Justiz.

Ueber die beiden Franzosen, deren Mißhandlungen vorzugsweise die Kriegserklärung Frankreichs gegen Don Miguel herbeiführten, theilt „der National“ folgende Notizen mit: „Bonhomme, dessen Schicksal Frankreichs Theilnahme am meisten verdiente, ist zu Paris geboren und gegenwärtig zwei und dreißig oder drei und dreißig Jahre alt. Nachdem er in Frankreich die Rechte studirt hatte, war er nach Lissabon gegangen, um dort sein Glück zu versuchen; er ließ sich bei der Universität von Coimbra aufnehmen, um das portugiesische Recht zu erlernen. Sein lebendiger Geist, von den liberalen Ideen der französischen Schule genährt, zog bald die argwöhnische Aufmerksamkeit der Professoren von Coimbra auf den gefährlichen Fremdling. Im Jahre 1828 hatten einige junge Leute in einer Kirche von Coimbra während des Osterfestes sich einige unehrerbietige Leichtsinnigkeiten zu Schulden kommen lassen; die gerichtlichen Behörden begnügten sich damit, darüber Berichte an das Ministerium zu erstatten, ohne jedoch die Namen der Schuldigen anzuzeigen. Als die Nachricht von der Julinsrevolution nach Lissabon gelangte, ließen die dortigen Franzosen ihre Freude öffentlich laut werden. Ein vormaliger Student von Coimbra, der jetzt in dieser Stadt Richter geworden war, drohte Bonhomme, seinem Mitschüler, der seit zwei Jahren ebendaselbst als Sprachlehrer lebte, er werde seine auf der Universität geäußerten Ansichten theuer bezahlen müssen. Wenige Tage nachher wurde Bonhomme als Theilnehmer an den in der Kirche von Coimbra vorgefallenen Unordnungen verhaftet. Die Justiz, die auf diese Weise zu Werke geht, läßt auf ihr Urtheil nicht lange warten. In erster Instanz wurde Bonhomme, obgleich ihm nichts bewiesen werden konnte, und er noch dazu sein Alibi darzuthun im Stande war, verurtheilt; desgleichen bei dem Appellationsgerichte und dem Hoftribunal, das ihn verurtheilte, durch die Straßen von Lissabon gepeitscht und dann nach Mozambique deportirt zu werden. Die Beweisführung des aus der Rechtsschule von Coimbra hervorgegangenen Richters war ganz eigener Art. „Die verkehrten Gesinnungen des Angeklagten,“ sagte der portugiesische Ulpian, „sind allzu bekannt, als daß man nicht glauben sollte, der genannte Bonhomme werde nicht überall, wo es ein Skandal oder Verbrechen zu begehen gibt, die Gelegenheit ergreifen, sich den Schuldigen anzuschließen. Da er nun zu Coimbra war, als die Kirchenschändung vorfiel; da es ferner möglich ist, daß er sich in der Kirche befand: so ist es klar, daß er an den strafbaren Unordnungen Theil genommen hat.“ Vergebens betheuerten die Zeugen, den Angeklagten nicht unter den Unruhestiftern bemerkt zu haben; die Apostolischen setzten es durch, und Bonhomme erlitt am 26 März 1831 die ausgesprochene schimpfliche Strafe.

„Sauvinet, an dessen Schicksal man, hinsichtlich seines Alters (er ist siebenzig Jahre alt), noch größern Antheil nahm, wohnte schon seit längerer Zeit in Lissabon, wo er ein ziemlich bedeutendes Handlungshaus gegründet hatte. Ein von den Cortes unter Johann VI gegebenes Gesetz gab den Fremden, welche in Portugal liegende Güter besitzen, die Befugniß, Naturalisationsbriefe zu verlangen. Sauvinet bediente sich dieser gesetzlichen Bewilligung und erhielt einen königlichen Brief als portugiesischer Bürger. Die politischen Ideen, die er laut und mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Lebhaftigkeit zu äußern pflegte, zogen ihm den Haß der apostolischen Partei zu. Sein Verderben war beschlossen und es fehlte nicht Gelegenheit, Hand an's Werk zu legen. Der geringste von der Polizei angestiftete Tumult wird mit einigem guten Willen der Richter in Lissabon zu einer Verschwörung gestempelt. Wen die besoldeten Angeber ins Gefängniß werfen zu lassen für gut halten, der ist bald schuldig befunden, und an Zeugen fehlt es der Justiz dieses Landes niemals. Sauvinet wurde gefänglich eingezogen, als eines Komplotts gegen den Staat schuldig. Vergebens suchte der französische Konsul, Herr Cassas, der einige Verbindlichkeiten gegen die Familie Sauvinets hatte, diesen seinen Henkern zu entreißen, und zu seinen Gunsten die Eigenschaft desselben als Franzose geltend zu machen. Sauvinet selbst schützte vor, daß seiner Naturalisationsakte noch einige unumgänglich nothwendige Formalitäten gefehlt, und er somit noch nicht portugiesischer Bürger sey. Die Justiz Don Miguels erwiederte, er habe mehrere Jahre die mit dem portugiesischen Bürgerrechte verbundenen Vortheile genossen, und könne sich jetzt, wo es sich darum handle, ein von ihm gegen seinen legitimen Souverän begangenes Verbrechen zu strafen, nicht mehr als Franzose betrachten. Sauvinet wurde zu zehnjähriger Deportation nach Angola, auf der afrikanischen Küste unter dem tödtlichsten Himmelsstriche der Erde, verurtheilt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 252. 9 September 1831.

Volksgeist in England.

(Privatmittheilung.)

Im Anfange der ersten französischen Revolution war die Anzahl der Mißvergnügten in England sehr unbedeutend, wenn man sie mit ihrer gegenwärtigen Menge und Organisation vergleicht. Die „Corresponding Society“ von 1793 — 1794, um deren Verbreitung zu vermeiden, Pitt die französische Republik bekriegte und mehrere angesehene Männer, wie Horne Tooke*) ꝛc. des Hochverrathes anklagen ließ, von höherer Geistesbildung, und folglich weit geringerer Anzahl als die gegenwärtige politische Union von London, Birmingham, Manchester und anderen Manufakturstädten des Nordens, die ihre Mitglieder in Myriaden berechnen, und mit einer bisher beispiellosen Dreistigkeit zu Werke gehen, ihre Verhandlungen nicht verhehlen, sondern sich öffentlich an das Parlament und den König wenden. Die Aufhebung der Habeas Corpus Acte, wodurch die Minister ehemals einzelne Ruhestörer im Zaume halten konnten, schreckt die Million nicht, weil sie wohl weiß, daß alle Gefängnisse des Landes sie nicht fassen könnten, wie es unter Pitt und Sidmouth geschah.

Das Parlament erstaunt oft über die freche Sprache der ihm vorgelegten Petitionen, und selbst die Mitglieder des Unterhauses bedienen sich Ausdrücke, die man seit Karls I und Cromwells Zeiten nicht im Parlamente gehört hat. So sagte z. B. erst letzte Woche Herr Hodges, der Repräsentant von Rochester: „Er sey überzeugt, daß wenn das Volk von England wieder gezwungen würde, die Reformfrage zu untersuchen, der gegenwärtige Vorschlag dem Republikanismus Raum machen müsse.“

Ende des vergangenen Monats wurde folgende Schrift dem König zugesandt, welche die Zeitungen sich aber nicht zu geben getrauten.

Wir theilen daraus zu den bereits mehrfach in diesen Blättern gegebenen Hinweisungen auf den Volksgeist in England nachstehende Auszüge mit, die auf die furchtbare Gährung schließen lassen, über welcher das englische Staatsgebäude ruht. Man wird bei einer solchen Stimmung der britischen Bevölkerung einsehen, in welcher schwierigen Stellung sich das gegenwärtige Ministerium befindet, und daß ihm vor Allem daran gelegen seyn muß, einen auswärtigen Krieg zu vermeiden, und sein freundschaftliches Einverständniß mit Frankreich zu erhalten, will es anders nicht einen Ausbruch herbeiführen, der bei der Rohheit und Unwissenheit der untern Volksklassen in England von den schauderhaftesten Folgen begleitet seyn würde.

„Das königliche Puppenspiel, die Krönung. An William Guelph, gewöhnlich der König von England genannt.

„Wir, die Organe der Republikaner, die die Meinungen von wenigstens 100,000 entschlossenen Männern aussprechen, welche dieses elende Königreich bewohnen, das unserer zuverlässigen Hoffnung gemäß, innerhalb zwanzig Jahren in eine blühende Republik verwandelt werden wird, wir haben gehört, daß es entschieden worden sey, daß Sie die lächerliche Ceremonie einer Krönung begehen lassen wollen, und verwahren uns hiemit feierlich gegen diese kostspielige und verachtungswürdige Mummerei. Wir hatten das Unglück in einem Lande geboren zu seyn, wo das taxenverschlinckende Gewerb der Monarchie vor unserer Geburt existirte. Allein dieser Umstand macht uns nichts desto minder entschlossen eine Republik vorzuziehen, auch verzagen wir nicht, uns in allen Zeiten, und an allen Plätzen als Feinde des königlichen Gewerbes zu erklären. Wir thun Dieses dem allgemeinen Grundsatz gemäß, daß wir nicht verpflichtet sind, einer Regierungsform Beifall und Unterwürfigkeit zu bezeigen, weil unsere weisen Vorfahren für gut befunden haben mögen, solche Regierungsform ungefragt für ihre Nachkommenschaft einzuführen.

„Das Königthum mag ein sehr gewinnvolles Gewerbe für Könige und Höflinge seyn, aber diese haben kein Recht sich die Gewalt anzumaßen, gehässige Regierungsformen erblich zu machen und zu verewigen. Jede Generation hat ein eingebornes Recht, jene Regierungsform zu adoptiren, die den Bedürfnissen der Zeit am angemessensten ist. Die vergangene Generation mag Alleinherrschaft vorgezogen, und den Göttern für das bewunderungswürdige Specimen des königlichen Genus von Georg III gedankt haben; allein das Menschengeschlecht des 18ten Jahrhunderts hat keine Macht, der Generation des neunzehnten zu gebieten das Königthum beizubehalten. Unsere vermessenen Vorfahren, die Bewunderer der Monarchie, hatten keine bessere Autorität, zu uns ihrer Nachkommenschaft zu sagen: „„Wir lebten unter einem Könige, und so sollt ihr auch leben, die ihr nach uns kommet,““ als die Schneider jenes Zeitalters das Recht hatten zu sagen: „da man nun im Jahr 1770 dreieckige Hüte,

*) S. Ausland S. 773. 781.

Perrüken, lange Westen und Schuhschnallen trägt, soll die Nachkommenschaft im Jahre 1830 dasselbe Gewand tragen."

„Weder diejenigen, die dreieckige Hüte, noch die, welche Krone trugen, konnten unsere Moden und Regierungsreform festsetzen, ehe wir geboren wurden. Die Schneider wollten sich nicht vermessen, die lächerliche Mode jener goldenen Zeiten zu verewigen, aber die Monarchisten wollten ihre veraltete Verfassung ihrer vertheidigungslosen Nachkommenschaft aufdringen, nämlich solchen von uns, die ihre Mandate blind befolgen.

„Allein wir, die Republikaner von England, wir haben nie eingewilligt, und Tausende von uns, die nicht im Parlament repräsentirt sind, haben nie die Gelegenheit gehabt Ihre Mißbilligung und Weigerung auszudrücken, die Unterthanen Eurer oder irgend einer andern Majestät zu werden, deßwegen unterwerfen wir uns der taxenverschluckenden Regierung bloß auf dieselbe Art, wie ein vertheidigungsloser Reisender sich den Drohungen eines bewaffneten Straßenräubers unterwirft.

„Das königliche Puppenspiel, welches am 19 Julius 1821 von Ihrem königlichen Bruder Georg Guelph von gesegnetem gleißendem Andenken gefeiert wurde, kostet unsern mißhandelten, geplünderten Mitbürgern eine Summe von 240,000 Pf. St.! Eine ungeheure Summe! Die ministeriellen Arbeitsleute, die Ihr königliches Gewerbe für Sie führen, haben beschlossen, daß die Mummerei vom 8 September nur den fünften Theil von der ihres Bruders oder ungefähr 48,000 Pf., kosten soll.

„In Betrachtung, daß viele Eurer Majestät loyaler Unterthanen in Irland an Kartoffeln Mangel leiden, und Tausende von Zimmerleuten in London keine Arbeit haben, und daß Tausende und Tausende Ihrer elenden Unterthanen in verschiedenen Distrikten des Reiches der nöthigsten Lebensmittel bedürfen, protestiren wir, und erklären die Auslage dieser Summe als unverantwortlich, zumal zu solcher Zeit, und für solche unnöthige Zwecke.

„Die Mehrzahl unserer Mitbürger, deren Augen noch nicht geöffnet sind, erkennen Eure Majestät als Wilhelm den Vierten von Gottes Gnaden (!) König, u. s. w., und werden Sie nicht für einen Zoll mehr oder weniger König halten, ob Sie fünfzig- oder einmal gekrönt sind oder nicht.

„Warum denn, Sire, wollen Sie eine solche schändliche Verschwendung des Geldes bewilligen, welches soviel mehr wohlthätigerweise angewendet werden könnte?

„Verschiedene gestempelte, knechtische, legitime Journale nennen Sie einen patriotischen König!

„Wir Republikaner läugnen Ihren Anspruch auf Patriotismus. Der Spottname eines patriotischen Königs ist Ihnen beigelegt worden, weil Sie die große unvermeidliche Nationalbewegung genehmigten und ermuthigten. Was wäre aus Eurer Majestät geworden, wenn sich die Regierung der Reform widersetzt hätte? Eure Majestät hat statt auf den Beinamen eines patriotischen nur auf den eines klugen Königs Anspruch. Sie bewilligten einen Akt der Nothwendigkeit. Aber Eure Majestät hat nun eine glänzende Gelegenheit Ihren Patriotismus an den Tag zu legen, wenn Sie patriotisch gesinnt sind.

„Folgendes ist das einfache Mittel dazu:

Wenn sich Eure Majestät einbildet, daß es nöthig sey gekrönt zu werden, kann Niemand etwas dagegen einzuwenden haben, sofern dieses ohne öffentliche Unkosten geschieht. In diesem Falle würden wir Republikaner die Feierlichkeit anschauen, und — lachen.

„Allein da es nicht unter 48,000 Pf. geschehen kann, und da dieses Geld aus unsern öfters geplünderten und rein ausgeleerten Taschen kommt, und da es viele nützliche Gegenstände gibt, wozu eine solche Summe verwendet werden könnte; so möge es Eurer Majestät gefallen, zu befehlen, daß dieses Geld zur Unterstützung Ihrer Hungersnoth leidenden Irländer, und zum Unterhalte aller unbeschäftigten Arbeitsleute, die keine Arbeit finden können, angewendet werde; oder falls dieß eine allzu republikanische Verwendung wäre, daß es zur Abzahlung eines Theils der quartalfälligen Interessen der Schuld der Boroughmongers, die man gewöhnlich aber unwissender Weise die Nationalschuld nennt, angewandt werde. Oder sollte auch dieses eine zu patriotische und republikanische Anwendungsart der Summe seyn, so möge Eure Majestät sie zum Unterhalte folgender nützlichen, wohlthätigen und milden Stiftungen austheilen lassen; nämlich an die Anti-Sklaverei-Gesellschaft, das Asyl der Taubstummen, an die hauslosen Armen, an die londoner Armen und Kranken, die londoner Waisen, die Kuhpockenanstalt, die mechanischen Institutionen, die philanthropische Gesellschaft, die Gesellschaft zur Abwendung der Grausamkeit gegen Thiere, mit Einschluß der Soldaten, für arme Wittwen, für die Entdeckung der Schwindler und die Gesellschaft für Ermunterung der Industrie.

„Die Vertheilung dieser 48,000 Pf. unter diese Anstalten würde Tausenden unserer Mitbürger nützlich seyn, und durch eine solche Anwendung dieser Summe würde Eure Majestät in einigem Grade die Benennung eines patriotischen Königs verdienen.

„Allein durch die Verschwendung derselben, in einem so elenden Unsinne als eine Krönung, werden Sie den Namen eines Patrioten verscherzen. Zu erlauben, daß eine solche Summe in der unnützen Mummerei verschwendet werde, während Tausende unserer Mitbürger aus Mangel des nöthigen Unterhaltes darben, ist unmenschlich, selbstsüchtig, grausam und abscheulich, und wird verdienter Weise die Verwünschung jedes ehrbaren, gefühlvollen und gewissenhaften Bürgers erwecken.

„Möge diese Schrift Euer Majestät gefallen oder mißfallen nach Ihrer patriotischen oder unpatriotischen Gesinnung.

„Gezeichnet für ungefähr 100,000 britische Republikaner."

Tricolor.

P. S. Çaira.

* * *

Billig fragt man, was kann die Regierung gegen dergleichen Schriften thun? Sie gerichtlich zu verfolgen, würde den Inhalt nur noch mehr weltbekannt machen, und ihn durch alle Zeitungen in Druck und Umlauf bringen; und außerdem wäre auch nicht einmal auf die einem Geschwornengericht anheimzustellende Verurtheilung zu rechnen, wie man in Cobbetts Falle die traurige Erfahrung gemacht hat. Es ist eine der ersten Klugheitsregeln der englischen Staatskunst, keine Verfolgung zu wagen, ohne des Opfers sicher zu seyn. Das wirkliche Mißlingen solcher Versuche brach Lord Ellenborough das Herz, und trieb Castlereagh an, Hand an sich selbst zu legen, ja brachte selbst Canning in ein frühzeitiges Grab.

Nun aber ist die Anzahl der Verbrecher durch Schmähschriften und schmähende Sprache viel zu groß, als daß man an ihre Bestrafung denken könnte, denn sie begreift in sich nicht nur die Armen, sondern auch die arbeitende Klasse von ganz England, die im Ackerbau und Manufakturen beschäftigt sind, und die folglich den Kern und das Lebensprinzip der Nation ausmachen; dazu kommen noch die sechs Millionen Katholiken in Irland, welche die Unterdrückung des Zehnten der englischen Kirche verlangen, welche seit den 31 Jahren der Union mit der Aufopferung von mehr als 26,000 menschlichen Leben aufrecht erhalten worden ist, die von der Yeomanry, Polizei und dem Militär in Dutzenden und größerer Anzahl zu diesem Behuf niedergemacht wurden. Die Irländer verlangen deßwegen nicht nur die Abschaffung des Zehnten und der Yeomanry, sondern selbst der Union mit England, welches beim Ausbruche des ersten besten Kriegs ihnen wahrscheinlich zugestanden werden muß.

Man kann daher leicht begreifen, wie sehr sich die Minister scheuen müssen, mit irgend einer Macht, und besonders mit Frankreich zu brechen, von der sie sich Vieles im Tajo und in Belgien gefallen lassen müssen, um dieses Resultat zu vermeiden — ja, um Frankreich zu versöhnen, setzte man erst in einer der letzten Sitzungen die zweite Verlesung der neuen Weinzoll-Bill, im Unterhause unerachtet eines scharfen Widerstandes und der Unpopularität der Maßregel durch — ein Beweis, daß das Kabinet des Grafen Grey mit Frankreich weder brechen will noch darf, und daß man lieber König Leopold, die Festungen und die Unabhängigkeit von Belgien aufopfern will, als sie für diesen Preis zu behaupten.

Die Alterthümer Meriko's.

(Fortsetzung.)

Torquemada und noch einige andere Schriftsteller erwähnen zwar des Paters Sahagun, aber es ist ungewiß, ob sie auch von seinem Werke Kenntniß hatten, und Nicolas Antonio, sonst in allen Stücken sehr genau, schwebt in Bezug auf ihn in dem Irrthum, der Franziskaner Mönch habe ein Wörterbuch der merikanischen Sprache schreiben wollen. Allein der Gedanke des guten Mönches war weit umfassender; er wollte seine Landsleute nicht bloß mit der merikanischen Sprache bekannt machen, es schien ihm weit wichtiger, den Genius der Nation zu erforschen, und zum ersten Male der Welt ihren wahren Charakter — eine Mischung unglaublicher Sanftmuth und furchtbarer Wildheit — darzulegen. Er sah ein, daß Alles nur noch in Ueberlieferungen bestand, daß diese erlöschen und bloß Irrthümer darüber übrig bleiben würden. Wenn Hernan Cortes und Bernal Dias del Castillo dieses Volk als Eroberer trunken von Blutgier und Bekehrungswuth angesehen hatten, so betrachtete Bernardino es als christlicher Philosoph, zwar voll Eifers es zu bekehren, aber vollkommen überzeugt, daß das göttliche Wort nur dann nicht auf Felsen fallen würde, wenn man sich mit den moralischen und religiösen Ideen eines Volkes bekannt machte, das bis dahin nur mit dem Schwerte ob seinem Haupte getauft worden war. Bevor wir hier einige Bruchstücke aus seiner Schrift geben, werfen wir einen Blick auf das Leben dieses Mannes, dessen humaner und edler Gedanke im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts alle Anerkennung verdient.

Bernardino de Sahagun war zu Sahagun, einem Flecken des Gebietes von Campos in Altkastilien geboren; er widmete sich dem geistlichen Stande und trat in ein Kloster des Franziskanerordens. Die Eroberung Neuspaniens war im Jahre 1524 noch kaum beendigt, als er einer der ersten Ordensgeistlichen, die in dieses Land kamen, das Kollegium stiften half, das sein Orden zu Meriko gründete. Sahagun erhielt Missionen in verschiedene Provinzen des Landes. Das Jahr seines Todes ist unbekannt, nur so viel weiß man, daß er noch 1577 lebte. Vor seiner Ankunft zu Meriko bis in sein hohes Alter schien der würdige Mann, wie gesagt, nur von dem einzigen Gedanken beseelt, die Bemühungen der Glaubensprediger minder unfruchtbar zu machen, indem er dieselben in allem Glauben und Aberglauben des Volkes einzuweihen suchte, das sie bekehren wollten; wobei man jedoch nicht glauben muß, daß er bei aller Hochherzigkeit der Gesinnung und tief ergriffen von den Leiden, unter denen er das unglückliche Volk um sich her erliegen sah, sich erhoben hätte über den finstern Geist seines Jahrhunderts: er theilte alle Vorurtheile und die bizarre Gelehrsamkeit jener Zeit. Seine hauptsächlichste Bemühung ist dahin gerichtet, die Aehnlichkeit zwischen dem Glauben der Götzendiener, deren Verblendung er beklagt, und der Mythologie des alten Heidenthums darzuthun. Auch er erblickt sie wie alle seine Zeitgenossen, nur unter dem unmittelbaren Einflusse des Teufels, der ihre Augen unablässig gegen die Mysterien der Offenbarung verdunkelt; glücklicher Weise für uns hat er die gemachten Beobachtungen mit gewissenhafter Treue und ganz naiver Einfalt wieder gegeben. Bewundrungswürdig ist unser Chronist, wenn er sich darauf beschränkt die Traditionen zu erzählen, oder vielmehr zu übersetzen, denn wohl zu merken, der größte Theil seines Werkes besteht nur aus Uebersetzungen mündlicher Traditionen, zu deren Erhaltung eben jene hieroglyphischen Gemälde beitrugen, an die sich jedoch mehr thatsächliche Erinnerungen als abstrakte Ideen knüpften. In Meriko, wie in Peru und Chili, und selbst unter den noch minder in der Civilisation fortgeschrittenen Völkerschaften, gab es Menschen, deren Gedächtniß bis zu einer unglaublichen Fertigkeit geübt war, und die nach dem Worte eines alten Reisenden, wahre lebendige Archive waren. So wurde die Ueberlieferung lebendig von Mund zu Mund erhalten, und man wachte streng darüber, daß sie nicht gefälscht wurde. Zu Meriko besonders wurden auf diese Weise die geschichtlichen Denkwürdigkeiten, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Reden an die Götter und Könige, worin die Grundprinzipien ihrer Religion und Staatsverfassung enthalten sind, aufbewahrt: zum größten Glücke für die künftige Geschichtschreibung der neuen Welt, sind diese Reden mit all ihrer eigenthümlichen einfachen Erhabenheit in dem Werke des Paters Bernardino aufbewahrt. Mit Zuversicht kann man annehmen, daß der fromme Mönch dabei mit der gewissenhaftesten Aufrichtigkeit zu Werke gegangen, und wenn er sich nicht über die Ansichten seiner Zeit erheben konnte, so fehlt es ihm doch nicht an Methode und Klarheit, den zwei kostbarsten Eigenschaften eines zuweilen enthusiastischen Geschichtschreibers, die bei ihm mit einer riesenhaften Ausdauer verbunden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pagode von Tripetty.

Die folgende Nachricht über den berühmten Tempel in Tripetty, ungefähr 80 englische Meilen von Madras, dessen Schwelle nie von dem Fuße eines Christen oder Mohamedaners entweiht, und dessen Aeußeres sogar nur von ächten Hindus erblickt wurde, ist aus dem Briefe eines Mannes entnommen, dessen amtliche Obliegenheiten ihn in den Stand setzten, die besten und genauesten Erkundigungen darüber einzuziehen.

Tripetty liegt in einem Thale, ungefähr in der Mitte einer langen Hügelreihe, die sich von Süden nach Norden zieht. Die Stadt dieses Namens ist ungefähr 8 oder 9 englische Meilen von der Pagode, aber höchstens 2 von dem Fuße der Hügel entfernt. Auf der Stadtseite zeigt sich dem Auge nur ein zugänglicher Pfad den Hügel hinauf; in verschiedenen Entfernungen sind drei Portale, das letzte auf der Spitze des Hügels, alle Pilger gehen durch dieselben. Auf der andern Seite der Hügel, die ich niemals sah, sind andere Durchgänge. Kein christliches Auge hat je die Pagode gesehen, und selbst der profane Muselmann hat es nie versucht, seinen Fuß auf diese Hügel zu setzen, deren Anblick den Hindu so entzückt, daß er, noch Meilen weit entfernt, beim ersten Blick auf die heiligen Felsen niederfällt und den Namen des Gottes anruft. Da nur ein ächter Hindu es wagt, über das erste Portal hinauszugehen, so wissen wir nichts von dem äußern Anblick der Pagode und der übrigen heiligen Gebäude, die sehr schön gebaut seyn sollen. Der Gott wird von den Andächtigen, die aus allen Theilen Indiens herbeiströmen, unter tausend Namen verehrt, die drei hauptsächlichsten aber sind folgende: Wengataramana Swami, der Vertreiber des Bösen und Bewahrer des Guten; Surinawasa Swami, die Wohnung der Sri oder indischen Ceres; Seschachellawasa, die Bergwohnung des Schlangenkönigs. Wischnu nahm nämlich bei einer seiner Incarnationen die Gestalt einer Schlange an, und verwandelte sich selbst in den Tripettyhügel. Das Götterbild im Tempel ist eine aufrechte, steinerne Figur, ungefähr sieben Fuß hoch, mit vier Armen, und trägt in zweien die Symbole Wischnu's, in der Rechten den Tschuke oder die Kriegskeule, in der Linken den Tschank oder die heilige Muschel; die andre rechte Hand deutet nach der Erde, um den heiligen Ursprung des Hügels anzudeuten, die andre linke hält den Lotus.

Die frühere Geschichte der Pagode verliert sich in die Dunkelheit der indischen Mythologie und Fabel. Ihr hohes Alter ist unzweifelhaft, und die Braminen behaupten, sie sey im Anfang des Cal-yug erbaut worden, wovon 4930 Jahre verflossen sind. Diese Periode soll nur 5000 Jahre dauern, nach welcher die Verehrung Wischnu's auf Erden endigen wird, und die Hindu's seine letzte und glorreichste Incarnation erwarten, welche die Tage des „Streits und der Arbeit" schließen wird. Das ist der allgemeine Glaube nach dem Bhawi Schestarum Purana. Ihr Gründer war Tondimaun Tschukrawurti (Keulenträger) oder Radschah; ein Dorf, Namens Tondimanaund, nur zwölf Meilen von Tripetty, besteht noch, enthält aber keine Spuren ehemaliger Größe. Der Distrikt Tondimanaund gehört jetzt zum Gebiet des Radschah von Calastry; ich bin aber sehr versucht, zu glauben, daß ein sehr großer Theil des von den Eingebornen Tondimundalum genannten Landes das ursprüngliche Königreich dieser Dynastie war, wenn sie je existirte. Wahr ist es, daß lang, ehe die Engländer in dieses Land kamen, Tondimundalum nur in der Einbildung existirte, trotz Allem aber, was Hindu, Moslemin und Engländer an Namen und Eintheilungen der Distrikte geändert haben, ist ein beträchtlicher Strich Landes, der wohl das Gebiet eines mächtigen Fürsten bilden konnte, den gebildeten Eingebornen unter diesem Namen bekannt, und ist durch besondre Vorrechte vor den umliegenden Ländern ausgezeichnet.

Dieser Tempel ist bemerkenswerth durch die Opfer, welche dem Gotte aus allen Theilen der indischen Welt dargebracht werden. Fürsten senden ihre Wakil's oder Gesandten, um die Opfer zu überbringen, während der arme Landmann, der kaum etwas darzubringen hat, einige Kleinigkeiten in ein Stück Wachstuch wickelt; eine Hand voll Reis gibt dem Päckchen ein größeres Ansehen. Die Ursache dieser Opfer ist folgende; der Gott verliebte sich in die reizende Tudmavuttee, Tochter Akasbas, Fürsten von Narrainevunnum, und beschloß sie zu heirathen; da es ihm aber an Geld zur Hochzeitfeier fehlte, so entlieh er hiezu von Cuvera, dem indischen Plutus. Dieser indeß machte die Bedingung, daß dieses Darlehn jährlich an den Souverän der Länder zwischen den Flüssen Palaur und Sunnmuki bezahlt werden sollte; die Andächtigen kommen während der Brumhautsowin, d. h. während der neuntägigen Hochzeitfeier, in großer Anzahl heran, und zwei Drittheile der jährlichen Opfer fallen in diese Periode.

Die Braminen behaupten, daß die Hindufürsten die aus dieser Quelle fließenden Einkünfte völlig zu religiösen Cerimonien verwendet hätten, und daß die Moslimen zuerst aus dem obigen Rechtsgrund sich dieselben zueigneten. Während der ersten Kriege, die England mit den Franzosen in diesem Theile der Welt führte, waren diese Einkünfte eine der ersten Früchte der britischen Eroberung, obgleich ihre Rechtmäßigkeit sehr zweifelhaft ist. Die hier dargebrachten Opfer bestehen aus allen nur erdenklichen Gegenständen: Gold- und Siberstangen, Münzen aller Art, Geldbeuteln, Kupfermünzen, Assa foetida, das abgeschnittene Kopfhaar, das oft von Kindheit an gelobt, und von irgend einer schönen Jungfrau dem Eide ihres Vaters gemäß geopfert wird. Ein Lahmer schenkt ein silbernes Bein, ein Blinder ein silbernes oder goldenes Auge; man würde in der That nie zu Ende kommen, wenn man die verschiedenen Arten aufzählen wollte, auf welche der Aberglaube der Hindu's sich bei dieser Gelegenheit äußert. Die Juwelen, die eine Frau mit Stolz von Kindheit an getragen hat, werden freudig vor dem Götterbilde dargebracht; sie erscheint in einem abgenutzten Kleide vor dem steinernen Bilde, und bringt ein prächtiges neues dar, das noch nie getragen wurde; sie reißt die Spangen von den kleinen Beinen ihres Kindes, in der innigen Hoffnung, daß der Gott, den sie

„In den Wolken sieht und im Winde hört"

seine Segnungen über sie und die Ihrigen ausgießen werde. Sie ist vielleicht Hunderte von Meilen gereist, um ihr Gelübde zu halten, und vermuthlich war dieß die erste Reise, sie verließ zum ersten Male ihr Dorf und den Schoß ihrer Familie. Die Geburt eines Sohnes, die Versöhnung mit Feinden, Glück im Kriege, eine glücklich vollbrachte Reise, die Heirath eines Sohnes oder einer Tochter, Gedeihen im Handel, Genuß guter Gesundheit, oder auch das Gegentheil hievon. Dieß sind die Gründe, welche großentheils die verständigen, wie die unwissenden Hindu's zusammen nach Tripetty führen. Die Geschenke werden von den Schenkenden nicht immer selbst dargebracht, sondern Verwandte, Freunde oder Wakils überbringen sie; häufig geschieht dieß auch durch Goseyni's. Ein Goseyni ist ein Priester des Tempels, deren es eine große Anzahl gibt. Wenige Monate vor der neuntägigen Hochzeitfeier ziehen sie aus in verschiedenen Richtungen, und in der Gegend, wohin Jeder einzeln gesendet ist, entfaltet er die heilige Fahne des Gottes, die ihm anvertraut ist; um dieses Panier sammeln sich die Hindu's, und übergeben ihre Geschenke entweder dem Träger, oder bringen sie selbst zu den Füßen des Gottes. Wenn eine hinreichende Masse versammelt ist, nimmt der Goseyni seine Fahne zusammen und kehrt zur Zeit der Feier zurück, woher er kam. Die Zollpächter lassen alle Pilger frei nach dem Tempel gehen. Selten findet es sich, daß die Goseyni's die ihnen anvertrauten Opfer bestehlen, aber ohne Zweifel erhalten sie einiges von den Pilgern, da diese durch ihre Gegenwart allein gegen Belästigungen jeder Art geschützt werden. Auf der Reise rufen sie alle fünf oder sechs Minuten den Namen und die Eigenschaften des Gottes aus. — Goo-Goo-Govinda-Ranz-Ranzu! und der ganze Haufe, Männer, Weiber und Kinder rufen es nach.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Paketboot von Veracruz hat am 5 Julius 38,400 Piaster für Rechnung der mexikanischen Dividende nach London überbracht. Mexiko war ganz ruhig, und Handel und Zolleinnahmen mehrten sich. Im Monat Junius betrug der Einfuhrzoll zu Veracruz 492,344 Dollars, wovon 308,466 Dollars bezahlt, und 182,908 D. rückständig blieben. Die Ausfuhr belief sich in geprägtem Golde auf 125,171, in Barren auf 37,585 D.

Als neuestes Bonmot politique des Fürsten Talleyrand erwähnt man: „daß die französische Räumung von Belgien die Verwaltung Periers auflösen oder die Fortdauer der Okkupation Belgiens durch französische Truppen das Kabinet des Grafen Grey erbrechen müsse." Ein niedliches Dilemma.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 253. 10 September 1831.

Bruchstücke aus einer Reise in den Ural.

3. Ausflug nach Miasse. Die Baschkiren. Goldwäsche. Kupferminen.

(Schluß.)

Die größte Merkwürdigkeit in der Umgegend von Miasse sind die Goldwäschen, so wie die Zirkon- und Topasgruben. Fast überall, wo man den Rasen aufschürft, findet man zunächst unter ihm, oder nur ein wenig tiefer, Thon und Sand, welcher Goldkörner enthält, aber nicht in solchem Maße, daß es aller Orten der Mühe verlohnte, sie auszuscheiden, da die Quantität nach den verschiedenen Lagen ungemein wechselt. An manchen Orten gibt ein Pud Sand 26 Solotnik, an andern nur ein halbes Solotnik,*) und auch in letzterem Falle noch hält man es der Mühe werth, die Wäsche vorzunehmen; geringerhaltigen Sand bearbeitet man nicht. Selten findet man größere Goldklumpen von mehreren Pfunden Gewicht; gewöhnlich besteht das Gold in kleinen runden Körnern, die zum Theil auch geplattet sind, oft nur in Staub.

Verräth der Boden irgendwo einen reichen Gehalt, so werden sogleich einige Arbeitsleute unter einem Beamten und mehreren Aufsehern hingeschickt; versprechen die Anzeichen keine lang andauernde Ausbeute, ist der Ort weit von Miasse entfernt, in einem Walde oder auf der Steppe, wo keine Wohngebäude sind, so begnügt man sich vorläufig eine Jurte für den Beamten aufzuschlagen; hier verweilt er dann oft mehrere Wochen wie in einem Lager; die Lebensmittel werden für ihn und seine Leute aus Miasse herbeigeschafft. In der Nähe errichtet man von mitgebrachten Planken das Waschhaus, das oft ohne Dach bleibt. Dann wird die Erde ausgegraben, und der goldhaltige Sand und Kies bei Seite gebracht; stellt sich während des Grabens Wasser ein, so schöpft man es mit Pumpen aus, bis man auf das Ende der goldhaltigen Erdschichte stößt; dieses Wasser leitet man gewöhnlich auf die Wäsche, um das Gold von den fremdartigen Theilen zu sondern, wobei man auf folgende Weise zu Werke geht. Man beginnt damit, daß man den Sand oder Kies auf ein Sieb schüttet, oder vielmehr auf eine durchlöcherte Eisenplatte, dann leitet man laufendes Wasser darüber und rührt die Masse mit Schaufeln um; die gröberen Kiesel bleiben so auf dem Siebe liegen, und man schafft sie dann bei Seite, um genau zu untersuchen, ob nicht größere Goldkörner im Gestein oder auf dessen Oberfläche sitzen; dieß ist jedoch selten der Fall; denn da eine Belohnung darauf gesetzt ist, wenn einer ein großes Stück Gold findet, so entdeckt man dergleichen gewöhnlich schon beim Ausgraben.

Das vom Siebe abgelaufene Wasser, das sich zu einem dichten Brei verdichtet hat, fällt auf das Untergestell, das drei bis vier Fuß breit, und neun bis zehn Fuß lang abschüssig geebnet ist; so zwar, daß das Wasser langsam abläuft, wobei es anfangs die schwerern Theile absetzt, dann die leichtern; oft legt man querüber Balken, um mehrere Abfälle zu bilden, und das wegrinnende Wasser in seinem Laufe zu dämmen. Während dieser Zeit wird die Masse ruhig gelassen, und der abschüssige Boden nicht umgerührt, damit die schwerern Goldtheile nicht bis dahin fortgeschwemmt werden, wo das Wasser abläuft.

Wenn der Sand größere Stücke Goldes enthält, so nimmt man sie jetzt wahr; aber um den feineren Goldstaub zu gewinnen, wird die auf die beschriebene Weise schon gereinigte Masse noch einmal durchgewaschen. Dieß wird von einem einzigen Arbeiter bewerkstelligt und erfordert große Geschicklichkeit. Derselbe gießt von Neuem Wasser darauf, wobei er die kleinen Kiesel und den feinen und thonigen Kies mit dem Wasser ablaufen läßt, und mit einer Bürste die schwerern Theilchen auffängt, die nur noch aus magnetischem Eisen und Goldstaube bestehen, und auch diese sondern sich zuletzt von einander ab, so daß bloß noch das Gold durch seine spezifische Schwere übrig bleibt. Dann sammelt und trocknet und verschließt man es in einer eisernen versiegelten Büchse.

Der am mindesten goldhaltige Sand wird zu Miasse in einer eigens dazu erfundenen Maschine gewaschen. Die Siebe oder Seiher sind hier durch einen Cylinder von starkem Eisenblech, das siebartig durchlöchert ist, ersetzt, in welchem der goldhaltige Kies geschwungen wird. Den Cylinder treibt ein Wasserrad um seine Achse; das nöthige Wasser hat seinen Zufluß durch eine Seitenöffnung derselben. Die aufgelöste Erde fällt gleichfalls auf ein Untergestell; aber statt der Menschenarme sind eiserne Rechen angebracht, die von demselben Wasserrade in Bewegung gesetzt werden, und den fortwährend von neuem Wasseraufguß bespülten Teig gewaltig umrühren, bis alle leichteren Theile weggeschwemmt sind, und die Gold-

*) Das Pud ist gleich 33 37/100 französischer Pfunde oder 16.324 Grammen, ein Solotnik gleich 0.0041 Kilogrammen, ungefähr dem zwanzigsten Theil eines Pfundes.

theilchen zum Vorschein kommen. Diese Maschine gewährt große Vortheile; sie arbeitet weit schneller und erfordert weniger Menschenarme, auch geht dabei weniger Gold verloren. Es würde von großem Vortheile seyn, sie überall anzuwenden, allein die goldhaltigen Bodenstellen liegen fern von einander zerstreut, und oft findet sich an einem Orte Gold in größerer Quantität, das dann auf einmal wieder verschwindet; die Maschine aber ist kostspielig und auf lange nachhaltigen Boden berechnet. An den Stellen, wo weite und reiche Goldlager gefunden worden sind, hat man die Wäsche mit einem Dache versehen und Häuser gebaut, wo die Arbeiter ziemlich bequem wohnen; auch sind Maschinen angebracht, um das in den Gruben gesammelte Wasser auszuschöpfen. Kurz, die Bergbauverwaltung hat nichts vernachläßigt, um die Ausbeute so reichhaltig als möglich zu machen; auch ist sie es bereits außerordentlich, denn im Ganzen übersteigen die Kosten kaum ein Sechstheil des Ertrages.

Wenn man erwägt, daß der goldhaltige Boden, dessen Reichthum freilich nicht überall gleich ist, sich über den ganzen östlichen Abhang des Ural, nämlich in einer Länge von ungefähr 1000 Werste und in einer Breite von 20 bis 30, im Süden von Miasse bis nach Bogoslowsk erstreckt; daß es zu einer Arbeit, die großentheils nur zur Sommerszeit getrieben werden kann, an Händen gebricht; daß die goldhaltigen Lager nur sehr ungleich vertheilt sind, so zwar, daß wenn eine alte Grube erschöpft ist, die Entdeckung einer neuen lediglich dem Zufalle überlassen bleibt; daß dennoch die Masse des gefundenen Goldes jährlich zunimmt, und daß während der ersten Hälfte des Jahres 1828 die Ausbeute sich bis auf 160 Pud erhob, was für ein ganzes Jahr dreihundert Pud geben muß, so ist es offenbar, daß die Zunahme des Reichthumes dieser Gegend beträchtlich ist. Außerdem hat die Entdeckung dieses Goldbodens einen wohlthätigen Einfluß auf die Bevölkerung des Ural gehabt, namentlich auf der mittäglichen Seite desselben. Die Reichhaltigkeit der Kupferminen hatte seit langer Zeit sich vermindert; Eisen findet sich nur in geringem Maße, und es war leicht vorauszusehen, daß die Bearbeitung der Bergwerke in diesem Lande allmählich abnehmen würde, als die Entdeckung des goldhaltigen Bodens der ganzen Sache einen neuen Umschwung geben mußte.

Dagegen bietet der mittägliche Ural, wenn er noch nicht die Stufe des Wohlstandes erstiegen hat, dessen der nördliche sich rühmen kann, einen nicht minder erfreulichen Anblick durch die schnellen Fortschritte der Agrikultur und der Civilisation, so wie durch Zunahme einer lebendigen Thätigkeit in dieser einst völlig wüsten Landschaft. Die Art und Weise, wie das Gold gewonnen werden muß, nämlich durch zerstreute Abtheilungen von Menschen, verbreitet die Bevölkerung über das ganze Land; die neugemachten Entdeckungen nehmen eine stets wachsende Menge von Händen in Anspruch. Es langt daher fortwährend eine beträchtliche Anzahl Arbeiter aus dem nördlichen Rußland hier an, wodurch bei der Fruchtbarkeit des Bodens die Bevölkerung schnell anwächst, da jene Leute, die in dem Ural ein gesichertes Auskommen finden, sich daselbst familienweise niederlassen. Selbst die Baschkiren, die Ureinwohner des Landes, obgleich sie Gefahr laufen, allmählich ganz und gar verdrängt zu werden, gewinnen bei dieser neuen Gestaltung des Lebens, da sie einen vortheilhafteren Absatz ihres Getreides, ihrer Häute und anderer Produkte finden.

Die Beamten der Regierung, die von Petersburg hieher kommen, wo sie erzogen und unterrichtet worden sind, haben feinere Sitten und Geschmack an höhern Beschäftigungen mit in diese Gegend gebracht, und bilden an ihren Vereinigungsorten zu Miasse und Slatust eine angenehme und lehrreiche Gesellschaft. Man bemüht sich eine genauere Kenntniß von den Landesprodukten zu erwerben; man theilt sich gegenseitig die auf verschiedenen Punkten gemachten Beobachtungen mit; man arbeitet mit vereinten Kräften sowohl an der Entdeckung neuer Goldlager als an der Vervollkommnung der Methode, das edle Metall zu gewinnen, so wie an den Untersuchungen der geognostischen Beschaffenheit des Ural.

Uebrigens steht der mittägliche Ural in Betracht der klimatischen Lage weit über dem nördlichen. Getreide kommt hier auf den weiten Steppen, wo die Temperatur heiß ist, gedeihlich fort, und kaum kann eine Vertheurung in den Getreidepreisen eintreten, die den Bergleuten des nördlichen Gebirges oft sehr nachtheilig wird. Hier steigt das Getreide in Folge fehlgeschlagener Ernten, oft so sehr im Preise, daß die Hüttenmeister, die ihre Arbeitsleute ernähren müssen, weil dieselben ihre Leibeigenen sind, den Gewinn von mehreren Jahren zusetzen müssen. Der südliche Ural hingegen liegt in der Nachbarschaft einer getreidreichen Gegend, wo sich daher die Kornfrüchte höchst selten vertheuern; in der Nähe befindet sich nämlich das Gouvernement Orenburg, und der Ural, ein beträchtlicher Fluß, ehemals auch Jaik genannt, der es durchströmt, nimmt seinen Ursprung auf dem östlichen Abhang der Berge.

Anninski ist die am anmuthigsten gelegene Goldwäsche, etwa vierzig Meilen im Süden von Miasse am Ufer eines Sees; ihm gegenüber erhebt sich der A-uschkul (heilige Berg) ein kegelförmiger völlig isolirter Berg; in der Ferne erblickt man die kleine Kette der Moraliesklberge, in sanft abgerundeten Kuppen, die mit dem Hauptarme des Ural in paralleler Richtung fortlaufen. Die Umgegend von Anninski besteht nur aus abgeplatteten Hügeln, der A-uschkul allein erhebt sich 1500 Fuß über die Meeresfläche; *) in den am See gelegenen Einschnitten finden sich die Lager des Goldsandes.

In geringer Entfernung von Anninski liegt Polkowski, wo vormals beträchtliche Kupferminen waren; gegenwärtig aber hat die Quantität dieses Erzes so abgenommen, daß man die Gruben ganz aufgegeben hat, und die Arbeiter zur Goldwäsche verwendet. Diese Beschäftigung hat noch den Vortheil, daß dazu nicht allein Erwachsene, sondern auch Knaben und Weiber verwendet werden können. So bleibt Niemand ohne Arbeit, und je zahlreicher eine Familie ist, desto größer ist ihr Gewinn, was natürlich die Zunahme der Bevölkerung sehr begünstigt.

Kisnikeiva, wo gleichfalls ein Kupferbergwerk ist, liegt an der östlichen Gränze des Landes. Man kann das Bergwerk ganz bequem durch einen Stollen befahren. Nicht weit von da befinden sich die Minen von Kiribinsk. Alle diese Wanderungen unternahmen wie auf der Katschalka, einem vierrädrigen, langen, niedern und

*) Nach den im russischen Bergwerksjournale mitgetheilten Messungen 2221 Fuß. S. Ausland S. 784. A. d. R.

bedeckten Wagen, der nie umgeworfen werden kann, und selbst auf den holperigsten Wegen nicht im mindesten stößt, da die Sitze an sehr biegsamen langen Stangen hängen, die nicht auf der Achse befestigt sind, so daß sie stets in einer leichten Schwingung gehalten werden. Das einzige Unbequeme besteht darin, daß bei der Niedrigkeit der Wagen aller Staub und Unrath, den die Hufe der Pferde zurückschleudern, dem Reisenden geradezu ins Gesicht fliegt.

Die Entdeckung des niederländischen Diamantenraubs.

Bekanntlich wurde in einer Nacht des Monats September 1829 in dem Palaste der Prinzessin von Oranien zu Brüssel eingebrochen und der ganze Juwelenschatz derselben, in einem Werthe von mehreren Millionen, geraubt. Vergebens bot man Alles auf, eine Spur des verwegenen Diebs zu entdecken. Große Preise wurden darauf gesetzt und durch alle europäischen Zeitungen ausgeschrieben. Die immer bereitwillige Verleumdung entblödete sich sogar nicht, den Prinzen von Oranien als Mitwisser dieses Verbrechens zu bezeichnen. In diesem Augenblicke verkündigen aber amerikanische Blätter (die Neu-Yorker Zeitung vom 30 Julius) die Entdeckung des Thäters, wodurch der Flecken jener gehässigen Anschuldigung getilgt zu werden scheint und die Prinzessin die Hoffnung erhält, wenigstens einen Theil des gestohlenen Schmucks wieder zu erlangen.

Die erwähnten amerikanischen Blätter erzählen den Hergang der Entdeckung in Folgendem: Bereits vor längerer Zeit war von dem niederländischen Konsul in Neu-York der Diebstahl mit einem Verzeichnisse der entwendeten Diamanten öffentlich bekannt gemacht und eine Belohnung von fünfzigtausend Gulden dem Entdecker zugesichert worden, was jedoch bis jetzt zu keinem Resultate führte. Erst in den jüngstvergangenen Tagen erhielt der Douanen-Vorstand des Hafens die Anzeige, daß in einem Hause der Perlstraße eingeschwärzte Waare verborgen gehalten würde, worauf er sich mit den Stadtbehörden zur nähern Untersuchung an Ort und Stelle verfügte. Am Hause angelangt, pochten sie an die Thüre, wurden aber nicht eingelassen und sahen sich endlich genöthigt, die Thüre aufbrechen zu lassen. Als sie ein Wohnzimmer des zweiten Stockwerks betraten, fanden sie einen Mann, der sie fragte, was sie wollten, und auf ihre Antwort sich sehr bereitwillig zeigte, der Haussuchung Raum zu geben. Nach langem Suchen fand man endlich eine beträchtliche Anzahl Diamanten und andere edle Steine, die von den Beamten mitgenommen wurden, ohne daß diese jedoch auf den Verdacht kamen, daß die gefundenen Kostbarkeiten dem Juwelenschatze der Prinzessin von Oranien angehören möchten. Noch an demselben Abende aber reichte der niederländische Gesandte, der Ritter Huygens und der niederländische Konsul, Herr Zimmermann, ein Gesuch ein, das Individuum, in dessen Besitz man die Diamanten gefunden hätte, zu verhaften. Mehrere Polizeibeamten begaben sich demnach zu dem erwähnten Hause, pochten an und wurden aus dem Fenster von einem Manne gefragt, was sie verlangten. Auf ihre Antwort versprach derselbe herabzukommen, um ihnen zu öffnen, flüchtete sich aber durch ein Fenster des Hinterhauses und entkam. Die Juwelen wurden nun von dem niederländischen Gesandten und den Neu-Yorker Beamten, mit Zuziehung einiger Juweliere, untersucht und gewogen. Man schätzte ihren Werth auf hunderttausend Dollars und fand darunter einen Saphir von 61 Karat Gewicht, welcher der größte Stein dieser Art in Europa seyn soll und auf sieben und dreißigtausend Franken geschätzt wird. Das Individuum, bei dem man diese Juwelen gefunden hatte, war am 21 Junius auf dem Paketboote Franz I von Havre eingetroffen und unter dem Namen Polarrio an Bord gegangen. Nach seiner Ankunft hatte er den Namen Carrera angenommen. Man wird sich erinnern, daß man lange einen Vertrauten des Prinzen von Oranien, Namens Perrira, des Diebstahls verdächtig gehalten hat. Bei Untersuchung seiner Kasse am Abende vorher hatte man bei ihm vier- bis fünftausend Dollars in Banknoten gefunden. Tags zuvor war er in Brooklin gesehen worden, um ein kleines Boot zu miethen, auf dem er wahrscheinlich auf ein fremdes vor Anker liegendes Schiff zu entkommen vorhatte.

Inzwischen setzten die Polizeibeamten die Verfolgung des entflohenen Diamantenbesitzers fort, und es gelang ihnen auch, seiner einige Tage darauf auf Long Island habhaft zu werden. Herr William Seeley mit vier Polizeibeamten war auf seine Spur gekommen und hatte den verdächtigen Menschen fast erreicht, als er sein Heil auf der Flucht suchte. Anfangs hatte er einen Vorsprung vor seinen Verfolgern, fiel aber, als er über einen Graben setzen wollte, so daß es Herrn Seeley gelang, sich auf ihn zu werfen und ihn fest zu halten bis seine Leute herbeikomen. Nur mit Mühe und nicht ohne mehrere körperliche Verletzungen, die hierbei Herr Seeley erhielt, gelang es, den herkulisch-starken Carrera zu fesseln. Man brachte ihn ins Gefängniß, wo er aber bis jetzt noch keine Eröffnung über den Diamantendiebstahl der Prinzessin von Oranien zu machen bewogen werden konnte. Die gerichtliche Beschreibung des Verbrechers lautet: „Er ist ein Italiener von Geburt und spricht das Englische nur sehr gebrochen. Er nennt sich bald Carrera, bald Polari, ist fünf Fuß sieben Zoll groß, von sehr dunkler Gesichtsfarbe, flachem Gesichte und eingedrücktem Kinne; der Ausdruck seiner Züge spricht nicht sehr zu seinen Gunsten; er hat schwarzen Bart und einen athletischen Körperbau.“

Der gefundene Juwelenschatz, bestehend aus mehreren Hunderten von Diamanten, Brillanten, Türkisen, Sapphiren, Opalen, Rubinen, Perlen u. s. w. — alle von höchstem Werthe sind einstweilen in einem Kästchen auf der Bank zur Verwahrung niedergelegt worden.

Die Pagode von Tripetty.

(Schluß.)

Die Geschenke sind natürlicher Weise von sehr verschiedenem Werth, doch betragen sie selten mehr als tausend Rupien. Der Gott beschenkt die Verehrer an seinem Altare mit Gegengeschenken, die mit den dargebrachten Opfern in Verhältniß stehen; wer hundert Rupien opfert, empfängt einen Turban, wer hundert bis fünf hundert Rupien, ein seidnes Kleid mit Blumen, wer zwischen fünf hundert und tausend Rupien opfert, erhält einen Shawl. Eine zweite Quelle von Einkünften ist die Wurtena, oder Geschenke, die dem Gotte zu seinem eigenen Gebrauche gemacht werden; dieß sind Juwelen, Pferdegeschirre und dergl. Der Geber muß den Werth der Gabe anschlagen lassen und der Regierung bezahlen, dann erst gestattet man ihm, dem Gotte ein Geschenk damit zu machen. Eine dritte Quelle heißt Artschitum oder Einnahme, und ist von dreierlei Art, und zwar: 1) Reinigungen, 2) Opfer im engern Sinne, 3) Processionen. Jeden Freitag wird der Gott mit wohlriechenden Dingen, Kampher u. dergl. eingerieben, und dann mit Milch wieder rein gewaschen. Für die Erlaubniß, dieß zu sehen, zahlt der Andächtige während des neuntägigen Hochzeitfestes fünfzig Rupien, früher sogar noch mehr. Am Donnerstag wird dem Gotte ein Blumengewand angezogen, dafür zahlt man während des Festes sechzig Rupien. Andere minder bedeutende Cerimonien werden mit zwölf und fünf Rupien bezahlt. Die Opfer sind fünferlei Art, wovon die erste wieder in verschiedene Unterarten zerfällt, nämlich Reißopfer, wovon das erste aus Milch, Zucker und Reiß, das zweite aus Tamarinden, süßem Oel und Reiß, das dritte aus geläuterter Butter und Reiß, und das vierte aus Butter, Milch und Reiß besteht. Wenn der Opfernde diese Dinge selbst zubereitet, so kostet das Darbringen nur sechs Rupien, wenn aber die Distriktsregierung dafür sorgt, so kostet es sechszehn. Die zweite Art von Opfern besteht aus Konfekt; die Distriktsregierung schafft es herbei und der Andächtige zahlt für die Ehre, es darzubringen, zwanzig bis acht und zwanzig Rupien. Die dritte Art ist ein großes Opfer von tausend bis zweitausend Maß Reiß, welche die Distriktsregierung anschafft, und die der Andächtige mit hundert bis zweihundert Pagoda's bezahlt. Die vierte Art ist das Darbringen alles Dessen, was an diesem Tage geopfert worden; für diese Ehre zahlt der Andächtige fünfundsechzig Rupien. Das fünfte ist das Darbringen der Pflanze Ukal, welche dem Tripettyhügel eigenthümlich seyn soll; dieß kostet vier Rupien.

Noch sind die Wahanum, d. h. die Prozessionen des Gottes, übrig, sie sind zwölf an der Zahl und jede hat Bezug auf die verschiedenen Theile der indischen Mythologie, so weit diese die Verehrung Wischnu's betrifft. Die Bildsäule des Gottes, die man bei diesen Gelegenheiten zeigt, ist von Metall und vergoldet. Bei der ersten Procession erscheint der Gott unter einem

vergoldeten hölzernen Baume; bei der zweiten wird er in einem Palankin getragen, bei der dritten auf einer goldenen Schlange fortgeführt, bei der vierten auf einem vergoldeten Throne, bei der fünften ist er von einer vergoldeten Sonne begleitet, bei der sechsten geht der Zug durch ein Zimmer, das von Spiegeln umgeben ist, die so aufgestellt sind, daß man sein Bild mehrere Mal erblickt, die siebente ist eine andere Art von Palankin-Procession. Für diese sieben ersten Arten, wo man dem Gotte die Mühe macht, herauszukommen, zahlt der Andächtige vierzig Rupien. Bei der achten Procession sizt der Gott auf einem vergoldeten Papagai, bei der neunten ist er von einem vergoldeten Monde begleitet, bei der zehnten sizt er auf einer vergoldeten Figur, die einem Elephanten gleicht, und wie es scheint Hanamun, den indischen Pan, vorstellen soll; bei der eilften reitet der Gott auf einem vergoldeten Löwen, bei der zwölften sizt er auf einer goldenen Schlange.

Die sämmtlichen Einkünfte des Tempels sind unter der Verwaltung der Regierung und gehören ihr; sie läßt solche durch bezahlte Beamte verwalten und eine Schaar von Braminen wird durch Ländereien unterhalten, die man in dem umliegenden Lande angekauft hat, und ihnen gegen eine ganz leichte Taxe überläßt. Der Tempel wird in aller seiner Würde erhalten; die jährlichen Einkünfte betrugen in den lezten zehn Jahren, ein Jahr ins andere gerechnet, 87,000 Rupien, nach Abzug aller Unkosten.

Man mag vielleicht auf den ersten Anblick über ein so organisirtes System von religiöser oder vielmehr sehr profaner Plünderung durch die Regierung erschrecken. Die Sache verhält sich jedoch so; die mahomedanische Regierung war, als die Engländer hier erschienen, im legitimen Besiz der Einkünfte dieser Pagode; für Unternehmungen, wobei England Blut und Schäze verschwendete, und seinen Handel an der Küste von Koromandel in Gefahr gesezt hat, war dieß Einkommen die erste Belohnung oder vielmehr die ärmliche Bezahlung, und diese wurde unausgesezt seitdem geleistet. Den Tempel sich durch seine eigenen Fonds erhalten zu lassen, würde zu den gröbsten Betrügereien und Unterdrückungen führen, denn der Boden in dieser Gegend war durchaus in den Händen der Braminen, und da diese dem Gesez nach keinen Pflug anrühren dürfen, so waren alle Landbebauer der That nach ihre Sclaven, die an eigenen Landbesiz nicht denken durften; die Folge war, daß Alles nach dem Sinne der Priester ging, daß alle Arbeit nach ihren Distrikten gezogen wurde und die umliegenden verhältnißmäßig verarmten; so war es in der ganzen Präsidentschaft. Jede Dorfpagode spielte in ihrem Umkreise den Unterdrücker, und ihr Einfluß hörte nur da auf, wo der der nächsten Pagode anfing. Es war ein seltsamer, aber sehr entschlossener Schritt der Kompagnie, alle Pagodenländereien zurückzunehmen, und unter billigen Bedingungen an Andere zu verleihen; so wurden die Reichthümer, welche die Braminen allein aufgehäuft hatten, unter den wahren Anbauern des Bodens zerstreut, und die Kassen des Staats füllten sich durch den neuen Antrieb, welchen dadurch jeder Zweig der inländischen Industrie erhielt. Der Standpunkt der Britten im Lande war damals sehr prekär; und kriegerisch, wie der Hindu ist, hat er gefochten und wird wieder fechten, vielleicht früher, als man vermuthet. Die Erfahrung von Jahrhunderten hat gelehrt, was der religiöse Enthusiasmus oder vielmehr Fanatismus zu thun im Stande ist, wenn man ihn zur Verzweiflung bringt. Die englische Regierung schüzte die Eingebornen in der Ausübung ihrer Religion und duldete sie, ohne jedoch dazu aufzumuntern, was sie nicht gekonnt hätte, wenn sie es auch wollte. Die Folge dieses Planes war, daß von einem Ende des Landes zum andern die Pagoden im Verfall sind; die Braminen, die ihren Unterhalt nicht mehr davon ziehen, treiben Handel, dienen in der Armee und lernen allmählich, daß auch für sie Bettelei kein Unterhaltsmittel ist. Schwer lastete die unterdrückende Hand des Braminen auf dem Nacken des Volks; jezt ist dieses frei, und der Einfluß, den Jener ehemals ausübte, wird nie in dem Maße wieder kommen. Die Einkünfte von Tripetty nehmen allmählich ab, und werden im Laufe der Jahre eines natürlichen Todes sterben; einige der berühmtesten Tempel des Landes sind noch schlimmer daran, leider aber gibt es solcher Höhlen des Trugs noch viele.

Vermischte Nachrichten.

In der Bibliothek der Karthäuser von Evora in Portugal befindet sich ein prächtiger handschriftlicher Atlas, der eine große Zahl Landkarten enthält. Der Aufschrift zufolge wurde er von Fernão Vaz Durado, portugiesischem Kosmographen zu Goa, im Jahre 1572 entworfen. Eine Randbemerkung zeigt an, daß dieser Atlas dem Erzbischof von Evora, Dom Theodose de Braganza, gehörte, der ihn den Karthäusern von Evora zum Geschenke machte. Der genannte Erzbischof starb zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Die Karten selbst sind kolorirt und alle Entdeckungen mit den Namen derer, die sie gemacht haben, bezeichnet. Die portugiesischen und spanischen Niederlassungen sind mit kleinen Fahnen, welche die Nationalfarben tragen, angedeutet. Das Land südlich der Mündung des Lorenzflusses in Nordamerika ist mit den Worten: „Terra dos Corterreas“ bezeichnet. Labrador ist unter den siebzigsten Grad gesezt und die Vorgebirge mit den spanischen und portugiesischen Namen benannt, um anzuzeigen, welche von beiden Völkern sie entdeckt haben. Das nördlichste Vorgebirg trägt den portugiesischen Namen „Cabo branco,“ weißes Vorgebirg. An der Stelle, die von der nördlichen Küste Neuhollands oder Australiens eingenommen ist, bemerkt man eine unermeßliche Küste, die lauter spanische Namen führet. Die kastilianische Fahne ist darauf zu sehen und unten die Worte: „Diese Küste ist entdeckt worden von Fernão de Magalhaens auf Befehl Kaisers Karl im Jahre 1520.“ Auch erblickt man eine Küste, die der von Neu-Guinea entspricht, mit der Unterschrift: „Terra dos Papuas.“ Die Inseln Lieu Kiou und eine Menge von Vorgebirgen, Buchten, Flüssen und Gestaden, die heutzutage Namen von Seefahrern tragen, die sie später besucht haben, finden sich gleichfalls auf den Karten dieses Atlasses größtentheils mit portugiesischen Namen bezeichnet.

*

Der Konsul der Vereinigten Staaten zu Juan Baptista Tabasco (Guatemala), Herr Heinrich Perrin, hat unlängst dem Doktor Samuel Mitchell zu Neu-York eine Büchse voll vejuco del guaco, einer Pflanze, die in den dortigen Gegenden wegen ihrer Heilkraft des Schlangenbisses berühmt ist, übersendet. Die Eingebornen und die Schwarzen von Santa Fé (in Kolumbien) bedienen sich ihrer schon seit langer Zeit mit dem besten Erfolge. Nicht allein thut sie auf der Stelle der Vergiftung Einhalt, sondern sie dient auch als Verwahrungsmittel dagegen. Die Eingebornen, die ihre Heilkraft kennen, tragen sie gewöhnlich bei sich und können die gefährlichsten Schlangen unbeschädigt in den Händen halten. Don Pedro Oribe y Vargas, der zuerst die Eigenschaft dieser Pflanze in dem spanischen Merkur beschrieben hat, sah einen Schwarzen, der eines der giftigsten Reptilien dieser Art in den Händen umhertrug, ohne im geringsten verlezt zu werden. Auch fügt Oribe hinzu, daß er es häufig mit dem besten Erfolge angewendet; auch er gab von diesem schäzbaren Gegengifte in einer periodischen Schrift von Santa Fé Nachricht. Man nennt die Pflanze vejuco del guaco, von dem Namen eines Raubvogels, der sich vorzüglich von Schlangen nährt, und dessen Geschrei mit dem Worte Guaco Aehnlichkeit hat.

*

Zwanzig Meilen von Providence (in Rhode Island), an den Ufern eines Wasserfalls, der von einem schroffen Berge von Absturz zu Absturz herunterdonnert, hat sich mit einem Male wie durch Zauberei mitten unter den Felsen eine blühende Stadt erhoben, die ihren Namen: „Fall-River“ von dem Strome trägt, der ihr Leben und Gedeihen gibt. Noch vor einigen Jahren war diese Gegend ein wilder Wald, der nur von dem Getöse des Wasserfalls und dem lärmenden Geschrei der Pic (einer Gattung Grünspecht, die in Amerika sehr häufig ist) widerhallte; gegenwärtig ist es eine kleine Stadt, die sechzehn große Gebäude zählt, welche zu Baumwollenspinnereien bestimmt sind. Dreitausend Arbeiter sind dabei beschäftigt. Was am meisten die Aufmerksamkeit und Verwunderung der Fremden erregt, ist die große Nagelfabrik des Obristen Valentin, in welcher eine Eisenstange mit der erstaunlichsten Leichtigkeit in eine Kiste Nägel verwandelt wird. Die glühende Stange von zerschneidenden Cylindern und Scheeren, die von dem Wasserfalle in Bewegung gesezt werden, verarbeitet, fällt in einem Regen von Nägeln auf ein unteres Stockwerk, wo die Kisten ihn aufnehmen, um im Handel versendet zu werden. Die Wasser des Fall-River, nachdem sie diesen Fabriken gedient haben, tragen das Dampfboot, das nach Providence geht, und dessen man sich bedient, um die Handelsschiffe den Fluß aufwärts zu bugsiren.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 254. 11 September 1831.

Die französischen Volksbücher.

(Fortsetzung.)

Außer den erwähnten Städten wird noch an vielen andern Orten eine bedeutende Anzahl lokaler Kalender verlegt, die mit Jahrmarktsanzeigen, landwirthschaftlichen Vorschriften und andern Einzelnheiten, wie sie in jedem Departement verschieden sind, angefüllt werden. Dabei erhält sich aber der doppelte „Mathieu Lansberg" immer noch in seinem alten Ansehen. Derselbe ist mit ehrwürdigen Zeugnissen seiner Aechtheit versehen, und mit dem wahren Contrefait des hochberühmten Mathematikers geziert, der in der rechten Hand die Himmelskugel hält, und mit dem ernsthaftesten Gottvatergesichte seinen erhabenen Offenbarungen nachsinnt. Außer seinen weisen Lehren über Haus- und Feldwirthschaft, und chiromantischen und astrologischen Andeutungen enthält er auch den berühmten Hirtenkalender (Calendrier des Bergers) auch Eselskalender (Almanach des Anes) genannt, in welchem hieroglyphische Zeichen die Stelle von Buchstaben vertreten, für diejenigen, denen das Abc Buch noch ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Eine Heugabel deutet die Zeit an, wo gut Heumachen ist, eine Scheere, wo man Haar schneiden soll, ein Fächer bedeutet Hitze, ein bedeckter Topf trübes Wetter, ein offener Topf klaren Himmel, eine Eule strenge Kälte. Diese Zeichen sammt allerlei Figuren, die neben den Wochentagen herlaufen, geben auch die Arbeiten an, die ein vernünftiger Landwirth Jahr ein Jahr aus zu unternehmen hat. Wahrscheinlich besteht dieser Kalender noch seit dem sechzehnten Jahrhundert, wo er weit und breit berühmt war, bis auf den heutigen Tag in unveränderter Gestalt. Wenigstens geschieht seiner in einem Werke jener Zeit bereits Erwähnung, das die schönsten Einzelnheiten über damalige Haushaltung und Volksleben enthält, um die selbst der Novellist von Abbotsford es beneiden möchte. Hier eine Stelle daraus, die zugleich des genannten Kalenders und einiger andern Volksbücher erwähnt, die damals noch in feineren Händen waren, als die Hacke und Spaten führen:

„In der Wohnstube des Hauses (zwei zu haben ist nur das Vorrecht der Großen) ist ein Hirschgeweih mit Eisen beschlagen am Wandgetäfel angebracht, an dessen Ende Kappen, Hüte, Hundspeitschen und der große Paternosterkranz zum allgemeinen Gebrauche hangen. Auf der Anrichte oder dem zweibehälterigen Eßschranke liegt die Uebersetzung der heiligen Schrift, wie sie von König Karl V zu verfassen geboten wurde; die vier Haimonskinder, der Däne Ogier, die schöne Melusine und der Hirtenkalender. Hinter der Thüre befinden sich noch einige Hirschgeweihe und im Hintergrunde der Stube auf an der Wand angebrachten Brettern ein halb Duzend Bogen mit dazugehörigen Köchern und Pfeilen, zwei gute große Schilde (Rondelles genannt) mit zwei kurzen breiten Schwertern, zwei Halebarden, zwei Spießen, zwei und zwanzig Fuß lang, zwei oder drei Panzerhemde in einer mit Kleien gefüllten Kiste, zwei starke Armbrüste und in dem großen Fenster ober dem Kamine drei Büchsen (hocquebuses d. h. arquebuses.) Daneben erblickt man einen Falkenhandschuh und unten die Netze und anderes Jagdgeräthe. Unter der großen, drei Fuß breiten Ofenbank, liegt ein frisches Stroh für die Hunde, wodurch sie besser und geschickter werden, ihren Herrn zu riechen und zu hören."

Seit dieser Zeit wird der Hirtenkalender noch immer in Troyes gedruckt, doch vermindert sich die Nachfrage nach ihm jährlich mehr und mehr, in dem Verhältniß als die Zahl der Menschen, welche lesen können, zunimmt. So gibt es einen erfreulichen Beweis von der Zunahme der Volksbildung in Frankreich, daß der Eselskalender zur Zeit des Kaiserthums noch 300,000 Exemplare absetzte, gegenwärtig aber kaum noch 20,000.

Am längsten stritten die geistlichen Gesänge mit den Kalendern um die Palme der größern Popularität. Gegenwärtig sind sie freilich in den größern Städten verdrängt worden, aber auf dem Lande behaupten sie sich noch immer in ihrem alten Ansehen. Kein Kirchweihfest, kein Jahrmarkt wird gehalten, wo nicht einige wandernde Krämer mit höchst erbaulichem Gesicht und langen Haaren, behangen mit Rosenkränzen, Skapulieren und Agnus Dei, einem Kreise halbreniger Zuhörer die Heilkraft gewisser Reliquien anpreisen.

Jeder Ort, der mit dergleichen wunderthätigen Kostbarkeiten begnadigt ist, hat so seine Lobprediger, deren lyrische Manifeste an die Stelle jener Ritterzüge (chevauchées) des Mittelalters getreten sind, wo der Wunsch solche unschätzbare Heilthümer zu besitzen, deren Werth noch dadurch erhöht wurde, daß Haufen von Pilgrimen nach jenen Kirchen gezogen wurden, die Heiligenschreine aufzuweisen hatten, nicht selten zu förmlichen Kriegen Anlaß gab. „Ist nicht die unzählige Menge heiliger Leiber in der Abtei von St. Saulve de Montreuil," ruft der Geschichtschreiber von Abbe-

ville aus, „ein hinreichender Beweis von der Habgier der Grafen von Flandern? Sind diese heiligen Leiber nicht alle gestohlen? Kam nicht die Nase des h. Willibrod von dem Kloster Wetz in Holland? und der Nabel des h. Adhelm aus einer Abtei der Normandie?" Diese frommen Räubereien veranlaßten natürlich strenge Repressalien, so daß ein besonders wichtiges Heiligthum oft Monate lang hin und her geschleppt wurde, bis es eine bleibende Ruhestätte fand. Jeder von den Heiligen, die in den obenerwähnten geistlichen Liedern besungen werden, ist der Schutzpatron gegen eine Krankheit, und St. Hubertus und seine unfehlbaren Jagdhunde, die h. Clotilde, die h. Luzia, St. Vigor, die h. Barbara, der h. Michael und der h. Markolf sammt einer Heerschaar anderer Heiligen sind der Gegenstand jener pathologischen Gesänge. Freilich ist der Kranke manchmal nicht der Natur seines Uebels vollkommen gewiß, und weiß dann nicht an welchen Heiligen er sich wenden soll. Doch in diesem Falle hat er ein unfehlbares Mittel zur Hand, die Diagnose seiner Krankheit zu stellen, die indeß wohl einer alten Ueberlieferung des Heidenthums angehören mag. Eine bestimmte Anzahl von Epheublättern wird nämlich des Abends in ein mit Wasser gefülltes Gefäß gelegt, jedoch achtgegeben, daß die obere Seite des Blattes nicht benetzt wird. Jedem dieser sybillinischen Blätter wird der Name eines der Heiligen beigelegt, den man als Schutzpatron gegen eine von den Krankheiten anzurufen pflegt, von welchen der Kranke sich befallen glaubt; das Blatt, welches am andern Morgen befeuchtet gefunden wird, deutet dann den Heiligen an, den man anzurufen hat. Diese abergläubischen Gebräuche sind aber wohlgemerkt nicht allein an der Küste von Bretagne, im Innern von Landes oder in den tiefen Wäldern vom Morbihan zu finden, sondern selbst in einem Umkreise von dreißig Meilen um Paris, in den Departements von Eure, Calvados und der Untern Seine; Beweise dafür geben die zahlreichen gerichtlichen Verhandlungen, wobei die Zuchtpolizei an die Stelle der Inquisition getreten ist.

Zunächst der heiligen Gesänge haben wir das Lied „von der wunderbaren Geschichte des ewigen Juden, der seit dem Jahre 33 Nichts thut als laufen," (Histoire admirable du Juif Errant lequel depuis l'An XXXIII ne fait que marcher), die trilogische Klage des keuschen Joseph, die Leiden der Genovefa von Brabant — das Vorbild der unschuldig verfolgten Frauen, „den Generallieutenant Holofernes, den Madame Judith umgebracht" (Le Lieutenant-General Holofernes mis à Mort par Mme Judith), die biographische Legende des h. Onuphrius, dessen wunderthätige Kraft, dem Donner zu gebieten, in der neuern Zeit Franklin nachgemacht hat, und endlich den pathetischen Lobgesang auf „unsere liebe Frau von der Hut" (Notre Dame de la garde), in welchem der arme Schiffer den Schutz der reinen Himmelskönigin anruft, gegen wildes Sturmeswüthen —

„Claire étoile de la mer
Montrez vous dans le danger
Dans la nuit la plus obscure
Servez de phare et de nord (boussole)
A ceux qui sous votre augure
Espérent de prendre port!"

Die himmlische Jungfrau wird in diesem Liede auch als „keuscher Mond" und „Pflichtanker" (ancre maitresse) angerufen; wobei die theergetränkten Sünder am Schlusse ausrufen:

„Chacun de nous est fâché
D'avoir si souvent péché,
O Dame de Bonne garde!
Faites nous ressouvenir
Que partout Dieu nous regarde
Pour mieux vivre à l'avenir!"

(Schluß folgt.)

Die Alterthümer Meriko's.

(Fortsetzung.)

Bernardino von Sahagun begann sein Werk in merikanischer Sprache in dem Flecken Tepepulco in der Provinz Tezcuco. Auf den Rath des Statthalters wählte er, um die Ueberlieferungen niederzuschreiben, zwölf der ältesten Indianer, die einen hohen Ruf der Rechtlichkeit genossen. Zwei Jahre lang stand er ununterbrochen mit ihnen im Verkehr: die mündlichen Antworten, die sie auf seine Fragen gaben, wurden sogleich in hieroglyphischen Bildern niedergezeichnet, und am Rande dieser Gemälde setzten vier junge Merikaner, die im Kollegium erzogen wurden und auf die man das unbedingteste Zutrauen setzen konnte, eine genaue Auslegung in lateinischer und spanischer Sprache. „Ich bin noch im Besitz der Originale," bemerkt hiebei der Mönch.

Zu Santiago de Tlatelulco fuhr Bernardino fort ein gleiches Werk entwerfen zu lassen, wobei er die ältesten und angesehensten Männer des Landes, den Rektor des Kollegiums und die indianischen Zöglinge zu Rathe zog. Bald darauf wurde er in das Kloster des h. Franziskus zu Meriko zurückberufen, wo er die Aechtheit aller erhobenen Mittheilungen auf dem bisher schon eingeschlagenen Wege zu prüfen begann; um seine Genauigkeit noch näher zu beurkunden, führt der Verfasser die Namen aller Männer auf, von denen er seine Berichte erhalten hatte. Dieß beschäftigte ihn bis zum Jahre 1545; sein Werk war damals in merikanischer Sprache geschrieben, und wurde der Beurtheilung einer Menge von gelehrten Männern unterworfen. Da die gesammelten Urkunden einmal geordnet waren, so konnte er sie jetzt mit Dem vergleichen, was er vor Augen hatte, nämlich mit den zahlreichen Ueberresten der alten Gebäude, und mit den noch fortlebenden Sitten und Gebräuchen der Vorwelt. Die Eroberung Neuspaniens hatte im Jahre 1519 begonnen, und war im Jahre 1524 noch nicht beendigt; die alten Leute, mit denen unser Geschichtschreiber sich vor dem Jahre 1545 besprach, hatten demnach, wenn sie auch nur sechzig Jahre zählten, noch dreißig Jahre nach dem Sturze des merikanischen Kaiserthums gelebt, und somit konnten sie also über die Sitten und Gebräuche, über die man bei ihnen Erkundigungen einzog, mehr als hinlänglich unterrichtet seyn. Da eine Menge Erkundigungen einzeln und an verschiedenen Orten von Meriko gesammelt wurden; da zugleich der Verfasser durch seine Kenntniß der Landessprache, die er schon vor dem Jahre 1530 erworben hatte, unterstützt wurde, so kann über die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit seines Werkes nicht der mindeste Zweifel obwalten.

Als diese unermeßliche Arbeit vollendet war, was im Jahre 1545 statt fand, hatte der arme Mönch noch bei Weitem nicht sein eigentliches Ziel erreicht: er mußte noch die Unwissenheit der Mönche überwinden. Kaum sollte man es glauben, daß die Geschichte Neuspaniens erst im Jahre 1569 ins Reine geschrieben, und seine Uebersetzung ins Spanische erst 1575 vollendet werden konnte. Der gute Pater war indessen alt geworden, seine Hand zitterte, und man sagte ihm, um die Kosten der Abschrift zu vermeiden, „es sey gegen das Gelübde der freiwilligen Armuth zu diesem Zwecke Geld zu verwenden.“ Solcher Ausflüchte bedienten sich die unwissenden Mönche gegen diesen würdigen Mann, der nach einer so vieljährigen Riesenarbeit das standhaft verfolgte Ziel so weit erreicht hatte, daß er — um uns seiner eigenen Worte zu bedienen — sagen konnte: „Die Diener des Evangeliums, die ihm nachfolgten, würden sich darüber nicht beklagen können, daß die ersten Missionäre sie über Glaube und Sitte der Eingebornen im Dunkeln gelassen hätten.“

Endlich sah der Greis seine längst vergeblich gehegten Wünsche in Erfüllung gehen; ein Ordensgeistlicher, der Franziskanergeneral Rodrigo de Segura, der nach Mexiko gekommen war, verstand das kostbare Werk zu würdigen, und gab dem Pater Bernardino die Mittel an die Hand, es zu vollenden. Hiezu trug auch nicht wenig der mächtige Einfluß Don Juan's de Obando, des Präsidenten des indischen Staatsrathes in Spanien, bei, der mit dem größten Eifer die Herausgabe betrieb. Der Pater Sahagun ist voll Erkenntlichkeit über diese edelmüthige Unterstützung; er widmete sein Buch ihm, „der es,“ wie er sich ausdrückt, „aus dem Staube, in den es versunken war, hervorzog.“ *)

So seltsam war das Schicksal dieses kostbaren Werkes, das von den Einen für ein Wörterbuch, von den Andern für eine unbedeutende Chronik gehalten wurde, und das erst jetzt nach drei Jahrhunderten das Licht der Welt erblickt, nachdem die Nationen, auf die es zu wirken berechnet war, ihren ganzen ursprünglichen Charakter verloren haben, nachdem sie als Völker im Strome der Zeit erloschen sind.

*) „Als ich diese Arbeit unternahm,“ sagt der ehrwürdige Mönch, „bildete man sich ein, ich wolle ein Wörterbuch abfassen, und noch jetzt fragen viele Leute: wo ist denn das Wörterbuch?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Cuba.

(Schluß.)

Vom Jahre 1760 bis 1767 wurden im Hafen von Havannah, dem einzigen, der damals besucht wurde, ein Jahr ins andere 13,000 Kisten (208,000 Arobas) Zucker verladen; allein seit die Engländer die Insel räumten, flößten die riesenhaften Befestigungen, mit denen die Regierung Havannah umgab, den Pflanzern mehr Vertrauen auf Sicherheit ein, und die Zuckersiedereien vermehrten sich schnell; in den Jahren 1789 bis 1790, wo der frei gewordene Handel neue Wege des Verkehrs eröffnete, stieg der Ertrag der Zuckersiedereien in demselben Verhältnisse, und die Ausfuhr betrug damals schon 68,150 Kisten (1,090,400 Arobas). Die Freiheit des Handels mit allen spanischen Häfen, und selbst mit einigen fremder Nationen; die Eröffnung des Hafens von Cuba; die Errichtung des Consulado (Handelsgerichts) und der patriotischen Gesellschaft; die Einführung des Zuckerrohrs von Taheiti; die Zerstörung der französischen Kolonie von St. Domingo und die hieraus entstehende Erhöhung der Zuckerpreise; die Vervollkommnung der Maschinen und Oefen, die man großentheils den Auswanderern von Cap François verdankte, waren die Ursachen, welche nach und nach den glücklichen Fortgang jenes Anbaues auf der Insel Cuba herbeiführten; und so sehen wir die Ausfuhr ein Jahr ins andere folgendermaßen sich vermehren:

von	bis	auf Kisten	Arobas
1790	1800	110,096	1,761,456
1800	1820	207,698	3,323,136
1820	1825	250,584	4,006,144
	1826	271,013	4,336,208

Allein, seit mehrere Häfen der Insel Cuba eröffnet wurden, ist es, um den Ertrag der Zuckersiedereien kennen zu lernen, nicht mehr hinreichend, die Ausfuhr durch den Hafen von Havannah allein zu wissen, da sie, obschon die bedeutendste, nur zwei Drittheile beträgt; um also eine vollständige Uebersicht dieses wichtigen Zweigs der Ackerbau- und Gewerbs-Industrie, mit dem noch die Fabrikation des Syrups und Rums verbunden ist, zu geben, folgt hier ein Verzeichniß der im Jahre 1827 in den drei Departementen erzeugten Fabrikate und deren Ausfuhr in demselben Jahre.

Im Jahre 1827 zählte man nicht weniger als tausend Zuckersiedereien (ingenios y trapiches), die in Thätigkeit waren. Den unumgänglich nöthigen Apparat ungerechnet, hatten sie dreihundert Destillirkessel, zwei und dreißig Dampf- und neun hydraulische Maschinen. Die für jede Zuckersiederei nöthige Sklavenzahl steht mit ihrer Größe im Verhältnisse, ist aber gewöhnlich von 200 bis 500.

Ertrag der Zuckersiedereien im Jahre 1827.

Zucker in Sorten . .	93,056,125	Kilogr.
Moscovadezucker . .	926,257	—
Rum	10,530,900	Litres
Syrup	11,201,847	Kilogr.

Ausfuhr.

Zucker in Sorten . .	71,850,495	Kilogr.
Rum	756,800	Litr.
Syrup	10,223,516	Kilogr.

Der Kaffeebaum, den die Antillen dem französischen Philanthropen Declieu verdanken, wurde im Jahre 1725 zuerst in Martinique einheimisch gemacht und dann im Jahre 1769 nach San-Juan-de-Puerto-Rico auf Cuba verpflanzt; allein sein Anbau kam erst nach Ankunft der Auswanderer von St. Domingo in Aufnahme, die ihm den Vorzug vor dem Zuckerrohre gaben. Der Erfolg übertraf ihre Erwartungen, und bestimmte mehrere Bewohner des westlichen Theils der Insel sich seinem Anbaue zu widmen, der jetzt in Verbindung mit den andern Distrikten eine bedeutende Verbreitung gewonnen hat. Im Jahre 1800 zählte man schon achtzig Cafetales (Kaffeepflanzungen), und zu Havannah wurden verladen;

im Jahre 1801 . .	50,000	Arobas
— — 1809 . .	320,000	—
— — 1826 . .	1,221,000	—

Im Jahre 1827 war der Ertrag von den 2,075 Cafetales, welche es in den drei Departementen der Insel gab, und die zusammen mehr als zweihundert Millionen Kaffeebäume enthielten, 32,160,572 Kilogr.; die Ausfuhr betrug 25,319,906 Kilogr.

Dem Anbaue des Tabaks, einer auf der Insel Cuba heimischen Pflanze, stellten sich anfänglich große Hindernisse in den Weg, weil man ihn früher nur als ein medizinisches Kraut ansah; als aber sein Gebrauch sich immer mehr in Europa verbreitete, so verordnete der Hof von Madrid seit dem Jahre 1511 seinen Anbau im großen Maßstabe, indem er ihn ein- für allemal einem verhaßten Monopol unterwarf, welches wegen des Unterschleifs, zu dem es reizte, eine genaue Schätzung des Betrags der Ernte und der Ausfuhr immer unmöglich machte. Obgleich seit dem Jahre 1817 jenes Monopol aufgehoben wurde, so sind doch die beträchtlichen Abgaben, mit denen diese Pflanze belegt ist, noch immer eine starke Lockung zum Unterschleife für den Pflanzer und Kaufmann. Man glaubt, daß die Real Faktoria (die Verwaltung, welche das Monopol ausübte) im Jahre 1800 40,000 Arobas in ihre Magazine legte; im Jahre 1827 betrug die Ernte 500,000 Arobas (5,750,000 Kilogr.), und die von der Douane registrirte Ausfuhr war nur 79,106 Arobas (909,719 Kilogr.), so daß also jener An-

gabe zufolge auf der Insel 4,850,281 Kilogr. verbraucht worden wären, wenn man annimmt, daß der deklarirte Ertrag und die Ausfuhr nicht unter der Wirklichkeit waren. Alle Reisenden sagen übrigens einstimmig aus, daß die Schmuggelei in diesem Artikel ungeheuer sey.

Wir wollen dieses Verzeichniß des Reichthums von Cuba nicht schließen, ohne eine ungefähre Uebersicht der Zuchtthiere zu geben, die im Jahre 1827 die Estancias bevölkerten, in den Potreros gezüchtet wurden, die man zu den verschiedenen Arbeiten der Landwirthschaft verwendete, oder die, zu Transporten und Luxusfuhrwerken bestimmt, sich in den Haciendas oder im Innern der Städte befanden. Damals zählte man auf Cuba: 1,058,752 Stiere und Kühe, 140,539 Jungochsen, 206,973 Hengste und Stuten, 35,612 Esel und Maulthiere, 44,962 Schafe und Ziegen, und 895,558 Schweine. Der Handel hat, da er innig mit dem Ackerbaue verbunden ist, auch mit diesem stets an Ausdehnung gewonnen; allein seine Wichtigkeit gründet sich nicht bloß auf den Reichthum der Erzeugnisse von Cuba und das Bedürfniß seiner Einwohner an Lebensmitteln und europäischen Waaren; sie beruht eben so sehr auf der Wiederausfuhr dieser nämlichen Waaren, auf der geographischen Lage der Insel, und vor Allem auf der glücklichen Lage des Hafens von Havannah am Eingange des Golfs von Mexiko. Seit Havannah noch die Bewilligung des Stapelhandels erhalten hat, scheint diese Insel die prophetischen Worte des Abbé Raynal, daß Cuba für Spanien so viel werth sey als ein Königreich, zu verwirklichen. Seit dieser Zeit kann man den jährlichen Umsatz im Handel von Havannah auf 30 Millionen Piaster (159 Millionen Franken) anschlagen. In seinem Hafen laufen ein Jahr ins andere 1,200 Schiffe aus und ein, die Küstenfahrer nicht gerechnet. Im Jahre 1827 war die Zahl der in den sämmtlichen Häfen der Insel eingelaufenen Schiffe 1,841 und die der ausgelaufenen 1,649. Zur nämlichen Zeit belief sich die Einfuhr, den Registern der Douane zufolge, auf 17,352,854 Piaster (90,970,126 Fr.) und die Ausfuhr auf 14,286,192 Piaster (75,716,817 Fr.), unter denen der Werth der einheimischen Produkte allein eine Summe von 10,724,577 Piaster ausmachte. Diese Zahlen dürfen übrigens keineswegs als das Minimum der Ein- und Ausfuhr betrachtet werden; denn eines Theils sind die Schätzungen der Douane meist unter dem wahren Werthe der Waaren, und andern Theils müssen die häufig vorfallenden Unterschleife die angegebene Summe bedeutend erhöhen. Obschon man keine ganz genaue Schätzung zu erhalten vermag, so ist es dennoch gewiß, daß der Handel von Cuba seit dem Jahre 1778 eine unermeßliche Ausdehnung gewonnen hat, und weit bedeutender ist als der in den übrigen Antillen, von denen man sie in gewisser Hinsicht als den Hauptplatz betrachten kann. Auch die Einkünfte der Insel, welche vor dem Jahre 1778 nicht hinreichten, das Drittel der innern Verwaltungskosten, die sich auf 2,500,000 Piaster beliefen, zu decken, haben sich seit jener Zeit so vermehrt, daß der öffentliche Schatz, außer allen innern Ausgaben, noch im Stande ist, dem Mutterlande eine jährliche Summe von 15 Millionen Franken zu bezahlen.

Die Zollgebühren, deren Minimum sich von 5 bis 15 Proz. und das Maximum von 21 bis 27 Proz. beläuft, bilden die Hauptquelle der Einkünfte von Cuba. Die Abgabe von 6 Proz. vom Verkaufe unbeweglicher Güter und Sklaven; die Auflage auf Salz und Spielkarten; die Taxe von 6 Proz. auf den Anbau des Tabaks, und noch andere Konsumtions- und Immobilien-Steuern sind die übrigen bedeutendern Quellen der Einkünfte. Mit diesen Mitteln bestreitet Cuba den Militär-Etat, der sich auf ungefähr 10,000 bis 12,000 Mann beläuft; die Marine, welche aus 14 Fahrzeugen mit 280 Kanonen besteht; die Festungswerke; die Straßen und die verschiedenen Wasserbauarbeiten; besoldet die Civil- und Militär-Behörden, und erhält die Schiffswerften, welche seit dem Jahre 1778 der Kriegs-Marine des Mutterlands 22 Fregatten, 7 Paketboote, 9 Brigantinen, 14 Goeletten und 49 kleine Fahrzeuge geliefert haben, und außerdem noch alle Jahre bedeutende Summen nach Spanien senden. Im Jahre 1827 warfen die sämmtlichen Auflagen 44,890,856 Fr. ab.

Dieß sind die Hülfsquellen dieser Kolonie, die, ohne alle Schulden, durch den Anbau nur des siebenten Theils ihres Bodens, sich ein Einkommen erwirbt, welches viel bedeutender ist als das der Großherzogthümer Toscana und Baden, der Königreiche Hannover und Sachsen, der päpstlichen Staaten, und selbst der Monarchien Dänemark, Portugal, Norwegen und Schweden. Weit blühender als der größte Theil der neuen unabhängigen Staaten von Südamerika, die bereits durch ihre Anleihen mit Schulden beladen sind, sieht diese Kolonie täglich ihren Wohlstand wachsen, ohne ihre Zukunft bloßstellen zu dürfen. Wenn auch die Insel Cuba nicht jene großen und kostspieligen Anstalten hat, die in Mexiko schon seit lange bestehen, so haben dagegen Havannah und die übrigen Hauptstädte mehrere wissenschaftliche und literarische Einrichtungen, welche, indem sie die Fähigkeiten des Menschen ausbilden, ihn um so schneller einer vollkommenern Civilisation entgegen führen. Auch die Sklaven werden hier sehr gut und mehr als Hausgenossen behandelt, als dieß irgend wo anders der Fall ist. Die patriotischen Societäten zu Havannah, Santo-Espiritu, Puerto-Principe und Trinidad; die Universität mit ihren Lehrstühlen der Theologie, der Rechte, der Medizin, der Staats-Oekonomie; das Erscheinen von sieben täglichen, zwei wöchentlichen Journalen und einer monatlichen Revue; die öffentliche Bibliothek und die lankasterschen Schulen tragen sämmtlich dazu bei, den Unterricht zu verbreiten, die Einwohner über ihre wahren Interessen aufzuklären und sie täglich geschickter zu machen, sich der Vormundschaft eines ganz in Verfall gerathenen Mutterlands zu entledigen.

Industrie in Aegypten.

Der Pascha von Aegypten hat sich seit einigen Jahren viele Mühe gegeben, die Fabrikation von Baumwollenwaaren daselbst einzuführen. Die große Konkurrenz, die jährlich um die ägyptische Baumwolle (coton de Jumel) entstand, mußte ihn auf den Gedanken bringen, daß er aus einem so vortrefflichen Material Waaren verfertigen lassen könne, welche mit denen der Europäer Markt halten könnten. Er ließ mit großen Kosten Ingenieure, Maschinen und Arbeiter aus England kommen, und errichtete in Bulak und in mehreren Städten Oberägyptens große Baumwollenspinnereien und Webereien, und fängt an, die Früchte seiner Bemühungen zu ernten. Seit einem Jahre überschwemmt er Arabien und Persien mit Baumwollenwaaren aus seinen Fabriken, und Indien mit Baumwollengarn, dessen Qualität besser ist als die des besten englischen. Die indischen Weber setzen nur daran aus, daß es nicht weiß genug gebleicht sey; allein dem ist leicht abzuhelfen; in allem übrigen ziehen sie es dem englischen Produkt vor. Es sind kürzlich zwei Schiffe, die ausschließlich damit befrachtet waren, in Calcutta angekommen und haben den größten Schrecken unter den englischen Kaufleuten erregt; ohne Zweifel wird man versuchen, durch höhere Zölle einer so furchtbaren Konkurrenz entgegenzuarbeiten: allein die englische Regierung muß den Pascha aus vielen Gründen schonen, und besonders darum, daß er nicht seine Baumwolle ausschließlich an Frankreich verkaufe, was den französischen Fabriken einen großen Vortheil über die englischen in gewissen Theilen der Baumwollenfabrikation geben würde. Uebrigens ist es jedenfalls eine interessante Erscheinung, daß ein Barbar in wenigen Jahren erreicht hat, was Napoleon und der ganze Kontinent seit dem Anfange des Jahrhunderts mit der Aufwendung aller ihrer Kräfte nicht erreichen konnten — eine glückliche Konkurrenz mit England in Baumwollenmanufaktur.

Der irrende Prinz von Madagaskar.

Es befindet sich in Paris unter andern unglücklichen Fürsten und Prinzen ein ganz besonders vom Schicksale beeinträchtigter, nämlich ein Prätendent zum Throne von Madagaskar, der als Kind nach Frankreich gebracht wurde, seine Erziehung in Paris zu erhalten, und nun, da er achtzehn Jahre alt ist, zurückzugehen wünscht, seine Herrschaft anzutreten; allein der arme Kronprinz hat seit vielen Jahren seine Muttersprache vergessen, so daß er keine Aussicht hat, von seinen getreuen Unterthanen anerkannt oder nur verstanden zu werden, wenn er seine unläugbaren und legitimen Ansprüche an sein madecassisches Königthum auseinandersetzen wollte. Er sieht die Schwierigkeit seiner Lage völlig ein, und gibt sich alle erdenkliche Mühe, einen Sprachlehrer zu erhalten, der ihn in den eleganten und gebildeten Hofdialekt der Ova's einweihen könnte; bis jetzt sind seine Bemühungen umsonst gewesen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 255. 12 September 1831.

Konstantinopel im Jahre 1831.

Die Osmanen sind in unsern Augen ein Volk, das sich in einem höchst schwankenden Zustande befindet, da es kein Vertrauen mehr in seine Kraft setzt; ein Volk, das auf der einen Seite durch die Gebote einer Religion, die zugleich die ganze gesellschaftliche Organisation ausmacht, zu sehr beschränkt ist, als daß es einen gewaltsamen Uebergang zu einem neuen Systeme wagen sollte, und sich doch auf der andern Seite bereits zu sehr von den Vorschriften des Korans entfernte, um ferner Einheit des Handelns und jenen Fanatismus aus ihm zu schöpfen, der es so lange Zeit hindurch zum Siege führte. Sie blieben zurück, da sie nur Schritt vor Schritt vorwärts gehen, während Europa in schnellem Laufe die Bahn der Civilisation durchfliegt.

Seit den Zeiten Friedrichs des Großen, hat die ungeschickte Politik Frankreichs sie von allen Haupt- und Staatsaktionen ausgeschlossen; lange schon haben sie keinen Antheil an den Kriegen der übrigen Mächte genommen, und jetzt stehen sie in keinem Gleichgewichte mehr zu den Völkern, die sie einst besiegten. Sie bewegen sich für sich in ihrem Systeme, müssen aber dabei fürchten, daß sie auf ein fester begründetes Ganzes stoßen, an dem sie mit ihrer Revolution scheitern.

Mit der Diplomatie, die nicht im Großen schafft, die nur ausbessert und nichts baut, werden sie noch lange ihre faulende Gährung bekämpfen; allein von dem Augenblick an, wo man ernstlich daran denken wird, Europa nach einem neuen Plane umzugestalten, unsre unförmlichen Staaten zurecht zu schneiden und unsre unnatürlichen Gränzen zu berichtigen; von dem Augenblick an, wo wir im Stande seyn werden, die Zukunft der Menschheit zu beschleunigen, werden wir vielleicht der Politik eine andere Richtung geben und dann, statt das türkische Staatsgebäude übertünchen zu helfen, werden wir es vielmehr auf eine oder die andere Art zertrümmern.

Dieses Reich besteht, wie bei den Alten, aus noch unverarbeiteten Stoffen; die Kräfte sind entweder vereinzelt oder gehen verloren; *) es besteht aus mehreren Völkerschaften, Kasten, Sklaven, Leibeigenen, aus einer Theokratie, einem militärischen Despotismus; die Frau ist da nur eine Sache, ein Geräthe, sie ist ganz außer der Gesellschaft. Das Centralisationssystem ist das fast allein herrschende.

Allerdings hat der Sultan, um dem Staate einen festern Halt zu geben, die meisten der großen Lehenträger des Reichs unterworfen; die Herrschaft über seine Unterthanen ist unmittelbarer und minder abhängig geworden; durch die Auflösung der Janitscharen wurde seiner Militärmacht das Prinzip der Subordination eingeflößt; das Volk ist entwaffnet. Meiner Meinung nach war die Trennung Griechenlands ein Nutzen für das türkische Reich, denn es hat dadurch einen Herd der Anarchie weniger, und selbst Albanien, das sich im Aufstande befindet, wäre kein Verlust. Sind die Osmanen dem europäischen System unnütz oder schädlich, so ist kein Zweifel, daß sie nach Asien zurückgedrängt werden; kann sich hingegen ihre Existenz mit der unsrigen verschmelzen, so wird ihr Unstern, oder das, was man so nennt, zu ihrer künftigen Größe beitragen, denn er wird neue Kräfte in ihnen entwickeln, um sich auf gleiche Höhe mit uns zu stellen.

Das gegenwärtige Verhältniß der Raya's ist ein großes Hinderniß; um ihm eine vollständige Gestaltung zu geben, müßte der Koran auf eine freisinnigere Art erklärt werden, wie zur Zeit der Kaliphen von Spanien oder Bagdad, wo die Künste und Wissenschaften unter den Händen der Moslemin blühten. Bis dahin wird jede Reform nur Stückwerk seyn; denn die schismatischen und katholischen Armenier, dann die Griechen und Juden sind lauter Völker, denen die Politik des Serails nur darum gestattet, sich nach und nach zu bereichern, um sie dann nach Belieben wieder zu plündern. Von einem großen Theile menschlicher Thätigkeit ausgeschlossen, immer unter Vormundschaft und beargwohnt, dienen sie nur als eine Art von Beute. Ihr Einfluß auf die Regierung ist nie unmittelbar, sondern immer haben sie dabei einen kaufmännischen oft feindlichen Zweck im Auge; daher ist auch ihr Gewerbfleiß schüchtern, ohne große Hülfsmittel, und krämerhaft. Bei großen Krisen bringen sie Unglück; in den letztern Zeiten hat man die asiatischen Armenier den Kavalleriekorps des General Paskewitsch

*) Die Masse der in Umlauf befindlichen Ideen, die persönliche Tapferkeit, der Werth des Lebens sind hier weit geringer, als in den civilisirten Ländern; ein Mensch kann immer durch einen andern ersetzt werden, der Vezier und der Krämer gleichen sich. Tödten, einkerkern ist nur eine Verminderung der Einheiten. Es gibt keine Zehner. — Die Abschaffung der Todesstrafe wird die Fortschritte des Menschengeschlechts beurkunden.

Lieferungen zuführen sehen; die Griechen und Bulgaren wanderten haufenweise nach den russischen Provinzen aus, und die Raya's in Konstantinopel dienten den Fremden als Agenten, und erkauften mit dem Gold einer benachbarten Macht die Geheimnisse und die Stimmen des Divans.

Unglücklicherweise stehen die Ulemas, Rechtsgelehrte, denen in der Türkei die Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung anvertraut ist, noch in großem Ansehen; die Einwilligung des Mufti ist noch immer eine gewichtigste Formalität, und der Großherr trägt, wie ich glaube, ihm zu Gefallen den Kopf noch immer glattgeschoren. Se. Hoheit wagt sogar nicht mehr nach dem großen Serail zurückzukehren, aus Furcht wieder unter das Joch der religiösen Etikette zu gerathen, täglich die gräßlichen Blicke der Eunuchen ertragen zu müssen, und von dem Aufseher des Harems seine Pantoffeln umkehren zu sehen, wenn er sich länger als eine Stunde bei einer seiner Frauen vergessen sollte. Um sich von dieser Förmlichkeit einen Begriff zu machen, muß man wissen, daß die Veränderung seiner Kleidung eine Revolution veranlaßte, und daß für einen Ulema zwischen dem Fessi und dem Turban der nämliche Unterschied ist, als für uns zwischen Luthers Reformation und dem Katholicismus.

Mitten in dieser theokratischen Kombination nimmt die Militärverwaltung ihre Stelle ein. Das türkische Reich ist ein Lager; seine Provinzen haben ihre Roßschweife (Sandschaks) und die Bevölkerung wird offiziell in einen rechten und linken Flügel eingetheilt, die immer bereit sind, sich im Centrum Konstantinopel zu sammeln. Die Pascha's sind die Generale der Armee; sie sprechen ein Todesurtheil ohne weitere Berathung, als ob sie im Felde wären, und der Sultan befehligt das Ganze.

Gegenwärtig sind die religiöse und die Militärverwaltung mit einander im Kampfe; die religiöse, der man die großen Thaten der Vorzeit verdankt, ist jetzt nicht viel mehr als ein Wirrwarr.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Reform des Gefängnißwesens in Frankreich.

Jedermann erinnert sich an die wichtigen Verhandlungen, die gegen Ende des vorigen Jahres die Frage über Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe in der französischen Deputirtenkammer hervorgerufen hat. Frankreich bot damals der ganzen Welt ein erhabenes Schauspiel dar: nachdem einige frevelhafte, leichtsinnige, die heiligsten Rechte der Menschheit verachtende Höflinge nicht vor dem Gedanken zurückgeschaudert hatten, das Leben Tausender den einmal gefaßten willkürlichen Planen zu opfern, wollte die französische Nation den errungenen Sieg durch das offenbarste Zeichen ihrer Achtung für die Heiligkeit des menschlichen Lebens auf eine ihrer würdige Weise feyern. In diesem Augenblicke der Aufregung aller edeln und großartigen Gefühle, fürchteten einige von denselben Gesinnungen durchdrungene, jedoch durch die Lehren der Erfahrung zur Umsicht gebrachte Männer, daß die französische Kammer vor der Stimme des Gefühles die ernsten Forderungen des Verstandes schweigen machte, und einen voreiligen, der Sicherheit der Staatsgesellschaft gefährlichen Entschluß fassen möchte. Doch bestätigte die That ihre Besorgnisse nicht, und die von dem französischen bon sens geleitete Kammer fand das Mittel, ihre Sympathie für die vorgeschlagene Reform an den Tag zu legen, ohne deßwegen von den Grundsätzen einer gesunden Kriminalpolitik abzuweichen, indem sie den heißen Wunsch ausdrückte, die Todesstrafen einst aus den Gesetzbüchern ausstreichen zu dürfen, zugleich aber erklärte, diese große Veränderung müßte allmählich vor sich gehen, und lasse sich auf jeden Fall nur dann verwirklichen, wenn die Gefängnisse auf eine solche Weise eingerichtet würden, daß die bürgerliche Gesellschaft in der Besserung des Verbrechers eine Bürgschaft gegen die Wiederholung seiner Vergehen finden könnte.

Durch diesen Entschluß wurde nun die Frage über die Abschaffung der Todesstrafe und die Reform der Kriminalgesetzbung für die nächste Zeit beseitigt, und gänzlich der Verbesserung des Gefängnißwesens, als präjudizieller Frage, nachgestellt, so daß die ganze Aufmerksamkeit der Regierung sich auf diesen letzten Gegenstand richten mußte. Diese verstand die große Wichtigkeit der ihr gestellten Aufgabe, und wendete sich, um dieselbe würdig zu erfüllen, an den auch im Auslande rühmlichst bekannten Herrn Charles Lucas, welcher nun aufgefordert wurde, als Inspecteur-général des prisons du Royaume die von ihm als Schriftsteller vielfach vorgeschlagenen Verbesserungen in das Leben einzuführen.

Diese Ernennung eines für die Sache der Menschheit begeisterten Jünglings zu der ersten Stelle der Gefängnißverwaltung wurde von allen Menschenfreunden des In- und Auslandes als eine erfreuliche Nachricht aufgenommen. Nun erwartete man von allen Seiten mit Sehnsucht die Resultate des Wirkens von Herrn Lucas. Da der Verfasser dieses Aufsatzes durch mündliche Mittheilungen des Herrn Lucas und anderer hohen Beamten in den Stand gesetzt worden ist, einige Notizen über diesen Punkt zu sammeln, so glaubt er durch Mittheilung derselben den Wünschen der Leser dieser Zeitschrift zu entsprechen.

Es ist kaum möglich, sich die Hindernisse vorzustellen, welche in Frankreich der Reform des Gefängnißwesens entgegenstehen. Das erste von allen ist der gänzliche Mangel an einer lebendig wirkenden Provinzial- und Gemeindeverfassung. In den Ländern, wo eine solche besteht, ist die Aufgabe der Regierung, wenn sie die Verbesserung irgend eines Zweiges der Verwaltung zu Stande führen will, sehr erleichtert, weil dann überall sich gewisse, der physischen und moralischen Lage des Landes entsprechende Verhältnisse gebildet haben, wobei der Regierung nichts mehr zu thun übrig bleibt, als diesen schon vorhandenen Elementen die Richtung der von ihr bezweckten Reform zu geben. In Frankreich hingegen, wo alle Provinzialeinrichtungen geometrisch gleich, und trotz der zahlreichen, von der Natur und dem relativen Bildungszustande herbeigeführten Verschiedenheiten, in dieselbe Form geschlagen werden müssen, ist es eine bedenkliche und höchst schwierige Aufgabe, ein tief eingreifendes, und doch für alle diese örtlichen Verhältnisse, zugleich passendes Verbesserungssystem zu erfinden. Zu dieser traurigen Folge des Vielregierens kommt, als ein zweites Hinderniß, die Nachlässigkeit, mit welcher das Gefängnißwesen von der frühern Regierung gehandhabt worden ist. Weit entfernt, an Anstalten für die sittliche und bürgerliche Besserung der Verbrecher zu denken, haben die verschiedenen Ministerien der Restauration nicht einmal eine genaue Kunde von dem wirklichen Zustande der Gefängnisse zu erhalten gesucht;

daher diese auffallende Erscheinung, daß die französischen Schriftsteller, welche dieses Fach bearbeitet haben, weit besser die Vortheile und Gebrechen der englischen und amerikanischen Einrichtungen, als die ihres eigenen Vaterlandes kennen. Andere Hindernisse bietet noch der Mangel an Privatvereinen, welche durch ihren menschenfreundlichen Eifer die Beamten der Regierung ermuntern, und sie über die Fehler der Strafanstalten unterrichten könnten. Endlich muß man, als ein vorübergehendes Hinderniß, den Umstand erwähnen, daß seit der Juliusrevolution die innern und äußern Verhältnisse Frankreichs die Aufmerksamkeit sowohl der Regierung als der Nation von den legislativen Reformen abgewendet, und auf andere, wenn nicht wichtigere, doch dringendere Fragen gerichtet haben.

In dieser Lage der Dinge, glaubte Herr Lucas sich vor Allem gründliche Dokumente über den jetzigen Zustand der französischen Gefängnisse verschaffen zu müssen; zu diesem Zwecke besuchte er die Gefängnisse der Mehrzahl der nördlichen Provinzen von Frankreich, und ließ sich von den Vorstehern derselben die genauesten statistischen Notizen ausfertigen. Diese Methode war ganz logisch. Die Aufgabe des Herrn Lucas war ja, die Forderungen der Gefängnißkunde mit den Bestandtheilen der vorhandenen Einrichtungen in Einklang zu bringen. Dazu gehörte aber vor Allem eine ernste Untersuchung der letztern, da erstere dem Herrn Lucas durch seine verdienstvollen Nachforschungen über dieses Gebiet hinlänglich bekannt waren. Dieser Arbeit wurden also die sechs ersten Monate seiner Verwaltung gewidmet. An die Frage: Welches ist der jetzige Zustand der Gefängnisse? knüpfte sich unmittelbar diese andere: Wie ist derselbe Zustand, der als eine gegebene Thatsache einmal angenommen werden muß, mit den Forderungen der Vernunft zu versöhnen? Hier kamen besonders die finanziellen Verhältnisse in Betracht. Herr Lucas hatte das Vergnügen, über diesen Punkt die günstigsten Ergebnisse zu finden, so daß er der Regierung und den Kammern die Reform der Gefängnisse nicht nur als eine Sache des Gefühls, und eine Vorschrift der Politik, sondern auch als ein finanzielles Ersparniß darstellen und empfehlen kann.

Was die von Herrn Charles Lucas in der inneren Verwaltung der Strafanstalten bezweckten Verbesserungen betrifft, so glauben wir, daß dieselben nicht ganz mit den Ansichten eines ausgezeichneten deutschen Kriminalisten, *) der „es für sehr verderblich hält, wenn man auf die auf kürzere Zeit als ein Jahr Verurtheilten nicht das Pönitentiarsystem anwenden will," in Einklang stehen werden. Herr Lucas geht nämlich von der Ansicht aus, daß von den zwei Hauptgrundsätzen der Behandlung der Gefangenen, Strafe und Besserung, das erste bei den auf kürzere, das zweite aber bei den auf längere Zeit Verurtheilten vorherrschen soll. Auf diese Weise werden die nach dem verbesserten Systeme verwalteten Zuchtpolizeigefängnisse, auf deren Bewohner die Anwendung des eigentlichen Pönitentiarsystems nach Herrn Lucas unwirksam und unausführlich seyn würde, hauptsächlich nach den Prinzipien der Intimidation eingerichtet werden, während bei den für schwere Verbrecher bestimmten Strafanstalten der Staat alle Mittel anwenden wird, um bei dem Sträflinge eine heilsame Reue zu erwecken, und sein zerrüttetes Gemüth durch den Trost der Moral zu veredeln.

*) Mittermaier, in dem Archive des Kriminalrechts. XII Bd. S. 332.

Herr Lucas nimmt sich vor, den französischen Kammern die Resultate seiner Vorschläge über das Bestehende, und seine Vorschläge für dessen Verbesserung darzulegen. Alles berechtigt zu dem Glauben, daß eine günstige Aufnahme die Bemühungen des hochherzigen jungen Schriftstellers bekrönen, und daß in einer nicht entfernten Zukunft die verbesserten Gefängnisse Frankreichs den Menschenfreunden aller Länder einen tröstenden Anblick darbieten werden.

Da der Verfasser dieses Aufsatzes die Hoffnung hat, den Bericht des Herrn Lucas auch vor dessen Publikation sehen zu dürfen, so werden wahrscheinlich in kurzer Zeit die Leser dieser Zeitschrift ausführlichere und positivere Nachrichten über die in den französischen Gefängnissen bezweckten Reformen erhalten. Die Gefängnisse der Stadt Paris werden in einem besonderen Aufsatze geschildert.

Vermischte Nachrichten.

Ein schauderhaftes Unglück ereignete sich an der Küste von Anglesea durch den Untergang des Dampfbootes „Rothsay Castle," das regelmäßig seine Fahrten zwischen Liverpool und Bangor in Wales machte. Man hat großen Grund zu glauben, daß das schreckliche Begebniß durch Unvorsichtigkeit des betrunkenen Kapitäns herbeigeführt wurde. Von 150 Passagieren aus York, Leeds, Manchester und London kamen nur einige Wenige wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. Unter den Umgekommenen befinden sich viele Frauen und Kinder. Von einer Gesellschaft von 26 Personen, die sich zu einer Vergnügungsreise nach Wales eingeschifft hatten, retteten sich nur ein gewisser Herr Nuttal und ein Fräulein Whitaker, deren Vater sammt allen übrigen ihr Grab in den Wellen fanden. Schon bei der Abfahrt ging die See sehr hoch und ein ungestümer Wind erhob sich, wodurch die meisten Reisenden von heftiger Seekrankheit befallen wurden und in den Schiffskapitän Atkinson drangen, wieder umzukehren, der aber ihrer Furcht spottete und dazu durchaus nicht zu bewegen war. Selbst als es Nacht wurde und das Schiff bereits von den thurmhohen Wellen überfluthet Wasser geschöpft hatte, so daß man es kaum noch durch angestrengtes Pumpen flott erhalten konnte, weigerte er sich, Nothsignale zu geben und Laternen auszuhängen, in welchem Falle noch Hülfe aus Beaumaris, auf der Insel Anglesea, hätte anlangen können. Um Mitternacht stieß das Schiff, nachdem es seine Richtung ganz verloren hatte, nahe bei Puff in Island auf eine Bank, Spit genannt, und zerschmetterte unmittelbar darauf. Herr Nuttal, der an eines der Schiffstrümmer angeklammert gerettet wurde, gab eine entsetzenvolle Schilderung von der Verzweiflung der Passagiere, bevor der Augenblick herannahte, der Alle in den Wogen begrub. Weiber und Kinder hatten sich auf dem Verdecke in einen dichten Haufen zusammengedrängt und stießen an einander geklammert ein herzzerreißendes Geschrei aus. Als endlich das berstende Schiff sie in den Abgrund stürzte, erhaschte Herr Nuttal ein Stück des Wrackes, das Rad von einem Ruder mit einem Balken, woran es befestigt war. In demselben Augenblicke hing sich noch ein kleiner schöner Knabe auf seinen Rücken, der so gleichfalls dem Tode entging. Fünf andere Personen klammerten sich noch an dieses gebrechliche Rettungsmittel an, und diesen gelang es, noch drei andere aufzuhaschen und mitzunehmen. Unter diesen befand sich Fräulein Whitaker, die Nuttal, als sie an ihm vorbeigetrieben wurde, bei den Haaren ergriff und an dem Wrack anklammern ließ. In dieser Lage wurden sie von Wind und Wellen dem Lande zugetrieben und schwebten bis sieben Uhr Morgens in der äußersten Todesgefahr, als die Ebbe sie wieder ins Meer zurückzuführen begann. Durch Geschrei und ein Tuch, das sie an einer aufgefangenen Stange befestigt hatten, suchten sie die Aufmerksamkeit der Menschen am Ufer auf sich zu ziehen, so lange sie noch im Angesichte Beaumaris waren. Lange blieb ihre Bemühung vergebens, und erst als sie den Flanellrock des Fräuleins Whitaker in lange Streifen zerrissen und an der Stange befestigt hatten, nahm man ihrer wahr; das Rettungsboot lief aus und brachte sie

insgesammt glücklich an's Land. Die Todesangst hatte die Sinne der Geretteten dergestalt verwirrt, daß sie glaubten, es sey schon Mittag, als sie an's Land kamen. Einer von ihnen war völlig erblindet und glaubte, ohne sein Unglück wahrzunehmen, es sey noch Nacht. Eine der ersten Personen, die von den berghohen Wellen vom Verdecke gerissen wurden, war der Kapitän. Fünfzehn bis zwanzig Personen hatten sich in das Schiffsboot gerettet, das aber schon im nächsten Augenblicke von den Wogen verschlungen wurde. Während dieses ganzen schauderhaften Vorfalls schien der Mond so klar und hell, daß man auf jedem Gesichte die Züge des Entsetzens und der Verzweiflung wahrnehmen konnte. Bis jetzt konnte man nur erst siebenzehn Leichen der Verunglückten finden, die an der Küste von Anglesea an's Land geworfen wurden.

*

In einem so eben zu Paris erschienenen Werke: „Geschichte der Restauration," liest man folgende Stelle: „Der Kaiser Alexander hatte auf dem Kongresse von Wien ausschließlich seine Gedanken darauf gerichtet, ein unabhängiges und großes Königreich Polen wieder herzustellen. Es war nicht Herr von Nesselrode, der die hierauf bezüglichen Noten redigirte, es war der Kaiser selbst, der Dieß mit einem Feuer und einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks that, der die Stellung der übrigen Bevollmächtigten äußerst schwierig machte. Mit eigener Hand verabfaßte er eine Denkschrift, worin er die Nothwendigkeit zu erweisen suchte, ein großes und selbstständiges Polen wieder herzustellen, das alle alten polnischen Provinzen umfassen sollte. Oesterreich und Preußen widersetzten sich diesem hochherzigen, auf Recht und Gewissen begründeten Vorhaben, weil sie fürchteten, daß, wenn das russische Polen einmal wieder hergestellt sey, auch das Großherzogthum Posen und Gallizien, die ihnen zur Beute geworden waren, früher oder später ihre Wiedervereinigung zu bewerkstelligen suchen würden. Die Rathgeber des frommen Kaisers Alexander machten ihm bemerklich, daß die alten Russen, wenn er diese Konzession mache, unzufrieden werden würden, und sie für das Leben des Czars bei der Rückkehr in seine Staaten nicht bürgen könnten. Nur mit innigem Schmerze verzichtete nun der Kaiser auf seinen Entwurf. In einem Schreiben an den Präsidenten des polnischen Senats sagte er: „Graf Ostrowski, das Königreich Polen wird mit dem russischen Reiche durch das Band seiner eigenen Konstitution vereinigt werden. Wenn das große Interesse des allgemeinen Friedens es nicht erlaubte, ganz Polen unter Einem Scepter zu vereinigen, so habe ich mich bemüht, wenigstens so viel als möglich die harte Maßregel seiner Trennung zu mildern, und ihm durchaus den friedlichen Genuß seiner Nationalität zu sichern." Indeß gab Alexander niemals den Gedanken an die Wiedervereinigung aller polnischen Provinzen auf. Er behielt sich dieselbe durch die Worte des Wiener Traktats vor: „dem Großherzogthum Warschau im Innern alle zuträglich befundene Erweiterung zu geben;" indem er hiedurch andeuten wollte, daß er in der Folge alle alten polnischen Provinzen dem Großherzogthum zurückgeben könne. Als Oesterreich einige Schwierigkeiten in Betracht der polnischen Nationalität erhob, antwortete Herr von Nesselrode: „acht Millionen Polen seyen bereit, die Unabhängigkeit ihres Vaterlands zu vertheidigen." Und der Großfürst Konstantin schrieb in einer Proklamation: „Der Kaiser, Euer mächtiger Beschützer, ruft Euch auf, vereinigt Euch um Eure Fahnen zur Vertheidigung unsers Vaterlands und zur Erhaltung Eurer eigenen politischen Existenz!"

*

Nach einem in der Allgemeinen Zeitung enthaltenen Schreiben aus Neapel vom 12 August besteht die am 16 Julius im Süden von Sicilien entstandene vulkanische Insel aus einem größern und zwei kleinern Vulkanen, die sich zu seiner Seite gebildet haben. Derselben Nachricht zufolge hat die größere Insel eine italienische Meile im Durchmesser und also über drei Meilen, d. h. beinahe eine deutsche Meile, im Umfange. Die Höhe über dem Wasserspiegel soll nur dreißig Palmen (25½ Fuß) betragen, und die kleinste Entfernung vom Lande 35 Miglien. Der Vulkan wird übrigens an vielen Orten der Küste sehr gut gesehen. Seine Lage auf dem sogenannten Banco Nerita bestätigt sich, dessen geringste Tiefe über dem Wasser vor der Umwandlung 174 Pariser Fuß betrug, so daß sich also der Vulkan schon über 200 Fuß aus dem Grunde des Meers erhoben hat. Man sieht den Nachrichten entgegen, die der Professor Hofmann, welcher in Begleitung dreier anderer Reisenden die Erscheinung in der Nähe beobachtet hat, mittheilen wird.

Die „Gazette Littéraire" enthält über dasselbe Phänomen den Bericht des Kapitäns der Brigg „L'Excellent" aus Marseille, Isidor de Brün, der die vulkanische Insel am 22 Julius ganz in der Nähe umschiffte, und ihre Lage nach genauer Beobachtung unter 70° 12′ der Breite und 10° 15′ der Länge (Pariser Meridian) setzt. Bei Umschiffung derselben bemerkte er eine kleine Zunge der Insel, die sich von SO gegen S ungefähr eine Viertelskabellänge unter dem Wasser forterstreckt, und die sich auf der Oberfläche durch siedendes Wasser kund gab. Dieses war, je nachdem es dem Vulkan näher war, von mehr oder minder schwärzlicher Farbe. „Wie überrascht fanden wir uns," heißt es in dem Berichte des genannten Kapitäns, „bei dem erhabenen Anblicke dieses ungewöhnlichen und vielleicht einzigen Phänomens! Bald erhob sich eine unermeßliche Rauchsäule, bald sah man unter fortwährendem furchtbaren Getöse mehrere schwarze Säulen in Gestalt dreiseitiger Pyramiden aufsteigen, deren Massen wie ein Wasserfall auf die Insel herabstürzten. Bald waren es zahllose Säulen, die ungefähr vier Toisen hoch emporwirbelten, und nur eine schwarze kolossale Masse bildeten, durch die von Zeit zu Zeit ein Blitz bis zu den Wolken emporzückte, dem ein donnerähnliches Getöse folgte; dann verwandelte sich diese kolossale Säule in eine Garbe und ließ mit dem furchtbarsten Geräusche die Lavastücke herabfallen, mit denen sie beladen war. Hievon wurde die Insel ganz bedeckt; aber eine ungeheure Menge von Gestein wurde auch ins Meer geschleudert. Von einer solchen Explosion waren wir in einer Entfernung von zwei Kabellängen Zeugen; aber ein großes Felsstück, das ganz in der Nähe unsers Schiffs niederfiel, veranlaßte uns, wieder die Segel aufzuziehen." Der Kapitän sah in der Nähe der Insel eine Brigg und einen Kutter, die zur Beobachtung dieses Phänomens von der englischen Regierung in Malta an Ort und Stelle gesandt worden war.

*

Der Ex-Dei von Algier war jüngst von Herrn Perier zum Mittagessen eingeladen worden. Hussein war nur von einem einzigen Diener begleitet, der ihm die ganze Mahlzeit über nicht von der Seite wich. Er erschien dabei in seiner orientalischen Tracht und trug einen reichverzierten Dolch im Gürtel, und auf der Nase eine Brille mit grünen Gläsern. Vormittags hatte er Herrn Perier bitten lassen, seinen eigenen Koch mitbringen zu dürfen, der ihm sein Essen bereiten sollte. Da der Präsident des Ministerraths hiezu seine Einwilligung gab, so traf Husseins Koch im Hotel des Ministeriums mit zwei Hühnern ein, denen er Köpfe und Beine abschnitt und sie dann mit Reiß in Wasser kochte. Der Dey nahm während der Mahlzeit nichts als dieses frugale Gericht an.

*

Zu Calcutta wird die musikalische Welt von einem Violinspieler, Mansoni, der sich für einen Schüler Paganini's ausgibt, in Entzücken gesetzt. Die Blätter von Calcutta sind über seine Leistungen eben so außer sich, wie unsre europäischen über Paganini, indem sie ihn unbedenklich seinem Meister an die Seite stellen zu dürfen glauben. Mansoni hat außerdem über Paganini noch zum Voraus, daß er ein geschickter Improvisator seyn soll.

*

Der „Examiner" berichtet: „Zu Jamaica starb vor unlängst ein Negersklave, Namens Joseph Ram, in dem unerhörten Alter von hundert und sechs und vierzig Jahren. Er erinnerte sich noch des Herzogs von Albermarle, der im Jahre 1687 Gouverneur der Insel wurde. Vor fünf und zwanzig Jahren hatte er zwei Reihen ganz neuer Zähne bekommen, die bis zu seinem Todestage gesund blieben. Sein Haar war fast ganz grau geworden; er behielt Gesicht und Gedächtniß und alle seine Sinne, den Geruch ausgenommen, bis zu seinen letzten Augenblicken. In den letzten sieben und zwanzig Jahren seines Lebens neigte er sich etwas zur Wohlbeleibtheit; er war in seinem Leben nur einmal krank, und alle Arznei, die er einnahm, bestand in einem Löffel Nußöl. Mit verschiedenen Weibern erzeugte er sechs und zwanzig Kinder. Sein Appetit war stets gut, und noch wenige Tage vor seinem Ende ging er noch eine Strecke von vier (engl.) Meilen zu Fuße. Seine Auflösung fand allmählich statt und war völlig schmerzlos."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 256. 13 September 1831.

Die jüngste Verschwörung der Constitutionellen in Cadix. *)

Nachdem der bewaffnete Einfall Mina's und Valdez in das spanische Gebiet gegen Ende des vergangenen Jahres gescheitert war, schien alle Hoffnung zu nichte geworden, Spanien aus seiner unwürdigen Erniedrigung noch einmal in's Leben zu rufen unter die Fahnen der Ehre und Freiheit. Die spanischen Verbannten, die mit Noth das französische Gebiet wieder erreicht hatten, waren in das Innere des Landes vertheilt worden, so daß der Despotismus von dieser Seite wenigstens nichts mehr zu fürchten hatte. Allein der morsche Boden des spanischen Staatsgebäudes muß den Keimen neuer Gährungen stets wieder Befruchtung geben, und so lange noch ein Funke Lebenskraft in diesem todtkranken Körper der Halbinsel sich regt, werden neue Zuckungen ihn erschüttern. Der unermüdliche General Torijos, dessen Versuche in den südlichen Provinzen des Reiches eben so wie die an der französischen Gränze ohne Erfolg geblieben waren, hatte sich nach Gibraltar geflüchtet, und hier nicht allein seine geheimen Verbindungen im Innern des Landes fortgesponnen, sondern handelte sogar, allem Anschein nach, in Einverständniß mit den gegen ihn abgesendeten Anführern der königlichen Truppen. Allein leider sind Zweideutigkeit und Verrätherei die hervorstechenden Züge in dem Charakter der meisten spanischen Generale. Nichts malt den beklagenswerthen Zustand der Halbinsel mit so düstern und wahren Farben, als die täglich vorkommenden Beispiele von feigem Mißtrauen und hin und her schwankender Unentschlossenheit unter dem spanischen Heere. Es scheint angenommen zu seyn, daß Jedermann seine Meinung zwei und dreimal an einem Tag ändern darf, je nachdem die Konstellationen günstig oder ungünstig scheinen.

Einen Beleg hiezu gibt die jüngste Verschwörung von Cadix, die so weit verzweigt und wohl ausgedacht angelegt war, daß es ein Wunder schien, wie sie im Augenblicke der Ausführung scheitern konnte; sie wird in der Reihe der Verschwörungen eine überraschende Episode bilden, und verdient neben denen von Venedig, Fiesco's und Rienzi's eine Stelle in den Blättern der Geschichte.

Die Bewegungen, die Torijos von Gibraltar aus leitete, schienen der Regierung keine sonderliche Besorgniß einzuflößen, da sie in ihrer Verblendung sich einmal in den Kopf gesetzt hat, in der Nation sey nicht das mindeste Element einer Revolution vorhanden, und jede Gährung nur der Erfolg verrätherischer Machinationen von einigen wenigen mißvergnügten, geächteten und unversöhnlichen Verbannten. Die Ueberzeugung hievon war bei ihr so mächtig, daß die in Cadix ausgebrochene Empörung wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel kam. Allein so unerwartet sie auch hervorbrach und so sehr sie alle Zeichen einer mächtigen Kombination an sich trug; so schlug sie dennoch gänzlich fehl. Um dem Geist und Gang dieser sonderbaren Begebenheit näher kennen zu lernen, muß der Leser es sich gefallen lassen, in folgende einzelne Thatsachen mit uns einzugehen.

Unter den spanischen Flüchtlingen, die sich zu Gibraltar aufhielten, befand sich ein Mann, der in der Revolution von 1820 eine ansehnliche Rolle gespielt hatte. Don Salvador Manzanares hieß er — ein Ingenieuroffizier von ausgezeichnetem Verdienst in seinem Fache, der zur Zeit, als die Konstitution zu Cadix in den letzten Zügen lag, das Ministerium des Innern verwaltete. Nach einer Reihe von Gefahren und Abenteuern hatte er in Gibraltar eine Zuflucht gefunden, und hier um seinen Unterhalt zu erwerben, und zugleich jeden Verdacht von sich abzuwenden, die Beschäftigung eines Schullehrers getrieben. In dieser Eigenschaft blieb er eine Zeit lang unbekannt und unbeachtet. Als der Augenblick zu handeln erschienen war, erhielt er die Bestimmung, nach der Serrania de Ronda (in der Provinz Granada) zu gehen, um dort die Bewegung zu beginnen, während Torijos von Gibraltar aus einen Versuch machen wollte. Torijos mußte entweder absichtlich durch lockende Versprechungen getäuscht worden seyn, oder er wurde im Augenblick der Entscheidung von Denen aus Furcht verlassen, auf die er gezählt hatte. Im vollen Vertrauen, daß ein ganzes Regiment demnächst zu ihm stoßen würde, unternahm er in der Nacht des 28 Dezembers mit einer Handvoll Leute einen Einfall auf das spanische Gebiet, warf die vorgeschobenen Posten der royalistischen Truppen, auf die er stieß, zurück, und drang nun weiter im Lande vor, sah sich aber bald darauf genöthigt, vor der überlegenen Feindes-

*) Das Monthly Magazine Augustheft gibt die Erzählung dieser mißlungenen Verschwörung nach den Berichten eines Augenzeugen, die sich den aus demselben Monatsjournale im heurigen Jahrgange des Auslandes (S. 29. 42. 46.) mitgetheilten „Feldzug der Constitutionellen" anschließen. A. d. R.

macht zu weichen. Nur mit geringem Verluste zog er sich auf die englischen Linien zurück.

Ein einziger Offizier, Namens Donadeu, und zwölf Soldaten waren zu ihm gestoßen und dafür von Torijos befördert worden, weßhalb Donadeu auch Alles aufbot, der Unternehmung einen günstigen Ausgang zu sichern. Als sie jedoch fehlschlug, stellte er sich selbst freiwillig als Gefangener unter dem Vorgeben, von Torijos zum Uebertritte gezwungen worden zu seyn, und erhielt nun gleichfalls von der spanischen Regierung zum Lohn für seine Treue Beförderung.

Manzanares war in seiner Unternehmung nicht glücklicher als Torijos. Die Schaar, die er zusammenbringen konnte, bestand nicht nur größtentheils aus Schmugglern, Ausreißern und verabschiedeten Soldaten, sondern war auch von sehr geringer Zahl, und ließ daher wenig auf ihre Anhänglichkeit und Treue bauen. Indeß waren doch einige muthvolle Patrioten zu ihm gestoßen, unter denen sich ein Guerillasanführer, Namens Carlos, befand, ein Mann von der höchsten Entschlossenheit, an Strapazen gewohnt und mit Gefahren vertraut. Dieser Offizier war von Torijos aus Gibraltar mit Geld und andern Unterstützungen zu Manzanares entsendet worden, wodurch dieser sich in den Stand gesetzt sah, sein Unternehmen zu verfolgen; so daß er, obgleich wiederholt geschlagen, und genöthigt, vor dem überlegenen Feind zurückzuweichen, doch noch im Lande sich halten, und der Wachsamkeit und den Fallstricken seiner Gegner entgehen konnte. Noch immer hielt ihn die Hoffnung aufrecht, von einem Aufstande der Bevölkerung unterstützt zu werden, zumal da mehrere Anführer im königlichen Heere versprochen hatten, sich für ihn zu erklären, sobald das Volk den Ruf der Freiheit ausstoßen würde; auch nahte der Augenblick heran, wo in Cadix der sorgfältig vorbereitete und gereifte Anschlag zum Ausbruch kommen sollte. Mina, obgleich scheinbar ruhig in Frankreich, würde dann nicht gezögert haben, im Norden von Spanien wieder aufzutreten, und so waren die Gemüther der spanischen Liberalen voll der besten Zuversicht auf eine baldige Befreiung ihres Vaterlandes, während die Regierung in der stolzen Sicherheit lebte, daß sie von Seiten der Constitutionellen nicht das Mindeste zu befürchten habe.

Doch es ist jetzt Zeit, uns nach Cadix selbst zu wenden. Diese Stadt behauptete bisher durch ihre Anhänglichkeit an ein liberales Regierungssystem den ersten Rang; nur glaubten Viele, der Beschluß des Königs, wodurch sie zum Freihafen erklärt wurde, habe den glühenden Eifer ihrer Bevölkerung für die Freiheit einigermaßen herabgestimmt. Diese Annahme erwies sich im Verlauf der Sache ziemlich begründet. Die Kaufleute, die den einflußreichsten Theil der Einwohnerschaft bildeten, und unter ihnen Viele, die durch ihre liberalen Meinungen bekannt waren, schienen sich mit der bestehenden Ordnung der Dinge ausgesöhnt zu haben. Indeß blieben auch bei dieser weitverbreiteten Gesinnesänderung noch immer hinreichende Elemente zu einer Revolution. Die Zahl der Mißvergnügten war noch immer beträchtlich, und eine Menge von Leuten fand sich hier zusammen, die unter der bestehenden Regierungsform schwer gelitten hatten. Bei dem Sturze der Constitution waren Alle, die sich als warme Anhänger derselben bewiesen hatten, entweder gezwungen worden, sich selbst aus dem Vaterlande zu verbannen, oder sie blieben unter strenge Aufsicht gestellt. Tausende von Menschen geriethen daher einzig nur deßhalb, weil sie der Cortesregierung nach Cadix gefolgt waren, nach dem Sturze derselben, in die bedrängteste Lage, unter diesen eine Menge von Künstlern und Mechanikern, die als Milicianos (Freiwillige, eine Art Nationalgarde) gedient hatten, und eben so viele Indefinidos (außer Sold gesetzte Offiziere). Diese und eine Menge voriger Staatsbeamten, die bei dem politischen Wechsel ihre Stellen, und somit ihren Lebensunterhalt eingebüßt hatten, bildeten noch eine ansehnliche Masse, die wenigstens aus eigennützigen Zwecken, wo nicht aus edlerem Antriebe, der eisernen Hand des Despotismus feindlich gesinnt blieben, die auf dem Lande lastete. Die Verschwörung fand sonach hier einen wohl vorbereiteten Boden. Was dieselbe aber vor allen andern Conspirationen der neuen und alten Zeit auszeichnete, war die Verschwiegenheit, mit der das Geheimniß von mehr als fünfzehn hundert Personen einige Wochen lang bewahrt wurde. Der Obrist, der das Regiment der Besatzung von Cadix befehligte, war eingeladen worden, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Seine Antwort ist bemerkenswerth; er zeigte sich bereitwillig, die Wünsche der Einwohnerschaft zu unterstützen, und sich für ein neues Regierungssystem zu erklären; zugleich aber lehnte er es ab, die Leitung des Ganzen zu übernehmen, indem er vorschützte, er wolle nicht, daß die Unternehmung den Anschein einer Soldatenempörung erhalte. „Die Bewegung muß von dem Volke ausgehen," sagte er, „und die Soldaten werden sich dann unumwunden ihr anschließen." Diese Erklärung leuchtete den Häuptern der Verschwörung ein, und stellte die Junta, an deren Spitze sich Lopez Ochoa, ein Advokat und ein Mönch *) befanden, vollkommen zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer Mexiko's.

(Fortsetzung.)

Bevor wir zur Uebersicht und zu einigen Auszügen aus dem unschätzbaren Werke Sahagun's schreiten, bleibt uns noch übrig, mit einigen Worten zu berichten, wie es nach einer so langen Reihe von Jahren und Schicksalen endlich zur langentbehrten Oeffentlichkeit gelangte.

Nachdem sein Verfasser die letzte Hand daran gelegt, theilte er es in zwölf Bücher, die wieder in eine Menge Kapitel zerfallen. Jede Seite bestand aus drei Kolummen, deren erste die Uebersetzung des Textes in spanischer Sprache enthielt, die zweite den Text in mexikanischer, und die dritte die Erklärung der mexikanischen Worte mit den darauf bezüglichen mexikanischen Sinnbildern. Die so abgefaßte Chronik ist keineswegs in dieser Gestalt auf uns gekommen, eben so wenig die vom Verfasser gesammelten Dokumente, die in lateinischer, spanischer und mexikanischer Hieroglyphensprache geschrieben waren. Vielleicht findet sich dieser Schatz noch eines Tages in einem unbekannten Kloster Spaniens oder der neuen Welt; nur

---

*) Der Verfasser des Berichtes verschweigt die Namen der beiden letztern, weil er nicht weiß, ob sie sich in Sicherheit befinden.

zwei Abschriften des spanischen Textes waren besonders gemacht und nach Europa geschickt worden; die eine derselben wurde in dem Kloster des h. Franziskus zu Sahagun niedergelegt, von der andern weiß man nicht, wohin sie gebracht wurde, ihre Entdeckung wäre, wie man sehen wird, von höchster Wichtigkeit. Man würde auch von der erstern nichts in Erfahrung gebracht haben, wäre sie nicht von dem Geschichtschreiber Munos aufgefunden worden, der sie zu seiner Geschichte der neuen Welt, von der übrigens nur ein einziger Band erschien, benützen wollte. Munos nahm davon eine Abschrift, und bei seinem Tode wurde dieselbe mit den andern hinterlassenen Papieren dieses Schriftstellers bei der königlichen historischen Akademie zu Madrid hinterlegt. Man ließ abermals eine genaue, mit dem Originale verglichene Abschrift davon nehmen, die nach Amerika geschickt wurde. Nach der Handschrift Munos wurde nun, wie man sagt, der Druck des Werkes in der Kingsborough'schen Sammlung bewerkstelligt; allein es ist nicht zu verkennen, wie denn auch der Herausgeber der mexikanischen Alterthümer andeutet, daß diese Abschrift nicht vollständig ist; das Manuskript war an verschiedenen Stellen abgeändert, und man hält dafür, daß das dritte und sechste Buch noch mehr als die übrigen gelitten haben. Das Werk nimmt übrigens in seinem gegenwärtigen Bestande ungefähr zwei Foliobände ein.

Am schmerzlichsten ist indeß der Verlust jener vierundzwanzig religiösen Hymnen zu beklagen, die Sahagun Psalmen nennt, und die ohne Zweifel dem Originalwerke beigegeben waren: der Abschreiber hielt es nicht der Mühe werth, dieselben in seine Kopie aufzunehmen. Boturini Bernaduci und Balbi in seiner Ethnographie des Erdkreises wissen Viel von den mexikanischen Gesängen zu sagen, die große Aufschlüsse über Geschichte und Kosmogonie enthalten mußten. Der Verlust dieser Hymnen ist demnach eben so sehr in Beziehung der Religion, als der Poesie der Mexikaner zu bedauern.

Es ist bereits gesagt worden, daß die Geschichte von Neuspanien in zwölf Bücher getheilt war, und wir geben hier eine Uebersicht derselben, bevor wir einige Bruchstücke mittheilen, die uns als die bedeutungsvollsten erscheinen, und an sich allein schon Stoff zu zwei Werken von höchstem Interesse enthalten dürften.

Das erste Buch beschäftigt sich mit der mexikanischen Theogonie und ist in zweiundzwanzig Kapitel abgetheilt. Torquemada, Boturini Bernaduci und Clavigero haben diesen wichtigen Gegenstand bereits weitläufig abgehandelt; indeß bliebe es immer noch von großem Werthe, die Mythologie der Azteken, wie sie der Mönch des sechszehnten Jahrhunderts gibt, mit den Nachrichten zu vergleichen, die uns seine Zeitgenossen und ihre Nachfolger hinterlassen haben. Die Orthographie der Namen schon bietet Verschiedenheiten dar, und die gewissenhafte Sorgfalt, die Sahagun auf die Abschrift des mexikanischen Textes verwendete, ist eine zuverlässige Bürgschaft für ihre Genauigkeit.

Im zweiten Buche, welches sechsunddreißig Kapitel enthält, beschäftigt sich der Verfasser mit dem Kalender, den Festen, Ceremonien, Opfern und Feierlichkeiten, die bei der Verehrung der Götter üblich waren. Unter der Unzahl durchaus noch unbekannter Einzelheiten, die in diesem Buche enthalten sind, wird man durch die Genauigkeit der Berechnung in der Eintheilung des Jahres überrascht. Die Aehnlichkeit des mexikanischen Jahres mit dem julianischen ist so groß, daß die Azteken sehr gut von den Bissextilen Kenntniß haben mußten; am Ende eines jeden vierten Jahres fügten sie noch einen Tag zu jenen, die sie mit einander die fünf überflüssigen Tage nannten.

Im dritten Buche, das in vierzehn Kapitel zerfällt, handelt Sahagun von dem Ursprunge der Götter, von dem Glauben über die Bestimmung der menschlichen Seele, von dem Priesterthum u. s. w. Dieses ist, wie leicht zu erachten, eines der wichtigsten Bücher, aber unglücklicherweise hat dasselbe die meisten Veränderungen erfahren, wie auch der Herausgeber in der Vorrede angezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

Bei den unzähligen apokryphischen Memoiren, an denen Frankreich in der letzten Zeit so fruchtbar gewesen, nimmt man gern die Denkwürdigkeiten eines Mannes zur Hand, deren nicht zu bezweifelnde Aechtheit neben dem Reichthum neuer und wichtiger Aufschlüsse über die zeitgenössische Geschichte sie würdig macht, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Der Graf Lavallette, an dessen Namen sich die Erinnerung der heroischen Aufopferung seiner Gemahlin, einer Nichte Bonaparte's, knüpft, war wohl mehr als irgend Jemand dazu berufen, die Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben, wenn anders eine unter den furchtbaren Stürmen der Revolution begonnene Laufbahn, eine ausgezeichnete persönliche Thätigkeit in den glorreichen Tagen des Konsulats und des Kaiserreichs, in den Katastrophen des Jahrs 1814 und 1815, hiezu ein Recht geben.

Unter den vielen ausgezeichneten Männern, die Bonaparte's Genie wie eine Sonne die Planeten um sich versammelte, können nur wenige genannt werden, die vom Glanze seines Ruhms angestrahlt und wie er vom Glücke begünstigt, nicht auch mit seinem Untergange am politischen Himmel erloschen und so in ihrem Leben alle Schicksale des erhabenen Gestirns widerspiegelten, von dem sie Licht und Bewegung erhielten. Vielleicht läßt sich nichts Schöneres zu ihrem Lobe sagen als diese Anhänglichkeit, die in höherem Sinne an jene alte Vasallentreue erinnert, die den Tod des Herrn und Fürsten nicht überleben konnte.

Lavallette's Leben ist die Geschichte eines jeden Menschen von lebendigem Gefühle, Geiste und Muth. Mit zwei und zwanzig Jahren Soldat und Zeuge der blutigen Ausschweifungen der Revolution, von denen sein jugendliches Herz sich mit Abscheu abwendete, sieht er in den Fortschritten der wilden Volksbewegung nur das Unglück des königlichen Hauses, nicht das Elend und die durch den Despotismus hervorgerufene Verwilderung und Rache des Volks. So stellt er sich am 10 August unter die Reihen der Schweizer zur Vertheidigung der Tuilerien. Nur durch ein Wunder der Niedermetzlung entgangen, eilt er, unter den Fahnen des Heers eine Zuflucht gegen die Verfolgung der Jakobiner zu suchen. Man wird sich nicht über die bald darauf eingetretene Veränderung seiner Ansichten wundern, da reiferes Nachdenken ihn belehren mußte, daß die Sache, die er vertheidigte, nicht die Frankreichs war, und also auch nicht länger die seinige seyn konnte. So trennte er sich auch eben so schnell von der Partei der Privilegirten, als er sie Anfangs muthig verfochten hatte. Fortan sieht man ihn dem neu aufgehenden Gestirne Bonaparte's in den Feldzügen von Italien, Aegypten und Deutschland folgen.

Bei dem General Bonaparte gleich nach der Schlacht von Arcole als Adjutant angestellt, erwarb er sich bald das volle Vertrauen des jungen Feldherrn. Bonaparte, obgleich er ganz mit der Vorbereitung zu seinem zweiten Feldzuge in Italien beschäftigt schien, hatte doch unverwandt seinen Blick auf Frankreichs innere Angelegenheiten gerichtet. Allein er konnte

die Verhältnisse nur von ferne sehen; er bedurfte eines Mannes, der in der Nähe die Intriken der Parteien und die Charaktere der einflußreichsten Personen beobachtete. Lavallette wurde hiezu ausersehen. „Lernen Sie Jedermann kennen,“ so lautete der ihm ertheilte Auftrag; „halten Sie sich frei von jeder Parteiansicht; geben Sie mir bloß die Wahrheit und zwar ohne alle Leidenschaft.“ Lavallette entledigte sich dieser Sendung mit der größten Gewandtheit, und man darf annehmen, daß seine an Bonaparte erstatteten Berichte letztern bestimmten, in dem Staatsstreiche, der sich damals gegen das Direktorium vorbereitete, theilnahmslos zu bleiben. Nicht wundern darf man sich daher, wenn später der Kaiser der Franzosen den Scharfblick seines jungen Adjutanten so glänzend belohnte.

Bonaparte enthielt sich jedes Einflusses auf ein Ereigniß, das damals noch keinen entscheidenden Erfolg herbeiführen konnte; er bereitete sich vor nach Aegypten zu gehen, um sein oft wiederholtes Wort: „große Namen machen sich nur im Oriente,“ in Erfüllung zu bringen. Er wollte Frankreich erst noch für seine Entwürfe reifen lassen. Lavallette sollte ihn nach Aegypten begleiten. Doch bevor dieß geschah, wollte Bonaparte die guten Dienste seines Adjutanten belohnen, indem er ihm die Hand Emiliens Beauharnais anbot. Emilie war die Tochter Franz Beauharnais, des Bruders des ersten Gemahls Josephinens. Diese hochherzige Frau spielt eine zu wichtige Rolle in dem Leben Lavallette's, und hat seitdem unter den heroischen Weibern einen zu historischen Namen erlangt, als daß wir hier nicht mit den eigenen Worten der Denkwürdigkeiten die erste Bekanntschaft Lavallette's mit ihr wiedergeben sollten.

Es war ein Monat vor der Abreise von Toulon, als Bonaparte Lavallette mit seinen Absichten bekannt machte. Dieser hatte Emilien bis dahin noch nicht gesehen. „Aber wird sie mich wollen?“ fragte er. — „Sie ist ein Kind,“ erwiederte Bonaparte, „die sich in der Pensionsanstalt langweilt. Sie heirathen sie; ich lasse Ihnen vierzehn Tage Zeit zur Hochzeit, und ich werde Sie dann mit mir nehmen.“ — „Aber, mein General, ich bin ohne Vermögen und kann in Afrika umkommen.“ — „Das ist möglich, dann wird sie die Witwe eines Tapfern, eines meiner Adjutanten seyn; sie wird eine Pension erhalten und sich vortheilhaft etabliren können.“ Emilie befand sich zu Ecouen bei Madame Campan. Man führte dort Lavallette ein. Es war eine Familienmahlzeit. „Nach aufgehobener Tafel,“ so erzählt Lavallette, „bat ich Eugen, seine Nichte in eine einsame Allee zu führen. Dort traf ich sie, und er ließ uns allein. Ich ließ mich in ein Gespräch ein und machte ihr kein Geheimniß aus meiner Geburt und meinem geringen Vermögen. „Ich besitze Nichts,“ sagte ich, „als meinen Degen und die Gewogenheit des Generals, und muß Sie in vierzehn Tagen verlassen. Oeffnen Sie mir Ihr Herz. Ich bin bereit, Sie von ganzer Seele zu lieben; aber das ist nicht genug. Ist diese Vereinigung nicht nach Ihrem Geschmacke, so vertrauen Sie sich mir; es wird nicht schwer werden, einen Vorwand zu finden, sie zu hintertreiben. Ich werde entfernt werden; Sie werden sich nicht belästigt sehen, und ich werde Ihr Geheimniß zu bewahren wissen.“ Sie hörte mich mit niedergeschlagenen Augen an und lächelte; statt aller Antwort gab sie mir einen Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt. Ich umarmte sie. Wir gingen langsam zur Gesellschaft zurück und acht Tage nachher auf die Munizipalität.“

Dieses erste Begegniß malt ganz den Charakter der edeln Frau, deren rührende Hingebung und unglückliches Schicksal später ein Gegenstand der Bewunderung Europa's, und in der neuesten Zeit selbst einer anziehenden Darstellung der französischen Bühne geworden ist. Viele Jahre und eine große Geschichte liegen zwischen jenen Flitterwochen des jungen Ehepaars und dem erhabenen Beispiele von Weibertreue unter Ludwig XVIII. Lavallette erzählt den Hergang seiner Befreiung mit der umständlichsten Genauigkeit, wie sie seine Dankbarkeit der Nachwelt schuldig ist. Diese Episode bildet eine tiefergreifende Schilderung. Die Erinnerung an jene angstvollen Stunden, die Lavallette von dem Ausspruche seines Todesurtheils bis zu seiner Flucht durchlebte, sind mit der größten Wahrheit gemalt. Wir bedauern, daß wir sie ihres Umfangs wegen nur flüchtig hier berühren können. Nach tausend fruchtlosen Versuchen, von Ludwig XVIII, der sich eben so hartherzig als heuchlerisch erwies, die Begnadigung ihres Gatten zu erlangen, faßt endlich die muthvolle Frau ihren Entschluß und setzt davon ihren gefangenen Gemahl in Kenntniß. Nur nach langem Widerstande willigt endlich Lavallette, um seine Gattin zu beruhigen, ein, ohne Hoffnung, den kühnen Schritt von Erfolg gekrönt zu sehen. Am verabredeten Tage besuchte ihn Frau von Lavallette und nimmt die Umkleidung ihres Gemahls mit der größten Geschicklichkeit und bewunderungswürdiger Seelenstärke vor. In der Stunde, wo sich die Gatten gewöhnlich zu trennen pflegten, sollte Lavallette seiner Tochter den Arm geben, um durch die zahlreichen Gefängnißwärter ins Freie zu gelangen. Diesen kritischen Moment lassen wir Lavallette mit seinen eigenen Worten schildern:

„Der Gefängnißwärter ließ sich hören. Emilie zog sich hinter die spanische Wand zurück. Die Thüre öffnet sich. Ich trete zuerst hinaus, meine Tochter folgt mir, Madame Dutoit hinter ihr. Nachdem ich den Gang entlang gekommen war, gelangte ich an die Thüre der Gefängnißkanzlei. Ich mußte hier hineingehen und zugleich den Kopf bücken, um mit den Federn des Huts nicht an der Thüre anzustoßen. Es gelang; aber als ich mich wieder aufrichtete, fand ich mich in dem großen Saale, unter den Augen von fünf Gefängnißwärtern, die längs des Wegs, den ich zu machen hatte, saßen. Ich hielt mein Taschentuch vor die Augen und wartete bis meine Tochter verabredetermaßen sich zu meiner Linken befand. Das Kind nahm meinen rechten Arm, und der Hausmeister, der die Treppe von seinem Gemache linker Hand herabkam, konnte sich mir ungehindert nähern; er legte seine Hand auf meinen Arm und sagte: „Sie gehen frühe fort, Frau Gräfin!“ Er schien sehr gerührt und glaubte, daß sie wahrscheinlich ihrem Gemahle auf ewig Lebewohl gesagt. Endlich erreichte ich das Ende des Saals. Hier sitzt Tag und Nacht in einem großen Armstuhle ein Gefängnißwärter zwischen zwei Thüren in einem so engen Raum, daß er mit den Händen die Schlüssel beider Thüren erreichen kann; die eine besteht aus einem eisernen Gitter, die andere äußere heißt man das erste Pförtchen. Dieser Gefängnißwärter betrachtete mich und öffnete nicht. Ich streckte meine Hand durch die Gitterstäbe, um ihn daran zu mahnen. Er drehte endlich seine beiden Schlüssel um, und wir gingen hinaus.“

Unter dem Konsulate war Lavallette abwechselnd bald diplomatischer Agent in Sachsen, Verwalter der Schuldentilgungskasse und zuletzt Generaldirektor der Posten. Dieses Amt, das er bis zum letzten Augenblicke des Kaiserreichs verwaltete, genügte seinem bescheidenen Ehrgeize. Bei seiner Rückkehr von Elba wollte ihn der Kaiser zum Minister des Innern ernennen, was jedoch Lavallette ablehnte. Sein Schicksal unter den Bourbonen ist bekannt.

Es kann Niemand Memoiren schreiben, dem nicht wie von selbst der Name Talleyrand unter die Feder liefe. So begegnen wir auch in Lavallette's Denkwürdigkeiten zu wiederholten Malen diesem bösen Genius aller in Frankreich einander folgenden Regierungen. Lavallette trägt kein Bedenken, den Intriken desselben die Rückkehr der Bourbone im Jahre 1814 zuzuschreiben; er klagt ihn sogar eines Mordanschlags gegen den Kaiser an.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Paläologus, der im vorigen Jahre in der Nähe von Tyrinth eine Musterwirthschaft auf Kosten der griechischen Regierung angelegt hat, läßt jetzt täglich zweimal regelmäßige Postwagen von Napoli di Romania nach Argos gehen. Es ist die erste Einrichtung dieser Art, die man in Griechenland gesehen hat. Reitende Posten mit Felleisen und regelmäßig abgehende Paketboote waren früher schon in Napoli üblich. In letzterer Stadt hat sich im vergangenen Julius eine Lesegesellschaft gebildet, die bereits gegen tausend Bände der alten und neuen Klassiker Griechenlands und der vorzüglichsten englischen und französischen Werke in ihrer Bibliothek zählt. Kaum irgend ein Schiff läuft aus Triest oder Marseille ein, das nicht einen Vorrath der neuesten Schriften mitbringt zum Gebrauche der angeseheneren Bevölkerung von Napoli.

*

Eine Verfügung der Regierung von Columbien, wodurch alle Bürger der Republik, die wegen politischer Meinungen von den Gerichtshöfen verurtheilt oder verbannt wurden, wieder in ihre Rechte und Ehrenstellen eingesetzt werden, ruft ausdrücklich auch den Divisionsgeneral Francisco de Paula Santander zurück, und setzt ihn wieder in alle Rechte und Ehren ein, wie er sie im Jahre 1828 genoß, „vor seiner ungerechten Verbannung, die für ihn nur einen neuen Anspruch auf Ruhm begründet.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 257. 14 September 1831.

Die jüngste Verschwörung der Constitutionellen in Cadix.

(Fortsezung.)

Die einzelnen Fäden der Verschwörung wurden allgemach und umsichtig in den verschiedenen Versammlungen ausgesponnen, zu denen die einflußreichsten Männer der Partei gezogen wurden. Lebhafte Mittheilungen waren im Gang, Geld vorräthig, Waffen vertheilt und Verbindungen angeknüpft mit einer andern Junta, die zu Isla de Leon sich gebildet hatte, um in Uebereinstimmung mit der von Cadix zu handeln, und dem Aufstande die Hand zu bieten, der in dieser Stadt ausbrechen sollte. Alle diese gefährlichen Schritte waren innerhalb der Mauern einer Stadt von verhältnißweise kleinem Umfange geschehen. Hunderte von Menschen waren in den Anschlag eingeweiht, und dennoch erhielt der Gouverneur nicht den geringsten Wink von dieser drohenden Gährung, er schien in vollkommener Sicherheit auf dem Krater eines Vulkans zu schlummern.

Die Anlage des ganzen Planes war folgende. Man war übereingekommen, daß in verschiedenen Theilen der Stadt Gruppen sich versammeln, und den Ruf der Freiheit erheben sollten. Alle sollten auf dem Plaze San Antonio zusammentreffen und die Konstitution ausrufen. Dann sollten die Soldaten zu dem Volke stoßen, und der Gouverneur, falls er einen Widerstand versuchen würde, umgebracht werden. Als Signal für die Verschwornen auf der Insel Leon war bestimmt, daß der Leuchtthurm von Cadix an dem Abende wo der Anschlag gelungen sey, unbeleuchtet bleiben sollte. Dann sollte der Aufstand auch dort ausbrechen. Diese Anordnungen waren von Sanchez Reza und dem Kapitän R** getroffen worden, zweien Offizieren, die von erprobtem Muthe und mit Leib und Seele dem Unternehmen zugethan, die Leitung der Volksbewegung übernommen hatten. Alles war vorbereitet und der zweite März als der Tag anberaumt, wo der entscheidende Schlag geschehen sollte, der das Feuerzeichen einer allgemeinen Revolution zu werden bestimmt war.

Der zweite März war erschienen; aber eine von jenen fatalen Zufälligkeiten, welche Unternehmungen dieser Art gewöhnlich in den Weg treten, irgend ein unvorgesehenes Hinderniß oder ein anderer uns unbekannter Grund bewogen die Häupter der Verschwörung, ihr Unternehmen auf den folgenden Tag zu verschieben. Dieser einzige Umstand wurde dem ganzen Anschlage, der den glänzendsten Erfolg zu versprechen schien, verderblich. Argwohn dämmerte in der Seele des Gouverneurs Don Hierro y Oliver auf; er hatte mehrere Gruppen von Menschen beobachtet, die zuerst seinen Verdacht und dann wohlbegründete Besorgniß weckten. Während des unglücklichen zweiten März oder vielmehr gegen Abend bot die Stadt einen Anblick, der seinen Argwohn noch mehr verstärkte, es müsse irgend ein Anschlag im Werke seyn. Einzelne und unvorsichtige Freiheitsrufe von Seite einiger der Verschwornen gaben seinen Befürchtungen neue Nahrung, und er schickte sich sofort an, die genauesten Nachforschungen anzustellen. Obgleich er in so kurzer Zeit nicht über die ganze Größe der Verschwörung Gewißheit erlangen konnte, so gewann er doch einen Schimmer, der ihm auf die Spur helfen konnte. Sey es nun, daß das Geheimniß verrathen, oder der Gouverneur bloß von seinem Verdachte geleitet wurde, und hiebei den wegen seiner Gesinnungen wohlbekannten Sanchez=Reza in's Auge faßte — genug dieser Offizier erhielt plözlich den Befehl unverzüglich vor Don Hierro y Oliver zu erscheinen. Die Bestürzung Sanchez=Reza's war so groß als seine Furcht, der Anschlag möchte entdeckt seyn. Indeß entschloß er sich dennoch dem Befehle Folge zu leisten. Don Hierro y Oliver empfing ihn mit strengem Blicke.

„Sanchez Reza," begann er, „ich weiß, „daß hier eine Verschwörung gegen die Regierung besteht." — Der Offizier versuchte darüber sein Erstaunen auszudrücken. — „Nein, mein Herr," unterbrach ihn der Gouverneur, „vergebens suchen Sie mich zu hintergehen. Ich bin von dem ganzen Plane unterrichtet, und Sie sind eines der Häupter."

Die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, von der Sanchez=Reza so oft bei frühern Gelegenheiten Proben gegeben, verließ ihn in diesem Augenblicke völlig. Der Gouverneur gewahrte seine Bestürzung; seine Zweifel wurden zur Gewißheit, und er fuhr fort:

„Wohlan, mein Herr, geben Sie mir Ihr Wort, auf der Stelle zu Ihren Mitschuldigen zu gehen, und ihnen zu sagen, daß Ihre Plane entdeckt sind. Dann verlassen Sie selbst unverzüglich die Stadt. Unter dieser Bedingung soll Ihnen verziehen seyn."

Sanchez=Reza willigte ein, die Stadt zu verlassen, und dieser Entschluß gereichte seinen Mitverschwornen zum Verderben. Hätte er die besonnene Ruhe behalten, die Männern, welche auf so ge=

fährlichem Wege wandeln, unerläßlich nothwendig ist, so würde er aus den Worten und dem Benehmen des Gouverneurs leicht entnommen haben, daß die Verschwornen von dieser Seite nichts zu fürchten hatten. Es war handgreiflich, daß der Gouverneur, an sich schon ein Mann von heftiger Gemüthsart und mit blindem Eifer der Regierung ergeben, keineswegs mit einem Verschwornen in Unterhandlung getreten seyn würde, wäre er überzeugt gewesen, Gewalt der Gewalt entgegen setzen zu können. Wahrscheinlich wußte der Gouverneur von dem Umfange der Verschwörung nicht mehr, als daß sie höchst ernsthafter Art sey, und er griff nun zu dem einzigen Mittel, das noch zur Hand war, indem er Unschlüssigkeit in den Rath der Verschwornen brachte, sich den Anschein gab, als sey er von ihren Planen vollkommen unterrichtet und hiedurch eines der Häupter so weit einschüchterte, daß es den Entschluß faßte, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Dieser Kunstgriff gelang ihm vollkommen. Sanchez-Reza hatte nicht sobald den Gouverneur verlassen, als er sich zur Junta verfügte und ihr berichtete, ihr ganzer Anschlag sey entdeckt, wobei er sein ganzes Gespräch mit dem Gouverneur erzählte, und seinen Entschluß aussprach, die Stadt unverzüglich zu verlassen. Vergebens bestürmte man ihn mit Gründen und Ermahnungen; Sanchez Reza schien taub für Alles, und bestand auf seiner Ansicht, daß es Wahnsinn sey den Plan zu verfolgen, und daß er, was ihn betreffe, durchaus entschlossen sey, die Stadt zu verlassen. Bei diesem Entschlusse beharrte er. Nicht so die übrigen Verschwornen. Kapitän** erklärte der Junta, daß er nach wie vor gesonnen sey, den Schlag zu führen, und koste es ihm auch das Leben, den Versuch, in welchem ihm Sanchez-Reza zur Seite stehen sollte, allein zu wagen.

Die Nacht verging unter ängstlicher Erwartung. Die Einwohner ahneten, daß irgend eine furchtbare Explosion sich vorbereite, und seltsame Gerüchte verbreiteten sich durch die Stadt. Am folgenden Morgen wurden die Anzeichen noch bedrohlicher und schreckhafter. Jedermann fürchtete den Streich fallen zu sehen, aber Niemand wußte von Wem und von Wannen er kommen sollte. Der Gouverneur verließ mit einem kleinen Gefolge seinen Palast. Er glaubte, seine Gegenwart würde dazu beitragen, die Besorgniß und sichtbare Aufregung unter den Einwohnern zu beschwichtigen. Wahrscheinlich hielt er auch dafür, die Verschwornen würden sich einschüchtern lassen, wenn sie ihn so zuversichtlich die Straßen durchwandern sähen, um selbst für die öffentliche Ruhe zu wachen. In dieser angstvollen Spannung verharrte die Stadt bis drei Uhr Nachmittags, als sich ein Vorfall ereignete, der die drückende Schwüle mit einem furchtbaren Schlage zertheilte. Der Gouverneur wurde in der Straße Veronica von einigen der Verschwornen ermordet. Der Angriff dauerte nur einen Augenblick, und Don Hierro y Oliver lag in seinem Blute. Sein Gefolge war weder stark genug, ihn zu vertheidigen noch seinen Tod zu rächen. Die Verschwornen zogen hierauf den Calle Antonio hinauf unter fortwährendem Geschrei: „Es lebe die Freiheit!" und eilten nach dem Platze San Antonio, um sich der Verabredung gemäß mit andern Gruppen zu vereinigen. Eine Schaar hatte sich bereits hier versammelt, allein sie schien weder zahlreich noch entschlossen genug, die nothwendigen Schritte zu thun, um das verzweifelte Unternehmen zu beendigen.

Cadix bot um diese Zeit einen seltsamen Anblick dar. Jedermann zitterte, sich für die eine oder die andere Partei zu entscheiden; Jedermann sah mit Augen voll peinlichem Mißtrauens auf seinen Nachbar, und die Furcht und Ungewißheit, die in der Stadt herrschten, lassen sich nicht lebhafter schildern, als wenn man sagt, daß die Leiche des Gouverneurs bis zu Einbruch der Nacht an derselben Stelle liegen blieb, wo er ermordet worden, und Niemand es wagte, sie fortzuschaffen, oder auch nur sich ihr zu nähern. Die Häupter der Verschwörung boten alle Kräfte auf, ihrem Unternehmen einen Erfolg zu sichern; aber zu ihrer nicht geringen Bestürzung mußten sie wahrnehmen, daß die Zahl ihrer Anhänger sich mit furchtbarer Schnelligkeit verminderte. Kaum dreihundert Mann erblickte man auf den Straßen in der Absicht eine Volksbewegung zu veranlassen; die Einwohner beobachteten eine unselige, Verderben drohende Unentschiedenheit. Die Soldaten, auf deren Unterstützung die Verschwornen gezählt hatten, blieben ruhige Zuschauer, und schlossen sich weder dem Aufstande an, noch versuchten sie, ihn zu zu dämpfen. In dieser schrecklichen Ungewißheit vergingen mehrere Stunden. Die Gruppen auf der Plaza St. Antonio stießen von Zeit zu Zeit ein Geschrei aus, aber ihre Anzahl nahm, statt sich zu vermehren zusehends ab, wie der Tag sich neigte. Einer um den andern schlich sich davon — denn Niemand konnte es sich mehr verbergen, daß der Schlag fehlgegangen, und der einzige vernünftige Weg, der noch eingeschlagen werden könne, darin bestehe, auf seine eigene Rettung zu denken. In diesem Augenblicke nahm der Kapitän Zayas, der die Hauptwache auf der Plaza St. Antonio befehligte, eine den Verschwornen feindselige Stellung an, er ließ den Ruf: es lebe der König! hören.

Diese neue Wendung der Dinge brachte unter dem versammelten Haufen eben so viel Ueberraschung als Unwillen hervor. Man hatte erwartet, daß der Kapitän sowohl als die Soldaten, sich der Insurrektion anschließen würden; wenigstens dachte man nicht daran, daß der Kapitän unter irgend einem Verhältniß die beobachtete Neutralität verletzen würde. Aber nun war der Würfel geworfen, und ein Kampf schien unvermeidlich. Nicht sobald hatte der Kapitän Zayas den Ruf: es lebe der König! hören lassen, als Einer aus dem Haufen auf ihn losstürzte, und ihm das Pistol auf die Brust setzte — es versagte, und der Mörder stand einen Augenblick vertheidigungslos, der zweite ließ ihn für die That mit seinem Blute büßen.

(Schluß folgt.)

Die Alterthümer Mexiko's.

(Fortsetzung.)

Das vierte Buch enthält vierzig Kapitel und handelt von der mexikanischen Astrologie; man lernt daraus ihre glücklichen und unglücklichen Tage kennen, so wie die Schicksale derjenigen Sterblichen, die unter gewissen Himmelszeichen geboren sind. Befangen in dem Aberglauben seines Jahrhunderts, das noch Astronomie und Astrologie als innig mit einander verschwistert betrachtete, kommt der Pater Sahagun in diesem Abschnitte auf den Kalender der Azteken

und auf die unter ihnen üblichen Cyklen zurück. Auch der Inhalt dieses Buches verdient die sorgfältigste Untersuchung der Gelehrten.

Das sechste Buch ist überschrieben: „Von der Rhetorik und Theologie des mexikanischen Volkes, worin sich sehr merkwürdige Dinge in Betreff der Schönheiten der Sprache und der Köstlichkeit der moralischen Tugenden finden.“ Dieses in zweiundvierzig Abschnitte getheilte Buch ist unsrer Meinung nach unstreitig das kostbarste, da es eine bis jetzt völlig unbekannte religiöse Literatur enthält, aus der wir die nachstenden Bruchstücke mittheilen. *) E ist noch zum Voraus zu bemerken, daß diese Gebete in den Tempeln mit heiliger und gewissenhafter Treue aufbewahrt wurden, daß die darin vorkommenden Worte mit der genauesten Sorgfalt abgewogen waren, und das religiöse Dogma in seiner ganzen Reinheit enthielten.

„Gebet, das man an Tezcatlipuca-y-Yautl-Necoyautl-Monenegup richtete, um seinen Beistand gegen den Feind zu erhalten.

„Menschenfreundlichster und hülfreichster Herr; unsichtbarer und unfühlbarer Beschirmer, durch dessen Weisheit wir geleitet werden, unter dessen Herrschaft wir leben! Herr der Schlachten! Es ist wahr und gewiß, daß ein Krieg sich naht, der Gott des Krieges öffnet seinen Mund; er hat Hunger, er will das Blut Derer verschlingen, die im Kampfe fallen werden. Es scheint, daß sich erfreuen wolle die Sonne und der Gott der Erde, der sich nennt Tlatecutli! Sie wollen mit Speise und Trank letzen die Götter des Himmels und der Unterwelt, und bereiten werden sie ihnen ein Mahl von Fleisch und Blut der Sterblichen, die in diesem Kriege umkommen werden. Schon blicken auf uns die Götter des Himmels und der Unterwelt, um zu sehen, wer siegen, wer besiegt werden wird, wer tödten, wer den Tod erleiden soll. Schon blicken sie herab auf Die, deren Blut getrunken und deren Fleisch verzehrt werden soll. Und sie wissen es nicht die edlen Väter und Mütter, deren Kinder sterben sollen, es wissen es nicht ihre Geschwister und Verwandten. Es wissen es nicht die Mütter, die sie nähreten, als sie klein waren und die sie mit ihrer Milch säugten. Füge es, o Herr, daß Die welche fallen, gütig aufgenommen werden von der Sonne und der Erde, die der Vater und die Mutter Aller sind und in deren Herzen die Liebe wohnt; Du hast sie nicht getäuscht, indem Du thatest, was Du thatest, indem Du fordertest, daß sie im Kriege sterben; denn wahr und gewiß ist es, daß Du sie auf diese Erde sendetest, auf daß sie die Sonne und die Erde speisen mit ihrem Fleisch und ihrem Blute! O menschenfreundlichster Herr, Herr der Schlachten, Allbeherrscher, dessen Namen Tezcatlipuca ist, unsichtbarer und unfühlbarer Gott! wir flehen Dich an, daß Die, welche Du in diesem Kriege fallen lässest, mit Liebe und Ehre aufgenommen werden mögen in der Wohnung der Sonne; daß sie versammelt werden zu den Helden, zu Quitziegnagnatzin, Y Marcuhcatzin, Thacavepatzin, Yxtlilcuechavac, Yhuitlennic und Chavaguetzin und zu all den gefeierten Helden, die in den Kriegen der Vorzeit gefallen sind; dort genießen sie der ewigen Freuden; sie feiern in ewigem Lobgesang unsern Beherrscher, die Sonne; sie athmen ein die Süßigkeit der Blumen voll des lieblichen Geschmackes und Duftes. Dieß ist die Herrlichkeit, die der Helden, der Tapfern wartet, die im Kampfe gefallen sind. Sie berauschen sich in Vergnügungen. Sie erinnern sich nicht mehr, sie zählen nicht Tag, nicht Nacht, nicht Jahre, nicht Zeiten; denn ihre Macht, ihre Herrlichkeit ist ohn' Ende, und die Blumen, deren Duft sie athmen, verwelken nie und nimmermehr!“

(Fortsetzung folgt.)

*) In der Sammlung des Lord Kingsborough bildet dieses sechste Buch ein besonderes Werk, das am Ende des sechsten Bandes abgedruckt steht.

Abschied Karls X vom Kapitän Dumont d'Urville.

Einige Pariser Journale haben auf mehr oder minder unrichtige Weise die Unterredung mitgetheilt, welche zwischen Karl X und dem Kommandanten der Expedition am Morgen des Tages statt hatte, an dem der entthronte Monarch das Schiff verlassen sollte, das ihn nach England führte. Der Kapitän d'Urville hat deßhalb die ganze, auf jene Unterredung bezügliche Stelle seines Berichtes (in der Revue des deux Mondes, Augustheft) bekannt gemacht.

„Sonntag den 22 August. Am Abend hielten der König und der Dauphin noch lange Unterredungen über politische Gegenstände mit mir; es war mir aber unmöglich, ihre Meinung zu berichtigen, denn sie behaupteten beständig, daß eine allgemeine Verschwörung gegen den Thron angezettelt gewesen sey. Das einzige Mittel, das sie hätten ergreifen können, um dem Strom zu widerstehen, wären die Ordonnanzen gewesen. Das Unglück habe gewollt, daß es ihnen fehlschlagen sollte; indeß sey dieß nur eine neue Prüfung, welche die Vorsehung ihnen auflege, denn die Sache der Gerechtigkeit und der Ehre müsse endlich siegen, und die Krone werde früher oder später wieder an den rechtmäßigen Herrn, den jungen Herzog von Bordeaux, zurückfallen. Mit solchen Träumen trösteten sich die armen Prinzen.

„Gegen halb neun Uhr Abends eben, als Karl X sich zurückziehen wollte, vertraute er mir noch, daß es keineswegs sein Versatz sey, in England zu bleiben; sein dortiger Aufenthalt werde nur eine Zeitlang dauern. Sobald die europäischen Angelegenheiten ein wenig geordnet seyn würden, sey er Willens, sich im mittägigen Europa entweder in der Gegend von Venedig oder Mailand niederzulassen.

„Ferner sagte er zu mir mit Herzensergießung, indem er meine beiden Hände drückte: „Mein lieber Kapitän, ehe ich Sie verlasse (er sollte am Morgen des folgenden Tags ausgeschifft werden), macht es mir Vergnügen, Ihnen von Neuem meine Erkenntlichkeit zu bezeugen und Ihnen für alle die Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir und allen Gliedern meiner Familie bei dieser Gelegenheit erwiesen haben. — „Sire, Alles, was ich gethan habe, war nur meine Pflicht; überdieß war es mir genug, Sie unglücklich zu wissen, um Sie und alle Glieder Ihrer Familie als geheiligte Personen zu betrachten.“ — „Gewiß, mein Theurer, es war unmöglich, sich Ihres Auftrags mit mehr Ehr- und Zartgefühl zu entledigen; es freut mich herzlich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und ich hoffe, daß ich Sie nicht zum letzten Male gesehen habe; wir werden uns einst unter günstigern Umständen wieder sehen.“ — „Ich weiß nicht, was Sie mir unter diesem Wunsche zu verstehen geben wollen; meinen Sie, daß meine wechselvolle Laufbahn mich einst in die Gegend führen könnte, die Sie bewohnen, so wird die Ehre, Sie wieder zu sehen, mir gewiß wahres Vergnügen machen; ich kann die besondern Verhältnisse, in denen ich zu Ihnen stand, nicht anders als rühmen. Sie wußten eine Einfachheit und Annehmlichkeit in dieselben zu legen, die ich weit entfernt war zu erwarten, und die Ihnen meine ganze Hochachtung zuwendeten. Diesen Fall ausgenommen, weiß ich nicht, wie wir uns je wieder treffen sollten.“ — „Aber, mein Lieber, Frankreich kann nicht in dem Zustande bleiben, in dem es sich jetzt befindet; die Augen werden ihm einst aufgehen und der kleine Bordeaux wird sein rechtmäßiger Herrscher werden; dann wird es gut seyn, wenn Sie einer der Unsrigen sind.“ — „Was Sie da sagen, ist gewiß nicht unmöglich; aber nur durch vieles Unglück könnte man dahin gelangen. Wenn der Herzog von Orleans, taub für die jetzigen Wünsche Frankreichs und die Quelle seiner Macht verkennend, mit der öffentlichen Meinung nicht gleichen Schritt zu halten versteht; wenn er sich den Einflüsterungen von

Personen hingibt, die persönlichen Ehrgeiz und schändliche Begierden verblenden; wenn dieser Fürst, statt alle Mißbräuche der jetzigen Verwaltung gänzlich und mit der Wurzel auszurotten, ferner auf dem unheilbringenden Wege fortwandern wollte, den man seit fünf und zwanzig bis dreißig Jahren verfolgte, so wird er nach und nach die Achtung und das Vertrauen aller wahren Franzosen verlieren; man wird es bereuen, das Schicksal des Landes in seine Hände gelegt zu haben; die republikanische Partei, die bereits sehr zahlreich ist, wird die Fehler des neuen Monarchen zum Umsturze seines Thrones benutzen, und ihr System an dessen Stelle setzen. Wenn auch, wie ich glaube, die jetzigen weit aufgeklärtern Franzosen nicht mehr den Greueln des Jahrs 1795 ausgesetzt seyn werden, so zweifle ich dennoch, daß die Republik bei einem so leichtsinnigen, in seinen Neigungen und Meinungen so veränderlichen Volke lange bestehen werde. Wir würden in Anarchie und Bürgerkriege zurückfallen, und dann ist kein Zweifel, daß Ihr Enkel von einer Partei ins Innere von Frankreich gebracht und, von einer Million fremder Bajonnette unterstützt, einst den Thron in Besitz nehmen könnte, dem Sie entsagen mußten. Allein ich versichere Sie, daß, was mich betrifft, einer solchen Zukunft alle Wünsche meines Herzens entgegen sind. Wäre uns ein solches Schicksal beschieden, so müßte man es allerdings als eine Schickung hinnehmen, aber als die traurigste für unsre Freiheit." — „Ach, mein Lieber, ich höre da ganz den Liberalen; aber Sie werden einst von diesen Ideen zurückkommen. Uebrigens (indem er mir die Hände drückte) seyen Sie versichert, daß mein Enkel Frankreich nie mit Hülfe fremder Bajonnette wieder betreten wird; die Franzosen selbst werden ihn zurückrufen: geschieht Dieß nicht, so bleibt er im Exil. Dessen kann ich Sie mit aller Aufrichtigkeit meines Herzens versichern." — „Möchte Ihre Erklärung wahrhaft aufrichtig seyn, und möchten Sie doch stets auf einem so ehrenvollen Entschlusse beharren! Das ist Alles, was ich für mein Vaterland wünsche."

„Karl X wiederholte nochmals seine Danksagungen auf die herzlichste Weise; dann zog er sich zurück."

Vermischte Nachrichten.

Dem englischen Parlamente wurden unlängst Memoiren über die Bevölkerung Englands vorgelegt, um zu beweisen, daß der Zuwachs der Seelenzahl ohne Zunahme in Umlauf gebrachter Kapitalien und also auch ohne Zunahme des Unterhalts eine Uebervölkerung gebe, gegen deren Nachtheile nur in der Auswanderung ein Mittel gefunden werden könne. Um dieß darzuthun, ist bis auf die Bevölkerungszahl von 1700 zurückgegangen worden, wo England und Wales, der erwähnten Denkschrift zufolge, nur 5,500,000 Einwohner gezählt haben sollen, während im Jahre 1821 die Bevölkerung 12,085,000 Seelen ergab. Die Zunahme würde sonach in 120 Jahren über 6,600,000 betragen. Allein diese Berechnung scheint nicht ganz zuverlässig, da erst seit dem Jahre 1800 genaue Bevölkerungslisten geführt werden. Eine zweite Tabelle will beweisen, daß sich das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten in dem erwähnten Zeitraume von 1000 zu 1146 auf 1000 zu 1605 vermindert habe. In den Ackerbau treibenden Grafschaften sollen laut dieser Berechnung die Geburten von 1810 zu denen von 1700 sich verhalten wie 47 zu 28. Der ganze Entwurf schließt mit der Bemerkung, daß der Ackerbau, während die Bevölkerung dergestalt zunahm, nicht gleichfalls an Ausdehnung und Produktion zugenommen, folglich nicht gleichen Schritt mit dem Anwachs der Konsumenten gehalten hat, woraus der Schluß gezogen wird, daß England vor Hungersnoth oder Bürgerkrieg nur durch Auswanderung gerettet werden kann. Die „Times," denen wir diese Notiz entnehmen, fügen hiezu folgende Betrachtungen: „Es ist eine ausgemachte Sache, daß seit dem fünften oder sechsten Jahre des Kriegs gegen die französische Revolution die Bevölkerung Englands einen beträchtlichen und schnellen Zuwachs genommen hat. Eine größere Anzahl von Händen wurde erforderlich theils für den Krieg, theils für die Manufakturen, als zu irgend einer frühern Zeit, und eine fortgeschrittene Bearbeitung des Bodens brachte auch eine größere Menge von Unterhaltsmitteln hervor. Der allgemeiner gewordene Anbau von Küchengewächsen in der Landwirthschaft lieferte nicht nur einen Nahrungsstoff von größerer Quantität, sondern auch von gesunderer Qualität, als die frühern Generationen sich zu erfreuen hatten. Fast bis zu Ende des verflossenen Jahrhunderts wurde im November das Vieh geschlachtet und für den Winter eingesalzen. Geräucherter Speck und gesalzenes Fleisch bildeten die Hauptnahrung des Mittelstandes. Mit der Einführung des Rüben- und Kleebaues in der Landwirthschaft, was zwischen den Jahren 1790 und 1800 statt fand, erhielt man die Mittel, auch den Winter hindurch Schlachtvieh zu mästen; frische animalische Nahrung trat somit 7 bis 12 Theile des Jahrs hindurch an die Stelle des eingesalzenen Fleisches, und unterrichtete Aerzte versichern, daß eine allgemeinere Gesundheit unter dem Volke des laufenden Jahrhunderts hauptsächlich diesem Umstande zugeschrieben werden muß. Wenn in England wirklich eine Verminderung der jährlichen Todesfälle eingetreten ist, so müßte die ungeheure Zunahme des Genusses gebrannter Wasser entgegen gewirkt haben, da unglücklicherweise diese in den letzten dreißig Jahren den Genuß des heimischen Biers ungemein verdrängt haben. Aber zugegeben, daß mit einem Male die Zunahme der Bevölkerung dergestalt zugenommen; zugegeben, daß der Mangel an Arbeit im gleichen Maße gewachsen ist, wie der Berichterstatter annimmt; zugegeben endlich, daß die Masse der erzielten Lebensmittel nicht mit der Nachfrage gleichen Schritt gehalten — war dann jemals Tollheit so mit Unmenschlichkeit verbunden, wie es in dem britischen Parlamente mit Bezug auf die Getreideeinfuhr der Fall war? Während unsre Bevölkerung zugenommen hat, also auch die Konsumtion größer geworden ist; während zugleich die Produktion des englischen Bodens seit vielen Jahren stillstand, wo nicht gar sich verminderte, haben unsre Gesetzgeber alle Kräfte aufgeboten, die Nahrungsmittel dem Armen unzugänglicher zu machen, anstatt die Gewinnung derselben zu erleichtern. Weit entfernt, Brod dem Hause des Armen zuzuführen, haben sie es so viel als möglich davon fern gehalten, Anfangs durch offene Verbote, dann und bis auf diesen Augenblick durch schwere und drückende Taxen. Sie haben sich bemüht, die Zunahme der Bevölkerung durch künstliche Hungersnoth aufzuhalten. Ist ein solches System nicht eben so gut als offene Empörung gegen die göttliche Vorsehung, und verdiente es nicht allein schon, auf uns die Strafgerichte des Himmels herabzurufen, wenn nicht augenblicklich Mittel ergriffen werden, einem so unverantwortlichen Beginnen Einhalt zu thun? — Ein unfehlbarer Probstein für eine wirkliche und wesentliche Parlamentsreform wird die Vornahme der Berathung über die Getreidgesetze im Unterhause des künftigen Jahrs seyn."

•

Die gegen Ende Dezembers des vorigen Jahrs amtlich erhobene Volkszählung der Vereinigten Staaten hat nachgewiesen, daß sich dort gegenwärtig sechs und vierzig Städte befinden, deren Bevölkerung fünftausend Seelen übersteigt. Neu-York, das 213,170 Einwohner zählt, behauptet den ersten Rang; dann folgen: Philadelphia mit 161,412, Baltimore mit 80,519 und Boston mit 70,464 Seelen. Städte, welche über 20,000 Seelen haben, zählte man vier; über 10,000 eilf; über 8,000 sechs; über 7,000 drei; über 6,000 eilf; über 5,000 sechs. Die Gesammtzahl der Einwohner in diesen sechs und vierzig Städten beträgt 971,457 beiderlei Geschlechts.

•

Die politischen Unionsmänner in England halten strenge Spähe auf das Benehmen ihrer Repräsentanten im Parlament. In einem Falle wurde von der Versammlung einem Mitgliede des Unterhauses eine strenge Rüge zuerkannt, weil es den Verhandlungen über die Reformbill nur bis nach Mitternacht beigewohnt. Die Freunde des Parlamentsmitgliedes suchten es freilich durch sein hohes Alter und seine lange Gewohnheit zu entschuldigen; allein die unerbittlichen Unionisten setzten sogleich die Antwort entgegen, Dieß habe er schon vor seiner Erwählung wissen müssen. In einer andern Versammlung der Unionsmänner des Nordens wurde eine strenge Untersuchung über ein Mitglied des Unterhauses angestellt, von dem man erfahren hatte, daß es einer wichtigen Verhandlung gar nicht beigewohnt. Ein Freund desselben versuchte ihn durch eine schwere Unpäßlichkeit zu entschuldigen die ihn ans Zimmer gefesselt habe. Unglücklicherweise verirrte sich an den Versammlungsort ein Londoner Tagblatt und man ersah daraus, daß das ehrenwerthe Mitglied statt auf dem Krankenlager zu seufzen an jenem Tage eine fröhliche Landpartie mitgemacht. Dieß entschied; einstimmig wurde auch ihm eine strenge Rüge zuerkannt. „Wir führen Dieß," setzt der Morning-Herald hinzu, „als Beweis an, wie sehr die Theilnahme und Aufmerksamkeit des Volks in Betreff der öffentlichen Angelegenheiten zunimmt."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 258. 15 September 1831.

Konstantinopel im Jahre 1831.

(Fortsetzung.)

Unter den Sultanen, welche die Provinzen des sinkenden römischen Reichs eroberten, waren mehrere, die recht gut Latein verstanden, und den Homer und die Bibel lasen. Die Politik Suleimans des Großen war minder fanatisch als die Franz I; an der Seite der Moscheen verrichteten die Priester mit voller Freiheit den Dienst ihrer Kirche in der Kapelle, und der griechische Mönch baute sein Kloster auf dem nämlichen Berge, wo der Derwisch die Lampen seines Teke anzündete. Selbst jetzt noch geht die katholische Prozession unter dem Geläute der Glocken ehrfurchtsvoll von türkischen Wachen begleitet durch die Straßen von Pera, und die Muselmänner haben dem heiligen Grab und dem Oelberg ihre Heiligkeit gelassen.

Bis zu Luthers Reformation standen die Christen vielleicht weit unter den Bekennern Mohammed's; die Heere der letztern hielten Europa lange Zeit im Schach. Die Teppiche von Smyrna, die reichen Stoffe von Brussa, die angorische Wolle und die damascener Waffen, waren der Luxus unsrer Höfe und Schlösser. Im ganzen Morgenlande sah man fromme Stiftungen entstehen, Moscheen mit ihren Bibliotheken, Schulen, Verpflegungshäuser, Khans mit schweren Steinpfeilern, Karawanserais mit orientalischen Arkaden und chinesischen Kiosks. Auf einem wenig besuchten Fußpfad mitten im Wald stieß der Wanderer oft, freudig überrascht, auf einen Springbrunnen, dessen Marmorbecken mit goldenen und azurnen Verzierungen prangten, und den irgend eine fromme Sultanin dem Propheten geweiht hatte. Die Ruhestätte der Todten war von Cypressen und die der Lebenden von Platanen beschattet. Tanz, Musik und Gesang wurden von den Derwischen geübt, deren zarte Gemälde auf Stoffen man bewunderte.

Die mohammedanische Religion hatte bei allen Lebensverhältnissen die Hand im Spiele, man mochte nun im Mai den Pelzrock gegen das Sommerkleid vertauschen, oder in den Krieg ziehen, oder zur Zeit der Noth, wie es das Gesetz vorschreibt, nur sechs Schüsseln auf dem Tisch haben. Diese Religion war ein geistiges und materielles System wie der St. Simonismus; sie vereinigte unter sich alle Kräfte des Menschen. Die Dienstbarkeit schloß keineswegs eine ganze Klasse von der politischen Ordnung aus; der Sklave, der am Abend tief gebückt dem Vezier die Pfeife und das Tischchen brachte, war oft am andern Morgen mit einem Ehrenkaftan bekleidet und sah seinen Herrn an der Thür seines Konak (Haus) Wassermelonen feil haben; Rechte gab die Geburt nur auf den Thron. Diese ganze religiöse Lebensordnung wird ohne Zweifel auch von den heutigen Türken noch beobachtet, doch weit oberflächlicher und minder streng.

Die Janitscharen, eine militärische Verbrüderung, veranlaßten Spaltungen in der gesellschaftlichen Thätigkeit, verwiesen den Sultan ins Innere seines Harems und erhielten ihren Familien den beständigen Besitz der Lehen (Timars), die nun nicht mehr der Lohn der Tapferkeit und des Verdienstes waren. Eine schwankende Toleranz gegen die Christen, die bald durch Gelderpressungen und Konfiskationen verletzt wurde, bald wieder die Schulen von Chio und Tschesmeh beschützte, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Einheit des Staates zu vernichten. Die Türken, die in ihren europäischen Besitzungen höchstens ein Drittheil, und in ihren asiatischen etwa drei Viertel der Bevölkerung ausmachen, verlieren sich unter den vier bis fünf Millionen in dem Umkreise ihres großen Reiches. *) Die Kurden, größtentheils Yezdis, oder Anbeter des bösen Geistes, und die Turkomanen sind der Krebsschaden Anatoliens, wo man oft 14 bis 15 Stunden reist, ohne die geringste Kultur oder eine andere menschliche Spur zu treffen, als ein verlassenes Kaffeehaus. Die Fürstenthümer, Serbien, die Kurdenländer, die Paschaliks von Syrien, Aegypten, das türkische Albanien gehören nur dem Namen nach zum Reiche. Die Türken sind eigentlich nur in Konstantinopel eine Macht; Alles außerwärts ist abgestorben, Alles stürzt zusammen, wie die Mauern ihrer alten Festungen.

Indeß sahen wir noch einen Nachklang ihrer alten Kraft im Jahre 1828, wir sahen sie die Russen schlagen, wir sahen in der Schlacht bei Kulaktscheh, die jungen regulären Truppen das Feuer von drei Batterien und die wiederholten Angriffe der russischen Reiterhaufen aushalten, ohne zu weichen und zu wanken. Reihenweise bedeckten sie mit ihren Leichen das Schlachtfeld wie Getreidegarben.

Gestehen muß man aber auch, daß die Türken, mitten unter der Verworfenheit der Juden, der Trägheit und dem Eigennutze der Armenier und der Spitzbüberei der Griechen, sich einfachere und

*) Ich glaube, daß ihre Zahl bis jetzt sehr übertrieben wurde.

unbefleckter Sitten erhalten haben, als man denken sollte, denn Betrügerei und Diebstahl sind unbekannt unter ihnen, und als einst ein Brudermord begangen wurde, stand das Volk bestürzt, erstarrt, und der Mörder entkam; er hatte ein bisher unbekanntes Verbrechen begangen. Da endlich die Muselmänner uns praktisch nicht leicht anders als durch die Intriken und die Verworfenheit der Bevölkerung der Levante, durch schlechte Europäer, Leute ohne eigentliches Vaterland, ohne Pflicht, folglich auch ohne Treu und Glauben kennen lernten; da sie gegen die kleinliche Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen der verschiedenen Diplomatien zu kämpfen hatten, so konnten sie nur wenig Neigung für Europa fühlen, mußten in Zweifeln und Unthätigkeit versunken bleiben, und selbst Frankreichs wohlgemeinte Absichten für Wiederherstellung des ottomanischen Reichs mißverstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Volksbücher.

(Schluß.)

In den Städten haben die überhand genommene halbe Bildung und geräuschvollen Vergnügungen die poetischen Erzeugnisse der Volksliteratur verdrängt, die noch den Schäfer in seiner Einsamkeit und den Seefahrer auf seinen abenteuerlichen Gefahren begleiten. Leider ist an ihre Stelle nichts Besseres getreten: man liest nichts mehr als einige Couplets aus einem beliebten Vaudeville, Wachtstubenwitze, das Leben eines Galgenhelden wie Cartouche's, Mandrins, Desrues, oder einige der Anna Radcliff nachgeahmte Romane, welche zugleich die Herzenderquickung und Verzweiflung der Pförtnerinnen bilden, die auf jeder Seite ihrer bezaubernden Lektüre von dem fatalen Zuruf: „cordon, s'il vous plait" (womit man sie ersucht, den Zug der Thüre zur Hand zu nehmen und zu öffnen) gestört werden. Dieser neuen städtischen Volksliteratur muß man noch beifügen: Histoire de bonne Homme misère, le Capucin dans barbe, les Cinq Maris et la Pucelle, le Testament de Michel Morin," Schriften voll ekelhafter Possen und Zoten; zahlreiche Abhandlungen zur Vertheidigung des Gottes Crepitus, worin das berüchtigte Räthsel vom Merkur Gallant ohne die geringste Anwandlung von Schamgefühl ausgelegt wird. Auch den Katechismus der Leuteschinder (Catéchisme des Maltotiers) findet man häufig in den Städten, eine Flugschrift gegen Bouvalais, den Ouvrard seiner Zeit, der, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, lange in dem nämlichen Gefängnisse saß, wo der berühmte letztgenannte Schuldner jüngst in Haft gehalten wurde. Wenn der alte Ruhm der französischen Courtoisie seit der Revolution nicht schon ein bedeutendes Loch erhalten hätte durch die Manie des gegenwärtigen Männergeschlechts für Politik und Ecarté, so könnte man bedenkliche Zweifel dagegen erheben, wenn man einen Blick in noch eine andere Art von Schriften wirft, worin das kleine Geschlecht (le petit sexe) eben nicht auf das Artigste behandelt wird. Dahin rechnen wir Le Miroir des Femmes, la Mechanceté des Demoiselles, le Catéchisme des grandes Filles pour être mariées u. s. w. Alte und neue Schriftsteller, griechische Philosophen und persische Weltweise, selbst die h. Schrift werden darin aufgeboten, um zu beweisen, daß die Weiber „die Quelle alles Unfriedens, der Abschaum der Natur, die Geißel der Weisheit, der höllische Feuerbrand, das Losungswort des Lasters, des Teufels Köder, die heißhungrigsten Ungeheuer, die Klippen der Seele, der Wald des Hochmuthes, die Eitelkeit der Eitelkeiten, eine Ziege im Garten, eine Elster vor der Thüre, eine Eule am Fenster, ein Engel auf der Straße und ein Teufel im Hause" sind. Glücklicherweise steht es Jedem frei, herauszufinden, daß diese Behauptungen reine Verläumdung sind; allein dergleichen Schriften verfehlen dennoch nicht, auf die Moral des Volkes nachtheilig einzuwirken, wenigstens benehmen sich manche Haustyrannen gegen ihre Weiber ganz so, als ob sie vollkommen mit den geäußerten Verunglimpfungen einverstanden wären.

Seltsam genug haben sich neben diesen abgeschmackten und zum Theil höchst sittenverderblichen Schriften, doch noch manche von den alten Ritterromanen in der Volksgunst erhalten — wunderbare Epopöen voll der unerhörtesten Abenteuer und Heldenthaten, in denen sich die ganze Welt mit einigen frechen Riesen und arglistigen Zauberern im Kampfe in dem seltsamsten phantastischen Lichte durcheinander bewegt, während die Helden von keinem andern Gewerbe zu leben scheinen, als dem, das Unrecht zu züchtigen und Madrigale zu girren. Diese Werke bilden mit dem Kabinet der Feen die unerschöpflichen Vorrathskammern der blauen Bibliothek. Eins derselben führt den Titel:

„Die Eroberungen Karls des Großen, Königs von Frankreich, und die Heldenthaten der zwölf Pairs von Frankreich, und des großen Fier-à-Bras, und von dem Kampfe, den Oliver der Kleine gegen ihn bestand, der ihn besiegte; und die drei Brüder, welche die neun Schwerter verfertigten, mit dreien von denen Fier-à-Bras gegen seine Feinde focht, wie darin eines Weitern zu lesen."

Dieser Roman ist die Uebersetzung einer alten gereimten Chronik, in der die Geschichte Frankreichs bis zum Falle Trojas, und zu den Abenteuern Frankus, eines Gefährten des Aeneas, zurückgeführt wird. Pyramus ist der erste König von Frankreich, dann folgen Merkurius der zweite, Pharamund der dritte u. s. w. Karl der Große wird in allen dergleichen Werken aus dieser Periode als eine Art von dummer Hans (der englische Pill Garlick) behandelt, den Jedermann an der Nase herumzuführen sich zum Vergnügen macht. Nicht besser kommt der Besieger Abderamens in den vier Haimonskindern weg. Dieses Gedicht, das man mit Recht die Iliade des Mittelalters genannt hat, genießt noch immer seiner alten und wohlverdienten Popularität, und jedes Jahr gehn noch die magischen Abenteuer Renaud's von Montauban und des Verräthers Maugis neu aufgelegt aus der Presse hervor. Einen gefährlichen Nebenbuhler haben sie vielleicht nur an Valentin Urson, einem Helden, der in Wäldern von einer Bärin aufgesäugt, plötzlich an einen Hof versetzt wird, und sich hier als den würdigen Zögling seiner Amme erweist. Immer im Kampfe, nie besiegt, entführt er die Weiber, prügelt die Hausherren, bringt Hungersnoth über das Land durch seinen trefflichen Magen, und spielt zum Theil die Rolle des Rüppels oder Harlekin der neuern Pantomimen. Robert der Teufel, ein so berühmter Name in den normanischen Sagen, ist nur eine Heldenvarietät von dem Bärensohne.

Hüon von Bordeaux, der umfangreichste von den Romanen des Ritterthums, die noch unter dem Volke in Ansehen stehn,

enthält einen reichen Schatz von dem Feenglauben des Mittelalters. Wieland hat uns in diese Zauberwelt eingeführt. Der komische Charakter des französischen Originals ist ein Laiton de mer, der Prototyp aller jener dienstbaren Geister, die noch die Einbildungskraft des Landvolkes beschäftigen. Auffallend ist in dieser lieblichen Dichtung die Mischung des Feenwesens mit dem Christenthum. Oberon ist der rechtgläubigste Feenkönig der Geisterwelt; er versäumt nie, die Ritter zu ermahnen, der Lehre Jesu Christi treu zu bleiben, und die Bekenner Mohammed's zu verfolgen. Es spielt darin orientalische Mythe, Christenthum und germanisches Heidenthum durcheinander, von dessen Wunderbarlichkeit das Volk bis auf diese Tage noch nicht sich lossagen konnte.

Neben diesen ritterlichen Paladinen treten auch plebejische Helden auf wie Johann von Calais, der Sohn eines Kaufmanns, der zuletzt mit einer Tochter des Königs von Portugal sich vermählt. Wahrscheinlich liegen dieser abenteuerlichen Geschichte die kühnen Wagstücke jener Seefahrer von Calais und St. Valery zum Grunde, die im siebzehnten Jahrhundert der lusitanischen Flagge so oft gefährlich waren. Johann von Calais so wie drei andere Helden der Volksliteratur: Johann von Paris, Aladdins Wunderlampe und Fortunatus gaben in der neuern Zeit Stoff zu dramatischen Bearbeitungen. Letzterer wurde ursprünglich aus dem Arabischen in's Spanische übersetzt, und La Harpe fand in ihm den Stoff zu seinem Tanga und Felime. Auch der lose Narr Till Eulenspiegel (Tiel Ulespiégle), der eigentliche Sohn des boshaften deutschen Volkshumors, und Vorläufer Guzman's von Alfarache, Lazarillo de Tormes und der ganzen Sippschaft der spanischen Picaros ist den Franzosen nicht unbekannt. Die blaue Bibliothek hat auch ihren Gargantua, der aber nichts gemeinschaftlich hat mit dem Gargantua des humoristischen Pfarrers von Meudon. Offenbar gehört Gargantua schon einer frühern Zeit als Rabelais an, wenigstens läßt sich auf sein höheres Alterthum schon aus den ersten Zeilen des rabelaischen Gedichtes schließen, wo es heißt: „Die Riesen, die man uns alle Jahre auf dem Jahrmarkte von Saint Germain sehen läßt, waren wahre Däumlinge dagegen."

Ein Buch würde nicht hinreichen, die ganze Reihe von Volksbüchern dieser Art mit einem kurzen Umrisse ihres Inhaltes anzuführen. Zwölfhunderte derselben finden sich in dem Kataloge eines Buchhändlers von Rouen aufgezeichnet, der mit seinen Gewerbsgenossen von Troyes vorzugsweise den Verlag dieser Schriften betreibt. Unter ihnen ist nicht ein einziges, das so viele gesunde Vernunft und Moral enthielte, als der unter dem Titel La Science du bon-homme Richard übersetzte englische Poor Richard (der arme Richard). Indeß verlieren von Jahr zu Jahr diese Bücher insgesammt, vorzüglich solche obskure Werke wie die Abenteuer Roquelaure's (Aventure de Roquelaure) an Popularität, nur der Catéchisme Poissard vielleicht ausgenommen. Es ist offenbar, daß das Volk daran immer weniger Geschmack findet, und ein Verlangen nach kräftigerer Geistesnahrung fühlt; nur ist zu bedauern, daß die hiedurch entstandene Lücke noch nicht ausgefüllt ist. Die große Masse ist in Intelligenz zu viel und zu wenig fortgeschritten, als daß ihr noch die Doctrines de Sapience des fünfzehnten Jahrhunderts genügen könnten, oder daß es die Werke der neuern Schriftsteller zu fassen vermöchte, die gewöhnlich zu viel oder zu wenig Geist haben, um für den Hausbedarf zu sorgen. Die Civilités puériles et honnêtes, in welchen dem Volke treuherzig vorgeschrieben wird, „in der Kirche nicht das Haar zu kämmen," als lebte es noch unter Ludwig XIII wo die Hoffanten sich nur am heiligen Orte einfanden, um ihre Damen zu beäugeln oder mit ihren Haargebänden zu kokettiren, liegen jetzt eben so weit außer dem Verständnisse des Volkes, als der Code de la toilette und das Manuel de l'homme de bon-ton. Unter diesen Verhältnissen würde eine besonnene und umsichtige Leitung der populären Presse von heilsamem Erfolge seyn; ein Funke von dem Genie Paul Louis Courier's, der die Bestimmung hatte, der Luther seiner Zeit zu werden, müßte in Frankreich von dem wohlthätigsten Einflusse seyn. Nur müßte hier wie überall mit möglichster Schonung des Herkommens und selbst der Vorurtheile zu Werke gegangen werden, vor Allem aber die Regierung die Hand aus dem Spiele lassen.

Seit undenklichen Zeiten besteht gegen diese in Frankreich wie allerwärts ein altes, und leider nur zu wohl begründetes Mißtrauen. Eine Wiedergeburt der Volksliteratur ist aber nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland dringend angezeigt. Nur müßte sie nicht in die Hände der frommen Brüderschaften fallen, die ein für allemal es nicht entwöhnen können, hinter sich zu gehn und zu sehen. Vorwärts! heißt das Feldgeschrei der Zeit. Die Nachzügler gehören nicht zu den ehrenwerthen Streitern des großen Heeres. An einem Minister des Innern wäre es einmal, gleich dem Califen Harun al Raschid die Runde zu machen, nicht sowohl um zu belauschen, was das Volk redet, als was es liest.

Die Insel Bali.

Diese Insel, auch klein Java genannt, ist nur durch eine schmale Straße von dem östlichen Ende Java's getrennt, und verhältnißmäßig sehr wenig bekannt, obgleich sie sehr merkwürdig ist. Ihre Einwohner scheinen mohammedanischen und selbst europäischen Eroberern widerstanden zu haben, und sind bis auf diesen Tag noch ein Hinduvolk, das in die vier großen Kasten, Braminen, Kshatriya's, Vaishya's und Sudra's getheilt ist. Englische Missionarien haben die Insel kürzlich besucht, und waren selbst am Hofe, um sich über den religiösen und sittlichen Zustand des Volks zu erkundigen, und zu ersehen, ob es möglich sey, eine Mission dahin zu schicken.

Als sie sich der Insel näherten, sahen sie einen Vulkan in voller Arbeit, der eine ungeheure Wolke von dickem, schwarzem Rauche ausstieß. Der Hafen von Balling wird durch zwei kleine Landspitzen gebildet, die etwas in die See vorgehen; der Boden an der Bai besteht aus hartem schwarzem Sande mit Kies gemischt, und ist offenbar basaltischen Ursprungs. Ein Theil des Sandes, in einer beträchtlichen Ausdehnung um die Stadt, ist so schön und glänzend wie Smirgel. Hier ist eine Moschee und rechts der Campong (Dorf) der Buggi's, der ungefähr 600 Seelen enthält; der Campong der Malayen, welche mit Einschluß der mohammedanischen Balinesen nicht ganz 1000 Seelen betragen, erstreckt sich ungefähr eine halbe (englische) Meile ins Innere. Die wahren Balinesen wohnen in der Stadt, Sundschi Radschah genannt, wo der königliche Pallast ist, und welche mehrere Tausend Einwohner hat; der Rest der Balinesen ist auf dem Lande umher in Dörfern und Höfen zerstreut.

Die Häuser haben 15 — 20 Fuß Breite und Tiefe, 8 Fuß Höhe und sind auf Terrassen, ungefähr 2 Fuß über den Boden, meist aus Lehm gebaut, haben Strohdächer und die Erde zur Flur; einige sind an zwei oder mehr Seiten offen, andere rings geschlossen. Manchmal sind mehrere zusammen gebaut und das Ganze mit einer Lehmmauer umschlossen. In

jeder solchen Ringmauer ist ein Haus, das hübscher und ansehnlicher ist, als die übrigen, aus Backsteinen regelmäßig aufgeführt, mit ausgeschnittenen Thüren, gefirnißten Fenstern und gemalten Säulen; das Haupt der Familie scheint darin zu wohnen und die Vorräthe aufzubewahren. Ihre Backsteine sind aus Thon mit der Hand geformt, aber sehr unregelmäßig, und an der Sonne getrocknet. Das Bindemittel ist Lehm; der Lehm, welcher die Grundlage ausmacht, wird zu einer festen Masse zusammen geschlagen. Andre legen einen Grund aus rohen Steinen und Korallen. Um dieß Bauwerk gegen den Regen zu schützen, der es bald weggeschwemmt haben würde, deckt man es mit Gras oder Bambusrohren. Die Mauern sind manchmal mit weißem Kalk beworfen. Der Eingang, obgleich schmal, ist meist fest gebaut und höher, als die übrigen Theile; eine Treppe führt hinauf, und darüber ist ein gutes Dach, woran gewöhnlich phantastische Figuren ausgeschnitten oder gemahlt sind. Verfallene Mauern sind nichts Seltenes in Bali, und die Einwohner bedienen sich selbst solcher Löcher zum Ein- und Ausgang. Die Häuser der Buggi's sind auf Pfählen gebaut, und die Mauern aus gespaltenen Bambusrohren gemacht, wie dieß in malayischen Ländern gewöhnlich ist.

Der König sandte den Missionarien einige Pferde aus Sundschi Radschah entgegen; diese hatten keine Sättel, sondern nur dicke Kissen über den Rücken gebunden. Der Weg nach der Residenz ist auf beiden Seiten Anfangs durch die Lehmmauern des malayischen Campongs, dann durch Hecken und Gräben begränzt. Das Erste, was ihre Aufmerksamkeit erregte, war eine Menge Käfige mit Fechthahnen unter einer Art von Schuppen vorn an den bedeutendsten Häusern, wie zur Parade. Am Ende der Stadt ist ein Markt, den nur Weiber besuchen, welche hier die Hauptkäufer und Verkäufer sind. Ihre Kleidung ist keineswegs anständig und doch sind die Balinesen sehr eifersüchtig, lassen daher keinen Fremden auf ihren Markt gehn, und die Weiber machen ihre Käufe unter sich ab. Des Königs Palast liegt gerade jenseits des Marktes; er ist, wie die übrigen Gebäude, mit einer Lehmmauer umgeben, und hat einen schönen Thorweg aus Backsteinen mit einem Blumen bemahlten Dache. Vorn an der Mauer sind mehrere lange Schupfen voll von Fechthahnen. Die Missionarien hatten nicht die Ehre, durch den großen Thorweg in den Pallast zu gehn, sondern man hieß sie durch ein Loch in der Ringmauer gehn und in einem der offenen Schupfen niedersitzen. Als der König bereit war, sie zu empfangen, wurden sie durch ein Loch in der zweiten Ringmauer eingelassen, innerhalb welcher nun sie links ein hölzernes Haus, ungefähr 10 Fuß lang, und vorn zwei kleine Häuser aus Backsteinen fanden, von denen jedes ungefähr 20 Fuß lang, den bessern Häusern in den Campongs sehr ähnlich und oft von geringerem Werthe war. Der König, sagte man ihnen, sey in dem zur rechten Hand, und sie sollten in der Verandah Platz nehmen, bis er erscheinen werde. Aber der königliche Palast enthielt nur einen alten zerbrochenen Stuhl und eine Matte, worauf schon mehrere Hunde ganz gemächlich Platz genommen hatten. Die Thüre des kleinen Hauses war geschlossen, und nach einer Viertelstunde ward angesagt, der König werde sogleich erscheinen; die Thüre ging auf, und ein ärmlicher, elend aussehender junger Mann von 20 Jahren trat herein, und nahm an der Thüre auf einem Pferdekissen Platz. Er war ausnehmend schmutzig, sein Haar in völliger Unordnung, und einen um die Lende gebundenen Sarong ausgenommen, völlig nackt. Er empfing den Gruß Herrn Medhursts, eines der Missionarien, mit einem wilden, unwilligen Blick, schenkte Keinem aus der Gesellschaft einige Aufmerksamkeit, und blickte kaum hin, als ihm das übliche Geschenk dargebracht wurde. Er spielte mit einem an eine Schnur gebundenen Hamster, und fand ein Vergnügen daran, ihn zu quälen. Einige aus seiner Umgebung fragten, warum die Missionarien gekommen seyen, und als man ihnen sagte, es sey geschehen, um in der Religion, in dem Dienste eines einzigen Gottes, des Schöpfers aller Dinge, zu unterrichten, und sie vom Stehlen, Lügen u. dgl. abzuhalten, so erwiederten sie, die Balinesen wüßten dieß Alles, und hätten ihren Unterricht nicht nöthig

Als die Missionarien den Pallast verließen, besuchten sie einen Tempel, der nicht besser gebaut war, als die übrigen Häuser, und worin sie sich von Hinten einen Eingang bahnten. Das Innere war ausnehmend roh; sechs Nischen waren da, von denen die größte 6 Fuß breit und 12 oder 15 Fuß hoch war; eine derselben glich einem hohen Stuhl, worauf vielleicht ein Götzenbild gestellt werden mochte. Alle waren mit dem schwarzen haarigen Stoff überzogen, den man Gomutty*) nennt. Kein Götzenbild war zu sehen, und als die Missionarien einen der Anwesenden fragten, wo ihre Götter seyen, antwortete er: „im Himmel.“ Ihre Namen seyen Brama (dieß wurde mit besonderer Feierlichkeit ausgesprochen), Siwara und Wistnu. Sie sprachen von Dewa (Geist), als dem Hauptgegenstande ihrer Verehrung. Die Balisprache, welche ein roher, einfacher und eigenthümlicher Dialekt ist, war den Missionarien unbekannt, und die Anwesenden schienen nicht zu den Braminen oder Gelehrten zu gehören, unter denen, wie in Java, eine andere Sprache gebräuchlich ist, die von Schriftstellern als sehr reich und gebildet geschildert wird, und aus dem Sanscrit und dem Javanesischen entlehnt seyn soll. Die Leute begannen allmählich unwillig zu werden, daß Europäer an den heiligen Ort gekommen waren, und diese entfernten sich deßhalb. Später besuchten sie einen andern Tempel zu Sang-sit, einer am Meere, ungefähr 4 — 5 Meilen östlich gelegenen Stadt, die aber von geringerer Wichtigkeit ist, als Baliling. Die Bevölkerung bestand größtentheils aus Heiden. Im Tempel war eine Reihe Bilder, aus getrocknetem Lehme gemacht, das eine war eine Ganesa mit dem Körper eines Elephanten, das zweite eine Durga, die auf einem Ochsen stand. Der verfallene Zustand des Tempels und der Bilder zeigte indeß, daß die alte Götzendienerei allmählich minder populär werde, daß das Volk zu faul sey, sich viel um seine Religion zu kümmern, oder daß das Material, das man zu den Tempeln und Götzenbildern brauchte, so zerbrechlich war, daß es nicht einmal so lange als ihre Verehrer dauerte. Bei feierlichen Gelegenheiten wurden Processionen und Opfer angestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten aus Syrien bestätigen es, daß die Pest im Verein mit der Cholera in Persien und zu Bagdad ungeheure Verwüstungen anrichtet. In der letztgenannten Stadt sollen mehr als zwölftausend Häuser, deren Einwohner die Seuchen aufgerieben haben, geschlossen seyn. Außerdem haben zwei Ueberschwemmungen des Tigris alle Häuser, die sich an den Ufern befanden, weggerissen und selbst einen Theil der Befestigungen zerstört. Um das Maß des Unglücks zu füllen, greift Ali, Pascha von Aleppo, Daud, den Pascha von Bagdad auf Befehl der Pforte an, und wenn dieser Widerstand leistet, so wird das Schwert vollenden, was noch zu thun übrig ist. Die der Karawane von Mekka vorausgeeilten Boten, die am 7 Julius zu Damaskus ankamen, berichteten, daß drei Viertheile der Pilgrime während der drei Tage, die sie zu Mekka verweilten, von der Cholera aufgerieben worden. Der Pascha von Mekka nöthigte daher die Karawane, die hier zehn Tage liegen bleiben sollte, auf der Stelle die heilige Stadt wieder zu verlassen. Die Krankheit verließ die Pilgrime auch auf dem Wege nicht. Es starben daran ungefähr zweitausend. Das Dscherdi oder Ehrengeleite, das ihnen der Pascha von Acre mit Erfrischungen entgegenschickte, wurde auch angesteckt, und mehr als die Hälfte davon kam in wenigen Tagen ums Leben. Die Ueberreste der Karawane, unter der später die Sterblichkeit etwas nachgelassen hatte, wurden bei Abgang dieser Nachrichten zu Damaskus erwartet, wo bereits seit zwei Monaten die Pest alle Tage einige Opfer wegraffte. Diese war von Acre und Bayrut her eingeschleppt worden.

•

Die englischen Lebensverzsicherungsanstalten sollen sich, nach dem Berichte der Zeitung „Albion,“ weigern, das Leben von Parlamentsmitgliedern, die über vierzig Jahre alt sind und die Reformbill verfechten, zu assekuriren. Das „Chronicle“ behauptet, das jüngstverstorbene Mitglied des Unterhauses, Alexander Dawson, der ein kräftiger, gesunder und mäßiger Mann gewesen, sey zuverlässig ein Opfer der Aufregung und Strapazen in der Reformangelegenheit geworden.

*) Gomutty ist ein roßhaarähnlicher Stoff, der den Stamm einer Palmenart umgibt. Man verarbeitet ihn zu Schiffstauen, welche dauerhafter sind, als die aus den Fibern der Kokosnuß.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 259. 16 September 1831.

Lord Grey.

Eine moralisch-politische Skizze.

(Nach dem New monthly Magazine, Augustheft.)

Lord Grey ist sich mehr in seinem Charakter als in seinen Ansichten treu geblieben. Ehrgeizig, doch mehr noch stolz, ist er von seinen Ansichten abgewichen, aber nie hat er sich erniedrigt. Er beförderte die Reform, entsagte ihr dann, und ist jezt so zu sagen ein rückfälliger Reformer geworden. Aber mit der Aenderung seiner Ansichten verlezte er keineswegs seine Grundsäze, und er verscherzte die Gunst des Volks, ohne im mindesten den Verdacht auf sich zu laden, daß er sie für die Hofgunst aufgeopfert habe; er war während der Regentschaft und der Regierung Georgs IV von dem Hofe gehaßt, ohne seinen Ehrgeiz als Parteichef darum durch ein Benehmen schadlos zu halten, das Hofleute mit dem Namen Faktionsgeist belegen. Mit den populärsten Meinungen konnte Lord Grey nie ein Demokrat seyn, bei seiner hohen Geburt, bei seiner strengen Berücksichtigung der konventionellen Unterschiede von Rang, Geburt und Titel, nie ein Aristokrat, und troz seines Gemeingeistes, troz seiner Geschäftskenntniß und seines umfassenden Blicks als Staatsmann, hat er doch Eigenschaften, die sich nicht für den Minister eines freien Volkes eignen. Ein Rückblick auf seine öffentliche Laufbahn ist nöthig, um diese Widersprüche gehörig zu verstehen.

Herr Grey, der Sohn von Sir Charles, nachher Earl (Graf) Grey, trat unter For's besonderen Auspizien in das Unterhaus. Sein glänzendes Auftreten und die Weissagung Pitts bezeichneten ihn als die erstehende Hoffnung der Whigs. Seine Jugend, sein Rang und seine persönlichen Eigenschaften machten ihn zum Freunde des Prinzen von Wales. Aber schon in dem Jüngling lag etwas, das ihn unfähig machte, der Höfling selbst eines populären Thronerben zu seyn, der damals der anerkannte Beschüzer der Whigopposition war. Seine Verbindung mit dem Prinzen endete in einer schlecht verhehlten Abneigung des leztern gegen ihn. Der Vorzug, den eine durch Schönheit und Wiz ausgezeichnete Dame ihm vor dem Prinzen gab, soll nach Einigen der erste Grund zum Kaltsinn gewesen seyn; Andere schreiben Dieß einem Umstande zu, der zum erstenmal Lord Greys Charakter enthüllte.

Im Jahre 1787 fand es der Prinz von Wales für nöthig, sich an das Parlament um Bezahlung seiner Schulden zu wenden, ein ernstliches, obwohl ziemlich seltsames Hinderniß stand der Sache im Wege — man glaubte nämlich, der Prinz habe sich feierlich mit Madame Fitzherbert trauen lassen, und die Landedelleute fürchteten den Sturz der Kirche und des Staates von dieser heterodoren Anhänglichkeit des Thronerben an eine Dame, die sich wahrscheinlich um Politik und Moral wenig kümmerte, aber an Fegfeuer und Heiligenfürbitte glaubte. Um diese Furcht zu entfernen, ihr Gewissen zu beruhigen und ihre Beutelschnüre zu lösen, gab es zwei Wege: entweder die Kezereien der Dame oder die vollzogene Trauung abzuleugnen. Der Prinz wählte das Leztere, und beauftragte For im Parlamente, die authentische Erklärung zu geben, daß eine solche Ceremonie nicht statt gefunden habe. Dabei dachte aber der Prinz nur an die Landedelleute und das Geld, aber gar nicht an die Dame. Als diese am andern Morgen in den Zeitungen las, was im Unterhause vorgegangen war, erklärte sie voll Zorn, daß ihre Verbindung mit dem königlichen Beleidiger für immer geschlossen worden sey. Sie ward bloß durch des Prinzen Versicherung beruhigt, daß Herr For seinen Auftrag überschritten habe, und daß die Verläugnung eben so förmlich zurückgenommen werden solle, als sie geschehen sey. Aber es ward dem Prinzen nicht leicht, sich eines so raschen Versprechens zu entledigen. For wollte nicht zurücknehmen, was er gesagt hatte, und machte kein Geheimniß aus seinem Unwillen, daß man seine Treuherzigkeit so mißbraucht habe. Der Prinz nahm daher seine Zuflucht zu Herrn Grey, dessen Jugend und Verbindung mit ihm, dem Prinzen, seine Bereitwilligkeit wahrscheinlich machte. Herrn Grey wurde angesonnen, er solle ohne geradezu For zu widersprechen, eine Erklärung in so künstlich gewundenen Phrasen geben, daß dadurch ein Zweifel auf For's Angabe falle, und der Schleier des Geheimnisses und der Ungewißheit wieder, wie früher, über die Verbindung des Prinzen mit Madame Fitzherbert hergezogen würde. Herr Grey lehnte Dieß nicht bloß ab, sondern zeigte auch seinen Unwillen, daß man ihn zum Werkzeug einer so erbärmlichen Zweideutigkeit machen wolle, und ward von nun an von dem Prinzen für zu unbeugsam und stolz angesehen, um je ein Gefährte für den Prinzen, oder ein Minister für den Souverän zu werden.

Herr Grey wohnte zwar den Berathungen zu Carlton-House während der Regentschaftsfrage im Jahre 1788/89 bei, und wäre Minister geworden, wenn die Regentschaft statt gefunden hätte; aber der Gegenstand der Berathung war eine große konstitutionelle und Parteifrage, des Prinzen Abneigung hatte sich noch nicht so

völlig ausgesprochen, auch war er übrigens damals von den Whigs abhängiger, als die Whigs von ihm. Erst im Jahr 1795 scheint Georg IV den politischen Bann über Lord Grey ausgesprochen zu haben, wie es Georg III gegen Fox gethan hatte. Des Prinzen Geldangelegenheiten waren abermals die Veranlassung; er hatte die Whigs im Jahr 1792 förmlich verlassen, und dafür unterstützten sie ihn auch nur kalt und bedingungsweise, als er sich bei Gelegenheit seiner unseligen Heirath im Jahre 1795 abermals um die Bezahlung seiner Schulden ans Parlament wandte. Herr Grey ging weiter, als seine Partei, und schlug eine Reduktion der verlangten Summe in Ausdrücken vor, welche Georg IV nie vergessen, noch vergeben zu haben scheint, und welche zu merkwürdig und zu anwendbar auf die jetzigen Umstände sind, um nicht wiederholt zu werden. Es war damals wie heutigen Tags die Taktik der Hofpartei und der Minister, diejenigen, welche die Rechte des Volks vertheidigten, und von seinem Elende sprachen, als Feinde der Würde und der Prärogativen der Krone darzustellen, worüber sich Herr Grey folgendermaßen vernehmen ließ: „Ich erkläre mich eben so bereit, als irgend ein geschmeidiger Hofschmeichler, den wahren Glanz der königlichen Familie zu unterstützen; aber meiner Ansicht nach ist mehr Würde darin, ein für das Elend von Millionen fühlendes Herz zu zeigen, als in dem Bombast, welcher auf dem Königthume lastet, ohne es zu schmücken. Ist es passend, frage ich, daß das Parlament selbst das Beispiel gibt, und zu Ausschweifungen aufmuntert, in einem Augenblick, wo die unter Leuten von Vermögen herrschende Verschwendung mit reißender Schnelligkeit ihre Unabhängigkeit vernichtet, und sie zu Werkzeugen des Hofs und zu Gegenständen der Verachtung für das Volk macht? Ich weiß wohl, daß die Weigerung, die Schulden des Prinzen von Wales zu zahlen, ihm Entbehrungen auflegen wird; das ist aber eine gerechte Strafe für die Vergangenheit, eine nützliche Lehre für die Zukunft, und eine angemessene Sühne für die schweren Entbehrungen und schmerzlichen Opfer des Volks."

Es ist ein achtungswerther Beweis für Lord Grey's öffentliche Grundsätze und seine starke unwandelbare Ueberzeugung, daß er nach 36 Jahren und gewiß ohne im mindesten an seine damaligen Aeußerungen zu denken, die Krönung des Königs von allem jenem Bombast entkleidete, „welcher auf dem Königthum lastet, ohne es zu schmücken," und neben einer Menge Abgeschmacktheiten der Feudalbarbarei, in einem Zeitalter der Freiheit, des gesunden Menschenverstandes und der Oekonomie ein Schauspiel von eben so empörender, als lächerlicher und kindischer Verschwendung darbietet.

(Fortsetzung folgt.)

Konstantinopel im Jahr 1831.

(Fortsetzung.)

Mahmud, ein Zögling Selims, ein Sultan, der durch die Griechen, die ehemals bei der Pforte angestellt waren, zuerst mit europäischen Ansichten vertraut gemacht wurde, zeigt allerdings, daß er die Bedürfnisse seines Zeitalters fühlt; aber er kann nicht seyn, was Peter der Große war, dessen Leben er, wie man sagt, studirt hat. Man wird in ihm immer den Türken, den Mann des Serails erkennen. Der Czar war nicht wie er von den Netzen einer Religion umstrickt, die alle seine Schritte hemmte, und die Bildung, die er seinem Volke gab, hatte er zuerst sich selbst angeeignet. An welchem fremden Hofe hat aber Mahmud gelebt? Die Gesellschaftsoffiziere Sr. Hoheit sind noch aus dem vierzehnten Jahrhundert, aus den schönen Zeiten der Alchymie. Einer von ihnen, ein Musahib, fragte, ob es wahr sey, daß der Sohn Napoleons eine Schachtel besitze, in die er sich legen und die Lüfte durchschiffen könne. Junge Griechen und Juden wurden dort wie Frauen erzogen, man unterrichtet sie in deren Tänzen und Liebkosungen. Die Gunst war oft der Preis der männlichen Schönheit. Das Serail war ein etwas besseres Gefängniß, und noch jetzt verlebt der größte Theil der Höflinge seine Zeit zu den Füßen seines Herrn, oder auf weichen Divans; ihre einzige Uebung besteht darin, daß sie eine gewisse Zahl von Pfeilen nach einem Ziel in ihren Gemächern abschießen. Uebrigens sind sie weder von Luxus noch eleganten Formen umgeben; da gibt es kein Gemälde, keine Bücher; nichts was der materiellen Richtung ihrer Ideen einen höhern Schwung geben könnte. Da sind nur nackte Wände, einige Truhen, Säbel und Pistolen trophäenartig aufgehangen, und ein unbeweglich stehender Sklave. Zuweilen sieht man sie stumpfsinnig mit unbeweglichen Augen durch ein großes Fenster starren, durch welches sie die Welt studieren. Auf dem Schreibtisch des Sultans sieht man kein Kalem (Feder), kein Blatt Papier; nur wenn die Europäer erscheinen, setzt sich sogleich der Telegraph seiner Finger in Bewegung; die Sprache der Stummen gehört für Sklaven.

Die Teufelsbanner sind noch üblich; die Derwische kommen ins Serail, um kleine Wachsfiguren zu beschwören, und Achmet, der Kapudan Pascha, glaubte, daß seine Wassersucht von einem Wiesel herrühre, das er im Bauch habe. Die Festungen am schwarzen Meere lagen den Großen der Pforte nur deßhalb so sehr am Herzen, weil sie ihnen als Niederlagen für die Sklavinnen dienten, die sie aus Georgien und Cirkassien bezogen. Endlich ist es der Umkreis des Palastes, wo man die größte Unreinlichkeit erblickt: die Hunde Geier und Möven streiten unter den Hufen der Pferde des Sultans um ihre Beute. Noch immer sieht man an den Thoren des Palastes, die Cavas (Scharfrichter), Köpfe in Stroh eingemacht, und Säcke mit Ohren.

Drei Männer haben jetzt großen Einfluß: der Sekretär des Sultans, Mustapha Effendi, Chosrew Pascha und Cassas-Artin.

Der erstere ist ein herrlicher junger Mann, früher Schiffer, der sich in den Schulen der Moscheen durch seine schöne Stimme bemerkbar machte; er leitet seinen Herrn, und wird wieder von einem alten fränkischen Diener geleitet. Er bemüht sich, wie er sagt, Handel und Industrie emporzubringen, d. h. er sendet drei bis vier Schiffe für seine Rechnung ins schwarze Meer, treibt ein Monopol mit Lebensmitteln, hat einen Pflug und einen Landwirth aus England verschrieben, und Se. Hoheit und er schachern wie Bakals (Krämer) und halten Schneiderkonferenzen mit einander.

Chosrew Pascha, genannt der hinkende Pascha, ein cirkassischer Sklave des Großherrn, steht an der Spitze der Militärreform. Er ist ein kleiner Mann, der mit seinem farbigen Gesicht und weißen Backenbart ziemlich einem Affen gleicht; seine Geschmeidig-

seit hat ihm durch alle Revolutionen des Serails den Kopf zwischen den Schultern erhalten. Man hält ihn für den größten Lügner des Reichs. Seine ungeheure Thätigkeit macht, daß man ihn überall sieht, er verwaltet die Straßenpolizei und spricht im Divan. Er war es, der im Augenblicke der Einnahme von Adrianopel durch die Russen mit 1500 Mann durch die Straßen von Konstantinopel zog, und die Ueberreste der Janitscharen in Ordnung hielt. Er will seine Truppen selbst in den Waffen üben und bezahlen; er stahl, so zu sagen, den taktischen Lehrmeistern ihre Bücher und schriftlichen Aufsätze, um in der Folge ihres Raths entbehren zu können.

Diese beiden Männer sind nicht ohne große Talente, aber für sie und ihren Herrn müßte Mohammed ein neues Wunder thun, um sie von allen Fehlern ihrer Nation zu reinigen.

Der Armenier Cassas-Artin, ein alter Diener der Familie Duz-Uglu, zu deren Sturz er mitwirkte, ist einer der Urheber der Verfolgungen gegen die Katholiken; er hat es so weit gebracht, das ganze Serail zu kaufen.

In der Mitte dieses Hofes, den ich nur in einigen Zügen darstellte, arbeitet der Sultan an der Wiedergeburt des Reichs.

Er hat bereits angefangen mit den andern Mächten Verbindungen anzuknüpfen, und zwar nicht mehr nach alter barbarischer Sitte. Vormals als die Türken die Europäer nur durch Dragomans kannten, und noch glaubten, es könne gar keine Politik ohne Intrike bestehen, überließen sie ihre Angelegenheiten den Händen der Griechen, ausgelernten Meistern in der Bestechungskunst. Erst seit dem Jahre 1821 fangen sie an, mit eigenen Augen zu sehen, und seit jener Zeit leuchtet auch mehr Aufrichtigkeit und Würde aus ihren Unterhandlungen. Noch sieht man zwar einige Dragomans, die den Großen der Pforte das Kleid küssen, oder sich zu ihren Füßen werfen; allein die Zeiten sind vorüber, wo ein solcher Dolmetscher Köpfe und Paschaliks verkaufte.

Man übersetzt unsre militärischen Reglements und Theorien, ja selbst unsre Gesetzbücher. Die Franzosen werden bei den Türken als die Meister aller vernünftigen Einrichtungen, und Napoleon als ein zweiter Prophet betrachtet. Junge Muselmänner werden nach Paris geschickt, und bald wird man in Konstantinopel Militärschulen sehen, die aus den französischen hervorgingen. Selbst die französische Sprache scheint die Hofsprache werden zu wollen.

Schon im achtzehnten Jahrhundert ward die türkische Artillerie durch französische Agenten verbessert, und Bonaparte hatte vom Wohlfahrtsausschusse die Vollmacht erhalten, in türkische Dienste überzutreten. Die Befestungen des Bosporus und der Dardanellen sind das Werk französischer Ingenieurs. Gesundheitsoffiziere der französischen Armeen sind in den türkischen Spitälern angestellt, allein es ist wahr, daß der Unterricht in der Arzneikunde noch bis jetzt einem ungarischen Barbiergesellen anvertraut ist.

Die Verwaltung der Finanzen hat bedeutende Verbesserungen erfahren; Einnahme und Ausgabe sind einer getrennten Verwaltung und einer Kontrole unterworfen worden. Es ist dem Sultan auch gelungen, den Geschäftsstyl der Effendi's zu ändern; der, zu dem er die Vorschrift selbst entworfen hat, ist einfacher und bestimmter. Die türkische Kanzlei wird ihre Terminologie behalten; der orientalische Schwulst ist beseitigt worden.

Die militärische Reform schreitet, von französischen Rathschlägen unterstützt, vorwärts, nimmt aber dennoch zuweilen einen kindischen Charakter an. Die Türken glauben die Weisheit gleichsam an der Thüre erhorchen zu wollen, sie verlangen den Erfolg auf der Stelle. Im Anfange glaubten sie, daß einige Unterredungen mit französischen Offizieren hinreichten, um eine neue Armee zu schaffen, und sie versuchten mit Hülfe des einzigen Unterlieutenants Gaillard sechzig Bataillons Infanterie zu organisiren. Uebrigens schlafen die Soldaten in ihren Uniformen, die Pferde in ihrem Geschirr, und die Armeeverwaltung kostet zwei Drittel mehr als in Frankreich.

Im Jahre 1826 sah man in Konstantinopel noch eine ernste, majestätische, mit Kaschmirshawls, Goldstoffen und prachtvollen Waffen bedeckte Bevölkerung; der Effendi, der Vezier, unter ihren cylinderförmigen Turbanen und pyramidenförmigen Mützen hatten große imposante Gesichtszüge; bald sah man sie auf Teppichen oder Divans den langen, bis auf die Brust herabhängenden Bart streichen, bald auf einem arabischen Renner, dessen vergoldete Zügel ein Stallmeister hielt, langsamen Schritts wie in einem Triumphzug durch die Straßen reiten. Hier gingen Janitscharen vorüber, die als Kopfbedeckung den Aermel Beschiktaschs, ihres Patrons, trugen; dort asiatische Banden mit ihren langen Luntenflinten, deren grobe Kolben mit der Axt zugehauen waren. Der Orient stand noch da in der bunten Pracht seiner Gewänder wie zu Xerxes Zeiten. Vormals war der Franke demüthig, er zitterte vor den Hunden und den Schülern der Moscheen, und wenn die berühmten Pilawkessel mit ihren drohenden Löffeln vorübergetragen wurden, blieb er ehrfurchtsvoll stehen und kreuzte die Arme über der Brust. Der Raya verlebte jeden Tag in der Furcht, seine Börse oder seine Frau mit den Soldaten des Propheten theilen zu müssen, die Länge seines Kleides und die Größe seines Kalpacks waren ihm durch Fermans vorgeschrieben.

Die Kaffeehäuser hatten damals ihre täglichen Besuche von Opiumfressern mit ihren Konvulsionen und Verzückungen; die Pforten des Serails ihre Trophäen; die Kreuzwege ihre Opfer; man sah den Bakal mit dem Ohr an die Thüre seines Ladens genagelt, und die türkische Frau, die ihren Yachmak (Schleier) zu sehr lüftete, oder deren Feredge (Mäntel) zu kostbar war, in einen Sack gesteckt und ins Meer geworfen. Damals tönten in den Straßen die dreisaltige Lyra, die baskische Trommel, der Dudelsack, die mäckernde Klarinette in eintönigen oder kläglichen Weisen, wozu man franzende Lieder durch die Nase sang, der Hamal (Lastträger) schritt ernst mit einem Pestkranken auf dem Rücken vorüber, und der Spritzenmann verkaufte Oel, oder schüttete es in's Feuer. Die Majestät des Sultans war fast immer hinter den dreifachen Mauern des Serails verborgen, und wenn er sich zeigte, so geschah dieß entweder unbekannt, mitten im Volksgedränge, um die Klagen und Beschwerden zu hören, und die Strafbaren herauszufinden; oder geheimnißvoll durch die hohen Reiherbüsche seiner Pagen verschleiert und dann warfen sich die Moslimen zur Erde, aus Furcht dem Blitze seiner Augen zu begegnen.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Es mögen nun hier noch einige diesen Denkwürdigkeiten enthobene Stellen folgen.

Der General Mallet.

Was das ganze bewaffnete Europa seit zwanzig Jahren nicht zu denken wagte, die Eroberung von Paris, erkühnte sich ein einziger Mann, der im Gefängnisse lag, ohne Freunde, ohne Geld, ohne Namen war, und er stand auf dem Punkte, sein abenteuerliches Wagstück gelingen zu sehen. Ich habe mit Mallet als Offizier des Generalstabs im Jahre 1795 gedient. Mallet war ein überspannter Kopf, ein Sonderling von Charakter und von finsterer Melancholie gequält, was ihn in sich gekehrt und für seine Kameraden unzugänglich machte. Die Erhebung des Generals Bonaparte zum Kaiser hatte ihm mißfallen und er daraus kein Geheimniß gemacht; der Verlust der Freiheit, vielleicht auch der Verdruß, mitten auf seiner Laufbahn aufgehalten zu werden, während alle Jene, die nicht so alt als er waren, zu den höchsten Stellen emporstiegen, verleitete ihn, sich in eine, ich weiß nicht welche, der schlechtangelegten Verschwörungen jener Straßenjakobiner einzulassen, die nur ihre Wuth als Rathgeber hörten, und ohne alle Mittel waren, ihre erbärmlichen Anschläge auszuführen. Mallet wurde verhaftet; der Kaiser, dem das ganze Gewebe der Verschwörung vorgelegt wurde, zuckte darüber mitleidig die Achseln. Nach einigen Jahren Gefängniß erhielt Mallet die Erlaubniß, eines der Gesundheitshäuser in der Umgegend von Paris zu beziehen, die für die Polizei eine Art von Seminarium sind, wo man, jedoch unter genauer Aufsicht, Diejenigen in Gewahrsam hielt, die man nicht verurtheilen konnte, und die man doch auf freien Fuß zu stellen scheute. Seit sechs und zwanzig Tagen war man ohne Nachricht von der Armee; unheilvolle Gerüchte kamen in Umlauf. Diesen Augenblick benuzt Mallet; nachdem er seinen Plan mit einem gewissen Abbé Constant, dem Genossen seiner Haft, verabredet hat, verläßt er die Mauern seines Gefängnisses, bekleidet sich mit der Uniform eines Marschalls und erscheint gegen vier Uhr Morgens vor der Kaserne der Munizipallegion, läßt den Obristen wecken und sagt ihm mit Bestürzung auf dem Gesichte, der Kaiser sey ums Leben gekommen; der Senat versammle sich, um Frankreich eine republikanische Verfassung zu geben, und er, Mallet, zum Kommandanten von Paris ernannt, komme, um sechs Mann des Regiments mitzunehmen, sich nach dem Stadthause zu begeben und den Senat, der dort zusammentrete, zu beschüzen. Schrecken erfaßt bei dieser entsezlichen Nachricht den Obristen; der Schmerz um den Tod des Kaisers preßt ihm Thränen und Wehklagen aus; diese Bestürzung, von der seine ganze Seele ergriffen ist, läßt ihm weder die gehörte Nachricht in Erwägung ziehen, noch auch nur dem verdächtigen Manne, der vor ihm steht, ins Gesicht sehen; er gibt den Befehl, die Garde zu versammeln, und gibt so, von Verzweiflung überwältigt, Mallet das Spiel seines Betrugs gewonnen. Ueber dem Worte Republik, das an die Gesezlosigkeit erinnert, vergißt man den Tod des Kaisers. Die glänzendsten Verheißungen werden verschwendet; Mallet verspricht Offizieren und Gemeinen goldene Berge. Jedem Soldaten wird um einen Grad Beförderung und erhöhter Sold versprochen; die Offiziere erhalten Anweisungen von zwanzig-, sogar von fünf und zwanzigtausend Franken auf den Schaz, denn Mallet hat sich auf Alles vorgesehen; so gelingt es ihm, vierhundert Mann über Hals und Kopf mit sich fortzureißen: er eilt nun, die künftigen Minister Frankreichs im Gefängnisse von La Force abzuholen. Hier befanden sich seit einiger Zeit ein Generaladjutant Namens Guidal und der General Laborie in Verhaft. Beide hatten mit Mallet gedient, aber längst schon nichts mehr von ihm gehört; Beide wußten kein Wort von seinem Vorhaben. Mallet läßt sich das Gefängniß öffnen, verlangt die Freilassung der beiden Gefangenen und verkündigt auch hier seine große Neuigkeit. Auf die Weigerung des Gefängnißmeisters, die Verhafteten freizulassen, unterzeichnet Mallet den Befehl dazu, läßt zweihundert Mann eintreten und sich in Laborie's Zimmer führen. Das erste Wort Mallets war: „Sie sind Polizeiminister! Stehen Sie auf, kleiden Sie sich an und folgen Sie mir!“ Der arme Laborie, der nach zwölf Jahren zum ersten Male wieder einen Mann sah, dessen Kopf er nie recht in Ordnung geglaubt hatte, vermeinte zu träumen; er rieb sich die Augen und starrte ihn sprachlos an. Allein die Bestimmtheit, mit der der Tod des Kaisers, die Versammlung des Senats angekündigt wurde, die Rückkehr zur Republik ließ ihn glauben, es sey eine von jenen Revolutionen vor sich gegangen, an denen die Geschichte des neuern Frankreichs so fruchtbar ist. Er steht auf, kleidet sich an und findet sechshundert Mann vor der Thüre und Guidal an seiner Seite. Geraden Wegs geht es jezt zum Polizeiminister. Dieser lag noch im Bette; die Schaar dringt ohne Geräusch und Hinderniß in seine Wohnung ein. Bei dem ersten Lärm erwacht der Minister, springt im Hemde und barfuß aus dem Bette und stürzt sich den vermeintlichen Räubern entgegen. Er wird ergriffen und mißhandelt, und erst bei dem Anblicke Laborie's, seines Gefangenen, und aus dem Geschrei von dem Tode des Kaisers fängt er an zu begreifen, daß er das Opfer und Spielzeug einer Revolution ist. Mit Mühe nur erhält er die Erlaubniß, sich anzukleiden, und Guidal führt ihn unter Bedeckung nach La Force. Auf dem Pont-Neuf springt er aus dem Wagen, wird aber sogleich wieder eingeholt und langt im Gefängnisse an. Der Gefängnißmeister bricht bei seinem Anblicke in Thränen aus. Savary flüstert ihm ins Ohr: „Werft mich in den abgelegensten Kerker und versteckt den Schlüssel. Der Himmel weiß, was alles Dieß zu bedeuten hat, aber es wird sich aufklären.“ Einen Augenblick darauf wird auch der Polizeipräfekt gebracht; eine Abtheilung der Soldaten hatte ihn in seinem Hause abgeholt und hieher geführt.

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Gewöhnlich gibt man auf der Karte als Gränze von Bulgarien gegen Norden die Donau an, gegen Osten das schwarze Meer, gegen Abend den Timok (den Timocus der Alten), gegen Süden die Kette des Balkans. Eigentlich besteht aber dieses Bulgarien nur noch in der Einbildung, und es ist schwer und sogar fast unmöglich, seine wahre Gränze anzugeben. Allerdings trennt die Donau dieses eingebildete Bulgarien von Bessarabien, von der Moldau und der Wallachei. Auch der Timok scheidet es noch einigermaßen von Serbien; aber weder die Kette des Balkans noch das schwarze Meer können als bestimmte Gränzen für die Bulgaren gelten. Denn an der Mündung der Donau wohnen die Saporogen, dann die Nekrassowzen; endlich kommt die Steppe von Dobruscha, die sich bis Basardschik erstreckt und ausschließlich von Tataren bewohnt ist, unter denen sich nur eine geringe Anzahl Türken befindet. Endlich ist das Land, welches zwischen Basardschik, Koslndschi und Warna liegt, von Türken bewohnt, so zwar, daß auf dieser ganzen Landstrecke auf hundert Menschen kaum ein Bulgare kommt. Aber der größte Theil reiner Bulgaren wohnt im Süden des Balkans, in Mazedonien bis nach Arkhida und Monastyr hin, zu Kasanlük: Kasan, Nasloga, Scheließnik selbst bis nach Rumelien hin, wenigstens von der Seite von Adrianopel her und auch über diese Stadt hinaus, findet man ganze Striche von Bulgaren bevölkert. Nördlich hingegen vom Balkan gegen die Donau zu finden sich Bulgaren nur in der Umgegend von Widdin, Gabrow, Tyrnow, Wratschez und an einigen andern minder bedeutenden Orten. Man irrt daher, wenn man in den für Bulgarien gewöhnlich vorgezeichneten Gränzen das ganze Bulgarenvolk begriffen glaubt. Die alten Marken Bulgariens, als es noch eine politische Existenz hatte, waren weit ausgedehnter. Die Türken kennen zwar Bulgaren, aber keine Bulgarei. Fast in allen Sandschaks der europäischen Türkei findet man Bulgaren.

(Zeitung von Odessa.)

•

Der Dechant und das Kapitel von Westminster werden aus der bevorstehenden Krönung ein artiges Sümmchen ziehen, und zwar bloß aus dem Verkaufe von Billeten für Sitze, die jezt schon in dem Preise von drei, vier und fünf Guineen reißend Abgang finden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 260. 17 September 1831.

Lord Grey.

(Fortsetzung.)

Die Periode von 1792 bis 1800 war die glänzendste im politischen Leben Lord Greys. Er stand an der Seite von Fox, als das thätigste und ausgezeichnetste Mitglied der Whigpartei, und als der anerkannte Chef und Wortführer der Reformer. Im Jahre 1792 stiftete er im Verein mit Lord Lauderdale, Erskine, Whitbread, Sheridan und verschiedenen andern durch Gemeingeist und politische Talente ausgezeichneten Männern in und außer dem Parlamente die Gesellschaft der Volksfreunde. *) Die Existenz dieser Gesellschaft, so kurz sie auch dauerte, ist eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Reform. Ohne auf die Parteien im Unterhause Eindruck zu machen, versetzte sie der Borougholigarchie theils durch den individuellen Charakter und das Ansehen der Mitglieder, theils durch die einleuchtende Darstellung der Mängel in der Repräsentation, eine unheilbare Wunde. Sie hatte zum Zweck, die Reform sowohl gegen die Faseleien überschwänglicher Theoretiker und Marktschreier, welche nach fränkischem Muster sich in Klubs gebildet hatten, als gegen Pitt zu vertheidigen, der sie mit allem Grimm eines politischen Apostaten haßte und verfolgte. So griff er einst die Volksfreunde in einer Proklamation und im Parlamente gelegentlich an, aber Herr Grey antwortete ihm mit einer so derben und überwältigenden Darstellung seiner Treulosigkeit und Apostasie, daß der Minister troz aller seiner Anmaßung und Gewandtheit nichts Bündiges darauf zu erwiedern wußte. Im April 1793 entwarf Herr Grey die denkwürdige „Petition der Volksfreunde," brachte sie ins Parlament und trug darauf an, daß der gegenwärtige Zustand der Vertretung im Hause der Gemeinen von einer Committee des ganzen Hauses in Berathung gezogen werden sollte. Der Antrag ward mit einer übermächtigen Majorität verworfen, nur 41 Mitglieder unterstützten ihn. Aber die Petition war so geschickt, klar und bündig entworfen, daß sie ein klassisches Dokument in den Archiven der Reform wurde. Die Bittsteller boten sich an, unwiderleglich die Thatsache zu beweisen, daß 309 Mitglieder des Unterhauses (für England und Wales allein, ohne Schottland und Irland) von 71 Pairs und 91 Unterhausmitgliedern ernannt würden. Dieß setzte das Publikum in Erstaunen, und war der Text aller künftigen Reformer. Diese Todeswunde eiterte fort in der Borougholigarchie, und ist jetzt nahe daran ihren Untergang herbeizuführen. Im Jahre 1797 brachte Grey die Reformfrage abermals vor das Parlament, und schlug einen Plan vor, der im Wesentlichen mit der jetzigen Bill vollkommen übereinstimmte. Er ward durch eine Majorität von 258 gegen 93 verworfen. Seine letzte Anstrengung für die Sache der Reform fand im Jahr 1800 statt, wo er bei Gelegenheit der irischen Union vorschlug „gewissen verfallenen Flecken das Wahlrecht zu nehmen, um die Unabhängigkeit des Parlaments aufrecht zu erhalten."

Um diese Zeit begann sein Eifer zu erkalten. Der Mangel an Energie und Theilnahme bei der großen Masse des Volks entmuthigte ihn, und dieß Gefühl zeigte sich in einer Adresse der Volksfreunde an das Volk von Großbritannien die ihm gleichfalls zugeschrieben wird. „Wenn die Maßregel ihre Popularität verloren hat," heißt es darin, „und die Nation aus Abneigung oder Gleichgültigkeit sie nicht thätig unterstützen will, so müssen auch wir jeden Gedanken an ein unnützes Verharren bei einer so verlassenen Sache aufgeben."

Im Jahre 1806 ward Grey's Vater in den Grafenstand erhoben, er selbst erhielt den Namen Lord Howick und wurde Mitglied des Kabinets, zuerst als erster Lord der Admiralität, damals Minister des Auswärtigen nach Fox's Tode, während der kurzen Whigadministration von 1806/7. In diesem letzten Jahre starb sein Vater, und er trat als Graf Grey ins Oberhaus. Ein stolzer Mann wird bald einer Sache überdrüssig, worin er nur von einer schwachen, oder mindestens nicht sehr achtungswerthen Minorität unterstützt wird. Die Reformer aber hatten nicht nur an Zahl, sondern auch an Achtungswürdigkeit abgenommen. Ein anderer Führer, der alle Vortheile der Jugend, der Neuheit und noch weiter gehender Grundsätze vereinigte, trat damals an ihre Spitze, und Lord Grey gab, ehe er das Unterhaus verließ, die Sache der Reform lieber auf, als daß er die Leitung mit Francis Burdett getheilt, oder sich mit ihm darum gestritten hätte. Seine Verbindung mit den Grenville's, und seine Versetzung ins Oberhaus besiegelte wenigstens für eine Zeit lang seine Trennung von den Reformern. Wäre sein Ehrgeiz minder persönlich, sein Charakter minder stolz gewesen, so würde er statt die Sache der Reform zu verlassen, weil das Volk sie verlassen hatte, vermittelst seiner Talente, seiner Beredsamkeit und der Unbeflecktheit seines Charakters, die öffentliche

*) S. Ausl. heurigen Jahrgangs S. 781.

Meinung wieder zu ihren Gunsten gewendet, und anstatt einen Nebenbuhler zu mißachten, ihm als Bundesgenossen die Hand gereicht haben.

Die lange Herrschaft und die Tory-Grundsätze Georgs III, die politische Apostasie und persönliche Abneigung des Prinzen von Wales, hatten Lord Grey überzeugen können, daß die einzige Hoffnung eines Whigministeriums in der Unterstützung der Nation liege. Dennoch hielt er seinen Blick noch immer auf die Aristokratie und die Krone gerichtet, als ob von ihr das Heil zu hoffen wäre. Obgleich er aber seinem Stande anhing, vermochte er es doch nicht über sich, vor den Borougholigarchen, wie Lord Liverpool, Herr Perceval, der Herzog von Portland, und selbst Pitt es waren, sich zu beugen, und darum hielt man ihn nicht für den Mann, der ans Ruder des Staats befördert werden dürfe. Der Widerwille des Hofs stieg mehr und mehr gegen ihn, denn er verschmähte es nicht bloß mit ihm zu kapituliren, sondern warf ihm auch von Neuem den Handschuh hin. Er weigerte sich nicht nur, sich heimlich dem Könige Georg III gegen die Katholiken zu verpflichten, sondern zeichnete auch seine Opposition in das Protokoll des Kabinetsraths ein, was die Administration, deren Mitglied er war, stürzte, ohne auch nur Bedauern im Volke zu erregen, denn offenbar war er damals mit seinen Ansichten von religiöser Freiheit der öffentlichen Meinung voraus, und entfremdete sich demnach das Volk und die Krone.

Als im Jahre 1809 die unglückliche Unternehmung nach Walcheren, das Duell und der Zurücktritt Castlereaghs und Cannings, so wie der Tod des Herzogs von Portland das Land ohne Regierung ließen, wandte sich Herr Perceval, auf ausdrücklichen Auftrag des Königs, an die Lords Grey und Grenville, bat sie, sogleich nach London zu kommen, um, wie das Schreiben sich ausdrückte, „eine kombinirte Administration zu bilden." Lord Grey war damals in Northumberland, Lord Grenville in Cornwall; der letztere kam in die Stadt, hatte eine Unterredung mit Herrn Perceval und Graf Liverpool, und lehnte, nachdem sie gegenseitig einige Komplimente gewechselt hatten, das Anerbieten ab. Lord Grey wies sogleich nicht bloß die vorgeschlagene Coalition, sondern auch die Einladung zu einer persönlichen Unterredung zurück. Beide erkannten die Nichtigkeit der gemachten Eröffnung, aber Lord Greys Stolz konnte den Gedanken nicht ertragen, daß man, wenn auch nur auf Augenblicke, seine Klugheit in Zweifel ziehen könne, und bezeichnete seine Ansicht über dieses Hofmanöuvre durch eine fast verächtliche Zurückweisung. Dieser Unterschied zwischen der Unbeugsamkeit Lord Greys und der größern Geschmeidigkeit Lord Grenville's, blieb von dem Prinzen von Wales nicht unbemerkt, und äußerte seine Wirkung, als der Prinz bald darauf Regent des Königreichs wurde. Daraus, daß der Regent im Anfange seines Vaters Minister beibehielt, schloß das Publikum noch nicht, daß er die Whigs verläugnet habe. Man war der Meinung, er betrachte sich im ersten Jahre nur als das ceremonielle Oberhaupt der Regierung, und er werde seiner Neigung folgen, sobald er nur als eigentlicher Souverän betrachtet werden könne. Diese Zeit war nicht sobald vorüber, als den Whigs und dem Publikum die Schuppen von den Augen fielen. Der Regent erklärte in seinem wohlbekannten Schreiben an den Herzog von York, daß ihn keine politische Vorneigung binde, und drückte dabei den Wunsch aus, die Lords Grey und Grenville möchten in das Ministerium Perceval treten; Dieß war ein eigentlicher Hohn, und der Antrag ward auch ohne Weiteres verworfen. Das Uebergewicht Herrn Percevals und der Torys schien gesichert, als plötzlich dieser Minister durch die Hand eines Meuchelmörders fiel. Das Ministerium ward dadurch desorganisirt, und Hofkabalen und Parteiunterhandlungen erneuerten mit verjüngter Kraft ihr Spiel. Das offene Benehmen Lord Wellesleys, die zweideutige Rolle Lord Moiras, ihr beiderseitiges Mißgeschick, die Intriguen Sheridans, und die Angelegenheit der königlichen Ehe sind allzu bekannt, um hier weiter auseinandergesetzt zu werden. Alles bewies, daß die Regierung des Regenten, wie die seines Vaters, von einem geheimen Einflusse geleitet war. Die Herrschaft der Marquisin von Hertford war nicht nur notorisch, sondern offen anerkannt. Die halboffizielle Zeitung von Carltonhouse enthielt einmal die Stelle „Wenn der Gang der Angelegenheiten eine Folge der Rathschläge der Marquisin von Hertford ist, so müssen wir aufrichtig für sie, als für Großbritanniens Schutzengel beten. Wenn diese Dame den Regenten bewogen hat, die schon von seinem Vater in's Ministerium berufenen Diener zu erhalten, und sich so pflichtgemäß als Sohn, so patriotisch als Fürst zu benehmen, so hoffen wir, von täglichen Besuchen Se. k. H. in Manchestersquare zu hören." Alle Hofbedienungen waren mit Mitgliedern ihrer Familie oder ihren Kreaturen besetzt. Die Lords Grey und Grenville verlangten, daß die höhern Stellen zu ihrer Verfügung gestellt werden sollten. Nicht bloß Neutrale, sondern selbst Whigs tadelten sie, und namentlich den erstern wegen seiner Forderung, aber alle Führer der Whigs verlangten einstimmig die Entfernung jener feindselig gesinnten Kabale, die einen geheimen Einfluß ausübte, den ihr die nahe Verbindung, worin sie durch ihre Hofstellen mit dem Prinzen standen, ungemein erleichterte. Lord Grey ging indeß in den Debatten, wozu die ministeriellen Unterhandlungen Anlaß gaben, viel weiter als seine Freunde: er denunzirte geradezu den geheimen Einfluß, der im Rathe des Prinzen unumschränkt herrsche. „Die bisherigen Einwürfe gegen das ministerielle System," sagte er am Schlusse einer denkwürdigen Rede, „werden ganz unbedeutend, wenn man sie mit einem andern vergleicht, den ich nur mit Widerstreben berühre; sogar das Daseyn eines Ministeriums hängt von einem unsichtbaren Einfluß ab, der hinter dem Throne lauert — von einer Macht, die der Konstitution fremd, jetzt aber unglücklicherweise dem Lande nur allzubekannt geworden ist: ein unseliger widerlicher Einfluß, der die Mißbräuche in ein System brachte, und den öffentlichen Klagen, so wie redlichen Rathschlägen das königliche Ohr verschließt. Es ist die Pflicht des Parlaments, diesen Einfluß mit dem strengsten Tadel zu brandmarken, und es ist mein und meiner Freunde festgewurzelter unwandelbarer Grundsatz, uns mit dem Parlamente zur Zerstörung desselben zu verständigen, ehe wir in die Dienste der Krone treten." Nach dieser Erklärung war es, abgesehen von der frühern Abneigung des Regenten, augenscheinlich, daß Lord Grey nur, wie Lord Chatham, auf den Schultern des Volkes ins Ministerium gelingen könne; dennoch stand er fortwährend fern von dem Volke und dem Hofe, auf seiner einsamen Höhe mit dem müßigen Schwarme der Whigs in seinem Gefolge. Im Jahre 1815 brach er zum Theil die Bande, die ihn an Lord Grenville knüpften. Er

vertheidigte das Recht Frankreichs, seine eigene Regierung zu wählen oder zu ändern, und mißbilligte mit der feurigen Beredsamkeit früherer Jahre, die verhaßte Tyrannei und die heuchlerische Schamlosigkeit, womit damals unabhängige Staaten verschachert, und unter fremdes Joch gebracht, und freie Länder ihrer Gesetze und Freiheiten beraubt wurden.

(Schluß folgt.)

Konstantinopel im Jahre 1831.

(Schluß.)

Heutzutage sehen die Türken in ihren Fessis und engen Jacken dürftig und mager aus; ihr Gang ist eckig und erzwungen, und nur mit dem spanischen Mantel bekleidet, gewinnen sie ein edleres Aussehen.

Indeß hat doch ihre Haltung schon um Vieles an Gewandtheit gewonnen, und das Denken wird schon hinter den lebendigeren Bewegungen des Körpers herkommen. Die hohen sammtnen Sättel und die tatarischen Steigbügel sind abgeschafft; man studirt die Sitten des Franken, der jetzt stolz mitten unter ihnen herumgeht, geachtet und beneidet wird, und den Kopf in seiner Halsbinde hochträgt. Die Paschas, die Ridjals (Großen) besuchen, demüthig, verlegen, als lächerliche Kopien unsrer Sitten die europäischen Cirkel, und berauschen sich leicht.

Junge Griechen tanzen die Romaika vor dem Sultan, und Sängerinnen werden von ihm besoldet. Unter seinen Fenstern und an der Spitze seiner Regimenter hört man Rossinitsche Musik und die Marseillaise; Se. Hoheit zeigt sich in den Palästen der Gesandten und gibt Privataudienzen. Seine Frauen sind, wenn sie im Mai auf den Grasplätzen im Thale der süßen Wasser ergehen, minder von Wächtern umringt als ehedem, und die Einfuhr der Verschnittenen ist jetzt weit geringer. Die Sklaven haben die Belehrungswuth ihrer Herren nicht mehr zu fürchten, und ein grüner Schleier bringt die fränkischen Damen jetzt nicht mehr in die Gefahr, gesteinigt zu werden.

Mit einem Wort, der Orient existirt nur noch in unsern Gemälden; jetzt sieht man ein Volk, welches Kleider und Sitten wechselt, und das ist nicht der günstige Augenblick, um es zu bewundern; warten wir also, bis es ganz europäisch geworden ist.

Zu bemerken ist noch, daß es in der Türkei fast keine andere Kunst gibt, als die Baukunst, und daß diese nur nach altem Brauch und Herkommen von Baumeister und Maurern ausgeübt wird; daß die Poesie ganz arabisch oder persisch ist; daß die Literatur nur von dem Kaffeehauserzählern und den Petschaftstechern gepflegt wird; daß die so heilsame Straßenpolizei unbekannt ist; daß, aller Bemühung Mustapha Pascha's ungeachtet, Handel und Gewerbe abgestorben darnieder liegen; daß die Einfuhr die Ausfuhr um mehr als ein Zehntheil übersteigt; daß die Türkei aus Rußland Getreide bezieht, das früher im Ueberfluß aus Rumelien und Macedonien nach den Märkten von Konstantinopel geführt wurde; daß die Herabsetzung des Münzwerthes und das Monopol große Hülfsmittel für die Verwaltung waren; daß durch die Taxen, welche auf allen Lebensmitteln lasten, die aber den Ort, wo sie erzeugt werden, nicht treffen, die Märkte leer bleiben, und die Consumtion vermindert wird; daß der Bergbau vernachlässigt ist, und das Fabrikwesen stockt; daß der größte Theil der türkischen Arbeiter seit der Auflösung der Janitscharen verschwunden ist, und daß endlich die Pforte, ohne eigene Hülfsmittel zu besitzen, die Rothschildische Anleihe, um Rußland zu bezahlen, ausgeschlagen hat.

Läßt sich nun nach allem diesem von dem Sultan irgend ein thätiges Eingreifen in die europäischen Verhältnisse erwarten? Seine auswärtige Politik war überdieß immer höchst mittelmäßig und von den Vorurtheilen des mohammedanischen Gesetzes beherrscht, das Prinzip der Nothwendigkeit war das einzige, das man anerkannte. Mahmud verstand nicht den Traktaten von London und Adrianopel auszuweichen, was er leicht mittelst geringer Konzessionen für die Griechen gekonnt hätte. Es ist demnach sehr zu bezweifeln, daß die Pforte, die von Albanien bedroht wird, sich dazu entschließen sollte, ihre Schuld mit Kanonenschüssen zu bezahlen; sie hat sich aufs neue als russische Provinz bekannt. Die Militärreform hindert mehr als sie fördert; das Volk hat keinen Sinn für neue Einrichtungen, keine Liebe für seinen Herrn, und keine Erinnerung an die Vergangenheit; es verlangt nichts als wohlfeilen Reiß.

Nach einigen Jahren, wofern denn Europa minder gedrückt seyn wird, und sich nach einem allgemeinen Plan neu gestalten will; wenn die Civilisationsversuche in der Türkei Sprossen getrieben haben werden; wenn die Ulemas sich mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnten, wenn der Mufti eine neue Auslegung des Korans gestattet, wenn, wie ein Firman es verkündet, der Raya und der Türke vor dem Gesetze wirklich gleich sind, dann wird das ottomanische Reich wieder eine würdige Stelle in der Geschichte einnehmen, und über Asien kann von ihm das Licht der Aufklärung ausgehen.

So sind die Türken, die zuerst, obgleich minder ruhmvoll als die Polen, das Geheimniß der Schwäche Rußlands aufdeckten. Vielleicht sind sie, wenn einst ihre Begriffe sich erweitert haben werden, bestimmt, die Horden des Nordens in die tatarischen Steppen zurückzudrängen, und zu beweisen, daß sie Europa nur durch Ueberfall eroberten.

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Der General Mallet.

Während den Chefs der Polizei auf diese Art mitgespielt wird, erscheint Mallet bei dem General Hullin, dem Stadtkommandanten von Paris. Der General wird aufgeweckt, um von dem Kriegsminister einen Befehl zu erhalten, den er in eigener Person vernehmen soll. Mallet war von einigen Offizieren seiner Schaar umgeben, als der General erschien. Er sagte ihm mit der größten Kaltblütigkeit, in einem ernsten und bestimmten Tone: „Es thut mir sehr leid, Herr General, gegen Sie einen harten Auftrag erfüllen zu müssen; ich habe Befehl, Sie zu verhaften.“ Hullin sieht Mallet ins Gesicht und erkennt ihn. „Wie,“ ruft er aus, „Sie sind es, Mallet? Mich verhaften, Sie, der selbst Gefangner

ist? Wie kommen Sie hieher? Was wollen Sie hier?" — „Der Kaiser ist todt." — Dieß Wort wirkt wie ein Donnerschlag; Hullin verliert alle Besinnung, und Mallet erzählt ihm sein Mährchen vor. Indeß konnte der General diese Verhaftung, diesen Befehl, ins Gefängniß zu gehen, doch nicht in seinem Kopfe zusammenreimen; er vergißt einen Augenblick den Tod des Kaisers bei dem Gedanken an das Gefängniß und verlangt von Mallet den Vorweis des Haftbefehls. „Sehr gern," erwiederte dieser, „wollen Sie nur gefälligst mit mir in Ihr Kabinet gehen." Hullin wendet den Rücken und tritt in sein Kabinet, als er sich wieder umkehrt, wirft ihn eine Kugel, die ihm durch den Kopf fährt, zu Boden. In seinem Blute liegend, sieht er noch seinen Mörder, der sich kaltblütig anschickt, ihm einen zweiten Schuß zu versetzen; allein da er ihn für todt hält, entfernt er sich. Langsam nimmt er seinen Weg über den Vendomeplatz nach dem Hotel des Generalstabs; er hatte dahin schon ein Schreiben vorausgeschickt, das dem General-Adjutanten * * seine Ernennung zum Marschall ankündigte. Dieser, voll Ungewißheit, schwankt noch zwischen Pflicht und Ehrgeiz; schon beginnt er zu wanken und zu unterhandeln, als Einer der Militärpolizei, der alte Obrist Laborde, in das Zimmer tritt. Der Anblick dieses Mannes überzeugt Mallet, daß hier weder Ueberredung noch Trug wirken werde; er zieht das Pistol, um Laborde niederzuschießen; als dieser auf ihn losstürzt, seinen Arm faßt, um Hülfe ruft und Mallet verhaften läßt. Dieser Laborde war ein alter Soldat, der lange schon aus dem aktiven Dienste getreten, Paris zu seinem Lager und zur Schaubühne seiner Beobachtungen gewählt hatte. Unter allen Regierungen bei der Polizei angestellt, war er nicht der Mann, dem so leicht etwas vorzuspiegeln war; nachdem er seine Jugend unter allen Arten von Lastern zugebracht hatte, fand er nun sein Vergnügen daran, sie zu verfolgen, indem er sein Privilegium hiezu mit allem Despotismus in Anwendung brachte, den untergeordnete Beamte dieser Art gegen die „Canaille" so gern auszuüben pflegen. Rang, Würden, Ruhm, Tugend, glückliches Verbrechen hat in den Augen solcher Leute hohen Werth so lange, bis das Unglück kommt, dann treten sie Alles mit Füßen, und man darf von ihnen weder Schonung noch Mitleid hoffen. Laborde hatte Mallet im Gefängnisse gesehen. Auf das erste Gerücht von der Verhaftung des Polizeiministers stellt er sich an die Spitze einer Abtheilung Infanterie, und begibt sich nach dem Ministerium, wo er Laborie ganz ruhig mit Ausfertigung von Befehlen beschäftigt findet; er läßt ihn unversehens ergreifen und auf einen Armstuhl binden. Aus den Vorwürfen, die Laborde ihm macht, wird dem unglücklichen Laborie der ganze Wahnsinn von Mallets Wagstück klar. Laborde verfügte sich hierauf nach dem Generalstabe, wo er wie gesagt Mallet verhaftete, eilt von da nach dem Gefängnisse und läßt den Polizeiminister und Präfekten in Freiheit setzen. Der letztere will sich nach Hause begeben, sieht aber seine Wohnung noch von den Soldaten erfüllt, die ihn verhaftet haben, wird von ihnen verfolgt und rettet sich mit genauer Noth in ein benachbartes Haus. Alle diese Begebenheiten, würdig einer Stelle in Tausend und Einer Nacht, trugen sich zwischen fünf und acht Uhr des Morgens zu; vor neun Uhr war Alles bereits vorüber und die glücklichen Einwohner von Paris, als sie die Augen und Fensterläden öffneten, erfuhren das Abenteuer und machten sich durch Witze darüber lustig.

Mallets Versuch war nichts als die Tollheit eines Verrückten; indeß machte er doch tiefen Eindruck und gab Anlaß zu traurigen Betrachtungen. Die Royalisten säumten nicht, ein Jahr darnach diesen Mann in ihr Martyrologium zu setzen, und beehrten die That eines wahnsinnigen Mannes, der weit entfernt ihrer Partei anzugehören, vielmehr stets mit republikanischen Hirngespinnsten beschäftigt war, mit dem Namen eines Versuchs zu Gunsten der Bourbonen. Mallets Plan widersprach ihm zur Genüge; es war eine Zusammenberufung des Senats, wovon er geträumt hatte; er hatte zu den Soldaten nur von Freiheit und Republik gesprochen, und gelingen konnte sein Vorschlag nur, wenn er die untersten Klassen der Bevölkerung auf seine Seite zu bringen vermochte. Würde die Verwirrung groß und dauernd genug geworden seyn, um an's Ziel zu gelangen, wäre der Kaiser wirklich todt gewesen, wie es Mallet verkündigt hatte? Ich glaube es nicht: allein so weit ich Mallets Charakter kannte, vermuthe ich, daß er nicht geflohen und eher umgekommen seyn würde. Die edle Festigkeit, die er bis zu seinem letzten Augenblicke bewies, zeugt hinlänglich dafür. Wenige Tage nach seiner Verhaftung langten Nachrichten von dem Kaiser an. Er wurde dadurch nicht außer Fassung gebracht, und bedauerte nichts als den Verlust der Freiheit und die Fortdauer des kaiserlichen Despotismus. Was fast unglaublich scheint, ist, daß mitten in dieser Unordnung die drei Morgenstunden über Niemand an die Kaiserin und an ihren Sohn dachte. Der Präfekt der Seine schlummerte ruhig auf einem Landhause im Walde von Vincennes. Er ritt aber in aller Gemüthsruhe daher, als ein Eilbote ihm auf dem Wege ein Billet übergab, auf welchem mit Bleistift geschrieben die Worte standen: „fuit Imperator." Diese zwei Worte waren ihm Anfangs ein vollständiges Räthsel. Erst nachdem er lange darüber nachgedacht und viermal diesen lakonischen Zettel durchlesen hatte, fand er ihren Sinn und sprengte nun mit verhängten Zügeln in die Stadt. Auf dem Stadthause angelangt, fand er Alles in Verwirrung, und den General Laborie, der bereits den Befehl zur Nationalversammlung ausfertigte. Er brach nun in Thränen aus und fand keine andere Auskunft mehr als sich zu unterwerfen. Der Obrist, den Mallet zuerst überrascht hatte, ließ keine größere Entschlossenheit und Geistesgegenwart blicken. Alle, die zuerst von dieser Neuigkeit getroffen wurden, waren eben so wenig als jene Beiden eines weitern Gedankens fähig. Es schien, daß mit dem Tode des Kaisers Alles zu Ende gewesen wäre, und daß er nicht nur mit sich das Geheimniß seiner Regierung zu Grabe genommen haben würde, sondern auch alle Vorsicht und Energie Derer, die ihm auf das Innigste ergeben waren. Ohne Zweifel wäre zwei Stunden später Jedermann wieder zur Besinnung gekommen; allein dann wäre es vielleicht zu spät gewesen. Ich enthielt mich nicht dieser Bemerkung gegen den Kaiser, der darüber sehr niedergeschlagen schien. Die Generale Mallet, Laborie, Guidal und einige fünfzehn arme Offiziere, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie den Befehlen vermeintlicher Generale gefolgt waren, wurden zum Tode verurtheilt. Diese Offiziere, als sie zur Hinrichtung geführt wurden, riefen: „es lebe der Kaiser!" Alle starben mit einem Muthe, der seine Quelle in völliger Sorglosigkeit hatte; mehrere waren nicht auf den ersten Schuß gefallen und machten den Soldaten Vorwürfe, daß sie so schlecht gezielt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Handelsnachrichten aus Canada bis zu Ende des Monats Julius lauten sehr günstig. Der Handel war in voller Thätigkeit und die Aussichten des Ackerbaues gut. Die reißendschnelle Zunahme von Einwanderern aus England, Irland und Schottland erregte Erstaunen; man zählte oft in einer Woche zweitausend neue Ankömmlinge; es waren bis dahin 57.500 Personen gelandet, und man glaubte, noch vor Ablauf der günstigen Zeit würde diese Zahl auf 60.000 gestiegen seyn. Die Masse des angebauten Landes hat in diesem Jahre sehr zugenommen, und wenn sich der Herbst so reich erweist als er zu versprechen scheint, so wird die Getreideausfuhr nach England nicht unter drei Millionen Bushels seyn. Auch einer bedeutenden Ausfuhr von Bauholz sah man entgegen.

Das Vermessungsschiff „Aetna" unter Kapitän Belcher ist nach einem siebenmonatlichen schweren Dienste an der Küste von Afrika wieder in Portsmouth eingetroffen. Seine nächste Bestimmung war, die Ausdehnung der Arguin-Untiefe zu untersuchen, an welcher vor einigen Jahren die französische Fregatte „Medusa" gescheitert ist. Außerdem sollte der Aetna die afrikanische Küste vom weißen Vorgebirge (Cabo branco) bis zum Rio Grande aufzunehmen. Südlich von letzterem Flusse entdeckte man bei dieser Arbeit einen neuen Strom, in welchem die Boote des Aetna fünfzehn Meilen hinauf segelten, und soweit wurde das Gewässer vollkommen schiffbar befunden. Man hält diesen Strom für eine andere Mündung des Rio Grande. Da die Mannschaft des Aetna fortwährend in Booten einem lothrechten Sonnenstrahle ausgesetzt war, so wurde sie endlich vom Skorbut befallen; doch verlor das Schiff keinen einzigen Mann. Der Mangel an frischen Lebensmitteln allein nöthigte es zur Rückkehr, und es wird wahrscheinlich sobald es wieder mit Mundvorrath versehen ist, auslaufen, um seine Vermessungen zu vollenden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 261. 18 September 1831.

Die Alterthümer Mexiko's.

(Fortsetzung.)

Mehrere Schriftsteller, die über Mexiko's Geschichte schrieben, haben bereits der uralten Sitte der Mexikaner erwähnt, ihre Sünden den Priestern zu beichten. Folgende Rede aus dem sechsten Buche Sahagun's wirft auf diesen gottesdienstlichen Brauch ein neues Licht.

„Bruchstück einer Vermahnung, die der mexikanische Priester an den reuigen Bekenner seiner Sünden richtete."

„O mein Bruder, Du hast einen Ort betreten, der voll Gefahr, voll Mühseligkeit, voll Schrecken ist. Es ist ein Abgrund, an welchem eine senkrechte Felsenwand aufsteigt. Wer einmal hinabstürzt, kann nie wieder entkommen. Es ist ein Ort, wo tausend Seen und tausend Netze über einander hinlaufen, die einen über die andern gespannt, so daß Niemand darüber hinwandeln kann, ohne in jene oder diese zu stürzen; aber auch Abgründe thun sich hier auf tief wie Brunnen, und Du hast Dich selbst in die Wirbel eines Stroms geworfen. Du hast Dich in die Netze geworfen, aus denen keine Rettung ist. Es sind Deine Sünden, die man auch mit wilden Thieren vergleichen kann, sie tödten, sie zerreißen den Leib wie die Seele. Hast Du vielleicht einige dieser schweren, empörenden, furchtbaren, häßlichen Sünden verheimlicht, die schon im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt bekannt sind, die die Welt bis an ihre Gränze verpesten?

„Du bist vor unserem menschenfreundlichen Herrn, dem Allbeschützer erschienen, den Du beleidigtest, dessen Zorn Du herausgefordert, der Dich morgen oder an einem andern Tage abrufen wird aus dieser Welt und Dich hinsenden in das allgemeine Haus der Unterwelt, wo Dein Vater und Deine Mutter sind, der Gott und die Göttin der traurigen Wohnung mit aufgesperrtem Rachen bereit, Dich zu zerreißen, wie Alles, was auf der Welt ist.

„Wahrlich, ich sage Dir, Du mußt hinwegfegen die Unreinlichkeit und den Schmutz Deines Hauses, Du mußt Dich selbst reinigen, den Göttern einen Sklaven opfern, und den Häuptlingen ein Fest bereiten, auf daß sie das Lob des Herrn singen. Du mußt auch Buße thun, und ein Jahr arbeiten im Hause des Gottes. Hier mußt Du Dir Blut lassen, und Deinen Leib mit den Stacheln der Aloe zerfleischen, und auf daß die Buße für Deine Ehebrüche und Deine anderen Befleckungen vollkommen sey, zweimal des Tages mit spitzigen Hölzern die empfindlichsten Theile Deines Leibes durchstechen; einmal Deine Ohren und einmal Deine Zunge." *)

„Gebet an den Gott des Regens Tlaloc, den Herrn des irdischen Paradieses, um die Verdorrung des Landes zu verhüten.

„O menschenfreundlichster, freigebigster Herr, Herr des grünen Laubes und der erfrischenden Kühlung, duftgesalbter, blumenumkränzter König des irdischen Paradieses, Herr des Weihrauches! Wehe die Götter des Regens, Deine Diener haben sich in ihrem Ruheort verborgen, sie, die uns den Bedarf des Lebens zu schenken pflegen, und die man verehrt mit Ulli, Yauthli und Copal. Verborgen haben sie alle Vorräthe, von denen unser Leben sich fristet und die für uns gleich den kostbarsten Edelsteinen sind, gleich Smaragden und Sapphiren; mit sich hinweggeführt haben sie ihre Schwester, die Göttin des Ueberflusses, mit hinweggeführt die Göttin Chili und Yri! Habe Mitleid mit uns, die da leben; Alles verdirbt und verdorrt, Alles ist in Staub verwandelt und mit Spinnengewebe überzogen aus Mangel des Wassers! Wehe den Armen! Schon sind sie dem Hungertode nahe! Abgemagert sind sie und entstellt und der flüssige Glanz ihrer Augen ist erloschen wie bei den Todten. Ihr Mund ist trocken wie die verdorrte Pflanze und an ihrem Leibe ist jeder Knochen zu zählen wie an der Gestalt des Todes selbst! Die Kinder sind verunstaltet, ihre Farbe ist gelb wie die Erde. Selbst die Thiere und Vögel leiden unter dieser Qual, denn Alles ist verdorrt. Wie betrübt es, sie zu sehen, die Vögel, die einen mit herabhängenden Flügeln sich mühsam fortschleppend vor Hunger, die andern, die aus der Luft herabfallen, weil sie nicht mehr fliegen können, andere noch mit geöffnetem Schnabel vor Hunger und Durst. Und die Thiere, o Herr, wie schmerzt es, sie kraftlos hinstürzen und Erde verschlingen zu sehen, mit angeklebter Zunge und aufgesperrtem Schlunde vor Hunger und Durst keuchend! Und die Menschen verlieren die Besinnung; sie sterben aus Mangel an Wasser, Alle gehen zu Grunde und Keiner bleibt verschont. Wir leben wie mitten im Feuer. Wie furchtbar ist es Hunger zu leiden, wie wir ihn leiden! Gleich der Schlange, die vor Begier nach Nahrung ihren Speichel vergießt, die sich windet,

*) Die mexikanischen Gemälde des Vatikans stellen eine solche Bußübung dar, die man übrigens auch bei andern amerikanischen Völkern in Gebrauch findet, namentlich bei den Mbayas, Charruas u. a. m.

die Speise verlangt, die brüllt, auf daß man ihr Futter bringe, sehnt auch der Mensch sich nach Unterhalt, und schrecklich ist es, seinen Todeskampf zu sehen."

„Wir haben von den Greisen und alten Frauen, die dahin gegangen sind, vernommen, der Himmel werde über uns zusammenstürzen, und herabsteigen werde man sehen die Dämonen der Luft, Tzitzimite genannt, die kommen sollen, um die Erde mit Allem, was auf ihr wohnt, zu zerstören, auf daß ewige Finsterniß lagere über dem Weltall und nirgends mehr ein Wohnort der Menschen bleibe. Die Alten wußten Dieß und haben es uns hinterlassen. Und von Mund zu Mund vererbte sich die Ueberlieferung, daß das Ende der Welt nahe sey, wenn die Erde müde geworden, Geschöpfe zu erzeugen. O Herr, wir werden es in Herrlichkeit und Freuden hinnehmen, wenn diese Weissagung an uns in Erfüllung gehen soll. Aber o Herr sey uns gnädig und sende uns eine Seuche, die uns mit einem Male hinwegraffe. Diese Geißel kommt von dem Gott der Unterwelt, und die Göttin des Ueberflusses und der Gott der Ernten senden dann wenigstens erfrischende Kühlung, so daß Jeder einen kleinen Mundvorrath mit sich nehmen kann auf den Weg, der zur Unterwelt führt. Bedenke, daß diese Landplage nicht durch den Krieg entstanden ist, sondern von den Strahlen der Sonne herrührt, die als eine starke und mächtige Gottheit ihre Pfeile auf die Erde schleßt: gern und mit Freuden würden sonst die Krieger, die Tapfern, die kampflustigen und starken Männer der Gefahr entgegenstürzen, wenn auch im Schwanken des Kampfes Viele fallen, wenn auch viel Blut vergossen wird, und auf den Schlachtfeldern die Leichen und die Gebeine der Besiegten aufgehäuft werden, und ihre Haare, die abfallen von den verwesenden Leibern, die Erde bedecken. Nichts von allem diesen fürchten sie, weil sie überzeugt sind, daß ihre Seele eingehen wird in das Haus der Sonne, wo sie mit freudigen Stimmen den Preis der Gottheit singen und auf tausendfache Weise wollüstig in Blumendüften schwelgen."

„O erbarmungsvoller Herr, Herr des grünen Laubes, des Baumharzes, der duftigen Kräuter, ich bitte Dich, blicke mitleidig auf dein Volk herab!"

Diese und noch eine Menge anderer Proben der mexikanischen Liturgie, die von Sahagun mitgetheilt, aber hier übergangen werden müssen, lassen den Verlust anderer mexikanischen Werke bedauern; wie das im achten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verfaßte „Teo Amortli" (das göttliche Buch — die heilige Schrift) worin der Astrolog Huematzin die Geschichte, die Mythologie und die Gesetze der toltekischen Völker aufgezeichnet hatte; vorzüglich aber beklagenswerth ist der Verlust jener religiösen Dichtungen Nezahualcojotl's, des Königs von Acolhuacan (Tezcuco) die im sechzehnten Jahrhundert in aztekischer Sprache verfaßt, und von dem Enkel des königlichen Sängers, der unter dem Namen Ferdinand Alba Ixtilxochitl getauft war, ins Spanische übersetzt wurden. Zwar sollen diese kostbaren Ueberreste der aztekischen Literatur noch, wie man versichert, irgendwo aufbewahrt werden, bis jetzt aber konnte man keine Spur von ihnen entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Grey.

(Schluß.)

Der völlige Rücktritt Lord Grenville's vom öffentlichen Leben löste vollends die Bande, welche Lord Grey an diese Partei knüpften, die, nachdem sie einige Jahre zum Theile und manchmal nur mit Widerstreben die Whigs unterstützt hatte, wieder zu den Tories überging. Statt durch seine unabhängige Stimme und Sprache eine Popularität zu erringen, die ihm gar nicht entgehen konnte, statt das Aufhören seiner Verbindlichkeiten gegen die Grenville'sche Partei dazu zu benützen, sich mit den Whigs nun ganz der Volkssache zu widmen, verscherzte er diese Vortheile, indem er seine Ansichten über die Reform für eine unbesonnene Jugendkezerei erklärte und auf einmal zum Vertheidiger der Aristokratie und des Privilegiums ward. Der aufgeklärtere Theil der Toryadministration hatte sich seit einiger Zeit von dem eingefleischtern und unfähigern Theile dieser Partei losgesagt. Das Schisma ward vollständig durch die Krankheit und Unfähigkeit Lord Liverpools und Cannings Eintritt ins Kabinet als Premierminister. Man hätte von der Unabhängigkeit und den Grundsätzen Lord Greys erwarten sollen, daß er einen Minister unterstützen werde, der, wenn je irgend ein Minister auf die Volksmeinung sich stützte, und das Verdienst hatte, mit aller Heftigkeit persönlichen Hasses von der Boroughsoligarchie und dem Torismus angefeindet zu werden. Aber nein, in seiner hochmüthigen Eifersucht gegen einen jüngern Staatsmann, entzog ihm Lord Grey erst sein Vertrauen, und dann lieh er offen das Gewicht seines Charakters und seiner Beredsamkeit den wüthenden Leidenschaften einer Opposition, deren Gesinnungen und Grundsätze er keineswegs theilte. Die Whigs aber, statt dießmal als müßiges Gefolge sich an ihn anzuschließen, überließen ihn seiner stolzen Einsamkeit, und neideten ihn nicht um die hohlen Lobsprüche der Lords Eldon, Bathurst und Westmoreland.

Es war nicht zu glauben, daß Lord Grey unter Canning ein Ministerium annehmen sollte, aber eine uninteressirte freie Unterstützung dieses Ministers würde, statt seinem Rufe etwas zu schaden, als ein Beweis politischer Großmuth betrachtet worden seyn. Hätte er mit seiner Partei und dem aufgeklärtern liberalern Theile des Publikums Herrn Canning unterstützt, so würde er den Triumph der Reform und den Fall des Torysmus beschleunigt und seinen eigenen Ruhm nur vermehrt haben. Die Ereignisse haben für Lord Grey gethan, was er selbst beinahe absichtlich zu verhindern strebte. Der Tod Georgs IV entfernte zwei große Hindernisse, die sich seinem Eintritt ins Ministerium entgegensetzten — nämlich des Königs persönliche Abneigung, und den heimlichen Einfluß, gegen den sich Lord Grey so unumwunden ausgesprochen hatte. Der neue König zeigte eine Offenheit und Geradheit der Gesinnung, woran Hof und Regierung nicht bloß seit Generationen, sondern seit Jahrhunderten nicht mehr gewöhnt waren. Allein ohne die Bethörung und den hochmüthigen Despotismus des militärischen Premierministers hätte alles Dieß noch nicht Lord Grey den Zugang ins Cabinet geöffnet. Wellingtons trotzige Erklärung gegen die Reform erst erbitterte die öffentliche Meinung allzusehr, und er stieg von seinem Ministerthrone herab, um von nun an statt für einen glücklichen Soldaten für einen unfähigen zwerghaften Staatsmann zu gelten.

Durch eine höchst sonderbare Vereinigung von Umständen ward es dießmal eine Empfehlung für's Ministerium, ein Freund der Reform und ein Freund der Boroughsoligarchie gewesen zu seyn. Dieß allein hatte indeß Lord Grey schwerlich dahin gebracht, abermals Reformer zu werden, aber die ganze Nation unterstützte jetzt die Sache, und Lord Grey ließ sich noch einmal bewegen, ihr seinen Schutz angedeihen zu lassen.

Wird aber Lord Grey Minister bleiben? der offene und männliche Charakter des Königs, der einen redlichen und geschickten Rathgeber, und keinen geschmeidigen Höfling will, spricht für sein Bleiben im Ministerium. Er ist seinem Versprechen als ein Mann von Ehre nachgekommen, indem er eine wirksame, und mit dem in seiner Jugend schon entworfenen Plan übereinstimmende Maaßregel vorschlug. Lord Grey hat den Vortheil politischer Kenntnisse und Erfahrung, edler Grundsätze und großartiger Ansichten, und eine hohe Reinheit des Charakters, den selbst die Verläumdung nie anzutasten wagte; seine Beredsamkeit ist von der erhabensten und seltensten Art, er besitzt natürliche Anlagen mit prüfender Klugheit und klassischem Feuer verbunden, und seine Sprache ist populär und edel zugleich. Bei allen diesen Eigenschaften bleibt es dennoch dahin gestellt, ob er sich im Ministerium erhalten wird. Die frühere Sympathie zwischen ihm und dem Volke hat eine lange Unterbrechung erlitten, und ist noch nicht recht wieder aufgelebt. Lord Grey sollte nicht vergessen, daß er Minister des Volks ist. Wenn er es bleiben will, so muß er sich herablassen, die nothwendige und keineswegs unziemliche Kunst zu üben, welche allein ihm die Unterstützung des Volks sichern kann. Statt mit seiner Beredsamkeit zu kargen, und auf einer kahlen Höhe stehen zu bleiben, muß er sich ganz dem Strome der Volksmeinung hingeben, und diese in großen Massen um sich sammeln. Lord Grey's Benehmen im Privatleben soll sehr offen und einnehmend seyn; vielleicht bemerkt er nicht, daß seine hohe Amtsmiene Manche beleidigt und zurückstößt, die sein Ministerium im Unterhause unterstützen. Lord Grey scheint zu glauben, daß mit seiner Reformbill Alles gethan ist, und daß ihn dieß Verdienst aller der verbindlichen Manieren überhebt, ohne welche kein Minister die Leitung eines freien Volkes und seiner Repräsentanten führen kann und soll. Auch in Zusammensetzung des Ministeriums ist kein Bürge seiner Dauer. Den hauptsächlichsten Mitgliedern desselben wirft man dasselbe stolze Benehmen vor, wie dem Premierminister, ohne daß sie gleiche Entschuldigungsgründe für sich hätten. Dieß ist ein charakteristischer Fehler der Whigs; sie scheinen gleichsam, wenn sie die Gleichheit ihrer Wünsche und Ansichten mit denen des Volks anerkennen, sich zu fürchten, das Volk möchte sie beim Worte nehmen. Sie könnten in dieser Hinsicht gar wohl etwas von den Torys lernen, welche in ihrem Benehmen viel einnehmender und weit minder stolz sind.

Noch eine Ursache, welche die Auflösung des Ministeriums herbeiführen könnte, ist der Umstand, daß es zu viele aristokratische Elemente enthält. Es befinden sich zu viele Lords und Honourables darin; ein wenig plebejischer Verstand und plebejische Ansichten könnten nicht schaden. Der Unterschied zwischen dem jetzigen und dem frühern Ministerium in dieser Beziehung ist der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen. Wenn dieses Ministerium fällt, und die künftigen Minister nicht wieder Whigs sind, so haben sie es in der That selbst verschuldet. Das Volk würde nur mit argwöhnischer Furcht ein Reformministerium in den Händen der Tories sehen, wie es denn im Jahre 1688 gleichfalls die Tories von dem Revolutionsministerium ausschloß — und zwar mit gutem Grunde.

Der Paß nach Rußland. *)

(Ein Beitrag zur Verwaltungsgeschichte Polens unter dem Großfürsten Konstantin.)

Die seit dem Jahre 1815 immer zunehmende Verbreitung liberaler Ideen in Frankreich machte, daß man in Rußland alle Franzosen ohne Unterschied als Aufrührer betrachtete, deren Schritte und Handlungen zu bewachen und zu erforschen das hauptsächlichste Augenmerk der Polizei seyn müsse. Alle Reisenden, welche in Geschäften oder aus Neugier jenes Land besuchten, können Zeugniß geben von den Schwierigkeiten, die sich erhoben, wenn man um einen Paß nachsuchte, nicht von Seite der französischen Behörde, sondern von Seite des Herrn Pozzo di Borgo, Gesandten auf Lebenszeit aller verstorbenen, gegenwärtigen und zukünftigen Czare, der sein Visum nicht eher bewilligte, bis seine Spione mindestens einen Monat lang den Fußtapfen des Paßsuchenden gefolgt waren und ihn über seine politischen Meinungen beruhigt hatten. Alte Militärs, für ein Volk, das mit der Knute und dem Stocke regiert wird, natürlich Leute von gefährlichen Grundsätzen, waren, wie man aus dem Folgenden sehen wird, besonders schwarz angeschrieben.

Eine wichtige Angelegenheit rief mich im Laufe des Jahrs 1822 nach Moskau; ich erhielt von der Polizeipräfektur, dann vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten einen Paß, dem zur vollen Gültigkeit nichts fehlte als das Visum des russischen Gesandten. Ich wunderte mich über die schnelle Abfertigung der beiden erstern Behörden; allein bei der dritten war dieß der Fall nicht; acht Tage verstrichen, ohne daß ich nur eine Antwort erhielt. Ich begab mich wieder auf die Gesandtschaftskanzlei, wo der erste Sekretär, nachdem er meine Forderung angehört hatte, mich versicherte, daß man nicht zögern werde, ihr zu genügen, wobei er mich über den Zweck meiner Reise auf eine so gewandte Art ausfragte, daß ich sie für den Ausdruck herzlicher Theilnahme hielt. Ueberzeugt, daß kein gesetzliches Hinderniß mich der Freiheit berauben könne, ein Land zu durchreisen, mit dem wir im Frieden lebten, mißtraute ich seinem Benehmen nicht im Geringsten und machte dem ersten Herrn Sekretär kein Geheimniß daraus, daß ich sein Vaterland bereits kenne, indem ich einer von Denen sey, die noch von unserm unglücklichen Feldzuge des Jahrs 1812 übrig wären. „Sie haben diesen Krieg mitgemacht,“ erwiederte er; „da wünsche ich Ihnen Glück, daß Sie davon gekommen sind. Sie werden unser Land jetzt aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachten, und wie ich hoffe, angenehmere Erinnerungen zurückbringen. Nur der Ehrgeiz Bonaparte's machte uns zu Feinden, und da, wo noch vor Kurzem die schrecklichste Feuersbrunst Sie bedrohte, werden Sie jetzt die herzlichste Aufnahme finden.“ Ganz entzückt von meinem kleinen Diplomaten und den Hoffnungen, die er mir gab, nahm ich Abschied, indem ich ihn nochmals bat, doch ja nicht zu vergessen, daß es von der äußersten Wichtigkeit für mich sey, sobald als möglich abzureisen.

Nach acht Tagen vergeblichen Harrens begab ich mich abermals zur Gesandtschaft, wurde auf morgen, dann auf übermorgen vertröstet, und so immer dasselbe Resultat, nämlich keine Unterschrift von der korsisch-russischen Exzellenz. Ich erschöpfte mich in Vermuthungen, um mir diese Verzögerung zu erklären, und war über den Zeitverlust sehr in Unruhe. Des Bittens endlich überdrüssig, und voller Ungeduld, bald abreisen zu können, begab ich mich wieder zum ersten Gesandtschaftssekretär, um etwas Bestimmtes von ihm zu erfahren; er ließ sich verläugnen, und ein subalterner Schreiber, der meinen Paß in Händen hatte, stellte ihn mir mit der Erklärung zurück, daß Se. Exzellenz ihn nicht mit ihrer Beglaubigung versehen

*) Erzählt von dem französischen Obristen May in der Revue des deux Mondes, Augustheft.

könnten, da ein Befehl des Kaisers selbst es ihm zum Gesetze mache, allen alten Militärs den Eintritt in die russischen Staaten zu verweigern.

Diese Erklärung kam ein wenig spät; mein Aufenthalt in Rußland war auf mehrere Jahre berechnet, und weit entfernt, daran zu denken, daß mir ein solcher Streich begegnen könne, hatte ich bereits Vorkehrungen getroffen, die ich nicht mehr zurücknehmen konnte, ohne mein Vermögen bedeutend zu schmälern. Ich reiste also ab, in der Hoffnung, alle Hindernisse zu überwinden; allein dieses Wagstück kam mir theuer zu stehen.

Bis an die polnische Gränze setzte ich meine Reise ungehindert fort; allein hier angekommen, untersagte mir ein ausdrücklicher Befehl der Behörde, weiter zu gehen. Meine Bitten waren vergebens, und schon war ich auf dem Punkte, umzukehren, als mir der Gedanke kam, die Kraft der maurerischen Zeichen an Denen zu erproben, die mir den Weg vertraten; ich ward verstanden, und jetzt nahm die Sache eine andere Wendung. „Setzen Sie Ihre Reise fort," sagte der polnische Douanenaufseher; „denn ich würde untröstlich seyn, die Interessen eines Bruders zu verletzen; da ich aber, um Ihnen zu dienen, meine Pflicht verletze, so hoffe ich, Sie werden mich in Warschau nicht bloßstellen. Fragt Sie der Großfürst Konstantin, so sagen Sie, Sie hätten Ihren Paß verloren; verrathen Sie ihm aber ja meine Gefälligkeit nicht, die mich seinem ganzen Zorne aussetzen würde!"

Ich versprach's und hielt Wort; denn es kam, so wie der Bruder es vorausgesehen hatte. Ein Umstand begünstigte indeß die Lüge, die ich sagen mußte; meine Kibitke, die von einem Postillion geführt wurde, der toll und voll betrunken war, stürzte um; ich fiel heraus und stand ganz mit Blut bedeckt wieder auf. Da ich mich indeß überzeugte, daß ich nichts gebrochen hatte, sondern meine Glieder frei bewegen konnte, so dachte ich: gut, dieser Vorfall stimmt ganz zu meinen und des Bruders Absichten. Ich kann sagen, daß mir bei diesem Falle meine Brieftasche aus der Tasche fiel, und daß ich in der Bestürzung vergaß, sie zu suchen.

Sobald der Großfürst meine Ankunft erfuhr, erhielt ich Befehl, vor ihm zu erscheinen. Ich gehorchte und erzählte ihm die wohlersonnene Geschichte; einige Unruhe, die ohne Zweifel in mir bemerkbar war, weckte sein Mißtrauen; er blitzte mich mit seinen kleinen, lebhaften, graugrünen Augen drohend an und sagte: „Es ist ein verstecktes Spiel in dieser Sache; ich werde an die Gränze schreiben, um zu erfahren, ob Sie sie ordnungsmäßig überschritten haben. Sie kehren in Ihren Gasthof zurück und warten."

Dieß lag nicht in meiner Rechnung. Um keinen Preis in der Welt wollte ich den gefälligen Douanenaufseher bloßstellen; ich hielt also für das Beste, mich dem Herrn Obristen Grafen Hédouville, französischem Geschäftsträger in Warschau, zu vertrauen und ihn zu bitten, für mich Bürge zu seyn, um mich so den Verlegenheiten, die die Untersuchungen des Großfürsten über mich zu verhängen drohten, zu entziehen. Der Graf versicherte mich, nichts sey ihm leichter, und Alles würde bis Morgen zu meiner Zufriedenheit geordnet seyn.

Indem ich meinen Paß in seine Hände legte, um ihn zu überzeugen, daß ich Frankreich nicht als Flüchtling verlassen habe, forderte ich ihm das Versprechen des Stillschweigens über meine Einschwärzung über die Gränze ab. „Warum sollte ich es auch brechen," antwortete er, „da Dieß durchaus nicht nöthig ist: beruhigen Sie sich, meine Verantwortlichkeit allein reicht hin, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Heute noch werde ich den Großfürsten sprechen, und morgen schon, wenn Sie wollen, können Sie nach Moskau reisen." Diese Versicherung erfüllte mich mit Freude; ich erschöpfte mich in Danksagungen und pries auf meinem Rückwege den Himmel, der mich einen so mächtigen und eifrigen Beschützer hatte finden lassen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Welche Verheerungen die Cholera in London, und vorzüglich in St. Giles und in der dortigen Nachbarschaft anrichten müßte, läßt sich kaum berechnen, da ein großer Theil der unermeßlichen Bevölkerung auf eine fast unglaubliche Art in die engsten und schmutzigsten Wohnungen auf einander gedrängt lebt. Hievon unter Vielen nur ein Beispiel. In der Little White Lion Street (der kleinen weißen Löwenstraße), in der Nähe von Long-Acre, findet sich unter mehreren andern Häusern eines, dessen Souterrain aus einem einzigen Zimmer besteht, in welchem sich ein Mann, eine Frau und fünf Kinder aufhalten. Die Wohnung zu ebener Erde, aus zwei Stuben bestehend, dient zwei Männern, zwei Weibern und acht Kindern zum Aufenthalte. Im ersten Stocke wohnen in zwei Stuben drei Männer, vier Weiber und sechs Kinder; das zweite Stockwerk mit zwei Zimmern ist von zwei Männern, drei Weibern und fünf und vierzig (?) Kindern angestopft. In zwei Dachstuben halten sich drei Männer, drei Weiber und fünf Kinder auf. So ist ein Haus, das in einer dicht bevölkerten und äußerst ungesunden Nachbarschaft gelegen ist und neun kleine Stuben enthält, von eilf Männern, dreizehn Weibern und neun und sechzig Kindern, im Ganzen von drei und neunzig Personen bewohnt. Der innere Flächenraum des Hauses mißt bloß zwölf Fuß in der Breite und vier und zwanzig in der Tiefe. Die Enge der Gassen und die Höhe der umliegenden Häuser ist von der Art, daß kaum jemals ein Luftzug in diese traurigen Höhlen einzudringen vermag.

•

Zu Genua hat man seit einiger Zeit mehrere merkwürdige Luftphänomene beobachtet. Ein Zodiakallicht, das den Tag um eine ganze Stunde verlängerte, wurde unmittelbar nach Sonnenuntergang vom 4 bis zum 12 August gesehen. Ein anderes Phänomen beobachtete man am 9 August. Gegen fünf Uhr Nachmittags bedeckte plötzlich ein lichtes Dunstgewölbe den Horizont und umhüllte die Sonne. Es war ein herrlicher Anblick, hiebei das Gestirn des Tages seinen Strahlenglanz ablegen und es hinter einem dunstigen Schleier als Feuerkugel zu sehen. Anfangs glich es einer ungeheuern durchsichtigen Krystallkugel, dann nahm es einen rosenfarbigen Schimmer an, der zuletzt in ein köstliches Violet überging. Man konnte mit bloßem Auge deutlich fünf oder sechs große schwarze Flecken bemerken, einen derselben am Rande der Kugel, die andern fast im Mittelpunkte und nahe neben einander. Dieses Phänomen wurde länger als eine Stunde beobachtet.

•

Die Ruhe in der Umgegend von Algier ist nach den neuesten offiziellen Berichten vollkommen wieder hergestellt. Die feindlichen Gebirgsvölker sind wieder nach Hause zurückgekehrt. Die Stadt wird reichlich mit Lebensmitteln versehen. Araber und Kabylen kommen haufenweise auf den Markt. Der neue Aga der Araber hat allen benachbarten Stämmen den Eid des Gehorsams abgenommen, den nur eine einzige Horde verweigerte, die man in Kurzem zu Paaren zu treiben hofft. In der Mitte des Monats August hielten die westlichen Stämme zu Herba Djendell, eine Tagreise von Messiana, links von der Straße nach Oran, eine allgemeine Versammlung, um sich zu berathen, wie man gegen die Franzosen sich künftig verhalten solle. Das Resultat ist noch nicht bekannt; indeß haben, wie man hört, der Marabu und Emir von Mellana sich eifrig zu Gunsten der Franzosen verwendet. Jedenfalls sind alle Anstalten getroffen, feindlichen Absichten dieser Stämme zu begegnen. Da die Einwohner von Mustaganim, einer der vorzüglichsten Städte des Beyliks von Oran, dem General Berthézène zu verstehen gegeben haben, daß ein maurischer und muselmännischer Bey viel zur Beruhigung der Provinz beitragen würden, so hat er dahin den neuen Bey von Tittery, Sidi Mustapha Ben Hadschi Omar, abgesendet. Sidi Mustapha ist von dem General Fandoas begleitet, der bis zur Ankunft des Generals Boyer das Kommando zu Oran übernehmen wird. Dieser Maure ist von einer angesehenen Familie und dem Interesse Frankreichs eifrig ergeben; er ist in dem Beylik sehr bekannt, ist mit mehreren Scheiks befreundet, spricht das Italienische geläufig und kann so viele Dienste leisten.

•

Der angegebene Werth der aus England nach Portugal ausgeführten Waaren betrug im Jahre 1828 946.016 Pf.; im Jahre 1829 1,495,405; im Jahre 1830 1,106,695 — nach Madeira, die Azoren- und Capoverde-Inseln im Jahre 1828 75,598; im Jahre 1829 71,768; im Jahre 1830 65,784 Pf. Im Ganzen im Jahre 1828 1,018,614 Pf., im Jahre 1829 1,267,171; im Jahre 1830 1,170,479. Die Abnahme des Handels seit 1829 ist den Unruhen in diesem mißhandelten Lande zuzuschreiben. — Die Ausfuhr nach Frankreich betrug im Jahre 1828 nur 498,958 Pf.; im Jahre 1829 491,588; im Jahre 1830 475,884 Pf.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 262. 19 September 1831.

Der Dey von Algier zu Paris. *)

Die wunderlichsten Gerüchte waren über den Dey von Algier im Umlauf. Schon vor der Expedition nach Algier, dann an der Küste von Sidi Ferruch, endlich nach der Einnahme der Cassaba, und vorzüglich in den letzten Tagen, seit der Dey in Paris eintraf, hatte man die albernsten Erzählungen verbreitet, die alle darauf hinausliefen, ihn als einen dummen Barbaren, oder als einen rohen Henker zu schildern. Es blieb mir unmöglich, einen solchen Stumpfsinn mit dem Gedanken zusammen zu reimen, daß er, wie es bei ihm der Fall war, unter den schwierigsten Verhältnissen zur höchsten Gewalt hätte gelangen können; ich fand in diesem Widerspruch ein Räthsel, das ich nicht zu lösen vermochte. Den einzigen Weg hiezu sah ich nur in einem Besuche bei dem Pascha. Eine lange Unterredung mit ihm konnte mir allein darüber Licht geben. Ein junger Negoziant, Herr André nahm es auf sich, mich bei ihm einzuführen.

Herr André, ein Mitglied des angesehenen Handlungshauses André und Cottier, an den Hussein empfohlen war, und für den der Dey eine große Zuneigung gefaßt hatte, stellte mich verflossenen Mittwoch Nachmittags Ein Uhr ihm vor.

Man hatte in allen Gesellschaften zu Paris versichert, der Dey sey zu Paris mit allen seinen Frauen und einer zahlreichen Dienerschaft angekommen. Seine Frauen sind aber zu Livorno geblieben und seinen ganzen Hofstaat bilden zwei Türken und drei Europäer. Ein Palast, sagte man, würde nicht groß genug seyn, den Dey mit seinem Harem und Gefolge aufzunehmen; er bewohnt einige sehr bescheidene Gemächer im ersten Stockwerk.

Die unbescheidene Zudringlichkeit, von der zu jeder Stunde des Tages der alte Mann bestürmt wurde, hatte ihn vor meinem Besuch etwas ärgerlich gemacht, indeß schien er nicht von übler Laune. Er empfing uns mit herzlicher Höflichkeit und war uns bis in seinen Speisesaal entgegengegangen. Nach der gewöhnlichen Begrüßung führte er uns in seinen Salon, wo er sich nach orientalischer Sitte den linken Fuß unter dem rechten Schenkel auf einem Divan niederließ, während wir uns auf Stühle setzten.

Bevor die Unterhaltung den gehörigen Gang nahm, leitete Herr Jouannin, Dolmetscher der orientalischen Sprache, der bei dem Dey den Dienst eines Dragomans versieht, das Gespräch auf die vielerlei Unannehmlichkeiten, die Hussein seit seiner Ankunft zu Paris erfahren hatte.

„Forderungen jeder Art und Spekulanten von gemeinstem Schlage, sagte er, „bestürmen schaarenweise den armen Mann. Man überhäuft ihn mit lästigen und unartigen Höflichkeiten, oder behandelt ihn gar als einen Pickelhäring; Jedermann will ihm Geld abzwacken und bei ihm seine Pfeifen schneiden. Man treibt es noch weiter. Können Sie wohl glauben, daß eine Gesellschaft von Weibspersonen" — Herr Jouannin bezeichnete sie mir durch ein Lächeln; er hätte mir sie eben so gut mit dem arabischen Worte nennen können, denn zufällig ist Dieß eines der drei oder vier Worte, die ich von dieser Sprache verstehe, da ich sie auf der Ueberfahrt von Toulon nach Torre Chica oft genug von den Soldaten hören mußte — „Können Sie wohl glauben, daß eine Gesellschaft von Weibspersonen, die gestern Nacht ein Baccanal feierten, die Frechheit haben konnte, den Dey zu ihrer schamlosen Zusammenkunft einladen zu lassen? Hussein hat die Einladungskarten voll Aerger zerrissen, indem er sagte, diese Damen gedächten wohl einen Wettkampf der Koketterie anzustellen, worüber er als Schiedsrichter sprechen solle, oder es wünschte vielleicht gar eine oder die andere Sultanin zu werden; er wolle aber diesem edlen Ehrgeiz kurzweg die Flügel stutzen. Eine Bittschrift anderer Art wurde dieser Tage dem Pascha eingereicht. Ein junger Mensch, der sein Geld im Spiel verloren hatte . . . ."

Hier wurde Herr Jouannin in seiner Erzählung durch ein Gespräch des Deys mit Herrn André unterbrochen. Es handelte sich um einen Wagen und Pferde, die ein Wagenverleiher dem Dey schickte, und deren er sich nicht bedienen wollte, da er bereits mit dem Verleiher wegen eines anderen Gefährtes übereingekommen war. „Warum soll ich einen andern Wagen nehmen, sagte er ohne Verdruß aber mit Nachdruck, wenn mir der gefällt, den ich gestern Abend hatte? Ich habe dafür bezahlt, und man ist mir ihn schuldig."

Herr André erhielt den Auftrag, die Sache in Ordnung zu bringen, und man sprach nicht weiter davon. Hussein beklagte sich gegen mich, wiewohl ohne Bitterkeit, über die thörichten Erfindungen und Possen, die man von ihm in den Zeitungen drucken lasse. „Diese Spötteleien," sagte er, „beleidigen mich nicht, es sind Erbärmlichkeiten; aber es erstaunt mich von Seiten Derer, die unter

*) Aus der Revue de Paris.

einer Nation, welche man mir als die höflichste schilderte, die aus gezeichnetsten seyn sollten. Nimmt man nicht mehr Rücksicht auf einen Greis, auf einen Mann, der war was ich gewesen bin, und vorzüglich der ist, was ich gegenwärtig bin?" Diese Worte begleitete er mit einem naiven, aber würdevollen Lächeln. Ich wollte ihn über diesen kleinen Verdruß trösten, indem ich sagte, daß die Neigung Witze zu reißen und zu spötteln diesem Lande angeschaffen ist, daß von ihr Niemand verschont bleibt, weder entthronte Könige, noch regierende Häupter; daß Absichten, Handlungen, Gebärden und Worte von Jedem, der irgend eine Würde bekleidet, oder irgend ein Ansehen genießt, diesem satyrischen Geiste der Parteisucht unterworfen seyen. Der Dey ließ mich nicht zu Ende kommen, indem er einige Worte an seinen Dragoman richtete, worauf dieser zu mir sagte:

„Der Pascha meint insbesondere mit Dem was er sagte, das Mittagmahl bei Herrn Casimir Perier, das in mehreren öffentlichen Blättern auf eine so lächerliche Weise erzählt wurde, und er trägt mir auf, Ihnen das Wahre an der Sache zu erzählen. Bei dem Besuche, den der Dey bei dem Präsidenten des Ministerrathes abstattete, fragte mich Herr Perier, ob Hussein wohl eine Einladung bei ihm an einem der folgenden Tage zu speisen annehmen werde. Man fragte mich über seine Gewohnheiten, die ihm vielleicht eine besondere Lebensweise vorschrieben. Ich erwiederte, daß Hussein gar nicht der europäischen Küche abgeneigt sey, daß er aber ein Lieblingsgericht habe, nämlich Huhn in Reiß gekocht (Pilau). Man antwortete, sehr gern werde man dieses bereiten lassen, nur möchte ich die Güte haben, dem Koch hierüber die nöthige Anweisung geben zu lassen. Ich entgegnete, daß sich im Gefolge des Deys ein Diener befinde, der dem Küchenmeister angeben werde, wie man das Pilau zubereite; derselbe müsse aber die Hühner selbst abschlachten, da das Gesetz, dem der wahre Gläubige gehorcht, ihm verbietet, von einem Thiere zu essen, dem nicht von einem Moslim der Hals abgeschnitten worden. Niemand verrieth darüber ein Erstaunen. Am Morgen des Tages, wo das Mittagmahl statt finden sollte, ging ich in den Palast des Ministers, um zu sehen, ob die Zubereitung nach Husseins Wunsche vorgenommen worden sey, und Mustapha, den Sie dort an der Thüre stehen sehen, schlachtete die Hühner ab, die nun in Reiß gekocht wurden, so daß der Pascha bei Tische sein gewöhnliches Pilaugericht antraf. Er aß aber nicht allein Reiß, sondern auch Gemüse, Salat, Zuspeise, Zuckerwerk u. s. w., nur des mit Speck gespickten Fleisches enthielt er sich, das ihm sein Gesetz zu berühren verbietet. Das ist die ganze wichtige Geschichte von den Hühnern, von der man so viel Aufhebens gemacht, die man in Quodlibets anbrachte, um sich über einen Fremden lustig zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer Meriko's.

(Fortsetzung.)

Das siebente Buch der Geschichte Neuspaniens ist der Meteorologie gewidmet, und enthält sehr merkwürdige Nachrichten über die Eintheilung der Zeit und die damit verbundenen Feste. Das achte Buch verbreitet sich über die Hierarchie der Könige und Häuptlinge, so wie über die Art ihrer Erwählung. Man findet hier höchst interessante Aufschlüsse über die politische Organisation des merikanischen Volkes, über seine Legislatur und historische Chronologie. Wahrscheinlich, um seinen Lesern nach diesen schwierigen Materien einen Ruhepunkt zu gönnen, hat Sahagun dieses Buch mit einer Beschreibung der königlichen Paläste, Ornate, Gastmähler und Feste beschlossen, und hiedurch den Uebergang zum neunten Buche gebildet, das sich mit den socialen Verhältnissen der Kaufleute, der Arbeiter in kostbaren Steinen u. s. w. und mit dem Handel überhaupt beschäftigt. Es enthält eine Schilderung der Lebensart, Gebräuche, Feste und Gastmäler der gewerbtreibenden Bevölkerung. Man erstaunt dabei über die hohe Stufe von Industrie, zu der die Azteken bereits sich erhoben hatten.

Im zehnten Buche unternimmt Sahagun die Schilderung der Tugenden und Laster der Merikaner, so wie der physiologischen Eigenschaften dieses Völkerstammes, und schließt mit einem Ueberblicke der unter ihnen herrschenden Krankheiten und der dagegen angewendeten Arzneimittel. Der Verfasser geht in diesem Buche, das neun und zwanzig Kapitel enthält, auf wichtige Erörterungen über das physische und geistige Leben aller Stände ein, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Handwerker und Künstler, womit er zugleich neue Mittheilungen verbindet über die Industrie der Städte und über den Kunstfleiß, den er unter dem Namen freier und mechanischer Künste begreift. Man findet darin eine völlig neue Arzneimittellehre, die einer genauen Untersuchung der Sachverständigen würdig wäre. Am meisten überrascht jedoch der hohe Standpunkt, auf den man den Mönch des sechszehnten Jahrhunderts in seiner Beurtheilung des moralischen Zustandes einer Nation erblickt, die so eben der spanischen Herrschaft unterworfen worden war. „Die Moralphilosophie," sagt er, „hat diese Völker durch die Erfahrung gelehrt, daß für Sterbliche, die täglich dem Tode entgegen gehen, zu einem tugendhaften Leben die härteste Sittenstrenge und unablässige Arbeit für die allgemeine Wohlfahrt nöthig seyen .... Da diese Lage der Dinge mit der Ankunft der Spanier aufhörte, da diese alle Gebräuche und Regierungsformen, unter deren Einfluß die Indianer standen, vernichteten; da sie, um es mit Einem Worte zu sagen, die Eingebornen in göttlichen und menschlichen Dingen wie in Spanien zu leben zwingen wollten, weil sie dieselben als Götzendiener und Barbaren verachteten, so stürzte die ganze sociale Ordnung des Reiches zusammen ... Es ist eine große Schande für uns, daß es vor Alters unter den Eingebornen weise Männer gab, die gegen die meisten Fehler und Mängel, denen in diesem Lande die Einwohner sich hinzugeben geneigt sind, Mittel und Wege zur Besserung zu finden wußten, während wir selbst uns blindlings unsern schlechten Trieben hingeben ... Die alten Merikaner handelten voll gesunden Verstandes, indem sie ihre Söhne und Töchter dem Staate zur Erziehung übergaben und sie nicht unter den Händen der Eltern ließen."

Das eilfte Buch enthält dreizehn Kapitel, und die Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit des Landes. Der Verfasser untersucht darin nicht blos die Produkte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreiches, sondern verbreitet sich auch über Geographie, Gebirge, Vulkane, über die verschiedenen Landstriche und selbst die

Straßen. Diese Abhandlung, so interessant sie an sich ist, wird indeß nur mit umsichtiger Prüfung benützt werden können, da die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des guten Paters sich nicht über die gewöhnlichsten Ansichten des sechszehnten Jahrhunderts erheben.

Es bleibt uns noch das letzte Buch übrig, das mit dem sechsten in Betracht des wissenschaftlichen Interesse den ersten Rang einnimmt. Es enthält die Darstellung einer großen Begebenheit unter einem völlig neuen Lichte, nämlich eine mexikanische Chronik, in der sich geschichtliche Treue mit dem Farbenschimmer des Wunderbaren verschmelzt, welcher sich aus dem Glauben der Mexikaner, daß die Europäer Götter seyen, über die Erzählung verbreitet hat. „Obgleich eine Menge Schriftsteller," sagt der Mönch über diesen Theil seines Werkes, „in spanischer Sprache die Geschichte der Eroberung von Neuspanien nach den verschiedenen Nachrichten der Eroberer geschrieben haben; so wollte ich doch denselben Gegenstand in mexikanischer Sprache beschreiben, nicht sowohl um durch die Indianer, welche Zeitgenossen von dem Falle ihres Reiches waren, die historische Wahrheit bekräftigen zu lassen, als in der Absicht, der Nachwelt die eigenthümliche Sprache aufzubewahren, in welcher die Eingebornen die Kriegsereignisse und ihre Waffen beschrieben. Man kann hiebei bemerken, daß unter den Besiegten Ueberlieferungen von einer Menge Dinge aufbewahrt wurden, von denen die Sieger keine Kenntniß hatten. Deßhalb schien es mir nicht ohne Nutzen, diese Geschichte niederzuschreiben, die in einer Zeit verfaßt wurde, wo Diejenigen noch lebten, welche die Eroberung mit eigenen Augen sahen und davon vorliegende Erzählung gegeben haben. Es waren dieß Männer von Ansehen, gesunder Urtheilskraft und von der unbescholtensten Wahrheitsliebe.

Sahagun beginnt sofort zu erzählen, auf welche Weise die Eroberung von Mexiko bewerkstelligt wurde. Nachdem er berichtet hat, wie die Feldherren des Motezuzuma,*) die man mit dem Namen Calpixken zu bezeichnen pflegte, fünf an der Zahl hingegangen waren, die Schiffe Grijalva's, den sie für den Gott Quetzalcoatl**) hielten, zu besuchen, und wie Cortes, den sie gleichfalls für diesen wandernden Gott ansahen, sie mit noch größerem Schrecken erfüllte, scheint Sahagun den mexikanischen Chronisten in eigenen Worten fortfahren zu lassen.

„Der Kaiser sendete fünf Häuptlinge ab, um Quetzalcoatl zu empfangen, den er von Tag zu Tag erwartete. Diese fünf Häuptlinge sollten ihm Geschenke überbringen. Der angesehenste an Rang unter denselben war Yoallichan, der zweite Tepuztecatl, der dritte Ticava, der vierte Vevetecatl, der fünfte Veicamettheca.

„Montezuzuma sprach zu ihnen: Wisset, daß man gesagt hat, unser Gott Quetzalcoatl sey gekommen. Geht, empfangt ihn, hört sorgfältig an was er euch sagen wird und nehmt euch in Acht, etwas zu vergessen. Hier sind die Juwelen, die ihr ihm in meinem Namen überreichen sollt; es ist lauter Priesterschmuck, der ihm gehört."

(Schluß folgt.)

*) Sahagun nennt so den Montezuma, aber auch Monteczuma, Motezuzuma und Motezuzoma; diese Verschiedenheit der Orthographie ist der Eigenthümlichkeit des spanischen C zuzuschreiben. Keineswegs richtig scheint der Name bei andern Schriftstellern Monteczuma oder Moteczuma geschrieben.

**) Quetzalcoatl oder Quetzalcohuatl war für Mexiko, was Manco-Capac für Peru. Der gute Mönch vergleicht ihn mit dem König Arthur. Die Mexikaner stellten diesen alten Gesetzgeber der Tolteken als einen bärtigen Mann vor, was den Europäern, die sich zuerst mit der mexikanischen Geschichte beschäftigten, zu unzähligen Vermuthungen Anlaß gab. Humboldt sagt (in seinen Vues des Cordillères et monumens de l' Amérique) über diesen Gegenstand: „Mexikanische Gelehrte glaubten in dieser mystischen Person den Apostel Thomas, den Bekehrer von Tula, zu erkennen, den die Cholulanen unter dem Namen Quetzalcoatl verehrten. Ohne Zweifel hat sich der Nestorianismus mit buddhistischen und schamanischen Dogmen vermengt, von der Tartarey der Mandschu aus in das nordöstliche Asien verbreitet. Man könnte daher vielen Grund zur Annahme finden, daß auf demselben Wege christliche Ideen zu den mexikanischen Völkern gelangt seyen, namentlich zu den Bewohnern jenes nördlichen Landstriches, aus welchem die Tolteken herkamen und den man als die eigentliche officina virorum der neuen Welt betrachten darf."

Die Insel Bali.

(Fortsetzung.)

Bei einem Ausflug ins Innere des Landes, nach einem wenig von Sundschi Radschah entfernten Orte, fanden sie die Gegend mit zahlreich bewohnten Dörfern angefüllt. Die Balinesen haben keine Gärten neben ihren Häusern und bauen keine Küchengewächse, weder zum Verkauf, noch zum eigenen Gebrauch. Einige Kaladassen und andere wildwachsende Gewächse ausgenommen, hörten sie nicht, daß man irgend etwas Grünes zur Nahrung brauche. Die Männer in Bali thun nur Feldarbeit; sie erhalten von ihrem Boden zwei Ernten jährlich, was ihnen ungefähr den vierten Theil ihrer Zeit über Arbeit macht. Wenn dieß gethan ist, dann kümmern sie sich um Nichts mehr, als um Hahnen- und Hauslergefechte, Spielen und Opiumrauchen; gelegentlich schlendern sie auch von einem Orte zum andern, um irgendwo etwas erhaschen oder stehlen zu können. Wenn es ihnen an Geld fehlt, so dringen sie in die Weiber, ihnen damit auszuhelfen, so daß es etwas ganz Gewöhnliches geworden ist, in Bali zu sagen, die Weiber erwerben Geld, damit ihre Männer spielen und Opium rauchen können, welches letztere sie sehr wohlfeil von Singapore her bekommen. Nur wenige geben sich mit Fischfang ab, und einige helfen auch den Weibern ihre Waaren zu Markte bringen, wenn die Entfernung zu groß oder die Last zu schwer ist; Dieß sind jedoch seltene Aufmerksamkeiten, und eher Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Ihre Eisen- und Stahlwaaren sind weniger roh, als man erwarten sollte. Die Missionarien sahen eine Werkstätte; die Flintenläufe, die dort fabrizirt wurden, waren gezogen, mit Spiralrinne innen, was nicht geringen Scharfsinn verrieth, die Schlösser waren englisch. Messer, Dolche, Speere u. dgl. wurden von balinesischen Handwerksleuten gemacht, und sie haben eine Art, den Stahl zu bearbeiten, der ihre Waffen sehr scharf macht.

Die Lage der Weiber in Bali ist höchst unglücklich. Mädchen, die verwaist sind, und keine Brüder haben, die für sie sorgen können, Wittwen, die keine Kinder oder nur Mädchen haben, werden das Eigenthum des Königs, der die schönsten davon zu Beischläferinnen auswählt. Die übrigen werden Tänzerinnen und Freudenmädchen, oder Mägde im Palaste. Das Geld, das die Tänzerinnen durch das Feilbieten ihrer Gunstbezeugungen gewinnen, fällt in den königlichen Schatz. Heirathen werden in Bali, wie bei einigen wilden Stämmen geschlossen; wenn ein junger Mann an einem Mädchen Gefallen findet, so überfällt er sie mit Gewalt und führt sie in die Wälder, ihre Verwandten verfolgen ihn, und suchen Beide zu tödten. Die Sache wird durch die Verwandten des Mannes und große Geschenke an die Weiber in Ordnung gebracht, und das arme Mädchen wird das Weib oder vielmehr die Sclavin ihres Räubers. Sie muß für seinen Unterhalt arbeiten, das Haus rein halten, kochen, auf den Markt gehen, die Waaren hinführen und zum Verkauf auslegen, damit sie genug nach Hause bringt, um die Familie zu unterhalten, und der Unmäßigkeit und Ausschweifung ihres Mannes Vorschub zu thun. Dabei muß sie für ihre

Kinder sorgen, und wenn sie keine Söhne hat, kann sie bei ihres Mannes Tode nichts erwarten, als verbrannt zu werden, wenn sie reich, und verkauft und preisgegeben zu werden, wenn sie arm ist.

Es gibt auch Beispiele aus den niedern Klassen, daß sich Wittwen mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen lassen. Das ist aber sehr selten; wenn aber ein König stirbt, so ist die unwandelbare Sitte, daß mehrere seiner Wittwen mit ihm verbrannt werden. In diesem Falle werden seine Frauen von königlichem Blute gefragt, ob sie, wie man sich ausdrückt, ihm in die andere Welt nachfolgen wollen; auf ihre bejahende Antwort bekommen sie besondere Zimmer zu bewohnen; man gestattet ihnen, die kostbarsten Speisen und Getränke zu genießen, sich in die köstlichsten Gewänder zu kleiden, und ihre Freunde und Verwandte so oft zu besuchen, als sie wollen, damit sie alle Freuden dieser Welt noch genießen mögen, ehe sie solche verlassen. Des Königs Körper wird besonders verbrannt, und eine besondre Feuergrube wird für jede Frau bereitet, welche sich verbrennen lassen will. Hier legen sie ihren Schmuck ab, und werfen Geschenke unter das Volk, dann nehmen sie einen Dolch, verwunden sich leicht an den Armen, beschmieren sich mit dem Blute, besteigen endlich das Gerüste, und stürzen sich in die Flammengrube. Kürzlich wurden dreizehn Frauen, von denen einige in blühender Jugend standen, beim Tode des alten Königs lebendig verbrannt.*) Manchen soll der Muth sinken, wenn sie das Feuer sehen, aber das Gerüst ist so gebaut, daß die Bretter desselben, sobald man auf ihren Rand tritt, überschlagen, und so die Frauen hinabstürzen, sie mögen wollen oder nicht. Wenn sie auf irgend eine Weise entkommen, so werden sie auf der Stelle erdolcht. Die Frauen werden zu dem Entschlusse, sich zu verbrennen, theils durch die Schande gebracht, die sie erwartet, wenn sie es verweigern, theils durch die Gewißheit, im Geheimen ermordet zu werden, wenn sie von königlichem Blute sind, denn es wäre eine unauslöschliche Schande für die ganze Nation, wenn eine königliche Wittwe davon kommen sollte.

(Schluß folgt.)

*) Bei dem Tode seines Vorgängers waren [illegible] seiner Weiber und Konkubinen mit dem Leichnam verbrannt worden.

Vermischte Nachrichten.

Die medizinische Zeitung „die Lancette" enthält einen langen Artikel des Doktors Strange, Arztes im Dienste der ostindischen Kompagnie, über die Cholera. Doktor Strange schlägt als Mittel gegen diese verzweifelte Krankheit die Anwendung des Sauerstoffgases vor. „Es scheint allgemein angenommen," sagt er, „daß durch dieses Gas die schwarze Farbe des Blutes in eine lebhaft rothe verwandelt wird, und daß durch die Vereinigung dieses Gases mit dem Blute ein Wärmestoff sich entwickelt, durch welchen die Hitze des Körpers bewirkt wird. Nun braucht man aber bloß die Symptome der Cholera zu betrachten, um zu sehen, daß dieselben durchgehends auf eine unterdrückte Wirkung des Sauerstoffes hinweisen. Das Gesicht ist blaß, die Lippen blau, der Leib leichenkalt, die Sensibilität herabgestimmt; Schläfrigkeit und Gähnen tritt ein; das ganze Nervensystem ist in Unordnung. Man findet dieselben Symptome auch bei andern Fällen, die gleichfalls von gestörter Thätigkeit des Arterienblutes herrühren, wie z. B. bei Einathmung mephytischer Gase. Die Behandlung, die ich auf diese Hypothese gründe, würde nun darin bestehen, Sauerstoffgas in größerer Quantität als es gewöhnlich eingeathmet wird, in die Lunge zu bringen. Es ist bekannt, daß die Einathmung desselben allgemeine Wärme des Körpers, Röthung des Gesichts und Munterkeit der Lebensgeister hervorbringt, und nun mag meine Hypothese in Betreff der nächsten Ursachen der Krankheit richtig oder unrichtig seyn, so bleibt doch ausgemacht, daß wir in dem Sauerstoffgas ein Reizmittel besitzen, das alle andern an schneller Wirkung übertrifft. Jedenfalls kann es in dem Organismus eine Reaktion bewirken, die den Krankheitsstoff überwältigt, und auf keine Weise wird es schädlich seyn, da man das reine Gas geraume Zeit einathmen kann, ohne davon nachtheilige Folgen zu verspüren. Während der Anwendung desselben würde ich aber keineswegs andere Mittel unversucht lassen, so z. B. äußere Erwärmung des Körpers, Arzneigaben u. s. w., was Alles angewendet werden kann, als wäre das Sauerstoffgas gar nicht gebraucht worden. In den ersten Stadien der Krankheit wird das Sauerstoffgas ein kräftiges Reizmittel seyn, und wenn es auf den Puls gewirkt hat, wie ich zu glauben geneigt bin, kann damit ausgesetzt und mit den übrigen Mitteln fortgefahren werden. In jedem Falle würde ich mit dem Oxygen so lange fortfahren, bis sich der unterdrückte Puls wieder zu heben beginnt.

•

Die Krone, welche die Königin von England bei der bevorstehenden Krönung tragen wird, ist wenig verschieden von der Staatskrone Sr. Maj. des Königs, nur etwas kleiner und nicht mit so großen und vielen Edelsteinen besetzt. Der Reichsapfel darauf ist von Gold, anstatt wie bei der des Königs von Berill. Eine zweite Krone, in welcher die Königin von der Abtei nach Westminsterhall zurückkehrt, wird alles Andere verdunkeln; sie ist nicht größer als die andere, aber so mit großen Perlen, Diamanten und Juwelen bedeckt, daß man nicht das mindeste Gold erblicken wird. Man schätzt sie auf 111,900 Pf., und ungeachtet dieser Masse von edeln Gesteinen wird sie doch nur wenig über neunzehn Unzen wiegen. Es befinden sich an derselben zwanzig Diamanten im Stirnreife, von denen jeder auf 1500 Pf. geschätzt ist; zwei große Diamanten im Mittelpunkte, jeder 2000 Pf. werth, 54 kleinere Diamanten um dieselben herum, von 100 Pf.; vier Kreuze, jedes von 25 Diamanten gebildet, auf 12.000 Pf. geschätzt; vier große Diamanten auf der Spitze der Kreuze, im Werthe von 40.000 Pf. Zwölf Diamanten, die in den Lilien stehen, 10.000 Pf.; achtzehn kleinere Diamanten, eben daselbst, 2000 Pf.; Perlen und Diamanten in den Bogen und Kreuzen, 10.000 Pf.; hundert und ein und vierzig Diamanten auf dem Reichsapfel, 500 Pf.; sechs und zwanzig Diamanten auf dem obersten Kreuze, 500 Pfd.; zwei Reihen Perlen im Reife, 500 Pfd. — Bei der Krönung Georgs IV im Jahre 1821 ließ der König eine Krone verfertigen, die zwar bei weitem kostbarer als die eben beschriebene war, und eine strahlende Masse von Brillanten zu bilden schien, deren Feuer und Farbenspiel bis in die fernsten Winkel der Abtei gesehen wurde; allein sie gehörte eigentlich nicht dem königlichen Schatze an, da die größten und werthvollsten Edelsteine von Londoner Juwelieren für 20,000 Pf. entliehen waren. Die Krone Georgs IV trug ein Malteserkreuz von bewunderungswürdiger Arbeit, auf dessen Spitzen und Seiten drei große Perlen zu sehen waren. Auf der Mitte der Krone prangte ein Sapphir von zwei Zoll Länge und einem Zoll Breite. Auf der hintern Seite war der berühmte Rubin angebracht, den der schwarze Prinz in der Schlacht von Poitiers und Heinrich V im Felde von Azincourt getragen hatten.

•

In England hat sich eine neue Auswanderungsgesellschaft gebildet, um Ansiedler nach Australien auszurüsten. Der zur neuen Niederlassung gewählte Ort ist nahe dem Lancaster Sund an der südlichen Küste in beträchtlicher Entfernung vom Schwanenflusse, bietet aber den Vortheil eines geräumigen Hafens. Die Gesellschaft will der Regierung 200,000 Morgen Landes abkaufen, den Morgen zu fünf Schillingen. Die Regierung soll dann die auf diese Weise gewonnenen 50.000 Pf. St. an Ansiedler dieser Kolonie verleihen. Man wird denselben nach ihrem Wunsche Kapital, Handelswaaren, Geräthschaften u. s. w. als ein fünfprozentiges Anlehen verstrecken. Die Auswanderer müssen junge Leute und verheirathet seyn. Die Gesellschaft macht sich auf eine bestimmte Anzahl von Jahren für die Unterhaltung der Ackerbau treibenden Arbeiter verbindlich, welche von der Regierung nach der neuen Kolonie gesendet worden sind.

•

Die Sidney Zeitung enthält das Verbot eines seltsamen Handelszweiges, der bisher von den Schiffern der Kolonie mit Neuseeland getrieben wurde. Derselbe besteht nämlich in dem Ankaufe von Menschenköpfen, die auf neuseeländische Manier eingemacht sind. Dieser Verkehr mußte nothwendig beitragen, unter den Wilden, die ohnehin sehr gleichgültig gegen Menschenleben sind, die angeborne Grausamkeit durch Gewinnsucht noch mehr zu entflammen. Nur fühlt man sich in diesem Falle versucht zu fragen: Wer ist hier der Wilde, der Europäer, der zu einem solchen Handel ermuntert, oder der Neuseeländer, der die Artikel liefert?

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 263. 20 September 1831.

Die Albanesen in Italien. *)

An einem schönen Herbstmorgen verließ ich Corigliano; ungern schied ich von seinen mittelalterlichen Thürmen, von seinem dreifachen Aquädukt, von seinen Orangenwäldern, indem ich den Weg gegen Westen nach den albanesischen Kolonien von San Demetrio einschlug. Bald folgten auf die Orangen Olivenwälder, und an die Stelle dieser traten endlich Eichen. Fern sah ich das gewaltige Lustschloß San Mauro sich aufthürmen; wie alle, die man in Calabrien erblickt, ist es befestigt, und gleicht mehr einer vor Feindes-Nähe wohl verwahrten Burg als einem ländlichen Aufenthalte.

Man kann die Sitten und die Geschichte eines Volkes in seiner Architektur lesen, und diese rohen Befestigungen Calabriens rufen dem Wanderer bei jedem Schritte die alte Geißel des Landes, die Räuberbanden, ins Gedächtniß. Der vorige König von Neapel hatte zum Frommen des Königthums sein Volk verwildern lassen, indem er gegen die Franzosen, die damals seine Hauptstadt und alle neapolitanischen Provinzen des Festlandes in ihrer Gewalt hatten, allerorten Räuberbanden erstehen ließ. Nachdem er wieder zum Throne gelangt war, wollte er sein Werkzeug, seine eigene Schöpfung zerbrechen, aber die ungeschickte Hand der neapolitanischen Regierung ergriff so verkehrte Maßregeln, daß das Uebel, statt mit der Wurzel ausgerauft zu werden, nur neuen Boden gewann. Indeß sind in den letzten Jahren die Banden seltener und minder kühn geworden; aber noch immer genießt das Eigenthum nicht eines vollkommen sichern Schutzes, und Handel und Ackerbau liegen deßhalb darnieder.

Ueber San Mauro hinaus wird die Gegend immer kahler, die Bäume verschwinden, und die Vegetation erstirbt am Fuß einer dürren nackten Hügelkette. Fern an dem weißen Thonabhang eines Hügels erblickte ich auf dem Rücken eines Esels in scharfen Umrissen die Gestalt eines Bauern, das erste menschliche Wesen, das mir von Corigliano bis hieher begegnet war; denn es war Sonntag, und weit und breit auf dem Felde Niemand zu sehen. Auch er bemerkte mich und hielt an, mich zu erwarten. Es war eine von jenen feinen Gestalten, die unter dem breitrandigen Spitzhut mit jenen heißen Augen hervorschaute, die dem Calabresen einen so geistreichen Ausdruck geben.

*) Aus der Revue des Deux Mondes, von Ch. Didier.

Vormals ging der calabresische Bauer nie ohne Flinte auf das Feld, durch das Gesetz entwaffnet, trägt er ihm zum Trotz noch immer eine Art an der Seite. Diese ist ein Ackerwerkzeug, und das Gesetz verbietet nur Waffen. Mein neuer Gefährte trug gleichfalls seine treue Art im breiten ledernen Gürtel. Meiner Gewohnheit nach war ich allein und zu Fuße. Er schrie laut auf, sprang von seinem Esel und nöthigte mich ihn zu besteigen, indem er stolz hinzufügte, er würde eine Weigerung von meiner Seite als ein Zeichen der Verachtung und als eine Beleidigung ansehen.

Es war ein Albanese von San Demetrio. Als er hörte, daß ich keinen anderen Zweck hatte, als seine Landsleute kennen zu lernen, fing er sogleich an mit größter Redseligkeit von den Thaten ihrer Vorfahren und Skander-Beg's zu erzählen, wobei er mit tiefer Verachtung von ihren italienischen Nachbarn sprach, „die niemals, wie wir," sagte er, „den Großtürken bekriegt haben." Immer plaudernd, gelangten wir so nach San Demetrio, einem schmutzigen und armseligen Flecken in einer herrlichen Landschaft. Die Natur schien auf eine Strecke unsres Weges abgestorben, und nun auf einmal wieder auferstanden, als wollte sie das Elend der Menschen unter der üppigen Pracht ihres Grüns und ihrer Vegetation verbergen.

An der Thüre des angesehensten Mannes in der Gemeinde stieg ich ab, um ihm einen Brief zu übergeben, worauf ich denn nach Landessitte mit aller calabresischen Gastfreundlichkeit im Hause aufgenommen und untergebracht wurde. Der Eigenthümer war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der eine hohe Stelle im Königreiche bekleidet hatte, aber von den Streichen der meineidigen Reaktion von 1821 getroffen, in diese Einsamkeit sich zurückzog, wo er am kleinen Herd als ein Muster häuslicher Tugenden lebte. Indeß stand er noch immer unter Aufsicht der Polizei, und mein erster Gang war daher zu dem Richter, dem Diener dieser argwöhnischen Inquisition. Glücklicherweise hatte er erst kurz zuvor ein Rundschreiben erhalten, das für die Fremden etwas günstiger lautete, und zum ersten Mal nach langer Zeit wurde mein Paß visirt, ohne daß ich mich einem vollständigen Verhöre unterwerfen mußte.

Uebrigens verirren sich nur selten Fremde in dieses einsame Gebirg, und seit fünfzehn Jahren war ich wieder der erste Gast zu San Demetrio. Man merkt Dieß auch an der Uneigennützigkeit des Volkes. Ein maestro scarparo (Schuhmacher), bei dem ich arbeiten ließ, schlug jeden Lohn aus, da er sich, wie er sagte, hinläng-

sich belohnt halte durch die Ehre für den Signor forestiere gearbeitet zu haben. Der letzte Reisende, den man zu San Demetrio sah, war ein Engländer, von ihm schreibt sich eine Epoche in den Annalen des Ortes, und wahrscheinlich wird auch eine durch mich bezeichnet werden.

San Demetrio ist der Hauptort einer albanesischen Niederlassung, deren Bevölkerung in fünf oder sechs Dorfschaften umher wohnt. San Georgio ist die größte derselben und Vacarizzo steht in Ruf durch den ausgesuchten Putz seiner Weiber. Es gibt in den Gebirgen Erzgänge, aber Niemand hat noch daran gedacht, sie zu untersuchen, am wenigsten die Regierung. Diese Albaneser-Ansiedlung, die bis jetzt fast gar nicht bekannt war, bildet eine merkwürdige geschichtliche Begebenheit.

Die ersten Albanesen kamen nach Italien ungefähr zehn Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel. Während dieses große Ereigniß, das Europa eine ganz neue Gestaltung zu geben bestimmt war, ein abgelebtes und morsches Reich zertrümmerte, gab es auch einem jungen und kräftigen Staate, den der Heldenarm eines einzigen Mannes geschaffen hatte, den Todesstoß. Georg Castriota, bekannter unter dem Namen Skanderbeg (Herr Alexander), war dem Sultan Amurath von seinem Vater als Geißel übergeben worden. Im Serail erzogen, aber nicht verweichlicht, hatte er nicht sobald seine Freiheit wieder erlangt, als er 1443 die Fahne der Unabhängigkeit und Rache gegen den Räuber seines Erbes und den Mörder seiner Familie erhob. Albaniens angestammter Herr versammelte er um sich dessen kriegerische Volksstämme und begann an der Spitze seiner tapfern und treuen Mirditen einen Kampf, den er dreiundzwanzig Jahre lang gegen die ganze Macht des ottomanischen Reiches fortsetzte; ein glorreiches Beispiel, was fester und beharrlicher Wille eines entschlossenen Völkchens vermag, das würdig seiner gleichfalls unter einem Alexander furchtbaren mazedonischen Vorfahren, Amurath in seinen Städten erzittern machte und in mehr als zwanzig Schlachten seine Heere schlug. Amurath starb vor Wuth darüber, und Mahomet II bestieg seinen Thron und eroberte Konstantinopel. Als Vorhut der Christenheit rief der Streiter Jesu Christi (diesen Namen hatte sich Skanderbeg beigelegt) die Fürsten Europa's um Hülfe an, aber Furcht hatte sie gelähmt, und so trat der Held allein den Kampf Europa's gegen Asien an.

Alphons von Arragonien herrschte damals über Neapel. Ein großer Staatsmann und Feldherr sah er nach dem Falle von Byzanz in dem asiatischen Koloß einen gefährlichen Nachbar und natürlichen Feind; er allein sendete dem bedrängten Albanesenhelden unter Raymund von Ortaffa einige Hülfstruppen. Nach dem Tode Königs Alphons wendete sich das Glück. Sein Sohn Ferdinand hatte alle Hände voll zu thun, sich des mächtigen Nebenbuhlers um seine Krone, Johann von Anjou, und eines undankbaren und tapfern Rebellen des Fürsten von Tarent zu erwehren. In Barletta von dem Condottiere Jakob Piccinino belagert, der im Solde Anjou's stand, schien es um seine Krone geschehen, als man am Horizonte weiße Segel auftauchen sah. Skanderbeg, eben so dankbar als unermüdlich, benützte einen mit dem stolzen Bajazet geschlossenen Waffenstillstand, dem Sohne seines alten Bundesgenossen Hülfe zu bringen. Er befreite ihn, eroberte Trani, durchflog an der Spitze seiner Reiterschaaren die weiten Ebenen von Puglia, verwüstete das Gebiet des Fürsten von Tarent, schlug den Piccinino und entschied den siegreichen Tag von Troja, der dem Hause Arragonien die neapolitanische Krone sicherte. Skanderbeg erhielt von dem dankbaren Ferdinand San Pietro in Calatina, eine kleine Stadt der Puglia, und von dorther schreibt sich die erste albanesische Niederlassung im Königreiche Neapel. Später erhielt Skanderbeg auch Trani und einige Ortschaften auf dem Gebirge Gargano.

Skanderbeg, dieser abenteuerliche Held, starb im Jahre 1467. Sein Sohn Johann Castriota vermochte nicht gegen Bajazet das Feld zu halten, und nach einigen Wechselfällen des Krieges endigte der Kampf mit der Verwüstung Albaniens. Grausam war die Rache des Sultans; den unglücklichen Albanesen blieb nur die Wahl zwischen Abfall vom Glauben ihrer Väter, oder Verbannung vom heimischen Boden. Damals begann ihre große Auswanderung nach Italien. Johann Castriota selbst floh nach Neapel, dessen König eine große Zahl Albanesen in Kriegssold nahm.

Unter dem Namen des königlichen Regiments der Mazedonier bildete er aus ihnen eine Schaar Fußvolks, die bis auf die Zeit der Revolution bestand. Die übrigen (und nicht gering war die Zahl Derer, die Verbannung der Glaubensverläugnung vorzogen) ließen sich — wie alle kriegerischen Völker dem Ackerbaue abhold — auf dem Gebirge Gargano nieder, das sie einigermaßen als ein Nationaleigenthum betrachten konnten. Die Ansiedlung dieser kühnen Fremdlinge, die arbeitscheu und trotzig das Land umher in Schrecken setzten, beunruhigte die Regierung; auch fehlte es wenig, so wäre für die Albanesen das Gebirg Gargano geworden, was für die Mauren in Spanien die Alpujarea's waren. Man vertheilte die furchtbaren Fremdlinge, man gab ihnen brachliegendes Land, und so wurden sie durch das ganze Königreich zerstreut. Jeder Tag sah neue Flüchtlinge ankommen.

„Es ist zum Erbarmen," schrieb Papst Paul II an Herzog Philipp von Burgund, „diese Unglücklichen ohne Brod, ohne Vaterland auf gebrechlichen Fahrzeugen über das adriatische Meer fliehen zu sehen, um an der Küste von Italien ein Asyl zu suchen gegen' die Barbarei der Ungläubigen." Dreihundert Jahre später sah man die Parginoten von britischem Geiz an einen noch grausameren Barbaren als Bajazet verkauft, an demselben Gestade weinend umherirren, und von Ort zu Ort um Aufnahme betteln. Die Geschichte bewahrt auf ihren Blättern nichts Erhabeneres als diese Nationalkatastrophen.

Die neuen Ankömmlinge mußten endlich ihre arbeitsscheue und kriegerische Neigung unter die friedlichen Gewohnheiten des Landlebens beugen. Aber hinter dem Bauer blickte immer noch der Soldat hervor, und man sah es der Hand an, die den Pflug führte, daß sie einst das Schwert zu schwingen gewohnt war. Diejenigen, denen ein Wohnort an den Küsten des adriatischen Meeres zugefallen war, konnten am fernen Horizont den blauen Streif der Gebirge Albaniens sehen, wo einst ihre siegreichen Gezelte aufgeschlagen waren, wo sie unter dem Strahl der heimathlichen Sonne von blutigen Kämpfen ausruhten. Noch blieb ihnen, obgleich ohne Vaterland, wenigstens der Trost von den Tagen ihres Ruhmes zu träumen, und mit den Blicken die Asche ihrer Väter zu grüßen. Ueber den Pflug gebeugt, den sie einst so tief verachteten, sangen

sie noch ihre Nationallieder, das einzige Denkmal ihres Ruhmes, das einzige Erbe ihrer Vorfahren. (Forts. f.)

Der Dey von Algier zu Paris.

(Fortsetzung.)

Ein Vorfall, der den Dey am unangenehmsten berührt zu haben schien, hatte sich in der Oper zugetragen. Ein junger Maler, Herr Lepaulle, zeichnete das Portrait des Pascha, während derselbe einer Vorstellung beiwohnte. Hussein's Auge fiel zufällig auf den Ort, wo der Künstler mit seiner Zeichnung beschäftigt war und bemerkte, was man vorhatte. Sogleich stand er auf, sehr erzürnt, wie es schien, und zog sich in den Hintergrund der Loge zurück. Wenn man die Vorurtheile der Türken gegen die Abbildungen menschlicher Gestalten erwägt, so wird man sich seinen Unwillen leicht erklären können; überdieß mußte es für ihn immer etwas Widerwärtiges haben, sich wie eine Art ausländisches Thier behandelt zu sehen, das zur Schau ausgestellt wird. Indeß versuchte ich es doch den Künstler wegen seiner scheinbaren Unart zu entschuldigen, indem ich sagte, man müsse Herrn Lepaulle durch seine enthusiastische Kunstliebe entschuldigen, die ihn unwiderstehlich hinziehe, die Züge interessanter Köpfe, wo immer sie ihm begegnen, für seine Kompositionen zu sammeln. Herr Jonannin übersetzte einige meiner Worte, worauf Hussein Pascha mit einem freundlichen Lächeln erwiederte. Da wir nun einmal auf die Oper zu sprechen gekommen waren, so fragte ich, ob der große Zudrang ihn zu sehen, ihm mißfällig gewesen sey. Er antwortete: keineswegs, er habe Dieß ganz natürlich gefunden. „Die Franzosen," fügte er hinzu, „sind neugierig."

„Allerdings," entgegnete ich, „sie sehen gern und vergleichen gern. Ein fremdartiges Gewand, neue Sitten fallen uns durch ihren Unterschied von den unsrigen auf. Ich darf indeß hinzusetzen, daß am Abende, wo Sie sich in der Oper befanden, während auch Don Pedro und die Kaiserin von Brasilien zugegen waren, nicht bloß das Kleid die Neugierde auf sich zog."

„Ich weiß wohl," erwiederte Hussein, „was man an Don Pedro und an mir sehen wollte. Die Sache ist ganz natürlich. Der Zufall dieses Zusammentreffens war auch einzig genug."

Hussein sagte diese Worte ohne alle Affektation einer Philosophie aber auch ohne Verdruß. Allein ich fürchtete, die Unterhaltung länger auf einem Gegenstande verweilen zu lassen, der ihn verletzen konnte. Der Pascha überhob mich meiner Verlegenheit, indem er den Uebergang zu einem andern Gespräche von selbst machte. „Meine Kleidung," sagte er, „hat an sich nichts Besonderes. Während meiner Statthalterschaft mußte ich zuweilen bei Gelegenheit großer Feste in einem glänzenderen Anzuge erscheinen; es war mir sehr zuwider. Der Mensch wiegt nicht mehr durch Gold und Edelsteine. Mein Geschmack ist einfach, wie Sie sehen."

In der That war Hussein auch in der Oper sehr einfach gekleidet. Die französischen Damen fanden seinen Anzug für einen Türken, der mehrere Millionen im Vermögen haben soll, nicht prachtvoll genug. Der Pascha erschien in seiner Loge nicht anders gekleidet als zu Hause. Nur ein Dolch mit Diamanten besetzt stack in seinem Gürtel, den er in seiner Wohnung abgelegt hatte. Sicherlich gibt es keinen Schauspieler in der Provinz, der das Kostüme des Dey von Algier kaufen möchte, um darin als Orosman oder Othello aufzutreten. Nur an der Spange seines Unterkleides war eine leichte Goldstickerei zu bemerken, sein übriges Gewand, das Oberkleid mit Aermeln, so wie seine weiten Beinkleider, waren von einfachem weißen Baumwollenzeug. Seine Weste war von feinem hellgrünem Tuch, das mit Zierrathen von gleicher Farbe durchnäht ist. Ein Shawl und ein Käppchen von rother Farbe bildeten seinen Turban. Ein Stück feiner weißer Leinwand mit rothen Streifen und Rosen durchgittert, diente ihm als Leibgürtel. Seine Pantoffeln sind eben so einfach als seine übrige Kleidung. Die einzigen Kleinode, die an ihm zu sehen waren, bestanden in einem sehr schönen Rubin, den er am kleinen Finger der rechten Hand trug, und in einer ziemlich großen flachen goldenen Dose, auf deren Deckel man einige Diamantenarbesken bemerkte, die vielleicht auch arabische Schriftzüge seyn mochten. Diese Dose lag zur Seite des Pascha auf dem Konapee neben einem Schreibzeug, von der Art wie man sie häufig in der Levante sieht. Hussein bedient sich dessen, wenn er etwas schreiben will, was er häufig thut. Wenn der Dey Tabak nehmen wollte, was er während unsers Gespräches drei oder viermal that, so bediente er sich selbst, dann reichte er die Dose Mustapha, der sie mit geöffnetem Deckel Jedem von uns anbot. (Forts. f.)

Der Paß nach Rußland.

(Schluß.)

Unbeständig und veränderlich schilt man das Glück, und so bewies es sich wirklich gegen mich; denn kaum hatte es mir gelächelt, so wendete es mir auch schon wieder den Rücken.

Wenige Stunden nach meinem Besuche bei dem Grafen von Hédouville, als ich eben, voll guten Muths, unbesorgt und sogar heiter aus dem Schauspiele ging, und nun recht gut zu schlafen dachte, wurde ich von Jemand angehalten, der mir sehr schnell auf Französisch sagte: „Gehen Sie geschwind nach Ihrem Gasthause; man wird Sie arretiren, und es ist besser, daß Dieß zu Hause geschieht als auf der Straße." Der Unbekannte entfernte sich hierauf so schnell, daß ich nicht Zeit hatte, mich von meinem Erstaunen zu erholen und eine Frage an ihn zu richten.

Der Oberst Aramitowski, Platzkommandant, und der Stadskapitän Malinowski erwarteten mich bereits im Gasthause. Beauftragt, sich meiner Papiere und meiner Person zu versichern, gingen sie mit einer Güte und einem Zartgefühle zu Werke, die ich ihnen nie vergessen werde. „Kann Ihnen irgend etwas von Nachtheil seyn," sagten sie, „so vernichten Sie es; wir waren Frankreich stets geneigt, und Gott schütze Sie vor allem Uebel." „Ich danke Ihnen, meine Herren," erwiederte ich; „ich danke Ihnen von Herzen für dieses großmüthige Verfahren, das ich nie vergessen werde; aber man legt zu viele Wichtigkeit auf mich. Nur Privatinteressen rufen mich in dieses Land, dessen Regierung ich auf keine Weise beunruhigen will. Sie können Sr. Hoheit den ganzen Inhalt dieses Koffers, zu dem ich Ihnen hier den Schlüssel überreiche, vorlegen; ich glaube nicht, daß ich von seiner Gerechtigkeit etwas zu fürchten habe."

Der Wagen des Obristen hielt im Hofe; er ließ mich einsteigen; wir fuhren nach seiner Wohnung, wo ich die Nacht zubrachte, und am andern Morgen nach der Parade führte er mich nach dem ungefähr eine Stunde von Warschau gelegenen Palast des Großfürsten. Während der Fahrt ertheilte der würdige Obrist mir alle die Nachweisungen, die er mir nützlich glaubte. „Kehren Sie sich nicht an den Zorn des Fürsten," sagte er zu mir, „seine Art ist heftig, zuweilen brutal. Wenn er Sie anfänglich beleidigt, so halten Sie an sich; er duldet keinen Widerstand; ich müßte sonst fürchten, daß er sich gegen Sie vergäße." „Sie glauben, daß er nach mir schlagen könnte?" erwiederte ich, indem ich erbleichte. Die Bewegung des Obristen war verständlich genug. Von diesem Augenblicke an beobachteten wir tiefes Schweigen; ich fühlte mich furchtbar beklommen; der letzte Augenblick meines Lebens schien zu nahen; mir war, als würde ich zum Tode geführt; die Würde meines Vaterlandes und meine eigene hatten einen starken, unerschütterlichen Entschluß erzeugt; schon krampfte sich meine Faust zusammen, um dem Obristen den Degen von der Seite zu reißen, um erst den Großfürsten und dann mich selbst zu durchbohren, wenn eine solche Beschimpfung, wie man mich sie vermuthen ließ, mir wirklich widerfahren sollte. Ich habe noch nicht gesagt, daß Graf Hédouville

mich verrathen hatte; allein aus dem bereits Mitgetheilten wird man es vermuthen.

Der Großfürst ließ uns nicht lange warten; kaum hatten wir den Fuß aus dem Wagen gesetzt, so wurden wir zu ihm geführt. „Ach, sieh da, Herr Schwärzer,“ sagte er, sobald er mich gewahr wurde; „Sie wissen also noch nicht, daß alle Lügen entdeckt werden, und daß man, um eine Zeitlang eine zu behaupten, noch tausend andere folgen lassen muß?“ „Steht es mir frei, Fürst, mich erklären zu dürfen?“ erwiederte ich mit festem Tone. — „Um mich aufs Neue zu belügen?“ — „Um Ihnen die Wahrheit zu sagen; denn ich müßte mich schämen, hätte ich jetzt nicht den Muth, sie zu entdecken.“ — „Sie werden antworten, mein Herr, und vor Allem ja nicht glauben, mich zum Narren haben zu können. Zuerst, warum hat unser Gesandter zu Paris Ihnen sein Visum verweigert? weil Sie ein Carbonaro sind?“ — „Weil ich ein alter Militär bin.“ — „Das ist die Sache; unzufrieden mit der neuen Ordnung der Dinge, ein Liberaler, ein Aufrührer, wie so viele Andere, die hieher kommen, um den Geist der Empörung zu verbreiten; aber Dem werden wir zu begegnen wissen!“ — „Ich erlaube mir zu sagen, daß E. Hoh. in Dem, was mich betrifft, sich irren; ich ging nicht nach Rußland, weder um die Art, wie dort das Volk und die Armee beherrscht wird zu tadeln, noch um sie zu loben; nur persönliche Angelegenheiten führten mich hierher. Da übrigens allen Unterthanen Ihres kaiserl. Bruders, ohne Ausnahme, der freie Eintritt in Frankreich gestattet ist, so scheint mir, daß wir bei Ihnen des nämlichen Vorrechts genießen sollten.“ — „Und auf solche Schlüsse hin glaubten Sie, der Weigerung unsers Gesandten ungeachtet, abreisen zu dürfen?“ — „Ich glaubte, daß Ihr Gesandter seine Befehle überschritt, und jetzt hoffe ich hier Gerechtigkeit und keine Verfolgung zu erfahren.“ Der arme Obrist zitterte ob der Kühnheit meiner Antworten; doch für dießmal war seine Furcht überflüssig. Der Großfürst hatte vermuthlich einen seiner guten Augenblicke; er ließ sich meine Papiere und meine Briefe, die er ohne Umstände aufbrach, vorlegen; las Alles, indem er eine Cigarre rauchte, und sagte endlich: „Daraus sehe ich nichts, das beweist nichts; ich muß durchaus andere Aufklärungen haben. Obrist, führen Sie den Herrn in Ihre Wohnung, weisen Sie ihm ein Zimmer an und kommen Sie hernach zurück; ich werde Ihnen hinsichtlich seiner andere Befehle geben.“

Meine Gefangenschaft dauerte fünf Wochen; aber sie war erträglich. Der Großfürst, sonst gewöhnlich so schrecklich gegen Die, die er züchtigen wollte, zeigte sich gegen mich unbegreiflich nachsichtig. Er bestritt freigebig die Kosten meines Unterhalts, bewilligte zwei Unteroffiziere der Veteranen zu meiner Bedienung, und erlaubte mir, in Begleitung des Kapitäns Malinowski, zuweilen das Bad und das Schauspiel besuchen zu dürfen. Dieser verlängerte und wiederholte unsre Spaziergänge so viel möglich und ertheilte mir mit Vergnügen alle Aufschlüsse, die meine Neugier nur wünschte. Ich war fast so viel als frei auf Ehrenwort; meine Tage verstrichen ohne Langweile; ich brachte sie größtentheils auf den Bureaux des Generalstabes zu, wo ich Freundschaft mit einigen Offizieren und, fast schäme ich mich es zu sagen, mit dem Scharfrichter geschlossen hatte.

Mit den Dienstverrichtungen des letztern ist in Polen keineswegs ein so entwürdigender Begriff verbunden wie in Frankreich. Hier ist der Vollstrecker der Kriminalurtheile eine Art Paria, von dem die Gesellschaft sich mit Abscheu zurückzieht, der allein lebt mitten unter Menschen, und der den Blicken ausweicht, um nicht beständig durch sie gedemüthigt zu werden. Dort hingegen ist er ein Staatsbeamter, den man, wenn er sich ehrenwerth beträgt, ohne Scheu bei sich empfangen kann, und der durch keine Abneigung aus Vorurtheil verletzt wird. Der, von dem ich spreche, kam alle Morgen, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, in die Bureaux des Obristen. Er war jung, schön von Gestalt und Wuchs, und immer sorgfältig gekleidet. Seine Sitten waren geschliffen, seine Stimme sanft und einschmeichelnd. Lange hielt ich ihn für den Sohn einer der ersten Familien des Landes, und dieser Irrthum wäre mir noch unbenommen, hätte nicht während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Warschau die Hinrichtung eines Verbrechers statt gehabt. Da sah ich meinen neuen Freund mit aller ceremoniellen Pracht seines Amtes angethan, zu Pferde hinter dem Verurtheilten über den Platz des sächsischen Palastes ziehen. Er war mit einer reichen, rothsammtnen, mit goldnen Tressen bedeckten und mit kostbarem Pelzwerke verbrämten Tunika bekleidet. Indem er das breite Schwert schwang, mit dem die Exekution vollzogen werden sollte, rief er den Zuschauern zu, sie möchten ihren Kindern Furcht vor ihm einflößen. Der Eindruck, den dieser Anblick auf mich machte, läßt sich nicht beschreiben; um meinen Augen zu trauen, war das Zeugniß Aller nöthig, die mir die Identität der Person bekräftigen konnten, und ich wußte es nun so einzurichten, daß ich ihm nie mehr begegnete.

Aus meinem Fenster, das auf den sächsischen Platz ging, sah ich täglich den Großfürsten, der hier die Garde zu Pferde, aus Russen und Polen bestehend, defiliren ließ; alle hatten eine treffliche Haltung und manövrirten mit bewundernswerther Präcision. Er kommandirte zuweilen selbst, und wenn er zufrieden war, so antworteten die geschulten Soldaten auf das Wort „gut,“ das er mit lauter Stimme rief, durch ein anderes welches so viel sagen wollte, als: „Wir wollens noch besser machen!“

Endlich nach Verlauf von fünf Wochen erhielt der Großfürst vom Herrn Pozzo di Borgo die mich betreffenden Nachweisungen, welche aber durch ein höchst sonderbares Mißgeschick durchaus falsch waren. Es hieß, ich hätte mich der Gesandtschaft in Begleitung noch zweier außer Dienst gesetzter Offiziere vorgestellt und um die Bewilligung nachgesucht, nach Odessa und von da nach Griechenland gehen zu dürfen; daß jedoch unser Vorhaben nicht klar genug und demselben nicht zu trauen sey. Der Großfürst ließ mich noch einmal kommen; er war im Zorn, erlaubte sich jedoch keine beleidigenden Ausdrücke. — „Da sehen Sie,“ sagte er, „wie man mir berichtet! Was muß man doch thun, um die Wahrheit von Ihnen zu erfahren?“ — „Ich beharre auf meiner bereits gegebenen Erklärung, gnädigster Herr; es fehlt Ihrem Gesandten an Gedächtniß und Genauigkeit; er verwechselt wahrscheinlich zwei Personen.“ — „In unsrer Verwaltung, mein Herr, geschieht Alles mit Ordnung; der Gesandte verwechselt Sie keineswegs mit einem Andern; er kann sich nicht irren. Sie wollen mich täuschen; aber nehmen Sie sich in Acht, meine Geduld könnte leicht ermüden.“ — „Was hätte ich also zu fürchten, gnädigster Herr?“ — „Daß ich hinter Ihre verdeckten Plane komme; Sie sind Freimaurer, Jakobiner, der Agent irgend einer geheimen Verbrüderung.“ — „Ich bin nur mein eigener Agent und kann unmöglich glauben, daß Sie mir ein falsches Bekenntniß entreißen wollen.“ — „Wer sagt das? bin ich dessen fähig? bin ich ein Inquisitor? hält man mich für einen Inquisitor? Ich will die Wahrheit wissen; ich will sie wissen; ich will es, verstehen Sie mich? Ehe ich Ihnen erlaube, Ihre Reise fortzusetzen, muß ich wieder nach Paris schreiben.“ — „Und ich, gnädigster Herr, ich wage es, Ihnen zu sagen, daß ich nicht länger warten will. Diese Untersuchungen und Zögerungen ermüden mich; ich will mich nicht zwingen lassen, ein Land zu bewohnen, das Ihnen unterworfen ist; schicken Sie mich in mein Vaterland zurück, aus dem ich nicht wie ein Verbrecher geflohen bin. Ich darf mich nicht fürchten dorthin zurückzukehren; ich werde es im Gegentheile mit neuem Vergnügen wieder betreten, seit ich Vergleiche zu machen weiß.“ — „Fort, Unverschämter, hinaus; ich jage Euch fort. Obrist, übergebt den Herrn der Gendarmerie, man soll ihn nach der Gränze bringen.“

Der Obrist war genöthigt, diesen Befehl zu vollziehen. Vergebens würde ich den Schutz des Grafen Hédouville gegen eine solche Gewaltthätigkeit angerufen haben; vom Jahre 1815 bis 1830 war Frankreich in Rußland nur von Feiglingen oder von Stummen vertreten.

Noch am nämlichen Abende ließ man mich, einen Unteroffizier an der Seite, die Kibitke besteigen, der mich nach achttägiger Reise dem Gouverneur von Kalisch übergab, von dem ich mit der größten Höflichkeit und dem zuvorkommendsten Wesen aufgenommen wurde. Ich erzählte ihm meine Geschichte; er war erstaunt über die Milde des Großfürsten. — „Sonst hat er Ihnen nichts gethan?“ rief er mit der größten Verwunderung aus; „großer Gott, welche Züchtigung hätte Einer von uns nach einer solchen Sprache erfahren! Wie glücklich sind Sie!“ Hierauf seufzte er schmerzlich und blickte gen Himmel, als wollte er sagen: „Wann werden wir von dieser drückenden Herrschaft befreit werden?“

Ich kehrte nach Frankreich zurück, indem ich auf meinem ganzen Wege das Lob des Großfürsten und des Herrn Pozzo di Borgo, des Unfehlbaren, verkündete, und hinlänglich gewitzigt, ja nicht zu sagen, ich sey ein alter Militär, wenn mir je wieder der Gedanke kommen sollte, nach Rußland zurückzukehren; ein Dieb, ein Bankerotirer oder sonst etwas dem Aehnliches wäre sicher unbemerkt geblieben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 264. 21 September 1831.

Der Dey von Algier zu Paris.

(Fortsetzung.)

Dieß waren nicht die einzigen Dienste Mustapha's, er reichte uns auch Kaffee. Ein Wort nur darüber, wie uns dieser treue Diener des Pascha *) den trefflichen Moka einschenkte. Mustapha scheint zwischen fünf und sechs und dreißig Jahren alt, groß, ein wenig sonnenverbrannt und fast wie sein Herr gekleidet. Sein Kopf ist schön, seine schwarzen glänzenden Augen liegen tief unter der Stirnwölbung, die von zwei großen schwarzen Augenbraunen umschattet wird. Er trägt den Bart nicht lang und nur auf der Oberlippe einen großen Schnurrbart. Ich bemerkte an ihm sehr schöne Hände. Auch die Hände Husseins sind sehr schön und zeugen von Kraft. Mustapha blieb die ganze Unterredung über innerhalb der Thüre des Zimmers. Die Hände ober dem Gürtel kreuzweis auf der Brust übereinander gelegt, den Kopf ein wenig vorwärts geneigt, hörte er, aufmerksam auf das kleinste Wort, auf den kleinsten Wink seines Gebieters, unsere Unterhaltung an, ohne daß er die mindeste Theilnahme daran zu nehmen schien. Wir lachten öfters, Mustapha verzog keinen Mundwinkel und blieb immer in seiner sklavischen Ernsthaftigkeit. Er reichte uns den Kaffee nicht auf einer Platte. Es waren unserer vier, und viermal ging er in's Vorzimmer um je eine Tasse zu holen. Die erste wurde dem Pascha gereicht. Diese Tassen waren kleine Vasen von schönem Porzellan, und standen in einem metallenen Untersatze wie Eier in einem Eierbecher. Der Fuß dieser kleinen Schalen war dem Sockel der antiken Vasen nur in verjüngtem Maßstabe nachgebildet, und an diesem schmalen Rande trug Mustapha seine Tassen auf, die er geschickt mit dem Daumen und Zeigefinger zu fassen wußte. Während wir den Kaffee nahmen (und Hussein, im Vorbeigehen gesagt, setzte aus Höflichkeit gegen uns seine Tasse nicht eher an den Mund, bis seine Gäste bedient waren), ging das Gespräch fort. Das, was der Dey über seinen einfachen Geschmack geäußert hatte, führte mich auf die Frage, ob er bei seinem Besuche bei dem Könige der Franzosen nicht erstaunt gewesen sey, das Oberhaupt einer in Künsten und jeder Art von industrieller Entwicklung blühenden Nation, von so wenig Pracht und Glanz umgeben zu sehen. „Ganz so wie ein König seyn soll," erwiederte Hussein, „und der Eurige ist sehr gut." — „Man hat erzählt," nahm ich das Wort, „daß Sie mit Ihrer Aufnahme bei Ludwig Philipp nicht zufrieden gewesen seyen." Kaum hatte Hussein diese Worte durch den Mund seines Dolmetschers vernommen, als er sehr lebhaft zu sprechen anfing und dabei einigemal die Hand aufs Herz legte. In diesem Augenblicke drückte seine Gestalt, von der ich kein Auge verwendete, eine große Lebendigkeit aus. Er schien von einem tiefen Schmerz ergriffen. Ich sah, daß man über diesen Gegenstand falsche Gerüchte verbreitet hatte. Herr Jouannin hatte die Antwort des Pascha vernommen, und sagte dann zu mir gewendet: „ich will Ihnen Wort für Wort die Rede des Dey übersetzen: Weit entfernt, mich über die Aufnahme, deren mich der König gewürdigt hat, zu beklagen, erkläre ich, daß ich von seiner Güte gegen mich tief durchdrungen bin. Niemals in meinem Leben werde ich die wohlwollende, ehrenvolle und große Art vergessen, mit der ich von der herrlichen Familie aufgenommen wurde, in deren Mitte ich mich niedersetzte; ich werde dafür ewig erkenntlich seyn. Niemals würde im Orient Jemand so behandelt worden seyn, wie ich vom Könige, der Königin und ihren erlauchten Verwandten. Ich wiederhole es, ich werde bis zu meinem letzten Augenblick die Erinnerung an diesen Tag bewahren, der mich mit Freuden erfüllte."

Hussein kam noch öfters darauf zurück, um mich zu überzeugen, daß das Gerücht völlig falsch sey. Ich erzählte ihm hiebei, daß der König und seine Kinder ganz gegen die Sitte des alten Hofes sehr häufig unmittelbar mit dem Volke verkehrten; daß so der älteste Sohn des Königs, dem die Konstitution die Krone als Erbe zusichert, mit den Bürgern seines Stadtviertels in einer Kompagnie der Artillerie der Nationalgarde als Gemeiner diene, und daß ich, ein den Wissenschaften ergebener Mann ohne Vermögen und Namen, die Ehre habe, sein Kapitän zu seyn u. s. w. Diese Mittheilung schien den Dey in das höchste Erstaunen zu versetzen, und er antwortete darauf mit dem Spruche eines alten weisen Königs: „der Mensch, der über die andern erhoben ist, verdient Gottes Lohn, wenn er nicht stolz gegen seine Untergebenen ist. Ich würde weit von mir zurückweisen meinen Bruder, wenn er stolz wäre. Wer zu viel sich erhebt im Stolz, den stürzt Gott und den Niedrigen erhebt er."

*) Der Dey hat noch einen andern Diener in seinem Gefolge, der ein Maure, und sechs Tagreisen von Algier zu Hause ist. Hussein hat ihn schon lange in seinem Dienste und hegt für diesen Araber eine wahre Freundschaft; so zwar, daß er oft mit ihm vertraulich plaudert, und in seiner Gegenwart ihm zu sitzen erlaubt.

„Diese Lehre ist auch in unserm Evangelium enthalten," sagte ich zu Hussein. — „Sie ist eine der ältesten und schönsten Ueberlieferungen des Orientes," bemerkte er, „und das Evangelium ist ganz orientalisch."

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer Meriko's.

(Schluß.)

Der Geschichtschreiber verweilt hier bei Beschreibung der Geschenke und der Schiffe, auf welchen die Gesandten abfuhren, und erzählt dann weiter, wie sie vor Cortes erschienen:

„Der Gott, den wir anzubeten gekommen sind," sprachen die Boten, „kennt seinen Diener Montezuma, der die Stadt Meriko beherrscht und uns sagte: „„Der Gott ist nach großen Mühseligkeiten angekommen."" Nun überreichten sie den Schmuck, den sie mit sich gebracht, dem Feldherrn Hernando Cortes, indem sie ihm denselben anlegten. Zuerst setzten sie auf sein Haupt die Krone und die Gesichtsmaske von Gold, dann hingen sie um seinen Hals die Schnüre mit kostbaren Steinen und andern Zierrathen, an den linken Arm steckten sie ihm den Schild, von dem bei Beschreibung der Geschenke die Rede war, und legten alle übrigen Gaben zu seinen Füßen nieder. Der Feldherr sagte zu ihnen: „Habt Ihr noch andere Sachen?" Sie erwiederten: „Herr, wir haben Nichts, als was wir mitgebracht." Hierauf ließ der Feldherr sie binden und das Geschütz abfeuern. Die Boten, die an Händen und Füßen gebunden waren, fielen zu Boden wie todt, als sie den Donner der Feuerschlünde hörten. Die Spanier hoben sie auf und gaben ihnen Wein zu trinken, was sie wieder stärkte.

„Hierauf sagte ihnen der Feldherr durch seinen Dolmetscher: „Hört mich! Man hat mir gesagt, daß die Merikaner tapfere Männer sind, die immerwährend Krieg führen, große Ringer und wohl geübt in Waffen; man hat mir gesagt, daß ein einziger Merikaner zehn, ja sogar zwanzig seiner Feinde besiegen könne; ich will sehen, ob Dieß wahr ist, und ob ihr so muthig seyd, als man gesagt hat." Sofort befahl er, ihnen Degen und Schilde zu geben. Dann sollten sie mit eben so viel Spaniern einen Zweikampf beginnen, um zu sehen, wer von beiden Völkern am tapfersten sey. Aber die Merikaner erwiederten alsbald: „Vernimm unsere Entschuldigung: wir dürfen nicht thun, was Du uns befohlen hast, denn Montezuma hat uns bloß gesendet, Dich zu begrüßen, und seine Geschenke zu überbringen; wir können nichts Anderes thun, nein, wir dürfen nicht Deinem Befehl gehorchen. Montezuma, unser Herr, würde auf uns zürnen und uns mit dem Tode bestrafen." Der Feldherr antwortete ihnen: „Ihr sollt dennoch thun, wie ich Euch sage; ich will sehen, was für Männer Ihr seyd, denn dort unten in unsrem Lande haben wir sagen hören, daß Ihr tapfere Krieger seyd; ergreift also die Waffen und seyd bereit, und morgen früh im Felde zu begegnen."

„Hierauf nahmen sie Abschied, bestiegen ihre Boote und richteten sie nach dem Lande, indem sie mit großer Hast ruderten und zu einander sprachen: „Muth, tapfere Männer, strengt eure Arme zum Rudern an, bevor uns Jemand einholt."

„Nachdem Montezuma den Bericht der Gesandten vernommen hatte, ließ er sogleich seine Wahrsager, Zauberer und Häuptlinge zusammen kommen, und sendete sie nach dem Hafen, wo die Spanier sich befanden, mit dem Auftrage, zu sorgen, daß es den Fremden nicht an Speise gebreche und Alles vollzogen werde, was sie verlangten. Auch befahl er ihnen, aufmerksam Alles zu beobachten, was sie sehen würden, und ihm davon treuen Bericht zu erstatten. Zugleich schickte er mit ihnen einige Sklaven ab, um sie vor dem angekommenen Gott zu schlachten, wenn sie bemerken würden, daß es ihm wohlgefällig sey und er Blut zu trinken verlange. Die Gesandten reiseten hierauf ab und kamen an den Ort, wo die Spanier sich befanden, und boten ihnen Maiskuchen mit Menschenblut besprengt. Als die Fremden diese Speise sahen, empfanden sie einen großen Ekel, spien aus, und warfen mit Abscheu das Brod weg, das deutlich nach Blut roch. Es war Dieß aber auf Befehl Montezuma's geschehen, und er hatte es so befohlen, weil er die Fremden für Götter hielt, die vom Himmel herabgestiegen, auch weil er glaubte, die Neger seyen schwarze Götter. Montezuma sendete hierauf Zauberer, um zu versuchen, ob man nicht durch Zauberei die Fremden tödten oder aus dem Lande vertreiben könne. Die Zauberer boten Alles auf, was in ihren Kräften stand, richteten aber nichts aus."

Die Chronik verbreitet sich nun umständlich über die Art und Weise, wie die Spanier gegen die Eingebornen zu Werke gingen, über den Schrecken, den sie ihnen einflößten, und über die Berichte, welche dem Kaiser erstattet wurden. Merkwürdig ist die Schilderung, die sie von dem Eindrucke macht, den die Nachricht, daß die Spanier gesonnen seyen, nach Meriko vorzurücken, auf die Bevölkerung dieser Stadt hervorbrachte.

„Als Montezuma diese Berichte erhalten hatte, fing er an von der Ahnung großen Unglückes gequält zu werden, das ihm und seinem Reiche bevorstehe. Die Furcht begann eben so bei ihm, wie bei Allen, die von den erzählten Neuigkeiten Kenntniß erhalten hatten, zu steigen. Alles weinte, Alles war in Kummer versunken, und ging einher mit gesenkten Häuptern. Es bildeten sich Versammlungen, die mit Schrecken von den Dingen sprachen, die da kommen sollten. Die Mütter legten mit weinenden Augen die Hände auf die Häupter ihrer Kinder, und sagten: „O mein Kind, Du wurdest zu einer schlimmen Zeit geboren! Du wirst große Dinge sehen und große Drangsal auszustehen haben!" Es war Montezuma benachrichtigt worden, daß die Spanier eine Merikanerin, Namens Marina, eine Einwohnerin von Teticpac, das an der Küste des nördlichen Meeres liegt, bei sich hätten. Man sagte ihm, sie diene den Europäern als Dolmetscherin und sage in merikanischer Sprache Alles, was ihr der Feldherr Hernando Cortes zu sagen befehle. Montezuma schickte nun Boten und Häuptlinge an den Ort, wo die Spanier sich befanden, um beobachten zu lassen, was die Fremden vornähmen, zugleich aber auch zu besorgen, was zu ihrem Dienste nöthig wäre.

„Tagtäglich kamen die Einen und die Andern gingen, und die Boten folgten einander auf dem Fuße. Auch die Spanier erkundigten sich unaufhörlich nach Montezuma; sie wollten wissen, wie er gestaltet, ob er alt oder jung sey, oder von mittleren Jahren oder ob er schon weiße Haare habe. Die Merikaner erwiederten den

Spaniern: „Er ist ein Mann zwischen beiden Lebensaltern, weder alt noch dick, er ist hager und rührig." Als Montezuma die Berichte der Boten hörte und daraus abnahm, wie genau die Spanier sich nach ihm erkundigten, und wie sehr sie wünschten, ihn zu sehen, fiel er in große Angst. Er dachte daran zu fliehen und sich so zu verbergen, daß ihn die Spanier nicht finden könnten. Er war Willens, sich in eine Höhle zu flüchten, ja sogar die Welt zu verlassen, und in die Unterwelt hinabzusteigen, das unterirdische Paradies oder sonst einen unbekannten Ort aufzusuchen, und darüber unterhielt er sich mit seinen vertrautesten Freunden. Man antwortete ihm, es gebe Leute, die den Weg in die Unterwelt in das irdische Paradies, in die Wohnung der Sonne oder wenigstens in die Höhle wüßten, die man Cincalco nennt, nahe bei Atlacuioacan, hinter Chapultepec, wo sehr verborgene Orte seyn sollen. Dort kann der Kaiser, sagte man, einen Zufluchtsort finden, er möge nur wählen, wie es ihm beliebe und wir wollen ihn hinführen. Montezuma zeigte sich geneigt, in die Höhle von Cincalco zu gehen, und man machte es im ganzen Lande bekannt; aber dieser Entschluß blieb unerfüllt. Nichts von Allem, was die Zauberer versprochen hatten, ging in Erfüllung. Endlich faßte Montezuma Muth, er entschloß sich Alles zu erwarten, was da kommen möge, und jeder Gefahr die Stirn zu bieten."

Nun zeigt uns die Chronik Cortes mit seinem Heere vor Mexiko, und erzählt hierauf seine erste Zusammenkunft mit Montezuma:

„Als die Spanier an dem Flusse angekommen waren, der nahe an den Häusern Albaredo's vorbeiströmt, und unter dem Namen Xolnco bekannt ist, schickte sich Montezuma an, den Hernando Cortes und die andern Feldhauptleute in Frieden und Ehre zu empfangen; die Großen des Reiches, die Häuptlinge und Edlen sollten ihn begleiten. Sie nahmen eine große Menge schöner und wohlriechender Blumen, die man zu Kränzen und Guirlanden geflochten hatte, und legten sie auf eine Art zierlich bemalter Credenzteller, die aus großen Flaschenkürbissen, verfertigt waren, auch trugen sie mit sich Halsgehänge von Gold und edlen Steinen hinaus. Montezuma stieß auf die Spanier an einem Orte, den man Viztillan nennt, nahe da, wo jetzt das Hospital der heil. Empfängniß ist. Sogleich hing er um Cortes Nacken eine goldene mit Edelsteinen besetzte Kette, und bot allen andern Feldhauptleuten Blumenkränze und Guirlanden an.

„Nachdem Montezuma die Geschenke nach Landessitte vertheilt hatte, richtete Cortes an ihn das Wort, und der Kaiser antwortete: „Ich bin Montezuma." Nach diesen Worten beugte er sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem Feldherrn, dann richtete er sich wieder auf, und blieb dicht Don Hernando gegenüber stehen, indem er folgende Rede hielt: „O Herr, sey willkommen! Du bist in Dein Land gekommen, in Deine Stadt, in Dein Haus zu Meriko. Du bist angekommen, um Dich hier auf Deinen Thron zu setzen, auf Deinen Priesterstuhl, den ich in Deinem Namen einige Jahre eingenommen. Andere Beherrscher, die schon gestorben sind, hatten ihn vor mir inne; Einer derselben nannte sich Ytzcoatl, der andere Montezuma der ältere; auch die andern Aracayatl, Tisocic und Avizotl und ich, der letzte von Allen, herrschten über Deine Stadt Meriko, und trugen Sorge für sie. Wir alle haben die Last der Regierung über Dein Reich und Deine Vasallen getragen. Die Todten können nicht wissen noch sehen, was sich jetzt begibt; möchte Gott es geben, durch den wir leben, daß Einer von ihnen am Leben wäre und sehen könnte mit eigenen Augen Was vor mir in Erfüllung geht! Sie sind ferne. Aber ich schlafe nicht und träume nicht, Du bist es, unser Herr, den ich vor meinen Augen sehe, ich sehe Dein Antlitz und Deine Gestalt! Lange schon hat mich darnach verlangt; es sind schon viele Tage vergangen, seit mein Herz den Ort zu finden suchte, wo Du angekommen warst. Du bist von den Wolken herabgekommen und diese Wolken verschleierten einen der ganzen Welt verborgenen Ort. Aber gewiß ist es, daß die Könige, die uns vorangegangen sind, es sagten, daß Du kommen würdest, um über Dein Königreich zu herrschen und Deinen Thron und den Priesterstuhl einzunehmen, und nun sehe ich die Wahrheit dieses Wortes in Erfüllung gehen. Seyd also willkommen, ihr werdet viel gelitten haben auf der langen Reise, erholt euch jetzt! Hier ist Dein Haus und Dein Palast, nimm sie in Besitz und ruhe aus mit Deinen Feldhauptleuten und Gefährten." So sprach Montezuma, und Marina übersetzte seine Rede Wort für Wort Don Hernando Cortes. Als dieser vernommen hatte, was der Kaiser sprach, erwiederte er Marina: „Sage Montezuma, daß er sich tröste, daß er ohne Furcht sey; ich wie Alle, die mit mir gekommen sind, lieben ihn sehr. Es wird ihm kein Leides widerfahren. Wir freuen uns sehr ihn zu sehen und kennen zu lernen. Was wir so lange gewünscht hatten, ist endlich in Erfüllung gegangen: wir sind in Meriko, seinem Wohnorte angekommen und wir werden Zeit haben, uns zu sehen und zu sprechen." Hierauf nahm Don Hernando Montezuma's Hand, und beide gingen zusammen in das königliche Haus.

„Die Häuptlinge, welche dieser Unterredung beiwohnten, waren: der Herr von Tezcuco, der sich Camatzin nannte, der Herr von Tlacupan, Tetlepanketzatzin genannt, der Statthalter von Tlatilulco Namens Ytzquauhtzin, und der Major Domus Montezuma's, genannt Topantemoctzin, den er über Tlatilulco gesetzt hatte. Dieß waren die Vornehmsten, die andern untergeordneten Häuptlinge gar nicht gerechnet.*) Als Montezuma gefangen genommen wurde, verließen ihn alle und flohen hinweg, um sich zu verbergen."

---

*) Von den in der Chronik angeführten Namen, ein Gräuel für alle europäischen Zungen, selbst wohl für eine russische, hier nur einige: Atlixcatzintacatecatl — Tpoatzintacochcacatl — Quetzalaztatzinticoctaoacatl — Totomochtzinhecatempalitzin — Quappiatzin.

Die Insel Bali.

(Schluß.)

Die Kleidung der Eingebornen ist sehr einfach, und besteht bloß aus einem Sarong oder gestreiftem Zeuge, das von den Lenden bis an die Knie hinabfällt, und einem groben blauen und weißen Tuch, das man bald um die Schulter wirft, bald um den Leib bindet, und womit man in der Nacht sich zudeckt. Niemand, weder vornehm noch gering, weder Weib noch Mann, trägt eine Jacke oder überhaupt ein Kleid, das den obern Theil des Körpers bedeckt. Die Männer werfen ihr grobes Tuch um die Schultern, wenn es kalt ist, und die Weiber lassen manchmal ihre Leibbinde nachläßig über den Busen fallen; gewöhnlich aber tragen sie ihn ganz offen, auch wenn Fremde gegenwärtig sind. Sie haben nie ein Tuch um

den Kopf, wie die Malayen, sondern binden ihr Haar, wenn es lang und unbequem geworden ist, mit einem Streif Tuch oder auch nur mit einer Grasflechte zusammen. Das beliebteste Haarband ist gewöhnlich ein Streifen von feinem europäischen Tuch. Gusti Anacu, ein Prinz von Geblüt, und ein Mann von großem Einfluß am Hofe, stolzirte mit einem solchen ums Haar gebundenen Streifen einher, den bei uns kein Kind auflesen würde. Vorn, wo der Sarong um die Lende gebunden ist, befestigen sie gewöhnlich eine Tasche, die aus Gras oder Binsen geflochten ist, und worin sie ihren Betel, Tabak, Opium und manchmal ihr Geld aufbewahren. Diese Tasche ist gewöhnlich einen Fuß lang und einen halben Fuß breit, und sie stecken oft die Hände hinein, um sie nicht gerade hinabhängen zu lassen. Jeder Mann hat seinen Dolch hinten im Gürtel; der Handgriff ist meist von Holz, manchmal von Elfenbein, und bei den Vornehmern mit Gold und Silber ausgelegt. Die Klinge ist gewöhnlich auf der Insel selbst verfertigt, und nach den Generationen geschätzt, die sie schon durchlaufen, oder nach der Anzahl Leute, die darunter gefallen sind.

Die Kleidung der Weiber ist wenig von der der Männer verschieden, außer daß sie eine schönere Leibbinde oder Sallindong haben, als die Männer, und daß sie ihr Haar ziemlich auf dieselbe Weise, wie in Java binden. Des Königs Frauen und weibliche Verwandte gehen aus mit einer Menge Jasmin im Haare, so daß der ganze Kopf weiß, und auch noch der Nacken damit bedeckt ist; da ihre Leibbinden von hellerer Farbe sind, so ist ihr Aussehen gar nicht unelegant. Außerdem ist wenig auffallender Unterschied zwischen der Kleidung der höhern und niedern Klassen.

Obgleich die Balinesen, den Hindugesetzen zufolge, kein Kuhfleisch essen, so schlachten und verzehren sie doch Büffel und junge Schweine. Büffelhäute sind ein bedeutender Ausfuhrartikel.

Das Reisen im Innern geschieht von Armen zu Fuße, von Reichen und Großen zu Pferde, von königlichen Personen in Tragsessel. Handelsleute, welche ihre Waaren fortschaffen wollen, können sich selten Lastträger verschaffen, und müssen Pferde nehmen; diese gehen mit großen Körben auf den Rücken ungefähr 12 Stunden weit im Tage. Ein Fremder kann sich Sattel- und Packpferde zu mäßigen Preisen verschaffen, wenn er vorerst die Erlaubniß des Königs eingeholt hat, ins Innere des Landes zu reisen; ohne diese Erlaubniß gibt ihm kein Eingeborener auch nur ein einziges Pferd. Räderwagen gibt es keine; man könnte sie auch nicht anwenden, da es weder Brücken noch eigentliche Wege gibt.

Sklaverei in einem gewissen Sinne herrscht in Bali; alle Verbrecher unter den Männern und alle Mädchen, die sich eines Fehltritts schuldig gemacht, werden alsbald die Sklaven des Königs, der einige davon für sich arbeiten läßt, Andere auf Handel aussendet, von dessen Gewinn sie ihm einen Theil abgeben müssen; Einige, die alt und unbrauchbar sind, oder über einem neuen Verbrechen ertappt werden, schafft man aus dem Wege; Andre, die ein besseres Aussehen haben, werden an die Chinesen verkauft, welche sie an die holländischen oder französischen Schiffe in den verschiedenen Seehäfen abgeben. Kriegsgefangene werden oft auf dieselbe Weise behandelt, und arme, unbeschützte Personen, die keine Verwandten haben, theilen häufig dasselbe Schicksal. In Bali-Badong findet sich ein Abgeordneter der niederländischen Regierung in Java, der diese Leute aufkauft und nach Java schickt, wo sie unter den Truppen eingereiht werden. Es sollten 1000 Mann zu 20 Piaster für den Kopf geliefert werden, die Hälfte davon wurde in den letzten zwei Jahren geliefert, welche, alle Nebenausgaben mit eingeschlossen, ungefähr 20,000 Piaster kosteten. Man sucht nur junge, starke Leute heraus, und sobald eine hinlängliche Anzahl beisammen ist, kommen Kriegsschiffe und holen sie ab. Im Jahre 1829 kamen zwei französische Schiffe von Mauritius, Eines nach Badong, das Andre nach Padang Cove, um Sklaven zu kaufen. Sie wollten bloß Weiber, und schätzten sie nach ihrer Jugend und Dicke. Für junge Mädchen gaben sie 150 Rupien, für solche von mittlerem Alter 80; ältere verwarfen sie ganz. Auch Knaben kauften sie auf, selten aber erwachsene Männer, da diese wohl zu störrig für sie seyn mochten. Diese Schiffe führten 500 Sklaven weg, und versprachen bald wieder zu kommen. Dieß Letztere ist ein regelmäßiger Sklavenhandel, der als solcher gestraft werden sollte. Die niederländische Regierung hat jedoch die Entschuldigung, daß sie eigentlich diese armen Leute aus der Sklaverei befreie und vor einem viel härteren Loose bewahre; hinsichtlich der Wirkung auf das Land, aus welchem sie die Leute herholen, kömmt es aber auf Eins hinaus.

Nützliche Kenntnisse sind sehr wenig unter dem Volke von Bali verarbeitet; sie haben keine regelmäßigen Schulen, außer unter den Mahommedanern, welche arabisch lernen. Wenige lernen das Balinesische lesen, und noch Weniger bringen es dahin, mit Leichtigkeit und Schnelle zu schreiben. Die Eingeborenen verstanden die Javanesischen Bücher, welche die Missionarien bei sich hatten, und sagten, dieß sey die balinesische Schrift.

Ihr Benehmen gegen Europäer ist unfreundlich. Sie sprachen manchmal auf eine rauhe Weise mit den Missionarien. Diese hatten die Absicht gehabt, durch das Innere des Landes über die Hügel von Dschihambarana nach Java zurückzukehren, aber die Erlaubniß ward verweigert, und man gestattete ihnen nicht einmal in einem Boote nach dem östlichen Theile der Insel sich zu begeben. Indessen ließ ihnen der König rathen, nicht in die Campongs und überhaupt nicht vom öffentlichen Wege abzugehen, „damit ihnen nichts unangenehmes begegne.“ Als sie bemerkten, sie seyen übel daran, da man ihnen weder gestatte, zu reisen, noch mit einiger Freiheit da zu bleiben, erhielten sie die mürrische Antwort: „Es habe Niemand nach ihnen gesendet, und wenn es ihnen nicht so gefalle, so könnten sie hingehen, wo sie hergekommen seyen.“ Aber auch Dieß war nicht so leicht, bis sie durch Vermittlung des königlichen Geschäftsführers das königliche Kriegsboot mietheten, um von Bali fortzugehen. Als sie mit den königlichen Behörden darüber im Reinen waren, sagte man ihnen, sie müßten sich noch an den Hof-Dollmetscher Made-bukit wenden. Dieser verlangte eine Vorauszahlung von 10 Rupien, um einige zur Reise nöthigen Dinge anzuschaffen; man gab sie bereitwillig, in der Ueberzeugung, diese würden von der Miethe abgezogen werden. Die Leute im Boote sagten aber, sie müßten ihre volle Bezahlung haben, und wüßten nichts von dem Dollmetscher. Die Missionäre fanden es gerathen, diese grobe Prellerei, die nichts Ungewöhnliches seyn soll, gutwillig einzustecken.

Vermischte Nachrichten.

Der englische Courier enthält zur Bestätigung seiner schon früher über die in Portugal wegen politischer Vergehen gefangenen, ausgewanderten oder hingerichteten Personen ein abermaliges vollständigeres Verzeichniß, das bis zum 31 Julius d. J. fortgeführt ist, und aus welchem hervorgeht, daß von der ganzen Bevölkerung Portugals Einer von Fünfzig hingerichtet wurde oder in Verbannung und Gefängniß schmachtet. Bei einer Seelenzahl von 2,600,000 zählt der Courier nämlich 46,607 Hingerichtete, Verbannte oder Gefangene. In den Gefängnissen von Lissabon sollen sich diesem Berichte zufolge befinden: 4260; im Fort St. Julian 960; in Peniche größtentheils Militärgefangene 550; in Caxaes, Belem und Trafraria 300; zu Oporto 2260; in den Provinzen Douro und Minho 2000; in den Hulks im Tajo 600; Tras os Montes 1200; Beira mit Einschluß von Almeida 4940; Montejo und Elvas 5000; Estramadura und Abrantes 3000; Algarbien 1200. — Deportirt wurden nach Angola 400; nach den grünen Vorgebirgs-Inseln 500; nach Mozambique 700. — Ausgewandert sind nach Terceira 7000; nach Brasilien 1500; nach England 800; nach Frankreich 2500; nach den Niederlanden 1100; sonst noch nach verschiedenen Ländern Europa's 1000. — Hingerichtet wurden zu Lissabon 22; zu Oporto 15. — Verborgen irren noch im Lande umher 5000.

Vor eine der Polizeibehörden in London wurde unlängst ein junger Mensch gestellt unter Beschuldigung, ungestempelte Zeitungsblätter verkauft zu haben. Der Angeklagte war nämlich auf offener Straße betroffen worden, indem er ausrief: „Kauft mein politisches Taschentuch, es enthält alle Tagsneuigkeiten wie eine Zeitung, und kostet bloß vier Pfennige.“ Man fand bei ihm zehn Stücke weißes Baumwollenzeug, das wie ein Zeitungsblatt zusammengelegt und den Stoff abgerechnet ein vollständiges Tagsblatt war mit dem Titel: „Bertholds politisches Taschentuch.“ Der Angeklagte wollte sich entschuldigen, indem er vorgab, sein Herr habe ihm gesagt, da die Neuigkeiten auf Baumwollenzeug und nicht auf Papier gedruckt seyen, so seyen sie keine Zeitungen und brauchen keinen Stempel. Der Polizeibeamte fand aber diese Ausflüchte unstatthaft und brachte die gesetzliche Strafe in Anwendung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 265. 22 September 1831.

Frankreich und seine Aristokratie.

Mit ängstlicher Begierde hat Europa der Eröffnung der französischen Kammer entgegengesehen, um aus der quälenden Ungewißheit gerissen zu werden, worin es seit den Julustagen des vergangenen Jahres befangen ist. Durch die Thronrede und die darauf folgende Diskussion über die Adresse mußte sich entscheiden, ob das jetzige Ministerium und mit ihm der Friede sich erhalten, oder ob ein Ministerium der Bewegung und mit ihm die Kriegspartei in Frankreich emporkommen würde. Nach allen gewöhnlichen Berechnungen konnte man allerdings erwarten, daß die Eröffnung der Kammer über diese wichtigen Fragen entscheiden werde, diese Erwartung ward aber vollkommen getäuscht. Die Schuld hievon liegt in der innern Lage Frankreichs, die keine von beiden Parteien genau erörtern wollte oder konnte. Diese Erörterung steht noch aus, und daß sie nicht sehr angenehm seyn wird, läßt sich schon daraus abnehmen, daß beide Parteien willig einander Frist geben.

So Viele blicken mit Neid auf Frankreich, als einen großen in sich abgeschlossenen Staatskörper hin, und Einzelnheiten abgerechnet, nimmt es auch dem Auslande gegenüber eine mächtige und gebieterische Stellung ein; aber auch Frankreich seufzt unter Uebeln, die um so schwerer lasten, als von den Wenigsten ihre Ursachen erkannt werden, und diese Ursachen auch nur sehr langsam und nur durch die rastlose Thätigkeit eines besonnenen Willens gehoben werden können. So lange die Provinzen politisch todt sind, und alles politische Leben nur von der Hauptstadt ausgeht, wird über alle öffentlichen Angelegenheiten nur Intrike und Faktionsgeist, oder aber die überwiegende Kraft *eines* Mannes entscheiden, der Stärke genug besitzt, den Parteien Schweigen zu gebieten, welche unter den bestehenden Verhältnissen zu Faktionen ausarten *müssen*. Wie kann aber die jetzige königliche Gewalt an die Emanzipation der Provinzen denken, da der Norden und Osten mehr oder minder der Republik, der Süden und Westen mehr der gefallenen Dynastie, als dem neuen Königsgeschlechte zugethan sind? Schon jetzt steht dieses zwischen den beiden kämpfenden Theilen in der Mitte, von keinem geachtet, und von keinem gefürchtet; eine Emanzipation der Provinzen aber würde, für den Anfang mindestens, diese Lage nur noch erschweren; so bleibt man denn, weil man nicht Kraft genug in sich fühlt, diese verhältnißmäßig geringe Schwierigkeit zu überwinden, lieber in der alten Bahn, mag diese führen wohin sie will.

Erstaunen muß man, wie unter diesen Umständen die französische Regierung eine Stütze in Institutionen sucht, die von der öffentlichen Meinung unrettbar gerichtet sind. Das Benehmen der Regierung hinsichtlich der Pairie, der Lebensfrage für das jetzige Ministerium und den künftigen Gang der Begebenheiten, ist unbegreiflich thöricht: sie hat das Geheimniß aufgefunden, alle ihre Wünsche und Neigungen opfern zu müssen, und nur Haß und Verachtung dafür einzuernten. Hätte die Regierung gleich bei den Wahlen offen erklärt, sie bleibe bei der großen Frage über die Erblichkeit der Pairskammer vollkommen neutral, und erwarte den Ausspruch der Repräsentanten der Nation, so würden die Wahlen ohne allen Zweifel weit vortheilhafter für das jetzige Regierungssystem ausgefallen seyn. Als das Resultat der Wahlen auch dem Blindesten es einleuchtend machte, daß an die Erblichkeit nicht mehr zu denken sey, gab man hierin mit unverhohlenem Aerger nach, und verfiel nun auf das nicht minder unglückliche Projekt, die Pairs sämmtlich und ohne Einschränkung der Zahl vom Könige, d. h. von den Ministern ernennen zu lassen. Alle die guten und schlechten Gründe für diesen Plan fallen vor der einzigen Frage zusammen: wie soll eine politische Körperschaft, die ihren Ursprung bloß der Regierung verdankt, das Gleichgewicht zwischen der Regierung und der Deputirtenkammer erhalten? Diese Frage ist ganz unlösbar, und die Thorheit, eine solche Angelegenheit auf diese Frage zurückführen zu lassen, gleicht nur der zweiten, daß man offen gesteht, man wolle die gehaßte Erblichkeit doch nicht aufgeben, sondern behalte sich vor, sie später und unter günstigern Verhältnissen wieder einzuführen.

Ein erblicher Adel ist in Frankreich ein vollkommenes Unding geworden. Das zeigt seine ganze Geschichte seit fünfzig Jahren. Streng war ehemals der Adeliche vom Unadelichen geschieden; selbst der ärmste Adeliche, oft der jüngere Sohn eines jüngern Sohns verlor nichts von seinen Privilegien, während kein Reichthum, kein Talent und keine Hofgunst den Niedriggebornen zu demselben Range emporhob. Und die Privilegien des Adels waren kein bloßes Spiel des Stolzes, sondern solide Vortheile, Freiheit von Abgaben, ausschließliche Ansprüche auf Aemter und Stellen, kurz alle Vortheile eines erobernden Stammes. Daraus entstand während des achtzehnten Jahrhunderts jener tödtliche Haß der Unprivilegirten gegen die Privilegirten, der den moralischen Hebel der ganzen Revolution bildete, und sie zu einem Bürgerkriege machte, der in den Straßen gefochten und auf den Schaffotten entschieden wurde. Gleichheit ist

bei den Franzosen das erste Element, politische Freiheit nur das zweite. Seit Jahrhunderten ward Frankreich von der Aristokratie mit Füßen getreten, seine Interessen und sein Stolz dem Rechte der Geburt geopfert, und es erntete aus seinen aristokratischen Institutionen nicht einmal den Vortheil, der sie sonst immer zu begleiten pflegt, militärischen Ruhm. Denn wie tief war Frankreich vor der Revolution gefallen. Frankreich hat Alles ertragen, Despotismus und Anarchie, und wird sie vielleicht wiederum ertragen, aber niemals eine Geburtsaristokratie.

Ist aber eine Pairskammer, wie man sie jetzt vorschlägt, irgend geeignet, die Regierung zu unterstützen? Keineswegs. Als die Bourbonen zurückkehrten, war ihr vorherrschender Gedanke, die Aristokratie wieder herzustellen, ohne welche ihrer Meinung nach der Thron nicht bestehen konnte. Da aber die ernannten Pairs weder Reichthum, noch Einfluß, noch öffentliches Ansehen besaßen, so hatten sie nur ein Mittel sich einigermaßen Einfluß und Ansehen zu erwerben, sie heuchelten eine Unabhängigkeit, die sie nicht hatten. Die französische Regierung hatte eine Anzahl Stellen zu vergeben, womit sie die Mitglieder einer Deputirtenkammer gewinnen konnte, aber sie hatte keine Vizekönige und Generalgouverneure zu ernennen, wie die englische, welche auf diese Weise Mitglieder des Oberhauses gewinnt, und ihnen zugleich Reichthum und Ansehen verschafft. Daher fiel die Pairskammer, trotz ihres ministeriellen Ursprungs, immer wieder in die Opposition, und die Regierung konnte nur durch immer neuen Zuschuß aus der Deputirtenkammer sich die Majorität erhalten. Was so unter der ältern bourbonischen Linie vorging, und ihren Sturz vorbereitete, das würde auch unfehlbar bei der jüngern Linie eintreten. Eine solche Pairskammer ist, wenn sie auch nicht Opposition wird, immer eine gemalte Stütze, die beim ersten Stoße der derben Wirklichkeit zusammenfällt.

Eine Folge von Aufhebung der Erblichkeit ist bis jetzt noch nicht hervorgehoben worden. Philipp gibt mit der erblichen Pairskammer sein ganzes bisher verfolgtes System auf, und untergräbt die Grundlage seines eigenen Throns. Wäre es möglich gewesen, daß der neue Monarch ohne alle Aenderung in den Institutionen die Stelle seines Vorgängers eingenommen hätte, so würden sich in kurzer Zeit die alten Royalisten mit seinen jetzigen Anhängern vereinigt haben, und mit der Zeit die ergebensten Stützen des neubourbonischen Throns geworden seyn. Jetzt muß aber der alte Adel in bitterem Hasse gegen ein System verharren, das ihm die letzte Bevorrechtung entreißt, und allen Unterschied der Geburt vernichtet. Und man glaube nicht, daß bloß die Karlisten Dieß fühlen werden, mehr oder minder wird es selbst die bonapartistischen Pairs, wird es fast jeden hochstehenden Mann schmerzen, daß der Glanz seines Namens mit seinem Leben verlöschen soll. Die ganze Klasse dieser Optimaten wird fühlen, daß ihr Interesse sich getrennt hat von dem des volksmäßigen, von republikanischen Institutionen umgebenen Throns.

Was aber auch die Folgen seyn mögen, die Sache selbst ist unvermeidlich; die Sache der Erblichkeit ist in Frankreich verloren; eine Monarchie ohne Aristokratie mag eine Unmöglichkeit, und ein gefährliches Experiment seyn; aber man wird dieses Experiment machen, und da Frankreich Willen und auch Grund genug hat, eine erbliche Aristokratie zu hassen, so wollen wir den Erfolg des Versuches abwarten, ohne zum Voraus ein Urtheil zu geben. Immerhin ist es ein Experiment, das der Mühe werth ist angesehen zu werden, das den Schatz der politischen Erfahrungen jedenfalls vermehren wird.

(Schluß folgt.)

Der Dey von Algier zu Paris.

(Fortsetzung.)

Der Pascha hatte einige Tage zuvor das Theater der Porte-Saint-Martin besucht, wo man auf sein Verlangen Napoleon gab; ich fragte ihn, ob diese Vorstellung ihm gefallen, und ob er Bonaparte, den er aus den im Orient umlaufenden Erzählungen kannte, ähnlich gefunden habe. „Ich fand ihn sehr ähnlich,“ antwortete Hussein, „und es machte mir Vergnügen; nur habe ich ihn nicht lange genug gesehen. Gar zu gerne hätte ich ihn auf St. Helena gesehen. (Im Panorama dieses Namens.) Als ich glaubte, wir würden dahin gehen, zeigte man mir einen ganz andern Gegenstand. Es thut mir sehr leid, St. Helena nicht gesehen zu haben.“ Ich erwartete, Hussein würde einige Bemerkungen über Napoleon machen; er beobachtete darüber völliges Stillschweigen. Ich fürchtete die Güte Herrn Jouannin's zu ermüden, sonst würde ich nicht unterlassen haben, Hussein seine Meinung über den Helden abzufragen, dessen poetischer Name sich heutzutage unter die Volkssagen der Araber wie unter die des französischen Landvolks mischt.

Hussein begriff Hugo's Trauerspiel Marion de Lorme durchaus nicht, so viel man sich auch Mühe gab, ihm dieses Stück zu erklären. Die Sitten der damaligen Zeit, die so völlig von den unsern, mit denen der Dey sich einigermaßen bekannt gemacht hat, verschieden sind, die Kleidungen, die mit der jetzigen, die Hussein sieht, nicht die mindeste Aehnlichkeit haben, Gedanken, die nur wenig analoge in seinem Kopfe finden, ließen ihn durchaus nicht zum Verständniß kommen. Indeß faßte er doch einige Stellen mit besonderer Theilnahme auf. Die Tyrannei Richelieu's über Ludwig XIII veranlaßte ihn zu sagen: „Das ist abermals ein Beweis, daß ein Fürst standhaft seyn soll.“

Ludwig XIII kam ihm erbärmlich vor. Die sonderbare Tugend der Marion, die sich einem wollüstigen Richter preisgibt, um ihren Geliebten zu retten, eben so die Leidenschaft Didier's blieben ihm völlige Räthsel. Weit besser fand er sich über die Oper „der Liebestrank“ zurecht, an der er sich sehr ergötzte. Ich sah ihn bei gewissen Scenen herzlich lachen, besonders als er hörte, wie Wilhelm untröstlich sey, weil er nicht von Theresien geliebt wird, und alle Mädchen, deren Liebe er anfleht, ihn mit Hohn und Spott zurückweisen. Der glänzende und reiche Saal, die mit Gas beleuchteten Kandelaber, deren Einrichtung er sich erklären ließ, die Dekorationen, die so gut die Natur der französischen Landschaft darstellten, machten ihm ungemeines Vergnügen.

Ich weiß nicht, was er über unsere Tänzerinnen gesagt hat. Auch die Vorstellung der Stummen von Portici, besonders der dritte Akt, machte auf ihn einen großen Eindruck. Diese Wuth des Volkes, das sich gegen die Tyrannei erhebt, riß ihn ganz dahin. Ueberhaupt ist dieß eine Sache, welche die Orientalen vor-

trefflich begreifen; sie liegt nicht außer dem Gesichtskreis ihrer Landessitten. Herr Jouannin sagte ihm: „So waren wir während der drei Tage.“ — „Ja wohl,“ erwiederte der Pascha, „ich weiß, daß Dieß sehr schön war.“ Massaniello machte ihm großes Vergnügen; er erkannte Neapel und dessen leidenschaftliches Volk wieder; er folgte mit großer Aufmerksamkeit dem Gange der Handlung und schien sehr ergriffen von dem Muthe des Fischers von Portici, von seiner Edelmüthigkeit, und der rohen Wuth des Volkes gegen ihn, so wie über sein tragisches Ende.

Ein Gegenstand, über den ich mit dem Dey nur mit größter Schonung sprechen zu müssen glaubte, war die Eroberung von Algier. Ich fragte erst durch Herrn Jouannin, ob er erlaube, hierüber einige Fragen zu stellen. Hussein zeigte sich hiezu sehr bereitwillig. Ich sagte hierauf: „Ich machte den Anfang des Feldzuges gegen Algier mit, ich befand mich auf einem der Schiffe, die zuerst in Afrika ankamen und die Landung versuchen sollten. Als wir in der Bai von Sidi Ferruch ankamen, glaubte ich, so wie die ganze Armee, das Schweigen der türkischen Batterien sey bloß eine List, und in der Nacht vom 13 auf den 14 würde man die hinter Erdbeer- und Lorbeergesträuchen verborgenen Kanonen längs der Rhede demaskiren. Warum wurde von Seite Algiers keine Anstalt gemacht, uns zu beschießen, und wenigstens unsere Landung zu hindern? Warum besetzte man nicht mit Mörsern und Kanonen das Seegestade, das einmal in unsere Gewalt gekommen, uns den Weg nach der Stadt öffnete?“

Während der Dolmetscher meine Fragen übersetzte, sah ich die Gestalt des Türken ernst und fast melancholisch werden. Schon fürchtete ich, es möchte mir ein oder das andere Wort entfallen seyn, das Hussein verletzt haben konnte, und ich wendete mich deßhalb an Herrn Jouannin, der mich aber darüber vollkommen beruhigte. Hussein antwortete mit kräftigem Ausdruck in Stimme und Gebärde, doch ohne Zorn, wiewohl mit dem Tone des Verdrusses und der Entrüstung.

Er sprach ungefähr drei Minuten ohne von dem Dragoman unterbrochen zu werden, der nur hie und da eine Sylbe dazwischen sprach, gleichsam um die Betonung anzugeben. Niemals bedauerte ich noch meine Unkenntniß der orientalischen Sprachen so sehr, als in diesem Augenblicke, wo ich mich des Vergnügens beraubt sah, diese merkwürdige Antwort, die mir Herr Jouannin sofort übersetzte, im Originale zu verstehen. „Es gäbe viel auf Ihre Fragen zu antworten,“ so ließ sich der Dey vernehmen, „doch ich beschränke mich nur auf Dieses. So lange der Krieg dauerte, wurde ich niemals von Dem unterrichtet, was außerhalb meines Schlosses vorging. Man betrog mich. Der Divan handelte ohne mich, er verheimlichte mir alle seine Beschlüsse. Wenn die Küste von Sidi Ferruch gegen die Franzosen nicht vertheidigt wurde, so lag der Grund darin, daß Derjenige, dem ich diesen Theil des Landes und des Heeres anvertraut hatte, ein Feigling war. Unglücklicherweise ist dieser Niederträchtige mein Schwiegersohn! . . . Halten Sie den einzigen Gedanken fest, der Alles begreift, was ich auf Ihre Fragen zu antworten habe: Hundert Löwen von einem Schakal, dem feigsten der Thiere, angeführt, werden unterliegen; hundert Schakale von einem Löwen angeführt, haben die Hoffnung zu siegen.“

Die übrige Antwort enthielt eine weitere Ausführung dieses Gleichnisses. Hussein setzte noch hinzu, er sey von Verrath umgeben gewesen; man habe ihm gesagt, man würde Algier nicht vertheidigen, da es nicht Algier, sondern dem Dey allein gelte. „Ein Mensch war so niederträchtig, Bourmont meinen Kopf anzubieten, der mit edlem Abscheu dieses schändliche Anerbieten von sich wies.“ Der Name Bourmont, das einzige Wort, das ich verstehen konnte, ging hiebei wiederholt über seine Lippen. Herr Jouannin erklärte mir den Satz, in welchem dieser Name so oft vorkam: „Bourmont, Bourmont würde er wohl Algier erobert haben, wenn man ihm nicht gehorcht hätte?“ In Bezug auf Husseins Schwiegersohn sagte mir Herr Jouannin, daß der Dey dergestalt gegen den Mann aufgebracht sey, daß er ihn von Algier bis Neapel stets aus seiner Gegenwart entfernt gehalten wissen wollte, und daß er nur ihn angeredet habe, um ihm Vorwürfe zu machen. Der Aga erwiederte dem Pascha mit heftigen Worten, jedoch dauerte der Streit zwischen dem Schwiegervater und seinem Eidam nicht lange, da Hussein den Aga fürchtete, der von kolossaler Kraft und Körpergröße ist und stets bewaffnet ging, bereit den Dey niederzustoßen, wenn dieser Miene gemacht hätte, sich wegen des Verrathes zu rächen, dessen er ihn bezüchtigte.

Die Beschuldigung der Feigheit, die der Pascha gegen den Seraskier von Sidi Kalef erhob, rief mir einen Brief ins Gedächtniß zurück, der auf dem Sande von Torre Chica am Tage der Landung gefunden worden war, und den einer von den Dolmetschern des Heeres mir und einigen Freunden zeigte. Ich erinnerte mich nicht mehr genau des Anfanges desselben, und konnte Hussein nur den Inhalt angeben, welcher lautete: „Dein Herr gebietet Dir wachsam zu seyn auf dem Posten, den er Dir anvertraut hat.“ Der Brief schloß mit den merkwürdigen Worten: „Sey tapfer, denn ein Gott lebt im Himmel, der die Feigen straft.“ Der Dey fragte mich, ob diese Zeilen nicht mit Ibrahim unterzeichnet gewesen seyen, was ich nicht mehr zu sagen wußte.

(Schluß folgt.)

Eine sardinische Hochzeit.

Wenn ein junger sardinischer Bauer sich mit einer Bäuerin des Campidano zu verheirathen wünscht, so sucht er zuerst die Einwilligung seines Vaters zu erhalten, der, im Falle die Wahl seines Sohns ihm genehm ist, den Freiwerber macht, indem er sich zu den Eltern des jungen Mädchens begibt und sie in einer bildlichen Sprache mit der beabsichtigten Verbindung der beiden Familien bekannt macht. „Ihr habt,“ sagt er, „eine junge weiße Kuh von vollkommener Schönheit; erlaubt mir sie auf meine Triften zu führen; denn sie soll der Glanz meiner Heerden und der Trost meines Alters seyn.“ Man antwortet hierauf in demselben Styl, und die Unterredung wird in dieser symbolischen und verblümten Art fortgeführt. Man fragt, ob die junge Kuh auf großen und fruchtbaren Wiesen werde frei herumschweifen dürfen; ob ihre Streu frisch seyn und ob man sie oft erneuern werde. Zuweilen stellen sich die Eltern des jungen Mädchens, als ob sie nicht begriffen, welches ihrer Kinder der Gegenstand der Bewerbung sey; sie rufen daher alle zusammen und stellen eines nach dem andern dem Fremden vor, indem sie fragen: „Ist es Die, welche Ihr verlangt?“ Endlich, nachdem sie zum Scheine lange gesucht haben, kommen sie zurück und führen das junge Mädchen gleichsam mit Gewalt herbei. Nun erhebt sich der Fremde und ruft, indem er in die Hände schlägt: „Freuen wir uns, denn ich habe meine junge Kuh gefunden; das ist sie, die der Glanz meiner Heerde und der Trost meines Alters seyn wird.“

Wird die Bewerbung günstig aufgenommen, so werden die Aussteuerangelegenheiten auf der Stelle in Ordnung gebracht, man bestimmt sogar den Werth der Geschenke (segnali) und den Tag des Austausches. Ist dieser Tag da, so wählt der Vater des Bräutigams unter seinen Verwandten und Freunden Diejenigen, welche die Verrichtungen der Paralymphes *) (Brautführer) erfüllen sollen, stellt sich an ihre Spitze und führt sie mit großem Gepränge nach dem Hause der Braut, wo man indeß alle Thüren gesperrt und verrammelt hat. Die Paralymphes klopfen wiederholt an und warten lange; hierauf gehen sie um das Haus herum, untersuchen sorgfältig jeden Ausgang und fordern Einlaß, indem sie mit großem Geschreie den Bewohnern rufen; endlich werden sie aber eben so ungeduldig, als sie bisher gravitätisch waren, und thun, als ob sie wieder fort gehen wollten. In diesem Augenblicke erst antworten die Eltern der Braut: „Was wollt Ihr, und was bringt Ihr?" — „Ondras e virtudis" (Ehre und Tugend), rufen die Paralymphes. Auf diese Worte öffnet sich die Thüre; der Herr des Hauses kommt heraus zu ihnen, nimmt sie mit Herzlichkeit auf und führt sie in das Besuchzimmer, wo die ganze Familie in festlichen Kleidern versammelt ist.

Indeß geht ein Austausch der Geschenke zwischen dem Vater des Bräutigams und der Braut vor sich; jeder Paralymphe übergibt, was er zu überbringen hatte und erhält ein kleines Geschenk dagegen; hierauf wird eine Mahlzeit aufgetragen, und die Eltern der beiden Brautleute setzen sich an den nämlichen Tisch. Die Verheirathung folgt nicht immer unmittelbar auf diese Ceremonie; oft wartet man, ehe sie förmlich vollzogen wird, bis die Brautleute Alles beisammen haben, was erforderlich ist, um ihre Wirthschaft einzurichten. **) Sobald Alles in Ordnung ist, und die Verlobung drei Sonntage nach einander in der Kirche verkündet und acht Tage vor der ehelichen Einsegnung schreitet man zu der wichtigen und feierlichen Ceremonie des suportu de sa robba (Aussteuerfahrt).

Der Bräutigam, umgeben von einer zahlreichen aus seinen Verwandten und Freunden bestehenden Begleitung zu Pferde und gefolgt von einer mit der Menge der Aussteuergegenstände in Verhältniß stehenden Zahl von Wägen kommt vor das Haus seiner Braut. Die Eltern übergeben ihm die Aussteuer, die er Stück vor Stück untersucht, und nachdem Alles genau besichtigt und auf die Wägen gebracht worden ist, gibt er ein Zeichen, auf welches man sich anschickt, nach der neuen Wohnung zurückzukehren. Zwei der geschicktesten Launeddaspieler ***) eröffnen den Zug, indem sie ländliche Weisen anstimmen; junge Knaben und Mädchen in festlichen Kleidern tragen auf Schultern und Köpfen Töpfe oder anderes zerbrechliches Geschirr. Hier trägt einer mit Grazie einen großen Spiegel mit vergoldetem Schnitzwerke; dort gefällt sich ein anderer, die Menge auf die lebhaften, schreienden Farben zweier Heiligenbilder aufmerksam zu machen, die dazu bestimmt sind, das Ehebette zu schmücken; Andere tragen große Körbe, in die man porzellanene Tassen, Blumentöpfe von blauem Glase, Carafinen, Gläser u. s. w. zierlich geschichtet hat. Unmittelbar nach diesem folgt eine gleiche Zahl junger Mädchen im Frontmarsch, deren jede mehrere mit Blumen, Myrthenzweigen und Rosabändern verzierte Polster auf dem Kopfe trägt. Der bronzene oder porzellanene Krug, dessen die Verheirathete sich zum Wasserholen bedient, ruht auf einem scharlachenen Fallhut und wird von der schönsten Dirne des Orts auf dem Kopfe getragen. Dieß Gefäß ist fast immer von sehr zierlicher, antiker Form, und ebenfalls mit Bändern geschmückt und mit frischen Blumen gefüllt. Kinder folgen ferner noch mit verschiedenem Wirthschaftsgeräthe beladen; mit Einem Worte, man trägt Alles zur Schau, was für die Einrichtung des neuen Hauses bestimmt ist.

(Schluß folgt.)

*) Es ist nicht zu verkennen, daß dieß Wort das Paranymphos der Griechen ist; es hat nur die unbedeutende Veränderung des n in l erfahren.

**) Die sämmtliche Einrichtung, welche von der Braut geliefert wird, muß ganz neu seyn. Das Haus ist Sache des Bräutigams; kann er kein neues bauen, so muß er sorgen, daß es wenigstens auf das sorgfältigste geweißt und gereinigt werde. Das Ackergeräth und das Werkzeug für sein Gewerbe ist ebenfalls seine Sache. Wenn die Frau stirbt, so fällt Alles, was sie in die Wirthschaft gebracht hat, da es als ihre Mitgift betrachtet wird, an ihre Familie zurück; es müßte nur eine gegenseitige Schenkung bestehen. Diese Vorsichtsmaßregel ist übrigens bei Landleuten und bei der geringern Klasse weit häufiger als bei den Bewohnern der Städte.

***) Ein Instrument, welches aus drei oder vier mit Löchern, wie eine Flöte, versehenen Röhren besteht; der Ton gleicht dem einer Orgel.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 5 September kamen die Entschädigungsgesuche der unter der vertriebenen Dynastie wegen politischer Vergehen verurtheilten Bürger zur Sprache. Der Deputirte Laurence sagte in Bezug darauf über die Verfolgungen, welche unter der Restauration gegen die wegen politischer Vergehungen Angeklagten ausgeübt wurden: „Eine verderbte und abhängige Militärjustiz sprach Urtheile aus, die von der Geschichte gebrandmarkt worden sind; die Geschwornen boten wegen ihrer willkürlichen Zusammensetzung den Angeklagten keine Garantie mehr und waren oft nicht viel besser als ein Blutgericht, und die höchste Magistratur des Staats ließ die heiligsten Verträge vor den Einflüsterungen der Rache des Throns sich beugen. Rede, Gesänge, geheimnißvolle Gespräche über Adler oder Kokarde, jene Reliquien eines Ruhms, der dem Lande so theuer zu stehen kam; die von Tag zu Tag in schwerere Fesseln geschlagene Presse, Wünsche, Hoffnungen und Verwünschungen, Alles wurde Verbrechen oder Vergehen, und die Härte der Verfolgung ließ gewöhnlich den Schuldigen wenig Schonung widerfahren. Viele von diesen entzogen sich durch freiwillige Verbannung der blinden Verfolgungswuth und erwarteten auf fremdem Boden bessere Tage; Andere bevölkerten die Galeeren und Gefängnisse, nachdem sie die Schmach des Prangers und der schändenden Brandmarkung ausgestanden. Die Einen warteten lange in den Staatsgefängnissen auf ein Urtheil, die Andern wurden verbannt oder deportirt, ohne ein Ende ihrer Strafe absehen zu können. Alle wurden ihren Freunden, ihrer Laufbahn entrissen; verloren ihre Anstellungen, wenn sie eine hatten, ihr Vermögen, ihre Gesundheit und jede Zukunft. — Die Zahl der von 1814 bis 1830 Verurtheilten konnte zwar nicht aller Orten genau hergestellt werden, und die Zahl der Opfer der Tribunale des südlichen Frankreichs, die so fruchtbar an wüthenden Reaktionen sind, ist noch nicht ermittelt. Indeß zählt man außerdem dennoch zwölfhundert sechs und dreißig Bürger, von denen 204 ohne Urtheil eingekerkert oder nach langer Haft entlassen und 1032, die verurtheilt wurden; von den letztern nämlich 314 wegen aufrührerischen Geschreis, Gesang, Reden u. s. w.; 155 wegen Preßvergehen; 585 wegen Verschwörungen und Komplotten. Hinsichtlich der Strafen lassen sich folgende Abtheilungen machen: Zur Geldbuße mit und ohne Konfiskation wurden verurtheilt 18; aus polizeilichen Gründen in Haft gehalten 71; zum einfachen Gefängnisse verurtheilt 522; zur Verbannung 107; zur Einsperrung und zum Pranger 15; zur Deportation 60; zu geschärfter Strafarbeit auf Lebenszeit 50; zum Tode 209; von diesen in Contumaciam 76; Verwandlung der Todesstrafe erlangten 22; hingerichtet wurden 101."

*

Auch das friedliche Taheiti ist von dem Geiste der Unruhe und Empörung heimgesucht. Man zweifelt, ob die allmächtige Hand des Comité Directeur so weit reicht, um auch auf den Inseln der Südsee die Karten zu mischen; aber so viel ist gewiß, daß dort Uebermuth und Sittenlosigkeit des Hofes eine Revolution hervorgerufen hat, die in dem Maße überall früher oder später eintreten wird, als das Volk vernünftig und die Machthaber unvernünftig werden. Das Schiff der „Harlekin," das jüngst von den Südseeinseln zurückgekommen ist, brachte die Nachricht mit, daß die junge Königin von Taheiti, Pomare, die Stimmung der Bevölkerung aufs Aeußerste gereizt habe, indem sie mit ausschweifenden Menschen beiderlei Geschlechts auf der Insel umherreißte, und durch die Schamlosigkeit, mit der sie alle Schicklichkeit mit Füßen trat, alle Liebe ihres Volkes verscherzte. Zugleich machte sie auch den Versuch, die alten unkeuschen und heidnischen Gebräuche wieder einzuführen, worüber das in der Aufklärung ziemlich weit fortgeschrittene Volk so erbittert wurde, daß es die üppige Königin eher vom Throne zu stürzen bereit ist, als eine solche Verletzung der Moral und Religion zu ertragen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 266. 23 September 1831.

Die jüngste Verschwörung der Constitutionellen in Cadix.

(Schluß.)

Dieses Zwischenereigniß gab den Vorfällen des Tages eine bestimmtere Richtung. Bis jezt hatten die Liberalen zwar keine Unterstützung erhalten, aber auch keinen Widerstand erfahren. Zapa's Ruf und der unmittelbar darauf erfolgte Tod seines Gegners veränderte mit einem Male die ganze Lage der Dinge. Wer noch heimlich der bestehenden Regierung geneigt war, ermuthigte sich bei der entscheidenden Stellung, welche Zapas angenommen, während Jene, die ihm gegenüber standen, sich entmuthigt fühlten bei dem Gedanken, daß der günstige Augenblick erfolglos vorübergegangen sey. Es war sogar leicht voraus zu sehen, daß dieselben Soldaten, auf deren Beistand man vertraut hatte, mit der gewohnten Bereitwilligkeit des Dienstgehorsams eine völlig feindliche Stellung einnehmen würden, sobald ihr Interesse es erheischen würde.

Ohne Zweifel wird man staunen, daß solch eine Verschwörung — eine Verschwörung, die einen so bestimmten Charakter trug, die so zahlreich war, und nicht einmal einen Widerstand zu bekämpfen hatte, so ganz zu nichte wurde. Dieß läßt sich in manchem Betracht leicht erklären. Sanchez Reza's Benehmen war schon vornherein der Ausführung hinderlich. Von dem Augenblicke an, wo er seinen Entschluß aussprach, Cadix zu verlassen, kam Zögerung und Unschlüssigkeit über die Verschwornen. Der größte Stein des Anstoßes war aber der Mangel eines tüchtigen Anführers. Kein ausgezeichneter Name ist unter der Junta oder in dem kritischen Momente bemerkbar geworden. Es ist sonderbar, daß ungeachtet Namen von gewichtigem Klange in der Sache der spanischen Freiheit genannt werden, doch stets nur Leute von untergeordnetem Range als handelnde Personen auftreten, während jene im Hintergrunde stehen bleiben.

Es ist bereits früher erwähnt worden, daß das Gelingen des Aufstandes in Cadix den Verschwornen auf der Insel Leon dadurch angezeigt werden solle, daß man den Leuchtthurm unbeleuchtet lasse. Nun begab es sich unter dem Schrecken und der Verwirrung, die zu Cadix herrschten, daß der Mann, dem die Besorgung des Leuchtthurmes aufgetragen war, seiner Pflicht und seines Dienstes vergaß. Die Verschwornen auf der Insel Leon schlossen aus diesem Zeichen, das ohne Vorbedacht bloß aus Nachlässigkeit gegeben worden war, auf den glücklichsten Erfolg und glaubten, der Augenblick sey nun gekommen, Hand ans Werk zu legen. „Es lebe die Freiheit" tönte es durch die Straßen, und in wenigen Stunden war die Stadt San Fernando in voller Gährung. Ein Regiment königlicher Seetruppen, zwei Kompagnien der Linie und die Jugend der Seeschule, erklärten sich unverzüglich zu Gunsten der Konstitution, die nun feierlich ausgerufen wurde. Die Begeisterung verbreitete sich wie ein Flugfeuer, und da die Einwohner aufgefordert worden waren, in die Reihen ihrer Befreier zu treten, so schlossen sich noch in derselben Nacht vierhundert Mann aus dem Volke den Soldaten an. Das Zwielicht der Morgendämmerung fand die Stadt vom Getöse kriegerischer Rüstung erfüllt, und am frühen Morgen schon brachen ungefähr vierzehnhundert Mann mit fliegenden Fahnen, und unter Trommelschlag nach Cadix auf. Patriotische Gesänge erfüllten die Luft, auf jedem Gesichte malte sich stolze Sicherheit, und die bunten Schaaren bewegten sich mehr als ein festlicher Triumphzug denn als eine militärische Expedition einher. In der gewissesten Ueberzeugung, daß sich Cadix für die neue Ordnung der Dinge mit Erfolg ausgesprochen, ging es nun dieser Stadt zu; man glaubte nicht eilig genug hinkommen zu können, um die Freunde zu umarmen, sich gegenseitig Glück zu wünschen und die Freiheit wieder auf ihren alten Siz zu erheben. Allein wie erstaunte die fröhliche Schaar, als sie den Ort erreichte, der Cortadura heißt, und in diesem Fort, das zwei Meilen von Cadix liegt, alle Anstalten einer feindlichen Gegenwehr bemerkte. Das Gesuch um eine Unterredung wurde mit einer Geschützladung erwiedert, das in den dichten Massen nicht ohne Wirkung blieb. Ein so unerwarteter Schlag vernichtete auch den Muth der Kühnsten.

Es war offenbar, Cadix befand sich nicht in den Händen der Constitutionellen, aber wie ließ sich Dieß mit dem in voriger Nacht erhaltenen Wahrzeichen zusammen reimen?

Doch hier blieb nicht Zeit, darüber lange nachzudenken; Kampf oder unmittelbarer Rückzug war unvermeidlich. Einen Sturm auf das Fort zu unternehmen, schien nicht ausführbar, und so sah man sich gezwungen, den Weg nach San Fernando anzutreten. Hier versammelten sich die Anführer, um über ihre schwierige Lage zu berathen. Die Stadt San Fernando ist nach allen Seiten offen und völlig vertheidigungslos. Auch hatte die Gährung ziemlich nachgelassen; das Geflüster der Furcht und des Mißtrauens wurde laut, und man beschloß endlich, Diejenigen, welche der Sache der Frei-

heit noch zugethan blieben, sollten in Masse die Stadt verlassen, und den Versuch machen, sich mit der kleinen konstitutionellen Bande zu vereinigen, die ungefähr achthundert Mann stark an der Küste herumschweifte.

Mit diesem Entschlusse und unter dem Befehl eines Offiziers, Namens Rosique, brachen sie von San Fernando auf. Rosique führte sein Häuflein nach Veger, einer kleinen Stadt, die auf einem Felsen liegt. Die Lage derselben schien günstig, auch wußte man daß sich dort Agenten des Generals Torrijos befanden.

Sogleich nach der Ankunft zu Veger übernahm Don Christoval Jurado den Befehl, ein Offizier, der unter der Leitung des obgenannten Generals stand. Man wußte damals noch wenig von der Fähigkeit Jurado's seinen Auftrag zu vollziehen; aber der unglückliche Erfolg bewies, daß er durchaus seiner Stellung nicht gewachsen war.

Während dieses vorging wurde der General Don Vicent Quesada von den in Cadix vorgefallenen Unruhen in Kenntniß gesetzt, er flog herbei, um den Sturm zu beschwören. Nachdem hier die Ruhe wieder hergestellt war, beeilte er sich, auf die zu Veger versammelten Liberalen loszugehen. Jurado erhielt Kunde von seiner Annäherung sowie von der geringen Anzahl seiner Gegner, da der General in der Eile nur eine kleine Schaar zusammenraffen konnte, die kaum halb so stark war, als die unter Jurado versammelten Konstitutionellen. Anstatt daher dem General Quesada entgegen zu gehen, blieb er unthätig zu Veger, noch mehr, statt alle Verbindung zwischen der Stadt und der Umgegend abzuschneiden, ließ er die Post hereinkommen.

Diese brachte eine Proklamation des Generals Quesada mit, in der Allen, welche die Fahne der Empörung verlassen würden, vollkommene Verzeihung zugesichert wurde. Dieses verderbliche Dokument durchlief ungehindert die Stadt und brachte eine höchst nachtheilige Stimmung hervor. Die Soldaten begannen zu erwägen, ob es nicht gerathener sey, ihre persönliche Sicherheit um einen so wohlfeilen Preis zu erkaufen, als bei einem Befehlshaber auszuhalten, von dessen handgreiflicher Unfähigkeit ohnehin nicht der geringste Erfolg zu erwarten stand. Das Ausreißen begann. Die Soldaten verließen zu zehn und zwölf die Stadt, und übergaben dem General Quesada ihre Waffen. Jurado versuchte nun durch Aufforderungen und Drohungen dem ansteckenden Uebel Einhalt zu thun, allein er sah, daß seine Sache eine verlorne sey. Er unternahm einen Ausfall, um nach der Küste sich durchzuschlagen, allein der günstige Augenblick hiezu war schon vorüber. Ein Gefecht fand statt, in Folge dessen er gezwungen wurde, sich in die Stadt zurückzuziehen. Am folgenden Tage faßten ungefähr dreihundert Mann, die noch treu geblieben waren, den Entschluß, sich insgesamt zu ergeben. Dieß geschah, und der verlassene Jurado blieb mit einigen verzweifelten Gefährten in Veger zurück, in der Absicht, so lange sich verborgen zu halten, bis eine günstige Gelegenheit zur Flucht nach der Küste sich darböte. Aber auch dieser Schatten von Hoffnung täuschte ihn. General Quesada setzte einen Preis von dreitausend Realen — ungefähr 360 Gulden — auf seinen Kopf. So unbedeutend diese Summe war, so fand sich doch eine Seele, die ihn dafür den Händen seiner Feinde überlieferte. Sein Schicksal war alsbald entschieden, und Don Christoval Jurado wurde einige Stunden nach seiner Verhaftung erschossen.

General Quesada hielt nun den Aufruhr für völlig gedämpft; die Bewegungen des Manzanares flößten ihm wenig Besorgniß ein. Die Schaar des letztern war bereits ziemlich geschmolzen, es waren ihr mehrere Schläge beigebracht worden, und eine ununterbrochene Reihe von Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen that das Uebrige. Von allen Seiten umgarnt und weder im Stande, dem Feinde die Stirne zu bieten, noch das Landvolk auf seine Seite zu bringen, schien er eine Beute, die den Händen der Royalisten nicht entgehen konnte. Die Lage Manzanares war aber auch in der That die bedauerungswürdigste. Zu einem schnellen Rückzug gezwungen, hatte er viele seiner Gefährten eingebüßt; andere hatten ihn verlassen, und er sah die drängende Nothwendigkeit ein, so schnell als möglich an die Küste zu gelangen.

Endlich näherte er sich Estepona und machte am Fuße der Sierra Bermejon Halt, um die erschöpften Kräfte ein wenig zu sammeln. Es befanden sich in diesem Augenblicke nur fünfundzwanzig entschlossene Männer in seinem Gefolge, die geschworen hatten, bis zum letzten Athemzuge bei einander auszuhalten. Unter diesen befanden sich der tapfere Guerilla Carlos, Bemtez und ein junger Mann von gutem Hause, Namens Egido. In dieser bedrängten Lage wendete sich Manzanares an einen Geishirten, der vom Gebirge herabkam, und versprach ihm eine ansehnliche Summe, wenn er an die Küste eilen und für sie ein Fahrzeug bestellen würde. Der Hirt schien das Anerbieten freudig anzunehmen, lief aber anstatt sein Versprechen zu erfüllen, sogleich zu Mateos, einem Royalisten in der Nachbarschaft, und machte denselben mit dem ihm gewordenen Auftrage bekannt. Nicht gering war daher die Bestürzung Manzanares, als er den Geishirten an der Spitze einer Schaar von Soldaten und königlichen Freiwilligen auf sich zukommen sah. Allein Entrüstung trat alsbald an die Stelle des Erstaunens; das Loos war gefallen, und die verrathenen Männer beschlossen ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Manzanares selbst stürzte sich zuerst auf den Geishirten und streckte ihn todt zu seinen Füßen. Allein der Bruder des Verräthers schlug auf Manzanares an und dieser fiel von seinem Blei. Die Uebrigen fochten wie Verzweifelte bis endlich einige gefallen waren, und jeder Widerstand vergeblich wurde. Man umringte und überwältigte sie. Carlos, Bemtez, Egido wurden bald darauf erschossen; die übrigen ins Gefängniß geworfen.

Die Befehle, welche General Quesada vom Hofe erhielt, waren mit Blut geschrieben; doch zu seiner Ehre muß gesagt werden, daß er sich treu seinem gegebenen Worte mit vieler Mäßigung benahm.

Nachdem so die Verschwörung von Cadix fehlgeschlagen war, begannen die strengsten Untersuchungen, und die Regierung verfuhr mit der unerbittlichsten Strenge gegen Männer, die auf keine andere Weise dahin gebracht werden konnten, die Schmach ihres Vaterlandes geduldig zu ertragen. Eine Menge Bürger sahen sich gezwungen das Land zu verlassen; die Gefängnisse füllten sich, und Militärgerichte wurden niedergesetzt, um alle Gegner der Regierung mit schneller Rache zu treffen. Der längst geübte Terrorismus, der die Halbinsel verödet, erwachte mit neuer Wuth; doch wird

man sich sehr täuschen, wenn man durch Verfolgung den Strom der öffentlichen Meinung zu dämmen glaubt. Rohe Gewalt, anstatt den Grimm der Feindlichgesinnten zu dämpfen, dient nur den Bruch zwischen Unterdrückern und Unterdrückten zu erweitern, und über kurz oder lang wird der Sturm, den wir so lange am Horizonte Spaniens heraufziehen sehen, mit furchtbarer Wuth über dieses unglückliche Land ausbrechen.

Frankreich und seine Aristokratie.

(Schluß.)

Die Frage der Pairskammer hängt mit der über die Emanzipation der Provinzen aufs engste zusammen. Es handelt sich darum eine Mittelmacht zwischen der Staatsregierung und dem von der Deputirtenkammer repräsentirten Volke zu bilden. Diese Mittelmacht findet sich aber nur in einem reichen, durch Grundbesitz mächtigen Adel, oder in den freigewählten Obrigkeiten der Provinzen. Der reiche, durch Grundbesitz mächtige Adel besteht in Frankreich nur noch dem Namen nach, und die Provinzen sind in einem Zustande von politischem Helotismus, der jede freie Regung unmöglich macht. Als die erste Revolution ausbrach, fühlten sich ihre Anhänger nicht stark genug, den Kampf in der Hauptstadt und in den Provinzen zugleich längere Zeit fortzuführen. Sieyes Vorschlag, Frankreich in Departements einzutheilen, zerstörte den Einfluß der privilegirten Klassen in den Provinzen mit einem Male. Rouen, die Hauptstadt der Normandie, sank, wie Toulouse, in dessen Mauern die Verwaltung von ganz Languedoc zusammenfloß. Dieser kühne Streich, der mit einem Mal den Kampf, den ganz Frankreich um seine Freiheit kämpfte, nach der Hauptstadt verlegte, trug mehr, als man gewöhnlich glaubt, zum Gelingen der Revolution bei, machte aber auch aus Frankreich eine tabula rasa, auf der nichts mehr haften wollte. Nun fing das Experimentiren an, und dauerte fort, bis Napoleon kam, der wenigstens Ordnung in den Gang der Verwaltung brachte, aber auch durch seine Präfekten über Alles unbeschränkt gebot. Das Werkzeug zeigte sich gelehrig, und ward darum von der Restauration, wie von der jetzigen Regierung beibehalten; es will sich aber dem Schwachen nicht gleich hülfreich wie dem Starken bezeigen, und man wird in der Freiheit der Provinzialverwaltung ein Ersatzmittel für die mangelnde Kraft von Oben suchen müssen. Diese hebt die Lokalaristokratie hervor, und die Häupter derselben, welche an die Spitze der Provinzialverwaltung kämen, wären die natürliche Mittelmacht, an der sich die Willkür der Minister, wie die Neuerungssucht einer Deputirtenkammer brechen würde. Jede andere Mittelmacht, die nur dem Buchstaben des Gesetzes, nicht sich selbst den Ursprung verdankt, ist eine ephemere Schöpfung, ein Werkzeug der Parteien, und nur eine Arena weiter, auf der sie sich tummeln können.

Man nimmt gewöhnlich dreierlei Aristokratien an, der Geburt, des Reichthums und der Talente. Die erste Revolution wurde nach und nach mit allen fertig. Wie erging es in der zweiten? Der Geburtsaristokratie ward gleich anfangs unerbittlicher Krieg erklärt, die zweite hat vollständig die Oberhand errungen, und die dritte hat ein seltsames Schicksal erfahren. Gleich nach der Revolution stand sie hoch oben, sie kam mit Guizot und Dupin ins Ministerium. Die Zeitungsschreiber herrschten wie kleine Könige, und man bot ihnen Stellen und Belohnungen an, daß sie nur wählen durften. Aus Akademiemitgliedern wurden Deputirte, aus Professoren Staatsmänner, und die Saint Simonistische Idee, die Welt durch eine Aristokratie von Gelehrten regieren zu lassen, schien in Erfüllung gehen zu wollen. Doch die Freude dauerte nicht lange. Kaum ein Monat war vorüber, so erhob sich ein allgemeiner Schrei von einem Ende Frankreichs bis zum andern gegen die Doktrinairs, die politischen Gelehrten, die man nicht ohne Grund, kleingeistige und unentschlossene Pedanten nannte. Das Talent ward alsbald herabgestoßen von seinem hohen Sitze, es verlor das Ministerium und die öffentliche Meinung mit einem Male. Sein Erbe im Ministerium ward die Aristokratie des Reichthums, repräsentirt durch den reichsten Bankier; seine Nachfolger in der öffentlichen Meinung wurden die Männer, welche republikanische Institutionen und Krieg mit Europa verlangten. Was ist jetzt nach einem Jahre aus der Aristokratie der Talente geworden? Man wollte sie nicht bei den Wahlen; nur mit großer Schwierigkeit ward Guizot gewählt, Villemain fiel ganz durch, Dupin ist gehaßt, und mit Ausnahme der ältern schon bekannten Mitglieder, siegte bei den Wahlen die baare Mittelmäßigkeit: Maires, Notare, Dorf- und Stadtcelebritäten, ohne alle politischen Kenntnisse und Erfahrung, denn wenn die neue Kammer diese nur einigermaßen hätte, so müßten sich Parteien und Ansichten scheiden, aber Alles ist noch chaotisch, und die Masse treibt in unentschiedener Gährung durcheinander.

Die Aristokratie des Reichthums ist indeß noch am Ruder, und scheint nur nach dem hartnäckigsten Kampfe weichen zu wollen. Vielleicht würde diese Partei siegen, und wenn der überwiegende Einfluß, den die Kapitalisten jetzt haben, fortdauerte, so könnte es nothwendig werden, ihm durch den Stolz hoher Geburt ein Gegengewicht zu geben. Aber die Klippe, woran Periers Verwaltung, wie die aller Banquiers scheitern muß, sind die auswärtigen Verhältnisse. Von allen Aristokratien ist die des Reichthums die kleingeistigste, und zeigt am meisten ängstliche Vorsicht; wer seine Augen jeden Abend auf den Barometer der Börse richtet, der schrickt zurück vor einer Kriegserklärung, und vor jedem kühnen Schritte, der eine solche herbeiführen könnte. Carthago sank unter Roms Macht, wie eine Handelsoligarchie mit ihrem engherzigen Geiste es in der Regel immer gegen eine militärische Aristokratie verlieren muß. Wenn der Krieg für Frankreich nothwendig geworden ist, so wird Perier mit seinen geldreichen Anhängern schnell das Feld vor den Männern der Bewegung räumen.

Der englische Krönungsornat.

In Bezug auf die Kronen des Königs und der Königin von England, die sie bei der Krönung tragen, haben wir bereits in diesen Blättern Einiges erwähnt. Zu dem vollständigen Krönungsornate gehören aber auch noch:

Die Scepter. — Das erste derselben wird gewöhnlich St. Eduards Stab genannt. Er hat vier Fuß eilf und einen halben Zoll Länge, ist von Gold, und das untere Ende oder der Handgriff von glatt gearbeitetem oder abgedrehtem Stahl, vier und einen Viertelszoll lang. Der Schaft ist abwechselnd glatt und von erhobener Arbeit, und läuft gegen das obere Ende, auf welchem sich ein Reichsapfel mit einem breiten ausgezackten Kreuze be-

findet, spitzig zu. Das Ganze ist von gediegenem Golde, den Handgriff ausgenommen, der, wie bereits erwähnt, aus Stahl besteht, und der Durchmesser beträgt um ein Geringes weniger als einen Zoll. Das andere Scepter zeichnet sich durch eine auf seiner Spitze befindliche Taube mit ausgebreiteten Flügeln aus, und wird von den Wappenherolden „der königliche Scepter mit der Taube" genannt. Es ist ebenfalls von gediegenem Golde. Es hat drei Fuß sieben Zoll Länge, am untern Ende drei und an der Spitze zwei und einen Viertelszoll im Umfange; es ist in jeder Hinsicht prächtiger als der St. Eduards-Stab. Die runde Kugel oder der Knopf, welcher sich am untern Ende befindet, und der Apfel (pomel) genannt wird, ist von einem aus Tafel- und andern kostbaren Steinen bestehenden Reife umgeben. Auf der Spitze befindet sich ein goldener, von einem Kranze von Rosetten umgebener Reichsapfel, aus dem ein goldenes Jerusalemkreuz hervorragt, welches die ebenfalls aus Gold gearbeitete Taube mit den ausgebreiteten Flügeln trägt.

Nach diesem folgt ein noch sorgfältiger ausgearbeitetes Scepter, „das Königs-Scepter mit dem Kreuze" oder das „königliche Scepter" genannt; gleich den vorigen von gediegenem Golde. Der ganze Schaft ist reich mit erhobener Arbeit bedeckt, diejenige Stelle ausgenommen, wo ihn die Hand umspannt, diese ist glatt. Er ist zwei Fuß und neun und einen Viertelszoll lang und von gleicher Dicke mit den zuletzt genannten. Der Knopf am untern Ende ist außerordentlich reich; das Gold ist herrlich gearbeitet und mit Rubinen, Diamanten und Smaragden besät. Ueber dem Knopfe befindet sich ein glatt gearbeiteter Raum für die Hand; dann kommt eine Abtheilung von fünf und einem halben Zoll von herrlicher erhobener Arbeit und mit sehr werthvollen Juwelen besetzt. Der übrige Theil des Schafts oberhalb dieser glänzenden Abtheilung ist von gewundener Arbeit, welche in eine Lilie mit drei aufrecht stehenden und drei herabhängenden Blättern ausläuft, und sehr reich und geschmackvoll mit kostbaren Steinen besetzt ist. Aus der Lilie geht eine sehr schöne Kugel oder ein Reichsapfel von Amethyst mit Tafelsteinen umgeben hervor, und auf dieser amethystenen Kugel befindet sich ein Kreuz, welches so verschwenderisch mit Edelsteinen vom herrlichsten Schliffe und dem reichsten Farbenwechsel besetzt ist, daß man kein Gold sieht; die Nabe oder der Mittelpunkt des Kreuzes, aus dem die Arme herausgehen, besteht aus einem einzigen großen Diamanten.

Die übrigen Scepter sind für die Königin bestimmt. Das erste von diesen wird „das Scepter der Königin mit dem Kreuze" genannt. Es ist von gediegenem Golde, zwei Fuß zehn Zoll lang, aber nicht ganz so stark als das des Königs. Der Knopf am untern Ende ist mit Edelsteinen besetzt und oberhalb der für die Hand glatt gelassenen Stelle befindet sich eine Abtheilung, welche noch sorgfältiger und reicher gearbeitet und mit Juwelen besetzt ist, als die ähnliche an des Königs Scepter. Der übrige Theil des Schaftes hingegen ist nicht gewunden oder gedreht, sondern glatt. Auf der Spitze ist eine Lilie, welche einen Reichsapfel trägt, aus dem ein gewaltiges Jerusalemkreuz hervorgeht; Alles ist mit Edelsteinen von verschiedenen Arten besetzt.

Das letzte dieser fünf Scepter, „der Elfenbeinstab der Königin" genannt, besteht aus einem elfenbeinernen Schaft von drei Fuß einem und einem halben Zoll Länge. Es ruht auf einem goldenem Knopfe und trägt einen goldenen Reichsapfel mit mächtigem Kreuze und eine in Gold und weißem Email gearbeitete Taube mit anliegenden Flügeln auf seiner Spitze. Der elfenbeinerne Schaft hat am untern Ende zwei Zoll im Umfange, der sich gegen die Spitze unter dem Reichsapfel allmählich bis auf einen und einen halben Zoll verläuft. Der Schaft hat vier Reihen goldener Laubwerke, welche ihn in drei Abschnitte theilen, und der Reichsapfel ist von einem horizontalen Ringe umschlossen mit aufwärts steigenden Reifen, die aber keine Bogen bilden. Dieses elfenbeinerne Scepter gewährt eben durch seine Verschiedenheit von den übrigen reichen, goldenen einen herrlichen Anblick.

Die meiste Wichtigkeit nächst den Kronen und Sceptern haben die vier Schwerter: das Staatsschwert, das Schwert der Gnade, das Schwert der Gerechtigkeit und das Schwert der zeitlichen Gewalt des Königs.

Das Staatsschwert ist ein großes zweihändiges Schwert, merkwürdiger wegen der goldenen Platten und der Wappen auf seiner karmoisinsammtnen Scheide, als wegen seiner Klinge oder seines Griffes. Von der Spitze an bis herab hat diese Scheide auf goldenen Platten die Weltkugel oder den Reichsapfel, die Helmzierrathen von England, einen Löwen auf einer kaiserlichen Krone stehend, ein Fallgatter, eine Harfe, eine Distel, eine Lilie, die Rose; ein zweites Fallgatter, die königlichen Wappen- und Schildhalter, dann wieder die Harfe, Distel, Lilie und Rose. Die andere Seite der Scheide ist auf gleiche Weise verziert. Das Kreuz oder der Bügel am Griffe besteht aus dem Löwen und Einhorn auf einer Seite, mit der Rose und dem Lorbeer zwischen ihnen und der Klinge, und auf der andern einer Lilie mit einem Lorbeerzweige umgeben. Griff und Knopf dieses großen zweihändigen Schwertes sind mit ähnlichen, erhaben gearbeiteten nationalen und heraldischen Sinnbildern, von vergoldetem Silber geziert.

Das Schwert der Gnade, oder Curtana, oder das Schwert ohne Spitze, hat eine blanke, zwei und dreißig Zoll lange und zwei Zoll breite Klinge und sieht, da es von oben bis unten von gleicher Breite ist, wie ein in der Mitte gebrochenes Schwert aus. Der Griff ist vier Zoll lang und mit Golddrath umwunden; Knopf und Kreuz sind von vergoldetem Stahl, und die Scheide von reich mit Gold und Silber durchwirktem Seidenzeuge mit goldenen Sinnbildern.

Bei der Krönung werden diese drei Schwerter dem Könige entblößt vorgetragen, und zwar die Curtana oder das Schwert der Gnade voran.

Das letzte bei diesem Aufzuge ist das Schwert der Gerechtigkeit oder der zeitlichen Gewalt; dieses ist, als Sinnbild des Kriegs, ein scharf gespiztes Schwert.

Der König und die Königin haben Jedes einen Krönungsring von glattem Golde. Der König trägt einen großen Rubinring mit einem schön gefaßten Georgenkreuze, und der Ring der Königin hat einen großen, mit sechzehn kleinern Rubinen eingefaßten Tafelrubin, die kleinsten am weitesten vom Mittelsteine entfernt.

Im Augenblicke vor der Krönung in der Abtei wird dem Könige der Krönungs- oder Reichsapfel in die Hand gegeben, den er nach der Ceremonie, während der Prozession nach der Halle, in der linken Hand trägt; er ist von Gold, mit einem horizontalen und einem abwärts laufenden Reif von erhabener Arbeit umgeben, die mit großen Perlen, Rosetten und Rauten besetzt sind. Auf der Spitze dieser Reife ruht eine Grundlage von Perlen, aus welcher sich der große violette oder purpurfarbene, anderthalb Zoll hohe Amethyst erhebt. Dieser ist von vier Silberfäden umgeben, welche das herrliche goldene Jerusalemkreuz tragen, das drei und einen Viertelszoll hoch und drei Zoll breit ist. Dieses Kreuz ist ganz dicht mit einer Menge der ausgesuchtesten Diamanten besetzt, und der eine Arm besteht aus einem großen Sapphir, der andere aus einem Smaragd. In den vier Winkeln des Kreuzes, wo die Arme zusammenstoßen, befinden sich vier große Perlen, eine in jeder Ecke und von jedem Arme des Kreuzes, den ausgenommen, auf dem es ruht, geht eine andere große Perle aus, was eine herrliche Wirkung macht. Von den Perlen am Fuß des Reichsapfels ausgemessen, beträgt die Höhe gerade eilf Zolle.

Die goldenen Sporen sind massiv und erhaben gearbeitet; sie haben keine Räder, sondern Stacheln.

Die englischen Krönungskleider bestehen aus der Dalmatica oder dem offenen Talar, der Supertunica (Ueberwurf), der Armilla, dem Colobium Sindonis (Unterkleid mit kurzen Aermeln) und dem Ueberkleid (Surcoat.)

Hierzu gehören noch als einzelne Theile die Halbstiefeln und Sandalen, die Ampulla oder Oelflasche, der Salblöffel und endlich der Krönungsstuhl.

Bevölkerung von Sizilien.

Das „Journal für beide Sicilien" gibt eine Uebersicht von der Bevölkerungszunahme des Königreichs auf dem Festlande während des Jahrs 1830. Während im Jahre 1828 und 1829 die Zahl der Gestorbenen die der Geburten überstieg, hat die Bevölkerung im Jahre 1830 um 21.366 Seelen zugenommen. Der Geburten zählte man 209,907, der Todesfälle 188.541. Im genannten Jahre war das Verhältniß der Geburten zur Einwohnerzahl wie 1 zu 27; der Verstorbenen wie 1 zu 30, und der Heirathen wie 1 zu 141.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 267. 24 September 1831.

Victor Hugo.

Après avoir chanté, j'écoute et je contemple,
A l' Empereur tombé dressant dans l'ombre un temple.
Aimant la liberté pour ses fruits, pour ses fleurs
Le trône pour son droit, le Roi pour ses malheurs;
Fidèle enfin au sang, qu'ont versé dans ma veine
Mon père vieux Soldat, ma mère Vendéenne!

Mit diesen Worten schließt ein bis jetzt noch nicht im Druck erschienenes Gedicht Victor Hugo's, das die Vorrede zu einer vollständigen Sammlung seiner lyrischen Dichtungen zu bilden bestimmt ist. Von einem Soldaten also und einer Vendeerin wurde Victor Hugo geboren. Sein Vater war Joseph Leopold Sigisbert Hugo, Obrist eines zu Besançon liegenden Regiments, seine Mutter Sophie Trebuchet, die Tochter eines Kaperschiffers. Eben in jener altspanischen Stadt Besançon erblickte er das Licht der Welt den 26 Februar 1802. Schwach und todtkrank mußte das erst sechs Wochen alte Kind dem Regimente folgen, das Besançon mit der Insel Elba vertauschte. Bis zu seinem dritten Jahre blieb es hier: die ersten Worte, die es stammeln lernte, waren das Italienische der Inseln, die ersten Naturbilder, die sich in seinem Auge spiegelten, trugen die rauhen und scharfen Züge jenes Eilandes, das dazumal kaum beachtet, später so berühmt geworden ist.

Im Jahre 1805 kam der Knabe mit seiner Mutter nach Paris, wo sie eine Wohnung in der Straße Clichy bezogen. Victor besuchte hier die Schule des Mont-Blanc. Der Dichter bewahrt aus dieser Zeit nur noch die Erinnerung an eine Ziege und an einen Brunnen mit einer hohen Säule im Hofraume des Hauses, wo er mit seinem Altersgenossen Delon spielte, der später in die Verschwörung von Saumur verwickelt, zum Tode verurtheilt wurde, und in Griechenland als Kommandant der Artillerie Lord Byron's starb. Im Jahre 1807 begab sich Hugo's Mutter mit ihren beiden Söhnen nach Italien zu ihrem Gemahle, der als Gouverneur der Provinz Avellino gerade beschäftigt war, die Räuberbanden, namentlich die des Fra Diavolo, auszurotten. Der Knabe blieb hier bis zum Jahre 1809; tausend kräftige und tiefe Eindrücke von seltsamen Gegenden, Gebirgsschluchten, Abgründen, riesenhaften Felsen, zaubervollen Beleuchtungen und feenhaften Landschaften — Alles zu einem wunderbaren Traume verwoben, wie ihn die Phantasie des Kindes gestaltet — nahm er mit sich aus Italien.

Vom Jahre 1809 bis 1811 verweilte der junge Hugo mit seinen beiden Brüdern und seiner Mutter in Frankreich. Sophie Hugo, eine hochgesinnte Frau, von einem männlichen, und wie Plato gesagt haben würde „königlichen" Geiste, lebte hier in der tiefsten Zurückgezogenheit in einer Sackgasse der Feuillantinerinnen, in der Vorstadt St. Jakob, um sich ungestört der Erziehung ihrer Söhne hingeben zu können. Eine ernste und zurückhaltende Zärtlichkeit, eine strenggeordnete und gebieterische Zucht, wenig Vertraulichkeit, kein Mystizismus, scharfgehaltene lehrreiche Unterredungen von höherem Ernste als das Kinderalter gewöhnlich liebt — bildeten die großen Züge einer innigen mütterlichen Liebe voll Aufopferung und Sorgfalt, aus der die würdige Frau die Vorschriften schöpfte, die sie in der Erziehung ihrer Söhne und insbesondere des jungen Victor befolgen zu müssen glaubte. Ein fast abenteuerliches Ereigniß, das mit einem Mal in dieses stille Klosterleben eingriff, mußte einen großen Einfluß auf den Geist und frühreifen Ernst des poetischen Kindes haben. Der General Lahorie, im Jahre 1804 in die Untersuchung Moreau's verwickelt, hatte sich den Verfolgungen zu entziehen gewußt und bei einem Freunde verborgen gehalten. Hier fiel er in eine Krankheit, und da er eines Tages auf dem Gesichte seines Freundes einige Unruhe zu bemerken glaubte, woraus er schloß, sein längeres Verweilen könne letzterem gefährlich werden, so ließ er sich noch an demselben Abende in einer Sänfte in die Straße Clichy bringen, wo damals die Familie Hugo wohnte. Edelmüthig wie Madame Hugo war, zögerte sie keinen Augenblick den Freund ihres Gatten aufzunehmen, und behielt ihn mehrere Tage bei sich. Lahorie's Fieber war gewichen, und er konnte wieder ausgehen und einen sicherern Aufenthalt suchen. Im Jahre 1809, nach vielen ausgestandenen Gefahren, flüchtete er noch einmal zu den Penaten der großmüthigen Frau; und da sie in tiefer Zurückgezogenheit lebte, so fand er bei ihr ein längeres Asyl und verweilte dort zwei Jahre Jedermann verborgen, in einem wohlverwahrten Gemache eines entlegenen Theiles des einsamen Hauses. Die angenehmste Beschäftigung des philosophischen Soldaten während einer so langen Unthätigkeit, in der er sich verzehrte, bestand darin, sich mit dem kleinen Victor zu unterhalten, ihn auf seinen Schoß zu nehmen, mit ihm den französischen Polybius zu lesen und von Kriegslisten und Kriegsmaschinen der Alten zu plaudern; auch den Tacitus las und erklärte er ihm, denn der kräftige Geist des Knaben fand bereits an dieser derben Nahrung Geschmack. Die ersten Elemente der lateini-

schen Sprache hatte Hugo von einem alten verheiratheten Geistlichen de La Rivière, einem guten Manne, erlernt. Indeß wurde Lahorie, in Folge einer abscheulichen Machination, über deren Urheber, welcher damals mächtig jetzt noch lebt, zu seiner Zeit Hugo die nöthigen Aufschlüsse mittheilen wird, bei den Feuillantinerinnen im Jahre 1811 verhaftet und ins Gefängniß geworfen, aus dem er nur hervorging, um mit Mallet zu sterben. *) Es ist begreiflich, welchen tiefen und schmerzlichen Eindruck auf die feurige Seele des Knaben sowohl die Reden des geheimnißvollen Mannes, der von Haß glühte gegen die Tyrannei des Kaiserthumes, als sein unglückliches Ende machen mußte.

Ohne Zweifel wurde dadurch in dem jungen Hugo der Grund zu seinem Royalismus gelegt, der sich im Jahre 1814 kundgab. Außer dieser blutigen und finstern Erinnerung hinterließ ihm der Aufenthalt bei den Feuillantinerinnen auch andere lieblichere Nachklänge. In dem „letzten Tag eines Verurtheilten," finden wir die Rückerinnerung an „die schöne spanische Pepita" und „den zweiten Theil der Reisen Spallanzani's," anderswo spricht er noch von „der Schaukel unter den Kastanienbäumen." Der altersgraue verfallene Dom von Val-de-Grace, so melancholisch düster hervorschauend unter dem grünen Laubgewölb der Bäume, stellte sich gewiß der Einbildungskraft des Dichters wieder dar, so oft er an die einsamen Klostergärten dachte. An diesem träumerisch stillen Aufenthalte begann auch seine Bekanntschaft und Liebe mit einer andern Pepita, die damals mit ihm von gleichem Alter, späterhin seine Gattin wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dey von Algier zu Paris.

(Schluß.)

Bevor ich von Hussein Pascha Abschied nahm, sprach ich mit ihm noch über Bruat, dessen vertrauter Freund ich sey. Der Dey lächelte, als ich sagte, dieser Offizier habe sehr ehrenvoll von ihm gesprochen. „Ich habe ja nichts für ihn gethan," sagte er. — „Sie haben genug gethan, da Sie ihm und seinen Gefährten den Kopf abschlagen lassen konnten." — „Und warum Dieß? Sie waren ohnehin unglücklich genug. Glauben Sie mir, daß ich nicht daran schuld war. Sobald ich den Schiffbruch der französischen Fahrzeuge erfuhr, sendete ich einige Offiziere ab, um die Franzosen gegen die Beduinen in Schutz zu nehmen, ein Volk, das zwar völlig unbeugsam ist, aber die Türken fürchtet, und nie gewagt haben würde, einem Christen Leides zu thun, den ich zu schützen befahl. Der Zufall wollte, daß von heftigen Regengüssen der Fluß östlich von Algier, der sich folglich zwischen dem Orte des Schiffbruches und der Stadt befindet, ungewöhnlich angeschwollen war. Meine Offiziere konnten nicht durch den Fluß setzen, und diese Verzögerung war Schuld, daß die Gestrandeten so große Leiden erdulden mußten. Die Einwohner wollten dieselben durchaus umbringen, weil eine Fregatte, die vorbeisegelte und die Briggs erblickte, Kanonen abfeuerte, was die Uferbewohner für einen Angriff hielten, außerdem hielten sie auch alle Franzosen, die sich im Lande befanden, für eben so viele gefährliche Kundschafter und Wegweiser ihrer Landsleute. Daher die Wuth des Volkes." Ich dankte Hussein für seine Mittheilung, indem ich ihm sagte, daß Bruat mir dasselbe erzählt habe.

Ich hatte die Geduld des Pascha's lang genug auf die Probe gestellt. Es war bald drei Uhr, als wir uns empfahlen. Ich dankte ihm für seine gütige Aufnahme, und er grüßte mich mit Kopf und Hand, indem er die in seiner Heimath gewöhnliche Höflichkeitsformel: „Du bist willkommen!" aussprach.

Ich kann nicht schließen, ohne ein Porträt von Hussein Pascha zu entwerfen. Der Dey von Algier ist ein Greis von mittlerer Größe. Er ist ziemlich wohlbeleibt und trägt, obgleich dreiundsechzig Jahre alt, noch Spuren tüchtiger Manneskraft. Sein Kopf ist groß und mit starken Zügen gezeichnet. Ein langer grauer Bart mit einem goldgelben Abglanz, auf den sich zwei gewaltige Schnurrbartklammern von schwärzerer Farbe, als diese übrige Mannszierde, herabkrümmen, vollendet die Schönheit seiner Gestalt. Seine sanften Augen sind zur Hälfte von ovalen Brillengläsern bedeckt, was im Schauspielhause einige Leute, die einen Türken mit Brille für ein unbegreifliches Wesen halten, in Erstaunen setzte. Viele von den Einwohnern Algiers und anderer Theile der Regentschaft müssen zu dieser Augenwaffe ihre Zuflucht nehmen, wenn ihr Gesicht von den auf den weißen Häusern, auf dem Pflaster und Sande zurückgeworfenen Strahlen der glühendheißen Sonne gelitten hat.

Hussein ist nicht so ernst und unempfindlich wie der Gesandte des Bei's von Tunis, der sich jetzt gleichfalls in Paris befindet; er lacht und plaudert gern. Er besitzt, wie mir scheint, mehr Bildung als gewöhnlich die Orientalen. Seine Antworten sind lebhaft, oft geistreich. Er ist gutmüthig und hat eine gewisse naive Ungezwungenheit, die ihn liebenswürdig macht. Sein Betragen ist sanft und einnehmend.

Hussein sagte mir, er werde einige Zeit in Paris zubringen, um zu sehen und zu lernen; er wolle es nicht wie jene Reisenden machen, die nicht schnell genug von Ort zu Ort kommen können, und am Ende so leer heimkehren, als sie ausgegangen sind. Man behauptete, der Pascha sey von gemeiner Herkunft; ich glaube es nicht, im Gegentheil scheint er mir nicht ohne Erziehung geblieben zu seyn. Sein ungezwungenes Benehmen, seine sanfte Sprache, seine heitere Gemüthsart machen seinen Umgang angenehm. Es fällt mir gerade eine Scene bei, die zur Genüge seine Gutmüthigkeit beweist. Herr André sah zur Seite des Kanapee's ein langes dünnes Rohr — einen Stockdegen — mit goldenem Knopfe stehen; er fragte, wem es gehöre. Hussein zeigte auf seinen Bart und sagte: „Es ist die Stütze des alten Mannes." Einen Augenblick darauf bot Herr André dem Pascha Theaterbillete an, die dieser anzunehmen weigerte, indem er höflich lächelnd sagte: „Ich will die Güte des Herrn André nicht annehmen." Herr André griff hierauf rasch zu dem Stocke und zog gleichsam zur Drohung den Degen ein wenig aus der Scheide. Hussein brach in ein Gelächter aus, und neigte den Kopf, den er mit beiden Händen hielt, indem er ausrief: „Wenn Sie so die Sache angreifen, muß ich wohl Ihnen verbindlich werden.". Dieser kindische Scherz schien mir an einem

*) S. Ausland Lavallette's Memoiren S. 1010.

sechzigjährigen Manne, den ich kurz vorher erst noch in so ernster und edler Haltung gesehen hatte, nicht besonders lächerlich.

Befremden wird es, daß ich in meiner Unterredung mit Hussein nicht auf die Weiber zu sprechen kam; leider muß ich gestehen, daß ich dieses wichtige Kapitel zu berühren gänzlich vergaß. Uebrigens hatte ich mir vorgenommen, von den seinigen nicht zu sprechen, wie es denn auch das Zartgefühl verlangte. Es hat mir Jemand erzählt, der Pascha sey irgendwo von einer Dame gefragt worden, ob er sich nach Algier zurücksehne. Kaum hatte er diese Frage vernommen, als er zu seinem Dragoman sagte: „Frage doch diese Dame, ob ich ihr eine Geschichte erzählen darf?“ Die schöne Fragstellerin beeilte sich hiezu die Erlaubniß zu geben, und Hussein sagte: „Ich hatte eine Nachtigall, die ich ungemein liebte; ich behandelte sie mit aller Sorgfalt, ich glaubte, sie würde den Atlas vergessen haben. Eines Tags öffnete ich ihren Käfig, sie flog dem Gebirge zu und kam nicht wieder.“ Ich kann die Wahrheit dieser Anekdote nicht verbürgen; allein wenn sie nicht wahr ist, ist sie doch gewiß gut erfunden.

Einen anderen Zug seiner Gutherzigkeit erzählt man, den ich leider gleichfalls nur vom Hörensagen habe. Einer der Franzosen, die im Dienste des Deys stehen, hat mehrere Kinder, und der Pascha wünschte, daß sie ihm vorgestellt würden. Unter diesen Kindern befand sich ein kleines, schönes, schüchternes Mädchen, die der Greis mit Liebkosungen überhäufte, indem er sagte: „Ich habe drei Töchter — er nannte hier ihre arabischen Namen, die man mir nicht sagen konnte — sie stehen alle drei in meinem Herzen; ich will die zweite näher an die erste rücken und zwischen die dritte und jene Dich stellen, so werde ich vier Töchter haben.“ Mich dünkt, die Patriarchen, deren hohe Einfalt wir bewundern, die liebevollsten Väter, und die geistreichsten Europäer hätten sich nicht besser ausdrücken können.

Es bleiben mir nur noch ein paar Worte zu sagen übrig. Das Gerücht ging, Hussein sey nach Paris gekommen, um wegen seiner Rückkehr nach Algier zu unterhandeln. Ich glaubte nicht darüber zuverlässige Erkundigung einziehen zu dürfen; allein meiner Meinung nach ist nichts an der Sache. Ich bin überzeugt, daß der Pascha nicht mehr daran denkt, noch einmal in seinem Beylik eine Rolle spielen zu wollen. Es scheint nicht, daß er der Statthalter des Königs der Franzosen zu werden wünschen wird, wo er früher unumschränkter Herr war. Soviel aber ist gewiß, daß man ihm, er möge nun als Gebieter oder als Abgeordneter Frankreichs zu Algier erscheinen, die Kehle abschneiden würde.

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte LAVALLETTE, Aide-de-camp du Général BONAPARTE, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Eine so reiche Fundgrube interessanter Anekdoten, die manch neues Licht auf die Zeitgeschichte und die darin auftretenden Hauptpersonen werfen, ist uns in den Memoiren des Grafen Lavallette geöffnet, daß es schwer wird, eine gedrängte Auswahl derselben zu machen. Folgende mögen hier eine Stelle finden. Es ist bereits gesagt worden, daß Lavallette, nach dem Untergange der Schweizer an der Sache des Königthums verzweifelnd, Dienste im französischen Heere nahm, um den Verfolgungen der Schreckensmänner zu entgehen. Mit mehreren jungen Leuten hatte er in dieser Absicht Paris verlassen, um als Freiwilliger unter die Legion der Alpen zu treten.

„Wir machten uns nach Autun auf den Weg und kamen am folgenden Tage in ein Walddorf, nahe bei Vermanton, dessen Einwohner ihren Lebensunterhalt durch Verfertigung von Holzschuhen gewannen. Ein Bischof und zwei seiner Vikare waren hier einige Tage zuvor auf ihrer Flucht angehalten und verhaftet worden. Bei Durchsuchung ihres Wagens hatte man einige hundert Louisd'or gefunden, und die Bauern hielten es für das einfachste Mittel, den Fund sich anzueignen, wenn sie dessen Eigenthümer ermordeten. Dieser neue Erwerbszweig schien so einträglich, daß sie, ihn fortzusetzen entschlossen, gegen alle Reisenden auf der Lauer standen. Unsre Matrosenkleidung schien zwar nicht viel zu versprechen, allein wir trugen die Köpfe etwas hoch, unsre Manieren verriethen Leute von Stand, und so glaubte ein kleiner buckeliger Kerl, eine Amtsperson des Dorfes, bei uns einen guten Fang zu wittern. Die Einwohner, die einmal entschlossen waren, keine Holzschuhe mehr zu machen, ließen sich den Wink des Buckeligen gesagt seyn; wir wurden auf die Munizipalität geführt, wohin uns der Pöbel folgte. Der höckerige Schreiber setzte sich an einen großen Tisch und las hier mit lauter Stimme und großer Wichtigkeit unsre Pässe vor: Ludwig Amadäus d'Aubonne, Andreas Ludwig Leclerc de la Ronde, Marie Chamans de Lavallette. Der Schurke las mit Fleiß zu meinem Namen das de, das nicht im Passe stand. Als man diese aristokratisch klingenden Namen hörte, erhob sich ein Gemurmel; Aller Augen waren feindselig auf uns gerichtet, und der Höckerige schrie, man müsse unsre Tornister untersuchen. Man würde da keinen geringen Fang gemacht haben. Ich war der ärmste von meinen Gefährten und besaß fünf und zwanzig Louisd'or in Gold. Schon sahen wir uns verloren, als d'Aubonne, der von ansehnlicher Größe war, auf den Tisch sprang und an die Versammlung eine Rede zu halten begann. Er war ein gewandter Mensch, der seinen Vers machte und bis in seine Fingerspitzen geladen war mit der damaligen Kunstsprache. Er begann mit einer Ladung von Schimpfwörtern und Flüchen, welche die Zuhörer in Erstaunen setzten; bald aber erhob sich sein Styl und er wiederholte die Worte: Vaterland — Freiheit — Volkssouveränität — mit einer Hitze und Donnerstimme, deren Wirkung ans Wunderbare gränzte. Ein einstimmiger Beifall unterbrach ihn. Der begeisterte Sprecher ließ es dabei noch nicht bewenden. Mit gebieterischer Stimme befahl er La Ronde auf den Tisch zu steigen. La Ronde war zu einem Possenreißer wie geboren. Er war ungefähr fünf und dreißig Jahre alt, von der abenteuerlichsten Gestalt und so schwarz wie ein Mohr. Seine Augen lagen tief im Kopfe und waren von dicken schwarzen Augenbraunen überschattet, Nase und Kinn von unmenschlicher Länge. D'Aubonne sagte zur Versammlung: „Ihr sollt bald sehen, ob wir Republikaner sind, die von Paris kommen oder nicht.“ Dann wendete er sich an seinen Gefährten und rief: „Antworte mir auf den republikanischen Katechismus! Was ist Gott? Was ist das Volk? Was ist der König?“ Der Mohr erwiederte mit höchst erbaulichem Gesichte und näselnder Stimme, indem er dabei die Glieder verrenkte wie ein Harlekin: „Gott ist die Natur; das Volk sind die Armen; ein König ist ein Löwe, ein Tiger, ein Elephant, der das arme Volk in Stücke reißt, verschlingt und zu Tode quetscht.“ Es war unmöglich, solchen erhabenen Gesinnungen zu widerstehen. Erstaunen, Jubelgeschrei, Begeisterung stieg aufs Höchste. Die Redner wurden umarmt, herabgerissen und im Triumph davon getragen. Man stritt sich um die Ehre, uns zu beherbergen; wir mußten trinken, so viel in uns hineinging, und wir hatten eben so große Noth, uns aus den Armen unsrer neuen Freunde loszumachen, als vorher ihren räuberischen Händen zu entkommen. Glücklicherweise fand d'Aubonne auch hiezu Rath; er bemerkte mit imponirender Gravität, daß wir nicht Zeit hätten, uns aufzuhalten, da das Vaterland den Tribut unsers Muthes verlange.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine sardinische Hochzeit.

(Schluß.)

Diesem ziemlich lärmenden Vortrabe folgt ein ernster schweigender Schauritt, in dessen Mitte sich der Bräutigam durch die Pracht eines ganz neuen Kleides und das reiche Geschirr seines Pferdes *) auszeichnet. Bald nachher verkündet das Knarren der Achsen und das Geklingel zahlloser Schellen die Abfahrt der Wägen; sie werden von Ochsen gezogen, deren mit Bändern umwickelte Hörner auf den Spitzen mit Orangen geschmückt sind. Auf den ersten Wägen befinden sich die Matratzen, die sich in vierecktigen Haufen erheben, die Bettstellen und Zubehör, Pyramiden von Stühlen, Alles mit Lorbeer- und Myrthenzweigen bedeckt; dann kommen Tische und Bänke; hierauf zwei ungeheure Kommoden, wovon eine das Linnen der Wirthschaft, die andere die Kleider der Braut enthält. Zwei Wägen sind mit Küchen- und anderm Geräthe beladen, unter dem man einen großen Vorrath von Spindeln und Rocken, mit Flachs umwickelt und zum Spinnen zugerichtet, bemerkt.

Drei oder vier Wägen mit Getreide beladen, machen den ersten Vorrath der neuen Wirthschaft aus; der letzte trägt die Mühle und Alles, was man in Sardinien zur Bereitung des Brodes bedarf. Endlich schließt der geduldige Molentu (Esel) mit einem langen Stricke an der Mühle befestigt, die er nun bald zum ersten Male treiben soll, den Zug auf eine belustigende Weise. Schweif und Ohren mit Bändern und Myrthen geziert, zieht das geduldige Thier die letzten Blicke einer vom Schauen bereits ermüdeten Menge auf sich, und die Fröhlichkeit, die es erregt, gewährt nach der ernsten Pracht, die ihm vorausging, eine angenehme Zerstreuung. Dem Zug folgen gewöhnlich drei oder vier Traches, **) in denen sich mehrere der Braut verwandte oder befreundete junge Mädchen befinden; sie sind damit beauftragt, den Hausrath und die Aussteuer in Ordnung zu bringen. Ihre Tracht an diesem Festtage ist voll Anmuth und sehr glänzend.

Wenn Alles am Bestimmungsorte angekommen ist, so geht es ans Abladen der Wägen. Hier geht der Bräutigam mit gutem Beispiele voran, indem er der Erste eine Matratze des Ehebettes auf seine Schultern ladet; allein die jungen Leute vertreten ihm den Weg nach der Kammer und werfen oft alle übrigen Matratzen auf ihn, daß er ganz davon zu Boden gedrückt wird: ohne Zweifel eine Anspielung auf die Bürde, die er sich jetzt auflegt. Die jungen Freundinnen der Braut ordnen alle Geräthschaften mit der größten Sorgfalt und schmücken jeden Pfeiler mit Blumen, die man hängen läßt bis sie verdorrt von selbst abfallen.

Endlich kommt der Hochzeitstag, der im Kirchspiele der Braut gefeiert wird. Der Bräutigam, von einem Geistlichen seines Dorfs, seinen nächsten Anverwandten und den Paralymphes begleitet, begibt sich mit großem Gefolge in das Haus der Braut; sobald die Mugliacheri (Hochzeitsleute) die Thürschwelle betreten, fällt die Braut vor ihrer Mutter auf die Knie und bittet um ihren Segen; diese segnet und tröstet sie, und vertraut sie dem Geistlichen des andern Dorfes, so wie der Bräutigam dem Geistlichen aus dem Dorfe der Braut übergeben wird. Beide Abtheilungen machen sich nun unter dem Schalle der Doppelflöten, des Glockenspiels und dem Knallen der Gewehre ***) nach der Kirche auf den Weg. Zur Mahlzeit versammelt man sich bei den Eltern der Frau, und hier müssen die beiden Eheleute zum ersten Male neben einander sitzend ein Gericht aus Einer Schale und mit Einem Löffel essen.

Bald nachher reißt man auf ein gegebenes Zeichen die junge Frau aus den Armen ihrer Eltern, um sie auf ein reichgeschirrtes Pferd zu setzen, welches sie mit Gepränge nach ihrer neuen Wohnung bringt. Die Launeddaspieler gehen der Frau einige Schritte voraus; diese, deren Pferd von einem Manne am Zügel geführt wird, nimmt den Ehrenplatz zur Rechten ihres Gatten ein, der diese Ordnung immer beobachtet. Die Verwandten und Freunde, zwei und zwei neben einander gehend, bilden eine lange Reihe; die Weiber zur Rechten hinter dem Gatten und die Männer zur Linken. Fällt die Hochzeit in eine Jahrszeit, wo man die Sonnenhitze zu fürchten hat, so fügen die Frauen ihrer reichen Tracht noch einen runden Filzhut bei, den sie gewöhnlich für diese Gelegenheit zu leihen nehmen, und mit Federn, Borden, Bändern und Blumen ausschmücken.

Sobald die Flöten und das Freudengeschrei die Ankunft der Gesellschaft verkündet, bereitet sich die Schwiegermutter der jungen Frau, oder deren nächste Verwandte, sie zu empfangen, indem sie ein Glas Wasser und eine Schüssel, auf der sich Getreide, Salz und Zuckerwerk befindet, zur Hand nimmt. Sie geht ihnen bis zum Eingange des Hofes entgegen; sobald sie die Verheiratheten bemerkt, gießt sie das Wasser aus und wirft ihnen einige Hände voll von dem Inhalte der Schüssel entgegen, um den Ueberfluß anzudeuten, den sie ihnen wünscht; Dieß nennt man das Vertheilen der Grazia. *) Die Frau wird hierauf auf die Hausflur zu einem mit einem reichen Teppiche bedeckten Tische geführt, neben welchem ein kleines Taburet steht, das als Fußschemmel gebraucht wird. Hier muß dem Gebrauche zufolge die Frau vom Pferde steigen; nach dem Säulengange geführt, küßt sie hier zum Zeichen der Achtung und des Gehorsams ihren neuen Eltern die Hand und wird nun nach der Hochzeitskammer, domu e lettu (Bettkammer) genannt, gebracht. In einigen Bezirken der Insel wirft die Schwiegermutter erst in dem Augenblicke dieser Einführung die Grazia aus.

Während des Festes essen die jungen Eheleute wieder aus Einer Schüssel und mit Einem Löffel; Tanz beschließt den Tag.

*) Man bedient sich gewöhnlich sehr reicher Geschirre, die von großen Herren den Bräutigamen gern geliehen werden.

**) Dieß ist ein mit Matratzen belegter und mit einer Blache bedeckter Wagen, dessen sich die Frauen im mittägigen Sardinien häufig bedienen.

***) In Corsica setzt man die Flintenschüsse selbst im Hause und während des Hochzeitmahls, besonders beim Ausbringen der Gesundheiten, noch fort; man geht da oft so weit, Pistolen unter dem Tische loszuschießen.

*) Die Grazia erinnert an die Nüsse, welche die Römer bei ähnlicher Gelegenheit auswarfen. Das Glas Wasser ist ein Ueberrest des hebräischen Ritus.

England's neueste Eroberung.

Das neue vulkanische Eiland im mittelländischen Meere ist bereits von den Engländern förmlich in Besitz genommen worden; wenigstens hat Kapitän Stenhouse, der von Malta aus auf dem Kutter „die Hindin" dahin gesendet worden war, die britische Fahne auf der Insel aufgepflanzt und in des Königs Namen sie für Englands Eigenthum erklärt. Diese Eroberung und Gebietsvergrößerung Großbritanniens war nicht ohne Schwierigkeit und Gefahren, da der Vulkan in voller Arbeit war und Wolken von Asche auswarf, die wenige Stunden darnach sich verhärtete. — Der „Examiner" macht sich hierüber in einem Artikel: „gute Neuigkeiten für die Aristokratie," überschrieben, mit folgenden bissigen Bemerkungen lustig: „Ein vulkanisches Eiland ist an der Küste von Sicilien aufgestiegen, und von Kapitän Stenhouse im Namen Sr. britischen Majestät in Besitz genommen worden. Der Teufel selbst arbeitet für die Aristokratie. Ein Aschenwirbel hat seinen Weg aus dem höllischen Schornsteine nach der Oberwelt gefunden und sogleich auch seinen Herrn unsern König; nun wird sich darauf bald eine Garnison niederlassen, ein Lord Thomas wird als Gouverneur hingeschickt, ein Sir Charles als Befehlshaber der Armee, ein Honourable Tom Nackeely als Bischof, ein Herr Truckler als Staatsanwalt, und die Sache hat ihren Gang. — In einem oder in zwei Tagen wird Lord Londonderry die auf die neue Insel Cenerentola bezüglichen Papiere vorgelegt haben wollen, und behaupten, daß die Ehre und das Interesse der britischen Nation auf diesem Theile der Welt nicht gehörig aufrecht gehalten worden seyen; daß die Franzosen geheime Absichten haben; daß bereits zwei Fregatten in Toulon ausgerüstet seyen. Er wird beweisen, daß Frankreich durch die Besitznahme von Cenerentola in den Stand gesetzt werde, seine Krallen nach Sicilien auszustrecken, und so der Herrschaft des mittelländischen Meeres sich zu bemächtigen. Griechenland und Italien werden dann schnell von dieser ehrgeizigen Nation verschlungen, und seine alten Absichten auf Aegypten werden wieder aufleben und ausgeführt werden. Unser alter Bundsgenosse, der Türke, wird sodann bald vom Throne gestürzt seyn und die dreifarbige Fahne von den Thürmen des Serails wehen. Seine Herrlichkeit werden dann Cenerentola mit den Klippen vergleichen, die der nachläßige Steuermann des Staatsschiffes nicht wahrnimmt, oder vielleicht wird er auch sagen, es sey die heiße Asche, die Frankreich in den Brennstoff Europa's werfen werde. Lord Aberdeen wird diese Ansichten unterstützen und die Gelegenheit ergreifen, auf Frankreichs unermeßlichen Ehrgeiz zu schelten, und die unverdiente Erniedrigung unsers alten, herrlichen und treuen Verbündeten, Königs Miguel, zu beklagen."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 268. 25 September 1831.

Manilla und seine Umgebungen. *)

Es war am 23 Dezember als wir in der Bai von Manilla ankamen, und vor Cavita Anker warfen. Mein erster Ausflug von diesem letztern Orte war nach dem zwei Meilen entfernten Teralta, wo ein Franzose Namens Chapar wohnte, an den ich Empfehlungsbriefe hatte. Dieser versah mich mit zwei Führern, von denen jeder ein Pferd hatte, um meine Sammlungen fortzubringen, und empfahl mich dem Pfarrer eines in den Bergen gelegenen Dorfes. Am zweiten Tage kamen wir zu dem Padre Mariano, so hieß der Pfarrer, der mich mit großer Güte aufnahm, und als ich ihm meine Absicht erklärte, tiefer in die Berge einzudringen, einige Indier aufforderte mich zu begleiten. Diese kannten kein größeres Glück, als ihrem verehrten Pfarrer einen Gefallen zu erzeigen, und stritten sich um die Ehre, mir als Führer zu dienen. Wir kamen Nachmittags zu einem kleinen Hause, das dem Pfarrer gehörte, und das er zu meinem Aufenthaltsorte und Hauptquartier während meiner Ausflüge bestimmt hatte. In der Nähe waren einige kleine, von armen malayischen Familien bewohnte Häuser, in dem des Pfarrers aber wohnte sein Pächter, dessen einziges Geschäft war, Reiß zu bauen. Nicht ohne Erstaunen betrachtete ich in dieser hohen Gegend die unermeßlichen Reißfelder, die hier im üppigsten Flor standen. Nirgends habe ich eine Pflanze schöner, und die Körner größer gesehen, als auf diesen Bergen; in keinem Lande fand ich ihren Geschmack so süß und so angenehm. Dieß überzeugte mich von der Falschheit der allgemein angenommenen Meinung, daß man die Reisfelder während der Zeit des Wachsthums unter Wasser setzen müsse, wie Dieß in vielen Ländern geschieht. In den Bergen, die ich durchstreifte, werden sie nur vom Regen befeuchtet, und auch dieser fällt nicht allzureichlich. In der ersten Nacht, welche ich in dem obenerwähnten Hause zubrachte, fand ich die Kälte so streng, daß ich aufstehen und Feuer anzünden mußte; die Eingebornen haben keine Betten, sondern schlafen auf dem mit Matten belegten Boden, ich mußte ein gleiches thun, fand es aber nicht sehr angenehm.

Wenn ich die Natur des Bodens untersuchte, den ich durchwanderte, so konnte ich mich kaum über die herrliche Vegetation dieses Landes wundern: überall und vorzüglich in den großen Waldungen findet man anderthalb bis zwei Fuß tiefe Dammerde, in der die Gewächse wurzeln und eine gewaltige Entwicklung nehmen. Die Unterlage dieses Bodens bildet eine gute bräunliche Erde, gleich der unserer Getreidegegenden. Unermüdlich durchstreifte ich nach allen Richtungen die Höhen und Schluchten der Berge, die von tausend kleinen Flüssen bewässert und mit Teppichen von Beslerien, Begonien, Farrenkräutern u. s. w. bedeckt sind. Die Natur entwickelt unter diesem glücklichen Himmelsstriche ihre ganze Kraft. Weder Feuer noch Art haben an dieser üppigen Vegetation ihre zerstörenden Wirkungen versucht. Der Baum des Hochwaldes breitet hier seine majestätischen Wipfel aus, ohne Furcht, die Hand des Holzhauers herbei zu locken, und die Lianen schlingen ihre wuchernden Ranken um die Stämme, bis diese mit ihnen fallen.

Nach acht Tage langen Ausflügen waren die beiden Pferde, die ich bei mir hatte, mit gesammelten Pflanzen überladen, so daß ich auf den Rückweg denken mußte. Die einzige Nahrung die ich während dieser Woche, die ich in den Bergen zubrachte, genoß, war Reiß in Wasser gekocht, oder in hohlen Bambusstäben *) geröstet. Für einen Europäer, der hieran nicht gewöhnt, und noch dazu stets auf den Beinen war, reicht diese Nahrung bei weitem nicht zu, und als ich am Abend wieder bei dem Pfarrer Mariano ankam, hatte dieser auch nichts Eiligeres zu thun, als mir ein Abendessen bereiten zu lassen. Am andern Morgen begleitete ich den Pfarrer in die Kirche, die ich zu meinem Erstaunen sehr groß

*) Im Jahre 1818 sandte der französische Marineminister die zwei Gabarren le Rhone und la Durance ab, um in China selbst oder in dem indischen Archipel Chinesen anzuwerben, und sie nach Cayenne zu führen, wo sie den Anbau fremder Gewächse verbreiten, und allmählich diese ausgedehnte Besitzung kolonisiren sollten. Man meinte hiedurch die Neger zu ersetzen, deren Handel abgeschafft worden war. Der Plan mißlang gänzlich. Herr Perrottet der seinen Aufenthalt in Manilla und seine Ausflüge in der Umgegend erzählt, war Botaniker, und sollte Pflanzen, die für den Anbau in den französischen Kolonien taugten, aussuchen und mit sich nehmen.

*) Die malayischen Hirten und Reisenden bedienen sich keines andern Topfes, um den Reiß zu kochen. Sie spalten zu dem Ende einen Bambusstab von ungefähr zwei Fuß Länge, feuchten den Reiß an, wickeln ihn sodann in ein großes Baumblatt, und legen ihn in die Höhlung des Bambus, dessen beide Theile sie wieder an einander fügen. Wenn man diese Art Cylinder eine Zeit lang über einem guten Feuer herumdreht, so wird der Reiß gut gekocht, und erhält einen köstlichen Geschmack.

und ungemein besucht fand. Ich hatte mir über die Bevölkerung des Dorfes eine unrichtige Idee gemacht; es ist ziemlich groß, die Häuser stoßen hart aneinander, und in jedem Hause wohnen wenigstens 12 bis 15 Personen. Die Bewohner des Dorfes sind, je nach ihrer Thätigkeit, mehr oder minder wohlhabend, sie bauen nichts als Reiß, und die zwei Ernten die sie jährlich machen, sind so reichlich, daß sie troß des niedern Preises (das Pfund kostet nur einen Quart, ungefähr 1½ kr.) schöne Summen gewinnen. Auch etwas Indigo wird gepflanzt, aber die Bereitung desselben ist sehr unvollkommen, was in der That sehr zu bedauern ist, denn er ist vorzüglich schön und kann dem Indigo jedes Landes die Wage halten.

Ich kehrte nun nach Teralta und von da auf das Schiff zurück, wo ich meine Pflanzen in Ordnung brachte. Dann schiffte ich mich nach Manilla, der Hauptstadt der philippinischen Inseln ein, welche drei Meilen von Cavita, wo unsere Schiffe vor Anker lagen, entfernt ist. Ich machte die Ueberfahrt in einem Fahrzeuge, das man Tasco nennt, dieses hat auf beiden Seiten große Balancierstangen aus Bambus, welche noch acht bis zehn Fuß über den Schiffsrumpf hinausreichen. Sie erhalten das Gleichgewicht, und man bindet die Segeltaue daran fest, vermindern aber sehr die Schnelligkeit des Fahrzeugs. Ein Franzose in spanischen Diensten, Herr Solier, war der erste Einwohner Manilla's, mit dem ich in freundschaftliche Verbindung trat, er verschaffte mir alle nöthigen Nachweisungen, wie ich mich zu benehmen hätte, um die schöne Umgegend kennen zu lernen. Zugleich führte er mich bei einem der reichsten Einwohner Manillas ein. Dieser Mann hieß Tuason, ist ein Eingeborner, spricht ziemlich gut Französisch, und besitzt ein unermeßliches Vermögen. Er befiehlt über ganze Völkerschaften von Indiern, und hat fast in allen Theilen der Insel Landeigenthum. Dieß war für mich eine kostbare Bekanntschaft, der ich während meines Aufenthaltes eine Menge Verbindlichkeiten schuldig wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Albanesen in Italien.

(Fortsetzung.)

Die Griechen von Calabrien — so nennt man die italienischen Albanesen — stehen bei ihren Nachbarn in üblem Rufe, ohne es zu verdienen; von langer Zeit her auf die Arbeit als eine Nothwendigkeit angewiesen, und in undankbare Gebirge verdrängt, haben sie ausgedehnte Haiden urbar gemacht und vorher wüst gelegene Gegenden bevölkert. Durch ihre Lage, durch ihren Kultus, durch ihre Sitten von den übrigen Italienern geschieden, haben sie mitten unter denselben ihre Eigenthümlichkeit bewahrt. Vier Jahrhunderte vermochten nicht ihre Nationalität zu verlöschen. Ihre Sprache hat sich unvermischt erhalten, und nur wenige fremde Worte schlichen sich durch ihre neuen Verhältnisse nothwendig ein. Noch immer verstehen sie ihre albanesischen Landesleute vollkommen. Sie reden das Calabresische nur, wenn sie im Verkehre dazu gezwungen sind, niemals aber unter sich.

Ihre Sitten haben mehr durch gewaltsamen Druck, als durch die Zeit Veränderungen erfahren. Die Regierung selbst ließ es sich angelegen seyn, sie ihrer Nationalität zu berauben, und mit ihrem eisernen Richtscheit fuhr sie über diese Gebirgsbewohner hin. Die Albanesen mußten ihre vaterländische Tracht ablegen; aber noch gingen sie bewaffnet. Ein königliches Dekret vom Jahre 1821 strafte Jeden mit dem Tode, welcher Waffen tragen, oder in dessen Hause solche gefunden würden. *) Die Albanesen kamen vormals auf ihren öffentlichen Plätzen zusammen, wo sie im Mondschein ihre alten vaterländischen Lieder sangen; ein neues Gesetz verbietet jede Vereinigung von mehr als fünf Personen und die öffentlichen Plätze sind als Herde der Empörung geschlossen worden. Ein heiteres und gemüthliches Volk liebten die Albanesen Tanz und Feste; Elend hat die öffentliche Fröhlichkeit verscheucht, und die tausendköpfige Polizei vernichtete das Vertrauen und die gemeinsame Freude, indem sie Parteien schuf und Zwietracht ausstreute.

Mitten in ihren Leiden, nach so vielen Jahren und Wechselfällen haben sich indeß die italienischen Albanesen noch einen Schatz von Edelmüthigkeit bewahrt; man sieht noch an ihnen den stolzen Troß der alten Unabhängigkeit. Die Gastfreundschaft üben sie ohne Prunk, aber mit einer völlig homerischen Einfachheit.

„Du siehst nur noch unsere Schatten," sagte mir ein alter Albanese mit weißen Haaren, wobei er mich mit dem treuherzigen Du der Calabresen anredete, „in meiner Jugend hättest Du noch ein Albanien in den Gebirgen Calabriens gefunden. Die Bewohner würden Dich mit einem Feste und unter Guittarrenklang empfangen haben; aber heutzutage gleichen wir uns selbst nicht mehr. Sie haben Furcht vor Dir, sie halten Dich für einen Spion."

In ihrem Kultus folgen sie der griechischen Kirche, und wiewohl sie sich dem römischen Stuhle unterworfen haben, so verabscheuen sie ihn doch, und belegen ihn mit dem Beinamen rapace und perfido. Allein sie mußten sich hierin wohl fügen, da es *eine* Frage um Seyn oder Nichtseyn wurde. Ihre Geistlichen verheirathen sich, und ich genoß das Vergnügen einen Mann im Priesterrocke von seiner Frau und fünf Kindern umgeben zu sehen. Ein anderer zeigte mir Voltaire's und Rousseaus Schriften neben seinen Gebetbüchern; er hatte sie mit schwerem Gelde angeschafft, denn von den Alpen bis Syrakus haben göttliche und menschliche Gesetze ihren Fluch über sie ausgesprochen. Mit einem Wort, der albanesische Klerus ist so protestantisch als der von Genf oder Edinburg. Die Geistlichkeit gehört übrigens in Kirchensachen unter den Sprengel des Bischofs von Bisignano; da aber dieser fromme Mann einen tiefen Abscheu gegen alle verheiratheten Priester hegt, welcher Kirchengemeinde sie auch angehören mögen, so leben die Geistlichen, die es mit der bischöflichen Gunst nicht verderben wollen, unbeweibt. Außerdem haben sie aber auch noch einen Bischof von Synope (in partibus) der jedoch nur die Weihe der griechischen Priester zu besorgen hat; letztere mußten vordem dieser wegen nach Rom gehen Er bewohnt das griechische Kloster von San Adriano, eine Viertel-Meile von San Demetrio, und ist ein ehrwürdiger, unterrichteter und durchaus nicht bigotter Mann. Nach dem Kaffee, der im Königreich Neapel so gut wie im Oriente eine unerläßliche Ceremonie ausmacht, zeigte er mir seine Vorarbeiten zu einer Geschichte der Albanesen, und ich verdanke ihm über dieselbe schätzbare Mittheilungen. Unter den Büchern, die er hiezu benützt, fand ich eine kleine

*) Seitdem wurde dieß Gesetz gemildert, und Galeere anstatt der Todesstrafe bestimmt.

äußerst seltene Schrift von Angelo Masci, der selbst ein in Italien geborner Albanese und ein verdienstvoller Gelehrter, vor einigen Jahren in Neapel starb.

In diesem Werkchen stellt der genannte Verfasser interessante Vergleiche zwischen seinen Landsleuten und den Germanen an, wie sie Tacitus schildert. In der That läßt sich auch zwischen beiden, wie überhaupt zwischen allen auf einer tiefern Stufe der Civilisation stehenden Völkern eine Parallele ziehen, namentlich in Betracht ihrer Liebe zur Unabhängigkeit, zu kühnen Waffenthaten und Abenteuern. In andern Beziehungen sind dagegen Albanesen und Germanen durchaus verschieden. So stehen insbesondere die Frauen, die bei den Germanen, selbst als sie noch halbwild in ihren Eichenwäldern umherirrten, einer tiefen und fast göttlichen Verehrung genossen, bei den Albanesen ganz noch im orientalischen Verhältnisse. Die Frau ist hier nur die ancella des Hauses, und wenn gleich die Sklaverei nicht mehr durch die Gesetze besteht, so hat sie sich doch noch in den Sitten fortgeerbt und zwar vollständig. Eifersucht sowohl als Gewohnheit — denn die Männer sollen in ihren ehelichen Verhältnissen äußerst argwöhnisch und rachsüchtig seyn — haben das weibliche Geschlecht in einer so unwürdigen Erniedrigung erhalten. Die Weiber sind sehr unwissend; die des gemeinen Volkes müssen die Feldarbeiten verrichten, die Beschäftigung der übrigen bildet bloß die Spindel. Die Mutterliebe allein gibt ihnen Ersatz für den Druck der Dienstbarkeit, unter welchem sie ihr Leben hinbringen.

Der obenerwähnte Weihbischof machte mich mit verschiedenen Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt. Die bei Leichenbegängnissen üblichen Feierlichkeiten sind die eines halbwilden Volkes. Verwandte und Freunde versammeln sich im Hause des Verstorbenen, man legt ihm seine besten Kleider an, und trägt ihn in sitzender Stellung mit entblößtem Gesichte zur Kirche. Der Zug folgt dahin unter lautem Klagen und Schluchzen, Männer und Weiber raufen sich die Haare und schlagen sich mit den Fäusten auf die Brust; eine Art Leichenrede wird zu Ehren des Verblichenen gehalten, und das Ganze schließt mit einem Schmause.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krönung des Königs von England.

Der eilfte September, der zur königlichen Krönung bestimmte Tag, sah bei dem ersten Morgenstrahle die unermeßliche Hauptstadt des britischen Reiches in geschäftiger Bewegung. Der Donner des Geschützes verkündigte den Anbruch des festlichen Tages, und zur selben Stunde sah man auch schon eine zahllose Menge in verschiedenen Richtungen dem großen Fokus der Feierlichkeit, der Westminsterabtei, zueilen. Ungeachtet des kalten Morgens hatte bereits um fünf Uhr eine Menge Personen die in der Parlamentsstraße zu beiden Seiten über einander geschichteten Sitze eingenommen. In der Nachbarschaft der Abtei erhob sich Galerie an Galerie von der westlichen Pforte der Kathedrale an, wo die königlichen Majestäten einziehen mußten, rund um den Kirchhof der heiligen Margarethe. In ellenlangen Buchstaben las man daran die prächtigen Aufschriften: „Die königliche Krönungsgalerie." — „Die königliche Galerie." — „Der königliche Platz." — „Der Kronenstand." — „Der königliche Wilhelm." — „Das treue Blau." — „Das königliche Braunschweig" — u. s. w. Manche dieser Galerien hatten nicht bloß für das Auge gesorgt, in der guten Ueberzeugung, daß die loyalste Gesinnung mit leerem Magen auf schwachen Füßen steht. Man konnte sich im untern Stockwerke Stoff holen zu einem dauerhaften Jubel im obern. In früher Morgenstunde waren nicht allein bereits die Brettergerüste, sondern auch alle Balkone, Fenster, Hausdächer, und überhaupt jeder Ort besetzt, wo immer nur ein Blick auf die Straße offen blieb. Indeß konnte man noch bis gegen acht Uhr bequem Platz finden; erst als die Stunde herannahte, wo der Zug sich in Bewegung setzen sollte, stürmte Alles, was nur Beine hatte, den Straßen zu, durch die er kommen mußte. Ein Heer von Menschen rannte herbei mit Waschbänken, Zubern, Leitern, Stühlen, Tischen, und was immer nur tragbar war und die Hoffnung gab, zwischen den Wagen, Kutschen und Karren, die am Ende der Straßen hinter der Volksmenge sich aufgestellt hatten, einen höhern Standpunkt über den wogenden Köpfen zu gewähren. Zwanzig Minuten vor eilf Uhr verkündete der Geschützdonner, daß der König den Palast verlassen habe. Se. Majestät saß mit entblößtem Haupte und mit einer hohen Halskrause angethan im Wagen; neben ihm auf etwas höherm Sitze die Königin mit einer Perlenkrone auf dem Kopfe. Während die Wagen vorüberfuhren, spielten die Musikbanden, die längs den Straßen aufgestellt waren, das „God save the King." Der Lord Kanzler fuhr in einem Staatswagen, einem altehrwürdigen Gebäude, das dem Volke nicht wenig Belustigung gewährte. Den Zug eröffnete eine Schwadron der Leibgarde, dann folgte der Herzog und die Herzogin von Gloucester, jedes in einem sechsspännigen Wagen, auf gleiche Weise hinter diesen die Herzogin von Cambridge, der Herzog von Sussex, der Herzog und die Herzogin von Cumberland, alle umgeben von Leibgarden zu Pferde. Hierauf kamen zehn königliche Staatswagen mit den höchsten Beamten des königlichen Hauses, abermals eine Schwadron Leibgarde, die Stallmeister und Adjutanten des Königs zu Pferde je zwei und zwei, der königliche Oberjägermeister (Master of His Majesty's Buck-Hounds), Viscount Anson zu Pferde, sechs Rosse aus dem königlichen Marstalle, mit reichen Decken behangen, und von zwei Edelknaben geführt, die Marschälle, vier Mann hoch, hundert Yeomen der Garde, zwölf Lakaien — endlich die mit acht milchweißen Rossen bespannte Staatskutsche, worin König und Königin fuhren, zu beiden Seiten vier Kammerherren zu Fuße, an jedem Rade ein Yeoman der Garde und zwei Lakaien an jedem Schlage, der Obrist (Goldstick) und Kapitän der Yeomen der Garde, gleichfalls jeder an einem Schlage zu Pferde und von zwei Edelknaben begleitet u. s. w.

Die Spitze des Zuges bewegte sich unter dem tiefsten Stillschweigen der Volksmenge vorwärts, bis der Herzog von Sussex kam, der von lautem Beifall begrüßt wurde. Auch dem Herzog von Cumberland versagte die Volksstimme ihren Tribut nicht, leider bestand aber der Gruß in jenen unwillkommenen Zungenlauten, womit man sich Stillschweigen zu verschaffen sucht. Die Wagen der Minister, die den Morgen über durch die Volksmenge hinfuhren, wurden mit Stillschweigen vorbeigelassen, wahrscheinlich, weil man sie nicht kannte; nur Lord Brougham wurde mit lautem Beifalle bewillkommt. Der König, der sehr wohl und heiter aussah, hatte sich des lautesten Jubels zu erfreuen, mit dem das allzeit gerechte und dankbare Volk gegen liberale Fürsten nie zu sparsam ist.

Der Leser muß uns jetzt in das Innere der Abtei folgen, was er um so lieber thun wird, wenn er weiß, daß außen, bald nachdem der Zug vorüber war, ein tüchtiger Regen den Zuschauern die Köpfe wusch. Die Abtei war bereits um vier Uhr des Morgens geöffnet worden. Gegen neun Uhr hatten die Pairs und ihre Frauen, die Mitglieder des Unterhauses, die Kronbeamten, die Erzbischöfe und Bischöfe, und wer sonst bei der Krönung beschäftigt war, ihre angewiesenen Plätze eingenommen. Die Chorsänger und Musikanten standen gleichfalls um diese Zeit schon auf ihren Posten; erstere trugen Chorhemden und Scharlachmäntel. Die Pairs und andere Personen von hohem Range, wie die fremden Gesandten, wurden durch die westwärts gelegene Pforte eingelassen. Die Pairs trugen ihre Staatskleidung von karmoisinrothem Sammt und hatten ihre Kopfbedeckung in den Händen oder ließen sie von Pagen tragen. Diese Pagen waren Söhne von Edelleuten, und in scharlachrothe Röcke mit blauen seidenen goldbefranzten Schärpen und weißen Halskrägen über die Schultern gekleidet. Auch die Frauen der Pairs trugen karmoisinrothe Gewänder mit langen hermelingefütterten Schleppen, Straußenfedern und Diamantschmuck im Haare. Der prachtvolle Anzug dieser Damen blendete das Auge, als sie das Kirchenschiff entlang nach dem Chore wanderten. Fast alle waren mit Halskrausen nach der Mode zu den Zeiten der Königin Elisabeth angethan. Außer den Pairs und ihren Frauen sah man denselben Weg eine

unzählige Heerschaar anderer Personen von Rang in ihren verschiedenen Staatskleidungen ziehen; die Aufmerksamkeit zogen besonders der Fürst von Talleyrand und die Herzogin von Dino auf sich. Auch der Herzog von Wellington, von drei Edelknaben gefolgt, der Herzog von Richmond, Lord Grey, der Lord Kanzler und manche andere hohe Personen mußten hier die Musterung passiren, und wurden von den Augen und Bemerkungen zahlloser Damen begleitet. Die Herzogin von St. Albans besonders strahlte in einem Sternenhimmel von Diamantenverschwendung, und ihre goldene Halskrause leuchtete wie ein Heiligenschein um ihre breiten Schultern. Nicht minder fesselte die Herzogin von Richmond durch ihre Schönheit und durch ihren Schmuck die Augen. Die junge Marquise von Hastings aber überstrahlte weit diesen Paradiesgarten englischer Schönheiten.

Das näher und näher brausende Freudengeschrei der Volksmenge verkündigte endlich die Ankunft des Königs. Die Wappenherolde, der Dechant und die Stiftsherren von Westminster in ihren glänzenden Mänteln, sammt den Kronbeamten zogen nun das Kirchenschiff entlang, um die königlichen Majestäten zu empfangen. Ein Choral wurde angestimmt, aber übertäubt von dem Jubelgeschrei, das an den Gewölben der Abtei widerhallte. Der Zug, der sich nur langsam herein bewegte, war folgendermaßen geordnet: Voran die Wappenherolde, der Dechant und die Stiftsherren von Westminster; die verschiedenen Lords Kammerherren im Dienste, der Lord Siegelbewahrer, ihm zur Seite der Präsident des Staatsraths; der Lord Kanzler von Ireland; der Lord Kanzler von England; der Lord Erzbischof von Canterbury; die Prinzessinnen von königlichem Geblüte; die Herzogin von Cambridge in einem Staatskleide von Purpur mit einem Goldreife um die Schläfe; die Herzogin von Cumberland; die Herzogin von Gloucester. Nun wurden die Insignien der Königin getragen, zwischen denen die Lords Kammerherren der Königin einhergingen. Den Elfenbeinstab mit der Taube trug der Earl von Cawdor; das Scepter mit dem Kreuz gegenüber der Earl von Jersey; die Krone der Herzog von Beaufort. Hinter ihm ging die Königin, zu ihrer Linken der Bischof von Winchester, zu ihrer Rechten der Erzbischof von Armagh; ihre Schleppe trug die Herzogin von Gordon, dann folgten die Kammerfrauen im Dienste, die Palast- und Ehrendamen u. s. w. Vor dem Könige wurde der Krönungsornat einhergetragen, nämlich St. Eduards Stab von dem Herzog von Grafton, gegenüber das Scepter mit dem Kreuz von dem Herzog von St. Albans, in der Mitte derselben die goldenen Sporen von dem Marquis von Hastings; das dritte Schwert getragen von dem Marquis von Cleveland und das zweite von dem Marquis von Downshire, inmitten derselben die Curtana von dem Marquis von Salisbury. Hinter diesen gingen die Prinzen von Geblüt; der Herzog von Gloucester mit dem Stabe als Feldmarschall, die Herzoge von Sussex und von Cumberland. Die Schleppen der Staatskleider dieser Prinzen wurden von Lords getragen. Auf der linken Seite des Zugs sah man den High-Constable von Ireland, den Earl Marschall von England mit seinem Stabe, das Scepter mit der Taube getragen von dem Herzog von Richmond, den Bischof von Carlisle mit der Patina; auf der rechten Seite den High-Constable von Schottland, den Earl von Errol, den Herzog von Wellington, den Herzog von Sommerset mit dem Reichsapfel, den Bischof von Rochester mit dem Kelch. In der Mitte dieser beiden Reihen gingen der Earl Grey mit dem Staatsschwerte, der Herzog von Hamilton als Lord High-Steward mit St. Eduards Krone, der Bischof von Chichester mit der Bibel. Unmittelbar hinter diesem folgte der König, zur Linken den Bischof von Bath und Wells, zur Rechten den Erzbischof von York in Abwesenheit des Bischofs von Durham. Sechs älteste Söhne von Herzogen trugen den Schlepp seines Staatskleides von karmoisinrothem Sammt. Den Zug schlossen die verschiedenen königlichen Kammerherren im Dienste, die Kapitäne der Garden, der Yeomen, und mehrere Earls und Lords.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Englische Blätter enthalten aus den Rechnungsbüchern der königlichen Schatzkammer das Verzeichniß des Kostenaufwandes der letzten Königskrönung, bei welcher mit einer Verschwendung zu Werke gegangen wurde, die es erklärlich macht, warum diese Ceremonie in England so unpopulär geworden ist. Obgleich dabei keine Königin zu krönen und die Krönung deßhalb nur als eine halbe anzusehen war, so kostete dieselbe doch 238,238 Pf. Hierunter waren begriffen für das Festmahl 25,184 Pf.; für die Ausschmückung der Westminster-Abtei und Westminster-Halle, Kleidung des Dienstpersonals u. s. w. 111,172 Pf. An den Oberaufseher der Arbeiten wurden außerdem noch für Zubereitungen an den erwähnten Orten, Aufrichtung von Tribunen u. s. w. 54,867 Pf. bezahlt. Die Kleidung des Königs kostete 24,704 Pf.; die Theatermiethe 5504 Pf.; für Medaillen wurden ausgegeben 4770 Pf.; für den Aufwand in dem Departement des Earls Marschall 2500 Pf.; für Dosen als Geschenke an die fremden Gesandten 8205 Pf. u. s. w. — Die gegenwärtige Krönung ist auf 50,000 Pf. veranschlagt. „So wenig gegen diese Ausgabe, die doch wieder in die Taschen des Volks zurückkehrt," bemerken hiebei die Times, „etwas einzuwenden wäre, so muß man doch bei Durchlesung des Programms erröthen über die unsinnigen Ceremonien, die bei einer sonst so feierlichen Gelegenheit vorgenommen werden. Die Protestanten sprechen mit Verachtung von der Ueberladung des katholischen Kirchendienstes. Kann es aber in der katholischen Kirche etwas so Kindisch-Abgeschmacktes geben, als der größte Theil der am 8 September vorgeschriebenen Feierlichkeiten?"

*

Ueber das Klima von England enthält ein wissenschaftliches englisches Journal folgende Angaben: „Die mittlere Temperatur ist in England im Monat Januar 34 Grade Fahrenheit Therm., im April 47, im Julius 59, im Oktober 46. Die Temperatur wechselt im Durchschnitte von einem Jahre auf das andere nicht mehr als fünfthalb Grade. Die Hitze ist zu London zwei Grade größer als in der Umgegend, und in Devonshire, Cornwall und andern Theilen der südlichen Küste gibt es Orte, wo die Hitze sieben Grade der Durchschnittsberechnung übersteigt. Penzance (Seestadt in Cornwall an der Mountsbey) wird für den Ort gehalten, der am wenigsten von strenger Kälte heimgesucht wird. Der meiste Regen fällt im nordwestlichen England, namentlich in Westmoreland und Lancashire, was der Nachbarschaft der See und den hohen Gebirgen dieser Landschaften zugeschrieben werden muß, die die Wolken anziehen. Die Quantität des Regens ist hier oft das Doppelte von der an andern Orten; im Durchschnitte kann die in England fallende Quantität des Regens im Januar auf 1.483", auf 1.786" im April, auf 2.516" im Julius und 2.075" im Oktober angenommen werden. Die vorherrschenden Winde in England sind West und Südwest, die im Verhältnisse zu den übrigen wie 2 zu 1 wehen.

*

Das russische Landwirthschaftsjournal enthält folgende statistische Nachrichten über Kamtschatka vom Jahre 1830: Die Halbinsel Kamtschatka sammt der ersten, dritten und vierzehnten kurilischen Insel zählt 2867 Einwohner männlichen und 2185 weiblichen Geschlechts. Dieselben besitzen 470 Häuser, 134 Jurten, 95 Badstuben, 556 Scheunen, 1264 Bretterbuden, 45 Keller, 16 Schmieden, 1751 Stück Hornvieh, 155 Pferde, 5095 Hunde, 445 Gemüsegärten, 1116 Boote und 75 Baidaren. Als Besitzthum der Kamtschadalen werden ferner auch angeführt: 684 Netze, 31 Fischergarne, 562 Sacknetze für den Fischfang; für die Jagd 982 Flinten, und 920 Netze zum Fange der Zobel und anderer Thiere. — Die angegebene Bevölkerungszahl vertheilt sich, wie folgt: In den 48 kamtschadalischen Ostrogs (Städtchen) leben 1459 E. männlichen und 1320 weiblichen Geschlechts. In den sechs altuntersäßischen Niederlassungen zählt man 266 E. männlichen und 233 weiblichen Geschlechts — im Pfarrdorfe Milkowskoje 75 männlichen, 59 weiblichen — im Pfarrdorfe Klintschewskoje 105 männlichen, 110 weiblichen — in den Städten: Werchnekamtschatsk 52 m., 27 w.; Nischnekamtschatsk 54 m., 49 w.; Bolscheretzk 42 m., 54 w.; Paratunka 25 m., 19 w.; Awatscha 48 m., 46 w. — im Hafen St. Peter und Paul 392 E. m. und 217 w. — in der tigischen Festung 107 m., 104 w. — Der Rennthier-Koriaken gibt es 174 m. und 69 w. Dieselben besitzen gegen 150.000 Rennthiere. — Die Einwohnerzahl auf den oben genannten kurilischen Inseln beläuft sich auf 50 Personen m. und 76 w. Geschlechts.

*

Nach einem Aufenthalte von dreizehn Jahren in Aegypten und Nubien wird zu Paris Herr Rifaud eine Beschreibung dieser Länder in fünf Bänden herausgeben, die durch einen Atlas in Folio und dreihundert Blätter mit Abbildungen von naturgeschichtlichen Gegenständen, Landschaften, Volkstrachten, Münzen, Denkmälern, Hieroglyphen u. s. w. erläutert werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 269. 26 September 1831.

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Im Frühlinge des Jahres 1811 begab sich Victor mit seiner Mutter und seinen beiden Brüdern nach Spanien zu seinem Vater, der seit dem Jahre 1809 General, damals erster Major dom des Palastes und Gouverneur zweier Provinzen war. Eine Zeit lang wohnte er zu Madrid in dem Palaste Macerano und wurde von da in das adelige Institut geschickt, wo er ein Jahr blieb; man hatte ihn ausersehen, unter die Pagen des Königs Joseph, der den Knaben sehr liebte, aufgenommen zu werden. Auf jene Tage, die Hugo in dem adeligen Institut verlebte, müssen die Worte, die der Dichter irgendwo schrieb: „Die Kämpfe der Kinder für den großen Kaiser" zurückbezogen werden. Die jungen Franzosen und Spanier schlugen sich da mit keinen geringern Waffen als Messern, und einer der Brüder Victors wurde in einem solchen Gefechte schwer verwundet. Als im Jahre 1812 bedrohliche Zeichen am politischen Himmel aufstiegen, und die um das Kaiserreich hergebauten Throne zu krachen anfingen, kehrte Madame Hugo mit ihren beiden jüngern Söhnen Eugen und Victor wieder nach Paris zurück; der ältere war bereits Unterlieutenant und bei seinem Vater zurückgeblieben. Hier bezogen sie ihren frühern Aufenthalt bei den Feuillantinerinnen wieder, und der alte de la Rivière begann mit seinen Zöglingen den klassischen Unterricht.

Tacitus und Juvenal besonders waren das Löwenmark, mit dem sie genährt wurden. Dem religiösen Unterrichte wurde bei dieser antikschroffen Erziehung wenig Raum gegeben. In ihren philosophischen Ansichten Voltaire zugethan, nahm ihre Mutter, deren Gesinnung ohnehin in allen Stücken positiv war, wenig darauf Bedacht, ihre Söhne, von den lichten Hallen des Denkens in den mystischen Dom des Glaubens hinüber zu führen. Wer hätte es glauben können, daß aus dieser Erziehung der Dichter der religiösen Oden hervorgehen sollte? Beide und insbesondere der junge Victor hatten indeß aus Spanien neben der Kenntniß seiner schönen Gurgelsprache, auch eine gewisse castilianische Färbung mit nach Hause gebracht; einen tiefern Ernst, eine hohe und feste Haltung des Geistes und eine stolze Richtung des Strebens und der Hoffnungen. Die Sonne der Sierra hatte aber nicht bloß ihrem Charakter eine männliche Bräune aufgedrückt, sondern auch ihre Einbildungskraft vergoldet.

Victor begann um diese Zeit, in seinem dreizehnten Jahre, seine ersten poetischen Versuche, die von Roland und dem Ritterthume handelten. Einige häusliche Zwistigkeiten, die sich zwischen der Mutter und dem General erhoben hatten, mußten nicht wenig dazu beitragen in der Einsamkeit der Feuillantinerinnen bei der vendéeschen Mutter und dem Zöglinge Lahorie's den alten Widerwillen gegen das Kaiserthum von Neuem zu beleben, so daß die erste Stunde der Restauration bereits beide von royalistischer Gesinnung durchdrungen fand.

Victor war erst zwölf Jahre alt; aber mitten unter der gewaltigen Staatsumwälzung beschäftigte den Knaben ein sonderbarer Gedanke; er sagte sich: es sey eine Herabwürdigung Frankreichs von einem Kaiser auf einen König zurückzukommen; doch bestimmte ihn Alles, was er um sich her vernahm, sein ganzes Herz der neuen Ordnung der Dinge zuzuwenden. Es kamen die hundert Tage; der elterliche Zwist war noch erbitterter geworden; der General, der damals zu großem Einflusse gelangt war, machte von seinem Rechte als Vater Gebrauch, und nahm seine beiden Söhne zu sich, und bestimmte sie zur Aufnahme in die polytechnische Schule, wozu sie ihre Vorbereitungsstudien in der Mathematik und den Naturwissenschaften an dem Kollegium Ludwigs des Großen machten. Beide Knaben zeichneten sich vorzüglich durch ihre Fortschritte in der Mathematik aus. Im Jahre 1816, nach der zweiten Restauration, arbeitete Hugo in seinen Erholungsstunden an einem Trauerspiele in klassischem Style, das die Rückkehr Ludwigs XVIII zum Gegenstande hatte, jedoch unter ägyptischen Namen; dieser barokke Einfall führte den Titel: „Irtamene." Im Jahre 1817 begann er eine andere Tragödie „Athelie oder die Skandinavier," die er jedoch nur bis zum dritten Akte brachte, und dann liegen ließ. In demselben Jahre sendete er aus seiner Erziehungsanstalt an die französische Akademie ein Gedicht ein, das die damalige Preisaufgabe: „Die Vortheile des Studiums" behandelte. Es hatte das Glück, neben den Gedichten eines Lebrun und Casimir Delavigne, die gleichfalls um den Preis rangen, einer ehrenvollen Erwähnung gewürdigt zu werden. Hugo's Gedicht schloß mit den beiden Zeilen:

„Moi, qui toujours fuyant les cités et les cours,
De trois lustres à peine ai vu finir le cours."

An diese trois lustres oder fünfzehn Jahre des Verfassers wollten die Preisrichter durchaus nicht glauben; sie hielten die fünf Lustern bloß für eine poetische Lizenz, wodurch der Dichter ihre

Herzen zu seinen Gunsten stimmen wollte, und sie erkannten ihm, wahrscheinlich um ihre steinharte Unbestechlichkeit zu bewähren, statt eines Preises nur eine Belobung zu. Späterhin wurden sie eines Bessern belehrt und wußten vor Verwunderung kaum, was sie sagen sollten.

Im Jahre 1818 gewannen die beiden Hugos es über den Vater, nicht in die polytechnische Schule treten zu dürfen, obgleich sie vollkommen dazu vorbereitet waren. Eugen hatte in den Jeux Floraux (die sich von der unter diesem Namen 1324 zu Toulouse gestifteten gelehrten Gesellschaft herschreiben) einen Preis gewonnen. Dieß weckte Victor's Wetteifer, der nun Schlag auf Schlag im Jahre 1819 zwei Preise errang, einen für seine „Ode auf das Standbild Heinrichs IV," den andern für seine „Jungfrauen von Verdun." Die Akademie der Jeux Floraux war, als sie diese Oden krönte, eben so erstaunt als die französische Akademie, den Dichterkranz auf die Schläfe eines siebzehnjährigen Jünglings setzen zu müssen.

Die Ode auf die Statue Heinrichs IV wurde in einer einzigen Nacht verfertigt und zwar auf folgenden Anlaß. Hugo's Mutter lag krank darnieder, und ihre Söhne wachten abwechselnd an ihrem Bette. In der Nacht vom 5 auf den 6 Februar kam die Reihe an Victor. Seine Mutter, die schon damals in der sichersten Zuversicht auf den künftigen Ruhm ihres Sohnes lebte, bedauerte, daß er den Konkurs bei den Jeux Floraux vorbeigehen lasse, ohne als Preisbewerber aufzutreten. Nun sollten aber die Gedichte vor dem 15 zu Toulouse eingereicht seyn, und Victor mußte das seinige, sollte es noch zur rechten Zeit anlangen, am andern Morgen absenden. Betrübt, ihren Sohn den Lorbeer verloren gehen zu sehen, den sie im Geiste schon so zuverlässig auf seinem Haupte erblickte, schlummerte die Kranke ein; aber wie freudig wurde sie überrascht, als sie beim Erwachen zum Morgengruß auf ihrem Polster die schöne Ode fand, die noch an demselben Tage, von mütterlichen Freudenthränen benetzt, an den Ort des Wettkampfes abging.

Ein dritter Preis, den Victor Hugo im Jahre 1820 durch seinen „Moses auf dem Nil" errang, trug ihm den Grad eines Maître-ès-jeux-floraux ein.

(Fortsetzung folgt.)

Manilla und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Tuason gab mir zuerst eine Empfehlung an den Corregidor mit, daß dieser mir einen geschriebenen Befehl ausfertigen möchte, dem zufolge ich aller Orten, wo ich hinkam, die nöthigen Menschen und Pferde zur Begleitung und Fortschaffung meines Gepäckes erhalten sollte. Ich begab mich selbst zum Corregidor, um ihm die Empfehlung Herrn Tuasons einzuhändigen. Dieser Beamte, ein geborner Spanier, nahm mich mit sehr viel Güte auf, und gewährte mir mehr, als man für mich verlangt hatte. Zugleich gab er mir einen Sergeanten mit, dem er den Befehl ertheilte, für die Herbeischaffung alles Dessen, was ich in Gemäßheit der empfangenen Autorisation verlangen würde, zu sorgen. In meiner Abwesenheit hatte Tuason alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, auch er gab mir, da er als Obrist Soldaten zur Verfügung hatte, einen seiner Sergeanten mit, und der Gouverneur hatte die Artigkeit, mir acht bis an die Zähne bewaffnete Reiter als Bedeckung zu schicken.

Am 29 Januar 1820 brach ich mit meiner zahlreichen Begleitung auf, um die Cueva (Höhle) von San Matheo zu besuchen. Wir kamen am folgenden Tage gegen Mittag in das Dorf San Matheo ungefähr zwei Meilen von Manilla, welches der Wohnsitz des Kapitäns der Indier ist. Abends erreichten wir den Fuß eines Berges und übernachteten bei einem Tomogon (Dorfoberhaupte), der mir nicht sehr reich schien, er hatte als Schlafstätte mir nichts als einen Boden von Bambusrohren zu bieten, wo ich die ganze Nacht kein Auge schloß. Wir waren nur noch drei (franz.) Meilen von der Höhle, und stiegen mit Tagesanbruch zu Pferde, aber der Weg ward jetzt abscheulich. Mehreremale wurden wir von kleinen Flüssen aufgehalten, deren Bett zu tief war, um selbst zu Pferde durchwaten zu werden, man mußte Flöße bauen, wozu uns glücklicher Weise weder Arme noch Materialien fehlten. Bambus fand sich überall, und der Tomogon hatte die Aufmerksamkeit gehabt, Leute voran zu schicken, um die nöthige Menge abzuhauen. Um 9 Uhr Morgens kamen wir endlich an den Fuß des hohen Berges, in welchem die Cueva ist. Abermals mußten wir über einen Fluß, der an seinem Fuße fließt, und kamen wegen der Fälle und der starken Strömung nur mit großer Mühe hinüber. Auch jetzt noch waren wir nicht am Ziele, wir mußten absteigen, steile Felsen erklettern, und uns durch das dichte Gehölz einen Weg bahnen, das überall von dornigen Pflanzen durchschlungen war, die uns grausam zerrissen. Es war 10 Uhr, als wir am Eingange dieser berühmten Höhle anlangten. Fackeln aus Bambusrohren und Kerzen wurden sogleich in Bereitschaft gesetzt, nur Einer meiner Begleiter hatte vor mehrern Jahren den Eingang der Höhle durchlaufen, und von meinem ganzen Gefolge wagten es nur drei oder vier Menschen, mir zu folgen; schon der Anblick der schwarzen Höhle erfüllte sie mit Grauen.

Gleich in der Nähe vom Eingange ist der Durchgang beinahe gesperrt durch große Massen Stalaktiten, die perpendikulär vom Gewölbe an den Boden niederlaufende prächtige transparente Säulen bilden, die sich durch ihre Mannichfaltigkeit und zuweilen durch ihre Zierlichkeit auszeichnen. Der Umfang dieser Säulen vermehrt sich durch die Filtration mit jedem Tage. Die Decke, die an mehrern Orten außerordentlich hoch ist, war an andern so nieder, daß man oft genöthigt war, auf dem Bauche durchzukriechen. Diese Stellen sind indeß immer nur sehr kurz; sobald man über sie hinaus war, fand man die Wölbung wieder eben so hoch wie am Eingange. Auf beiden Seiten der Wand las man Namen und Inschriften. Weiter innen in der Höhle fanden sich eine solche Menge Fledermäuse, daß die scharfen Töne, die sie ausstießen und das Schwirren ihrer Flügel manchmal einen solchen Lärm machten, daß wir uns gegenseitig nicht vernehmen konnten. Bald stießen wir auf sumpfige Stellen, die wir nur mit Mühe durchwateten. Die Decken und die Seiten waren an mehreren Orten mit dünnen Stalaktitenschichten von blendender Weiße bekleidet, durch welche das Wasser langsam durchsickerte. Auf dem Boden waren mehr oder minder dichte Lagen von einer schwarzen Erde mit Lagen von weißer Erde gemischt, die erstern glichen Mergelschiefer, die andern ungelöschtem Kalk. Zwischen beiden fand sich ein spröder Stein, der in der Hand zerbröckelte. Ungefähr auf der Mitte des Wegs, den wir zu-

rücklegen mußten, findet sich ein Wasserfall, dessen Geräusch man weit hin vernimmt, und der sich wahrscheinlich in eine tiefe Höhle verliert. Vergebens bemühte ich mich, ihn ganz in der Nähe zu beobachten, die Indier klammerten sich an meine Kleider, und ließen mich durchaus nicht weiter gehen. Ueber den Wasserfall hinaus muß man fortwährend in zwei bis drei Fuß tiefem Wasser waten. Die dumpfe Hitze beschwert sehr das Athemholen und wir trieften vom Schweiße, während unsere Füße gar nicht aus dem eiskalten Wasser kamen. Nach ungefähr zweistündiger Wanderung erreichten wir einen Stalaktitenfelsen, der so weit wir blicken konnten uns den Durchgang versperrte, durch einige Ritzen blickten wir tiefer in die Höhle hinein, die sich noch unbegränzt vor uns ausdehnte. Alles Suchen indessen einen Durchgang zu finden, war vergeblich, wir mußten uns zum Umkehren entschließen, wobei ich jetzt erst die Verzweigungen der Höhle entdeckte, die sich weit in den Berg hinein ausdehnten. Ich erkannte die Gefahr, solche Orte ohne vorhergetroffene angemessene Sicherheitsmaßregeln zu betreten. Ich begreife noch jetzt nicht, wie ich mich nicht in diesen Labyrinthen verirrte, wer weiß wohin sie mich geführt hätten? Ich fand in der Höhle einen Todtenkopf, und erfuhr später bei meiner Rückkehr im Dorfe San Matheo, daß vor mehrern Jahren drei Indier aus bloßer Neugierde in die Höhle hineingegangen, und niemals zurückgekehrt seyen, sie waren bloß mit angezündeten Bambusrohren und nicht mit Kerzen versehen, ihre Bambus verlöschten, und so fanden sie nicht mehr den Ausgang aus der Höhle. Wahrscheinlich gehörte der Kopf, den ich fand, einem dieser unglücklichen Indier.

Mit welchem Entzücken athmete ich beim Austritt aus der Höhle die frische Luft ein! Ich glaubte in einer andern Welt wieder aufzuleben. Die Natur umher schien mir glänzender und belebter, als ich sie je gesehen hatte. Ein fünfstündiger Aufenthalt in den Eingeweiden der Erde und in der dichten Finsterniß verschönerte mir alle Gegenstände, als ich das Tageslicht wieder sah. Wir nahmen auf dem Rasen ein Mahl ein, dessen wir sehr bedürftig waren, stiegen dann den Berg hinab, und übernachteten wieder bei dem Tomogon, den wir am Morgen verlassen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Eine nicht minder wilde und unvernünftige Leidenschaft, die in jener Zeit wie ein ansteckendes Fieber alle Gemüther entflammt hatte, findet sich in folgendem Vorfalle:

„Als General Custines am Rhein befehligte, tadelte man ihn heftig über die von ihm genommene Stellung des Heeres. „Coquebert, ein Offizier von ausgezeichnetem Verdienste und einer seiner Adjutanten, machte ihm eines Tags die heftigsten Vorwürfe darüber, indem er die Gründe darlegte, die den General hätten bestimmen sollen, die Stellung an der Queich vorzuziehen; in harten Worten beschuldigte er ihn, an allem Unglücke Schuld zu seyn, das aus dem entgegengesetzten Verfahren entsprungen sey, und selbst das Wort Verräther entfuhr seinen Lippen. Bei diesen Worten griff Custines nach seinen Pistolen, warf sie auf den Tisch und schrie: „Wenn ich ein Verräther bin, so schieße mich nieder!" Coquebert schrak zusammen über die edle Entrüstung eines so ungerecht verleumdeten Mannes und sah verwirrt vor sich nieder. Die einzige Antwort, die er seinem General gab, bestand darin, daß er mit einer der Pistolen sich selbst durch den Kopf schoß. Er fiel, der Kinnbacken war ihm zerschmettert; doch starb er nicht an seiner Wunde. Bei der gegen Custines erhobenen Untersuchung wurde Coquebert als Zeuge vorgefordert, weil man hoffte, er werde seine Beschuldigung erneuern; allein er benahm sich, wie ein Mann von Ehre, rechtfertigte durchaus seinen General und beschuldigte sich selbst einer Anwandlung von Wahnsinn. Nachmals gerieth er in der Schlacht bei Hondsschoote in Gefangenschaft. Später sah ich ihn zu Paris; allein die Leiden, die er während seiner Gefangenschaft ausstehen mußte, hatten wahrscheinlich seinen Verstand so zerrüttet, daß er rasend wurde und in einem Irrenhause starb, obgleich man viele Jahre lang Alles angewendet hatte, ihn zu heilen."

Einige Anekdoten von seinen Waffengefährten geben ein lebendiges Bild von dem blitzschnellen Glückswechsel jener Zeiten, wo Fortunens Rad von eben so wilder Bewegung umgeschwungen zu werden schien, als die Gemüther der Menschen.

„Nahe bei Brompte war es, wo wir einen glänzenden Reiterangriff auf das Condé'sche Korps machten, wobei beinahe ein Theil desselben sammt den drei Prinzen, die es befehligten, in unsre Hände fiel. Der Herzog von Bourbon wurde verwundet und entkam nur durch die Tapferkeit jener entschlossenen Männer, die ihn umgaben, und durch einen jener Zufälle, die so gewaltig auf den Gang der Begebenheiten einwirken. Ein Offizier des 39 Dragonerregiments, Namens Dieudonné, hatte sich auf denselben Höhen von Brompte während unsers Rückzugs durch Tapferkeit ausgezeichnet, und war von den Konventsdeputirten nach Paris gesendet worden, einige genommene Fahnen zu überbringen. Mit großer Auszeichnung von dieser Versammlung aufgenommen, kehrte er einen Monat später als Brigadegeneral zum Heere zurück. In dem Treffen, das, wie gesagt, den bourbonschen Prinzen so verderblich hätte werden können, befehligte Dieudonné zwei Regimenter. Dieß war zu viel für seine Erfahrung; er verstand nicht zur rechten Zeit sie ins Feuer zu führen, und die französischen Prinzen waren gerettet. Sein Fehler wurde als Verbrechen betrachtet; verhaftet und nach Paris geschickt, endigte er auf dem Schaffotte."

Bevor Lavallette die Rheinarmee verläßt, stellt er einige Betrachtungen über dieses Heer und seine Befehlshaber an. Die Schilderung Dessaix's verdient daraus hervorgehoben zu werden:

„Dessaix war in Auvergne geboren und hatte mehrere Jahre in dem Regimente Britannien gedient. Seine Gestalt war von hohem Wuchse und auffallenden Gesichtszügen. Er hatte schöne schwarze feurige Augen und eine Nase, die zu oberst an der Stirne ihre Wurzel zu haben schien; seine vollen und meist etwas von einander abstehenden Lippen zeigten zwei Reihen blendend weißer Zähne; straffes pechschwarzes Haar beschattete sein dunkelfärbiges Gesicht. Sein Benehmen war etwas unbehülflich, jedoch nicht plump, und verrieth Blödigkeit und Mangel an Welt. Uebrigens sah er auf ein Haar einem Wilden von den Ufern des Orinoco in französischer Kleidung ähnlich. Allein man wurde leicht mit ihm bekannt. Seine Stimme war sanft, und wenn man einmal sein zurückhaltendes Wesen überwunden hatte, entzückte er durch seine vielseitige Bildung und seine einfachen Sitten. Er hatte keinen der den Kriegsleuten anklebenden Fehler; nie hörte ich von ihm einen pöbelhaften Ausdruck, und ein unanständiges Wort machte ihn erröthen. Da er stets freundlich und nachsichtig war, so führte sein Stab ein lustiges Leben und die artigen Pfälzermädchen fanden sich häufig in seinem Hauptquartier ein. Er lächelte über unsre Vergnügungen, ohne daran Theil zu nehmen, mit der Nachsicht eines gütigen Vaters, der bei den tollen Streichen seiner Kinder durch die Finger sieht. Ich kann mich nicht erinnern, ihn einmal in der Uniform seines Ranges gesehen zu haben; er trug gewöhnlich einen blauen Ueberrock ohne Litzen, dessen Aermel so kurz waren, daß wir im Scherz darüber zu sagen pflegten, er habe ihn sicherlich schon getragen, als er zum ersten Mal zu Gottestische ging. Gewöhnlich stieg er ohne Degen zu Pferde, wenn er die Posten visitirte. In einer Nacht hatte er einen Angriff auf das Kloster Marienborn, in der Nähe von Mainz, angeordnet, welches der Feind stark besetzt hielt. Plötzlich sieht er sich mitten unter

einem Haufen feindlichen Fußvolkes, das überrumpelt zwischen den Weingärten sich mit dem Bajonnette vertheidigte. Dessaix, der jezt erst wahrnahm, daß er seine Waffe vergessen hatte, riß einen Weinpfahl aus und schlug damit um sich, als hätte er Orlando's Schwert in der Hand."

Das eigentliche Geheimniß von dem Waffenglücke der französischen Heere jener Zeit bestand in der Begeisterung des Volks, nur diese kann Helden schaffen. Es ist wahr, die Menschen waren damals wild und wahnsinnig; man schaudert zurück vor ihren Ausschweifungen; aber edel und groß war die Liebe zur Freiheit, und unüberwindlich der Abscheu vor dem Gedanken an Unterwerfung oder Zertrümmerung des Vaterlandes. Junge Männer aus allen Ständen stürzten an die Landesgränze, sobald sie bedroht wurde, und nur der hochherzigste Patriotismus konnte sie das Ungemach und Elend ertragen lehren, denen sie ausgesezt waren.

„Die Gefahren und Leiden, welche unsre Truppen damals auszustehen hatten, erwecken um so mehr Bewunderung, als sie dafür nichts zum Lohne erwarten durften als ihre Vaterlandsliebe und ihren Ehrgeiz. Die einfachsten Erquickungen waren uns unbekannt. Insgesammt waren wir bettelarm. Die Soldaten bekamen monatlich nicht mehr als einen Thaler Sold und die Offiziere jedes Rangs nur acht Franken. Unser Sold wurde uns in Assignaten bezahlt, die in Frankreich fast keinen Werth mehr hatten und im Auslande gar nicht angenommen wurden. Während des strengen Winters von 1794 theilte ich und einige meiner Kameraden die Stube eines Bauers in einem Dorfe nahe bei Mainz; wir hatten alle zusammen nicht mehr als Ein Bette, und jede Woche looseten wir, wer darin schlafen durfte; die übrigen lagen auf Stroh. Unsre Assignaten reichten kaum hin, uns dreimal des Monats ein wenig schlechten Wein zu kaufen; wir wußten, daß unser Wirth ein beträchtliches Weinlager im Keller hatte, aber keiner von uns wollte ihn zwingen, uns umsonst Wein zu geben. Meine Kameraden waren Haro, Dode und Rempde — lauter junge Ingenieuroffiziere, die später berühmte Generale dieser Waffengattung wurden; alle andern kamen ums Leben."

Lavallette kam nach dreijähriger Abwesenheit wieder nach Paris zurück. Aus dieser Epoche liefern seine Denkwürdigkeiten treffliche Beobachtungen und eine kräftige Skizze von der demoralisirten Hauptstadt der französischen Republik, von den Regierungen, unter denen sein Vaterland litt, und von dem ersten Erscheinen Bonaparte's auf der politischen Schaubühne. Indeß die Geschichte dieser Zeit ist zu vielseitig schon beschrieben worden, als daß es der Mühe verlohnte, aus diesem Theile des vorliegenden Werkes Auszüge zu geben. Welche Dienste Lavallette dem Oberfeldherrn der italienischen Armee zu Paris leistete, wie er ihn nach Aegypten begleitete, ist bereits in der Einleitung zu diesem Artikel gesagt worden. Von seinem Berichte über den ägyptischen Feldzug verdient vielleicht allein die Beschreibung der Belagerung von Acre eine Erwähnung. Ueber die Revolution des 18 Brumaire finden wir folgende Stelle bemerkenswerth:

„Kaum hatten die Verhandlungen begonnen, so erhob sich Einer von den Fünfhunderten mit dem Vorschlage, daß jeder Einzelne die Tribune besteigen und den Eid auf die Konstitution des Jahrs III erneuern sollte.... Ich stattete hievon dem General Bonaparte Bericht ab und fand ihn in großer Bewegung in einem Gemache auf- und abgehen, das keine andern Geräthschaften als zwei Armstühle hatte. Sieyes war allein bei ihm, und saß nahe am Kamin vor einem brennenden Reißigbündel, den er mit einem Stocke anschürte, denn nicht einmal eine Feuerzange war bei der Hand. Nachdem Bonaparte angehört, was ich ihm zu melden hatte, wendete er sich rasch zu Sieyes mit den Worten: „Nun, Sie sehen, was geschieht." — „Ei, ei," antwortete dieser ganz kaltblütig, „auf einen Theil der Konstitution zu schwören, ginge noch an; aber auf die ganze, Das ist zu viel!" — Ich zog mich in ein anstoßendes Gemach zurück, wo ich gegen dreißig Stabsoffiziere fand und in der Mitte von ihnen den General Berthier. Alle machten lange Gesichter und schauten trübselig darein. Als ich dem General Berthier berichtete, was vorging, wurde er leichenblaß und seufzte tief auf. Plözlich aber wurden die Flügelthüren aufgerissen und General Bonaparte trat herein. Mit der Reitpeitsche auf den Boden schlagend, rief er aus: „Das muß ein Ende nehmen!" Nun stürzten Alle hinaus, und wir fanden am Eingange des Hofes ein Regiment Fußvolk, das gerade von Paris angelangt war, in Schlachtordnung aufgestellt. Bonaparte versammelte die Offiziere um sich, sprach einige Minuten zu ihnen, wendete dann sein Pferd und sprengte im Galopp nach der großen Treppe zurück, die er eilig hinaufstieg, worauf er vor den Schranken des Rathes der Alten erschien. Die Rede, die er damals hielt, wurde von den öffentlichen Blättern treulich wieder gegeben, aber seine Gemüthsbewegung war so gestiegen, daß er stotterte und seine Worte höchst ungeordnet vorbrachte. Als er die Worte sagte: „eine große Verschwörung gegen die Freiheit ist im Werke," unterbrach ihn Einer der Versammlung kaltblütig mit dem Zurufe: „General, Du mußt diese Verschwörung enthüllen!" Statt aller Antwort fuhr Bonaparte in seiner Rede fort, jedoch immer noch in Verwirrung; endlich sammelte er wieder seine Geistesgegenwart und schloß seine Rede mit fester Stimme. Ein Theil der Versammlung hatte seine Rührung getheilt, die Andern dagegen freuten sich über seine Bestürzung, und als die Versammlung seine Rede in Berathung zu ziehen begann, entfernte er sich."

Der Erfolg ist bekannt.

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter geben die Kosten, die durch Karls X Abreise aus Frankreich verursacht wurden, auf 1,483,425 Franken an. 600,000 Franken wurden ihm in Gold nachgeschickt. Die Wegzehrung von Rambouillet nach Cherbourg belief sich auf 15,738 Franken; hiezu kamen noch Ausgaben für den Marstall des abziehenden Königs 18,758 Franken; Sold und Verpflegungskosten für die Leibgarden und Offiziere von jeder Waffengattung, die ihn bis Cherbourg begleiteten, 43,278 Franken; Sold und Verpflegung der Truppen, die Karl X zur Bedeckung beigegeben waren, 370,760 Franken; Reisekosten der Kommissäre, die Karl X nach Cherbourg begleiteten, 5616 Franken; für Lieferungen an die Pariser Kolonne, die nach Rambouillet marschirte, 45,000 Franken u. s. w. — Ohne Zweifel wird Frankreich mit diesen Opfern den Abzug seines Jesuitenkönigs nicht zu theuer erkauft glauben.

Aus den von Herrn Hume gesammelten schäzbaren und weitläufigen Dokumenten, die er zur Unterstüzung seiner Motion, in Betreff der Nothwendigkeit einer Repräsentation der Kolonien im Parlamente, dem Unterhause vorlegte, geht hervor, daß England 37 Kolonien besizt, von denen eilf erobert, vier durch Abtretung erworben und neunzehn gegründet wurden. Die britischen Besizungen in Indien sind hierunter nicht mitbegriffen. Die Bevölkerung dieser 37 Kolonien zählt in Nordamerika 911,229 Seelen; im britischen Guiana und Westindien 40,485 Weiße, 60,865 farbige freie Menschen, 694,530 Sklaven; die Kolonien der Krone zählen 258,388 Weiße, 977,407 freie farbige Menschen; Sklaven mit Einschluß der Verurtheilten 146,899. — Die Einfuhr in allen Kolonien betrug nach offiziellen Angaben im Jahre 1829: 11,508,915 Pf. St.; die Ausfuhr 10,777,214 Pf. St. Die Zahl der eingelaufenen Schiffe war 2798 mit 755,375 Tonnen Ladung; die der ausgelaufenen 2977 mit 1,067,245 Tonnen.

Der „Revue Britannique" zufolge trug die Abgabe von den Zeitungsanzeigen dem britischen Staate im Jahre 1830 aus England allein 14,367,975 Franken ein; aus Schottland 1,497,325 Franken, und aus Irland 2,307,375 Franken; aus dem gesammten Königreiche also: 18,172,675 Franken ein — eine Revenue, die so groß ist als das Einkommen, das nach Balbi das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Baden und der Kirchenstaat besizt.

In Gent zirkulirt eine Karrikatur, die einen Dorfpfarrer vorstellt, der auf dem belgischen Löwen reitet, den die Wähler an der Nase herumführen; diese Wähler sind ein Bürgergardist, bewaffnet mit einem Rosenkranze, ein Bürger, ein Militär und ein Advokat. Ueber der Fahne des Ritters Jesu Christi ist ein Löschhorn und auf der Fahne steht:

Courier des Flandres.
Patriotes, voilà votre destin!
La Belgique en 1831.

Der Löwe trägt ganz beschämt über seinen Reiter den Schweif zwischen den Beinen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 270. 27 September 1831.

Douville's neueste afrikanische Reisen und Entdeckungen.

Nach sechszehnjährigen mühseligen und gefahrvollen Reisen ist im Monat Junius d. J. Herr Douville nach Frankreich zurückgekehrt. Vom Jahre 1815 bis 1826 durchwanderte er Aegypten, das Littorale der Berberei, das Land der Hottentoten, der Kaffern und einen Theil von Asien. Von dort nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, verließ er Europa in der Absicht China zu bereisen. Unvorhergesehene Hindernisse hielten ihn zu Buenos-Ayres zurück, worauf er bis zum Jahre 1828 einen Theil des südlichen Amerika's durchreisete. Im letztgenannten Jahre schiffte er sich nach Congo ein, und landete zu S. Felipe de Benguela. Von hier aus dehnte er seine Reisen bis zum Jahre 1830 über die ganze Strecke von Afrika aus, die zwischen dem 15° 45′ südlicher Breite bis 3° N. und vom 11° 38′ bis 25° 47′ der Länge (Pariser Meridians) liegt. Gegenwärtig ist er beschäftigt, seine Tagbücher zu ordnen und seine Entdeckungen bekannt zu machen. Seine Karten werden die von den besten Geographen wegen mangelnder Nachrichten bisher auf den Karten des südlichen Theils von Afrika gelassenen Lücken ausfüllen. Die Gegenden, welche Douville durchwanderte, sind insbesondere: das portugiesische Königreich Angola, die unabhängigen Staaten von Bailundo, Behe, Cunhinga, Entalo, Tanida, das Königreich Loango, die Staaten von Ginga, Cassange, Muchinsche, Mucangama, Molnas. Dem Beherrscher von letzterem Staate sind alle übrigen benachbarten unterthan, deren Fürsten ihm Tribut zahlen; die Hauptstadt davon hat gegen fünf Meilen im Umfang und zählt mehr als hunderttausend Einwohner, sie besitzt Festungen, Gefängnisse, Sklavenmärkte u. s. w. Dann durchzog Douville auch noch die Staaten von Bomba, Ho, Fungeno Holoho, Mossosos, Mahungos, Muchicongos. Die von Douville angestellten Beobachtungen sind sehr umfassend und übertreffen an Sorgfalt und Genauigkeit Alles dieser Art. Stets zeichnete er Jahr, Monat, Tag, Stunde und Ort auf, wo er seine Beobachtungen über Länge und Breite, Höhe des Barometers und Thermometers im Schatten und an der Sonne anstellte. Eben so wenig vernachlässigte er die Richtung der Winde, die atmosphärischen Veränderungen, den Luftdruck, Hygrometer u. s. w. zu beobachten. Selbst über die Wärme des Blutes bei Negern von jedem Alter, so wie bei Weißen, sammelte er Notizen. Außer seinen schätzbaren Tagbüchern hat Douville auch eine Mineraliensammlung von mehr als achthundert Stufen, die er an verschiedenen Gegenden sammelte, mitgebracht: er stieß auf Minen von Eisen, Blei, Kupfer, Silber und Gold, deren Lagen er gleichfalls genau aufgezeichnet hat.

Herr Douville durchzog diesen Theil von Afrika mit einem Gefolge von dreihundert Negern, die er selbst besoldete und nährte, er lieferte mit ihnen einigen feindlichen Volksstämmen Gefechte, alle waren ihm mit der innigsten Treue zugethan. Die Krankheiten, denen die Europäer unter dem afrikanischen Himmel ausgesetzt sind, hinderten ihn noch weiter vorzudringen. Da Douville mehrere Negerdialekte spricht, so konnte er auf seinen Reisen um so zuverlässigere Erkundigungen einziehen. Einige seiner neuern Entdeckungen macht er in dem Junius-, Julius- und Augustheft der Nouvelles Annales de Voyages vorläufig bekannt, und wir beeilen uns dieselben hier unsern Lesern mitzutheilen.

1. Der feuerspeiende Berg Sambi.

Unter dem 15° 33′ 32″ südlicher Breite und 9° 53′ 20″ östlicher Länge, fand Douville einen Vulkan, den die Eingebornen Mulondu Sambi (Berg Sambi) nennen, was so viel bedeutet als Berg der Seelen, weil sie den Krater desselben als den Eingang in die andere Welt betrachten. Dieser Berg Sambi liegt an der Gränze der Provinzen Libolo und Quisama, zwischen den Königreichen Angola und Benguela. Als sich Douville auf den Hügelabhängen von Biringa in einem von dem Soba von Hako beherrschten Lande südlich von Quenza befand, sah er alle Nächte aus der Spitze eines Berges in der Richtung von N ¼ NO schwarzen Rauch aufsteigen. Anfangs hielt er dafür, es seyen Ausdünstungen der Erde, die den Tag über emporstiegen und durch die Kälte der Nacht verdichtet würden; da er aber von Zeit zu Zeit mitten in den Rauchsäulen Flammen aufzücken sah, so entschloß er sich dieses Phänomen, von dem er noch nie gehört hatte, in der Nähe zu untersuchen. Der Reisende machte sich auf den Weg und gelangte nach unsäglicher Mühe über steile Abhänge und durch dichte Waldungen, die das unbewohnte Land bedecken, wirklich an den Fuß des Berges, dessen Gipfel ihm während des Reisens immer dasselbe Schauspiel bot, das ihn überrascht hatte.

Douville überzeugte sich durch genaue Untersuchungen an Ort und Stelle, daß an dem feuerspeienden Berg seit Jahrhunderten schon kein Ausbruch statt gefunden haben konnte. Auf einen weiten Umkreis, den er in unermeßlichen Wäldern die umherliegen, durch-

streifte, konnte er keine Spur von vulkanischem Boden entdecken. Südsüdöstlich bemerkte er an dem Berge eine Einsenkung, wodurch die Schichten des Bodens aus ihrer wagerechten Lage gekommen waren, so viel er wahrnehmen konnte, waren die Ursachen hievon tiefe Höhlen im Innern des Berges, deren Gewölbe eingebrochen waren. An den senkrecht klaffenden Schluchten bemerkte Deuville, daß die verschiedenen Schichtenlagerungen, welche den Fuß des Berges bildeten, nicht Urformationen angehörten, aber auch nicht alle aus vulkanischen Stoffen gebildet waren. Er sah mitten in den Lavaschichten Substanzen, die nur im Augenblicke des Ausbruches von ihrer Stelle gerissen und fortgeführt worden seyn konnten; einige derselben hatten von der Wirkung des Feuers nur wenig gelitten, andere aber waren davon so völlig verwandelt worden, daß man ihre ursprünglichen Bestandtheile nicht mehr zu erkennen vermochte. Allem Anschein nach bestand der Fuß des Berges aus dem Schutte der von dem Vulkane ausgeworfenen Stoffe.

(Schluß folgt.)

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Schluß.)

Wenn ich hier mit Stillschweigen das Räuberwesen übergehen wollte, so würde man mir mit Recht eine große Lücke in meinem Gemälde vorwerfen können. Es ist eine der tausend Landplagen, von denen dieß unglückliche Land mehr als Aegypten unter dem Stabe des zornigen Propheten zu leiden hat. Uebrigens muß ich vorläufig noch bemerken, daß manche dieser furchtbaren Räuber nur wie Popanze in der Einbildung bestehen, die ganze Welt spricht und fürchtet sich vor ihnen, und Niemand hat sie gesehen. Zwar wunderten sich die Neapolitaner selbst, daß ich Calabrien durchwandern konnte, ohne todtgeschlagen oder wenigstens beraubt worden zu seyn; allein ich überstieg siebzehnmal den Apennin, ohne daß mir auch nur das geringste Abenteuer dieser Art aufgestoßen wäre. Indeß gibt es dennoch Räuber genug, wie es auch gar nicht anders möglich ist, und es wird deren geben, solange die Regierung, wie es den Anschein hat, gleichsam darauf ausgeht, sie zu hegen; denn das Räuberunwesen entspringt aus den fehlerhaften Institutionen, wie die bewaffneten Männer des Cadmus aus den Drachenzähnen.

Hier vorerst einige Thatsachen.

Ich stieß in Sizilien auf viele verlassene Wohngebäude, deren Eigenthümer, durch den Fiskus aufgezehrt und nicht mehr im Stande seine Forderungen zu befriedigen, Alles im Stiche ließen und ins Gebirge zogen. Erste Entstehungsart von Räubern. Eines Tags lief zu Catanzaro (in Calabrien) auf dem Markte eine große Volksmenge um die Leiche eines Mannes zusammen, dessen Blut noch von dem Messer seines Mörders rauchte, und jeder Mund verwünschte den Todten, nicht den Missethäter! „Schändlicher Calvo, schrien hundert Stimmen, so hast Du endlich Deinen Lohn für Deine Verbrechen!“ — Dieser Calvo war aber niemand Anderer, als ein Steuerbeamter, ein Reiner; er hatte seine Stellung benützt, einen seiner Feinde zu Grunde zu richten, was ihm auch so gut gelang, daß dieser sammt seiner Familie an den Bettelstab kam; vergeblich hatte der Verfolgte Himmel und Erde angerufen; er war ein Carbonaro, man verspottete seine Klagen. Verzweiflung ergriff ihn, er war Calabrese, bei hellem Tag, vor Aller Augen, auf öffentlichem Platze erstach er den Calvo mit drei Messerstichen und floh dann ins Gebirge. Kein Mensch dachte daran, ihn aufzuhalten, und hier ist abermals ein Räuber fertig. — Ein großer Grundeigenthümer von Molise, zu Grund gerichtet durch die niedern Getreidepreise und die hohe Auflagen, ruft, um die Kosten zu sparen, die er durch den Verkauf seiner Ernten nicht mehr decken kann, an einem schönen Morgen seine Bauern zusammen und sagt: „Ich kann meine Felder nicht mehr anbauen, sucht euer Brod anderwärts.“ — Aber wo? In Fabriken? Es gibt keine. Bei dem Heere? Man wird dort schlecht genährt und jämmerlich geprügelt. Man geht in die Berge, und abermals ist eine Räuberbande fertig.

Und welche Mittel kehrt die Regierung gegen ein so großes Uebel vor? Auf einfache Entfernung vom Wohnorte, auf Verdacht, Muthmaßungen, vielleicht zuweilen auch aus Rache, übertriebenem Eifer oder Vorurtheil, treten der Intendant, der Staatsanwalt und Militärkommandant der Provinz zusammen und entwerfen eine Liste, auf der alle Namen und Vornamen sammt den Inzichten, die auf ihnen lasten, verzeichnet stehn. Diese Liste wird öffentlich angeschlagen, und wenn der Vorgeladene, der durch diese Bekanntmachung an sich schon entehrt ist, oder davon gar nichts erfährt, binnen acht Tagen nicht erschienen ist, um sich zu rechtfertigen, so entwirft dieselbe Kommission eine zweite Liste, eine Proskriptionsliste auf der er als „Fuorbanditto“ erklärt wird, d. h. außer dem Gesetz und vogelfrei.

Wenn diese sogenannten „Fuorbanditti“ auf diese Art den Todesstreich gegen sich erhoben sehen, so fliehen sie gleichfalls in die schwer zugänglichen Berge, wohin ihnen die feige und zugleich übermüthige Gendarmerie nicht zu folgen getraut, und sie kommen aus ihren Schlupfwinkeln nur hervor, um reiche Grundeigenthümer aufzuheben, ins Gebirge zu schleppen und nach Verhältniß ihres Vermögens zu brandschatzen. Nur wenig angesehene Familien gibt es, die nicht schon von dieser Landplage heimgesucht worden sind. Einem meiner Freunde zu Cotrona kostete es 18000 Ducati (30000 Fr.) um seinen Sohn loszukaufen, der vor dem Thore der Stadt von Räubern aufgehoben und siebenundzwanzig Tage in den Wäldern der Sila gefangen gehalten worden war. Diese Banden gehen sehr behutsam zu Werke und selten fehl; nur zuweilen werden Reisende von ihnen angefallen.

Man hat behauptet, der General Manhes habe die Räuberbanden ausgerottet; allerdings hat er den giftigen Baum mit dem Säbel abgehauen, aber nicht mit der Wurzel ausgerottet, die bald wieder Schößlinge trieb. Zu seiner Zeit waren Das, was man heutzutage Räuberbanden nennt, Guerillasschaaren, die den Franzosen in offenem Kampfe die Stirne boten. Selbst gegen Massena rückten sie ins Feld und zehn volle Jahre wehte die Kriegsfahne in den calabresischen Gebirgen. Gleich den spanischen Guerillas setzten die Calabresen unerschrocken den ungleichen Kampf gegen die Franzosen fort, die damals ganz Europa unterworfen hatten. Der damals erwachte kriegerische Geist und der Geschmack an Unabhängigkeit hat die Zeit überlebt und ist in die Landessitten übergegan-

gangen. Heutzutage, wo es keine Fremden mehr zu bekämpfen gibt, hat man dem Besitz und Reichthum den Krieg erklärt, da der gesellschaftliche Zustand von der Art ist, daß man in ihm keine Garantie findet, daß kein Bedürfniß befriedigt, keine Fähigkeit verwendet, keine Klage gehört wird. Nicht darüber muß man erstaunen, daß es Räuberbanden gibt, sondern darüber, daß nicht das ganze Königreich ins Gebirg wandert.

Es ist gezeigt worden, daß die vorbeugenden Maßregeln der Regierung so gut als keine, daß sie vielmehr verkehrt und unheilvoll sind, indem sie die Menschen in Verzweiflung bringen, und erst dazu treiben, wovon man sie abhalten will. Nicht besser steht es mit den Maßregeln, die zur Unterdrückung des Uebels angewendet werden. Die Regierung schließt nicht selten Verträge mit den Räubern, täuscht sie zuweilen auf eine niedrige Art durch falsche Amnestien und läßt die einen durch die andern umbringen; im Ganzen aber ist sie in Verfolgung der Uebelthäter äußerst lässig und stellt das Eigenthum unvertheidigt den räuberischen Eingriffen bloß; ich sage unvertheidigt, denn wenn der Eigenthümer unter die Zahl der Verdächtigen gehört, so darf er keine Waffen im Hause haben und kann also ungestraft geplündert werden. Im Nothfall macht auch die Polizei aus dieser Geißel eine Waffe, indem sie Leute, die sich eines politischen Vergehens schuldig gemacht haben, auf die Proskriptionslisten setzt, und so wirklich unter die Räuber zu gehen zwingt.

Sizilien ward lange Zeit von Räuberbanden geplündert. Noch lebt dort im Andenken fort jene berüchtigte Riesenbande (banda de' Giganti), die lange Zeit die mittägliche Küste der Insel mit ihren Streifzügen verwüstete. Man hat dagegen ein Mittel ersonnen, das zwar an sich unvollkommen ist, aber nicht ohne heilsame Früchte bleibt. Die Insel ist nämlich in dreiundzwanzig Bezirke abgetheilt und in jedem Bezirke hat man zwölf Mann starke Reiterschwadronen gebildet, die von einem Kapitän befehligt werden und für alle Räubereien verantwortlich sind, die in ihren Bezirken auf offener Straße verübt werden. Der Kapitän muß als Bürgschaft 15,000 Dukati bei der Gerichtsbehörde zur Verfügung niederlegen und jedem Gemeinen wird ein Drittheil seines Soldes zurückbehalten, wovon die Beraubten entschädigt werden. Bei der Klage genügt ein Eid, wenn andere Beweise fehlen.

Diese Sicherheitswachen sind sehr gut bezahlt und bestehen größtentheils selbst aus Räubern, die einen reichlichen Sold den Wechselfällen eines stets bedrohten Lebens vorziehen. Dieselben kennen alle Schlupfwinkel ihrer alten Kameraden, und werden von diesen sehr gefürchtet; denn sie sind äußerst tapfer und führen gegen sie einen wahren Vertilgungskrieg; nicht selten fallen blutige Gefechte vor. Für den Raub von Thieren sind diese Waffenbanden nicht verantwortlich, daher halten sich die Räuber meist an die Heerden des Landmannes und oft ist es die edle Sicherheitswache selbst, die sich daraus eine Beute holt, und von Markt zu Markt verkauft.

So viele Mißbräuche und Ungerechtigkeiten sind bis jetzt von mir gerügt worden, und eine noch so große Menge derselben bleiben mir zu erwähnen übrig, daß mir die Feder aus der ermüdeten Hand fällt. Gerne würde ich mich und den Leser auf einem minder traurigen Gemälde ausruhen lassen; aber wo wäre Dieß zu finden? Von welcher Seite man dieses unglückliche Land betrachtet, überall stößt man auf Bilder des Elendes und des Verfalles. Die Künste, diese sanften Trösterinnen unterdrückter Völker, liegen brach inmitten des öffentlichen Elendes; Salvator Rosa, Torquato Tasso, Cimarosa haben keinen Erben. *) Wie viele Talente werden im Keime erstickt, oder verkümmern in Unfruchtbarkeit in dem reichen Vaterlande der Horaze und Cicero, der Archimede und Juvenal! Wie viele Meisterwerke gehen für den menschlichen Geist verloren, wie viele Erfindungen für die Wissenschaften, wie viele Jahrhunderte für die Freiheit! Welche schauderhafte Rechenschaft, die gefordert werden wird von den Tyrannen der Gedanken, von den Schergen der Intelligenz!

Schon höre ich den Schwarm der reisenden Zugvögel gegen mich ihre Stimme erheben, die acht Tage zu Neapel verlebt, den Vesuv erstiegen und vielleicht bis nach Pästum sich verirrt haben, und nun das Königreich, den Geist der Nation und die Bedürfnisse von achthalb Millionen Menschen zu kennen glauben. „Auch ich war dort“ höre ich sie in ihrem Eigendünkel mir entgegnen. Aber ich war nicht bloß dort, ich blieb dort, ich machte mich genau bekannt mit den Sitten und der Denkart des Volkes, und ich fordere Jeden auf meine Angaben durch Thatsachen Lügen zu strafen. Wollte Gott, ich hätte gelogen, und Vorurtheil hätte mich verblendet; leider aber habe ich nichts als Wahrheit gesagt.

Man gab sich gern der Hoffnung hin, einem jungen Fürsten von zwanzig Jahren würde sich das Herz empören, wenn er den schönsten Thron der Welt bestiege; man lebte in der Zuversicht, er werde menschenfreundlich die Hand ausstrecken, um so viele Leiden zu lindern, so viele Wunden zu heilen. Bedauern, aber auch entschuldigen muß ich Diejenigen, welche sich so sanguinischen Hoffnungen hingaben, die ich nie theilen konnte. Ich sah diesen Prinzen am Gängelbande eines Jesuiten aufwachsen, der seinen jungen Geist mit falschen Doktrinen nährte, und der ihn noch jetzt nach so vielen Erfahrungen auf dem verderblichen Wege fortleitet, der seiner Dynastie so theuer geworden ist.

Die folgende Thatsache mag die Richtung der neuen Regierung bezeichnen. Derselbe Marquis Intonto, Polizeiminister und so würdig es zu seyn, hielt ohne Zweifel nach der Julinsrevolution dafür, man müsse etwas einlenken und machte dem Könige Vorstellungen nicht zu wirklichen Verbesserungen, sondern nur zu temporisirenden Klugheitsmaßregeln. Eine völlige Ungnade war der Lohn seines unwillkommenen Rathes, und der Marquis del Carreto, ein Mann von eisernem Arm und Herzen, ersetzte ihn im königlichen Staatsrathe.

*) Ein Palermitaner, Bellini, komponirte mehrere Opern, von denen einige Arien in Sizilien zu Volksliedern geworden sind; allein er lebt fern von seinem Vaterlande in Mailand so viel ich weiß.

Türkische Justiz unter dem jetzt regierenden Sultan.

Der englische Major Georg Keppel gibt in seiner Narrative of a journey across the Balcan *) ein furchtbares Bild von Konstantinopel, als das türkische Reich auf dem Punkte stand, im Jahre 1829 den siegreichen

*) Von diesem Werke ist bereits im Ausland d. J., S. 395 u. d. f. Nachricht gegeben worden.

herren Rußlands zu unterliegen. Nichts ist schauderhafter, als die Wuth des Despotismus, wenn sie — im eigenen Todeskampfe — noch Tausende von Opfern ihrem feigen Schrecken zur Sühne hinschlachtet. — Als die Russen sich der Hauptstadt genähert hatten, war der Geist des Aufruhrs gegen den Sultan nicht nur in der europäischen Türkei ausgebrochen, sondern er verbreitete sich auch über die Besitzungen der Pforte in Asien und Afrika. Der Kaiser Mahmud II erhielt statt der gehofften Hülfe, nur immer Anzeigen von neuen Insurrektionen. Zu Anfang des Monats August wurden in Konstantinopel mehrere bedeutende Feuersbrünste angelegt, weßwegen die ausgesuchtesten Truppen des Großherrn zur Herstellung der inneren Ruhe verwendet werden mußten, statt sie gegen den äußeren Feind entsenden zu können. Die Desertion nahm überhand; ein Komplott unter den Soldaten wurde entdeckt und viele mit dem Tode bestraft. Bald darauf kam man der Verzweigung einer größeren und besser organisirten Verschwörung auf die Spur, welche zur Absicht hatte, den Sultan zu stürzen, die Janitscharen herzustellen, die Hauptstadt den Flammen Preis zu geben und eine neue Regierung in Kleinasien zu errichten. Der größere Theil der asiatischen Truppen von dem Armeekorps, das vor Schumla stand, war in diesen Anschlag verwickelt; das Geheimniß wurde aber durch Astrologen verrathen, welche von den Verschwornen um einen günstigen Tag zur Ausführung ihres Vorhabens befragt worden waren. Wie allgemein eine gewisse Sympathie für die Rebellen schon verbreitet war, beweist die Thatsache, daß diese unglücklichen Wahrsager erst auf der Folterbank die Namen der Schuldigen entdeckten. Am nächstfolgenden Freitage begab sich der Sultan, wie gewöhnlich in größtem Pompe nach der Moschee, ließ aber nach dem Gebete auf dem Rückwege mehrere Personen seines Gefolges ergreifen und vor seinen Augen enthaupten. Aehnliches that der Kapudan-Pascha auf der Flotte, und der Seraskier-Pascha, Oberbefehlshaber der Armee, ein 76jähriger Wütherich, Günstling des Großherrn, wurde beauftragt, die Rebellion unter den Truppen zu ersticken. Mit wilder Grausamkeit verfolgte er dieses Werk der Vernichtung, indem er 3 bis 4000 Menschen den Tod geben ließ. Am Tage wurden 4, 5 bis 10 Soldaten enthauptet, und ihre Leichname zum warnenden Beispiele öffentlich ausgestellt; des Nachts aber wurden 50 bis 100 erdrosselt, und ihre Körper in den Bosporus geworfen. Am 5 Sept. fand eine Exekution statt, welcher ein englischer Schiffslieutenant als Augenzeuge beiwohnte: Auf dem Fischmarkte hatte sich eine Menge Menschen versammelt, die ängstlich nach einer Straße blickten, aus welcher eine Abtheilung von einigen 20 Soldaten heranrückte. Diese Truppe machte im Mittelpunkt der sich kreuzenden Straßen Halt, entfernte die Neugierigen, worauf der, mit seinem Yataghan bewaffnete Scharfrichter und der Verurtheilte, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, auf den freien Platz hervortraten. Letzterer zeigte eine so gefaßte Haltung, daß seine Fesseln allein das unglückliche Loos erwarten ließen, das seiner wartete. Er kniete nieder, beugte den Kopf, damit der Scharfrichter den Hals entblößen und die Stelle wahrnehmen konnte, um seinen Hieb richtig zu führen. Nach dieser Ceremonie wurde das Todesurtheil (Yafta) verlesen, der Verurtheilte verrichtete mit lauter und fester Stimme ein kurzes Gebet, sagte dann, daß er zu sterben bereit sey, und schnell war mit Einem Hiebe des Yataghans der Kopf vom Rumpfe getrennt. Nach wenig Augenblicken zerstreute sich das Volk; der Scharfrichter wischte mit kaltsinnigem Gleichmuthe das Blut von seinem Yataghan an den Kleidern des Enthaupteten ab, und steckte das Schwert in die Scheide; alsdann legte er den Leichnam auf den Rücken, den Kopf unter einen der Arme, heftete das Yafta auf die Brust des Verbrechers und entfernte sich. Viele Griechen, Armenier und Juden wurden zur nämlichen Zeit zum Tode verurtheilt und auf gleiche Weise hingerichtet; nur wird mit der Ausstellung ihres Leichnams eine größere Schande verbunden, welche darin besteht, daß derselbe nicht auf den Rücken, sondern auf den Bauch, und der Kopf nicht unter einen Arm, sondern zwischen die Füße gelegt wird. Auch mehrere Weiber wurden damals als Mitverschworne enthauptet, ihre Körper aber, vor der Ausstellung, in einen Sack von Roßhaaren eingebunden.

Als merkwürdiger Beitrag zur türkischen Justiz kann folgendes Todesurtheil, oder Yafta, angeführt werden, das auf der Brust eines dieser Unglücklichen geheftet war, und wörtlich also lautete:

„Achmed, Kiaya (Oberhaupt) der Kaufmannszunft, welche in Konstantinopel mit Luxuswaaren handelt. Dieser Schändliche erhielt erst kürzlich von der Gnade des Kaisers den Titel eines Kiaya der Zunft. Anstatt für die vielen empfangenen Wohlthaten erkenntlich zu seyn; statt in den fünf Gebeten Gott dafür zu danken; statt in Erinnerung der genossenen Gunstbezeugungen Tag und Nacht für Seine Hoheit und die muselmännische Nation zu beten; statt seinen Geschäften ruhig obzuliegen; statt sich zu enthalten, Sachen zu bekritteln, die ihn nichts angingen; statt ein stilles Leben zu führen, wie es Pflicht und Dankbarkeit ihm geboten; statt der Regierung treu und anhänglich zu dienen, hat dieser Mensch nicht nur versäumt, dieß Alles wohl zu überlegen, sondern er hat sogar aufrührerische Reden geführt, indem er sich unterstanden, zu behaupten, der Seraskier-Pascha, oder Seraskier-Kapisi sey in Stücken gehauen worden, oder es habe sich dies oder jenes ereignet, wodurch er falsche Gerüchte verbreitete, welche geeignet waren, die wahren Gläubigen mit Angst und Unruhe zu erfüllen. Als ihm diese Thatsachen vorgehalten wurden, konnte er sie nicht abläugnen; er behauptete bloß, er habe es nicht selbst gesagt, sondern dies sey von Abdi, Kavaß des kaiserlichen Divans, gesprochen worden. Abdi, hierüber befragt, und dem Achmed gegenüber gestellt, hat diese Anklage nicht geläugnet. Die Frechheit ihres ruchlosen Betragens, und die Verwegenheit, mit welcher sie von Dingen geredet, die sie nichts angingen, beweisen also hinlänglich, daß diese Menschen elende und undankbare Verräther sind, welche vernichtet werden müssen. Es ist demnach für nothwendig erachtet worden, die Strenge des peinlichen Gesetzes über sie zu verhängen, damit die gute Ordnung aufrecht erhalten werde. In Folge dessen hat bereits der Verräther Abdi seine Strafe an einem andern Platze empfangen, und der Räuber Achmed seine Züchtigung an diesem Orte erhalten, wo er zum warnenden Beispiele ausgestellt bleibt."

Vermischte Nachrichten.

Die siamesischen Zwillinge, die vor einiger Zeit nach Amerika gegangen sind, um den transatlantischen Völkern eine Nachahmung des österreichischen Doppeladlers in Menschengestalt sehen zu lassen, haben dort böse Händel angefangen, und werden als Landfriedenbrecher demnächst vor Gericht gestellt werden. Der „Merkur von Salem" berichtet hierüber: „Chang und Eng sind wegen Verletzung der öffentlichen Sicherheit zu Lynnfield verhaftet worden und mußten zweihundert Dollars Bürgschaft leisten, Frieden zu halten. Wenige Tage vorher waren sie auf das Land gegangen, um sich mit Fischen und Jagen zu vergnügen. Es fehlte nicht an Neugierigen, die dem vierhändigen Jäger und Fischer folgten, was wahrscheinlich dem Aufseher derselben sehr ungelegen kam, da ihm daran liegen mußte, ihre Zwillinge nicht Augen auszusetzen, die nicht dafür bezahlen wollten. An einem Sonnabende waren die Siamesen abermals auf der Jagd und von Neugierigen begleitet. Zwei derselben, ein Obrist Elbridge Gerry und Herr Prescott näherten sich dem Wunderpaare und erhielten von dem Aufseher, einem jungen Engländer, die Weisung, sich zu entfernen, oder die Zwillinge würden auf sie schießen. Der Obrist, hierüber aufgebracht, riß seinen Rock auf und forderte sie auf, es zu thun, wenn sie Muth hätten. Die gemachte Drohung schien nicht in Erfüllung zu gehen, und der Obrist, hierdurch noch trotziger geworden, rief: „Sie seyen Lügner;" — „Wie, Lügner?" schrien die in ihrer Ehre gekränkten Zwillinge, und begannen nun ein Rottenfeuer, das den Obrist und seinen Begleiter nicht wenig in Schrecken setzte. Herr Prescott flüchtete sich hinter einen Heuschober, und obgleich, wie sich nachher answies, die Flinten nur blind geladen waren, so stellte der Obrist doch eine Klage wegen Landfriedensbruch vor dem Ortsrichter, worauf dann die oben erwähnte Sicherheitsmaßregel gegen die gefährlichen Zwillinge ergriffen wurde.

Zwischen den Jahren 1817 und 1828 waren in Belgien 1146 Schulen und 668 Schullehrerseminarien angelegt worden; die Regierung verwendete auf den öffentlichen Unterricht 527,060 holländische Gulden, wozu die Gemeinden einen Zuschuß von 1,152,842 Gulden gaben, was eine Summe von 1,479,902 Gulden ausmacht. Es ist sehr die Frage, ob die von den Belgiern so dringend verlangte Lehrfreiheit so viel für den öffentlichen Unterricht thun wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 271. 28 September 1831.

Die Albanesen in Italien.

(Fortsetzung.)

Eigenthümlicher Art sind auch ihre Hochzeitgebräuche. Am Hochzeittage hält die Braut die Thüre ihres Hauses sorgfältig verschlossen. Der Bräutigam (il padrone) erscheint bewaffnet und stimmt unter dem Fenster die bei dieser Gelegenheit üblichen Gesänge an; er fleht seine Verlobte an ihm zu öffnen, allein die Thüre bleibt verschlossen; die Eltern des Mädchens antworten ihm, denn dieses selbst darf bis zum Abende nicht ihr Stillschweigen brechen. Vergebens verspricht ihr der Bräutigam schöne Kleider und goldene Berge, die Thüre bleibt verschlossen. Endlich wird er des langen Harrens müde, seinen Bitten folgen Drohungen, und da auch diese nicht fruchten, so sprengt er gewaltsam die Thüre ein, ergreift die Braut bei den Händen und schleppt sie so zur Kirche. Ich hatte das Glück einer Hochzeitfeier beizuwohnen. Die nächsten Anverwandten führten die Braut an der Hand, die als Jungfrau mit einem weißen Schleier verhüllt war. Die Wittwen vermählen sich mit entblößtem Antlitz. Die Taufpathen des Brautpaares setzten mit einer erstaunlichen Schnelligkeit zu wiederholten Malen den Kranz von dem Kopfe des Bräutigams auf den der Braut, und umgekehrt; denn beide trugen Blumenkronen von weißen Rosen und Immortellen. Der Priester nahm hierauf ein Glas Wein, in das er eine Brodschnitte tauchte, die er dann dem Brautpaar reichte. Dieses kostete davon, wahrscheinlich um anzudeuten, daß beide fortan gemeinschaftlich ihren Unterhalt erwerben müßten. Was davon übrig blieb, verzehrten die Pathen. Während der Geistliche mit seinem goldgestickten Meßgewande angethan, die Trauungsgebete nach griechischer Liturgie vorlas, beschrieb er von der Rechten zur Linken gehend einen großen mystischen Kreis, wobei ihm die ganze Versammlung Mann hinter Mann folgte. Das Paar kniete endlich nieder und erhielt die Einsegnung. An der Schwelle ihrer neuen Wohnung traf die Braut die Freunde ihrer Familie, die sie mit Glückwünschen empfingen und einen albanesischen Chorgesang anstimmten, der ungefähr folgenden Inhaltes war: „Sey willkommen, junge Braut, unter dem Dache des Gatten, wie Wein und Salz auf der Tafel des Festschmauses, wie die Sonne, die von Strahlen bekleidet aufgeht!"

Der Bischof überhäufte mich mit Artigkeiten und war untröstlich, daß ich nicht gleich dem Engländer, dessen ich oben erwähnte, sein Gast seyn wollte. Nachdem ich von ihm Abschied genommen, betrat ich die schmucklose und düstere Kathedrale. Ich fand sie angefüllt mit Andächtigen beiderlei Geschlechtes, wobei ich Gelegenheit nahm, die Tracht der Weiber genauer zu betrachten, die zwar den italienischen Schnitt angenommen, aber bei dem unter Albanesen und Calabresen gleichen Geschmack für schreiende Farben keine sonderliche Veränderung erlitten hat.

Was sich von ihren albanesischen Müttern auf sie vererbt hat, ist das „Flammeum" oder der scharlachrothe Schleier mit blauer oder gelber Einfassung und das grüne, goldgestickte Mieder, das sie „Vulgarida" nennen; von dem Namen eines Vogels, dessen Farbe es hat. Es ist sehr geschmackvoll, und da die Weiber alle von reizenden Formen sind, so steht es ihnen bezaubernd schön. Weiber und Männer lagen von einander abgesondert auf den Knien und sangen abwechselnd griechische Chorgesänge zum Abendgebete. Dieser einfache Gottesdienst ergriff mich mit einer tiefen Rührung; an einen Pfeiler gelehnt blickte ich lange auf die andächtige Versammlung hin. Die schimmernden und malerischen Gewänder der Frauen hoben die Gestalten aus dem düstern Grund der Kirche. Ein letzter Sonnenstrahl fiel durch die schmalen Fensterbogen auf das Antlitz einer jungen Albaneserin, die vor einem Seitenaltar auf den Knien lag; ihr schöner griechischer Kopf allein noch beleuchtet in der Dämmerung des Heiligthums strahlte aus den tiefen Schatten wie eine himmlische Erscheinung. Die Stimmen von Menschen jedes Alters vereinigten sich im Wechselgesange zu einem Gedanken. So ertönt dieselbe Sprache, die in den Gezelten Agamemnons wiederhallte und bei den Festen Griechenlands im Tempel Jupiters, aus dem Munde calabresischer Mädchen, in einer dürftigen Kirche zum Preise des Menschensohnes, der aus der armen Werkstätte eines Zimmermanns hervorging, um der Welt das Heil zu verkünden.

Es verlangte mich sehr, die albanesischen Volksgesänge näher kennen zu lernen. Mein Wirth von San Demetrio verwies mich an einen seiner Freunde zu Santa Sofia, der eine Sammlung derselben veranstaltet hatte. Santa Sofia ist eines der albanesischen Dörfer im Bezirke von San Demetrio, von dem es zwar nur vier bis fünf Miglien entfernt ist; aber tiefe Schluchten, abscheuliche Wege, Bergwasser ohne Brücken, wie es denn in diesem armen Königreiche Neapel herkömmlich ist, erschweren die Verbindung und unterbrechen sie den Winter über oft gänzlich. Der Weg führte

über Berghöhen und dann und wann über den Chratis und die Ebenen von Sybaris, die jetzt mit ungesunden Sümpfen bedeckt sind, oder mit Wäldern, von Büffeln und Wölfen bewohnt. Ein Albanese ging als Wegweiser mir voran, und sang mit einer schönen sanften Männerstimme ein Volkslied, dessen Worte mir die poetische Mythologie des neuern Griechenlands, in der die Vögel eine so große Rolle spielen, in's Gedächtniß rief. „Eine Mutter, dieß war der Inhalt des Liedes, „beweinte ihren Sohn, ihren einzigen Sohn, denn er lag gefangen und so weit von ihr, daß keine Botschaft sie erreichen konnte. Da schrieb er einen Brief, den band er an den Flügel eines Vögeleins, und das Vögelein setzte sich auf einen Baum, unter dem die arme Mutter weinte; es schüttelte die Flügel, und der Brief fiel in ihren Schoß. Darin las sie die Worte: „„Mutter, ich komme zurück, wenn Du aus Deinen Haaren mir ein Hemd gesponnen und das Hemd mit Deinen Thränen gewaschen, wenn das Meer ein Blumengarten wird, wenn der Hollunder Feigen trägt, und der Nußbaum Trauben.""

Der Baron **, an den ich zu Santa Sofia empfohlen war, befand sich nicht zu Hause und wurde erst des Abends zurückerwartet. Da der Brief, den ich ihm überreichen sollte, unversiegelt war, so las ihn seine Frau, denn sie konnte lesen. Es schien, die Neugierde, einen an ihren Gatten gerichteten Brief zu lesen, der noch dazu offen war, machte sie nicht nicht wenig nach dem Inhalte lüstern. Nun nahm aber die gute Frau, die in ihrem Leben noch keinen Fremden gesehen haben mochte, das Wort racommandazione in einem mildthätigen Sinne und befand sich in nicht geringer Verlegenheit; denn obgleich mein Reisegewand nicht sehr glänzend war, so sah ich doch auch keinem Bettler ähnlich. Lange war sie unschlüssig, was mit mir zu machen sey, und so groß ist hier die Sitteneinfalt, daß sie in ihrer Herzensgüte der Empfehlung des Freundes ihres Gemahles nicht besser entsprechen zu können glaubte, als indem sie mir ein reichliches Almosen in die Hand drückte. Sie wußte nicht, was sie dazu denken oder sagen sollte, als ich ihr lächelnd bemerklich machte, daß ich gekommen sey, nicht um Almosen zu sammeln, sondern Lieder. Nun hielt sie dafür, daß ich ein auf einer Bußreise begriffener Pilgrim sey, denn sollte man wohl nach Calabrien kommen, um Lieder zu suchen?

Alle Häuser der gastfreundlichen Einwohner von San Sofia standen mir offen, man stritt sich um die Ehre, den Fremden zu beherbergen, der Ortssyndicus — Dorfschultheiß — vor Allen. Er war ein Neffe des gelehrten Philologen Baffa, der im Jahr 1799 starb, während der Saturnalien des Königthums, die den ehrwürdigen Admiral Caraccioli, die Eleonore Fonseca, Pagano, Cirillo und was sonst noch in Neapel durch Genie und Tugend glänzte, auf das Schaffot lieferten. Es verdient hier noch angemerkt zu werden, daß San Sofia der Geburtsort mehrerer ausgezeichneter Männer ist. Ueberhaupt sind die italienischen Albanesen Leute von hellem Kopf, aufgeweckten Geiste und schneller Fassungsgabe.

Meine Liederentdeckungsreise wurde von keinem glücklichen Erfolg gelohnt. Die gehoffte Sammlung war einem Professor zu Cosenza geliehen worden, und vielleicht verloren gegangen. Das öffentliche und häusliche Elend, von dem die Völker seit dem Verlaufe des letzten Jahrhunderts heimgesucht worden sind, hat gegen diese Denkmäler der alten Zeit gleichgültig gemacht; in zehn Jahren werden sie vielleicht auch in diesen Gebirgen wie überall völlig erloschen seyn. Nur eine stete und ununterbrochene Wiederholung kann Nationalgesänge erhalten. Nur so lange sie als ein allgemeines Erbstück betrachtet werden, gehen sie von Geschlecht auf Geschlecht über. Das Kind hört und stammelt sie in der Wiege, der Greis wiederholt sie seinen Enkeln, und so dauert dieß Palladium des alten Volkslebens fort. Dieß ist in den abgelegenen Dörfern der Albanesen eben so wenig mehr der Fall, als irgendwo anders: die öffentlichen Plätze liegen schweigend da, Furcht und Elend verdüstern das Leben am häuslichen Herde, und die Sorge verscheucht die fröhlichen Lieder.

(Fortsetzung folgt.)

Douville's neueste afrikanische Reisen und Entdeckungen.

(Schluß.)

Douville bestieg die erste Terrasse des Sambi, wo er eine ganz veränderte Vegetation antraf; die Bäume waren kleiner und hatten ein hellgrüneres Laub, der Boden war nicht mehr mit dichtem Rasen bedeckt, obgleich man sich in der Regenzeit befand; nirgends erblickte man Blumen, an deren Stellen stachelige und blätterlose Pflanzen traten; nirgends eine Spur von Thieren, nicht einmal von Schlangen, die in diesen Gegenden so häufig sind, und doch zeigte das Thermometer 34° R. in der Sonne und 30° im Schatten, eine Temperatur, die diese Reptilien besonders lieben. Die Oberfläche des Bodens bestand überall aus pyramidenförmigen Erhöhungen. An der nordnordwestlichen Seite bemerkte man eine beträchtliche Vertiefung, die hoch oben an dem Abhange des Berges anzufangen und sich bis zu seinem Fuße zu erstrecken schien, wahrscheinlich ein Bette, das die Feuerströme sich gewühlt hatten. Die Lava am Fuße des Berges enthielt Quarztrümmer, die sie in ihrem Herabsturze von der Mündung des Vulkans mit sich fortgerissen haben mochte, und die an Form und Farbe fast unverändert geblieben waren.

Auf der zweiten Terrasse, wo die Vegetation noch mehr abnahm, sah Douville Spalten, die durch die übermäßige Sonnenhitze den Boden zerrissen hatten, und Lavastücke mit Schörl und Chrysolith vermischt enthielten. In einer tiefen Kluft lag eine Schichte, die aus einer Mischung von verhärtetem Erdpech, vegetabilischer Kohle, Feuersteinen, schwarzer Lava und Kalksteinen zusammengeschmolzen war. Uebrigens bestand diese Stelle des Berges nur aus zweiten und dritten Formationen, oder vielmehr nur aus vulkanischen.

Auf der dritten Terrasse bestand die Vegetation nur noch aus Strauchwerk; der sehr harte Boden war nicht mehr mit Gras, sondern mit kleinem Moos bedeckt, das verdorrt schien. Douville sah an verschiedenen Orten Schiefer, Kalkstein, einen Lavamarmor, der aus graulicher Lava, sehr feinkörnigem gelblichen Marmor und kleinen Stücken weißen Schörl zusammengesetzt war.

Keiner von seinen Negern wollte Douville auf diese Terrasse folgen, deren scharfe Luft ihnen äußerst beschwerlich fiel. Er konnte deßhalb auch keine Nachgrabungen veranstalten und mußte sich damit begnügen, eine Stelle aufzusuchen, wo der zerklüftete Boden

ihm einen Blick in die innern Bestandtheile gönnte. In einer Schlucht von bedeutender Tiefe sah er Granit mit rhomboidischen Feldspatkrystallen und darüber halbzersetzte Laven; indem er diese mit dem Mikroskop untersuchte, fand er Wassertropfen, die sich in diese Laven einsickerten und mit Eisentheilchen vermischt waren, die eine Art von Aufbrausen am Gestein hervorbrachten. Da er in den zunächst gelegenen Höhlen mit genauester Sorgfalt die vorgefundenen Hematiten untersucht hatte, so fand er, daß dieses Aufbrausen durch ein Salz verursacht wurde, das er für Ammoniaksalz hielt.

Unter den Substanzen, die den Fuß der vierten Terrasse bildeten, entdeckte Douville eine Art Boluserde, die an der Zunge klebte und zahlreiche Schörlflitter und noch völlig unveränderte Lava enthielt. Eine Seite dieser vierten Terrasse zeigte große Lavablöcke, welche weißen krystallisirten Kalkspath enthielten; auch grauen Basalt fand er hier, welcher Körner sehr dichter Lava einschloß.

Douville befand sich bereits zwei Tage allein auf der dritten Terrasse und hatte seinen kleinen Mundvorrath völlig aufgezehrt. Von Müdigkeit erschöpft und ohne allen Beistand konnte er unmöglich die Besteigung des Berges vollenden, dessen vierte Terrasse ihm sehr hoch schien und über der sich noch der Kegel des Vulkans erhob. Zur Rückkehr genöthigt beschränkte er sich, die Höhe der Terrasse zu messen, auf der er Halt machen mußte; er fand sie 3242 Metres über der Meeresfläche.

Während Douville in einer Höhle ausruhte, bevor er wieder den Berg herabstieg, brach ein Ungewitter aus, was ihm Gelegenheit gab, mitten in den Wolken und oder denselben Beobachtungen über die Atmosphäre und die Wirkungen der Elektrizität auf die Magnetnadel anzustellen. Die hier gefundenen Resultate, auf die man sich bis zur Herausgabe von Douville's Reisewerk vertrösten muß, werden für die Wissenschaft von um so größerer Wichtigkeit seyn, als Beobachtungen dieser Art über den mittäglichen Theil von Afrika zwischen dem Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks noch völlig fehlen.

Douville erfuhr später, daß man von Cambambe aus den Vulkan gleichfalls bemerkt hatte; die Portugiesen beobachteten ihn, ohne daß es einem derselben eingefallen wäre, das Phänomen in der Nähe zu untersuchen. Seit der Bekanntmachung des Reiseberichts Eduards Lopez über Congo im Jahre 1591 mit Karten und Planen, hatte man eine dunkle Ahnung von dem Berge Sambi. Der letztgenannte Reisende, der sich zu Congo von 1578 bis 1597 aufhielt, erwähnt „brennende Berge.“ Bekanntlich ordnete Philipp Pigafetta seinen Reisebericht und gab denselben in italienischer Sprache heraus, daher er öfters unter dem Namen des Herausgebers angeführt wird. Dapper, der in seiner Beschreibung von Afrika Alles zusammentrug, was vor ihm über diesen Welttheil im Druck erschienen war, bemerkt, daß die Provinz Batta in Congo sich gegen Süden bis zu den brennenden Bergen oder Montes cremaderos erstreckt, was jedoch Montes quemados heißen soll. Seine Karte setzt diese Provinz unter 4 und 8° S. und 38 und 42° O. der Insel Ferro. Die Karte von Congo von Sanson (1683) gibt über Berbela, Lelunda und Rio Fimo hinaus den Namen „Queimados,“ man weiß aber nicht, ist damit eine Völkerschaft oder ein Berg gemeint. D'Anville's Karte von Afrika (1749) bemerkt „einen brennenden Fels“ nördlich am Fluß Loze. Delisle erwähnt eines Vulkans gar nicht. Douville hat sonach das Verdienst, die Geographie durch genaue Bestimmung der Lage des Sambi mit einer schätzbaren Angabe bereichert zu haben.

Die Krönung des Königs von England.

(Fortsetzung.)

Der König und die Königin bestiegen das am Ende des Kirchenschiffs für die Krönungsfeierlichkeit erbaute Gerüst, wohin sie in der vorgeschriebenen Ordnung von ihrem Gefolge begleitet wurden. Auf der Tribune erblickte man die beiden Throne und an ihren Stufen die Staats- und Betstühle für den König und die Königin, von denen nun jedes den ihm bestimmten Stuhl einnahm; zu ihren Seiten blieben die Bischöfe stehen, die sie geleiteten; eben so die Schwert- und Insignienträger. So lange der Zug in Bewegung war, hatte der angestimmte Choral fortgedauert, nun aber schwieg er, und der Erzbischof von Canterbury, begleitet von dem Lord Kanzler, dem Lord Großkammerherrn, dem Lord High Constable und dem Earl Marschall, nahm an den vier Seiten der Bühne nach den vier Himmelsgegenden die sogenannte „Rekognition“ vor, während welcher der König aufrecht und gegen das Volk hin zugewendet stand, und zwar immer nach der Seite zu, wo die Rekognition statt fand. Diese Rekognition bestand darin, daß der Erzbischof an das Volk die Worte richtete: „Meine Herren, ich stelle Euch hier König Wilhelm den Vierten, den rechtmäßigen Erben dieses Königreichs, vor. Ihr alle daher, die Ihr heute hieher gekommen seyd, Eure Huldigung, Lehensdienst und geschworene Pflicht zu leisten, wollt Ihr dasselbe thun?“ Die Antwort auf diese Frage, die viermal mit großer Feierlichkeit gesprochen wurde, war ein allgemeiner und herzlicher Zuruf: „Gott erhalte König Wilhelm den Vierten!“ Der König verbeugte sich jedesmal wiederholt. Bei der letzten Rekognition scholl Pauken- und Trompetenschall darein. Nun wurde ein reiches Stück Goldstoff vor dem Altar ausgebreitet und zwei Polster an die Stufen desselben gelegt, wo Ihre königlichen Majestäten während des Gottesdienstes niederknieten. Der Erzbischof von Canterbury und die Bischöfe, welche die Litanei lasen, setzten nun ihre Infuln auf.

Der König begab sich nun nach dem Altare, kniete auf dem Polster nieder und brachte sein erstes Opfer, ein Altartuch von Goldstück, das der Erzbischof von Canterbury auf den Altar legte. Der Schatzmeister des königlichen Hauses legte nun in die Hand des Lord Großkammerherrn einen Goldklumpen von einem Pfund Gewicht, den dieser dann dem Könige überreichte, der ihn durch den Erzbischof in das Opferbecken legen ließ. Die Königin, zur linken Seite des Königs knieend, opferte hierauf gleichfalls und zwar ein Stück Goldstoff. Nun wurden die Gebete gesprochen und der Gottesdienst, wie er in der englischen Kirche üblich ist, gehalten. Die Predigt hielt der Bischof von London über den Text: 1 Ep. Petri 2, 13. „Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen.“ Während derselben saß der König, das Haupt mit seiner karmoisinrothen Sammtmütze bedeckt, der Kanzel gegenüber. Der Erzbischof von Canterbury nahm seinen Sitz auf einem purpursammtnen Stuhle.

Sobald die Predigt zu Ende war, erhob sich der Erzbischof, um dem Könige den Krönungseid abzunehmen. Zuerst stellte er ihm aus einem Buche, das er in der Hand hielt, folgende Fragen: „Herr, seyd Ihr gewillt, den Eid zu leisten, wie er gewöhnlich von Euern Vorfahren geleistet wurde?“ — Der König: „Ich will es.“ — Der Erzbischof: „Wollt Ihr feierlich versprechen und schwören, zu regieren das Volk dieses Königreichs von Großbritannien, und die davon abhängigen Länder nach den im Parlamente beschlossenen Satzungen und nach den herkömmlichen Gesetzen und Gewohnheiten?“ — Der König: „Ich verspreche feierlich, es zu thun.“ — Der Erzbischof: „Wollt Ihr nach allen Euern besten Kräften Recht und Gerechtigkeit gnädiglich üben lassen in allen Euern Gerichten?“ — Der König: „Ich will es.“ — Der Erzbischof: „Wollt Ihr nach allen Euern Kräften aufrecht halten und beschirmen die Gesetze Gottes, das wahre Bekenntniß des Evangeliums und die protestantisch reformirte Religion, wie sie durch das Gesetz bestimmt ist? Und wollt Ihr die Kirche von England, ihre Lehren, Gottesdienst, Einrichtung und Verwaltung, wie sie in dem Königreich England und Ireland, in dem Fürstenthum Wales, der Stadt Berwick-upon-Tweed und in den von der Union der beiden Königreiche

dazu gehörigen Gebieten durch das Gesetz festgestellt ist, aufrecht erhalten und unverletzt bewahren? Wollt Ihr auch den Bischöfen und der Geistlichkeit von England, so wie den ihrer Obhut anvertrauten Kirchen alle die Rechte und Privilegien bewahren, die nach dem Gesetze ihnen allen oder einem jeden von ihnen besonders angehören oder angehören werden?" — Der König: „Alles Dieß verspreche ich zu thun." — Der König erhob sich dann von seinem Stuhle und ging von seinen Beiständen begleitet mit unbedecktem Haupte zum Altare, kniete an den Stufen desselben auf dem Kissen nieder, legte die Hand auf das Evangelium und schwur: „Alles, was ich so eben versprochen habe, will ich thun und halten, so wahr mir Gott helfe!" Hierauf küßte der König das Buch und unterzeichnete den Eid, wozu der Lord Großkammerherr ein silbernes Tischchen in Bereitschaft hielt. Nachdem der König nach seinem Sitze zurückgekehrt war, wurde von dem Erzbischof die Hymne: „Komm, heiliger Geist" u. s. w. angestimmt, nach deren Schlusse er das Vorbereitungsgebet zur Krönung sprach, lautend: „O Herr, heiliger Vater, der Du vor Alters durch die Salbung Könige, Priester und Propheten heiligtest" u. s. w. Nach Vollendung dieses Gebets wurde der Antiphon „Zadok der Priester" gesungen, während welchem der König durch den Lord Kammerherrn seines karmoisinsammtnen Staatsgewands entkleidet wurde, das sammt seiner Staatsmütze von dem Oberst Kämmerer (Master of the Robes) in St. Eduards Kapelle gebracht wurde. St. Eduards Stuhl wurde nun mit Goldstück bedeckt vor den Altar gestellt, und der König ließ sich darauf nieder, um gesalbt zu werden.*) Während die Salbung vorgenommen wurde, hielten vier Ritter des Hosenbandordens, der Herzog von Leeds, Rutland, Newcastle und Northumberland über das Haupt des Königs eine reiche Decke von Goldstück ausgespannt. Der Dechant von Westminster hielt die Ampulla mit dem heiligen Oele und schüttete etwas davon in den Salblöffel, worauf der Erzbischof des Königs Haupt und Hände kreuzweis damit salbte, indem er die Worte aussprach: „Sey gesalbt" u. s. w. Der König kniend, der Erzbischof stehend, sprachen dann mit einander das Dankgebet an den Stufen des Altars aus. Die Hosenbandritter gaben das Goldstück an den Lord Oberstkämmerer zurück. Der Dechant von Westminster bekleidete nun den König mit der Supertunica von Goldstück; dann nahm er die Sporen vom Altare und reichte sie dem Lord Großkammerherrn, der niederkniete, damit die Fersen des Königs berührte und sie dann dem Dechant wieder einhändigte. Earl Grey, der das Staatsschwert trug, überreichte dasselbe dem Lord Kammerherrn und erhielt dafür von diesem ein anderes Schwert in einer Scheide von purpurrothem Sammt, das er dem Erzbischof überreichte, der es hinwieder auf den Altar legte und das Gebet sprach, das mit den Worten anfängt: „Erhöre unser Flehen, o Herr, wir bitten Dich, leite und beschirme Deinen Diener König Wilhelm" u. s. w. Dann nahm er das Schwert wieder vom Altare und, gefolgt von andern Bischöfen, trat er wieder zum Könige, dem er es in die rechte Hand gab, mit den Worten: „Nimm hin dieß königliche Schwert" u. s. w., und: „Mit diesem Schwerte vollziehe die Gerechtigkeit" u. s. w. Der König stand nun auf, ging zum Altare und opferte das Schwert in der Scheide, indem er es dem Erzbischof überreichte; dann kehrte er zu seinem Stuhle zurück. Der König wurde hierauf stehend von dem Dechant mit dem Reichsmantel oder der Dalmatica von Goldstück bekleidet, und der Erzbischof, der den Reichsapfel von dem Dechant erhalten hatte, gab denselben dem Könige in die rechte Hand, mit den Worten: „Nimm hin den Reichsmantel und den Apfel" u. s. w.; zugleich steckte er an den vierten Finger der rechten Hand des Königs einen Rubinring. Inzwischen überreichte der Herzog von Norfolk, als Grundherr von Worksop (Marktflecken in Nottinghamshire) dem Könige einen Handschuh für die rechte Hand, mit den Wappen der Howard gestickt, den der König anzog. Dann stellte der Erzbischof dem Könige das Scepter mit dem Kreuze und das Scepter mit der Taube zu, letzteres mit den Worten: „Nimm hin das Scepter der Billigkeit" u. s. w. Der Herzog von Norfolk unterstützte, gleichfalls in seiner Eigenschaft als Grundherr von Worksop, des Königs rechten Arm. Der Erzbischof trat sodann vor den Altar und sprach über die vor ihm liegende Krone des heiligen Eduards den Segen und das Gebet, das mit den Worten anfängt: „O Gott, der Du Deinen treuen Diener krönest mit Gnaden" u. s. w., worauf er, geleitet von andern Bischöfen, die Krone aus der Hand des Dechants von Westminster nahm, der sie trug und auf des Königs Haupt setzte, während das Volk laut und wiederholt ausrief: „Gott erhalte den König!" Zugleich erscholl Trompeten- und Pauken-Schall, und der Geschützdonner des Towers und des Parks. Nachdem der Zuruf des Volkes wieder verstummt war, sprach der Erzbischof die Vermahnung: „Sey stark und gutes Muthes" u. s. w. und die Chöre sangen den Psalm: „Der König erfreue sich in seiner Kraft." Sobald der König gekrönt war, bedeckten sich die Pairs mit ihren Staatshüten, die Bischöfe mit ihren Infuln und die Wappenherolde mit ihren Kronen. Dann nahm der Erzbischof die Bibel vom Altar und überreichte sie dem König; hierauf sprach er die Benediktion, welche von den Bischöfen und Pairs mit lautem „Amen" beantwortet wurde. Endlich wendete sich der Erzbischof an das Volk und sprach abermals ein Kirchengebet, worauf das Te Deum gesungen wurde, nach welchem der König von den Bischöfen und Pairs auf seinen Thron geführt wurde, wobei der Bischof die Vermahnung sprach: „Stehe stark und halte fest" u. s. w.

(Schluß folgt.)

*) Sankt Eduards Stuhl ist ein alter Sitz von starkem hartem Holze mit Rücklehne und Seitenarmen, mit verschiedenen Bildern bemalt. Auf demselben wurden vor Alters die Könige von Schottland gekrönt. König Eduard I brachte ihn aus diesem Königreiche nach England, nachdem er den König Schottlands, Baliol (1296), völlig unterworfen hatte. Seitdem blieb der Stuhl in der Westminsterabtei, und die nachfolgenden Könige und Königinnen wurden darauf gekrönt. Er ist sechs Fuß sieben Zoll hoch, acht und dreißig Zoll breit und vier und zwanzig Zoll tief. Neun Zoll vom Boden ist ein Absatz, der an den vier Ecken von vier Löwen getragen wird. Zwischen diesem Absatz und dem Sitze befindet sich ein Stein, gewöhnlich „Jakobs Stein" oder „verhängnißvoller Marbelstein" genannt, der in einem länglichen Viereck von 22 Zoll Länge, 13 Zoll Breite und 11 Zoll Dicke besteht, von stahlgrauer Farbe und mit einigen rothen Adern durchzogen ist. Die Volkssage hält diesen Stein für denjenigen, auf den der Patriarch Jakob sein Haupt gelegt haben soll; dann sey er nach Brigantia in spanisch Gallizien gebracht worden, wo der Schottenkönig Gathol seinen Thronsitz daraus machte. Dann wurde der heilige Stein von Simon Brech, König der Schotten, 700 Jahr v. Ch. nach Irland geführt, und etwa 370 J. später von König Fergus nach Schottland. Im Jahr 851, so erzählt die Mythe weiter, soll er von König Kenneth in die Abtei Scone, im Sherifthum von Perth versetzt und in den hölzernen Stuhl gefaßt worden seyn, mit der Inschrift:

„Wenn nicht das Schicksal trügt, so sollen auf diesem Stein
Die Schotten zu Beherrschern des Reichs gekrönet seyn."

Und dieser Spruch ging an König Jakob I in Erfüllung. Dieser alte Königsstuhl — so viel ist gewiß — wurde von König Eduard I feierlich Eduard dem Bekenner im Jahr 1297 zum Geschenk gemacht, woher er denn auch den Namen „St. Eduards Stuhl" behalten hat.

Giulio Regondi.

Neben Paganini macht gegenwärtig in England ein musikalisches Wunderkind Giulio Regondi das größte Aufsehen. Kaum acht Jahre alt, überrascht er durch sein Spiel auf der spanischen Guitarre nicht allein das große Publikum, sondern setzt auch die Kenner in Erstaunen. Giulio Regondi ist zu Lyon geboren; seine Mutter ist eine Deutsche, sein Vater ein Italiener. Der „Courier" sagt über die Leistungen dieses Wunderkindes: „Wenn man bloß die Genauigkeit und Niedlichkeit seines Spiels in den schwierigsten Aufgaben bewundern wollte, so würde man ihm nur zur Hälfte Gerechtigkeit widerfahren lassen; er verbindet damit einen Ausdruck und eine Tiefe des Gefühls, die an einem Erwachsenen angestaunt werden würden. Schon der Anblick des kleinen Künstlers nimmt zu seinen Gunsten ein. Ein wohlgebildetes, ausgezeichnet schönes Kind, mit einem lebensvollen Gesichte, dessen lange Flachslocken anmuthig um Hals und Schultern sich ringeln, gewinnt zum Voraus schon die Herzen; aber wenn es die Saiten berührt und ihnen Töne entlockt, die an Schönheit nicht ihres Gleichen haben; wenn sein Auge das tiefe Gefühl des Herzens ausspricht, so staunt man mit Bewunderung die Zauberkraft dieses jugendlichen Genies an."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 272. 29 September 1831.

Douville's neueste afrikanische Reisen und Entdeckungen.

2. Der Fluß Zaire.

Die Mündung des Zaire ist bekannt; sie befindet sich auf der westlichen Küste Afrika's unter 6° südlicher Breite. Der Kapitän Tuckey, der sie entdeckt hatte, war den Fluß ungefähr 280 Meilen vom Meere an aufwärts gegangen. Man weiß, daß er sammt mehreren seiner Reisegefährten ein Opfer des tödtlichen Himmelsstriches wurde. In der seinen Berichten beigegebenen Karte bezeichnete er, gestützt auf die von den Negern eingezogenen Erkundigungen, den Zaire als aus einem großen Sumpfe hervorgehend, der gegen Norden unter dem 2° nördlicher Breite gelegen, den Fluß in gerader Richtung gegen Süden bis zu dem Ort entsende, wohin Tuckey gekommen war. Aber wie Dieß in ähnlichen Fällen häufig geschieht, der Europäer und die Eingebornen hatten sich über die Namen der Flüsse nicht verstanden, und Tuckey einen Zufluß des Zaire für diesen Strom selbst genommen, der von Westen herkommt, dann, den Berichten der Portugiesen zu Folge, von Süden. Douville fand so die Angabe D'Anville's bestätigt, dessen Muthmaßungen nicht selten mit der Wirklichkeit zusammentreffen.

Douville, der sich von dem westlichen Ufer entfernt hatte, um in Mittelafrika einzudringen, fand im Innern zu Cassange einen Fluß, der von den Negern Euango genannt wird, und mit reißender Schnelligkeit gegen Westen strömt. Der Schaga oder Fürst des Landes verweigerte ihm die nöthigen Fahrzeuge zur Ueberfahrt. Da die Breite des Euango hier anderthalb Meilen betrug, so getraute sich Douville nicht, auf den gebrechlichen Fahrzeugen aus Baumrinde, deren sich die Eingebornen bedienen, überzusetzen und ging daher Fluß aufwärts gegen OSO, wo er einen Häuptling, Namens Baka, traf, den ansehnliche Geschenke bereitwilliger machten, als den Schaga von Cassange; aber gewitzigt durch die Treulosigkeit des letztern gab er die versprochenen Geschenke nicht eher her, als bis der größte Theil seiner Leute auf dem jenseitigen Ufer war.

Vor seiner Abreise von Cassange hatte Douville einen seiner mulattischen Dolmetscher mit dem Auftrage entsendet, dem Lauf des Euango zu folgen. Dieser Mulatte hatte schon bei verschiedenen Gelegenheiten Proben von eben so viel Verstand als Anhänglichkeit an Douville gegeben und war dem Reisenden bei seinen Beobachtungen von vielem Nutzen. Douville gab ihm außer verschiedenen Handelswaaren, die von Negern getragen wurden, auch eine Uhr und einen Quadranten mit, an welchem eine Windrose und eine Magnetnadel befestigt waren; er empfahl ihm, sich derselben, wie er schon gethan hatte, zu bedienen, um die Krümmungen des Flusses zu bestimmen. Der Mulatte sollte ihn bei den Mossossos erwarten, an deren Gebiet nach Angabe der Einwohner von Cassange der Euango vorbeiströmte, oder sonst an einem Orte, wo man Mittel finden könne, über den Fluß zu setzen. Im Falle die mit diesem Auftrag entsendete Negerschaar keine Gelegenheit hiezu finden sollte, war ihr befohlen worden, den Lauf des Euango bis zu seiner Mündung zu verfolgen. Von einer langen Wanderung gegen Nordost zurückgekehrt, fand Douville seinen Mulatten bei Holo ho, dem Gebieter eines weiten Landstriches, der sich von der Meeresküste bis über den neunzehnten Meridian östlich von Paris hinaus erstreckt und von den Muchicongos und Mahongos bewohnt wird. Der Name Holo ho ist zugleich der des Fürsten und seines Landes, wie es in Nigritien häufig der Fall ist. Der Mulatte befand sich schon lange Zeit bei Holo ho und war erkrankt, weßhalb er mit Ungeduld Douville's Ankunft erwartete. Er hatte dem Lauf des Euango entlang jeden Tag die Zahl der Minuten angemerkt, die er gebraucht hatte, um bis zu diesem und jenem Punkt der Bussole zu gelangen. Mit Hülfe dieser Angaben konnte Douville annäherungsweise die Krümmungen in jenem Theile des Landes bestimmen, den der Mulatte zwischen dem Punkte, wo er selbst den Fluß gesehen und jenem, wo er über denselben ging, durchwandert hatte.

Nachdem Douville den Staat des Holo ho betreten hatte, war er nach Cancobella gekommen, wo er einen breiten und reißenden Fluß sah, der den Namen Euango führte, so daß ihm deutlich wurde, daß dieß der nämliche Strom sey, den er zu Cassange gesehen, und über den er bei dem Häuptling Baka gegangen war. Indeß war Douville, nachdem er von dem Gebiete des Baka aus eine nördliche Richtung genommen hatte, bei Marangama über einen Fluß gegangen, der den Namen Bankora führte, und dessen Wasser er aus dem See Quiffua entspringen sah. Man hatte ihm gesagt, daß der Strom in dem Maße an Breite und Tiefe zunehme, als er gegen Westen vorrücke. Zu Cancobella wollte Douville sich selbst überzeugen, ob der Euango, den er vor sich sah, ein und derselbe Strom mit dem Bankora sey, und da er auf seiner Wanderung gegen Norden über denselben gegangen war, so mußte er ihm, wenn

er nach Süden ging, wieder begegnen, wenn er sich anders nicht bereits mit einem andern Flusse vereinigt hatte. Douville ging daher zwanzig Meilen weit ostwärts von Cancobella, weil man ihm gesagt hatte, daß in dieser Entfernung und Richtung der Zusammenfluß des Bankora und Cuango statt finde. Nachdem er sich von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugt hatte, so folgte er dem Laufe des Cuango, um nach Cancobella zurückzukehren, wo er wieder über denselben setzte. Sein Dolmetscher, den er auf der andern Seite des Flusses bei Holo ho wieder traf, übergab ihm nun sein Tagebuch, in welchem er seine Reise aufgezeichnet hatte.

Douville war nun, wie schon oben gesagt wurde, überzeugt, daß der Fluß bei Cassange derselbe sey, den er zu Cancobella getroffen hatte. Der unglückliche Mulatte war inzwischen das Opfer seines Eifers geworden; die Neger, die ihn begleitet hatten, waren mit den Lebensmitteln und Handelswaaren entflohen, wodurch der Mulatte in den bittersten Mangel gerieth und sich genöthigt sah, seinen Unterhalt von der Milde der Einwohner zu erbetteln. Da er übrigens so unvorsichtig gewesen war, im Dorfe, wo er sich befand, seine Uhr sehen zu lassen, so wurde er für einen Zauberer gehalten und man hatte ihm ein langsames Gift gegeben, das ihn aufrieb und kurz vor Ankunft Douville's in's Grab brachte.

Im Lande Holo ho geben einige Neger dem Zaire auch den Namen Cuango; aber im Gebiete des Cancobella ist er nur unter letzterm Namen bekannt. Douville zeichnete den Lauf dieses Flusses bis 6° südlicher Breite und 25° 30′ östlicher Länge. Die Mossossos kennen ihn nur unter dem Namen Zaire, während er auf dem entgegengesetzten Ufer noch Cuango heißt. Die Nachforschungen Douville's haben also wesentlich dazu beigetragen, das Stromgebiet Westafrika's zwischen Ambriz und Katumbella nördlich von S. Felippo de Benguela zu berichtigen.

Manilla und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Streifzügen in der Umgegend beschloß ich eine Goldmine zu besuchen, welche angeblich nur zwei Meilen von dem Dorfe San Matheo entfernt war, und worüber man mir alle möglichen Nachweisungen gab. Um zehn Uhr Morgens machten wir uns auf den Weg; der Führer, der uns geleiten sollte, blieb noch eine Zeit lang zurück, wir aber gingen nichts destoweniger in der Richtung vorwärts, wo wir die Mine vermutheten; wir verirrten uns, und waren nach zweistündigem Marsche weiter von der Mine entfernt, als bei der Abreise von San Matheo. Wir feuerten einige Schüsse ab, um unsern Führer herbei zu rufen, der endlich zu uns stieß, dessen Erklärung zufolge wir aber schon zu weit von der Mine entfernt waren, um jetzt noch dahin zu gehen. Einer der Führer, der Befehl hatte, mich von da nach Rotondo, einem bedeutenden Dorfe der Provinz Bosoboso, zu geleiten, schlug mir vor, direkt dahin zu gehen, und versprach mir, mich später nach der Mine zu begleiten. Mir blieb nichts übrig, als den Vorschlag anzunehmen.

Um wieder auf den Weg nach Bosoboso zu kommen, mußten wir hohe, zum Theil dürre, zum Theil mit Wald bewachsene Berge ersteigen. Dieß thaten wir auch mehrere Stunden lang, plötzlich aber hielten meine Indier an, und stritten unter einander. Sie hatten vollkommen die Richtung verloren, und auch ich war der Meinung, daß wir, statt uns der Straße von Bosoboso zu nähern, uns immer weiter davon entfernt hatten. Als wir uns von dieser unangenehmen Wahrheit überzeugt hatten, war es fünf Uhr Abends. Seit acht Uhr Morgens waren wir auf dem Marsche, ohne etwas genossen zu haben. Glücklicher Weise hatten wir selbst Nahrungsmittel mit uns genommen, und hielten nun in der Eile ein leichtes Mahl in einem Walde, dessen Bäume sich in die Wolken zu verlieren schienen. Die Nacht nahte heran, wir machten uns deßhalb schnell wieder auf den Weg; der Pfad, der uns in den Wald geführt hatte, mußte unserer Meinung nach auch wieder hinausführen. Schaudererregend waren die Abgründe, an denen uns dieser Pfad vorüber führte. Dennoch wollten wir auf ihm fortgehen, weil wir auf irgend ein Dorf zu stoßen hofften, um dort über Nacht zu bleiben. In derselben Richtung fortzugehen, schien uns hiezu das beste Mittel, nachdem wir aber lange fortgewandert waren, hatten wir uns mehr verirrt als jemals. Wir kamen endlich in ein von einem kleinen Flusse durchströmtes Thal, das von schroffen Bergen umgeben war. Zum Unglück ging der Pfad, dem wir bisher gefolgt waren, ganz aus, und die Nacht war so finster, daß wir uns auf fünf Schritte kaum sahen. Unser Muth wankte und die Furcht bemächtigte sich der Indier. Indeß versuchten wir, dem Laufe des Flusses zu folgen, wir hatten aber kaum einige Schritte gethan, als wir ein durchdringendes und lange andauerndes Geschrei vernahmen, das sich mit jedem Augenblicke zu nähern schien; zugleich ward das Ufer des Flusses durch eine Menge Steine und Schlingpflanzen unwegsamer als je. Der Sergeant, den mir der Corregidor mitgegeben hatte, war glücklicher Weise ein Mann von Muth. Er übernahm das Kommando mit einem militärischen Tone und ließ die kleine Truppe, die vollständig bewaffnet war, Halt machen. Man lud die Gewehre und erwartete in Schlachtordnung das Zeichen zum Kampfe; das Geschrei nahm zu, und ertönte bald ganz in unserer Nähe. Das Zischen von Pfeilen, die eine Zeit lang über unsere Köpfe hinflogen, überzeugte uns, daß Mauren *) uns angriffen, gegen die wir uns in Vertheidigungsstand setzen mußten. Wir sahen die Wilden nicht, aber dem Geheule nach, das sie ausstießen, und welches von den Bergen auf eine furchtbare Art wiederhallte, mußten sie sehr zahlreich seyn. Als wir uns ihnen auf Schußweite genähert zu haben glaubten, gaben wir eine vollständige Salve, die sie so erschreckte, daß sie in aller Eile in den dichten Wald hinein flohen. Wir luden sogleich wieder, hörten aber nichts mehr; eine tiefe Stille folgte dem durchdringenden Geschrei, das uns einen Augenblick vorher betäubt hatte. Wir setzten unsern Weg längs dem Flusse fort, wobei wir unsre Pferde am Zügel führten, ich war aber so ermattet, daß ich vorschlug uns zu lagern, Feuer anzuzünden und den Rest der Nacht hier zuzubringen. Die Indianer aber verwarfen Dieß, mehr aus Furcht vor einem neuen Angriff, als in der Hoffnung sich wieder zurecht zu finden. Zehn Uhr

*) Warum die noch unbezwungenen Eingebornen Mauren heißen, wissen wir nicht. Im Innern des Landes wohnen Malayen, wie an der Küste.

war vorüber, unter tausend Gefahren klommen wir über Felsentrümmer hin. Auf einmal ertönte abermals Geschrei; dießmal aber war es nicht das drohende Kriegsgeschrei, sondern mehr klagende Töne; wir kamen nach vieler Mühe auf die Spitze eines Berges, die Waffen in der Hand, bereit Feuer zu geben, fanden aber nur einen armen Indier, der bei unserm Anblick beinahe vor Schrecken starb. Zwei Büffel die er führte, hatten sich mit ihrer Last so zwischen zwei Bäume eingeklemmt, daß sie nicht mehr los konnten. Wir halfen ihm, und baten ihn dann uns nach Bosoboso zu führen; er verstand sich aber erst dazu, als er sah, daß wir mit Kerzen versehen waren. Wir schnitten sie in der Mitte entzwei, um desto mehr Licht zu haben; der Weg war so eng und steil, daß ich noch nicht begreife, wie wir und unsere Pferde ohne Unfall ihn zurücklegten. Nachdem wir über Teiche, Flüsse und Sümpfe fast schwimmend gesetzt hatten, kamen wir an eine kleine Negerhütte, wo wir Halt machten, um uns nach dem Wege zu erkundigen. Zwei Leute, völlig nackt und schwarz wie Ebenholz, traten heraus; ihre entfleischte Gestalt hatte etwas Häßliches, Zurückstoßendes. Mein zahlreiches Gefolge schreckte sie anfangs, einer von ihnen beeilte sich jedoch, aus der nächsten Quelle Wasser zu holen, das er uns in einem langen Bambus *) brachte, um unsern tantalischen Durst zu stillen. Eine Stunde später kamen wir endlich nach Bosoboso. Ein Bote, der am Morgen nach uns abgegangen war, um uns bei dem Pfarrer des Ortes anzusagen, war längst angekommen, bereits hatte man die Hoffnung aufgegeben, daß wir noch an diesem Tage ankommen würden. Der Pfarrer, der schon zu Bette gegangen war, stand schnell wieder auf, um uns zu empfangen, und ließ uns ein einfaches Mahl bereiten, das wir wie man denken kann, mit Begierde verzehrten. So hart auch mein Bett war, so habe ich doch auf Eiderdunen nie so gut geschlafen, als nach diesem mühseligen Tage.

Der Pfarrer von Bosoboso, bei dem ich herbergte, ist der einzige wohlhabende Einwohner des ganzen Dorfs. Das ist eine sehr begreifliche Sache, denn als der Diener Gottes erhält er Alles, was er von den Indiern verlangt, auf der Stelle; er darf sich nicht einmal die Mühe geben, es zu verlangen. Diese gläubigen Indier würden lieber vor Hunger sterben, als ihren Pfarrer nicht im Ueberflusse schwimmen lassen. Die schönsten Heerden, die größten und wohlbekantesten Reißfelder gehören der Pfarrei, was dagegen den Indiern gehört, hat ein ärmliches Aussehen. Das Dorf Bosoboso liegt in einem ausgedehnten Thale und ist von mehreren kleinen Flüßchen bewässert, die es zu einem der blühendsten und reichsten Striche des ganzen Landes machen.

Am andern Tage besuchte ich die Mine, sie war seit längerer Zeit verlassen, allein ich bemerkte bald, daß wenn man nur tiefer graben wollte, man auf ein kostbares Metall stoßen würde, wie auch die Indier dieß behaupten. Diese letztern sind aber sehr träge und man kann sich bei einer lange andauernden Arbeit unmöglich auf sie verlassen. Indessen sind sie doch hier im Innern des Landes weit arbeitsamer, als in den Städten und am Meeresufer; überhaupt ist der Unterschied zwischen beiden groß, die erstern sind rechtlicher und sanfter, auch von schönerer Körperbildung, denn man sieht im Innern vielfach schöne, wohlgebaute Männer; die Weiber sind meist schön und gut gewachsen. Ihre Haut ist fein und glatt, ihre Augen schwarz und gut geformt, der Mund klein. Schade ist, daß sie die Zähne durch das Betelkauen verderben. Die Ehen sind sehr fruchtbar, und die Kinder sind hübsch. Man sieht oft fünfzig bis hundert beisammen, und beinahe alle haben ganz artige Gesichter.

Der Hauptanbau des Landes ist immer der Reiß. Der Pflug, den sie anwenden, ist von dem unsrigen ziemlich verschieden, die Pflugschar ist von Holz und nur mit einem dünnen eisernen Beschlag versehen, auch hat er die Schaufeln nicht, welche die Erde links und rechts werfen, und meistens auch keine Räder. Mit einem solchen Pfluge kann das Erdreich nur leicht aufgerissen werden. Der Pflug wird von einem Büffel gezogen, den der Pflüger nach Gefallen lenkt, vermittelst eines runden und viereckigen Eisenstabs, der durch des Thieres Nase geht. Diese Büffel dienen den Eingebornen zu mancherlei Gebrauch, man spannt sie an Wagen, welche hölzerne Räder ohne Eisenwerk haben, man ladet ihnen die schwersten Lasten auf. Männer, Weiber und Kinder besteigen sie ohne Gefahr, und leiten sie, wie sie wollen. Wenn der Büffel einmal zum Hausthiere gemacht ist, so wird er sehr gelehrig. Um sich dem Einflusse der Hitze und den Stichen der Legionen von Insekten zu entziehen, hat er den eigenen Instinkt, ganz unter Wasser zu tauchen, und nur die Spitze des Rüssels daraus hervorzustrecken So bleibt er von 9 Uhr Morgens bis gegen vier Uhr Abends, wo die Hitze nachläßt.

Herr Tuason hielt mich einige Tage in San Matheo auf, um einem Feste beizuwohnen, ich begab mich von da nach Teralta zu Herrn Chapar, und sodann nach Manilla. Der Gouverneur hatte hier schon mehreremale nach mir fragen lassen, und lud mich nach meiner Ankunft sogleich zu sich ein; ich hatte auf meinen Streifzügen eine Vanillapflanze gefunden, und der Gouverneur bat mich den Einwohnern den Ort zu zeigen, wo ich sie gesehen hatte, ich würde dadurch der Kolonie den größten Dienst leisten. Herr Tuason sollte mich begleiten. Wir machten uns sogleich auf den Weg, und ich war auch so glücklich, den Ort wieder zu finden, wo ich die kostbare Pflanze entdeckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Besonders eine Gattung, die ziemlich schmale Blätter hat, wird hiezu benützt, die Knoten stehen nämlich bei dieser sehr weit von einander, und das Innere ist hohl. Die Indier bedienen sich derselben völlig als Wasserkrüge. Auch werden die jungen Sprößlinge in Manilla und Java, wie die Spargeln zubereitet und gegessen.

Die Krönung des Königs von England.

(Schluß.)

Der König gab nun das Scepter mit dem Kreuz dem Herzog von Norfolk zu seiner Rechten und das Scepter mit der Taube dem Herzog von Richmond zu seiner Linken, um es während des Vasalleneids zu halten. Der Erzbischof kniete sofort vor dem König nieder und schwur für sich und die geistlichen Lords, die gleichfalls auf ihren Knien ihn umgaben, den Lebenseid, der von diesen Wort für Wort nachgesprochen wurde. Nun stieg der Herzog von Cumberland die Stufen des Thrones hinan, zog seinen Hut und leistete kniend für sich und die andern Herzoge von königlichem Geblüte den Lebenseid, den auch die übrigen Prinzen gleichfalls auf den Knien nachsprachen. Der Eid lautete: „Ich Ernst August Herzog von Cumberland werde Euer Lebensmann mit Leib und Leben und zeitlichen Ehren, und wahr und treu will ich Eurer gewärtig seyn in Leben und Tod

gegen Jedermänniglich. So wahr mir Gott helfe.“*) Der Herzog berührte nach diesen Worten die Krone auf des Königs Haupt und küßte ihn auf die linke Wange. Ein Gleiches thaten auch die andern Herzoge von königlichem Geblüte. Eben so sprachen auch die ältesten Pairs von jedem Rang den Vasalleneid, wobei sie die gleiche Ceremonie beobachteten. Einige der Pairs wurden, indem sie die Thronstufen hinanstiegen, von der Versammlung des Volkes laut begrüßt, namentlich der Herzog von Wellington, Lord Plunkett und Lord Lyndhurst; insbesondere war der Empfang des Ersteren ungemein herzlich. Als aber der Lord Kanzler, der letzte von den Pairs, zur Eidesleistung herantrat, hallte die Abtei von einer lang andauernden Begrüßung wieder. Der Bischof von London küßte den König auf beide Wangen, was der Versammlung zu großer Belustigung Anlaß gab. Während der ganzen Feierlichkeit sang der Chor einen Antiphon, und der Schatzmeister des königlichen Hauses warf die Krönungsmünzen unter das Volk aus.

Nachdem die Lehenshuldigung vorüber war, wurde die Salbung, Krönung und Thronbesteigung der Königin unter gleichen Ceremonien wie die des Königs vorgenommen. Vier Herzoginnen hielten während der Feierlichkeit das Tuch von Goldstück über die Königin, die darnach mit unbedecktem Haupte niederkniete und das Abendmahl empfing. Während desselben schien die Königin eine Ohnmacht anzuwandeln und man eilte, ihr mit einem Riechfläschchen beizuspringen. Die Kleidung, welche die Königin trug, war höchst geschmackvoll und kostbar, von Goldgas über einem Atlasgewand mit diamantnem Leibgürtel und purpursammetnem Schlepp, der mit weißem Atlas eingefaßt und reich mit Goldborten und Hermelin besetzt war. Der Kopfputz bestand aus einer Art Mauerkrone, ganz aus Diamanten und Perlen zusammengefügt. Nachdem die Königin das Abendmahl genommen hatte, bedeckten sich die königlichen Gatten wieder mit ihren Kronen und nahmen die Throne ein. Der Erzbischof verrichtete hierauf wieder das Kirchengebet und sprach den Segen, dessen Schluß Trompeten- und Paukenschall verkündigte. Der König verließ nun, von dem obenbeschriebenen Gefolge geleitet, die Bühne, und stieg unter Vortragung der vier Schwerter in die Kirche hinab, um sich in St. Eduards Kapelle zu begeben, und den Krönungsornat abzulegen. Während die königlichen Majestäten hiemit beschäftigt waren, ordnete der Wappenkönig den Zug und Alles, was nöthig war, um ungesäumt die Kirche verlassen zu können. Der Vorhang vor dem Altare wurde nun aufgehoben, und hervortraten der König und die Königin, geleitet von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Geblütes; der König trug hiebei in seiner rechten Hand das Scepter mit dem Kreuz, und in seiner Linken den Reichsapfel; die Königin in der rechten das Scepter mit dem Kreuz, in der linken den Elfenbeinstab mit der Taube; die Prinzen und Prinzessinnen erschienen mit ihrem Kopfschmucke bedeckt, und die Prinzen, welche Feldmarschälle waren, mit ihren Stäben in den Händen. Die vier Schwerter wurden in derselben Ordnung, wie bei dem Einzuge vorausgetragen. In demselben Augenblicke erhoben sich alle Zuschauer von ihren Sitzen; die Pairs und ihre Frauen mit ihren Coronets auf den Häuptern, die Generale und Admirale mit ihren Halsketten und glänzendem Brustgeschmeide von Orden, die Gesandten auf ihrer Gallerie, die Mitglieder des Unterhauses auf ihrem Amphitheater und die unermeßliche Zuschauermenge in den über einander aufsteigenden Gallerien, aus denen alle erdenkliche Uniformen herabschimmerten und ein Meer von Federhüten wogte. Als Ihre Majestäten zwischen den Militärspalieren des Kirchenschiffes hinwandelten, wurden sie von der gedrängten Volksmasse mit ununterbrochenem Geschrei und geschwungenen Tüchern und Hüten auf das herzlichste begrüßt. Der König verbeugte sich nach allen Seiten, und dankte auf das huldreichste für diese Beweise der Liebe und Freude. Ein Meer von Tönen durchbrausete die Luft, in der sich das Vivatgeschrei, die hehren Klänge der Orgel, das Schmettern der Trompeten, der Wirbel der Trommeln und der Donner des Geschützes mischten.

Der prachtvolle Zug erreichte Schlag drei Uhr die Pforte, vor der die Wagen hielten. Der Regen hatte bis jetzt unaufhörlich in Strömen gegossen, ohne die Schaulust der unermeßlichen Volksmenge außen dämpfen zu können. Es wurde bemerkt, daß in dem Augenblicke, wo der König seinen Wagen bestieg — was er nur sehr mühsam that, wie es schien, so erschöpft war er von der vierstündigen Anstrengung — der Regen nachließ und die Sonne hervorbrach. Indeß überschüttete bald darauf wieder der mißgünstige Himmel die ganze Herrlichkeit mit Wolkengüssen. Dessenungeachtet ging der Zug in schönster Ordnung nach dem St. James-Palast; nur hier und da wurde er durch die ungestüm andrängenden, jubelnden Volksmassen durchbrochen und aufgehalten. Die Leute, in der Begier, das königliche Paar, das mit den Kronen auf den Häuptern im Wagen saß und äußerst gerührt schien von solchen Beweisen der Unterthanenliebe, recht nahe zu sehen, stürmten zwischen die Pferde der Leibgarde, so daß sie oft Gefahr liefen, von den Hufen zertreten zu werden. Man sah wiederholt auf dem Gesichte des Königs die ängstliche Besorgniß, ein Unglück möchte sich ereignen. Auch hinter der Leibgarde, die den Zug schloß, wogte eine unermeßliche Volksmenge her, die wie ein Strom Alles mit sich fortriß, so daß viele Staatsbeamte und hohe Herrschaften ihre Wagen an der Pforte der Abtei nicht erreichen konnten und wohl oder übel mehr dahin getragen wurden, als sie gingen. So sah man in der Ebbe des Gedränges manch goldgesticktes Hofkleid und manchen Federhut hoffnungslos hinschwimmen, die bessere Stunden gewohnt waren, als diese unbarmherzigen Rippenstöße, bis auf die Haut eindringende Regengüsse und einen Weg, so schmutzig und bodenlos, wie er nur je auf einer macadamisirten Straße gefunden wurde. Vor dem St. James-Pallaste strömten die aus allen Straßen herauwogenden Volksmassen, wie in einem großen Bassin, zusammen, und lange noch jauchzten und jubelten Hunderttausende von Stimmen, als der königliche Zug längst schon hinter den Gitterthoren verschwunden war.

Abends war die Hauptstadt glänzend beleuchtet und die Lampen und ölgetränkten Aushängschilde wiederholten nur das, was den Tag über auf allen Dächern und Straßen tausendfach gedacht und gerufen worden war. Man vernunkösligte sich nur wenig mit originellen Einfällen bei einer Gelegenheit, wo es mit Hülfe von wenigen Pfunden Unschlitt so leicht ist brillant zu seyn. Das W R und A R (Wilhelm Rex und Adelaide Regina) mit einer Krone oder einem Sterne, oder einem Anker darüber oder darunter wiederholte sich an allen Palästen und öffentlichen Gebäuden. Der Palast des Herzogs von Northumberland war ein Meteor von Glanz in dem Lichtmeere der Hauptstadt; dagegen stach düster ab, wie ein trauriger Träumer in einer frohen Gesellschaft, die Wohnung des Marquis von Londonderry in Park-Lane; nicht ein einziges der Fenster war beleuchtet, die noch immer in dem zertrümmerten Zustande sich befanden, in den sie durch den Pöbel in der Nacht der Reformillumination versetzt wurden.

In Hyde Park wurde ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt und Luftballone stiegen auf, als hätte der Jubel auf Erden nicht mehr genug Raum. Aller angewendeten Vorsicht ungeachtet richteten die Raketenstöcke, die dem Volke auf die Köpfe fielen und hiedurch gleichsam eine allegorische Vorstellung von der Natur des Volksjubels zu geben schienen, manches Unheil an. Mehrere Verwundete wurden in St. Georgs Hospital gebracht.

Die Freitheater ließen an diesem Abende gleichfalls manchem Leibe ein Denkzeichen an die glücklichen Stunden zurück, die er auf einem guten Parterresitze mit aufgesperrten Augen und Mund umsonst zubringen konnte. Das Gedräng an den Thüren des Haymarket-Theaters war mörderisch. Weiber, die ihrer Gewohnheit nach mit ihren eindringlichen Ellbogen sich mitten in den Granitblock der Schaulustigen hineingemeißelt hatten, saßen da auf einmal wie eingefroren, und übel gedrängt und gestoßen schrien sie Mord und Zeter. Darüber entstand nur noch größeres Getümmel, manch schwachfüßiges Geschöpf wurde zu Boden geworfen und erhielt schon vor dem Hause einen Vorschmack von den tragischen Leiden, nach denen es so lüstern war.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß die Abwesenheit der Herzogin von Kent und der präsumtiven Thronerbin Victoria bei der erhabenen Feierlichkeit viel Geredes und Kopfbrechens in der Hauptstadt und in den Zeitungen machte. Die Einen behaupteten, die Herzogin sey voll Unwillens weggeblieben, weil man ihr angemuthet, bei der Krönung ihren Platz als verwitwete Prinzessin und Pairsfrau einzunehmen, und die Prinzessin Victoria im Geleite der Schwestern des Königs, der Prinzessin Auguste und der Landgräfin Elisabeth, zu lassen. Andere wollen dieses wichtige Staatsgeheimniß einfach und natürlich daraus erklären, daß der König Beiden erlaubt habe, wegzubleiben, um die Prinzessin nicht dem wegen ihrer Gesundheit gewählten Aufenthalte am Meere, auf der Insel Wight nämlich, zu entziehen. Wer das Wahre getroffen hat, wagen wir nicht zu entscheiden.

*) Der Lehenseid heißt wörtlich: „I Ernest Augustus, Duke of Cumberland do become your liege man of life and limb, and of earthly worship, and faith and truth. I will bear unto you, to live and die against all manner of folks. — So help me God.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 273. 30 September 1831.

Scenen aus einem englischen Leseklub.

Die Zeitungspolyphagen.

(Ein großes Zimmer des Athenäumklubs. Nachmittags fünf Uhr.)

Sir David (gibt ein Zeichen mit der Glocke). Sind die Abendblätter noch nicht angekommen?

Vereinsdiener. Nein, Sir David.

Sir David. Ich möchte gern „den Globe" und „das Albion" lesen. Doch die hat Der dort wieder in den Klauen! — Ah, Lord Merrytale! — Sie sind doch wohl auf? — Waren Sie vergangene Nacht im Unterhause.

Lord. Ich war dort und langweilte mich, wir brachten wieder zwölf Stunden mit der ewigen Bill zu, und Peel hielt so geschickt die Opposition.

Sir David. Wenn ich nur die Verhandlungen lesen könnte! — Erst zwei Abendblätter sind angekommen, und der Herr dort im Winkel hat das eine schon eine gute halbe Stunde in Beschlag genommen.

Lord. Sehen Sie nur, wie er buchstabirt und blättert, und mit welcher Gemüthsruhe er dazwischen sein Sacktuch und seine Schnupftabaksdose handhabt. So nun hat er sein Sacktuch wieder gehörig gefaltet und gebügelt, und nun macht er sich nach vielem Räuspern und Schnauben wieder an die Arbeit. Es ist doch wahrlich unartig, wie ein Hamster alle Zeitungen zusammenzuschleppen, während so Viele darauf warten.

Sir David. Ach, es ist ein Polyphag.

Lord. Wie sagen Sie? ein Polyphag? Ich verstehe Sie nicht. Was ist das für ein Thier?

Sir David. Der Mann dort, mit einer Nase so roth wie General Gascoigne's seine, gehört zu diesem Geschlecht. Ein Polyphag ist der Vielfraß aller Dinge, die von Mond und Sonne beschienen werden. Es gibt unzählige Arten davon.

Lord. Nun, und dieser Herr? —

Sir David — ist ein typographischer Vielfraß, er verschlingt die Zeitungen und wird nicht ein Ausrufungszeichen von seinem unermeßlichen papiernen Segeltuch übrig lassen. Man muß mit den Vorständen reden, damit einmal in der Sache Ordnung wird. Eine nasse Zeitung sollte kein Mitglied länger als eine Viertelstunde behalten dürfen.

Lord. Gut, machen Sie die Motion, ich werde Sie unterstützen. Man muß es an die nächste Generalversammlung bringen.

Sir David. Es ist allerwärts in allen Lesegesellschaften so. Nur gibt es verschiedene Varietäten der Vielfräße.

Lord. Wie meinen Sie Dieß, Sir David? Erläutern Sie sich, ich höre Sie mit Vergnügen.

Sir David. Ich will mich so kurz und bündig fassen, wie ein Naturforscher. Es gibt buchstabirende Vielfräße, duselnde Vielfräße, lokomotive und politisirende Vielfräße, einer Menge Unterabtheilungen und Varietäten gar nicht zu gedenken. Diese Polyphagen sind sicherlich geboren, die Geduld der Sterblichen zu üben, und in der menschlichen Gesellschaft Aerger und Langeweile nicht aussterben zu lassen. Für die kleine Summe von vier bis sechs Guineen des Jahrs genießen sie das Vorrecht, alle Zeitungen allein zu lesen, die Galle des Jähzornigen kochen zu machen, und den Ungeduldigen in Verzweiflung zu bringen.

Lord. In welcher Gemüthsruhe ist der Alte gerade über seinem Schmause her!

Sir David. Es liegt etwas Furchtbares in der unerschütterlichen Kälte, mit der diese Polyphagen in den Lesegesellschaften stundenlang ihrem Verschlingungsgeschäft obliegen. Mich wenigstens durchrieselt immer ein kalter Schauer, so oft ich das Lesezimmer betrete, um einen Zeitungsartikel zu lesen. Stets hat es das böse Geschick so gefügt, daß ein Polyphag gerade des Journals sich bemeistert hat, das ich gerne übersliegen möchte, und meist muß ich gehen, ohne meine Neugier befriedigt zu haben. Ich habe sie klassifizirt.

Lord. Wie! Lassen Sie hören.

Sir David. Der buchstabirende Vielfraß: er ist in seiner vollständigen Inkarnation vorhanden in der Person des Herrn Simkins, eines Kaufmanns, der sich von seinem Geschäfte zurückgezogen hat. Der Segen Gottes ruht auf Herrn Simkins, und er hat die vierundzwanzig Stunden des Tags ganz zu seiner Verfügung: acht davon bringt er mit Schlafen zu, die andern sechzehn im Klub; von diesen sechzehn gehen zwei mit Essen, Tabakschnupfen, Husten und Gähnen hin, so daß ihm noch vierzehn Stunden für die löbliche Arbeit des Zeitungsbuchstabirens übrig bleiben. Es ist ein sehr freundlicher Mann, und auf den ersten Blick sollte man kaum denken, daß er im Stande sey, seinen Klubsmitmenschen solches Martyrthum anzuthun; aber gerade dieses sanfte, freundliche, lä-

chelnde Ungeheuer verursacht mehr Harm und Qual, als zwei predigende jungfräuliche Kaffeeschwestern, als ein keifendes Weib, eine versalzene Suppe, oder ein sogenannter englischer Sommer, der nämlich in drei Monaten Regenwetter besteht.

Herr Simkins beginnt seine grauenvolle typographische Mahlzeit, indem er den Titel der Zeitung zusammenbuchstabirt, und dann Zeile für Zeile fortfährt, bis er an die seligen Worte: „Gedruckt bei" u. s. w. gelangt ist. Die Leading Artikel kommen bei ihm nicht zuerst. Mit größter Emsigkeit macht er sich vordersamst bekannt mit Allem, was der Welt fehlt, mit allem verloren Gegangenen, allen Gesuchen und Nachfragen u. s. w.; dann wandelt er langsam zu den Paketbooten, die nach Bombay, Calcutta u. s. w. segelfertig sind; dann mustert er alle Köche, Hausmägde und Bedienten durch, die einen Dienst suchen, und fällt nun erst mit rechtem Heißhunger über die neuerscheinenden Bücher her. Damit fertig verschlingt er die auswärtigen Nachrichten, und läßt kein Jota davon übrig, begibt sich sodann ins Ober- und Unterhaus und macht sich endlich über die Tagesereignisse her; nichts ist für seinen Zahn zu hart, nicht die Kalamität einer alten tauben Frau, die von Paddington's Kutsche überfahren worden ist, nicht der Dachdecker, der neun Stockwerke herabgestürzt ist und Arme und Beine gebrochen hat, nicht ein wüthender Hund, der ein Kind jämmerlich zerfleischt hat. Hinuntergeschlungen werden, ohne ein Gesicht zu verziehen, die schauderhaftesten Mordgeschichten; dann beschnüffelt er Alles, was in St. Giles vorgegangen ist; furchtlos stürzt er in brennende Häuser und Schiffbrüche, und nachdem er so alle Gefahren überstanden, und wie Tamino durch Feuer und Wasser gegangen ist, begibt er sich in die Gerichtshöfe, hört da alle Verhandlungen über Polizei- und Kriminalfälle an, und gelangt sofort ganz natürlich in die Bowstreet, wo er alle nächtlichen Ruhestörungen und Diebereien vornimmt und endlich in die Kurse und Papiere fällt, wo man ihn in Gottesnamen so lange er lebt liegen ließe; allein weit gefehlt! Husch ist er wieder auf den Beinen und wandert gesetzten Schrittes fort und fort durch alle Geburts- und Heirathsanzeigen, läßt sich nicht einmal durch den Schlagbaum der ganzen Welt — den Tod aufhalten, sondern geht noch über das Grab hinaus in die Versteigerungen, bis er wieder angelangt ist, wo die Herkulessäulen: „Gedruckt bei" u. s. w. stehen. Und Alles Dieß vollbringt er Schritt für Schritt, Buchstaben für Buchstaben mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer.

Lord. Nun, meiner Treue, Sir David. Sie sind trefflich im Zuge. Fahren Sie fort.

Sir David. Der Stoff ist auch ganz darnach. Ist es nicht wirklich erstaunenswürdig, daß dieser Mann nie ermüdet? Niemals bemerkt man an ihm nur die geringste geistige Abspannung. Seine Kenntniß der Welt muß unermeßlich seyn, sollte man denken — seine Gelehrsamkeit ungeheuer — seine Großmuth ein Meerwunder — seine Langmuth unerschöpflich — sein Gleichmuth unerschütterlich — und doch wenn man dieses Gesicht betrachtet, liegt nicht darauf eine solche bescheidene Bewußtlosigkeit und paradiesische Kindesunschuld, daß man glauben sollte, seine Herkulesarbeit achte der würdige Mann nicht eines Hellers werth? Gewiß dieser Riesenberg von Nachfragen, Todtschlägen, Unglücksfällen, Brandstiftungen, Kriminaluntersuchungen, Hinrichtungen, Püffen, Schlachten, Polen, Russen, Staatspapieren, Wahlen, Köchen, Bedienten, Theaterangelegenheiten, Schiffen, Geburten, Heirathen und Todesfällen, ist für ihn ein Maulwurfshügel. Welche philosophische Ruhe, welche erhabene Gleichgültigkeit, ich wette, nicht so bald hat er die ganze erschreckliche Wanderung durch die Höhlen des menschlichen Elends zurückgelegt, so weiß er auch schon kein Wort mehr davon. Nicht minder groß ist seine Bescheidenheit, denn fragen Sie ihn nachher nur um das Geringfügigste, was er gelesen hat, und er wird Ihnen keine Antwort geben können.

Lord. Und wie steht es mit Ihren übrigen Klassen der Polyphagen?

Sir David. Ich will deren nur noch zwei anführen. Hier ist der duselnde Vielfraß, Herr Thomas Bridegroom. Seine zanksüchtige Frau und das Heergeschrei eines Nestes voll Kinder, sind dem Geschmack am Stillleben und träumerischen Kopfhängen des Herrn Thomas Bridegroom so zuwider, daß er sich aus dem häuslichen Sturmesbrausen herflüchtet in dieses elisäische Gefild, in dieß stille Meer, in diesen ruhigen Hafen der Lesegesellschaft. Man sagt, einige Menschen seyen erschaffen für das Gute, andere für das Böse, einige um Buße zu thun und das Himmelreich zu erwerben, andere endlich zu essen und zu trinken, und die unorganischen Stoffe zu verarbeiten. Herr Thomas Bridegroom hat hierüber eine weit höhere Ansicht; seinem unerschütterlichen Glauben nach, ist der Mensch ein Kindlebendes Thier, dessen Lebenszweck es ist, seine Zeit in Lesegesellschaften zu verduseln. Auf die Minute findet er sich hier ein, seinen Glauben durch die That zu bewähren, und kein Opiat kennt er von solcher Wirksamkeit wie eine Zeitung. Kaum hat er den Fuß über die Schwelle gesetzt, so fällt er wie ein Stoßvogel über ein oder zwei Journale her, läßt sich dann in breitester Gemüthsruhe in einem Armstuhl am Kamin nieder, und beginnt seine magnetischen Manipulationen. In ungetrübter Heiterkeit gehen diese vor sich. Nichts bewegt die spiegelglatte Meeresstille seiner Seele, seinen friedlichen Beruf stört nicht das abenteuerliche Leben seines Nachbars Simkins, der durch Unglück, Blut und Gefahren fortgetrieben wird. Doch mitten in seinem süß duselnden Traume weiß er sich wie durch einen wunderbaren Instinkt das Bewußtseyn vor jeder nahenden Gefahr zu bewahren. Kaum wird Jemand sich ihm nähern können, ohne daß er aus Furcht, des köstlichen Papieres beraubt zu werden, mit dem er in magnetischen Rapport steht, sogleich weit die Augen aufreißt. Mit wie ängstlicher Besorgniß hält er sein Arkanum umklammert! Welch ausdrucksvoller Augenblitz des Verdrusses wird auf den raschen Unbesonnenen geschleudert, der in den Zauberkreis seiner Meditationen einzubrechen wagte! Es hält schwer zu sagen, wer die Mitglieder des Klubs mehr in Noth und Harm versetzt, ob Herr Simkins oder Herr Thomas Bridegroom. Der erstere kann doch noch durch irgend einen Zufall aus seiner Verschanzung herausgeschlagen werden, allein welche Hoffnung bleibt Denen, die auf letztern sich vertrösten? Da er nie ein Wort von der Zeitung liest, die er in der Hand hält, so ist man nach drei Stunden mit ihm gerade so weit als im ersten Augenblick. Es ist zum Verzweifeln!

Lord. Weiter, Sir David!

Sir David. Noch eine dritte Art Vielfräße habe ich erwähnt, es sind die lokomotiven, politisirenden. Zwar himmelweit

verschieden von den beiden vorigen ist diese Spezies doch eben so langweilig, und quält uns oft mit noch schrecklicheren Tantalusleiden. Ein herrliches Exemplar hievon ist Sir William Taylor, der Ihnen als ein höllenmäßiger Politiker bekannt ist. Getäuscht in seiner Hoffnung, einen Sitz im Parlament zu erhalten, läßt er nun die Geißel seiner Weisheit, die der St. Stephans Kapelle zugedacht war, an jedem aus, der ihm in die Hände fällt. Er hat Grütze im Kopf und Alles vorausgesehen und vorausgesagt, er gibt mit bedeutenden Winken zu verstehen, was eigentlich die Leading Articles gemeint haben wollen, und sieht auf eine Meile weit das Schnackenbein, über das die Minister fallen und den Hals brechen werden; dabei hält er seinen Mann am Rockknopfe, und wenn man den beiden andern Polyphagen-Arten entrinnen kann, so hängt man an diesen wie an einer Leimruthe fest. Auf den Fußzehen im Zimmer umhertrippelnd und wispernd, denn im Klub verbieten die Statuten das laute Reden, erläutert, erklärt, zerlegt und bekrittelt er die Zeitungen, während Diejenigen, denen das schwarze Loos gefallen ist ihn anzuhören, vor langer Weile sterben möchten, und Andere, die einen Blick in die Zeitung zu thun sich sehnen, vor Ungeduld.

Lord. Sieh da, so eben kommt er auf uns zu. Adieu, mich ruft ein Geschäft zur guten Stunde. Sehen Sie, wie Sie mit ihm fertig werden.

Der Besuch des Dey's von Algier zu Vincennes.

Vor einigen Tagen besuchte Hussein Pascha das Schloß von Vincennes, und der Kriegsminister hatte deßhalb die geeigneten Anstalten zur Aufnahme des Dey's verfügt. Hussein kam Vormittags zu Vincennes an, begleitet von Hassuna Dshiere, einem der angesehensten Bewohner von Tripolis, den man wohl ungerechter Weise der Ermordung des Majors Laing bezüchtigt. Die gerichtlichen Verhandlungen über diese Anklage werden demnächst zu London vor sich gehen. Einige Zeit nach Ankunft des Dey's sah man nahe bei der Batterie, wie die Artillerieschule ihre Uebungen begonnen hatte, einen Wagen halten, aus dem ein Türke von großer starkgebauter Gestalt in reicher Kleidung stieg; er trug über seinem goldgestickten lilafarbigen Gewande einen kleinen weißgefütterten Mantel von rother Wolle. Es war der Gesandte des Bey von Tunis, der nun mit Hussein Pascha den Geschützmanövern des eilften Artillerieregiments beiwohnte. Die drei Türken konnten nicht genug die Schnelligkeit bewundern, mit der diese furchtbaren Waffen bedient wurden, so wie sie in Erstaunen geriethen über die Geschicklichkeit, mit der man nach dem Ziele schoß. Eine Haubitze des Belagerungsgeschützes zerschmetterte zwei Scheiben mit einer und derselben Kugel. Auch mit Mörsern und Feldgeschütz wurden verschiedene Uebungen vorgenommen, die alle äußerst befriedigend ausfielen. Der Dey bezeigte zu wiederholten Malen seine Zufriedenheit auf die lebhafteste Art; er sagte, es freue ihn ungemein, sich wieder neben Feuerschlünden zu befinden; ihr Donner rufe ihm das Andenken an seinen vormaligen Dienst zurück (er begann seine Laufbahn in der türkischen Artillerie). „Der Geschützdonner," bemerkte er, „macht mir Vergnügen; es ist die Stimme von alten Bekannten." Er dankte dem General Gourgaud und dem Obristen des eilften Regiments, so wie allen Offizieren auf das Verbindlichste für ihre Gefälligkeit gegen ihn. „Ich schätze mich sehr glücklich," sagte er, „mich den Kameraden so ausgezeichneter Männer nennen zu können; ich sage Kameraden, weil in allen Ländern der Welt die Artilleristen Kameraden sind." Das Manöver einer reitenden Batterie überraschte den Dey durch ihre Schnelligkeit aufs Höchste. „Das ist herrlich," sagte er; „das ist etwas ganz Anderes, als das schönste Schauspiel in der Oper."

Nachdem die Uebungen vorbei waren, führte der General Daumesnil, der sich mit Hussein viel über den Feldzug in Aegypten unterhielt, den Pascha ins Innere des Schlosses, wo er die Kapelle und das Zeughaus besuchte. Der Gouverneur lud Hussein und seine Landsleute zu einem Frühstücke ein, nach welchem diese einem Versuch mit einer achtzigpfündigen Kanone beiwohnten, die von dem Obristen Paixhans probirt wurde, und vielleicht noch einiger Verbesserungen bedarf. Auf der Terrasse des Schlosses, so wie auf dem Polygon, war der Dey fortwährend von liebenswürdigen Frauen und Mädchen umringt, an die er die verbindlichsten Worte richtete. Alle überzeugten sich, daß der Türke, den man in Paris als einen häßlichen Kobold geschildert hatte, ein guter, heiterer und liebenswürdiger Greis sey. Der Dey verließ gegen zwei Uhr Vincennes, durchdrungen, wie er sagte, von der größten Dankbarkeit gegen den General Daumesnil und Gourgaud, und entzückt von einem so glänzenden Empfange.

Vermischte Nachrichten.

Der aus seiner Verbannung zurückberufene General Santander (s. Ausl. S. 1024) hat vor seiner Abreise nach Columbien in die französischen Zeitungen folgendes Schreiben einrücken lassen: „Im Begriffe, Europa zu verlassen und in mein Vaterland zurückzukehren, halte ich es für Pflicht, die Gefühle der Dankbarkeit auszusprechen, die mir die in allen Ländern Europa's, welche ich durchreiste, gefundene wohlwollende Aufnahme auferlegt. Aus meinem Vaterlande verbannt, nachdem ich durch das ungesetzmäßigste Verfahren zum Tode verurtheilt worden war — ein Verfahren, dessen geringste Ungesetzlichkeit darin bestand, daß man mir nicht einmal eine Vertheidigung gestattete — hatte ich das Glück, in den Hauptstädten Europa's mit der verbindlichsten Gefälligkeit aufgenommen zu werden und dort die ausgezeichnetsten Gesellschaften zu besuchen. Zu London, Edinburg, Paris, Frankfurt am Main, Nürnberg, Regensburg, München, und vorzüglich zu Florenz, Rom, Paris, Altona und Hamburg, wurden mir Aufmerksamkeiten und Artigkeiten erzeigt, die ich stets im Andenken behalten werde. Hamburg, die erste europäische Stadt die ich sah, verdient insbesondere einer vorzüglichen Erwähnung. Ich schätze mich glücklich, den interessantesten Theil Europa's durchreist und längere Zeit zu Paris verweilt zu haben, wo ich von einer Menge Personen ohne Unterschied des Standes und der Meinungen, sowohl unter der gestürzten Regierung als unter der des Julius, mit Güte überhäuft wurde. Voll von Dankbarkeit beschränke ich mich vorläufig darauf, hiemit dieselbe öffentlich auszusprechen, indem ich die günstige Gelegenheit erwarte, die mir verstattet, allen Personen, die mich mit ihrer Güte überhäuften, zu beweisen, daß meine Erkenntlichkeit aufrichtig ist."

„J. P. Santander."

Das englische Hofjournal berichtet: „Zu London wird zum Andenken der Sympathie des englischen Volks für die französische Revolution eine sehr schöne Denkmünze geschlagen. Man erblickt auf dem Gepräge derselben einen geflügelten Genius, der in der einen Hand eine Fackel, in der andern einen Lorbeerzweig über den Erdkreis hält; neben ihm befindet sich ein Schlangenstab und ein Horn des Ueberflusses, Symbole des Glücks und des Handels. Ein Anker, ein Gesetzbuch, zwei Hände, die ein Schwert halten, dessen Spitze die Freiheitsmütze trägt, nehmen das übrige Feld der Münze ein, auf der die Worte zu lesen sind: „Alle Menschen sind Brüder." Die Kehrseite stellt die drei Juliustage dar mit der Randschrift: „Die englische Nation dem französischen Volke."

Ein Schreiben aus Bayonne sagt: „Seit einiger Zeit ging das Gerücht in Tortosa, daß man im Ebro ein Ungeheuer erblickt habe; man betrachtete jedoch die Nachrichten hierüber als eine lächerliche Täuschung. Einem kürzlich von der Polizei gegebenen Berichte zufolge sah ein gewisser Felix Salvado, der von Tortosa nach Amposta ging, genug davon, um das Daseyn des Ungeheuers versichern zu können. Er gibt an, daß er nahe an seinem Boote eine furchtbare Schlange gesehen habe, welche durch den Fluß schwamm und dann sich in einem Weidenwäldchen verlor. Die Länge des Thiers schien ungefähr fünf und zwanzig Fuß und die Dicke drei Fuß. Obgleich das Ungeheuer bis jetzt, so viel man weiß, noch kein Unglück angerichtet hat, so sind doch die wirksamsten Maßregeln ergriffen werden, um es zu entdecken und zu tödten.

Unter den Arbeitern in den Eisen- und Kohlenbergwerken von Merthyr Tydvil dehnen sich die Genossenschaften aus und nehmen einen immer feindseligern Charakter an. Sie haben sich, eben so wie die Arbeiter in den Kohlenbergwerken von Monmouthshire und Glamorganshire, in Clubs oder Logen gebildet. Ihr angeblicher in gedruckten Statuten enthaltener Zweck ist gegenseitige Unterstützung, wenn sie ohne Arbeit sind, und die Verhinderung von Abzügen im Arbeitslohne; es gibt aber noch andere Artikel, die nur den Eingeweihten mitgetheilt werden, welche schwören, das Geheimniß zu bewahren; und diese zielen dahin ab, ihre Herren in der Verwaltung der Werke zu kontrolliren, und ihren Arbeitslohn zu erhöhen, ohne Rücksicht auf die Vortheile, welche ihren Herren aus ihrer Arbeit erwachsen. Die Eigenthümer von sechs ausgedehnten Bergwerken haben sich entschlossen, nach einer bestimmten Zeit keinen Arbeiter mehr anzunehmen, der Mitglied irgend einer solchen Verbindung ist. Welche Feindseligkeit zwischen den Mitgliedern dieser Verbindungen und den Arbeitern besteht, welche nicht darein treten wollen, davon ist folgender Vorfall ein furchtbarer Beweis: In den Bergwerken von Merthyr stürzte vor einiger Zeit ein Arbeiter und brach den Arm, die andern Arbeiter sahen es und weigerten sich, ihm zu helfen, „weil er nicht von der Verbindung sey.“ Der Unglückliche mußte sich so gut er konnte aus dem Bergwerke heraushelfen, sank aber auf dem Wege ohnmächtig nieder, und die andern Arbeiter ließen ihn mitleidslos ohne Hülfe liegen.

•

Die Herausgabe des Werks von Humboldt und Bonpland über Südamerika, die durch Humboldts Reise nach Sibirien, an die Gränze von China und das kaspische Meer bis jezt unterbrochen worden ist, wird nun von dem berühmten Reisenden mit erneuertem Eifer fortgesezt. Herr Humboldt ist eben im Begriffe, den dritten Theil der „Relation historique du voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“ zu beendigen, an die sich ein Atlas anschließen wird, der eine geognostische Karte der Cordilleras, der Andes von Cap Horn bis an den Isthmus von Panama enthält. Es bleibt sodann nur noch die Herausgabe eines einzigen Bandes übrig, der die Reiseberichte über den Chimborasso und die Vulkane des Plateau von Quito und einige Bemerkungen über Zoologie und vergleichende Anatomie liefern wird. So nähert sich also dieses prachtvolle Werk, das großartigste Denkmal, das noch von dem Genie den Naturwissenschaften errichtet wurde, seiner Vollendung. Die Naturgeschichte, Geologie, Geographie, Astronomie und historischen Denkmäler eines Kontinents umfassend, dessen Durchforschung der unermüdliche Gelehrte sein ganzes Leben geweiht hat, wird es in der vollständigen großen Ausgabe 28 Bände, nämlich eilf in Quart und 17 in Folio bilden, die von mehr als 1300 Karten und Abbildungen von Pflanzen, Thieren, historischen Denkmälern u. s. w. begleitet sind.

•

Auf einem in der Rotunde von Dublin gegebenen Festballe erschien die Charaktermaske des Terry Alt, die von einem Herrn M'Dermott aus der Grafschaft Roscommon sehr gut durchgeführt wurde. Sobald der Marquis von Anglesea, von Offizieren und Gefolge umgeben, in den Saal trat, drängte sich Terry Alt durch den dichten Kreis der vornehmen Welt, die den Marquis umgab, und schrie: „Ha, wer hat ein besseres Recht den Marquis zu bewillkommnen, als einer seiner besten Freunde? Plaz gemacht, damit der arme Terry seine loyale Gesinnung an den Tag legen kann!“ Es entspann sich hierauf zwischen dem Marquis und Terry Alt folgende Unterredung: „Mein Freund Terry,“ sagte der Marquis, „seyd Ihr es? Es freut mich, Euch zu sehen.“ — „Nun, meiner Treu, Eurer Herrlichkeit Gesicht ist uns so willkommen, wie der Sonnenstrahl an einem Wintertage — es ist das einzige Ding, daran wir uns trösten.“ — „Terry, ich hoffe Manches thun zu können, um Eure Lage wirklich zu verbessern.“ — „Ja, ja, Eure Herrlichkeit würden für uns alles Gute thun, wenn Sie könnten. Aber wir finden wenig an Ireland, um es zu lieben, wie es Dieß verdient. Lang lebe es, das arme Geschöpf; es ist lange her, daß es keinen Topf voll Kartoffeln zu kochen hatte!“ — „Ich hoffe, es wird nicht lange mehr so bleiben. Ihr müßt Geduld haben!“ — „Geduld! Ei, Das ist eine merkwürdige Eigenschaft von mir. Nicht ein Wort, nicht ein Schlag von mir trifft Einen, der kein Feind des Landes ist. Ach, was um des Himmels willen soll der arme Terry anfangen, wenn Eure Herrlichkeit uns verlassen?“ — „Dann, Terry, müssen wir uns nach einem bessern umsehen.“ — „Ha, Das leugne ich Eurer Herrlichkeit ins Gesicht — Das ist nicht möglich; doch jedenfalls hoffe ich, Sie werden uns nicht verlassen, bis Sie uns in Ordnung sehen.“ — Terry stellte nun dem Lord seine Ehehälfte vor, und nachdem der Marquis ihm zu einer so schönen und artigen Frau Glück gewünscht, verlor sich Terry mit seiner anmuthigen Gespons unter der Versammlung im Saale.

•

Im vorigen Jahre ward in England die Biertaxe abgeschafft und nur die Malztaxe gelassen; diese trug damals vierthalb Millionen Pf. St. ein. In diesem Jahre soll die Malztaxe auf fünf Millionen Pf. St. gestiegen seyn; dagegen sollen die Branntweinbrennerien abgenommen haben. Man schreibt Dieß zum Theil den Mäßigkeitsgesellschaften zu.

•

Wenn in England ein neuer Pair kreirt wird, so hat er an Sporteln an das Wappenamt und ähnlichen Ausgaben ungefähr sechshundert Pf. St. zu zahlen. Dieß ist mehr als ein von der Regierung besoldeter französischer Pair jährlich einnimmt.

Nachlese aus dem Figaro.

Die Cholera wird nicht nach Paris kommen, sie hat dem Herrn von Quelen den Auftrag gegeben, die Stadt in Trauer zu versezen. — Herr Thiers verzweifelt, im Pantheon beigesezt zu werden, da es nur für große Männer bestimmt ist. — Der Kaiser Nikolaus hat eine neue Aushebung von dreimalhunderttausend Mann befohlen; man versichert zu Aufrechthaltung des europäischen Friedens. — Die preußische Staatszeitung glaubt zur Beruhigung ihrer Abonnenten anzeigen zu müssen, daß ihre Blätter schon auf ihrem Bureau durch Dampf gereinigt werden, wenn nicht durch blauen Dunst. — Herr Geoffroy St. Hilaire stopft zu sehr billigen Preisen Papagaien und Pairs aus. — Herr von Martignac hat für das laufende Jahr ein Patent auf Anfertigung von Thränen, Seufzern, Wehklagen, sauern Gesichtern, Schluchzen und Zähnklappern für Leichenbegängnisse, Thronentsteigungen, Wahldurchfälle, Familienbetrübnisse und traurige Ereignisse aller Art erhalten. — Aus Liebe zum Phantastischen nimmt Herr Cousin alle Morgen zwei hofmännische Tropfen.

Eine Zeitung sagt, Don Pedro habe zu Meudon ein Magazin von Diamanten angelegt, Se. Majestät sollte in der Folge aus dem Erlöse seiner Edelsteine sich eine Straße von Pflastersteinen kaufen. — Die Sizungen der Pairskammern finden jezt im Mondscheine statt. — Karl X hat Herrn Berryer einen herrlichen Blasbalg (soufflet, auch Ohrfeige) geschickt, um das heilige Feuer der Legitimität wieder anzufachen. — Herr Cousin hat im Sinne, die Universitäten blau zu sieden — in Berlinerblau. — Herr von Briqueville hat der Kammer die Vertreibung Karls X und seiner Familie vorgeschlagen. Ein kühner Streich in dieser Zeit! — Es ist die Rede davon, aus den Ruinen des Luxemburg ein Grabmal der Legitimität zu bauen. — Belgien will zwei Kammern haben und hat bis jezt noch kein Kabinet. — Man hat zu London berechnet, daß die Verhandlungen über die Reformbill 851½ Stunde weggenommen haben. Die Reform wird sich unfehlbar mit der Zeit machen. — Die Stelle eines Generalvikars ist bei dem Erzbisthum von Paris erledigt. Herr von Quelen bietet sie der Cholera an. — Neun und zwanzigtausend Häuser sind zu Pera abgebrannt. Dieses Unglück hätte sich nicht ereignet, wäre Herr von Lobau Gesandter in Constantinopel gewesen. — Herr Sebastiani schnizt seine Diplomatie nach dem Fuße des Herrn von Talleyrand. — Die Fähigkeit des Herrn Sebastiani wird mit dem Fuße des Herrn von Talleyrand gemessen. — Der König von England hat neue Pairs geschaffen. Frankreich hätte ihm einhundert fünfzig Stücke wohlfeil ablassen können. — Wie der Herr Abbé de Pradt einst Napoleon den Jupiter-Scapin nannte, so hat er sich selbst jezt den Namen Harlekin-Bossuet beigelegt. — Man versichert, der Dey von Algier möchte gern einen lebendigen Pair sehen. — Der Herr Erzbischof von Paris hofft in Kurzem Heinrich V und die Pest in Notre Dame empfangen zu können. — Herr Geoffroy St. Hilaire bittet die Herren Pairs von Frankreich, ihm ihre Kinder zu schicken; er verspricht sie um Billiges in Weingeist zu sezen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.


Stanford University Libraries
3 6105 014 937 440

